UNGARISCHE RUNDSCHAU

FÜR HISTORISCHE UND SOZIALE WISSENSCHAFTEN

UNTER MITWIRKUNG VON VIKTOR CONCHA, JOSEF HAMPEL, LUDWIG VON THALLÓCZY HERAUSGEGEBEN VON

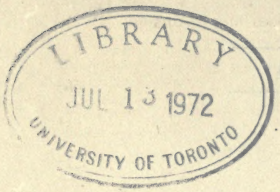
PROF. DR. GUSTAV HEINRICH

GENERALSEKRETÄR DER UNG. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

II. JAHRGANG ▫ 1913

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG

Alle Rechte vorbehalten.



DB
901
U532
Jg. 2

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhalt des II. Jahrganges.

Aufsätze:

Seite

Angyal, David, Die diplomatische Vorbereitung der Schlacht von Varna (1444) 518
Barabás, Abel von, Petőfi als Naturphänomen 596
Bertha, Alexander de, Nikolaus Zrinyi, der Dichter (1610—1664) 356
Berzeviczy, Albert von, Paul von Szinyei-Merse 24
— — Griechische Reiseskizzen. I. II. 293. 788
Bleyer, Jakob, Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt 639. 858
Bodenstein, Gustav, Das Statut der Belgrader «Deutschenstadt» von 1724 396
Csánki, Desider, Matthias, König der Ungarn 85. 316
Darkó, Eugen, Die letzten Geschichtschreiber von Byzanz 384
Ferdinandy, Géza von, Die Thronfolge im Zeitalter der Könige aus dem Arpadenhause 757
Forster, Julius, Das Grab der Königin Gisela in Passau 505
Fraknói, Wilhelm, Die Thronfolgeordnung im Zeitalter der Arpáden . . . 135
— — Die Heiratspolitik Ludwigs des Großen 497
Gragger, Robert, Lenaus ungarische Sprachkenntnis 180
Hegedüs, Stephan von, Die griechische Quelle zu Shakespeares zwei letzten Sonetten 586
Heinlein, Stefan, Die Anfänge des Freiheitskampfes der Griechen gegen die Perser 436
— — Neuere ungarische Forschungen zur Sylvesterbulle 911
Heller, Bernhard, Das Schwert Gottes 557
Kassowitz, Theod. Bruno, Eine Quellensammlung der Geschichte Albaniens im Mittelalter 818
Kenczler, Hugo, Die niederländische Porträtmalerei des XVI. Jahrhunderts. (Mit 11 Abbildungen.) 68
Kont, J., Petőfi in Frankreich 115
Leffler, Béla, Petőfi in Schweden 609
Lenhossék, Mich. von, Professor Aurel von Török (1842—1912) 214
Márki, Alex., Turaner in der Geschichte Asiens 626
Matlekovits, Alexander von, Die Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich 162
Molnár, Ludwig, Siebenbürgische Geschichtsquellen 919
Ortvay, Theodor, Maria von Habsburg, die Gattin König Ludwigs II. von Ungarn 340
Pecz, Wilhelm, Die Frage der Schriftsprache bei den heutigen Griechen . 218
Peisner, Ignaz, Graf Stefan Széchenyi in der Völkerschlacht 898
Reiszig, Eduard, König Sigmund und die Johanniter 922
Rubinyi, M., Das Problem der Weltsprache 189
Szegh, Desiderius von, Die Grenzen Albaniens 415
Szekfü, Julius, Die Servienten und Familiaren im ungarischen Mittelalter . 524
Thienemann, Theodor, Deutsche und ungarische Sprachpflege 44
— — Briefe aus der Goethezeit 823
Tisza, Stefan, Graf, Auf der Schwelle der Wahlrechtsreform 1
Trócsányi, Zoltán, Wer galt im XVI. Jahrhundert in Ungarn als Erfinder der Buchdruckerkunst? 229

*

Seite

Trócsányi, Zoltan, Ungarische Kultureinflüsse auf das Rumänentum im XVI. und XVII. Jahrhundert 223
Vargha, Julius von, Ergebnisse der Volkszählung in Ungarn 1911 257
Weber, Artur, Die Novelle von der Treulosen Witwe in Ungarn 455
Wertheimer, Eduard von, Zur Geschichte der ungarischen Altkonservativen. I. 737
Wertner, Moritz, Wer war «Bavarin Herzog von Bayern»? 32
— — Eberhard von Windecke und die ungarischen Namen. Richtigstellungen. 370
Závodszky, Levente, Die Mitglieder der Familie Héderváry in deutscher Gefangenschaft 904

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur:

Bayer, Josef, Bauernfelds Lustspiele auf der ungarischen Bühne 230
— — Der Aufenthalt eines deutschen Malers in Pest im Jahre 1820 252
— — Das erste Faust-Drama auf der ungarischen Bühne 390
— — Ungarische Calderon-Daten aus dem XVIII. Jahrhundert 716
— — Irrige Bilderdeutung deutscherseits 719
— — «Der Müller und sein Kind» in Ungarn 723
— — Heinrich Becks Dramen auf der ungarischen Bühne 929
Czeke, Marianne von, Das ungarische Shakespeare-Jahrbuch. 696
Fógel, Josef, Bohuslav Lobkovic von Hasistein unter den Humanisten von Ungarn 937
Förster, Aurel, Eine neue Ausgabe von Aristoteles De anima (Selbstanzeige) 242
Gálos, Rudolf, Das Theater in Temesvár 484
Gragger, Robert, Ein ungedruckter Brief Wielands aus 1777 242
— — Lenaus Schulzeugnisse 487
— — Lenaus Wohnhaus in Ofen (Buda). (Mit einer Abbildung.) 720
Heinlein, Stefan, Die ältesten ungarischen Drucke 705
Heinrich, Gustav, Ungarn in der «Weltliteratur» 690
Hellebrant, Arpád, Ungarns Bibliotheken 244
Kovács, Ludwig, Eine neue historische Zeitschrift in ungarischer Sprache. 692
Laban, Anton, Schleifer und Lenau 930
Matlekovics, Alexander von, Die Gemeindebetriebe in Ungarn 246
Pecz, Wilhelm, Pindars Tropen 706
Peisner, J., Die Anfänge der Zensur in Ungarn 250
— — Die Temeser Gespanschaft und die Stadt Temesvár 478
Racz, Ludwig, Graf Josef Teleki und Rousseau. 708
Sass, Andreas, Julie von Charpentier in Ungarn 729
Tarnai, Johann, Ein posthumes Werk des Grafen Stefan Széchenyi 732
Trostler, Josef, Drei Briefe des Grafen Mailáth an den Fürsten von Pückler-Muskau 393
— — Karl M. Kertbeny im Briefwechsel mit deutschen Schriftstellern 945
Weber, Arthur, Theodor Körners Braut 695
Wertner, Mor., «Carobert» 700
Závodszky, Levente, Das Wittenberger Rektorat des Grafen Emerich Thurzó. 468

Auf der Schwelle der Wahlrechtsreform.

Vom Wirkl. Geheimrat Grafen **Stefan Tisza.**

DIE Vorarbeiten des Gesetzentwurfes über das Wahlrecht sind im Zuge. Nur wenige Monate trennen uns von dem Zeitpunkte, da das öffentliche Leben Ungarns diese Frage auf konkreter Grundlage wird bewältigen und das schwerste Problem wird lösen müssen, das der heutigen Generation gestellt ist.

Eine ungeheuere Verantwortung wälzt sich auf unser aller Schultern. Unser Werk wird von entscheidendem Einflusse auf das Schicksal später Geschlechter sein; die Schwelle des zweiten Jahrtausends wird zum Ausgangspunkt einer schöneren Zukunft oder zum Beginne unrühmlichen Niederganges werden, je nach dem wir imstande sein werden, diese Fundamentierung der künftigen Entwicklung des nationalen Daseins zu vollbringen.

Es wäre herzlose Frivolität, schnödes Spiel mit den heiligsten Interessen der Nation, wenn wir unsere Aufgabe leichtsinnig, unbedacht anpacken würden. Wir müssen unsere beste Geisteskraft aufbieten und mit jenem Verantwortlichkeitsgefühl, von dem jeder Patriot durchdrungen sein soll, wenn seine Tätigkeit ins Innerste des nationalen Organismus einschneidet, in ernster, eindringender Untersuchung die Lehren aus den ausländischen Beispielen ziehen und unsere eigenen Verhältnisse objektiv unter das Skalpell nehmen. Das letztere ist sogar noch wichtiger als das erste. Wir müssen ein Wahlrecht schaffen, das uns geziemt, das inmitten unserer zeitlich und räumlich gegebenen tatsächlichen Verhältnisse in Wahrheit zum Wohle der Nation gereichen kann.

Diese Frage ist in ihrer Tragweite und Universalität erhaben über jeglicher Parteipolitik. Hinsichtlich der grundlegenden Gesichtspunkte unseres Wahlrechts müssen sich alle Ungarn, die auf nationaler Basis, auf der Grundlage der organisch-historischen Entwicklung stehen, in einem Lager zusammenfinden.

Mit denjenigen, die die nationale Basis und die historische Entwicklung leugnen und in der Scheinwelt aprioristischer Schlagwörter leben, suchen wir keine Verständigung. Weder hier, noch anderswo. Es ist ja eben der Daseinsgrund und der Beruf des «Magyar Figyelő»[1]), die auf der Feststellung der Tatsachen, der Lebenswirklich-

[1]) In dessen II. Jahrgange, Heft 17 (vom 1. September 1912) die vorliegende Abhandlung erschien. Anm. des Herausgebers.

keiten, der Lehren von Vergangenheit und Gegenwart aufgebaute echte Wissenschaft und die auf der richtigeren Auffassung des menschlichen Verstandes und Herzens beruhende tiefere Weltanschauung gegen das öde Zerstörungswerk Jener zu vertreten und zu verteidigen. Von deren Wirken droht nirgends größere Vernichtung, als auf dem Gebiete des Wahlrechts. Und wir bleiben nur uns selbst getreu, wenn wir mit den Lehren des realen Lebens in das verworrene Dunkel ihrer Theorien hineinleuchten.

Wir tun es ohne jede parteipolitische Färbung, Tendenz und Gebundenheit, mit der vollkommenen Freiheit der wissenschaftlichen Prüfung. Die nachfolgenden Darlegungen drücken die jeglichen Parteistandpunkts ledige, individuelle Überzeugung des Verfassers aus; er wünscht damit die richtige Beurteilung und Lösung der Frage nach bestem Können zu fördern, ohne den Details des einzureichenden Gesetzentwurfes und der eigenen Stellungnahme diesen gegenüber irgendwie präjudizieren zu wollen.

Es versteht sich von selbst, daß keinerlei Parteidisziplin den Verfasser veranlassen könnte, etwas anzunehmen, was nach seiner Überzeugung für die Nation gefahrbringend ist. Wer jedoch die Lösung der Frage ernstlich wünscht, muß sich sogar in wichtigen Details zu Kompromissen bereit halten, denn die befriedigende Erledigung des großen Problems läßt sich nicht denken ohne wechselseitige Kapazitierung und Nachgiebigkeit derjenigen, die inbetreff der Grundprinzipien übereinstimmen.

Die Wissenschaft hat, wie erwähnt, hier zweifachen Aufklärungsdienst zu tun. Sie muß die Wirkung des demokratischen Wahlrechts im Auslande aufdecken und ein möglichst genaues Bild von jenem Menschenmaterial liefern, das in unserem Vaterlande Einfluß auf die Geschicke der Nation erlangen würde, je nach dem wir uns in der Bahn des demokratischen Fortschritts vorsichtiger oder radikaler vorwärtsbewegen.

Daß wir uns dem Fortschritte nicht länger verschließen dürfen, darüber herrscht sicherlich kein Meinungsunterschied im Lande. Wir haben seit dem Zustandekommen unseres gegenwärtig bestehenden Wahlrechts grosse Wandlungen durchgemacht. Neue Kräfte sind entstanden und haben sich entwickelt. Ihr Bestreben, sich zur Geltung zu bringen, ist innerlich motiviert; es würde sich an der Nation rächen, wenn sie länger zurückgedrängt würden. Es fragt sich nur: wie weit können wir gehen? Wo ist die Grenze, die wir bei der Gewährung von Rechten nicht überschreiten dürfen, falls wir das Schicksal der Nation nicht unerprobten Händen anvertrauen wollen?

In der früheren Entwicklung der Menschheit: in der Geschichte Griechenlands, Roms, der italienischen Städte und in vielen anderen Beispielen wiederholt sich fast mit der ehernen Gesetzlichkeit des Fatums der typische Prozess, daß das Verfassungsleben der freiheitsliebenden Völker von der patriarchalen Monarchie zur Aristokratie, von dieser zu einer stets schrankenloseren Demokratie und schließlich zum Cäsarismus führt. Die Tyrannei der Aristokratien erweckt den Freiheitsdrang der Völker, die demokratischen Tendenzen; der Kampf und das Gleichgewicht der beiden bedeutet die Glanzperiode der Völker, und der zur ausschließlichen Macht gelangte Demos gräbt der Freiheit das Grab.

Das war der Gang der Entwicklung in der Vergangenheit. Muß er mit Notwendigkeit derselbe bleiben in der Zukunft? Ich glaube: nein. Denn die gesamte Entwicklung der menschlichen Gesellschaft hat ja neue Richtungen eingeschlagen und birgt die Möglichkeiten einer schöneren und besseren Zukunft in ihrem Schoße.

Die ganze wirtschaftliche, kulturelle Entwicklung der Neuzeit: alles, was auf materiellem und geistigem Gebiete von der Entdeckung Amerikas und der Reformation an, die französische Revolution hindurch, bis zu unseren Tagen geschehen ist, bietet die Vorbedingungen einer echten, auf bisher unerreichtem Niveau stehenden Demokratie. In der wirtschaftlichen und geistigen Evolution unserer Zeit tritt das Schicksal der großen Massen immer mehr in den Vordergrund, ihre Interessen gelangen immer mehr zur Geltung. Nicht kraft der lügnerischen Schlagwörter und der destruktiven Mittel des Klassenkampfes, sondern weil der Fortschritt der Naturwissenschaften und der Technik die Produktionsbedingungen umgestaltet und den wirtschaftlichen Grund zur öffentlichen Wohlfahrt gelegt hat; weil eine reinere, richtigere Auffassung die ganze menschliche Gesellschaft durchdringt, und die bessere Einsicht der führenden Klassen den Rahmen einer die Lage des ganzen Volkes verbessernden, dessen geistiges und sittliches Niveau hebenden Wirtschafts- und Kulturentwicklung gewährt. Die moderne Gesellschaft läßt die Masse des Volkes in solche wirtschaftliche, geistige und sittliche Lebensverhältnisse gelangen, die noch vor einem Jahrhundert bare Unmöglichkeiten, schwärmerische Utopien geschienen hätten. Damit sind der Ausbildung einer Demokratie die Wege geebnet, die über die zur richtigen Erledigung der öffentlichen Angelegenheiten erforderlichen wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte verfügt. Es duldet keinen Zweifel: wir schreiten der Demokratie entgegen. Einer schöneren, besseren und mächtigeren Demokratie, als je. Einer Demokratie, welche die politische

Macht in die Hände des an wirtschaftlicher Kraft, Bildung, sittlichem Werte und Verantwortlichkeitsgefühl stetig zunehmenden Volkes legt.

Es fragt sich nur: hält die soziale Entwicklung mit der politischen Schritt? Richtiger gesagt: geht die soziale Entwicklung der politischen voraus? Haben jene Volksschichten, die Anteil erlangen an der Bestimmung der Geschicke der Nation, die entsprechende Stufe der sozialen Entwicklung erstiegen? oder eilt umgekehrt die politische Entwicklung ihren eigenen notwendigen sozialen Vorbedingungen voraus, und die politischen Formen der Demokratie gelangen auf solche Schichten zur Anwendung, die dafür noch nicht reif sind?

Ausschließlich hiervon hängt es ab, ob die Demokratie der Sache der Freiheit, der allgemeinen Wohlfahrt, der Aufklärung und nationalen Größe, dem wirklichen Fortschritte dienen wird, oder ob sie, indem sie das Schicksal der Nationen und Staaten unbefugten Händen überläßt, die freiheitlichen Institutionen dem Niedergange, das Land der Zerrüttung und Gefahren entgegenführt und retrograden Tendenzen den Boden vorbereitet. Nun, wenn wir die Dinge von diesem Gesichtspunkte untersuchen, müssen wir inbetreff aller Kulturnationen die Wahrnehmung machen, daß, wie mächtig auch der Aufschwung der allgemeinen Bildung und der öffentlichen Wohlfahrt war, die soziale Entwicklung trotzdem noch nicht jene Stufe erreicht hat, welche die vollständige, unbeschränkte politische Demokratie ertrüge.

Dies gilt selbst inbetreff Englands. Und die soziale Entwicklung war doch nirgends in der Welt so kraftvoll, die politische Veränderung hielt nirgends so sehr Schritt mit der Hebung des materiellen und geistigen Niveaus der Massen. Die gesamten Lebensverhältnisse der unteren Volksklassen machten nirgends eine so rapide Wandlung durch, als während des letzten halben Jahrhunderts in England. Wenn auch die englische Arbeiterklasse noch in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts die abschreckendsten Beispiele des Elends, der Verwilderung, der Verlassenheit bot, heute stehen Erwerb, Kleidung, Erscheinung, Wohnung, kulturelle Ansprüche, mit einem Worte: der gesamte Lebensstandard des englischen Arbeiters hoch über jenem der Masse des kontinentalen Proletariats. Die Selbstverwaltung, welche die englische Arbeiterschaft in ihren mächtigen Vereinigungen hinsichtlich der Pflege ihrer vitalsten Interessen ausübt, bildet eine zweckmäßigere Schule des öffentlichen Lebens, als sonst irgendetwas; und der Verkehr mit den übrigen Gesellschaftsklassen nähert sich nach Form und Inhalt viel mehr den Postulaten der wirklichen Demokratie, als es sonst irgendwo

auf dem Festlande der Fall ist. Der soziale Aufstieg ist also in England ein größerer, kräftigerer, allgemeinerer, als in welchem andern europäischen Staate immer. Die politische Umgestaltung aber ist trotzdem eine stufenweise und vorsichtige. Die Reformbill von 1832 schließt die ärmeren Klassen noch absolut von der politischen Macht aus: bis 1867 besaß einzig die Mittelklasse politische Rechte, und die Wähler bildeten eine viel geringere Quote der gesamten männlichen Bevölkerung als bei uns. Erst im Jahre 1867 erlangten die in den städtischen Wahlkreisen wohnenden Arbeiter, 1885 die Arbeiter in den ländlichen Bezirken das Wahlrecht. Wohl in großer Anzahl, jedoch nicht sämtlich; denn selbst heute besitzen bloß diejenigen ein Wahlrecht, die über ein ständiges Heim, eine eigene Wohnung verfügen, so daß die Zahl der englischen Wähler nur etwa $^2/_3$ der volljährigen männlichen Bevölkerung beträgt.

Es gibt also selbst heute noch kein — in vollem Wortsinne genommenes — allgemeines Wahlrecht in England; es erstreckt sich bloß auf die ständigen Erwerb besitzenden, geregelteren Existenzen. Dennoch scheint es selbst in England, als ob die politische Entwicklung im Verhältnisse zur sozialen eine zu rasche gewesen wäre. Die große Mehrheit der gebildeteren Schichten der Nation wendet sich von der heute über die Majorität verfügenden politischen Richtung immer mehr ab. Die Anschauung, Führereignung und politische Gedankenwelt der englischen Intelligenz büßt den bis dahin geübten Einfluß auf die Geschicke der Nation immer mehr ein, und unter dem Drucke der Verhältnisse greifen sogar die englischen Konservativen immer entschiedener zu den Schlagwörtern und Kniffen der radikalen Demagogie.

Das alles macht sich denn auch schon fühlbar. Wer das öffentliche Leben dieser großen Nation mit sorgfältiger Aufmerksamkeit verfolgt, kann vor zahlreichen bedenkenerregenden Zeichen des Rückgangs unmöglich die Augen verschließen. Das öffentliche Leben Englands hat wesentlich an innerem Gehalte verloren. Das staatsmännische Niveau der Führer ist gesunken, die Werbekraft der demagogischen Mittel und Schlagwörter gewachsen, und die Stelle des auf die vorausblickende, konsequente Pflege der großen nationalen Interessen gerichteten Verantwortlichkeitsgefühls nimmt immer mehr das Buhlen um die Massengunst ein.

Erstaunlicherweise zeigt sich diese Erscheinung in noch größerem Maße in der Urheimat der modernen Demokratie, in Nordamerika. Die Umstände der Besiedelung der Vereinigten Staaten brachten naturgemäß die vollkommene politische Demokratie hervor. Die Persönlichkeit der ersten Einwanderer und deren sämtliche Lebens-

verhältnisse in der neuen Heimat zeitigten als natürliches Produkt die politische Demokratie, die inmitten der einfachen Verhältnisse der ersten Zeiten einwandfrei funktionierte.

Das änderte sich erst nach dem Unabhängigkeitskampfe. Anfänglich kaum merkbar, dann aber in Verbindung mit dem rapiden Aufschwunge der Vereinigten Staaten immer rascher. Die moderne wirtschaftliche Entwicklung, die komplizierten Lebensverhältnisse der mit märchenhafter Schnelligkeit emporwachsenden Großstädte, die berückenden Beispiele des raschen Reichwerdens und die immer allgemeiner werdende wilde Jagd nach dem Gelde und der damit Hand in Hand gehenden Macht, schließlich die Einwanderung, welche die bunte Masse aus allen Weltgegenden zusammenströmender Millionen in den Besitz politischer Rechte gelangen läßt: zerstören vom Grunde aus sämtliche Voraussetzungen der alten amerikanischen Demokratie. Neue Bestrebungen, neue Leidenschaften machen sich im öffentlichen Leben geltend, auf das nun alle Lebensprobleme einer in rapider Entwicklung begriffenen Weltmacht eindringen. Die Bahn öffnet sich dem politischen Streber, der in den durch die wirtschaftliche Entwicklung gebotenen ungeheuren Geldmitteln und den Millionen der mit dem Wahlrechte ausgestatteten neuen und schwächeren Elemente geeignete Werkzeuge für seine Unternehmungen findet. Die amerikanische Demokratie entfernt sich immer weiter von ihrem Ursprunge. Die Gestalt des Lüge und Korruption aufbietenden Abenteurers beherrscht immer mehr den Plan, und die Elite der Gesellschaft wendet dem öffentlichen Leben verdrossen den Rücken. Die Bezeichnung „Politiker" gilt fast als Ehrenbeleidigung. Um von anderem zu schweigen: der gegenwärtige Präsidentenwahlkampf wirft ein solch erschreckendes Licht auf die öffentlichen Zustände und die Führer dieser großen Nation, daß die selbstbewußte Truppe unserer Radikalen sich denn doch zu einer kleinen Selbsteinkehr veranlaßt sehen dürfte.

Amerika wird durch diese traurige Verderbnis seines öffentlichen Lebens nicht zugrunde gerichtet werden. Eine große, einheitliche Nation, in deren Gesellschaft so riesige Lebenskraft pulsiert, vermag selbst die Nachteile der elendesten Politik mit Leichtigkeit zu verwinden. Inmitten schwierigerer Verhältnisse lebende, von inneren und äußeren Feinden umgebene schwächere Nationen jedoch dürfen sich den Luxus eines solchen öffentlichen Lebens nicht gestatten und können der redlichen und besonnenen politischen Führung nicht entbehren. Wohin würde sie jene unbeschränkte Demokratie führen, die selbst in der reichen, gebildeten, selbstbewußten amerikanischen Gesellschaft derlei Früchte zeitigt?

Nicht minder lehrreich ist die Wirkung der politischen Demokratie in Frankreich. Die Führer des französischen Liberalismus wurden vom Radikalismus der großen Revolution sehr rasch geheilt. Das ist nicht zu verwundern. Die Schreckensherrschaft erteilte allen jenen, die den Traum der Volksfreiheit träumten, eine bittere Lektion. Daher wünschte die gesamte liberale öffentliche Meinung Frankreichs in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts die politischen Rechte auf die intelligenteren Schichten der Gesellschaft zu beschränken; man schoß dabei über das Ziel, und der hohe Zensus, den man aufstellte, entfremdete die große Masse der Nation dem Parlament und machte das konstitutionelle Leben zu einer verkünstelten, keine kräftigen Wurzeln im nationalen Boden besitzenden Treibhauspflanze. Diesem Zustande gegenüber tritt die parlamentarische Opposition für den gemäßigten Wahlzensus ein und es kommt zur Februarrevolution. Wie gewöhnlich kämpft das tatbereite Proletariat der Vorstädte den Kampf aus, und das Pfingstkönigtum der Radikalen proklamiert das allgemeine Wahlrecht. Was sie säten, erntet Napoleon, und der Cäsarismus spielt nahezu zwei Jahrzehnte hindurch die Massen, das allgemeine Wahlrecht gegen die liberalen Bestrebungen des aufgeklärten Mittelstandes aus. Erst der klägliche Zusammenbruch der Herrschaft Napoleons und die furchtbare Schande, Schaden und Gefahr, die er über die französische Nation gebracht hat, ändern an dieser Lage.

In den Tagen der nationalen Demütigung wendet sich das Vertrauen des schwergeprüften Volkes unwillkürlich seinen natürlichen Führern zu, und die große Mehrheit der Bezirke wählt, ohne sich viel um das politische Glaubensbekenntnis zu kümmern, diejenigen, die in ihrer Nähe sich der persönlichen Anhänglichkeit und des Vertrauens verdient gemacht hatten. In das erste Parlament der dritten Republik gelangen die hervorragenden Männer der französischen Gesellschaft in großer Anzahl sowohl aus dem monarchischen, als aus dem republikanischen Lager. Doch das währt nicht lange. Bei jeder neueren Wahl drängt sie die reaktionäre und die ultraradikale Demagogie immer mehr zurück.

Lange fließt der Kampf zwischen beiden mit zweifelhaftem Ausgange. In breiten Schichten des französischen Volkes schlummert, wie dies auch das Abenteuer Boulangers zeigte, der unbesiegliche Wunsch nach einer im Innern und auswärts imponierenden militärischen Autokratie. Vereint hätten Thron, Altar und militärische Gloire leichtlich die Majorität erwerben können. Frankreich wurde vor einem neueren monarchischen Abenteuer wahrscheinlich nur

durch den Wettstreit der verschiedenen einander paralysierenden Dynastien bewahrt.

Die Lage ändert sich nur allmählich. Das republikanische Regime wahrt die staatliche Omnipotenz und die Zentralisation mit unveränderter Starrheit. An Zynismus der Parteiherrschaft hält sie recht wohl den Vergleich mit dem zweiten Kaiserreich aus. Der beständige und konsequente Druck der Staatsgewalt trägt seine Früchte. Die monarchischen Parteien schrumpfen im französischen Parlament immer mehr zusammen und die äußersten radikalen und sozialistischen Gruppen reißen die Führung immer mehr an sich. Im Schoße der republikanischen Mehrheit haben sie die dominierende Rolle inne. Das gebildetere, gehaltvollere und freiheitsliebendere Element wird je länger, desto mehr in den Hintergrund gedrängt. Die Bahn politischer Erfolge verschließt sich völlig der Elite der französischen Gesellschaft, den Spitzen des liberalen französischen Mittelstandes. Die wechselseitigen Intriguen der mit den gröbsten Mitteln der extremen Demagogie arbeitenden Gruppen lenken die Geschicke der französischen Nation und verschaffen die Regierungsmacht — mit wenigen Ausnahmen — auf sehr niedrigem Niveau stehenden Politikern.

Unter den günstigsten Umständen verwirklichte sich die Institution des allgemeinen Wahlrechts im Deutschen Reiche: im Schoße einer hochgebildeten, in konsolidierten Verhältnissen lebenden einheitlichen Nation, deren soziale und staatliche Entwicklung in der Vergangenheit verhältnismäßig ohne zahlreiche Erschütterungen vor sich ging.

Die staatliche Ordnung und der soziale Frieden verfügen in Deutschland über mehr Kraftquellen und sind weniger Gefahren ausgesetzt, als irgendwo sonst; Ordnungsliebe, Achtung vor dem Gesetze und der Obrigkeit haben im deutschen Volke tiefere Wurzeln gefaßt, als in den übrigen Nationen des Festlandes. Vor allem aber: Deutschland kennt nicht die parlamentarische Regierung. Die Wirren des parlamentarischen Lebens wirken auf den Regierungskurs und die Bestimmung der nationalen Geschicke nicht unmittelbar ein, und die auf dynastischen, parlamentarischer Beeinflussung entzogenen Grundlagen organisierte Exekutive vermag auch inmitten aller Krisen des Parlaments, gegenüber dessen Krankheit und Schwäche die Konstanz und Aktionsfähigkeit des nationalen Lebens zu schützen und zu sichern.

Diesen Umständen ist es zu verdanken, daß die durch das allgemeine Wahlrecht verursachte Erschlaffung des deutschen Parlamentarismus dem nationalen Organismus keine tieferen Wunden

schlug. Welch nachteiligen Einfluß das allgemeine Wahlrecht auf den deutschen Parlamentarismus selbst ausgeübt hat, will ich hier nicht im einzelnen zeigen. Ich verweise auf das Ergebnis meiner vor einigen Monaten über diesen Gegenstand angestellten Untersuchung: daß das allgemeine Wahlrecht den politischen Einfluß der großen deutschen aufgeklärten Mittelklasse vernichtet hat. Es hat von Wahlgang zu Wahlgang gerade jene Parteien immer mehr aufgerieben, in denen die für die Freiheit und die großen nationalen Interessen empfänglicheren, gereifteren, höheren Elemente der deutschen Intelligenz zur Geltung gelangt wären. Diese Parteien bilden gegenwärtig insgesamt bloß 14,6 % des deutschen Reichstags und verschwinden immer mehr gegenüber den bunten Heerscharen der reaktionären und radikalen Gruppen. Insbesondere sind es die Vertreter zweier großen, einheitlichen, wohldisziplinierten Lager, die das allgemeine Wahlrecht in stets größeren Massen entsendet: die Sozialdemokraten und die Klerikalen. Diese beiden Parteien bilden auch im protestantischen Deutschland die Majorität des Abgeordnetenhauses; von den Abgeordneten der katholischen Länder aber — und in diesem Belange zeigt Belgien genau dasselbe Bild, wie die katholischen Länder des Deutschen Reiches — gehören $^3/_4$ der klerikalen oder der sozialdemokratischen Partei an.

Das Beispiel Deutschlands liefert den Beweis, daß das allgemeine Wahlrecht selbst unter so günstigen sozialen Verhältnissen, wie sie in Deutschland bestehen, die politische Macht der Intelligenz zerstört, die der Aufklärung und der mit der Ordnung vermählten Freiheit dienstbare liberale Richtung durch die Menge der Extreme erdrückt und ein Parlament hervorbringt, das in prinzipieller und persönlicher Hinsicht vollkommen unfähig ist, die Regierung einer großen Nation zu übernehmen und mit Erfolg zu führen.

Auch in Deutschland hat ein großer Autokrat die Sintflut des allgemeinen Wahlrechts auf das Parlament losgelassen, um den Liberalismus des Mittelstandes zur Ohnmacht zu verdammen. Dies war die Absicht, mit der Bismarck das Schlagwort vom allgemeinen Wahlrecht in das öffentliche Leben des erstaunt aufblickenden Deutschlands schleuderte. Er erreichte sein Ziel; doch dann rissen die entfesselten Dämone ihn selbst mit sich, und in dem aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen deutschen Parlament haben die mit dem Staate, den nationalen Gemeininteressen wenig rechnenden Bestrebungen der extremen Parteien sich den Lenkern des Deutschen Reiches nicht nur einmal in den Weg gestellt.

Einmal, unter geschickter Ausnützung außerordentlicher Umstände, gelang es Bülow, die deutschen bürgerlichen Parteien zu

KIR. FERENCZ JÓZSEF TUD. EGY. KÖNYVTÁRA

einem deutsch-nationalen Block zu vereinigen und gegenüber den klerikalen und sozialdemokratischen Parteien zum Siege zu führen. Aber auch dieser Erfolg erwies sich als ephemer. Der Bülowsche Block gehört bereits der Geschichte an, und die den extremen, radikalen und reaktionären Tendenzen zueilende, durch ihn für eine Weile unterbrochene Entwicklung setzt von neuem ihren Triumphzug fort.

Wenn das allgemeine Stimmrecht in Deutschland solche Verhältnisse erzeugte, kann es uns wundernehmen, daß seine Wirkung inmitten der um so vieles verwickelteren und ungünstigeren Verhältnisse Österreichs eine noch viel traurigere ist? Ich darf hier in Zusammenfassung meiner in zwei Artikeln über die Ergebnisse der österreichischen Reichsratswahlen[2]) dargelegten Erörterungen kurz konstatieren, daß:

1. das allgemeine Wahlrecht das Vertretungsverhältnis der einzelnen Volksstämme nur insofern geändert hat, daß es einen erheblichen Teil der deutschen Wahlkreise den internationalen Sozialdemokraten in die Hände spielte, während die sozialdemokratischen Vertreter der übrigen Volksstämme zugleich einen nationalistischen Charakter annahmen. Im Schoße der einzelnen Volksstämme aber drängte es die gemäßigteren, konzilianteren Elemente zugunsten der äußersten Tendenzen in den Hintergrund. Es verschärfte die nationalistischen Gegensätze und machte die Reibungen heftiger und brutaler.

2. Bei allen Volksstämmen, insbesondere bei den gebildeteren, drängte es die gemäßigteren, die Prinzipien und Auffassung der Intelligenz vertretenden Parteien zugunsten der die roheren Werkzeuge der Demagogie aufbietenden extremen Tendenzen in den Hintergrund, sodaß in das Lager der aufgeklärteren, gemäßigteren, politisch reiferen Richtungen bloß 19% der deutschen und 14% der czechischen Abgeordneten gehören, während 29, beziehungsweise 61 % den radikalen und ultranationalistischen Parteien, 19, beziehungsweise 25% der sozialdemokratischen Partei angehören und 33% der Deutschen christlich-sozial sind.

3. In Ansehung der persönlichen Eignung, politischen Bildung und Schulung hat es das Abgeordnetenhaus auf ein unglaublich elendes Niveau hinabgedrückt. Kaum die Hälfte sämtlicher Abgeordneten hat eine Hochschule absolviert und kann als gebildet gelten; und auch von diesen gehört der größere Teil den weniger gebildeten Volksstämmen an.

---

[2]) Magyar Figyelő vom 16. Juli und 16. Dezember 1911.

Die Lage ist gerade bei den gebildeteren Deutschen und Czechen noch trostloser als im Durchschnitte. Die Zahl ihrer Abgeordneten mit Hochschulbildung übersteigt kaum $^1/_3$ ihrer sämtlichen Abgeordneten. An politischer Schulung und an Gewicht aber sind selbst diese gebildeteren Elemente ganz unbedeutend. Es finden sich unter ihnen kaum Männer, die eine besondere Eignung zur Führung des politischen Lebens einer Nation besäßen; die lange Reihe jener vorzüglichen Männer der österreichischen Gesellschaft, die durch ihre Vorstudien, ihre Talente und ihre politische Vergangenheit zur Leitung der österreichischen Politik, zur Regierung dieses Staates prädestiniert wären, ist seit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts völlig aus dem Parlament hinausgedrängt worden oder behielt höchstens vermöge der Berufung ins Herrenhaus gewisse Reste ihrer politischen Rolle.

Ob man das Programm und die richtunggebenden politischen Ziele und Bestrebungen der Parteien, oder die individuellen Qualitäten der im Vordergrunde stehenden Personen betrachte: das österreichische Abgeordnetenhaus ist die klägliche Karrikatur eines Parlaments. Es ist nur geeignet, die Einrichtungen des freien Konstitutionalismus zum Gespötte zu machen und zu kompromittieren und die Nation, deren politisches Leben einen solchen Mittelpunkt, deren Bestrebungen einen solchen Exponenten, deren Selbstregierung eine solche Leitung besitzt, der Zerrüttung zuzuführen. Man vergleiche das österreichische Abgeordnetenhaus der sechziger und siebziger Jahre mit dem jetzigen, und man wird betroffen sein angesichts des erschreckenden Bildes des Niedergangs und des Verfalls sowohl in Ansehung der grundsätzlichen Richtungen der Parteien, als der führenden Personen.

Und nirgends zeigt sich ein tröstliches Moment, das für das Verlorene Ersatz böte!

Viele waren der Meinung, das die Interessen der Massen vertretende Volksparlament werde die unfruchtbaren Nationalitätenstreitigkeiten begraben. Eine trügerische Hoffnung. Die internationalen Schlagwörter des Klassenkampfes rissen bloß das industrielle Proletariat einzelner Großstädte mit sich. Überall sonst vibrieren die nationalen Bestrebungen und lodern die Leidenschaften des Rassenhasses auch in der Seele der unteren Klassen. Der Weg zum Vertrauen des Volkes, zum Mandat für das Volksparlament führt entlang der Gefühlsskala nicht nur des hungrigen Magens, sondern auch der nationalen Gehässigkeit.

Der Klassenkampf verträgt sich aufs schönste mit dem nationalen Hasse. Die sozialistische Demagogie verbindet sich mit der nationa-

listischen Agitation in rührender Einträchtigkeit, höchstens mit dem Unterschiede, daß die internationale Sozialdemokratie auf das nationale Selbstbewußtsein der fortgeschritteneren Volksstämme lähmend wirkt, während bei den auf niedrigerer Kulturstufe stehenden Stämmen auch der Sozialismus in die Hülle des extremsten Nationalismus schlüpfen muß. Die Kräfteverhältnisse verschieben sich also zugunsten der ungebildeteren kleineren, excentrischeren Nationalitäten.

Diese Wirkung wird noch gesteigert durch den Umstand, daß die Macht der Demagogie zumindest im Anfange sich mit ganzer Kraft gerade bei den relativ gebildeteren Stämmen geltend macht. Hier fegt sie die Intelligenz sofort hinweg. Die wirtschaftlich entwickelteren und verhältnismäßig gebildeteren deutschen und czechischen unteren Schichten werfen sich ohne Vorbehalt der extremsten Demagogie in die Arme. Sie wählen mit Vorliebe solche, die vermöge ihrer Bildungsstufe selbst zu den unteren Schichten gehören. Wirtschaftlich schwächere, zurückgebliebene Volksstämme hingegen bleiben zumindest einstweilen unter dem Einfluß der Intelligenz und wählen die Abgeordneten aus deren Reihen, sodaß nicht nur die polnischen, sondern auch die ruthenischen, südslawischen und rumänischen Abgeordneten im Durchschnitt einer höheren Bildungsstufe angehören, als die Deutschen und die Czechen. Auch dieser Umstand sichert den kleineren, exzentrischeren, zurückgebliebenen Nationalitäten wenigstens für einige Zeit eine gewisse Überlegenheit.

Alles zusammengefaßt: in Österreich, dessen Verhältnisse den unserigen so sehr ähnlich sind, zeigt sich unseren Blicken das Bild des hoffnungslosen, endgiltigen Bankerotts der nationalen Politik und des Parlamentarismus. Das allgemeine Wahlrecht hat die Intelligenz vollkommen zugrunde gerichtet; es hat diese eben bei den gebildeteren Volksstämmen um die politische Führung gebracht; es hat sämtliche zentrifugalen, destruktiven, extremen Tendenzen groß gezogen, alle Vortrefflichkeit aus dem Hause ausgeschlossen und ein Abgeordnetenhaus hervorgebracht, das die parlamentarische Regierungsform und eine selbstbewußte, ernste, erfolgreiche nationale Politik in verfassungsmäßigen Formen in der Tat total unmöglich macht.

Wir wollen nun die Lehren des Auslandes reassumieren: Überall in der Welt zeigt sich ein namhafter Fortschritt in der Richtung der wirklichen Demokratie. Die materielle, geistige und ethische Kraft der Gesamtheit der einzelnen Völker ist in steter Entwicklung be-

griffen. Die gebildeten Nationen nähern sich mit mächtigen Schritten jener Stufe der allgemeinen Wohlhabenheit und Bildung, welche die Errichtung der in politischem Sinne genommenen nationalen Demokratie ermöglicht. Wir nähern uns diesem Ideal, aber wir haben es noch nirgends erreicht. Und die übereilte Verwirklichung des wahrhaftig allgemeinen Wahlrechts hat sich ohne Ausnahme überall gerächt. Selbst die höchstentwickelte englische Gesellschaft findet sich nicht einmal mit der dort verwirklichten beschränkteren Form der Demokratie ohne Übelstände ab. Die unbeschränkte Demokratie vollends hat das öffentliche Leben der Vereinigten Staaten und Frankreichs zum traurigen Schauplatz der Korruption und der demagogischen Streberei erniedrigt; sie bewirkte, daß die wertvollsten sozialen Elemente dieser beiden großen Nationen sich verdrossen vom öffentlichen Leben abwendeten, oder sie schloß diese geradezu davon aus. Sie hat die mächtige Intelligenz der deutschen Nation zur politischen Ohnmacht verdammt und in Österreich dermaßen furchtbar klägliche Zustände geschaffen, daß eine ähnliche Lage für uns einfach nationalen Selbstmord bedeuten würde.

Das Parlament vermag nur dann seinem Berufe zu entsprechen, wenn im Programm der Parteien die Auffassung und Überzeugung der gebildetsten, zur richtigen Beurteilung der Probleme des Staatslebens, der großen nationalen Interessen geeignetesten Elemente Ausdruck findet, und wenn an der Spitze großer, aktionsfähiger Parteien die hervorragendsten, zur politischen Führung tauglichsten Männer das öffentliche Leben lenken. Die parlamentarische Regierungsform fördert nur dann den Fortschritt, die Aufklärung, die Freiheit und die nationale Größe, wenn sie der Elite der Nation die Macht verschafft. Ein jedes Wahlrecht, das die Feststellung der Ziele, der Richtung, der Prinzipien der nationalen Politik nicht in die Hände der Intelligenz legt und nicht die hervorragendsten Staatsmänner an die Spitze des öffentlichen Lebens der Nation gelangen läßt, drängt die Selbstregierung der Nation auf schiefe Bahnen und entwertet den Parlamentarismus.

Nun, die auf der ganzen Welt gemachte Erfahrung zeigt, daß das wirklich allgemeine Stimmrecht diese doppelte Selection heute noch in der umgekehrten Weise besorgt.

Nur wem die Beschäftigung mit den Tatsachen, den Lehren des Lebens als mit seiner Würde unvereinbar erscheint, wird es noch heute leugnen, daß die Einführung des allgemeinen Wahlrechts überall den Niedergang des Parlamentarismus zur Folge hatte. Man pflegt hierauf freilich mit der Seelenruhe des Geschichtsphilosophen

zu bemerken, daß den menschlichen Einrichtungen keine ewige Dauer beschieden sei, daß auch der Parlamentarismus verfalle.

Ich vermöchte diesen Trost selbst dann nicht mit ziemlicher Seelenruhe hinzunehmen, wenn mich mein Schicksal als den Sohn einer großen Kulturnation hätte das Licht der Welt erblicken lassen. Denn von allen bisher bekannten Regierungsformen dient ja die parlamentarische Regierung am besten dem Bunde von Ordnung und Freiheit, der Aufklärung, der freien Entwicklung der Nationen. Gewiß, wie jede menschliche Einrichtung, hat auch der Parlamentarismus zahlreiche Schattenseiten. Doch wir kennen keine andere Institution, die imstande wäre, ihn auch nur einigermaßen zu ersetzen. Aber als Söhne einer großen Kulturnation könnten wir dann immerhin einen gewissen Trost finden in dem Gedanken, daß die Lebenskraft großer Nationen eine größere Macht ist, denn jede rechtliche Form: eine unverwüstliche, lebendige Realität, welche die Krisen der Verfassungseinrichtungen siegreich überleben wird.

Wir sind jedoch keine Engländer, keine Deutschen, keine Franzosen; wir sind Ungarn. Glieder dieser kleinen Nation, die nur in ihrem Parlament ein nationales Leben zu führen, ihren Willen geltend zu machen vermag. Unser nationales Dasein hängt von dem Blühen unseres Parlamentarismus ab. Für den Untergang unseres nationalen Daseins aber vermag uns nichts zu entschädigen auf der weiten Welt.

Wenn wir Ungarn bleiben wollen, wenn wir als Nation fortbestehen wollen, müssen wir die parlamentarische Regierung Ungarns aufrecht erhalten und sie auf eine je höhere Stufe des Ansehens, der Schätzung und der Macht erheben; denn sie ist der einzige Exponent unseres nationalen Daseins, unserer nationalen Aktivität, und wenn unser Parlamentarismus einer unheilbaren Krankheit verfällt, so geht daran die Nation zugrunde.

Gegenüber dieser Tatsache, gegenüber der hieraus quellenden quälenden Sorge vermag uns keinerlei Geschichtsphilosophie, keinerlei ausländisches Beispiel Trost zu spenden. Und wenn in uns auch nur ein Funken von dem Patriotismus und der staatsbildenden Kraft unserer Ahnen lebt, so muß bei sämtlichen Problemen unseres nationalen Lebens, und in der aufgeworfenen grundlegenden Frage mehr als bei jeder anderen, vor allem der Gesichtspunkt für uns entscheidend sein: womit können wir das im ungarischen Parlamentarismus sich äußernde nationale Selbstverfügungsrecht befestigen, kräftigen, wirksamer gestalten?

Dieser große, richtunggebende Gesichtspunkt stellt uns vor eine

doppelte Aufgabe: Wir müssen einerseits die nationale Selbstregierung auf ein je breiteres Fundament stellen, wir müssen ihr die werktätige Sympathie je breiterer Schichten sichern, wir müssen einen je größeren Teil der nationalen Gesamtheit des Rechts und der Verantwortung teilhaftig machen. Andererseits aber müssen wir an der Grenze stille halten, jenseits deren wir die Bestimmung der Geschicke der Nation in die Hände hierfür noch nicht reifer Massen legen und die Nation Abenteurern, welche die Leichtgläubigkeit, die Illusionen und Leidenschaften der Massen mißbrauchen, ausliefern würden.

Wir vernehmen oft den Vorwurf: es war ein schweres Versäumnis, daß wir auf diesem Gebiete seit 1867 nichts taten. Das ist vollkommen wahr. Auf uns allen lastet die Schuld einer großen und schweren Unterlassung. Auch deswegen, weil wir nichts für die stufenweise Ausdehnung des Wahlrechts getan haben. Jedoch nicht hauptsächlich aus diesem Grunde. In erster Reihe darum, weil wir unsere Pflicht, die natürlichen Vorbedingungen der echten Demokratie zu schaffen, unerfüllt ließen. Weil wir die Pflichten verabsäumten, die uns inbetreff des materiellen und kulturellen Fortschrittes, besonders inbetreff der politischen Erziehung der breiteren Volksschichten erwuchsen.

Was man auch immer sagen möge: hinsichtlich der Erwerbsverhältnisse der unteren Volksklassen ist der Fortschritt ein sehr beträchtlicher. Die ungeheuere Erhöhung der Arbeitslöhne böte die Möglichkeit, die Voraussetzungen der echten, für die politische Volljährigkeit reifen Demokratie zu verwirklichen. Geschieht jedoch auch nur ein geringer Teil all dessen, was geschehen müßte, wenn wir ernstlich wollten, daß die Vorteile der höheren Arbeitslöhne in Wahrheit der Arbeiterklasse zugute kommen mögen? Befassen wir uns so, wie es sich gebührte, mit dem Auskommen der Arbeiterschaft? Geschahen auch nur halbwegs wirksame Verfügungen zur Beseitigung der skandalösen Budapester Wohnungsverhältnisse? Gewähren wir dem Arbeiter jene Vorbedingungen des anständigen Menschendaseins und Familienlebens, mangels deren man von ihm vergeblich verlangt, daß er sein steigendes Einkommen zur Befriedigung höherer und reinerer Ansprüche verwende? Zwingt ihn nicht unsere Indolenz dazu, seinen Verdienst zum eigenen Ruine und zum Schaden des Gemeinwohls in der stickigen Atmosphäre von Branntweinschenken zu vergeuden?

Doch gehen wir weiter. Haben wir genug getan zur Verbreitung der Kultur? Und stehen die Resultate zu den zwecks Hebung der allgemeinen Bildung gebrachten Opfern auch nur einigermaßen im

Verhältnisse? Befindet sich nicht ein großer Teil unserer staatlichen Anstalten tief unter dem mit Recht zu gewärtigenden Niveau? Verausgaben wir nicht Millionen behufs Unterstützung von konfessionellen Schulen, die zum Teile unter aller Kritik sind, und zur Ergänzung der Gehälter von Lehrern, die nicht imstande sind, eine ersprießliche Tätigkeit zu entfalten? Und hat nicht den ersten tiefgreifenden Versuch einer gründlichen Reform der Volkserziehung, der das Lehrerdiplom von einem staatlichen Befähigungsexamen abhängig gemacht hätte, ein Regierungswechsel hinweggefegt? Denn das Bessere ist des Guten größter Feind.

Und was vielleicht wichtiger ist, denn alles andere: hat die ungarische Intelligenz auch nur einigermaßen jenem Erzieher- und Führerberuf entsprochen, den die gebildeteren Schichten einer jeden nationalen Gesellschaft zu erfüllen haben, wenn sie sich der Segnungen des freien Konstitutionalismus würdig erweisen wollen?

Der liebe Gott hat das ungarische Volk mit hoher Intelligenz und kräftigem Urteilsvermögen ausgestattet, die das Werk der Aufklärung und der Führung, in allen Lebenslagen, zur leichten und dankbaren Aufgabe machen. Es erfordert so wenig Mühe und bringt so reiche Früchte. Und — ich spreche aus unmittelbarer Erfahrung — überall, wo die Verhältnisse noch keine zerfahrenen sind, nähert sich auch die Bevölkerung nichtungarischer Zunge mit empfänglicher Seele und treuem Herzen denjenigen, in denen sie unter allen Umständen gute Freunde und zuverlässige Ratgeber findet. Die ungarische Intelligenz hätte sie leiten können und könnte sie auch noch heute leiten und die lügnerischen Umtriebe der Demagogie mit ein bischen folgerichtiger Pflege paralysieren. Dies wäre der Weg des Fortschrittes, die in Taten geäußerte Demokratie. Damit würde der Boden für demokratische Einrichtungen urbar gemacht — und eben hierin bleiben wir zurück und entziehen uns jämmerlicherweise den mit der konstitutionellen Freiheit einhergehenden Pflichten.

Solange es sich um Phrasen handelt, sind wir alle Demokraten, zumindest insofern, daß wir uns vor den demokratischen Schlagwörtern der Anderen feige zurückziehen. Sobald jedoch die Reihe daran kommt, die Postulate der Demokratie im Leben durchzuführen, sobald wir im praktischen Leben mit dem Volke verkehren müssen, behandeln wir sozusagen alle, ohne Unterschied der Parteistellung, das Volk mit dem zynischesten Hochmut, mit Geringschätzung und Mißachtung. Die übliche Auffassung betrachtet das Volk als «Stimmvieh» in allen Lagern. Und wohl nirgends mehr als bei den Radikalen, wo man den «Genossen» mit den unedlen Waffen

der Täuschung, der Lüge und des Terrors unter das Joch der Aufwiegler beugt. Die Aufklärung und politische Erziehung des Volkes wird allerseits vernachlässigt. Wenn dann die Stunde der Wahl schlägt, trachtet jede Partei es unter Aufbietung der unsittlichsten Korteschmittel für ihre Zwecke auszunützen.

Schwerer denn alles, lastet diese große Unterlassung auf unseren Schultern. Wir werden sie vor dem Tribunal der Geschichte nur schwer verantworten können. Und eben dies erschwert unsere Aufgabe jetzt so sehr, da wir die Reform des Wahlrechts ohne Gefährdung des Schicksals der Nation nicht länger verzögern können und einen großen Schritt nach vorwärts tun müssen, ohne rechtzeitig die Vorbedingungen der Ausdehnung der politischen Rechte verwirklicht zu haben.

Zwischen denjenigen, die die ungarischen Abgeordnetenwahlen aus dem Leben kennen, kann kein Unterschied der Meinungen bestehen darüber, daß in einem beträchtlichen Teile des Landes sogar ein großer Teil des jetzigen Wählerpublikums tief unter jenem intellektuellen Niveau steht, mangels dessen eine selbstbewußte, auf eigenen Füßen stehende Demokratie undenkbar ist. Ein großer Teil des Volkes ist unfähig, ernste politische Argumente reiflich zu erwägen, und läßt sich bei der Abgabe seiner Stimme durch die verschiedentlichsten, jedoch gleichermaßen unsittlichen und gefährlichen politischen Korteschkniffe bestimmen. Abfütterung, Bezechung und Bestechung figurieren ohne Parteiunterschied bei den ungarischen Wahlen. Behördliche und geistliche Pression, terroristische Agitation und brutalste Lügen, Betörungen und Täuschungen sind die abstoßenden Symptome unserer Wahlen, inmitten deren die ungarische Intelligenz ihre Führerrolle auch im Kreise des gegenwärtigen Wahlpublikums nur mit den größten Anstrengungen zu behaupten vermag.

Und wenn wir dann an die weitere Frage herantreten: wer sind es, die im Falle der Ausdehnung des Wahlrechts politische Rechte erlangen werden? so kann die Antwort nur folgendermaßen lauten: Die mehr als halbhundertjährige Entwicklung unserer Gesellschaft hat leider nur einen einzigen neuen Faktor ins Leben gerufen, der über die wirtschaftlichen und geistigen Vorbedingungen politischer Rechte verfügt, nämlich die industrielle Arbeiterklasse, deren Erwerbsverhältnisse eine menschenwürdige Existenz ermöglichen, deren Beschäftigung und Vereinsleben die Verstandeskräfte entwickelt und stärkt, und die heute zwar noch in mancher Hinsicht sich unter jenem intellektuellen und ethischen Niveau befindet, das der eigenmündige Bürger der echten, modernen Demokratie erreichen

muß, und die noch mit kindlicher Leichtgläubigkeit auf die ihren Leidenschaften schmeichelnde Stimme der Betörung horcht, aber dennoch unzweifelhaft solche Werte und Kräfte repräsentiert, die zur Geltung kommen müssen und unter dem erziehenden Einflusse der Freiheit und des politischen Lebens sich fortentwickeln und die an sie geknüpften Hoffnungen verwirklichen werden.

Dieser eine Faktor wird wohl auch neuere Kämpfe, Reibungen und Schwierigkeiten ins öffentliche Leben hineintragen, jedoch immerhin einen positiven Kräftezuwachs bedeuten. Die große Masse der zukünftigen Wähler aber — Ausnahmen seien zugegeben — läßt sich bestenfalls dem politisch unreifsten Teile der gegenwärtigen Wähler vergleichen. Die aus der politischen Betätigung dieser Schichten bereits heute resultierenden Übelstände, Schwierigkeiten und abstoßenden Erscheinungen wird daher die Ausdehnung des Wahlrechts nur vermehren. Falls wir die gesamte Masse der erwachsenen männlichen Bevölkerung mit einem Male auf das Staatsleben loslassen, werden sich unbedingt auch bei uns jene Zustände einstellen, die in Österreich eben bloß den Parlamentarismus zugrunde richten, hierzulande aber die Nation selbst vernichten würden.

Wenn wir auf einmal große Massen mit politischen Rechten auszustatten wünschen, können wir dies ohne Hinopferung der heiligsten nationalen Interessen nur auf Kosten der Gleichheit tun. Der berechtigte Einfluß der gebildeteren Volksschichten kann nur vermittelst der Pluralstimmen, des Kuriensystems oder irgend einer Kombination der direkten und indirekten Wahl gerettet werden. Anderenfalls werden für das politische Leben heute noch absolut unreife Massen, richtiger gesagt, die deren Leichtgläubigkeit mißbrauchende konfessionelle, Rassen- und Klassenaufreizung die Macht an sich reißen und die ungarische Nation ins sichere Verderben stoßen.

Unsere öffentliche Meinung hat jene garantiellen Einrichtungen leider mit Antipathie aufgenommen. Dennoch empfindet fast jeder Ungar unwillkürlich die Wahrheit des Gesagten und sucht zur Beschwichtigung seines patriotischen Gewissens gegenüber den Gefahren des vollkommen allgemeinen Wahlrechts anderweitige Garantien.

Obenan steht unter diesen das Erfordernis des Lesens und Schreibens. Man erblickt darin im allgemeinen eine ernste Garantie. Meines Erachtens taugt es gar wenig. Daß jemand ein wenig lesen und schreiben kann, bietet an sich überhaupt keine Garantie dafür, daß der Betreffende über jene minimale Bildung und Urteilskraft

verfüge, die zur vernünftigen Ausübung politischer Rechte unabweislich notwendig ist. Wie viele Leute gibt es, besonders in den Nationalitätengegenden, die zur Not schreiben und lesen erlernten, ohne daß sie im Besitze dieser Bildungsmittel ihre Verstandeskräfte auch nur in allerbescheidenstem Maße fortgebildet hätten.

Die Feststellung des Lesen- und Schreibenkönnens stößt ferner in der Praxis auf erhebliche Schwierigkeiten. Entweder wird die Probe, die der Wähler zu bestehen haben wird, eine so leichte sein — z. B. die Ausfüllung des Stimmzettels —, daß sie völlig wertlos wird, oder aber der Wähler wird ein gewisses Examen ablegen müssen, was den Konskriptions- oder Wahlleitungsorganen eine in größtem Maße bedenkliche diskretionäre Gewalt gewähren und das Wahlrecht vieler hunderttausend Staatsbürger sozusagen von ihrer Willkür abhängig machen würde.

Schließlich — dieser Umstand sei besonders der Beachtung Jener empfohlen, die ihre Berechnungen auf die Zahl der Lesen- und Schreibenkönnenden stützen — diese Zahl ist schon in Ansehung der nächsten Zukunft eine völlig illusorische. Denn nichts ist ja leichter, als auch einem großen Teil der noch nicht ins Greisenalter getretenen Männer das hier in Betracht kommende bescheidene Maß des Lesens und Schreibens beizubringen. Gerade die gefährlichsten Kreise, die Führer des organisierten konfessionellen, Nationalitäten- und Klassenkampfes werden mit der größten Energie an diese Arbeit schreiten. Gerade die Zahl der bedenklichsten Wähler wird sich massenhaft vermehren und wir werden, wenn nicht anläßlich der ersten, so der zweiten allgemeinen Wahlen mit Bestürzung inne werden, daß die in das Kriterium des Lesen- und Schreibenkönnens gesetzte Hoffnung hinfällig war.

Als zweites garantielles Erfordernis wird die Bedingung der ständigen eigenen Wohnung empfohlen. Auch die Anwendung dieses Kriteriums ist unter unseren Verhältnissen sehr erschwert. In der Provinz, inmitten einer Landwirtschaft treibenden Bevölkerung, hat wahrhaftig nur der Landstreicher keine ständige Wohnung. In unseren größeren Städten hingegen, hauptsächlich in Budapest, sind die Wohnungsverhältnisse der industriellen Population dermaßen trostlose, daß sogar die Wohnungen eines bedeutenden Teiles unserer tüchtigen industriellen Arbeiter, zu gutem Teil unter dem Zwange der Verhältnisse, selbst hinter den primitivsten Ansprüchen weit zurückbleiben.

Vermöge des Kriteriums der eigenen Wohnung würden also auch die schwächeren Elemente der landwirtschaftlichen Arbeiterklasse in den Besitz des Wahlrechts gelangen, während ebendieselbe Be-

stimmung sogar einen beträchtlichen Teil der Elite unserer industriellen Arbeiterschaft von den politischen Rechten ausschlösse.

Hieraus folgt um alle Welt nicht, daß dieses Kriterium gänzlich fallen gelassen werde. Im Gegenteil: an der Wahrheit dessen, daß der Besitz eines anständigen Heimes richtunggebenden Einfluß auf das ganze Schicksal, auf die ganze Gedanken- und Gefühlswelt der städtischen Bevölkerung ausübt, ändert auch die traurige Tatsache nichts, daß unsere großstädtische Arbeiterklasse heute noch nicht über diese unentbehrliche Voraussetzung einer zufriedenen Existenz verfügt. Daß diese Wahrheit bei der Feststellung des Wahlrechts in Betracht gezogen werde, ist nicht nur meritorisch gerechtfertigt, sondern empfiehlt sich auch aus dem Grunde, weil davon ein weiterer Impuls zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse unserer Arbeiterklasse erwartet werden kann. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß die Wohnung als garantielles Erfordernis einerseits auf dem offenen Lande nicht genug wirksam ist, andererseits in den Städten eines Korrektivums bedarf, das dem ordentliche Beschäftigung besitzenden, gelernten industriellen Arbeiter auch in Ermangelung einer eigenen Wohnung das Wahlrecht verschafft.

Wenn wir die Nation vor der sicheren Zerrüttung und dem Verfalle, die ihr von dem allgemeinen Wahlrecht drohen, bewahren wollen, müssen wir um vieles wesentlichere und wirksamere Kriterien suchen.

Ein solches ist die höhere Altersgrenze.

Es ist merkwürdig, daß die in den letzten 120 Jahren gleich Pilzen aus der Erde geschossenen Konstitutionen hinsichtlich des passiven Wahlrechtes häufig eine Altersgrenze aufstellten, jedoch das aktive Wahlrecht — meines Wissens — nie an eine die Volljährigkeit übersteigende Altersgrenze knüpften. Der Begriff der höheren Altersgrenze war den Gesetzgebern nicht fremd, doch sie verwerteten ihn erstaunlicherweise beim passiven Wahlrecht, wo die Altersgrenze unwirksam bleibt, und nicht beim aktiven, wo sie damit Resultate erzielt hätten.

Wie verhält es sich denn mit diesen Dingen? Im großen Durchschnitte, die überwiegende Mehrheit der Menschen genommen, ist es eine unzweifelhafte Wahrheit: die mit dem höheren Alter einhergehende größere Lebenserfahrung macht die Menschen bedächtiger und besonnener und befestigt deren Urteilsvermögen. Die große Mehrheit der Zwanzigjährigen ist heftiger, erregbarer, unbesonnener als die Mehrheit der Dreißigjährigen; und dasselbe gilt von diesen im Verhältnisse zu den Vierzigjährigen. Ein bloß aus

fertigen Menschen bestehendes Wählerpublikum wird unbedingt eine größere durchschnittliche politische Reife und mehr gesunden Menschenverstand besitzen als eine aus Zwanzigjährigen bestehende Wahlgemeinde.

In jeder Altersklasse finden sich jedoch einzelne Leute mit dem verschiedensten Temperament, Charakter, der verschiedensten Denkungsart. Man trifft ebenso unter den Zwanzigjährigen besonnene, bedächtige, reife Leute, als unter den Greisen leidenschaftliche, erregbare, leichtsinnige Politiker. Darum knüpfen wir das passive Wahlrecht vergeblich an welche Altersgrenze immer. Wenn die Mehrheit der Wähler zu Extremen neigt und der Stimme der Leidenschaft gehorcht, wird sie in jeder Altersklasse den ihr zusagenden Vertreter finden.

Wenn wir also wollen, was wir füglich wollen dürfen: daß in der Gesetzgebung der Nation die mit der reicheren Lebenserfahrung Hand in Hand gehende größere Besonnenheit und reifere Erwägung zur Geltung gelange, müssen wir das aktive Wahlrecht an eine höhere Altersgrenze knüpfen.

Falls wir das dreißigste Jahr als Grenze aufstellen, wird man uns — meines Erachtens — überhaupt nicht den Vorwurf machen können, daß wir die kraftvolleren, energischeren, jüngeren Elemente von den politischen Rechten ausschließen. Dem Manne unter vierzig Jahren steht noch das Leben offen; voll und kräftig pocht in seinen Adern die den Menschen vorwärts treibende Lebenskraft; unter normalen Verhältnissen melden sich erst lange nach dem vierzigsten Jahre beim gesunden Manne die ersten Anzeichen eines Nachlassens der Energie und des Tätigkeitstriebs. Andererseits aber ist nichts natürlicher als das Verlangen des Staates, seine Bürger mögen erst ein wenig in die Schule des Lebens gehen, in ihrem eigenem Privatleben einige Erfahrung erwerben, aus dem offenen Buche der ringsum sich abspielenden Ereignisse lernen, ehe sie ihre Stimme abgeben bei der Erledigung der nationalen Angelegenheiten.

Denn sobald wir einmal von dem richtigen Prinzip ausgehen, das in Ungarn außer zwei bis drei ultraradikalen Schwärmern niemand in Zweifel zieht: daß das Wahlrecht kein uns angeborenes Recht, sondern ein Auftrag ist, den der Staat denjenigen erteilt, die er dessen würdig erachtet, so ist es nur natürlich, daß der Staat, indem er den Auftrag auf alle jene erstreckt, die das jedem Staatsbürger erreichbare Maß elementarer Bildung erworben haben, der Ergänzung halber von denjenigen, die sich keine höhere Bildung erwerben konnten, das mit einem etwas reiferen Alter einhergehende größere Urteilsvermögen fordert.

Dieser Standpunkt ist auch von der prinzipiellen Grundlage des radikalsten allgemeinen Wahlrechts unanfechtbar. Denn dies Kriterium kommt jedermann und jeder Gesellschaftsklasse gegenüber zur Anwendung. Es berührt also nicht das relative Kräfteverhältnis der Gesellschaftsklassen, es bedeutet keinen Nachteil für das Proletariat, sondern es eliminiert aus allen Klassen gleichermaßen jene Elemente, die ihre politischen Rechte mit geringerer Reife nützen würden. Damit ist also nicht nur dem allgemeinen Interesse, sondern zugleich dem wohlverstandenen Klasseninteresse ein Dienst erwiesen.

Schließlich bedeutet die höhere Altersgrenze — es mag überraschen, ist jedoch trotzdem unzweifelhaft — bei Leibe keine so große Änderung gegenüber dem jetzigen Zustande, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Auf dem Papiere gewährt heute allerdings schon das Alter von zwanzig Jahren das Stimmrecht. Bei dem heutigen Wahlzensus jedoch gelangen — abgesehen von jenen Höhergebildeten, denen man mit 24 Jahren auch in der Zukunft das Wahlrecht gewähren könnte — bloß diejenigen mit jungen Jahren in die Wählerliste, die der Tod ihrer Eltern oder ein anderer Ausnahmefall frühe zu Vermögen kommen läßt. Wer die Wählerliste irgendeines Wahlbezirkes durchblättert, kann sich davon überzeugen, daß besonders auf dem offenen Lande die Zahl der Wähler unter dreißig Jahren nur eine geringe Quote der gesamten Wählerzahl beträgt.

Neben dem Alter von dreißig Jahren müssen wir als zweite Garantie eine entsprechende intellektuelle Qualifikation, die Absolvierung der sechsklassigen Volksschule fordern. Der erfolgreiche Besuch einer entsprechend organisierten sechsklassigen Volksschule oder einer zumindest gleichwertigen andern Lehranstalt ist zweifellos geeignet, die Verstandeskräfte so sehr zu entwickeln und in solchem Maße zum Denken, zum Bilden einer eigenen Meinung und zum Weiterlernen zu befähigen, daß man hierin, nebst dem Alter von dreißig Jahren und dem ständigen ordentlichen Erwerbe, eine gewisse Garantie erblicken und Beruhigung finden kann. Wir sollten daher unser Wahlrechtssystem in erster Reihe hierauf gründen, trotzdem bei dem bisherigen Zustande unserer Volkserziehungsanstalten bloß ein geringerer Teil der Bevölkerung diese Qualifikation zu erwerben vermochte.

In einem beträchtlichen Teile unserer Volksschulen gibt es noch heute keinen regelmäßigen Unterricht in den Gegenständen der fünften und sechsten Klasse. Doch selbst, wo ein solcher Unterricht stattfand, hat ein großer Teil der Schulpflichtigen in diesen Klassen

dem Unterricht nicht mit der erforderlichen Pünktlichkeit beigewohnt, und die erfolgreiche Absolvierung der sechsten Klasse wurde nicht durch ein die nötige Garantie bietendes ernstes Examen konstatiert, sodaß sie wohl nur seitens eines geringeren Teils der jetzigen erwachsenen Bevölkerung ordnungsgemäß nachgewiesen werden könnte. In Verbindung mit der Wahlrechtsreform haben wir also für die Entwicklung unseres Volkschulwesens Sorge zu tragen. Es muß eine ernste Kontrolle geschaffen werden, zwecks Konstatierung jener Volksschulen, in denen der Lehrstoff der beiden höheren Klassen in entsprechender Weise unterrichtet wird; und die Schlußprüfung der sechsten Klasse muß solcherart organisiert werden, daß das zur Grundlage der Wahlberechtigung dienende Endzeugnis einen wirklichen Wert besitze.

All dies wird im Endergebnisse das allgemeine Wahlrecht verwirklichen und die große Masse der nationalen Gesellschaft in die Reihen der Wähler aufsteigen lassen, jedoch während eines längeren Zeitraumes und stufenweise, sodaß der ungarischen Intelligenz Zeit, Raum und Gelegenheit geboten sein wird, ihre Pflichten inbetreff der Hebung des materiellen, geistigen und sittlichen Niveaus der breiten Volksschichten redlich zu erfüllen.

Für die Zwischenzeit aber müssen wir allen jenen das Wahlrecht zugestehen, die, wenn sie auch nicht über die gewünschte geistige Qualifikation verfügen, so doch vermöge ihrer Beschäftigung, ihrer Vermögensverhältnisse, oder anderer, einen besonderen individuellen Wert bezeichnender Umstände (hierher gehören z. B. der im Militärdienst erworbene Unteroffiziersrang, die bei einem und demselben Arbeitgeber verbrachte längere Dienstzeit usw.) als des staatlichen Auftrages würdig erscheinen. Wir müssen also eine neuere, den gegenwärtigen Verhältnissen sich anpassende Form des Zensus ins Leben rufen: eine Form, die der Gegenwart gegenüber einen Fortschritt bedeutet und außer den jetzigen Wählern die große Mehrheit der gelernten industriellen Arbeiter und die tüchtigeren Mitglieder der kein Wahlrecht besitzenden übrigen Volksschichten mit dem Stimmrecht ausstattet.

Auf diese Weise werden wir schon heute mit einem Schlage die Zahl der Wähler in bedeutendem Maße erhöhen; und wenn diese Zahl auch hinter jener Kristóffyschen Zahl von 2600000 zurückbleiben wird, wie sie denn — falls wir das Richtige wollen — dahinter weit zurückbleiben muß, so dürfen wir die Tragweite des Schrittes dennoch nicht unterschätzen. Jedermann, der die einschlägigen Verhältnisse aus dem Leben kennt, weiß es nur zu gut, wie schwer es der ungarischen Intelligenz bereits heute gemacht ist,

die den Lebensinteressen der Nation allein förderliche konsequente wahre, besonnene ungarische nationale Politik zur Geltung zu bringen. In welchem Maße wird jede centrifugale Kraft zunehmen, sobald wir die Zahl der Wähler mit einem Male auch nur um 40—50 % der jetzigen Wähler erhöhen!

Bedenken wir doch um Gottes willen, was alles auf dem Spiele steht! Welch unersetzlichen Schaden, welche in alle Ewigkeit fortwirkende Verwüstung kann ein übereilter Schritt, ein leichtsinniger Sprung ins Dunkle verursachen. Wir sind die Hüter eines durch tausend Jahre angesammelten nationalen Schatzes; wir müssen ihn getreulich bewahren. Was soviel Mühe und Ruhm, soviel Blut und Leid geschaffen haben, dürfen wir nicht einer leichtsinnigen Ideologie zuliebe in einem selbstvergessenen Augenblicke feiger Popularitätshascherei in Trümmer schlagen.

Es gibt keinen namhaften Menschen, der die organische Entwicklung eines Jahrtausends in der Sintflut des Radikalismus ertränken wollte. Jeder ernste Mensch in Ungarn wünscht und verkündet die organische Entwicklung auf den historischen Grundlagen. Ich frage nun: gehen wir nicht bis an die äußerste Grenze dessen, was man organische Entwicklung nennen kann, wenn wir die Zahl der Wähler sofort um die Hälfte erhöhen, der gelernten industriellen Arbeiterschaft die Bahn eröffnen und dabei den weiteren Fortschritt auf automatischem Wege institutionell sichern, sodaß mit der Ausbreitung der allgemeinen Bildung die Zahl der Wähler sich stetig vermehren und die der echten Freiheit fähige Demokratie sich auf dem Wege stufenweiser organischer Entwicklung vollkommen verwirklichen wird?

Paul von Szinyei-Merse.

Festrede vom Wirkl. Geheimrat **Albert von Berzeviczy**[1]).

EHRUNG und Freude zugleich ist es für mich, dem Rufe des Munizipiums meines Heimatkomitates folgen und jenen Empfindungen Ausdruck verleihen zu können, von welchen unser Komitat durch die seinem großen Sohne, dem Künstler Paul von Szinyei-Merse allerseits gezollte Anerkennung begeistert ist.

[1]) Gehalten in der in Eperies am 26. August 1912 zu Ehren des Künstlers veranstalteten außerordentlichen Generalversammlung des Komitates Sáros.

Es ist dies eine Empfindung, wie die der Mutter, welche ihren als triumphierenden Helden heimkehrenden Sohn an den Busen drückt. Eine Feier kann geräuschvoller, die Bewunderung der Menge kann lockender, die Anerkennung der Mächtigen und Reichen kann glänzender und lohnender sein, die Umarmung der Mutter aber ist dennoch wärmer als alles . . .

Erst kürzlich hat uns eine dreifache Tatsache die Höhe erkennen lassen, welche unser Meister aus dem Komitate Sáros auf seiner Künstlerlaufbahn erreicht hat. Vor allem die Anerkennung, deren er in der vorjährigen Ausstellung zu Rom teilhaft wurde, als die im künstlerischen Wettbewerb sämtlicher Nationen urteilende Jury ihn auf einen der allerersten Plätze stellte; dann der St.-Stefans-Orden, mit welchem ihn unser Herr und König bekleidete; endlich das von der italienischen Regierung an ihn gerichtete Ersuchen, sein Porträt für die Künstlergalerie in den Uffizien zu Florenz einzusenden, also in die Gesellszhaft der Allergrößten unter den Großen.

Das erste — ist ein blendender Erfolg, das zweite — eine seltene Auszeichnung und Zierde, doch das dritte — das ist bereits das Vorgefühl der Unsterblichkeit.

Kann uns wohl jemand das gute Recht bestreiten, auf die Nachricht von diesen Tatsachen ein Freudenfest zu veranstalten, den gefeierten Meister den unsern zu nennen und auf seine Schöpfungen stolz zu sein?

Ist es doch die heimatliche Erde von Sáros, deren Blumen, deren blauen Himmel, deren wogende Ähren, deren bewaldete Berge mit ihrer herbstlichen Farbenpracht er auf seinen Gemälden verewigte, von deren betautem Grase nach dem Ausspruche eines unsrer Dichter jeder, der sich in die Betrachtung dieser Bilder versenkt, seine Füße genetzt fühlt. Die Erde von Sáros ist es, auf welcher die Wiege unseres Künstlers und Landsmannes schaukelte, die Erde, deren liebliche, sanfte, farbige, abwechslungsreiche Erscheinungen seine kindliche Phantasie nährten, wohin er sich aus der Ferne zurücksehnte, welche er sich mit seinem Pinsel vorgezaubert hat, welcher er die Grüße seiner anhänglichen Zärtlichkeit zusandte. Die Erde von Sáros ist es, in deren Schoße die heimgegangenen Lieben seines kindlichen, brüderlichen, väterlichen Herzens ruhen, wo auf ererbter Scholle der Herd seines selbstgeschaffenen Heimes steht; die Erde von Sáros ist es, welcher sein Pinsel im Gemeinbewußtsein der kunstliebenden Welt Bürgerrecht erwarb.

Und auch noch andere Bande und Erinnerungen knüpfen unser Komitat und dieses alte Munizipalgebäude an Meister Szinyeis Person.

Von der Büste[2]), welche die seine Seele erfassende Kunst eines kongenialen Bildhauers von ihm schuf und welche wir heute weihen und der Erinnerung der Nachwelt übergeben, gleitet unser Blick auf das Bildnis[3]) jenes verklärten Mannes hinüber, dessen Züge wir, ältere Generation, treu in unser Gedächtnis geprägt bewahren, so, wie wir auch treu die Überlieferungen seiner Seele tief ins Herz geschlossen haben. Dieses Bildnis ist das Werk unseres Meisters, das hat er für uns gemalt; er hat es gemalt, als er in seinem verödeten, in Dunkel gehüllten Atelier nur manchmal verstohlen auf dem Altare des verstummten Genius seiner Kunst opferte, er hat es gemalt zum Zeichen dessen, daß, als er mißmutig selbst seinen Pinsel zur Untätigkeit verdammte, diesen die Pietät des Sohnes doch zur Bewegung brachte, — für sein Heimatskomitat schuf er auch dann, als er für die Welt nicht schaffen wollte.

Und dieses Bildnis, vor dessen Auszug in die Welt die Türe des Ateliers zu Jernye sich nach so langer Zeit wieder zum erstenmal öffnete, dieses Bildnis, auf welchem die dargestellte Gestalt selbst durch ihre Güte Ehrfurcht gebietet, erweckt heute mit seinen gleichsam von überirdischer Freude durchleuchteten Zügen in unserer Seele noch ältere Erinnerungen.

Es erweckt die Erinnerung an den Tag, als noch am Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Munizipium des Komitates Sáros wie ein Mann aufbrach, um mit den Zeichen seiner Liebe, seiner Huldigung, seiner Schwärmerei seinen in die ländliche Einsamkeit zurückgetretenen Vizegespan zu überhäufen, der in der allgemeinen Wertschätzung niemals höher stand, als in dem Augenblicke, wo er von der Höhe der Komitatsverwaltung herabstieg, der niemals mächtiger war, als in dem Augenblicke, wo er sich jeder politischen Macht begab, und den gerade damals, noch bevor er als Obergespan in dieses Komitatshaus wieder eingezogen wäre, sein gekrönter König mit demselben Kreuze schmückte, welches jetzt auf der Brust seines Sohnes, des Künstlers, strahlt.

Das Kastell zu Jernye! welche zauberische Welt der Erinnerungen haust in seinen widerhallenden Wölbungen! Die vor der russischen Invasion flüchtende Familie, deren Heim von dem fremden Militär zerstört und geplündert wird, weil sie sich unterfing, der Sache ihres Vaterlandes treu zu bleiben; der von den Organen der Gewalt

---

[2]) Paul Szinyeis Büste von Nikolaus Ligeti.

[3]) Das Porträt von Szinyeis Vater, Felix Szinyei-Merse, 1861 und 1865 zum Vizegespan des Komitates Sáros gewählt, 1871 zum Obergespan ernannt. Das Porträt, ein Werk seines Sohnes Paul, wurde 1891 im großen Saale des Munizipalhauses enthüllt.

mit Argwohn beobachtete Herrensitz, wo trotzdem selbst in den gefährlichsten Tagen das Vaterland beklagende, wehmütige ungarische Lieder stets aufs neue erklingen, die unruhigen Erinnerungen der Vergangenheit immer wieder aufleben, die zaghaften Hoffnungen der Zukunft von Zeit zu Zeit aufflackern. Der Hausherr aus alter Zeit, der einfache Edelmann, der mit manchem großen Herren nicht tauschen würde, zu dem seine Freunde, seine engeren Landsleute als zu dem prädestinierten Führer einer kommenden, schöneren Zeit emporblicken, die hochsinnige Herrin, die unseren Honvéds[4]) Fahnen näht, mit unseren ersten Dichtern im Briefwechsel steht, auch selbst Verse dichtet und singt und ihre Kinder zu flammender Vaterlandsliebe erzieht. Und das blonde Kind, welches dort zwischen den Blumen im Grase spielend hinträumt, unter den schattigen Bäumen des Parks, und nicht ahnt, daß dereinst die Welt diese Blumen, diese Bäume von seinen Gemälden her kennen, nach seinem Namen nennen wird, so wie wir von dem Hintergrunde der Gemälde Rafaels heute Umbriens Hügel und Ölbäume kennen.

Das ist in der Tat ein starkes Geschlecht, welches nach so vielen Umwälzungen, nach so vielen Widerwärtigkeiten auf dem Schlachtfelde, auf dem Gebiete der öffentlichen Verwaltung wie des Justizwesens unvergängliche Verdienste erwarb und dann noch mit einem neuen Trieb seines alten Stammes den ganzen Palmenwald unserer Kunst sozusagen im Fluge überragt.

Die Künstlerlaufbahn aber, deren lichtstrahlenden Zenith wir heute betrachten, ist, auch losgelöst von allen lokalen Beziehungen, eine der fesselndsten und wunderbarsten, deren die neuere Kunstgeschichte aufzuweisen hat.

Ein Weg, der immer abzubrechen, sich zu verlieren scheint, und von dem wir nachträglich verwundert sehen, daß er immer eine gerade Richtung verfolgte. Eine Prophezeiung, welche, als sie hörbar wurde, niemand hören oder verstehen wollte, und welche jetzt, wo sie sich bewahrheitet hat, jedem im Ohre klingt. Die stürmerische Künstlergeneration jener Zeit, als unser Szinyei sich zurückzog, erscheint uns jetzt wie ein Entdeckungs- und Eroberungsheer, welches mit glühendem Eifer und großem Geräusch einen für unbekannt gehaltenen Weltteil entdeckt und erobert und, wie es dort seine Fahne aufpflanzt, bemerkt, daß dieses Land schon vor ihm ein anderer entdeckt und erobert hat. Unser Meister war der direkte Gegensatz der Sonnenblume; er wandte sich nicht dahin, wo die

[4]) Die Landesverteidiger: die 1848/49 den Freiheitskrieg gegen Österreich führende, aus Freiwilligen organisierte ungarische Armee.

häufig wechselnde Sonne der Anerkennung, des moralischen und des materiellen Erfolges scheint, sondern wartete, mit stolzer Anspruchslosigkeit im Dunkel weiterblühend, bis die Sonne sich endlich ihm zuwende.

Und sie hat sich ihm zugewendet! Sie sendet ihre Strahlen mit fast verschwenderischer Freigebigkeit auf ihn, wie wenn sie es erproben wollte, ob diese starke Künstlerseele, welche das kühle Dunkel des Schattens nicht zur Erstarrung bringen konnte, vom Glanz ihres eigenen Erfolges nicht betäubt würde? Unser Meister hat auch diese Probe bestanden. So wie er es einst ertragen mußte, auch von denen nicht verstanden und gewürdigt zu werden, denen seine künstlerische Auffassung am nächsten stand, so muß er es jetzt erleben, daß auch solche auf ihn schwören, die mit seiner einfachen, edlen, reinen und aufrichtigen Kunst eigentlich gar wenig gemein haben. Wenn wir es auch schmerzlich empfinden, daß aus der Lebenszeit Szinyeis beinahe Jahrzehnte dahingegangen sind, ohne daß sein künstlerisches Schaffen um neue Werke reicher geworden wäre, kann uns doch selbst unsere Liebe zu ihm nicht zu der Behauptung bringen, daß sein Künstlerlos stiefmütterlich gewesen wäre. Die Bitterkeit des Verkannt- und des Nichterkanntwerdens wird gewiß nur wenig gelindert durch den Umstand, daß das Ausbleiben oder Säumen des Erfolges dem Betreffenden keine materiellen Sorgen verursacht; um wie vieles günstiger ist dennoch Szinyeis Schicksal als das der vielen bahnbrechenden Kunstgrößen, die unerkannt ins Grab stiegen, denen erst die Nachwelt späte Kränze flocht. Szinyei gehört, Gott sei Dank, nicht zu diesen Bedauernswerten, er kann aber auch nicht zu den Beneidenswerten gezählt werden, die um den Preis eines geringen Kampfes eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen genossen haben. Er ist geradezu die einzig dastehende Erscheinung eines großen Künstlers, dem es gegeben ward, nachdem er sich unter der Last der ersten Enttäuschungen freiwillig begraben hatte, seine eigene, ruhmvolle Auferstehung zu erleben.

Diese Auferstehung ist um so vollkommener, als Szinyei gar nichts verleugnen mußte von alldem, was in der Vergangenheit seine Überzeugung war, weil sie ferner ihn in der Fülle seiner Schaffenskraft erreichte und weil sie eine ungeteilte, allgemeine Anerkennung bedeutet, die ungesucht und ungezwungen von selbst gekommen ist. Sein heimgegangener Freund und Bewunderer Koloman Mikszáth schließt eine seiner anziehendsten kleinen Idyllen mit dem Ausspruche: «Die Waldesblumen, Liebe und Ruhm, kommen und gehen, blühen und verwelken von selbst.» So kam auch für Szinyei — gleich einer Waldesblume von selbst — die Anerkennung und mit ihr der

Ruhm. Denn in der Kunst kommt wie überall die Zeit der wirklichen Wahrheiten immer heran, sie müssen nicht mit Pfeifen und Trommeln angekündigt werden. Die Wahrheit unsres Srinyei entspringt seinem reinen Sehen, seiner über die einfachen Schönheiten der Natur jubelnden, die ganze Kraft der Farben durchempfindenden, die ganze Wärme des Sonnenlichtes in sich aufnehmenden wahren Künstlerseele, darum mußte sie siegen und erobern. Und gerade er, den man so lange nicht anerkennen wollte, und dessen Glaube an seine eigene Wahrheit doch so stark war, er huldigt trotzdem dem hochmütigen Grundsatze «l'art pour l'art» nicht, er fühlt es, daß es dennoch die einzige Bestimmung des Künstlers ist, endlich verstanden zu werden. In einem seiner Geständnisse äußert er mit bescheidener Billigkeit:: «Das Gemälde darf niemals unverständlich sein, denn trotz der herrschenden entgegengesetzten Auffassung glaube ich, daß auch der Laie seine eigene Naturbetrachtung habe, welche ihn zur Beurteilung des Bildes berechtigt. Dieses sein Recht ist in Ehren zu halten und ist auch von der großen Kunst immer in Ehren gehalten worden. In der neuesten Zeit ist die Kluft zwischen dem Publikum und der Kunst eben ein Fehler der Maler, die einzelnen Detailproblemen nachjagen und dadurch statt Kunst Wissenschaft bieten, welche dann freilich schwer und unverständlich ist.» Um wie vieles mehr sagt dies, als viele naseweise, kunstkritische Erörterungen, erlauschte Schlagwörter und verschwommene Theorien.

Ich habe es betont, daß die künstlerische Auferstehung unseres Meisters dadurch die ruhmvollste wurde, daß die Anerkennung seiner Kunst heute bereits allgemein ist, daß trotz der in den Fragen der Kunst gegenwärtig herrschenden Zwietracht in der Frage der Beurteilung der Werke unseres Szinyei ein wahrer Gottesfriede herrscht. Vor ihm beugen sich Vaterland und Fremde, die verwegensten Neuerer und die konservativsten Konservativen, die Künstler und die Laien ohne Unterschied.

Er ist anerkannt als unser größter lebender Landschaftsmaler, und er wäre berufen gewesen, diese Stufe im allgemeinen Urteile schon viel früher, schon mit Mészöly zusammen einzunehmen, wenn die bei seinem ersten und zweiten Auftreten in den siebziger und am Anfange der achtziger Jahre gemachten Erfahrungen seine künstlerische Empfindlichkeit nicht übermäßig rasch und übermäßig leicht zum Rückzuge veranlaßt hätten.

Wenn er auch mit figuralen Malereien aus dem romantischen und sogar klassischen Gedankenkreise begann, verriet doch gleich der erste Anfang, daß ihn am meisten die Erscheinungen der Natur fesseln und daß er vor allem mit den Farben wirken will. Aus diesen

beiden Charakterzügen gestaltete sich dann konsequent und ohne Wanken seine Kunst heraus, so, wie sie heute vor uns steht.

Das Auftreten der Luministen, das Erforschen der Lichtprobleme traf unsern Szinyei bereits fertig an. Er war von allem Anfang an Pleinairist und Luminist zugleich, doch opfert er der zersetzenden Kraft des Lichtes die frische, ungeschwächte Kraft seiner geliebten Farben nicht; ihm ist in seiner durchsichtigen und reinen Sároser Luft das Sonnenlicht die steigende Kraft, die Quelle, nicht aber das verschmelzende Medium der Farbe; niemals opfert er der Tonmalerei sein Schwelgen in den Farben.

Seine Auffassung der Landschaftsmalerei wird neben diesem ausgesprochenen Kolorismus noch durch die einfache Ungesuchtheit der Gegenstände und durch seine Abneigung gegen die konventionell pittoreske Anordnung charakterisiert. Bald gibt er bei niedrigem Horizont sozusagen eine ganze Leinwand voll Himmel, bald begnügt er sich bei einem kühnen Vollblick auf das grüne Talgehänge mit einem schmalen Streifen Himmels. In diesen Anordnungen war er von Anfang an vollkommen selbständig und revolutionär und vielleicht hat gerade dieser Umstand das Verständnis seiner Kunst so lange erschwert.

Ein frisch angelegter Garten mit an Pflöcke gebundenen Obstbäumen, mit Spazierwegen, ein Rain an der Straße, ein gerader Feldrand, ein öder Wasserlauf zwischen den lehmigen Ackerfeldern — sind ihm keineswegs verächtliche Gegenstände, er weiß auch dafür Interesse zu erwecken, er versteht es, auch solchen Stoffen Stimmung, Poesie einzuhauchen. Wenn er dann zu seinen Lieblingsbäumen übergeht, zum Kastanienbaum, zur Birke, zur Kiefer, zum weißen Ahorn und wenn er erst zu seinem Feldmohn und zur herbstlichen Farbensymphonie des Laubes kommt: dann wird er ganz zum Dichter, dann lodert seine Liebe zur Natur in Flammen auf und flammende Liebe erweckt er auch in seinem Betrachter, der dieses Gemälde immerwährend vor den Augen haben möchte. Unter den modernen Malern gibt es kaum einen einzigen, der die Kunst, mit einfachen Mitteln viel zu sagen, so verstünde, wie er. Seit Ruisdael hat keiner einen so sprechenden Baum gemalt, wie seine Kiefer von Jernye.

Und es ist bewundernswert, daß unsrem Paul Szinyei nicht einmal die Popularität geschadet hat; man findet es selbstverständlich, daß seine Bilder allbekannt, allbeliebt sind, daß sie sich in Reproduktionen rasch verbreiten, daß sie überall einen Ruf gewannen, überall erwähnt werden. Darum sind sie aber doch keine Gemeinplätze geworden, ihre Popularität kann sie doch nicht profanieren, es ge-

schieht ihnen einfach dasselbe, was den Werken der größten Dichter geschehen ist, deren Ruhme es gar keinen Abbruch tut, daß die meisten, in aller Mund lebenden, geflügelten Worte eben ihre Gedanken enthalten.

Ich habe das Gefühl, daß ich zur Verherrlichung unseres Meisters noch vieles sagen müßte, doch glaube ich auch anderseits, daß ich mit seiner edeln Bescheidenheit bereits Mißbrauch treibe, wenn ich ihn noch weiter dem Ansturme unserer Lobpreisungen und unserer Liebe aussetze.

Lieber Freund, gefeierter Meister! Nimm zu den vielen anderen auch unseren Kranz, empfange in meinen anspruchslosen Worten die freuderfüllte Huldigung Deines Heimatskomitates!

Denk nicht nur an diese Versammlung! Denke Dir, daß hinter uns die Haine, Wiesen, die kleinen Blümlein und mächtigen Bäume Deines Komitates aufgebrochen sind, sich auf den Weg gemacht haben und mit Deinem Namen tausendfaches Echo erweckend, Dich zu begrüßen kommen, Dich, der sie verstanden und in die Welt der Kunst eingeführt hat!

Dieser tausendstimmige Gruß der verstandenen, verherrlichten Natur, und nicht nur mein Wort erfüllt heute diesen Saal — diesen Saal, der für gewöhnlich von ernsten, trockenen Beratungen, Debatten, von den Kämpfen sich messender Lokal- und Landesparteien widerhallt, und welcher sich heute durch Deine einträchtige Feier in das geweihte Heiligtum der Kunst verwandelt hat.

Und so ist es gut! Möge auch hier dem Künstler der Lorbeer blühen, möge auch hier solcher gedacht werden, die fern dem Kampfe der Interessen und Personen in stiller Zurückgezogenheit auf dem Altare der Musen opfern, denn wahrlich, ich wage es zu sagen: die verheerenden Kämpfe unseres öffentlichen Lebens werden längst vergessen sein, wenn Deine Schöpfungen noch bekannt, beliebt und bewundert sein werden und Dein Name in Ehren erglänzen wird.

Manche nennen Dich auch den Maler des Himmels; allerdings nicht in dem Sinne, wie Murillo der Maler des Himmelreiches genannt wurde. Jawohl, der heitere Himmel beleuchtet Deine Kunst, der mit allem versöhnende, alles vergessen machende, alles bezwingende und erobernde Optimismus der Liebe zur Natur, dem wir nicht widerstehen können, weil wir ihm nicht widerstehen wollen!

Es ist dies derselbe Optimismus, welcher in der Weltanschauung des großen amerikanischen Denkers Ralph Waldo Emerson zum Ausdrucke gelangt, indem dieser sagt: «Die Welt ist noch jung, die Großen der Vergangenheit senden uns ihr aufmunterndes Wort

zu ..... Auch wir müssen Bibeln schreiben, um Himmel und Erde wieder miteinander zu vereinen ....»

Eine solche neue Bibel, welche uns den heiteren Himmel auf die Erde herabbringt und in deren Worten unsre irdischen Gefühle wie Lerchenwirbel und Blumenduft gen Himmel steigen, eine solche neue Bibel, welche jeder versteht, welche jedem Freund ist, welche jeden erhebt und erquickt: eine solche neue Bibel ist Deine Kunst!

Möge des Himmels Segen auf dieser Sároser Erde ruhen, die Dich geboren, möge er auf dem Andenken derer ruhen, die Dich erzogen haben und auf Deiner schöpferischen Meisterhand!

Wer war »Bavarin Herzog von Bayern«?

Von **Dr. Moritz Wertner** in Párkány.

DIE Kastellane von Sandomir und Krakau bezeugen am Ende des 13. Jahrhunderts, daß ein ungarischer Herr, namens Stefan (Stefanus Ungarus), ihrem Gebieter, dem Könige von Böhmen und Herzoge von Krakau und Sandomir, Markgrafen von Mähren, große Dienste erwiesen und daß er für diese seitens des Königs namhafte Belohnungen erhalten. An anderer Stelle[1]) habe ich bereits nachgewiesen, daß unter diesem Könige Wenzel II., der Herrscher Böhmens und Polens, unter Stefan aber Stefan v. Borsod dg.[2]) Akos zu verstehen ist, welch letzterer unter der Regierung Andreas' III. (des letzten Arpaden) Landesrichter, unter König Wenzel von Ungarn aber Palatin war.

Daß König Wenzel II. von Böhmen nach dem Aussterben der ersten nationalen Dynastie es einzig und allein diesem Stefan zu verdanken hatte, daß sein gleichnamiger Sohn die Krone Ungarns sich auf sein Haupt setzen konnte, ist heute so sehr sichergestellt, daß ich die detaillierte Begründung dieser Behauptung an vorliegender Stelle mit ruhigem Gewissen übergehen kann; aber auch dies ist sichergestellt, daß der König von Böhmen und Polen seinen treuen ungarischen Parteigänger nicht nur mit Gütern, sondern auch mit genügend sichtbaren Zeichen seines persönlichen Vertrauens und Geneigtseins in hervorragender Weise beschenkte, welch letzterer Umstand sich besonders darin gezeigt, daß der mächtige Herrscher es nicht unter seiner Würde fand, für den

---

[1]) «Századok», Organ der ungarischen historischen Gesellschaft, Jahrgang 1907, Seite 481—489.

[2]) dg. ist die Abkürzung von „de genere" (aus dem Geschlechte).

ungarischen Herrn eine Schwiegertochter zu suchen, wie wir dies aus dem Nachfolgenden beweisen können.

Palatin Stefan bezeugt nämlich am 26. Februar 1303, daß Ladamers[3]) Sohn Comes Stefan ihm schon seit einer langen Reihe von Jahren hervorragende Dienste erwiesen, für welche er ihm die im Komitate Borsod gelegene Ortschaft Varbo verleihe[4]). Aus der Reihe dieser Verdienste hebt er namentlich Folgendes hervor: Stefan hat sich nicht nur damals, als der Böhmenprinz zum Könige von Ungarn erwählt und gekrönt wurde, zu wiederholten Malen als Abgesandter der ungarischen Herren an den Königshof nach Prag begeben, sondern auch in einer rein privaten Familienangelegenheit seinen vorzüglichen Diensteifer und seine besondere Umsicht bewiesen. Der Palatin sagt: „Außerdem hat er daran mitgewirkt, daß die aus dem erlauchten Blute des Königs von Böhmen und Polen stammende edle Jungfrau, Tochter des Herrn Bavarin, Herzogs von Bayern, unserem lieben Sohne, Meister Stefan, anvermählt worden,[5]) die er mit besonderer Sorgfalt und weisem Diensteseifer auf eigene Kosten und mit großer Mühe in rauher Winterszeit, als alle Unbilden des nördlichen Frostes die Wege unwirtlich machten, in Begleitung seiner Gattin in bester Gesundheit und Unversehrtheit, samt allen ihr mitgegebenen Wertsachen, Gold- und Silbergeschmeide, köstlichen Kleidern und allem, was des Menschen Herz erfreuen kann, in unser Schloß Diösgyör gebracht, wo wir die Hochzeit des jungen Paares auf glänzende Weise gefeiert.“[6])

Auf Grundlage dieser hochinteressanten und wertvollen Urkunde hat sich unter sämtlichen früheren und gegenwärtigen Forschern die unumstößliche Überzeugung entwickelt, daß des Palatins Stefan v. Borsod dg. Akos' Sohn Stefan unter Vermittelung des Böhmenkönigs Wenzel eine aus regierender Familie stammende Gattin erhalten, die die Tochter des Bavarin, Herzogs von Bayern, ge-

---

[3]) Das ungarische Lodomer (Ladamer) entspricht dem Namen Wladimir.

[4]) Anjoukoni Okmánytár I. 51—56.

[5]) „Praeterea de gloriosissimo sanguine regis Bohemiae et Poloniae nobilem puellam filiam domini Bavarini ducis Bavariae magistro Stephano filio nostro carissimo matrimoniali foedere fecit copulari.“

[6]) Diese Hochzeitsfeier war vielleicht die glänzendste, die uns die aus dieser Zeit stammenden Quellen überliefern. Es war eine Feier, deren Ruf das ganze Land durchflog. Unter den aus den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft zusammengeströmten Gästen war Palatin Amadeus dg. Aba, Palatin Roland dg. Ratold, Bekô dg. Barsa, Obergespan von Békés und Desider dg. Ratold, Obergespan von Gömör und Borsod, von denen die beiden Letzteren die Schwiegersöhne des Palatin Stefan waren.

wesen und aus dem Blute des Königs von Böhmen und Polen sich ableitete. Diese Ansicht hat bis heute so feste Wurzel geschlagen, daß die meisten neueren Schriftsteller — an ihrer Spitze Anton Pór in der sogenannten Milleniumgeschichte Ungarns — die sich zwischen den Thronprätendenten Karl von Anjou und Otto von Bayern abgespielten Ereignisse als Ergebnisse der obigen ehelichen Verbindung betrachten und das politische Eingreifen zahlreicher damaliger einflußreicher ungarischer Großen darauf zurückführen, daß diese durch obige Familienallianz sich in ihrer Haltung beeinflussen ließen. Daß die Forscher den Inhalt der obigen Urkunde bisher so und nicht anders aufgefaßt, ist jedoch nicht nur verständlich, sondern auch ganz und gar zu entschuldigen. „Filiam domini ducis Bavariae" ist so klar und nicht mißzuverstehen, daß es Unsinn wäre darunter an eine andere Person, als an die Tochter des Herzogs von Bayern zu denken.

Und doch ist sie es nicht!

Alle, die diese eheliche Allianz auf Grundlage obiger Urkunde kannten und kennen, betonen einstimmig, daß ihnen die Familienverhältnisse dieser bayerischen Fürstentochter und ihres Vaters, des Bayernherzogs, weder aus den ungarischen, noch aus den bayerischen Quellen bekannt sind. Auch ich war einer derjenigen, der dasselbe behauptete und der es sich zur Aufgabe gestellt, die Aufmerksamkeit der deutschländischen Forscher auf diese Frage zu lenken. Im Jahre 1890 veröffentlichte ich in einer wohlbekannten deutschen Zeitschrift[7]) eine Abhandlung unter dem Titel „Genealogische Rätsel", deren erstes Kapitel sich mit obiger Frage beschäftigte. Seitdem habe ich von dieser Seite noch immer keine Aufklärung erhalten und ist die Sache noch immer nur Rätsel geblieben.

Es konnte auch nicht anders sein.

Der Fehler ist darin zu suchen, daß ein Teil der Forscher, der sich mit der Sache beschäftigte, ohne darüber nachzudenken und die Angabe der Urkunde in Zweifel zu ziehen, das Ganze als eine selbstverständliche Sache annahm, während der andere Teil — die Minderheit —, der die Angabe doch einigermaßen überraschend und die Neugierde erweckend fand, sich nicht lange vom Zweifel beherrschen lassend, sich damit zufrieden stellte, den Kopf ein wenig zu schütteln, die Erfolglosigkeit der in dieser Beziehung eingeleiteten Untersuchungen gebührlich zum Ausdruck gelangen zu lassen und auf gewohntem Alltagswege fortzuwandeln.

---

[7]) „Der Deutsche Herold", Berlin; Jahrgang 1890, Seite 18—21.

Zerlegen wir nun ein wenig die Angabe.

1. Unter dem „sanguine regis Bohemiae et Poloniae" darf man nicht an die Könige von Böhmen und Polen als an die Mitglieder zweier besonderer Familien (— Piasten und Przemysliden) denken, wie wir dies an manchen Stellen finden. Die Urkunde spricht nur in der Einzahl und die Feststellung der Person stößt nicht auf Schwierigkeiten.

Hier handelt es sich um den Przemysliden Wenzel II. (geb. 1271, † 1305), der seit 1278 König von Böhmen und seit 1300 gleichzeitig auch König von Polen war. Da nun der Vater der Braut ein Herzog von Bayern sein soll, ist es doch absolut auszuschließen, daß die Braut väterlicherseits von den Przemysliden abstamme. Es liegt somit auf der Hand, daß hier nur von einer mütterlichen Abstammung die Rede sein kann, insoferne Bavarin selbst mütterlicherseits von der Familie Wenzels stammte, oder seine Gattin, die Mutter der Braut, eine Przemyslidentochter war.

2. Es ist nicht sehr einleuchtend, daß Wenzel die Aufmerksamkeit seines ungarischen Parteigängers auf den bayerischen Fürstenhof gelenkt haben sollte. Davon, daß zwischen ihm und dem damaligen bayerischen Landesherrn feste und naheliegende blutsverwandtschaftliche oder Verschwägerungsbande geknüpft gewesen wären, haben wir keine Kenntnis und, gesetzt den Fall, daß solche tatsächlich auch bestanden, waren sie jedenfalls bedeutend älteren Datums. Wenn Otto von Bayern — was noch sehr zweifelhaft ist — seine auf Erzielung der Krone Ungarns gerichteten Pläne schon damals kundgegeben, war es doch absolut unmöglich, daß Wenzel zwischen dem, den Interessen seines Sohnes feindlich gegenüberstehenden bayerischen Herzog und zwischen dem Palatin Ungarns eine auf ehelicher Allianz beruhende Interessengemeinschaft vermittelt hätte.

3. Unsere alten Urkunden pflegen die aus regierenden Familien stammenden Frauen gewöhnlich mit der Bezeichnung inclita oder praecelsa anzuführen,[8]) während obige Urkunde nur von einer „nobilis puella" spricht, welche Bezeichnung welcher immer aus nicht regierender Familie stammenden Frau gegeben werden konnte und die man mit Anwendung auf eine bayerische Fürstentochter durchaus nicht betonen mußte. Wäre des Palatins Schwieger-

[8]) So finden wir z. B. 1354 die Gattin des Wojwoden Thomas v. Szécsény als „inclita domina Anna, filia . . . ducis Ossuecensis"; 1355: praecelsa virgo domina Kunigund vocata, filia Bolkonis ducis Opuliensis"; 1405: inclitam virginem Barbaram . . . . filiam domini Hermanni comitis Cyli" usw. (Anjoukori okmánytár VI. 234. 354. — Zichy-Oklevélfár V. 417).

tochter tatsächlich einer regierenden Familie entsprossen, können wir es als gesichert annehmen, daß der Verfasser obiger Urkunde, schon mit Rücksicht darauf, daß der Palatin, bezw. sein Sohn, nur einem einfachen Adelsgeschlechte entstammte, den hohen Rang der Braut mit einer viel bedeutenderen Bezeichnung als „nobilis puella" hervorgehoben hätte; schon dieser eine Umstand ist genügend, um die Annahme, daß es sich hier um eine aus regierender Familie stammende Frau handelt, gründlich in Frage zu stellen.

4. Der Vater der Braut ist Bavarin und Herzog von Bayern, was darauf schließen läßt, daß diesen Namen nicht nur er, sondern auch andere Deutsche geführt; davon finden wir aber keine Spur; die deutsche Sprache kennt diesen Namen nicht. „Bavarin" ist übrigens auch nichts anderes als „bayerisch", was zur Bezeichnung einer gewissen Person (z. B. Ludwig der Bayer) noch annehmbar, als Personen- bezw. Taufnamen jedoch zum mindesten höchst ungewohnt ist; „Bayer Herzog von Bayern" hätte einen sonderbaren Klang.

5. Daß unter der damals regierenden bayerischen Fürstenfamilie Wittelsbach zu verstehen ist, bedarf keines Beweises. Es gab damals mehrere Familienmitglieder, die ihr kleines Gebiet selbstständig beherrschten; sie namentlich anzuführen, ist überflüssig. Dr. L. A. Cohn's 1871 unter dem Titel „Stammtafeln" erschienenes Werk gehört noch heute nicht nur zu den klassischen, sondern auch zu den vortrefflichsten und vollkommensten Erscheinungen auf dem Gebiete der Genealogie; auf Tafel 45 finden wir den Stammbaum der Familie Wittelsbach, suchen aber vergebens den Namen Bavarin und die Schwiegertochter unseres Palatins, und dies ist maßgebend. Es gibt zwar genug Fälle dessen, daß wir Mitgliedern von Familien hohen und niederen Adels begegnen, die wir auf den Stammbäumen der betreffenden Familie nicht unterbringen können, selbst wenn ihre Zugehörigkeit zu der Familie unwiderleglich festgestellt ist. Dies ist aber noch verständlich, da es sich nicht um eine Familie von Landesbedeutung handelt und die betreffende Person zu einer Zeit gelebt haben konnte, in der die bezügliche Familie eine noch sehr bescheidene Rolle gespielt; anders verhält es sich aber bei der Familie Wittelsbach, deren jedes einzelne Mitglied im Jahre 1303 mit Recht sagen konnte, daß es einer schon seit Jahrhunderten auf dem Throne sitzenden Familie entstamme.

6. Palatin Stefan betont, daß Ladamers Sohn Stefan in seinem Interesse und in seinen Diensten gereist und namentlich den König Wenzel aufgesucht. Wenn also dieser Beamte die Braut seines

Sohnes vom bayerischen Hofe nach Ungarn gebracht hätte, wäre es fast undenkbar, daß der Verfasser der mehrerwähnten Urkunde diese, den Glanz der ungarischen Familie in höchstem Grade hebende bayerische Reise nicht ganz besonders erwähnt hätte.

Auf Grundlage des Bisherigen ist es als sicher anzunehmen, daß die Angabe unserer Urkunde, in deren Sinne Stefan v. Borsod der jüngere, der unseres Wissens nur dem einfachen Adel angehörte und niemals ein Reichsamt bekleidet hat, die Tochter eines Herzogs von Bayern geheiratet, unhaltbar und den Tatsachen nicht entsprechend ist.

* * *

Die Aussprache, Richtigschreibung und Beständigkeit der Eigennamen war nach den Zeugnissen der mittelalterlichen Urkunden einem regen Entwicklungsgange unterlegen, was namentlich für jene Fälle Geltung hat, wo es sich um die Übertragung irgend eines ausländischen Namens gehandelt. Auf diesem Gebiete hat in erster Reihe die vatikanische Kanzlei Großes geleistet, doch sind auch die älteren ungarischen Urkunden davon nicht sehr auszunehmen, was umsoweniger befremden kann, als sie ja selbst in der Bezeichnung der ungarischen Eigennamen oft genug von einander abweichen und hie und da solche Dialekte gebrauchen, die man als die reinste Verballhornung des betreffenden Namens betrachten darf. Am öftesten finden wir, daß die in den einzelnen Wörtern vorkommenden Buchstaben vertauscht werden, wodurch hinwieder die Reihenfolge der Buchstaben gestört wird; so wurde aus Roland „Loránd" und so fabriziert das Landvolk aus Klara noch heute „Krala". Wir haben auch noch genug Beispiele dessen, daß die einzelnen Buchstaben in früheren Zeiten eine von der heutigen stark abweichende phonetische Bedeutung hatten. Den Buchstaben W benutzte man oft statt B; so wurde z. B. aus der in der Preßburger Schütt gelegenen Ortschaft Bár manchmal Waar; aus dem Personennamen Bodó wurde Wodó; aus Bernhard Wernhard, aus Bázs Vaas usf. Statt B nahm man oft P; so wurde aus Borostyan (— Bernstein) „Purustyán" (— Pernstein) usf. Eine allgemeine und internationale Rechtschreibung und bestimmte Regeln zu einer richtigen Phonetik waren unbekannte Begriffe und in den ungarischen Urkunden wurde es fast zur Tagesordnung, einen und denselben Eigennamen in jenem Dialekte in die Urkunde aufzunehmen, auf dessen Boden die Urkunde ausgestellt wurde oder dessen Klang das Ohr des Konzipienten angenehmer berührte. Auch darüber waren die Ge-

lehrten nicht einig, ob man die Eigennamen nach heimischer, nationaler bezw. ungarischer Phonetik (was man mit „vulgo" bezeichnete) oder aber nach lateinischem bezw. latinisiertem Klange den Urkunden einverleiben sollte, und dies ist die Erklärung dessen, daß ein Teil der Urkunden zu einer und derselben Zeit die Form András, der andere aber Endre gebraucht; hier heißt es Jakob, anderswo zur selben Zeit Jákó usf. Am öftesten begegnen wir aber diesem Umstande dort, wo die Urkunde irgend einen ausländischen oder fremdsprachigen Namen um jeden Preis latinisieren will.

Ein drastisches Beispiel all dieser Verballhornungen bildet die in den Chroniken gebräuchliche lateinische Bezeichnung für Bayern und für die Bayern. Neben Baioarii, Bavari, Bawari, Bawoarii, Bawarini, Bauwarii, Baioaria, Bavaria, Bawaria, Bowaria, Babaria, Wawaria finden wir auch **Wabaria.** Die Chronik von Klosterneuburg nennt im Jahre 1304 den „dux Wabariae Otto"; die Jahrbücher von Melk haben zu 1322: „Fridericus dux Austriae armata manu Wabariam proficiscitur"; die Jahrbücher von Zwettl zu 1346 und 1347: „Ludowicus rex Wabarie".[9]) In dem Worte Bavaria vertauschte man die ersten zwei Mitlauter, indem man statt W (V) den Buchstaben B und an dessen Stelle W nahm, und so ging dies ins Unendliche. Wir finden dies aber nicht nur in den deutschen Urkunden, sondern auch anderswo.

* * *

In den älteren böhmischen Geschichtsquellen stoßen wir oft auf den Personen (Tauf-) namen Bavor. Ein Bavor ist im Jahre 1255 Kameralchef von Böhmen.[10]) 1396 kommt ein Bavor von Hustiřan, 1433 ein Bavor von Pottenstein vor[11]), in den ersten

---

[9]) Pez: Scriptores rer. austriacarum I. 476. — Pertz: Scriptores rer. germanicarum IX. 511. 683. 684.

[10]) Emler: Regesta Bohemiae et Moraviae II. 47. nr. 121. — Ich muß bemerken, daß es an betreffender Stelle camerarius heißt. Da aber darunter nicht der im heutigen Sinne genannte Kämmerer zu verstehen ist und der camerarius das Einkommen der königlichen (Schatz-)Kammer zu leiten hatte (was in Ungarn der tavernicus tat, der auch oft summus camerarius genannt wird), ist es entschieden richtiger, hier statt Kämmerer den Ausdruck Kameralchef (Kameralgraf) zu gebrauchen.

[11]) Hustiran liegt in der Bezirkshauptmannschaft Königinhof, Pottenstein in der Bezirkshauptmannschaft Reichenau. — Heber: Burgen Böhmens V. 296 und Archiv Cesky III. 507. 508; IV. 249. — Csánki (Ungarns Geographie im Zeitalter der Hunyadi) III. 588.

Regierungsjahren des Königs Mathias I. (reg. seit 1458) ist ein böhmischer Krieger, namens Bavor von Janovicz in Ungarn. Auch diesen Namen hat man latinisiert.

Als Domaslava, die Tochter des obigen Kameralchefs Bavor, im Jahre 1256 ihrem Verwandten Heinrich (II.) von Lichtenburg verlobt wurde, erteilte Papst Alexander IV. am 28. Dezember 1256 den zur Vermählung nötigen Dispens; er sagt hierbei Folgendes: „...sicut ex parte dilecti filii Henrici, nati nobilis viri de Luchenburch et Domralavae, natae nobilis viri **Bavari** camerarii carissimi in Christo filii nostri illustris regis Bohemiae fuit propositum“[12]). **Aus dem böhmischen Bavor fabrizierte man somit den lateinischen Namen Bavarus.**

* * *

König Johann von Böhmen wütete Ende 1317 derart gegen einen Teil seiner Untertanen, daß ein Teil seiner Barone sich gegen ihn auflehnte. Unter Anführung Heinrichs von Lipa schlossen 37 Große am 27. Dez. 1317 einen Bund mit Herzog Friedrich von Österreich gegen König Johann; in der Reihe dieser böhmischen Großen finden wir auch „Wabarus von Wabarowe“[13]).

Was den Wabarus betrifft, wissen wir sofort, daß dies die Latinisierung des nationalen Namens ist, und da wir oben gesehen, daß auf dem Wege des Buchstabentausches aus Bavaria Wabaria fabriziert wurde, ist es handgreiflich, daß Wabarus nichts anderes als Bavarus, letzteres aber — wie es Papst Alexander IV. in seiner 1256 ausgestellten Urkunde bezeugt — die latinisierte Form des böhmischen Bavor ist. In diesem Falle ist es dann selbstverständlich, daß auch Wabarowe nichts anderes als Bavarove bezw. ein solches geographisches Objekt sein muß, welches seinen Namen von irgend einem Bavor genannten Eigentümer erhalten, da das „owe“ mit „des Bavor“ identisch ist. Tatsächlich existierte in Böhmen eine Ortschaft **Bavorov** bezw. **Bawarow,** die heute unter dem Namen Barau in der Bezirkshauptmannschaft Pisek (Bezirksgericht Wodnian) liegt und in deren Nähe die Trümmer der Feste Helfenburg sichtbar sind[14]).

Die lateinische Form für den böhmischen Namen Bavor war aber nicht nur Bavarus. Aus den national klingenden Eigennamen

---

[12]) Emler: siehe oben.

[13]) Kurz: Österreich unter Friedrich dem Schönen. S. 466.

[14]) Ritters geographisch-statistisches Lexikon 1883 Seite 130 und 145. — Pierers Universallexikon 1857 Seite 309 und 441.

fabrizierte man gewöhnlich derart die latinisierten, daß man die Endsilbe mit dem lateinischen „us" verlängerte. Nun gab es aber oft genug Fälle, daß der auf „us" endende Namen dem Gehör nicht genug angenehm klang und daß man von altersher diesem Fehler damit abhalf, daß zwischen dem ursprünglichen Namen und dem lateinischen „us" der weicher klingenden Aussprache halber der Buchstabe i oder die Silbe „in" eingeschoben wurde. Namentlich taten dies die Italiener, bei denen die Namen Albertino, Aldobrandino, Bernardino, Conradino, Jannino u. dgl. an der Tagesordnung waren. Auch in den ungarischen Urkunden finden wir im Jahre 1217 einen Paulin dg. Koppány, 1234 einen Buzadin dg. Hahold, 1287 einen Ompuclin von Macsala, 1343 einen Walterin[15]), somit darf es uns durchaus nicht wundernehmen, daß man hie und da aus Bavarus „Bavarinus" machte, was selbstverständlich an der Originalität des Namens nicht im geringsten geändert hat.

* * *

Bevor wir unsere Betrachtungen fortsetzen, muß ich einen Umstand hervorheben, der für unseren Gegenstand von höchster Bedeutung ist und abermals — wir dürfen mit Recht fragen: zum wievielten Male? — den unumstößlichen Beweis dessen bringt, daß ein in unseren Quellen schlecht geschriebener, falsch gelesener und unrichtig veröffentlichter Buchstabe oder eine unrichtige Silbe einen Jahrhunderte hindurch kaum ausrottbaren Fehler bewirken kann. Das Original der Urkunde vom 26. Febr. 1303 ist dermalen unbekannt. Dieses Original wurde 1352 durch das Kapitel von Eger (= Erlau) für Peters Sohn Paul v. Varbó überschrieben; aber auch das Original dieses ersten Transsumptes ist nicht mehr vorhanden, da dasselbe am 6. Aug. 1449 in Vácz (= Waitzen) durch den Staatsrat umschrieben wurde; diese zweite Umschreibung wurde 1450 durch das Kapitel von Eger abermals transsumiert. Dieses dritte Transsumpt befindet sich (unter DL. 1647) im Budapester Reichsarchive, und nur aus diesem Transsumpte kennen wir den obgenannten rätselhaften Mann.

Derjenige, der am 26. Febr. 1303 mit der Konzipierung oder Abschreibung der ersten bezw. Originalurkunde betraut war, konnte einer derjenigen sein, die mit Ladamers Sohn Stefan die Braut nach Ungarn gebracht oder die Urkunde auf Grundlage

---

[15]) Wenzel: Arpádkori uj Okmánytár VI. 392; X. 447. — Knauz: Monum. ecclesiae Strigoniensis II. 22. — Zichy-Oklevéltár II. 89.

der von einem durchaus verläßlichen Herrn erhaltenen Angaben konzipierte. Im ersteren Falle mußte er selbst den Namen des Vaters der Braut ganz gut kennen; hatte er ihn aber aus der Übermittlung eines der beteiligten Herren erfahren, konnte er allerdings über den in Ungarn ungewohnten und sonderbar klingenden Namen sein Haupt schütteln, durfte aber mit ruhigem Gewissen die Richtigkeit des Gehörten auf jene schieben, die ihm den Namen diktiert, denn diese mußten doch am besten wissen, wie der betreffende Mann heiße. Es ist somit mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Verfasser der Urkunde mit ruhigem Gewissen und der Wirklichkeit entsprechend den Passus: „Filiam domini Bavarini **de Bavarove**" eingeschrieben. Auf jene Frage, wann zum erstenmal sich eine von der ursprünglichen abweichende Textierung in die Umschreibungen eingeschlichen, haben wir keine bestimmte Antwort. Wenn dies gelegentlich der zweiten oder dritten Umschreibung geschehen, wundert es uns nicht im geringsten. In der Mitte des XV. Jahrhunderts wußte man sich vielleicht nicht mehr daran zu erinnern, wohin die Familie des Palatins Stefan dg. Akos geraten; aber gesetzt den Fall, daß die Abweichung vom Originaltexte schon 1352 erfolgt wäre, müssen wir die Sache ebenso erklärlich finden. Zur Zeit der ersten Überschreibung waren schon fünfzig Jahre verflossen, seit man die auf die berühmte Hochzeitsfeier bezügliche Urkunde geschrieben; der Bräutigam und seine Brüder, die in dem zwischen 1316 und 1317 gegen König Karl gerichteten Aufstande unterlagen, verloren ihre Güter und waren aller Wahrscheinlichkeit nach gezwungen, sich ins Ausland zu flüchten; somit mußten sie 1352 in Ungarn schon in Vergessenheit geraten sein und ist es daher nur ganz natürlich, daß jener Mann, den das Kapitel von Eger mit der Konzipierung des ersten Transsumptes betraut hat, in Bavarin von Bavarov eine ihm ganz und gar unbekannte Person sehen mußte und über deren Identität ihm niemand verläßliche Auskunft geben konnte. Der Name Bavarinus machte ihm wenig Schwierigkeiten; diesen konnte man noch einigermaßen annehmbar finden; umsomehr Sorge machte ihm aber Bavarove, da er von einer böhmischen Ortschaft dieses Namens keine Ahnung hatte. Er wußte aber, daß es ein unter dem lateinischen Namen Bavaria bekanntes deutsches Herzogtum gebe; er las auch, daß die Tochter dieses Bavarins aus dem erlauchten Blute des Königs von Böhmen und Polen stamme; diese konnte somit nicht die Tochter eines niederen, wenn auch vornehmen Adelsgeschlechtes sein; der Vater mußte ein Herrscher sein; unser Mann schwankte nicht lange; er las oder fabrizierte

statt „de" das ihm wahrscheinlicher scheinende „ducis" und schrieb somit in das Transsumpt „filiam domini Bavarini d u c i s Bavariae", da doch nach seiner Meinung der Vater der aus königlichem Blute stammenden Braut auf Grundlage des Textes der ihm vorgelegenen Urkunde kein anderer als ein Herzog von Bayern sein konnte.

* * *

„De gloriosissimo sanguine regis Bohemiae et Poloniae".

Ich habe schon oben betont, daß unter diesem böhmisch-polnischen Könige Wenzel II. zu verstehen ist und die Abstammung der Tochter Bavarins nur so aufgefaßt werden kann, daß zwischen beiden Personen ein mütterliches Verwandtschaftsverhältnis bestehen mußte. Wir wissen ferner, daß wenigstens seit Wratislaws II. († 1092) Zeiten keine einzige eheliche Przemyslidentochter sich mit einem Untertan vermählt hat, woraus sich hinwieder der Schluß ergibt, daß die in Rede stehende Mutter eine natürliche, bezw. außereheliche Tochter sein mußte. Nun frägt es sich, wer ihr Vater gewesen sein konnte. Der am 27. September 1271 geborene Wenzel II. war es nicht, weil er Anfangs 1303 nur 31 Jahre zählte und er in diesem Alter noch keine heiratsfähige Enkelin haben konnte; hingegen durfte es sein Vater, der 1228 geborene und 1278 verstorbene Ottokar II. sein, der eine solche Enkelin haben konnte. Wir haben sichere Kenntnis davon, daß er wenigstens zwei natürliche Töchter hatte. Papst Alexander IV. sagt am 7. Okt. 1260: „attendentes igitur, quod tu conjugatus ex quadam soluta duas, quas habes ad praesens, filias genuisti"[16]) und l e g i t i m i e r t d i e s e z w e i T ö c h t e r. Von diesen wurde die eine später die Gattin Ulrichs von Dürrenholz, eines Mitgliedes der Familie Kaunitz, der 1273 als Landeshauptmann von Kärnten in einer Schlacht gegen die Ungarn fiel[17]).

Der bereits oben erwähnte Bavor (I.), Kameralchef von Böhmen, stammte aus einem der vornehmsten Geschlechter Böhmens, aus der Familie der Herren von Strakonicz, die in ihrem Wappen einen Pfeil führten. Seine Gattin hieß Bolemila, doch wird einmal auch eine Bohuslawa als seine (zweite ?) Gattin erwähnt. Er starb 1260.

---

[16]) . . . „in Anbetracht dessen, daß Du als verheirateter Mann mit einer geschiedenen (oder bezahlten) Frau, die zwei Töchter, die Du jetzt hast, gezeugt" (Boezek: Codex diplom. Moraviae III. 284.

[17]) Wenzel a. a. O. IX. 52. Dieser Ulrich v. Dürrenholz war am 8. Febr. 1268 Burghauptmann von Znaim.

Sein Sohn Bavor II. nahm Agnes, eine natürliche Tochter des Königs Ottokar II., somit eine Schwester Wenzels II., zur Gattin. Sein Todesjahr ist unbestimmt. Die böhmischen Autoren sagen, er sei zwischen 1273 und 1279 gestorben, welche Angabe mir aber als zu ausgedehnt erscheint. In den Jahren 1277 und 1279 stoßen wir nämlich auf Bavor v. Strakonicz, den Obermarschall von Böhmen. Die böhmischen Geschichtschreiber sind darüber nicht einig, ob unter ihm Bavor II. oder Bavor III. zu verstehen sei. Ich glaube fast mit Bestimmtheit, daß er nur mit Bavor II. zu identifizieren sei, einerseits deshalb, weil Bavor III. im Jahre 1277 wahrscheinlich noch zu jung war, um eine so hohe Würde zu bekleiden, andererseits aber Bavors II. eheliche Verbindung mit der Königsfamilie es viel wahrscheinlicher erscheinen läßt, daß das durch ihn bekleidete hohe Reichsamt eben dieser ehelichen Allianz zuzuschreiben sei. Im Sinne dieser Annahme kann aber Bavor II. frühestens 1279 gestorben sein.

Aus seiner Ehe sind folgende Kinder bekannt:

a) Nikolaus, Herr von Blatna. Gattin: Margarethe von Sternberg † 1359.

b) Wilhelm, der mit Hinterlassung von Kindern 1327 starb.

c) Bavor III., Herr von Bavorov, Horaždovicz und Poresin (Güter bei Strakonicz und Krumau). Ein mächtiger Magnat, gegen den Herzog Rudolf von Österreich im Jahre 1307 zu Felde zog[18]). Da im Jahre 1318 einer seiner Brüder jene Urkunde bestätigt, kraft welcher Bavor III. dem Kloster Goldenkron einige Güter geschenkt, müssen wir annehmen, daß er 1318 nicht mehr gelebt. Er ist es, der Ende 1317 mit anderen böhmischen Großen sich mit Friedrich von Österreich verbündet. Seine Gattin Margarethe von Rosenberg starb erst 1357. Daß er Söhne hinterlassen, davon ist nichts bekannt. Da im Jahre 1318 nicht diese, sondern sein Bruder die obenerwähnte Schenkungsurkunde bestätigt, ist er sicherlich ohne Hinterlassung von Söhnen verstorben; daß er eine oder mehrere Töchter hinterlassen haben soll, davon wissen die böhmischen Quellen nichts.

Es wirft sich nun die Frage auf, wer nun unter diesen, Bavor genannten Personen der Vater der Braut von 1303 gewesen?

Auf den ersten Anschein ist es nicht ausgeschlossen, ihn mit Bavor III. zu identifizieren; dies ist jedoch deshalb unwahrscheinlich, weil in diesem Falle die Braut eine Enkelin der Agnes,

---

[18]) Ottokars von Horneck Reimchronik (Ausgabe von Seemüller, Seite 1193 bis 1194).

der Tochter Ottokars II., wäre und somit die mit Ottokar II. beginnenden einzelnen Generationsmitglieder ohne Ausnahme schon in sehr jugendlichem Alter (zwischen 16 und 20 Jahren) eine Ehe hätten eingehen müssen und wir selbst in diesem Falle immer mit einem Erstgeborenen zu tun hätten, was allerdings nicht unmöglich, aber auch nicht sehr wahrscheinlich ist. Dagegen aber, daß die Braut eine Tochter Bavors II. und der Prinzessin Agnes gewesen sei, erheben die chronologischen Daten keinerlei Widerspruch, da Bavor II. 1279 noch gelebt haben mag und seine Tochter, wenn sie um diese Zeit geboren wurde, zur Zeit ihrer Vermählung beiläufig 22—23 Jahre alt sein konnte. Diese Frage hat übrigens für unseren Gegenstand keine wesentliche Bedeutung, da es ganz gleichgültig ist, ob wir es mit einer Tochter Bavors II. oder des III. zu tun haben. In beiden Fällen ist die Schwiegertochter Palatin Stefans ein Sprößling des Geschlechtes Wenzels II. von Böhmen und Polen, und dies ist die Hauptsache.

Das Endresultat ist somit, daß die mehrerwähnte Braut nicht die Tochter eines Bavarin, Herzogs von Bayern, gewesen, sondern, daß ihr Vater Bavor von Bavorov ein böhmischer Magnat, ihre Mutter oder Großmutter aber eine natürliche und legitimierte Tochter des Böhmenkönigs Ottokar II. war, und daß die urkundlichen Behauptungen aus dem Jahre 1303 durch diese genealogischen Angaben vollinhaltlich bekräftigt werden.

Deutsche und ungarische Sprachpflege.

Ihre Wechselbeziehungen von Gottsched bis Grimm. Von **Dr. Theodor Thienemann.**

UM die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, als sich neues Leben in der ungarischen Literatur zu regen begann, wendete sich das allgemeine Interesse der Sprache zu. Es entstanden Werke, die dem deutschen Sprachunterricht und der ungarischen Sprachpflege dienen wollten, man verfaßte deutsche Grammatiken, man sprach in Zeitschriften wie in Privatbriefen von der Notwendigkeit einer ungarischen Sprachreform. Die Entstehung dieser weitverzweigten grammatischen Literatur hängt mit den politischen Verhältnissen jener Zeit zusammen. Maria Theresia und Joseph II. erblickten bekanntlich in der deutschen Sprache ein Bindeglied für den erträumten Ge-

samtstaat, in dem sie ihre vielsprachigen Untertanen zu einem Volke zu vereinen hofften, und darum ließen sie den deutschen Unterricht, besonders in den katholischen Konvikten, rege betreiben. Die Verbreitung der deutschen Sprache sollten gute, neue Lehrbücher erleichtern und man fand eine für didaktische Zwecke förderliche Arbeit in Gottscheds „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" (1748). Die aus ihr verfertigten ungarischen Auszüge beweisen, wie eifrig während der letzten Dezennien des XVIII. Jahrhunderts bei uns der deutsche Unterricht betrieben wurde; sie sind Denksteine der damals einströmenden deutschen Bildung und deshalb auch wertvolle Dokumente der Literaturgeschichte. Der Josephinischen Regierung folgte als Reaktion eine mächtige nationale Erhebung, die sich auch in der Sprachpflege äußerte: die Rechte der gefährdeten und verdrängten Landessprache wollte man durch den amtlichen Gebrauch für die Zukunft sichern, eine Gelehrtengesellschaft sollte die Pflege der Sprache behüten und die neuerwachende Literatur die Dichtersprache neugestalten. Der Führer der neueren Literatur, Franz Kazinczy, war davon überzeugt, daß der Sprachreform die Wiedergeburt der Dichtung und Bildung folgen werde, und nach einem jahrelangen Kampfe mit seinen Gegnern sah er auch, wenigstens zum größten Teile, die Verwirklichung seiner kühnen Pläne. In dem Kampfe um die ungarische Schriftsprache war die deutsche Literatur sein Vorbild, dem er nachstrebte, aus ihr gewann er immer neue Anregungen und in ihr suchte er die Rechtfertigung seiner eignen Ziele. Seine Aufmerksamkeit lenkte sich dabei auf jenes Gebiet der deutschen Sprachpflege, das sich auf Herders Anregungen in neuen Richtungen zu entfalten begann, auf die Werke Adelungs, der deutschen Klassiker und ihrer Anhänger. Diese Strömungen der deutschen Sprachpflege, die von Gottsched bis Grimm führen, hatten in Ungarn eine nicht unbedeutende Nachfolge und unbewußt wirkten auch sie mit an der Neugestaltung unserer Schriftsprache.

I. Gottsched.

Gottscheds[1]) Werke fanden ihren Weg über Wien nach Ungarn. Seine Grammatik gewann in Österreich eine weite Verbreitung

[1]) Gottscheds Einfluß auf Ungarn behandelt eingehend Jakob Bleyer: „Gottsched hazánkban" (G. in unserem Vaterlande) 1909. Aus diesem Werke sind mit der Erlaubnis des Verfassers die Daten über Gottscheds Einfluß auf die ungarische grammatische Literatur übernommen.

und bewirkte den näheren Anschluß der österreichischen Literatursprache an die deutsche. Sagte doch Maria Theresia selber dem Leipziger Professor: „Ich sollte mich scheuen, mit dem Meister der deutschen Sprache deutsch zu reden. Wir Österreicher haben eine sehr schlechte Sprache.“[2]) Dieser Glaube führte dazu, daß man seiner Grammatik von oben her eine autoritative Stellung gab und in dem vornehmen, auch von ungarischen Magnatensöhnen besuchten Theresianum zum Gebrauche vorschrieb. So wurden auch in Ungarn nicht die heimischen „Institutiones Linguae Germaniae“ (Leutschau, 1718) von Matthias Bél dem deutschen Unterricht zugrunde gelegt, sondern Gottscheds Grammatik, denn sie schätzte man aufs höchste. Manche Schulen gebrauchten sie in der Originalausgabe, doch dem damaligen lateinischen Schulwesen gemäß bedurfte man lateinischer Auszüge und unterrichtete aus solchen die Elemente der deutschen Sprache.

Die älteste bekannte derartige Grammatik erschien 1769: „Compendiosa Linguae Germanicae Grammatica. In Usum Potissimum Ungarorum Germanice Discere Volentium Excerpta E Grammatica (Tit.) D. Profess. Gottsched. Claudiopoli, Typis Coll. Academ. Soc. Jesu“; vollkommen gleich hiermit ist eine zweite Ausgabe: „Cassoviae Typis Sac. Caes. Reg. Apost. Majest. Anno 1774“; gleichen Titel und Text, doch abweichende Paginierung hat: „Typis Joseph. Francisc. Kollmann, Privil. Acad. Typog. Et Bibl. 1775“ und der unveränderte Abdruck von 1776. Die Vorlage dieser Grammatik war Gottscheds „Kern der deutschen Sprachkunst“, doch der unbekannte Verfasser hat mit seiner Quelle ziemlich frei geschaltet, er verkürzte den Text und legte ihn stellenweise seinen ungarischen Schülern zurecht. — Eine zweite, für ähnliche Zwecke bestimmte Kompilation entstand nach dem bekannten ältesten Exemplare 1770: „Grammatica Germanica, Ex Gottschedianis Libris Collecta. Francofurti & Lipsiae, apud Josephum Aloysium Crätz“, ein neuer Abdruck hiervon erschien 1774. Unverändert sind noch zwei weitere Auflagen: „Grammatica Germanica, Ex Gottschedianis Libris Collecta In Usum Exterarum Nationum Praecipue Hungariae Et Poloniae. Viennae Sumptibus Joannis Georgii Weigand, Universitatis Bibliopolae MDCCLXXII“ und „Posonii, Sumptibus Johann Doll, Bibliopolae 1774“. Die erste Auflage dieser Grammatik gehört zwar einem deutschen Verlage an, doch ihre Zurückgebliebenheit weist mit dem Stoff der Lese-

[2]) Vgl. Frau Gottscheds Brief in „Der Frau L. A. V. Gottschedin geb. Kulmus, sämmtliche Gedichte“ etc. Leipzig 1763.

stücke und des Vokabulars auf einen nordungarischen Verfasser, der ungarische und polnische Schüler vor Augen hielt.[3]) Rüdiger schreibt über sie mit gerechter Strenge: „Ist auch in Pressburg 774 und in München bey Craetz 778 wieder aufgelegt, so wenig bey der Magerkeit und dem strengen Gottschedianismus daraus zu machen ist. Die angehängten Vocabeln, Gespräche und andere Aufsätze, die über ein Drittel ausmachen, geben für so neue Zeit schlechte Muster der teutschen Sprache, und das Latein ist auch polnisch genug.“[4]) Die Quelle war, abweichend von den vorhergenannten Grammatiken, die „Sprachkunst“, aus ihr ist der in Paragraphen geteilte grammatische Schematismus entnommen. Eine neue, nur für Ungarn bestimmte Redaktion dieser Sprachlehre ist die „Editio Secunda. Agriae, Typis Scholae Episcopalis. Anno MDCCLXXX“ und die Neuauflage von 1785 mit gleichem Titel. Nur in der Paginierung abweichend, erschien dieselbe Grammatik: „Adiecta Est Geographica Descriptio Regni Hungariae. Posonii, apud Aloysium Doll 1785“ und deren Abdruck ist „Augustae Vindelicorum, Sumtibus Nicolai Doll. 1785.“ — Eine dritte lateinische Bearbeitung von Gottscheds Grammatik verfaßte der Klausenburger Professor Georg Nagy von Nagyajta: „Elementa Linguae Germanicae In Gratiam Hungaricae Et Transylvanicae Inventutis Ex Optimis Autoribus Collecta. Viennae, Typ. Joan. Thom. Nob. de Trattnern, Sac. Caes. Reg. Aulae Typogr. Et Bibliopolae MDCCLXXV.“ In der Vorrede huldigt Nagy Maria Theresia, die — wie er sich überschwänglich ausdrückt — „a primo Gloriosi sui Regiminis exordio, etiam inter ardua sui Imperii negotia indefessa materna cura ad hoc intenta fuit, ut in Hereditario quoque Hungariae Regno, et Magno Transylvaniae Principatu, ut omnium Scientiarum Studia, non minus propagatio enim Linguae Germanicae maiora sumeret incrementa.“ Um den deutschen Unterricht in Ungarn zu erleichtern, stellte er dieses Lehrbuch zusammen, wobei er gerne gesteht: „Horum quidem fundamenta plerumque ex alienis fontibus desumta esse fateor.“ Außer der „Sprachkunst“ gebrauchte er deren vorhergenannten lateinische Auszüge, Heinrich Brauns „Anleitung zur Deutschen Sprachkunst“ (München, 1765) und die Sprachlehre der österreichischen Normalschulen. Die letztere, die Ignaz Felbiger ver-

[3]) Für ungarische und polnische Schüler schrieb Johann Potitt seine „Grammatica Germanica Ad Usum Polonae Praesertim Juventutis Conscripta Anno Domini MDCCLXXV. Cassoviae, Typis Joannis Michaelis Landerer.“

[4]) „Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachenkunde.“ IV. St. Leipzig 1785, S. 41.

faßte, fußt auch auf Gottsched; über eine spätere, umgearbeitete Auflage berichtet schon ein Zeitgenosse: „Diese Anleitung ist aus Gottscheds „Kern der deutschen Sprachkunst" nach Art und Weise aller Normalschulschriften, die niemals anzeigen, woher sie etwas nehmen, zusammengeschrieben."[5]) Sie wurde auch in Ungarn eingeführt, nachdem 1777 die „Ratio Educationis" den deutschen Unterricht für alle ungarischen Schulen vorschrieb, und erschien 1780 als „Verbesserte Anleitung zur deutschen Sprachlehre, zum Gebrauch der Nationalschulen in dem Königreich Hungarn. Cum speciali Privil. Sac. Caes. Reg. Apost. Majest. Kostet ungebunden 12 Kreuzer. Ofen, gedruckt mit königl. Universitätsschriften." Ein unbekannter Verfasser übersetzte sie in das Ungarische (1781), Franz Anton Schlögel verfertigte die lateinische Bearbeitung: „Grammatica Germanica Cum Institutione Emendata Linguae Germanicae In Usum Ditionum Caes. Regiarum Praescripta Variis Regulis, Adnotationibus Atque Exemplis Aucta, Posonii, Apud Aloysium Doll et Schweizer, Bibliop. 1787."

Auch in ungarischer Sprache lehrte man Gottscheds Grammatik; die erste der ungarischen Auszüge ist, mit Übersetzung des Titels, die „Neue deutsche Grammatik, Oder: die deutsche Sprache lehrendes Buch, welches größtenteils aus den Büchern des weil. Leipziger Professors Gottsched entnommen, dem Verstande und Gebrauch der ungarischen Nation angemessen, zuert in ungarischer Sprache geschrieben und gedruckt von Johann August Kratzer, Lehrer der königlichen Normalschulen. Zu kaufen in Raab bei Jacob Müller, Gedruckt in Pressburg bei Frantz August Patzko, 1780." Der Verfasser, der „sächsische Universitäten" besuchte, erwähnt es gleich vorneweg, wie vollkommen schon die deutsche Sprache sei, „von den europäischen Sprachen gibt es keine, die ihr an Reichtum gleichkommt", und darum sei auch ihr Studium für uns umso wichtiger, da große Teile des Landes von Deutschen bewohnt sind. Die Ungarn lernen die deutsche Sprache aus dem Umgange mit Deutschen kennen, doch hören sie meist nur „den bäurischen Dialekt" und nicht die „wahre Schriftsprache", die Kratzer seinem Lehrbuche zugrunde legt. Diese Sprachnorm ist natürlich dieselbe, die er in seiner Quelle, in der „Sprachkunst", vorfand. Er ermahnt z. B. daran, daß man „du hast, du liebest, husten, er ist, nicht so wie die Schwaben spreche". Auch den „Kern" und die „Verbesserte Anleitung" gebrauchte er stellen-

[5]) „Freymüthige Beurtheilung der Österreichischen Normalschulen und aller zum Behuf derselben gedruckten Schriften." Berlin und Stettin 1783, S. 184—194.

weise. — Auf Kratzers Grammatik folgte die lateinisch geschriebene von Ephraim Osterlamm: „Institutiones Linguae Germanicae In Usum Patriae Civium, Conscriptae. Posonii, Litteris, Patzkoianus 1781." Osterlamm studierte in Leipzig und lebte später in Löcse (Leutschau) in der Zips, wo er den zur Erlernung der deutschen Sprache dort jährlich versammelten Ungarn, meist protestantischen Schülern, Privatunterricht gab. In der Vorrede wiederholt er die geläufigen Komplimente an Maria Theresia, da sie dem deutschen Unterricht in Ungarn so großen Vorschub geleistet hat. Er gibt selber die Quelle seiner Grammatik an: „Usus eram hoc fine Grammatica Germanica Gottschedii vulgo hic usitata", doch er weicht mit richtigem pädagogischen Gefühl von der „Sprachkunst" vielfach bewußt ab. So hat sich auch seine Grammatik für den praktischen Unterricht brauchbar erwiesen und erschien in Preßburg 1786 in neuer Auflage. — Zwar nicht sicher von einem ungarischen Verfasser geschrieben, doch für Ungarn bestimmt war das „Handbuch für die von der ungrischen Nation so sich in der deutschen Sprache üben wollen. Pest, Ofen und Kaschau, im Verlage der Weigandschen und Köpfischen Buchhandlung. 1785." Es enthält: „1. Ein Verzeichniß der grammatischen Kunstwörter, deutsch und lateinisch, 2. Eine kurze deutsche Sprachlehre, 3. Ein kleines orthographisches Wörterbuch, 4. Ein Titularbuch für Ungarn ganz neu verfaßt." Der Kompilator nennt sich nicht, doch der bibliographische Index der Grammatik von Franz Anton Schlögel weist auf den bekannten süddeutschen Grammatiker Heinrich Braun; von ihm oder nach ihm wurde dieses Lehrbuch geschrieben. Auch hier leuchtet, wie im Untertitel der „Sprachkunst", die obersächsische Sprachnorm durch, wenn die Vorrede sich damit brüstet: „die Sprachlehre gründet sich auf die Regeln und Schreibart der besten deutschen Schriftsteller." Die Bemerkung: „Da diese (deutsche) Sprache Jedem, welcher sich in Ungarn in öffentlichen Diensten Hoffnung macht, notwendig ist, so glaube ich keine unnötige Mühe über mich genommen zu haben" kennzeichnet die Josephinische Regierung. — Die zweite, ungarisch verfaßte deutsche Grammatik rührt von Stephan Márton her; ihr Titel lautet: „Der erste Anfangsgrund der deutschen Sprache, für die schwächeren Schüler mit einer kleinen, kurzen Grammatik und deutsch-ungarischem Wörterbuche herausgegeben. Raab, bei Joseph Streibig, 1792"; die zweite, veränderte Auflage erschien 1801. Auch Márton ist sich wohlbewußt des Unterschiedes, der die „gemeine" und die „gelehrte" Sprache von einander trennt, und nur die gute Büchersprache

möchte er seinen Schülern lehren, denn „wenn wir — schreibt er in der Vorrede — die deutsche Sprache des gemeinen Volkes nicht auf die gelehrte Stufe erheben, so bleibt die wissenschaftliche Bildung der Nation aus, die doch ebenso, wie der Charakter dem Einzelnen, das Augenlicht der Nation ist.“ Die knappgefaßte Grammatik folgt Gottscheds Spuren. — Den bisherigen Typus der Gottschedgrammatiken vertritt auch die verbreitetste Sprachlehre jener Zeit, deren 19. Auflage 1856 erschien: „Deutsche Grammatik. Mit einem Lesebuche und dazu gehörendem Glossar. Von Joseph Márton. Kaschau, bei Franz Landerer von Füskut 1799“ (ungarisch). Joseph Márton, der auch W. von Humboldt ungarischen Unterricht gab,[6]) beruft sich auf den Eifer, mit dem man sich seit einiger Zeit dem Erlernen der deutschen Sprache widmet, besonders in der Zips, „denn hier ist die Mundart am reinsten“. Von der weiteren Verbreitung der deutschen Sprache hofft er den Aufschwung der ungarischen Literatur. Die Grammatik ist nach Gottsched gebaut, doch in den späteren Auflagen wurde sie durch Adelung beeinflußt.[7])

So war Gottscheds Grammatik, als Adelung sie in Deutschland schon längst überholte, noch immer die Quelle unserer deutschen Sprachlehren. Man schätzte eben den Leipziger Professor, der — wie es der damals Preßburger Seminarist Georg Fejér sagte — „den Grundstein zur Ausbildung der deutschen Sprache legte und dieses Werk darauf zu wenden schien, um vor allem seine Nation von dem ausgestorbenen, den süßen Geschmack der heimischen Sprache bestechenden Latein zu entfremden.“ Man erwartete das Auftreten eines solch einflußreichen ungarischen Grammatikers und es wurde der fromme Wunsch geäußert, „daß auch bei uns ein Gottsched aufstände, der die so schöne und zierliche ungarische Sprache den Ausländern etwas bekannter machte.“[8]) Freilich, mit der fortschreitenden Zeit erschien Gottsched auch in Ungarn als unduldsamer Sprachtyrann,

---

[6]) Vgl. Otto Winter: „Ungarn und die deutsche Philologie am Anfange des 19. Jahrhunderts. Auszug aus einer Abhandlung Dr. J. Bleyers.“ Euphorion XVIII. 1911, S. 739.

[7]) Auch handschriftlich erhaltene Grammatiken aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts stehen unter Gottscheds Einfluß; so die „Grammatica Linguae Germanicae“ s. l. s. a. (Bibl. des Ung. National-Museums) und die ungarische — mit Übersetzung des Titels —: „Kurzer und leichter Wegweiser für die Erlernung der deutschen Sprache in den ungarischen Nationalschulen“ (Universitäts-Bibl. Budapest).

[8]) „Preßburger Zeitung“ 1764. 25. Jul.

und als Gegner der neueren Dichtersprache wurde er, besonders von den Neologen, angefeindet.

II. Adelung.

Johann Christoph Adelung[9]) übernahm in Deutschland um 1781 die führende Rolle in der grammatischen Literatur. Wegen seiner Vorliebe für das Obersächsische und das Konservative in der Sprachpflege mußte er, trotz sonstiger bedeutsamer Abweichungen, für Gottscheds Schüler gelten, und er trat an die Stelle des Vielgescholtenen als unfreiwilliger Erbe. Seine Schriften drangen schnell in die preußischen und sächsischen Schulen ein und gewannen auch in Österreich eine weite Verbreitung. Wie sehr man ihn in der Kaiserstadt schätzte, beweisen die lobenden und zufriedenen Vorreden, die die Herausgeber seiner schon 1781 in Wien erschienenen Grammatik und dem durch Franz Xaver Schönberger angeschwellten „Grammatisch-kritischen Wörterbuche“[10]) voransetzten. Josephinische Dichter schlossen sich eng an seine Sprachnorm an. Alxinger, der „auch im freundschaftlichen Umgange jeden Sprachfehler anzeigte und aus seinem Liebling Adelung den Beweis führte“,[11]) gesteht selbst, er schlage mit einer eisernen Geduld fast jedes Wort in einem Wörterbuche nach, bevor er es niederzuschreiben wage,[12]) und Adelung lobte auch brieflich seine „Reinigkeit der Sprache, die wenig südliche Deutsche in dem Grade erreichen“.[13])

In Ungarn wurden Adelungs Werke um 1790, zu einer Zeit bekannt, als das allgemeine Interesse für die ungarische Muttersprache zu erwachen begann. All die zahllosen Schriften, die da-

---

[9]) Den Einfluß Adelungs, der deutschen Dichter und Campes auf die ungarische Sprachpflege behandelte ich eingehender in meiner Arbeit: „Német és Magyar Nyelvújító Törekvések, Német Philologiai Dolgozatok I“ (Deutsche und ungarische Sprachreform, Arbeiten zur deutschen Philologie I). 1912.

[10]) „Mit D. W. Soltau's Beyträgen revidirt und berichtigt von Franz Xaver Schönberger . . . Wien verlegt bey B. Ph. Bauer“ 1807, (1811²). Weitere österreichische Ausgaben des Wörterbuches sind: „Brünn bey Joseph Georg Traßler“ 1788. IV. B. — „Wien, Christ. Friedrich Wagler“ 1793—1801. Franz Leopold Schmiedel, Martin Span und Unbekannte verfertigten Auszüge. Adelungs Stilistik erschien „Neue vermehrte und verbesserte Auflage. Brünn, gedruckt und verlegt bey J. S. Siedler.“ 1788—89. II. B.

[11]) Vgl. „Sämmtliche Werke“, Wien 1812. B. X. S. XIII.

[12]) Vgl. „Doolin von Maynz“. Vorrede.

[13]) Briefe in der Dresdener Königl. Bibl. — Vgl. die beiden Briefe Adelungs an Denis: „Michael Denis' Literarischer Nachlaß.“ Herausg. von Retzer. Wien, II. 1802. S. 155—157.

mals ihre Aufnahme für und wider behandelten, waren von einer rationalistischen Auffassung des Sprachlebens durchdrungen und Adelung trug, trotz seiner konservativen Normen, viel zur Verbreitung dieser, der künstlichen Sprachreform gewogenen Ansichten bei. Man war davon überzeugt, die ungarische Sprache werde sich erst dann entwickeln, „wenn Eine einheitliche Orthographie, Eine Grammatik, Ein Wörterbuch, Ein Dialekt, Ein Sprachgebrauch zur allgemeinen Anerkennung gelangen,“[14]) und so war es natürlich, daß gute Patrioten seine normativen Bestrebungen mit Sympathie verfolgten. Man wollte, wie das zahlreiche Aussprüche beweisen, der ungarischen Sprachpflege auch einen Adelung an die Spitze stellen. „Es wäre zu wünschen — schrieb der Direktor des Nationalmuseums, Jakob Ferdinand v. Miller — daß von der Ordnung und den Grundregeln, welche Adelung bey der deutschen Sprache angewendet hat, auch bei der ungrischen ein philosophischer Grammatiker gehörig Gebrauch machen möchte, damit man vom Genie des Volks aus der Sprache urtheilen könne“. — „Indessen wollen wir uns zur Ehre des Vaterlandes mit einem „grammatisch-kritischen Wörterbuch der ungrischen Mundart“ beschäftigen. Zur Grundlage soll Joh. Ch. Adelungs großes und vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache genommen werden.“[15]) Ein „ungarischer Adelung“ ist nicht erstanden, doch seine Werke waren vielgelesen und riefen neue Werke hervor.

Seine deutsche Grammatik konnte in den ungarischen Schulen neben den didaktisch einfacheren Gottschedschen Büchern nie recht zur Geltung kommen. Der siebenbürger Sachse Lucas Joseph Marienburg schloß sich ihr als erster an mit seinen „Grundlinien des Deutschen Styls in seinem ganzen Umfange, das ist, in wie weit Sprachlehre, allgemeine Rhetorik, kleinere schriftliche Aufsätze, welche im gemeinen Leben üblich sind, Redekunst und Dichtkunst darunter begriffen werden. Ein Leitfaden für Lehrende und Lernende. B. I—II. Leipzig bei Johann Samuel Heinsius 1796 — B. III—IV. Erfurt, bey Wilhelm Hennings 1797.“ In der Vorrede weist Marienburg auf die Umstände, die ihn zur Abfassung dieses Lehrbuches, das einen Auszug der Sprachlehre[16]) und der

---

[14]) Vgl. Böjthi's ungarische Grammatik 1790, S. 313.

[15]) Vgl. „Versuch patriotischer Vorschläge zur Aufnahme der Ungarischen Sprache,“ Pesth 1806, S. 46 u. 55.

[16]) „Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl Preuss. Landen ... Berlin“ 1781 (1792^2, 1795^3, 1806^5. 6. Aufl. „mit einer kurzen Geschichte der deutschen Sprache“).

Stilistik[17]) enthält, bewogen haben und beleuchtet damit die damalige siebenbürgisch-sächsische Literatursprache. Für das Musterdeutsch sieht er natürlich die obersächsische Umgangssprache an und empfiehlt seinen Landsleuten ihr Studium, doch zweifelnd fügt er hinzu: „Hierin bin ich, so wie im meisten dieser Abhandlung, dem großen deutschen Sprachlehrer Adelung gefolgt, ob aber nicht selbst jene Gegenden, ihre von der rein deutschen Sprache, welche doch wohl nur in den Büchern guter Schriftsteller eigentlich herrscht, abweichende Provinzialismen im engsten Verstande haben, getraue ich mir weder gerade zu behaupten noch ganz zu verneinen." Seine Ansichten über Sprachpflege sind in vollkommener Übereinstimmung mit Adelung, wenn er sich in der Stilistik gegen veraltete und provinzielle Wörter verwahrt und von neuem betont, die erste Eigenschaft des guten deutschen Stiles sei „der Gebrauch der Hochdeutschen als der edelsten und besten Mundart der deutschen Sprache". — In ungarischer Sprache bearbeitete das „Lehrgebäude"[18]) Daniel Nitsch: „Deutsche Grammatik, nach Adelung, mit einem Lesebuche. Leutschau 1804" (ungarisch). Der hochgebildete Verfasser studierte die griechischen Grammatiken von Katiphorus und Laskaris, benutzte mit Vorteil die englische Sprachlehre von John Ash, doch bald kam er zu der Einsicht: „Es giebt nichts Besseres und Vollkommeneres, als Adelung." Auch er beruft sich auf die obersächsische Sprachnorm und erweitert dabei, wie Marienburg, die zu enge Umgrenzung: „Die beste Aussprache kann man von jenen erlernen, die sie in Sachsen gelernt haben... Das reinste Deutsch hört man von den Gebildeten in Leipzig, Dresden, Hannover, Berlin." Er teilt Adelungs Mißachtung für das Altdeutsche und bekräftigt, nachdem er einige Stellen des Weißenburger Vaterunsers aus dem „Lehrgebäude" zitiert hat, „wie ungeschlacht und ungebildet die alte Sprache, wie gebildet die heutige sei."

In ganz abweichendem Sinne verfaßte der deutsch-ungarische Schriftsteller Karl Georg Rumy seine „Theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen prosaischen Stil... Auf Kosten des Verfassers. Wien, 1813." Einteilung und Stoff sind fast wörtlich aus Adelungs gleichem Werke entlehnt — doch die Kapitel über Sprachpflege wenden die Ansichten der Quelle in ihr Gegenteil. Schon die Vorrede zeigt an, der Verfasser berücksichtige die unga-

[17]) „Ueber den Deutschen Styl, Berlin" 1785—86, II. B. (1787², 1789—90³, 1800⁴). „Im Auszuge von Theodor Heinsius, Berlin" 1800 (1807², 1822³).

[18]) „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen", Leipzig 1782. II. B.

rischen Verhältnisse und er werde sich mit Adelung auseinandersetzen: „Ich polemisiere in meiner Anleitung oft gegen den seligen Adelung. Dieß geschieht nicht, um ihm von seinem verdienten Ruhme etwas zu entziehen, sondern bloß der Wahrheit wegen. Ich verehre das Andenken Adelungs, der mich in philologischen Angelegenheiten seines Briefwechsels gewürdigt hat. Adelung hat sich gewiß um die deutsche Sprache unsterbliche Verdienste erworben, allein in seinem Lehrbuche des deutschen Stils trägt er verschiedene Irrthümer vor, die von mir gerügt und berichtigt werden mußten“ (S. VII). Von seiner Quelle meint er: „Dieses adelungische Werk verdient nur in Ansehung des Grammatikalischen Empfehlung, nicht in Ansehung des Geschmacks“ (S. 17). Die deutsche Schriftsprache bestimmt Rumy, wie die Gegner Adelungs: „Unsere heutige deutsche Büchersprache und die Sprache der gebildeten Stände in Deutschland ist also nichts anders, als veredeltes Hochdeutsch, und gehört also so gut den Franken, Schwaben, Bayern usw., als den Obersachsen“ (S. 229). „Wir kehren uns an keinen Meissnischen Sprachgebrauch“ (S. 31). „Aber Adelung hat unrecht: keine deutsche Provinz kann ihre Umgangssprache des gemeinen Lebens für die vollkommen reine deutsche Sprache mit Recht ausgeben“ (S. 44). Mit Wieland und den Dichtern möchte Rumy die deutsche Schriftsprache bereichern, man gebrauche alte Wörter trotz dem Einspruch Adelungs: „Adelung trägt über die veralteten Wörter sehr falsche Grundsätze vor“ (S. 38). „Wenn aber durch die Erneuerung des Gebrauchs eines veralteten Worts ein vernünftiger Zweck erreicht werden kann... so zieht man es mit Recht hervor, z. B. Schlacht, bieder, Biedersinn. So im Ungarischen év anstatt des langen esztendő (das Jahr)“ (S. 43). Auch provinzielle Wörter kann die Schriftsprache in sich aufnehmen: „man kann sie aus allen deutschen Dialekten bereichern. Auch aus dem Zipser Dialekt könnte man füglich einige Ausdrücke in die hochdeutsche Büchersprache aufnehmen, z. B. muttern, d. i. durch eine aufgesetzte Haube zum Mutterstand einweihen“ (S. 229). Von der dritten Quelle der Sprachbereicherung schreibt Rumy: „Wenn man ... ein neues Wort braucht, um einen neuen Begriff zu bezeichnen, muß man kein Bedenken tragen, neue Wörter zu bilden, z. B. in den Wissenschaften“ (S. 53). Rumy beruft sich öfters auf die ungarische Sprachreform und sucht auch aus ihr Adelung zu widerlegen, z. B.: „Jetzt fangen auch die besten ungarischen Schriftsteller, z. B. Kazinczy, Kisfaludi und andere an, die ellenlangen ungarischen Wörter allmählig veralten zu lassen und sich kürzerer

zum Teil mit vielem Glück neugebildeter Wörter zu bedienen" (S. 41). Diese Ausführungen gewannen natürlich die volle Zustimmung Kazinczys, der schon nach der Lektüre der ersten Bogen Rumy benachrichtigte: „Selten befriedigte mich ein Werk mehr als der Anfang, den ich schon sah. Das läßt mich gerecht alles Gute erwarten[19])."

Adelungs Grammatik blieb noch weiterhin die Vorlage der Lehrbücher, die die Verbreitung und den Unterricht der deutschen Sprache unterstützen sollten. Späte Auszüge verfertigten Johann Samuel Husz in ungarischer (1818), Samuel Wölfel in lateinischer Sprache (1821). Christian Theophil Osterlamm gesteht in seiner „Grammatica Germanica Practica" (1827): „Adelungium potissimum et Heinsium duces secutus sum". 1839 erschien in ungarischer Sprache die „Deutsche Grammatik" (Pest) von Theophil Eduard Toepler, die sich, wie der Verfasser bemerkt, auf die „vorzüglichen grammatikalischen Arbeiten Heyses" stützt; diese wirkten auch weiter auf die deutsch-ungarischen Grammatiken ein und traten an die Stelle des „Lehrgebäudes".

Fruchtbarer, als auf die deutschen Sprachlehren, war Adelungs Einfluß auf die Literatur der ungarischen Sprachwissenschaft, die — wie das einige Bände seiner Bibliothek[20]) und sonstige Bemerkungen beweisen — ihm selbst nicht ganz fremd war. Als er über das Ungarische im „Mithridates" eingehender berichten mußte, suchte er Unterstützung. Sein Freund, Karl August Böttiger, machte ihn auf Rumy, mit dem er korrespondierte, aufmerksam und meldete zugleich sein Anliegen an[20a]). Der Brief, den Adelung aus diesem Anlaß an Rumy schrieb[21]), ist ein schöner Beweis seiner wissenschaftlichen Sorgfalt und seines Interesses an den damals bestrittenen Verwandtschaftsverhältnissen der ungarischen Sprache. — Seine so folgerecht aufgebauten allgemeinen Prinzipien über Sprache und Grammatik wollte man zuerst 1792 gleichzeitig in zwei Werken auf die ungarische Sprache anwenden. Das eine, das auch Adelungs Bibliothek enthielt, ist die „Einleitung in die ungarisch-philosophische Sprachlehre durch Georg Nagy.

---

[19]) Kazinczy Levelezése (K. Briefw.) hg. von Joh. Váczy. B. X, S. 283.

[20]) Vgl. „Bibliotheca Jo. Christoph Adelungii exhibens apparatum lectissimum librorum tam impressorum quam manuscriptorum nec non dissertationum. Dresdae", 1807, S. 10, 20 ff.

[20a]) Nach bisher ungedruckten Briefen werde ich nächstens über die weitverzweigten Beziehungen Böttigers zu dem ungarischen Adel und zur ungarischen Literatur eingehend berichten.

[21]) Dresden, den 17. Juni 1806. Hrsg. in meiner genannten Arbeit S. 23—24.

Weiland Subrector des Gymnasiums zu Oedenburg, hernach evangelischer Prediger im Marktflecken Harkau. Wien, 1793, Gedruckt mit Hummelschen Schriften." Der Verfasser entlehnt viel wörtlich aus dem „Lehrgebäude" und seine Zeitgenossen meinten, er „hätte seine Vorgänger in der Darstellung eines gründlichen Lehrgebäudes der ungarischen Sprache übertroffen,"[22]) doch es gelang ihm nicht, Adelungs System für die ungarische Sprachlehre wirklich fruchtbar zu machen. Besser löste diese Aufgabe das grammatische Erstlingswerk des Dichters und Ästhetikers Franz Verseghy: „Proludium in Institutiones Linguae Hungaricae, Ad Systema Adelungianum, genium item linguarum orientalum, ac dialectum tibiscanam & transylvanam exactas. Pestini 1793." Verseghy wollte dem ersten, auch im Einzeldruck erschienenen Teile des „Lehrgebäudes" ein gleiches Werk über die ungarische Sprache zur Seite stellen und wendet sich nach dem Vorbilde Adelungs gegen die lateinische Grammatik, die auf die ungarischen, wie auf die deutschen Sprachlehren übertragen wurde. Er versprach eine größere ungarische Sprachlehre, die er ,,ad systema Adelungianum" aufbauen werde. Diesen Plan konnte er einstweilen nicht ausführen, weil er wegen seiner Teilnahme an einer politischen Verbindung in Haft genommen wurde. Während seiner Gefangenschaft vertiefte er sich in Adelungs Sprachtheorie und bereitete ein, dem „Grammatisch-krit. Wörterbuche" gleichwertiges Lexikon, eine dem „Lehrgebäude" ebenbürtige Grammatik vor und hoffte, mit diesen Werken den Grundstein der neueren ungarischen Schriftsprache zu legen. Nach der Gefangenschaft verwirklichten sich diese Pläne nur teilweise: das Wörterbuch erschien überhaupt nicht, von der Grammatik nur ein knapper Auszug als „Neuverfaßte Ungarische Sprachlehre, Pesth 1805". Verseghy tritt auch hier durchaus als Adelungs Schüler auf, er schreibt „nach Adelungs Anweisung", nicht, wie er sich später erklärte, aus persönlicher Vorliebe, sondern „weil sie den Prinzipien des gesunden Menschenverstandes entspricht". In seinem Alter äußerte er sich nochmals über die Sprache und leistete sein Bestes auf diesem Gebiete in der ungarisch geschriebenen „Auf den Grundwahrheiten der Philosophie gebauten Antwort" (A Filozofiának Talpigazságaira épitett Felelet) Ofen 1818. Wieder steht er unter Adelungs Einfluß und starrhalsig, wie sein Meister, widersetzt er sich der sich immer reicher entfaltenden Schriftsprache. Für seinen Heimatsdialekt voreingenommen, kämpft er gegen die Provinzialismen und Archais-

[22]) „Allgemeine Litteraturzeitung. Jena, Halle"1796. I. S. 349.

men und verurteilt die Sprachreform, die eine mit fremden Elementen durchsetzte, nur für ihre Urheber, nicht aber für die ganze Nation verständliche Kunstsprache schafft.

Verwarf Adelung die Grammatik seines Vorgängers wegen ihres lateinischen Gepräges, so traf der Vorwurf Verseghys den größten ungarischen Sprachforscher jener Zeit, Nicolaus Révai, der unter dem Einflusse der lateinischen Grammatik stand und gleich Gottsched, als Musterbeispiel der alten Tradition erschien. Révai, dessen „Antiquitates literaturae Hungaricae" und „Elaboratior Grammatica Hungarica" Humboldt studierte und lobend zu weiterem Studium empfahl,[23]) kannte selber die neuen Lehren, doch seine gefestigte Anschauung über das Wesen der Sprache wurde durch sie nur wenig beeinflußt. In seinen Prinzipien über die Sprachpflege traf er sich dagegen mit seinem berühmteren Zeitgenossen und er wurde auch durch ihn beeinflußt. Dies beweist die druckfertig hinterlassene Handschrift (Magyar Deákság usw.) „Ungarische Literatur, Zweiter Band, der den Ungarischen Stil enthält, hauptsächlich nach Adelung. Pest, 1805." Dem Vorbilde Adelungs folgend, nimmt Révai den Kampf gegen die künstliche Sprachbereicherung auf: eine gesprochene Sprache will er schriftlich gebraucht sehen, warnt vor den neueren Schriftstellern, „die selbst schaffen wollen, die reine Fehlerlosigkeit der Sprache verwerfen, die Dialecte mischen und nach eigner Analogie sich eine Sprache brauen. Laut muß man ihnen Adelungs Behauptung zurufen: ‚Schriftsteller als Schriftsteller können eine Sprache weder bilden noch ausbilden, indem jede Schriftsprache nichts anders ist und seyn kann, als die Sprache des gesellschaftlichen Lebens der ausgebildeten Provinz'." Doch in einem Punkte wich er grundsätzlich von Adelungs Lehren ab: er war ein begeisterter Verehrer der alten Sprache, die er auch wissenschaftlich zu ergründen suchte, er hielt sie für vollkommener als die heutige und unterstützte selbst ihre Wiederbelebung.

Samuel Pápay, der dritte der Orthologen, wendete sich ebenfalls in Adelungs Namen gegen die Sprachreform. In seiner (A Magyar Literatura Esmérete) „Kenntnis der ungarischen Literatur, 1808" berichtet er, wie ihm die Stilistik Adelungs den richtigen Pfad zur Sprachpflege wies; dies hindert ihn aber nicht, seinem Meister in manchen Ansichten zu widersprechen, z. B. den Ge-

[23]) Vgl. Otto Winter: „Ungarn und die deutsche Philologie am Anfange des 19. Jahrhunderts. Auszug aus einer Abhandlung Dr. J. Bleyers," Euphorion XVIII. 1911, S. 740.

brauch von dialektischen und veralteten Wörtern zu empfehlen. Auch er sucht, wie Verseghy und ein weiterer Orthologe, Paul Sipos, das „Hochdeutsche" der ungarischen Sprache. Verseghy und Sipos dachten an die reine Sprache der Provinz, Pápay aber prophezeite der Umgangssprache von Pest, sie werde der ungarische Musterdialekt werden. Seine Gegner antworteten ihm mit den Argumenten Wielands, dessen bekanntes „Was ist Hochdeutsch?" Kazinczy in ungarischer Übersetzung bereit hielt. Nicht ohne Grund frug Jakob Grimm brieflich den damals Preßburger Professor Karl Julius Schröer: „wie drückt ein Ungar aus h o c h d e u t s c h? falls er sich mit dieser Vorstellung irgend abgegeben hat?"[24])

So waren denn die Orthologen Adelungs Anhänger, Révai verehrte ihn als „Philologus omnium Maximus"[25]), Verseghy schreibt: „Die deutsche (Sprache brauchte) einen Adelung, um sich zu der Vollkommenheit hinauf schwingen zu können, mit welcher sie pranget".[26]) Als die Angriffe Wielands und Vossens bekannter wurden, büßte Adelung dieses hohe Ansehen ein und man schritt über ihn hinweg. So schrieb Joseph Márton ein „Ungrisch-deutsches und Deutsch-ungrisches Wörterbuch" (Wien, gedruckt bey Anton Pichler, 1803), in dem er das deutsche Wortmaterial der zweiten Auflage des „Grammatisch-kritischen Wörterbuches" entlehnte, doch in der Neuauflage von 1810 berichtet er: „Ich ließ durch zwei verdienstvolle, in der deutschen Literatur bewanderte Gelehrten aus der vorigen Auflage des Wörterbuches jene Wörter, die die heutigen Schriftsteller nicht gebrauchen, herausschreiben und als völlig unnötig streichen"; zum Ersatz nahm er aus Campes Wörterbuch den Erwerb der deutschen Schriftsprache auf, den Adelung nicht anerkennen wollte. Die Neologen wollten in Adelung einen zweiten Gottsched bekämpfen, dennoch standen sie unbewußt unter seinem Einfluß und ihr rationalistisches Denken über die Sprache, mit dem sie sich den „ersten Spracherfindern" gleichsetzten, geht größtenteils auf seine Werke zurück. Kazinczy verehrte in ihm anfangs den Gelehrten, später spricht er nur von dem „geschmacklosen Grammatiker". Sein Freund Kölcsey schreibt: „Ich lache über Adelung, und halte ihn trotz aller seiner Verdienste, doch

[24]) Pfeiffers „Germania" XII. 1867. S. 125 ff. Vgl. Jakob Bleyer: Hazánk és a német philologia a XIX. század elején (Unser Vaterland und die deutsche Philologie am Anfange des XIX. Jahrhunderts) 1910. S. 97.

[25]) „Elab. Grammatica" S. 1057.

[26]) „Ungarische Sprachlehre" S. 109.

nur für einen armen Grammatiker";[27]) in einer späteren Äußerung meint er: „Auch Adelung war ein großer Mann, wie Goethe und Voss es waren, doch das Geschick der Zeiten erfüllte sich und Wieland und der viel kleinere Kolbe siegte".[28]) Um 1815 war auch in Ungarn das hohe Ansehen Adelungs gestürzt.

III. Die Neologen.

Neben den konservativen Prinzipien Adelungs zeigen sich in der deutschen Sprachpflege zwei weitere, von der obersächsischen Sprachnorm abweichende Strömungen: die gemäßigte Fortschrittstheorie der Klassiker und der übertriebene Purismus, der in Campes Bemühungen seinen Höhepunkt erreicht. Den Mittelweg wählten die Klassiker, sie verurteilten, z. B. in den Xenien, den „elbischen Wassermann" Adelung und den „Pedanten" Campe. Fanden in Ungarn die normativen Bestrebungen Adelungs einen weiten Anklang, so wurden die Ansichten seiner Gegner nicht minder beachtet. Der Literaturstreit zwischen Gottsched und Bodmer erschien zur Zeit des Kampfes der Orthologen und Neologen schon in historischer Ferne, doch die Neologen versagten ihre Sympathie den Schweizern nicht: „Es ist unmöglich — schreibt Kazinczy über Bodmer — ihn wegen seiner vielen liberalen Gedanken nicht zu lieben." Bedeutender als der Einfluß Bodmers war die Wirkung der Klassiker: sie waren die Vorbilder, denen Kazinczy nacheiferte, auf sie berief er sich, wenn er seine Neuerungen rechtfertigen wollte. „Nun . . . wandle ich meinen Gang, — sagte er zur Zeit der heftigsten Angriffe — und stütze mich auf Klopstocks, Lessings, Goethes, Wielands Beispiele, die für mich Autorität genug haben."[29]) Er fühlte sich mit ihnen verbündet und wollte ihre ungarischen Feinde bekämpfen: „Da ich sehe, daß hier Ansehen und Dünkel, so wie gekränkte Eitelkeit manches ungrischen Adelungs und Gottscheds sich ins Spiel mischt, so unterwerfe ich mich nicht ungern der gewiß sehr unangenehmen Mühe, den Kampf mit diesen Antipoden von Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Wieland und Voss zu bestehen."[30])

Lessings „Logau" beachtete Kazinczy nur wenig, obzwar ihn seine Freunde wiederholte Male darauf aufmerksam machten. Besonders der Dichter Paul Szemere, der ihm nahe stand, liebte dieses

---

[27]) „Minden Munkái" (Sämtliche Werke) B. X. S. 47.
[28]) a. a. O. S. 52.
[29]) Briefw. VII. S. 225.
[30]) Briefw. XV. S. 18.

Werk, in dem Lessing die Rettung des alten Schlesiers versuchte und nachdrücklich für die alte Sprache eintrat. „In jener Zeit — schreibt Szemere — als Lessing zu Logaus Epigrammen ein Wörterbuch verfertigte, war Logau's Blick ein mutiliertes Wort und fühlt man es noch[31])?" „Wer dächte, daß man vor kurzem noch diese Wörter Besonnenheit, Blick, Drang, frommen, Großmuth, kosen, Mädchen, röthen erklären mußte als ungewohnt. Und doch ist es so. Beyträge zur Kenntniß der deutschen Sprache I. Wörterbuch über Friedrichs v. Logau Sinngedichte. Lessing. 1759. Es wird gut tun dies und ähnliche Fälle in der Apologie des Neologism bekannt zu machen."[32]) Er meint, es sei eine Ermutigung für die ungarische Sprachreform, daß die Wörter einst von den Lesern angenommen werden, wie im Deutschen die Wörter Logaus und anderer gegen Adelung. — Von den sprachwissenschaftlichen Schriften Klopstocks waren unseren Neologen nur die „Grammatischen Gespräche" bekannt. Kazinczy erwarb sie 1810, nachdem er sie schon durch Vossens Besprechung liebgewonnen hatte. „Ich denke ebenso von der ungarischen Sprache — schreibt er seinem Freunde Graf Joseph Dessewffy — wie Klopstock und Voss von der deutschen und Du weißt, ich bereite schon lange eine solche Grammatik vor, als welche Klopstock schreiben wollte nach dieser Recension. Ich gehe noch weiter, da ich sah (was auch Kl. sah), daß es eine sehr magere Ware würde, gedachte ich ebenso die Grammatik durch ein geistreiches Gedicht zu beleben, nur wußte ich nicht, wie man das so zu machen hat."[33]) Klopstock entwickelte seine Gedanken über die Reform der Sprache meist in seinen Beiträgen zu dem „Nordischen Aufseher". Diese Aufsätze kannten Kazinczy und seine Jünger nicht, doch die schwungvolle Dichtersprache des „Messias" ermutigte sie zur Neuerung. Kazinczy bereitete eine größere Arbeit vor, in der er beweisen wollte, daß in der Ode „Unsere Sprache an uns" Klopstock „von einem schrecklichen Purismus besessen sei" und die Sprache vergewaltige. In Druck ist dieser Aufsatz erst nach seinem Tode erschienen.[34])

Mit innerer Bewegung las Kazinczy das erste Mal Herders „Fragmente", denn hier fand er die neuen Ideen, die sich in ihm selbst zu regen begannen, schon klar ausgesprochen. Seine Briefe an vertraute Freunde zeigen, wie ergriffen er sich in Herders Werke

[31]) Kazinczys Briefw. XIV. S. 382.
[32]) Briefw. XIV. S. 382.
[33]) Briefw. IV. S. 28.
[34]) „Muzárion" 1833. S. 229 ff.

und durch sie in die Grundgedanken der Sprachreform vertiefte. „Jetzt habe ich ein anderes Leiden — schreibt er den 4. Nov. 1807. — Erst jetzt erhielt ich von dem Buchbinder Herders 24 St. Werke aus Cottas Verlag. Machinalement sah ich in den ersten Teil der dritten Abteilung ein: Fragmente zur deutschen Literatur. Ut vidi, ut perii! Wie es mir erging, kann ich nicht sagen. Lies selber und Du wirst es wissen. Meine eigenen Ideen erkannte ich wieder: doch welche Ordnung, welcher Glanz, welche Wissenschaft! . . . Non multa, sed multum. Bei Seite mit allen Kleinlichkeiten. Ich muß mich zu Herders Schüler machen."[35]) Wie Kazinczy, so wurden auch seine Zeitgenossen mit Herders Sprachphilosophie bekannt. Orthologen und Neologen zollten ihr mit einhelligem Lobe, nur über ihre Anwendung auf die ungarische Sprache teilten sich die Ansichten. Allgemeinen Anklang fand die Erklärung des Ursprungs der Sprache, die Herder in seiner Preisschrift gegeben hatte und Adelung in seinem „Über den Ursprung der Sprache" auf die deutsche Sprache anwenden wollte. Stephan Horvát, der Friedrich Schlegel in die ungarische Sprache einführte,[36]) besprach in ungarischer Sprache am eingehendsten Herders Nachahmungstheorie, doch alle, die in dieser Zeit über Sprache schrieben, standen mehr oder minder unter ihrem Einfluß. Man verwarf die anderen Erklärungen, besonders Monboddos „Of the Origin and Progress of Language" (Edinburg, 1773—1792), das die deutsche Übersetzung mit Herders Vorrede nicht beliebter machen konnte. Einer zweiten These von Herders Sprachtheorie, die die unzertrennbare Einheit von Gedanken und Ausdruck lehrte, wurde auch von allen Seiten zugestimmt, doch die Neologen zogen andere Folgerungen daraus, als die Orthologen. Schon deutsche Sprachgelehrte, wie Gedike, meinten auf Grund dieser These: „Neue Begriffe fordern neue Worte. Oder ist etwa schon die Quelle zu neuen Begriffen versiegt?"[37]) und auf diese Art glaubten auch die Neologen ihre Wortschöpfungen gerechtfertigt. Kazinczy berief sich darauf: „Herder sagt es, eine Nation, die das Wort nicht hat, besitzt auch die Sache nicht; und dieser Satz steht außer Zweifel."[38]) Doch Herder selbst verhieß, von diesen Gedanken geleitet, der ungarischen Nation nur ein kurzes Bestehen mit den, zu ihrer Zeit vielbesprochenen Worten: „Da sind sie

[35]) Briefw. V. S. 214.

[36]) Vgl. O. Winter a. a. O. S. 737.

[37]) „Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung", Deutsches Museum 1779. II. S. 389.

[38]) Briefw. VIII. S. 3, 274.

jetzt unter Slawen, Deutschen, Wlachen und anderen Völkern der geringere Teil der Landeseinwohner, und nach Jahrhunderten wird man vielleicht ihre Sprache kaum finden."[39]) Die Orthologen drohten mit dieser Prophezeiung ihren Gegnern, weil sie den nationalen Idiom mit fremden Sprachen vermischen; Kazinczy konnte dagegen nur einwenden, in diesem einen Punkte sei ihm Herder ganz unfaßbar. Herders Lehre von der progressiven Entwicklung und von den Lebensaltern der Sprache hielt die ganze Literatur der Sprachpflege in ihrem Banne. Spuren dieser falschen Auffassung zeigen sich überall, man konnte nur darüber nicht einig werden, welchem Menschenalter die ungarische Sprache angehöre. Die der Reform beistimmten, glaubten, die ungarische Sprache in ihrer Jugendblüte zu sehen und beriefen sich auf den Satz Herders: „Je lebendiger eine Sprache, je näher sie ihrem Ursprunge und also noch in den Zeiten der Jugend und des Wachstums ist: desto veränderlicher."[40]) Für die Gegenpartei hingegen stand das Ungarische schon in dem gesetzten Mannesalter, das keine jähen Veränderungen mehr kennt, manche wollten in ihr schon eine tote Sprache erkennen, die „ihre bestimmte Zahl von Gegenständen und von Anwendungen hat, wo also ihr Wörterbuch geschlossen, ihre Grammatik geregelt, ihre Sphäre fixiert ist." Kazinczy wiederholte öfters: „Eine lebendige Sprache ist keine abgeschlossene Sprache, sie muß sich verändern."[41])

Wielands „Was ist Hochdeutsch?", das den Gegensatz zwischen Adelung und den Dichtern am deutlichsten zum Ausdruck brachte, geriet im Jahre 1805 in die Hände Kazinczys. Schnell überzeugte er sich davon: „Jeder Philologe sollte es kennen."[42]) Er machte auch Sprachforscher, mit denen er nicht einig werden konnte, darauf aufmerksam; so berichtet er z. B. über Joseph Márton, der das „Gramm.-krit. Wörterbuch" für die ungarische Lexikographie ausbeutete: „Ich habe ihn in einem freundschaftlichen Schreiben — denn als Mann ist er mir eben so achtungsvoll, als er das als Grammatiker nicht ist — aufmerksam auf den Wielandschen Aufsatz gemacht, in welchem Wieland gegen Adelung behauptet, daß die Sprache nicht durch das Volk, nicht durch seine Hauptstadt, sondern durch seine besten Schriftsteller ausgebildet wird."[43]) Später bestärkte

---

[39]) „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" 16. 3.
[40]) „Abhandlung über den Urspr." II. 3.
[41]) Briefw. VII. S. 33.
[42]) Briefw. IV. S. 139.
[43]) Briefw. XI. S. 292.

er es von neuem: „Ich denke ganz wie Wieland“[44]) und nannte den Aufsatz sein „liber symbolicus“.[45]) Er bearbeitete und übertrug ihn in das Ungarische, doch nur verspätet, 1825 konnte die Übersetzung erscheinen; der bezeichnende Titel lautet: „Wieland gegen Adelung: Was ist das reine Deutsch? (Wielands Werke. Supp. VI. Band.) Als Spiegel für jene, die von Sprachverderben sprechen und fragen: Was ist das reine Ungarisch, und zur Warnung der überaus Kühnen?“[46]) Adelung und die Orthologen wollten die Schriftsprache auf eine wirklich gesprochene Umgangssprache zentralisieren: Wieland mit den Neologen strebte dagegen eine papierne Sprache an, die sich von dem lebendigen Sprachgebrauch entfernt und nach allen möglichen Stilarten auseinanderläuft. „Erst alsdann — meint Wieland — wenn sie (die hochdeutsche Sprache) mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Stils versehen ist, kann man so zu sagen, ihr Wörterbuch vollzählig annehmen“[47]) — dies war auch die Überzeugung Kazinczys, der die „Vieltönigkeit“ für das Ideal der Sprachpflege bezeichnete. Daraus folgerten die Anhänger der Sprachreform, daß nicht dem Grammatiker, wie Adelung es beansprucht, die führende Rolle in der Sprachpflege zukommt, sondern den Dichtern, und Wieland verteidigte in seinem Aufsatze ihre Rechte. Die ungarischen Neologen standen ihm auch in diesem Punkte bei.

Nach Wieland wurden die Probleme der Sprachpflege noch öfters von deutscher Seite behandelt; hier sei nur auf jene Schriftsteller hingewiesen, deren Ausführungen für die ungarische Sprachreform von Bedeutung waren. Christian Garve suchte, besonders mit seiner Arbeit „Einige allgemeine Betrachtungen über Sprachverbesserungen“ (1794)[48]) den Mittelweg zwischen Adelung und Wieland. Es war seine Überzeugung: „Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die sie reden; und diese Revolutionen mögen nun zur Verbesserung oder Verschlimmerung gedeihen, so werden sie demjenigen allemal als Verderbnisse scheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt ist;“[49]) seine Vor-

[44]) Briefw. XIII. S. 388.

[45]) Briefw. XIV. S. 131.

[46]) Erschien in der Zeitschrift „Felsö Magyarországi Minerva“ (Minerva von Oberungarn) 1825. S. 269—286.

[47]) „Was ist Hochdeutsch?“ Der Teutsche Merkur 1782. S. 210.

[48]) Zuerst erschienen in den „Beyträgen zur Sprachenkunde“, Berlin 1794. B. I.

[49]) „Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Neue, mit sieben Aufsätzen vermehrte Auflage“, Leipzig. B. II. S. 21.

schläge über die Bereicherung der Sprache bleiben trotzdem bei Adelungs Normen stehen. Graf Joseph Dessewffy, der die ungarischen Orthologen und Neologen versöhnen wollte, schätzte Garves Abhandlungen wegen ihrer vermittelnden Stellung und gerne hätte er sie bekannter gewußt; im übrigen aber verhielten sich die Neologen ablehnend gegen diese doppelsinnigen Ausführungen. Kölcsey griff sie öfters an, denn „niemals wird die deutsche Sprache auf solcher Höhe stehn, daß es nötig wäre ihr das non plus ultra vor zu messen. Goethe und Voss, nicht Garve!“[50]) Verspätete Übersetzungen von Johann Kis erschienen 1840 in der Zeitschrift „Tudománytár“ (Wissenschaftssammlung). Ganz auf der Seite der Dichter steht Daniel Jenisch mit seiner „Philosophisch-kritischen Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens“, Berlin 1796. In der deutschen Literatur wurde diese ästhetische Sprachvergleichung nur wenig beachtet, die Brüder Schlegel spotteten gelegentlich darüber, in der ungarischen Sprachpflege aber stellte man Jenisch neben Herder und Adelung zu den größten Sprachforschern der Zeit. Kazinczy erwarb das Werk und studierte es, besonders während seiner Brünner Gefangenschaft: „Hätte ich zu Tinte gelangen können — schrieb er darüber aus späterer Erinnerung an das Brünner Gefängnis — so hätte ich dort ein Werk begonnen mit diesem Titel: Über Ungarns Sprache und Literatur, wofür ich jetzt noch das Material sammle.“[51]) Später sandte er es zur Beachtung an den deutsch-ungarischen Schriftsteller Johann Kis, der in ungarischer Sprache eine Preisschrift verfaßte: „Über den jetzigen Zustand der ungarischen Sprache. Von der Art und Weise und den Mitteln ihrer Ausbildung“ (A Magyar Nyelvnek mostani Allapotjáról etc.) Pest 1806. Mit dieser Schrift gab Kis, wie er es auch in seiner Selbstbiographie anerkennt, eine Bearbeitung der Sprachvergleichung von Jenisch, nur bezog er das Ungarische mit in die Vergleichung ein. Kazinczy war mit dieser Arbeit nicht zufrieden und plante auch später ein ähnliches Werk, ohne daß es zur Ausführung kam.

Nach Jenisch verglich Wilhelm Kolbe die deutsche und französische Sprache in seiner Schrift: „Über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poësie; nebst anderen Bemerkungen Sprache und Literatur betreffend“ Leipzig, 1806. Neue Gedanken konnte dieses Werk unseren Neologen nicht bieten, doch die patriotisch gehobene Schreibart Kolbes

---

[50]) Kazinczys Briefw. XIV. S. 185.

[51]) Handschrift in der Bibl. der Akademie der Wissenschaften.

wirkte begeisternd, besonders auf den jungen Kölcsey. „Ich halte mit Kolbe — bekennt er in einem Briefe — denn das verlangt die Natur der Sprache.“[52]) Die schärfste Stimme im Kampfe gegen Adelung war die Besprechung der „Grammatischen Gespräche“, die Voss 1804 in der „Jenaischen Allg. Lit.-Zeitung“ veröffentlichte. Diese Rezension, die sich Goethes und Wielands Zustimmung erfreute, machte „die allgemeine Aufmerksamkeit rege“[53]) und auch Kazinczy erkannte ihre Bedeutung. Er berichtet an Rumy, der ihm die Literaturzeitung zu senden pflegte: „Dieser Tage arbeite ich mich mit der Abschrift des Artikels: Grammatische Gespräche von Klopstock aus Ihren Jenaischen Lit. Zeitungsheften müde ab. Darin befindliche Rec. des Adelungschen Wörterbuchs habe ich viel gelernt.“[54]) Auch er schrieb strenge Bücherbesprechungen, in denen er die Werke der Orthologen angriff, und da galt ihm Voss als Muster.[55]) Zufällig geriet in seine Hände eine kleine Schrift von Arndt. „Von literärischen Sachen kann ich Ihnen diesmal nichts sagen — schreibt er wieder an Rumy. — Von einem Freunde, dem Hauptmann Sisak (einem halben Kaschauer und halben Siebenbürger) habe ich Arndt's kleine Schrift (95 Seiten) „Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache“ Leipzig 1813 mitgebracht. Den ersten Abschnitt über Volkshaß habe ich schon gelesen, mit dem zweiten bin ich noch nicht fertig. In jenem denke ich bis auf einem Artikel, ganz wie er ist; es sind heilige Gefühle eines heiligen Hasses: aber bey diesem dürfen wir nicht gleich denken. Ja, Schiller strozt von fremden Wörtern und sie sollte man vermeiden, wo die einheimischen fast so gut sind, wie die fremden: aber wozu sind S. 85 energisch, physisch, moralisch, Humanität, Gigantesk, Korrektheit, Liberalität, Frivolität, Apathie, Karrikatur als tadelnswürdig bezeichnet? Nennt doch der Mann Kaiser Napoleon selbst den Giganten Napoleon. Ich schäme mich, daß meine Sprache das Wort Jugend nicht hat und Modest und Ernst nicht hatte, aber alles werde ich ins ungarische nie übersetzen wollen.“[56]) Arndt wendete Baumgartens Definition des Schönen auf das Völkerleben an und meinte: „Nur die Einheit des

---

[52]) „Minden Munkái“ (Sämtliche Werke) B. XI. S. 47.

[53]) Vgl. Goethes Brief an Schiller, den 26. Jan. 1804. Dazu Weimarer Ausg. Abt. IV. B. 17. S. 305 u. L. Geiger Zeitschr. für vergl. Lit.-Geschichte N. F. XI. B. S. 199 ff.

[54]) Briefw. VII. S. 135.

[55]) Vgl. Briefw. XVI. S. 62.

[56]) Briefw. XVI. S. 392.

Verschiedenen gibt eine lustige und göttliche Welt der Geister, nicht die Einheit des Einerlei" (S. 81). Mit dieser synthetischen Lehre wollte Kazinczy die Orthologen und Neologen versöhnen und ihren langen Kampf beschließen.

Um 1790 trat ein pedantischer Purismus in Wettbewerb mit den mäßigen Neuerungen der deutschen Dichter; seine Vertreter waren meist philanthrope Pädagogen, die Führer Campe und Wolke. Campe strebte, besonders in seinem Verdeutschungswörterbuche[57]) eine maßlose Reinigkeit der Sprache an, und zur Zeit der Freiheitskriege gewannen diese Bemühungen eine gewisse Popularität; Wolke trachtete die Sprache, die ihm widersinnig schien, vernunftmäßiger zu gestalten.[58]) Adelung verurteilte Campes Sprachpflege als ein an die französische Revolution gemahnendes Rationalisieren; Wieland nannte sie, ebenfalls mit einem Hinweis auf die französische Revolution, „Sprach-Jacobinismus" und erklärte brieflich Campe, daß er seinen Purismus für gänzlich verfehlt halte.[59]) Ebenso ablehnend äußerten sich auch andere bedeutende Schriftsteller, bis Jacob Grimm mit seinen energischen Angriffen, besonders aber mit seiner ganzen historischen Sprachbetrachtung diesen Rationalismus aus der deutschen Sprachpflege endgültig verbannte. In der ungarischen Literatur spiegelt sich Campes Purismus nur in geringem Maße und konnte auf keine Zustimmung rechnen. Ein vorsichtiger Neologe, Graf Joseph Teleki, schloß sich zwar an Campes theoretische Ausführungen an,[60]) im übrigen aber verlauteten nur tadelnde Stimmen. So schreibt z. B. Rumy in seiner Stilistik: „Der neueste Purist ist jetzt Campe. Daß der Purisme im Ganzen pedantisch sey, ist bald ausgemacht. Man darf nicht sagen: die deutsche Sprache soll von allen ausländischen Wörtern befreyt werden" (S. 47). „Viele der z. B. von Campe geschmiedeten Wörter sind lächerlich, z. B. Trompetergang statt Balcon, Lotterbett statt Canapee, Hochschüler statt Studenten" (S. 49). Trotz solchen Angriffen erschien in Ungarn eine Bearbeitung des Verdeutschungswörterbuches: „Fremdwörterbuch nebst Erklärung der in unserer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke. Vierte stark vermehrte Auflage.

---

[57]) „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unseren (!) Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke." Braunschweig 1801 (1813 [2]). Erschien auch als „Zweite verbesserte und mit dritten Bande vermehrte Auflage." Grätz 1808.

[58]) „Anleit zur deutschen Gesamtsprache", Dresden 1812.

[59]) J. Leyser: „J. H. Campe" II. B. [2] S. 92, 178.

[60]) Vgl. A Magyar Nyelonek Tökélletesitéx (Vervollkommnung der ungarischen Sprache). S. 110.

Pesth 1843." Dieses Fremdwörterbuch, das von der Merseburger Druckerei H.W. Herling und wahrscheinlich auch von einem deutschen Verfasser herrührt, enthält viele der verrufenen Campeschen Wortbildungen, z. B. Nebeneinkünfte, Nebengefälle, Erdgleicher, Baumgang, Hundephilosoph, Zwingherr, Gewaltherrschaft, Gewerkhaus, Waffenvolk, Urstein, Musterbild, Gedankenwesen, Kerbtier, Völkerschaft, eirund, Bittschriftsteller usw. Campes Verdeutschungswörterbuch benützten die ungarischen Orthologen, um die Sprachreform zu verspotten; darauf weist wenigstens die bekannteste Literatursatyre jener Zeit, die den Titel „Mondolat" (Rede) trägt, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit hin. Inhaltlich steht diese Schrift dem Werke Campes äußerst nahe und Kölcsey, der von ihrer Entstehung unterrichtet war, gibt die Quellenangabe: „sie verspotte nach der Art des neuen Deutsch von Schulz die schlechten Neologen".[61]) Nun ist Schulzens Satyre gegen Campe gewendet,[62]) doch weicht sie inhaltlich von dem ungarischen „Mondolat" völlig ab und konnte nicht dessen Quelle sein. Wahrscheinlich will Kölcseys Notiz nur sagen, daß der Verfasser die Flugschrift gegen die „schlechten Neologen" richtete und dabei, wie Schulz, auch Campe verspottet, indem er das Verdeutschungswörterbuch als Quelle gebrauchte.

So geht denn die Literatur der ungarischen Sprachpflege vielfach auf deutsche Anregungen zurück. Ihr Gesamtbild zeigt es klärlich: die Orthologen folgten Adelung, die Neologen setzten die Bestrebungen der deutschen Klassiker, gewiß in erhöhtem Maße, fort, der Purismus fand keine Anhänger und konnte höchstens zur Verspottung der Sprachreform dienen. Der Streit der Orthologen und Neologen dreht sich um dieselben Fragen, über die Adelung und Wieland nicht einig werden konnten. Aus der deutschen Literatur wurden einzelne Werke übernommen, und mit ihnen auch der Grundgedanke, der gleich dem roten Faden all die genannten Schriften kennzeichnet: der Glaube an die Möglichkeit und Notwendigkeit der künstlichen Spracherfindung. Im Jahrhunderte der Vernunft schien es auch die Sprachwissenschaft herrlich weit gebracht zu haben, als sie für die Entstehung und Entwicklung der

[61]) In der Vorrede der Flugschrift: „Felelet a Mondolatra" (Antwort auf das Mondolat).

[62]) „Schreiben an den Herrn Schulrath C.... über seine neuesten Sprachverbesserungsversuche. — Wöchentliche Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland" 1805. S. 287 ff.

Sprache eine bewußte Gedankentätigkeit voraussetzte. Ihrer Auffassung nach beruht das Sprachleben auf Erfindung und Konvention und nichts stand dem einzelnen im Wege, seine Kräfte an der Sprachbildung zu versuchen. Am schroffsten kommt dieser Standpunkt in den Schriften der Puristen zum Ausdruck: „Nicht er (nämlich der Sprachgebrauch) — schreibt Campe — sondern die Vernunft ist die höchste Gesetzgeberin, wie in allen anderen menschlichen Dingen, so auch hier,“[63]) oder wie Wolke sagt: „Nur die Vernunft mit Verstand ist die Regel in unserer Sprache, — Mode, Gewohnheit sich beugt unter der Unvernunft Joch.“[64]) Dieser Glaube beherrschte mehr oder weniger die ganze Sprachwissenschaft und dies ist vor allem die Ursache, daß Einzelindividuen in das Sprachleben eingreifen wollten. Dieser künstlichen Sprachbildung wurde von deutscher und ungarischer Seite erst dann ein Ziel gesetzt, als eine richtigere, historische Erkenntnis der Sprache an die Stelle der bisherigen rationalistischen Auffassung trat, und da wies in Deutschland Jakob Grimm der Sprachpflege ihre bescheideneren Aufgaben zu. Auch in Ungarn setzte mit der historischen Sprachwissenschaft, besonders mit Gabriel Szarvas, eine Reaktion gegen die Sprachreform ein und behütete fortan die Schriftsprache vor unbefugten Neuerungen.

Die niederländische Porträtmalerei des XVI Jahrhunderts.

Von Dr. **Hugo Kenczler.** (Mit 11 Abbildungen.)

EINE in jeder Beziehung zuverlässige, den Naturobjekten selbst bis ins kleinste Detail entsprechende Erinnerung an menschliche Formen, ist auch bei Künstlern eine äußerst seltene Begabung. Daher muß der Bildnismaler die Züge des Menschen ganz scharf beobachten, und so ist die Porträtmalerei ganz unmittelbar auf die Natur selbst angewiesen. So kommt es, daß die Bildnismalerei innerhalb einer Periode, wenn die Kunst in einer realistischen Richtung vorwärtsgeht, gewissermaßen auch eine didaktische Bedeutung hat.

So lag der Fall im 15. Jahrhundert. Die Kunst wurde von einer realistischen Tendenz beherrscht und vorwärtsgetrieben, und das Porträt ging in dieser Bewegung stark voran. Die Körperformen werden in Details beobachtet und wiedergegeben, und früher als

[63]) Verdeutschungswörterbuch 1813². S. 79.
[64]) „Anleit“ S. 221.

in den religiösen Darstellungen gelangte die Bildniskunst, schon bei Jan van Eyck (S. Abb. 1),[1]) durch die scharfe Beobachtung der einzelnen Teile des Kopfes und des Gesichts und durch die organische Zusammenfügung derselben zu einer ganz reifen und höchst bedeutenden, eine Individualität völlig zum Ausdruck bringenden Menschenschilderung.[2]) Diese individuelle Porträtbehandlung bleibt dem ganzen 15. Jahrhundert zu eigen. Doch sind infolge der noch so jungen Entwicklung gewisse Eigenschaften da, die überwunden werden müssen. So die Schmalheit und fast arme Einfachheit der Anordnung, das eckige und spitzige Wesen der Formen und Linien, der allzukleine Maßstab der Tafeln, und noch eine altertümliche Flachheit der Modellierung des Körpers, weiter die Insichgeschlossenheit der dargestellten Menschen, die von der anbetenden Haltung der Stifterdarstellung — wovon die ganze Porträtmalerei stammt — herrührt, und noch altertümlicherweise beibehalten worden ist.

Schon bei Memling sehen wir, daß die Augen sich aus dem Bilde herauswenden, ohne daß die betende Haltung aufgegeben wurde, der Mensch fängt bei ihm an, eine Zwiesprache mit der Welt zu führen.

In der kommenden Zeit im 16. Jahrhundert vermehren sich die zu einer stark individuellen Porträtschilderung nötigen Voraussetzungen vielfach. Der Maßstab der Tafeln wird größer, schon Quentin Massys malt seine Porträts nicht viel unter Lebensgröße, von der Mitte des Jahrhunderts an wird die volle Lebensgröße allgemein gebräuchlich. Ferner wird vom Menschen nicht mehr Kopf und Brust allein dargestellt, es kommt vielmehr immer mehr von ihm ins Bild hinein, in den 60-er Jahren werden Kniestücke, manchmal sogar ganze Gestalten bevorzugt. Damit hängt zusammen eine äußerst große Bereicherung des Arrangements. Vielfach trägt hierzu bei, daß das religiöse Insichgeschlossensein allmählich verschwindet und aus der — wie gesagt — bei Memling vorhandenen — nur mit den Augen geführten Zwiesprache, ein wirklich menschlicher Verkehr mit der Außenwelt sich entwickelt. Die Motive, die dem Seelenleben zugrunde liegen können, bereichern sich fortwährend. Dazu kommt eine breitere, rundere, die dritte Dimension des Körpers immer besser in Betracht ziehende Körpergestaltung, und endlich eine durch den Humanis-

[1]) Den Herrn Verlegern Fr. Bruckmann, Fr. Hanfstaengl in München und der Firma Kleinmann & Co. in Haarlem sei hier wegen der freundlichen Überlassung ihrer Reproduktionsrechte herzlichster Dank ausgesprochen.

[2]) Voll: Die altniederländische Malerei. Leipzig 1906. S. 39—41.

mus hervorgebrachte Steigerung des Selbstgefühls im Kulturleben, wodurch der Wunsch, porträtiert zu werden, mächtig gehoben und den Künstlern Gelegenheit geboten wird, ihre Kunst in der Porträtmalerei in bis dahin nie dagewesener Fülle und Menge zu üben. So kam es, daß im Laufe des 16. Jahrhunderts die Porträtmalerei sich langsam als eine ganz neue und bedeutende, selbständige Kunstgattung entwickelt hat.

Nun würden wir nach all dem denken, daß wir im 16. Jahrhundert eine den Menschen wirklich individuell wiedergebende Bildnismalerei finden können.

Wenn wir aber die Bilder selbst befragen, dann sehen wir gerade das Gegenteil von dem, was wir erwarten würden. Trotzdem all die Momente, die zu der Entwicklung einer stark individuellen Porträtdarstellung das Wesentliche beitragen könnten, vorhanden sind, und trotzdem die Künstler selbst, wie wir das in der bis ins Einzelne treu bleibenden Körperdarstellung sehen können, das individuelle Beobachten der körperlichen Erscheinung des Menschen nicht aufgaben, erreichten sie nichts mehr, als eine gewisse Ähnlichkeit, oder präziser gesagt, «Erkennbarkeit», eine mit gewissen individuellen Eigenschaften ausgestattete Menschenschilderung, also das, was wir Charakterdarstellung nennen, erreichten sie nicht.

Am Anfang des Jahrhunderts ist der bedeutendste Porträtist Quentin Massys. Er ist 1460 geboren, gehört also in vieler Beziehung noch zum 15. Jahrhundert. Daher bei ihm noch eine gewisse Stärke der individuellen Charakterisierung, wie es uns ein männliches Bildnis im Städelschen Institut (Abb. 2),[3]) deutlich macht. Schon das Bildnis des Carandolet in der Sammlung Duchatel[4]) erscheint aber neben dem Wiener Priesterbildnis des Jan van Eyck (Abb. 1), wo durch die Fülle und Beweglichkeit der Muskeln des Mundes, der Halspartien, der Runzeln der Stirn und der Augenpartien der Eindruck einer geschlossenen Individualität glänzend hervorgebracht ist, etwas trocken und weniger individuell. Interessant ist auch der Vergleich der beiden genannten Porträts des Quentin Massys. Die Züge sind verschieden, aber sehr ähnlich das Arrangement; die Art der Augeneinstellung, die Haltung des Kopfes, die eigentümlich breite Zusammenpressung der Lippen, der ganze, etwas

[3]) Abgeb.: Klassischer Bilderschatz Nr. 219; auch Q. M. bei Kleinmann & Co., Haarlem. T. XXVII.

[4]) Klassischer Bilderschatz Nr. 873.

müde Ausdruck kehrt unverändert wieder. Bei stark individueller Darstellungsweise müssen die beiden Bilder im ganzen Ausdruck verschieden gestaltet sein. Dem Künstler kam es aber nicht darauf an, das eigentlich Individuelle, sondern das Typische (Typus des hohen und vornehmen Geistlichen) des Charakters herauszuarbeiten, was ihm durch den großen Ernst der Auffassung, durch die Beweglichkeit der Gesichtsoberflächen und die Bewegung der Hände auch wirklich gelingt.

Dies Streben nach dem Typisch-Charakteristischen kann als Ausgangspunkt für das Kommende betrachtet werden. Wegen der Darstellung des Typischen wurde das Auge des Künstlers von der individuellen Erscheinung abgelenkt und zu der allgemeinen hingeleitet; die Verallgemeinerung geht von da aus unaufhaltsam vorwärts, und endlich werden vom Typischen selbst nur Äußerlichkeiten beibehalten, ja, die Charakterdarstellung geht sogar am Ende gänzlich verloren.

Bei den etwas späteren Herri met de Bles und Jan Gossaert machen die Gesichter einen durchaus porträtartigen Eindruck; man beachte, wie die Formen des ganzen Kopfes, der Nase, des Mundes, der Augenbrauen der Natur abgelauscht sind (vgl. hierzu die Porträts des Bles und Gossaert in Berlin),[5]) aber diese porträtartigen Züge beherbergen keine bestimmte Persönlichkeit mit einem ausgesprochen individuellen Seelencharakter; ein etwas starres, kühles Herausschauen aus dem Bilde und eine gewisse Ernsthaftigkeit ist das Ganze, was erreicht wird. Bei Damenbildnissen, wie z. B. in dem der Jaquelin de Bourgogne in der Londoner Nationalgalerie[6]) legt Gossaert das Hauptgewicht auf die schöne symmetrische Anordnung des Gewandes und der Haare, wie die ganze obere Hälfte der Stirn und die Seiten des Gesichts bedeckt werden, wie namentlich bei der Anordnung der Haarmassen darauf geachtet wird, daß eine schöne ovale Begrenzungslinie entstehe, dazu die Art der Anordnung der Haube, der Gewandärmel, zeugen deutlich, welch großes Gewicht hier auf allgemeine Schönheit gelegt wurde. Dasselbe ist auch im Bildnis der Isabella von Österreich (Abb. 3)[7]) zu beobachten. Beide sind ganz konventionell im Ausdruck, doch ist eine ziemlich lebendige Formgestaltung auch bei ihnen zu spüren. Die genannten Männer-

[5]) Phot. Hanfstaengl: Gal. Berlin Nr. 377 (Bles) u. 475 (Gossaert).

[6]) Abgeb.: The Burlington Magazin 1908. Aprilheft.

[7]) Samml. Dzikow. Abgeb.: Hofstede de Grot: Meisterwerke der Porträtmalerei auf der Ausstellung im Haag. München 1903.

porträts wirken ebenfalls noch lebendig. Bei beiden Gruppen wird dieser Eindruck durch die Bewegung der Hände und durch den verhältnismäßig größeren Reichtum der Gesichtsoberflächen erreicht.

Bei Lucas van Leyden und Barend van Orley, die noch im 15. Jahrhundert geboren sind, sich aber erst im 16. gebildet haben, sehen wir die Verallgemeinerung des Ausdrucks weiterschreiten.

Bei Lucas van Leyden tritt sie hauptsächlich in seinen späteren Bildnissen hervor. In dem frühen Selbstbildnis (Abb. 5) der Braunschweiger Galerie[8]) ist noch eine gewisse Energie durch die Kopfwendung nach links und durch das Richten der Augen nach derselben Seite, ferner durch einen gewissen Detailreichtum der Gesichtspartien deutlich zu beobachten, doch sind die Augen starr und der Mund stumm und leblos gebildet, und der ganze Kopf trägt — nach dem Ausdruck zu urteilen — eben keine sehr geistreiche Seele in sich. In seinem späten Selbstbildnisse (Abb. 6)[9]), gestochen 1525 (B. 173), ist der Formreichtum ein geringerer geworden, die Nasenflügel sind nicht mehr so weit detailliert, daß man direkt in die Nasenlöcher hineinsehen kann, die Nase sondert sich nicht mehr vom ganzen Gesichte, die Augenpartie bildet mit den Brauen eine größere, zusammenhängende Fläche, Mundpartie, namentlich Mund, Nase und Kinn, sind wenig differenziert. Die Teile sind alle zusammen mehr als ein einheitlich zusammenhängendes Ganze gesehen, als ein aus vielen Details bestehendes Gebilde dargestellt. Eine entsprechende Vereinfachung und Vereinheitlichung ist auch in der Bekleidung zu beobachten. Hemd, Kragen, Gewand sind nicht besonders stofflich gekennzeichnet, wie ja auch die Teile des Gesichtes nicht in ihrer individuellen Struktur gegeben sind, sondern sie sind in ihrer Zusammenstellung einheitlich und nur allgemein geschildert.

In dem Dresdener Männerbildnis des Barend van Orley (von 1527 [Abb. 4])[10]) ist es interessant das Streben nach Ähnlichkeit zu beobachten in der eigentümlich länglich-eckigen Kopfform, in der hervorstehenden großen Adlernase, in der eigenartigen Bildung des Mundes und der Lippen, in dem hervortretenden Doppelkinn. In seelischer Hinsicht ist der Mensch bei weitem nicht so reich, und von diesen Formen ausgehend den Charakter des Dargestellten selbst zu erraten, wäre kaum möglich.

Mit dieser Verallgemeinerung des Ausdrucks hängt es zusammen,

[8]) Klassischer Bilderschatz Nr. 896.
[9]) Kleinmann: Lucas van Leyden. Bl. 41.
[10]) Phot. Hanfstaengl: Dresdener Gal. Nr. 268.

Abb. 1. Jan v. Eyck: Bildnis eines Kardinals.
Wien, Hofmuseum.
Nach einer Photographie von Fr. Hanfstaengl.

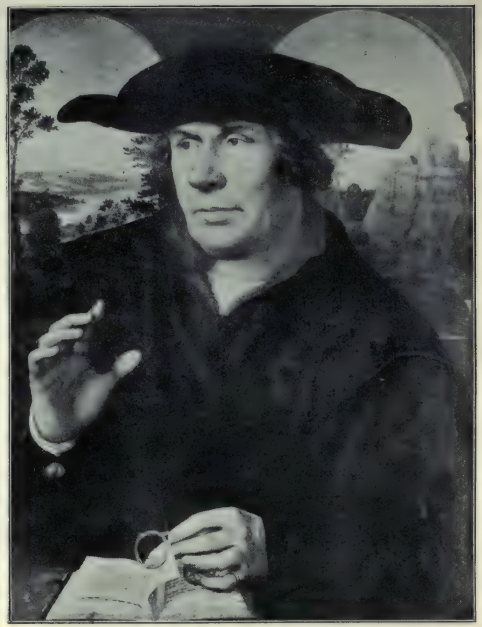


Abb. 2. Quentin Massys: Männliches Bildnis.
Frankfurt a. M., Städelsches Institut.
Nach Taf. XXVII von Kleinmanns (Haarlem) Abbildung.

Abb. 3. Gossaert: Isabella von Österreich.
Sammlung Dzikow.
Nach einer Photographie von Fr. Bruckmann.

Abb. 4. Barend van Orley: Männliches Bildnis.
Dresden.
Nach einer Photographie von Fr. Hanfstaengl.

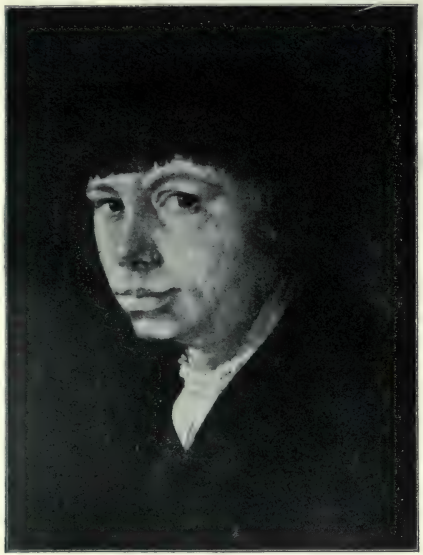


Abb. 5. Lucas van Leyden: Selbstbildnis.
Braunschweig.
Nach einer Photographie von Fr. Bruckmann.

Abb. 6. Lucas van Leyden: Selbstbildnis.
Kupferstich aus 1525. B. 173.
Nach Dülbergs: Lucas v. Leyden (Kleinmann & Co., Haarlem, Bl. 41).

Abb. 7. Jan van Scorel: Familienbildnis. Kassel. Nach einer Photographie von Fr. Hanfstaengl.

Abb. 8. Nikolaus Neufchatel: Bildnis des Johannes Neudörfer.
München, Pinakothek.
Nach einer Photographie von Fr. Bruckmann.

Abb. 9. Lucas van Leyden: Madonna mit dem von der hl. Magdalene empfohlenen Stifter.
Nach einer Photographie von Fr. Bruckmann.

Abb. 10. Dirk Barentiz: Schützenstück aus dem Jahre 1562. Amsterdam, Rijks-Museum.
Nach einer Photographie von Fr. Hanfstaengl.

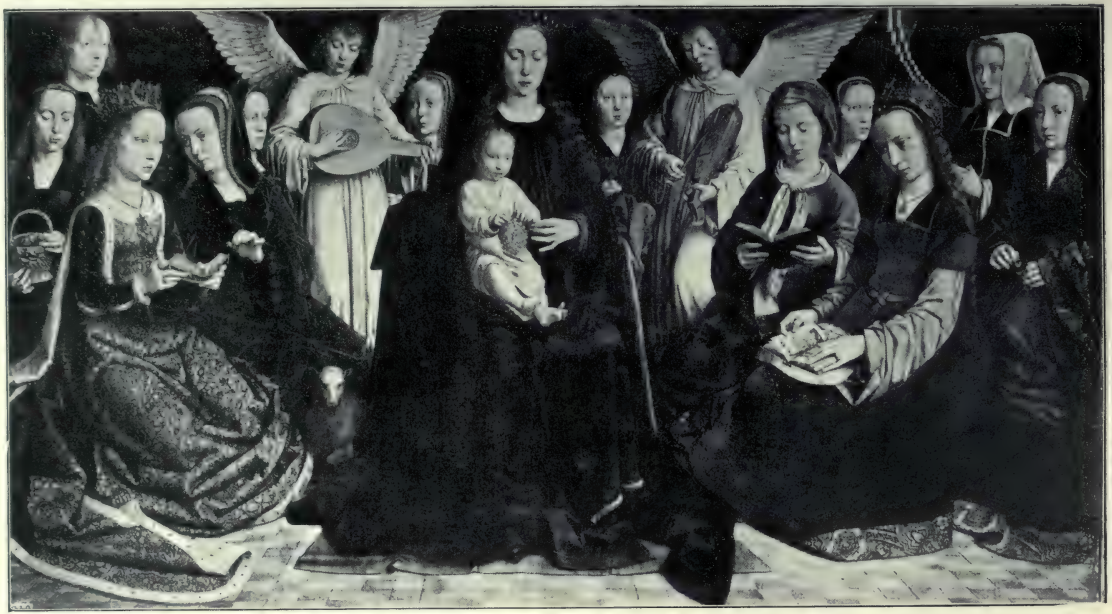


Abb. 11. Gerard David: Madonna mit heiligen Frauen und Engeln. Rouen, Museum.
Nach einer Photographie von Fr. Bruckmann.

daß bei en face gestellten Figuren das ganze Bild nicht nur leblos, sondern auch manchmal flach erscheint: so in dem männlichen Bildnis des Joost van Cleef in der alten Pinakothek zu München.[11])

Joost van Cleef gehört noch zu der ersten Hälfte des Jahrhunderts, führt aber bereits in die zweite hinüber. Er hält sich noch streng an die Körperformen, wie wir das im Bilde seiner Gattin in der Galerie von Windsor[12]) und in dem des Bernard Clesio in der Galerie Nationale Romaine deutlich sehen können — man beachte die häßlichen Züge der Frau und die breite Nase des Clesio —; auch behält er die alte Weise der Anordnung und Bewegung der Hände (München, Berlin, Straßburg, Cassel) bei, wodurch bisweilen noch ein gewisses Leben im Bilde sich regt, aber die schwere, massige Ruhe des ganzen Körpers, und der stille, etwas müde Ausdruck des Gesichts, wie im Bilde des Bernard Clesio, oder im Münchner Porträt, deutet schon an, was wir von der zukünftigen Entwicklung zu erwarten haben.

Eine ähnliche, ja, noch eine viel stärker ausgeprägte Übergangsstellung nimmt Jan van Scorel ein, obwohl er noch im 15. Jahrhundert geboren ist; er stirbt erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1562). In seinem Casseler Familienbildnis[13]) (Abb. 7) herrscht noch ein ganz bewegtes Leben, eine freie und glückliche Komposition. Der Mann auf der linken Seite mit dem Glas in der Hand, mit dem fröhlichen Gesichte, scheint auf den ersten Blick individuell gestaltet zu sein, schauen wir aber näher zu und vergleichen ihn mit dem von ganzem Herzen lachenden Menschen des Franz Hals, so erkennen wir unschwer, daß die ganze Fröhlichkeit dieses Menschen nicht aus seiner inneren Natur stammt, sondern etwas vom Maler für das Moment des Porträtierens Aufgezwungenes ist. Das Lachen ist ja beobachtet, und es ist auch wiederzugeben versucht, die Hauptfalten des Gesichts, eine neben den Augen, eine zweite zwischen Nase und Mundwinkel, und auch die kleine unter dem Winkel des Mundes, sind ja zu sehen, aber das Zusammengehen der Muskeln, als Folge und Ausdruck der Seelenstimmung, worauf es ankommt, die durchgehende Beweglichkeit des Rundmundmuskels, das überaus reiche Spiel, welches dadurch im ganzen Gesicht entsteht, ist nicht wiedergegeben. Dasselbe ist in dem gezwungenen Lachen der beiden Kinder in der Mitte, in dem bei beiden ganz gleich

[11]) Klassischer Bilderschatz Nr. 1600.
[12]) Klassischer Bilderschatz Nr. 939.
[13]) Abgeb. und Voll: Meisterwerke der Gem.-Gal. zu Cassel. I. 161.

bewegten Munde zu bemerken; der eigentümlich leuchtende Glanz der fröhlichen Kinderaugen, der die immer lachenden Kinder im Leben so unendlich schön macht und für das Kinderlachen so überaus charakteristisch ist, ist ebenfalls nicht beobachtet. Klar sehen wir das antiindividuelle Moment auch in der ganz madonnenhaft angeordneten Frauengestalt rechts mit dem eigenartig bewegten Bambino im Schoße. Wie die Haltung der Hände bei allen Figuren mit der ganzen Situation des Kopfes unverbunden bleibt, wie namentlich die Hand des einen Kindes plump auf die Mitte der Tischplatte gelegt ist, zeigt ganz deutlich, daß die ganze Komposition äußerlich zugerüstet und nicht von innen heraus gestaltet ist, d. h. keinen rechten Zusammenhang mit dem Charakter der dargestellten Menschen besitzt und auch keine Einheit in der Schilderung der Situation selbst aufzuweisen vermag. Eben diese Momente sind aber für eine starke individuelle Darstellungsweise von entscheidender Bedeutung.

In den Einzelbildnissen seiner späteren Zeit sehen wir dieselbe, ja, noch eine größere Verflachung der Auffassung. In dem Berliner Bildnis des Cornelis Aerntsz[14]) (nach 1550) ist die Flauheit der Formenbildung des Gesichts, besonders die schlaffe Gestaltung der nebeneinanderliegenden Runzeln der unteren Gesichtshälfte rings um den Mund und um das Kinn auffallend. Man beachte ferner, wie die Hände ebenfalls ganz unlebendig gestaltet sind. Die Linke hält einen Brief, aber die Finger fassen den Gegenstand nicht an, sie liegen nur darauf und daneben, sie haben nicht einmal jene Gelenkigkeit und Bewegungsfähigkeit, welche allein den physiologischen Zustand des Haltens zum Ausdruck zu bringen vermögen. Die rechte Hand ist ganz untätig in die Luft ausgestreckt, eine nichtssagende und mit der Situation, mit dem Arrangement ganz zusammenhangslose Bewegung. Der Ausdruck ernst, aber ohne jeweilige Bestimmtheit irgendwelcher individuellen Charaktereigenschaften. Ebenso unbestimmt in seiner individuellen Erscheinung ein Kölner Männerbildnis, die Gesichtsformen ebenso flau wie in Berlin, dazu der Mangel einer sicheren Charakterisierung im Seelischen, ja sogar im Körperlichen. Er will nur den dicken Menschen im allgemeinen geben, daher die Breite des Gesichts, das große Doppelkinn und das tiefe Hingebettetsein der Augen; vom inneren Menschen spricht nur ein gewisser Ernst, dem das starre Aufziehen der Augenbrauen, das Hinunterlassen der Mundwinkel und das Aufrechthalten des rechten Zeigefingers dient.

---

[14]) Phot. Hanfstaengl: Gal. Berlin Nr. 14.

Trotz aller angewandten Mittel werden wir in keinem Falle überzeugt. Die flaue Formbildung des ganzen Gesichts, das leblose Sitzen der Augen, das Fehlen einer jeden natürlichen Schwere des herunterhängend gedachten Doppelkinns auf der einen Seite, das ausdruckslose und unbestimmte energielose Richten der Augen, die schematisch gemachte Mundbewegung und die unorganische Zusammenhangslosigkeit der Teile des ganzen Gesichts auf der anderen Seite verhindern es völlig.

So weit hat sich also die Porträtmalerei von der individuellen Darstellungsweise des 15. Jahrhunderts entfernt, daß sie jetzt, am Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nicht einmal mehr einen ganz typischen Ausdruck mit voller, überzeugender Kraft darzustellen vermag.

Antonio Moro, der gefeiertste Porträtmaler seiner Zeit und Hauptvertreter des dritten Viertels des Jahrhunderts, gibt nicht mehr das Brustbild, sondern Kniestück. Hauptsache ist bei ihm, den Dargestellten vornehm zu gestalten. Daher gibt er die Bewegung völlig auf. Der ganze Körper und jeder seiner Teile ist ganz ruhig; die Hände sind untätig neben dem Körper herabgelassen, und auch wenn sie etwas halten, tun sie dies mit einer merkwürdigen, fast krampfhaften Unbeweglichkeit. Der Kopf schaut aus dem Bilde heraus, mit ruhigem Blick, in einer deutlich bemerkbaren, beabsichtigten Pose, mit einer nur für die Stunde der Porträtsitzung angenommenen Miene, was alles nur von dem durch rein äußerliche Umstände bedingten Arrangement des Künstlers abhängt und nichts mit der seelischen Beschaffenheit des Dargestellten selbst zu tun hat. Gewiß, er beobachtet auch die Züge, und die Ähnlichkeit des Betreffenden ist wohl auch erreicht, wie wir das in den eigentümlich formlosen, häßlichen Zügen der Frau Gallus in Cassel[15]), in dem sehr langen, ovalförmigen schmalen Kopf und der auffallend mageren Gestalt des Heerführers Alba in Brüssel[16]) deutlich sehen können. Weiter dringt er aber in die individuelle Beschaffenheit des Menschen nicht ein. Indem er sich gewisse Schemata für Seelenausdruck bildet (Zusammenziehen der Lippen, Mundwinkel nach unten oder nach oben, Aufziehen der Augenbrauen, Zusammenziehen der Stirn usw.) und dieselben in seinen Bildern immer von Neuem wiederholt, kommen immer dieselben schematischen Seelenzüge zustande. Bei Männern hängt der Ausdruck durchweg von der Art des Bartes ab; das genannte

[15]) Voll: Meisterwerke usw. S. 96.
[16]) Klassischer Bilderschatz Nr. 755.

Bildnis des Heerführers Alba in Brüssel z. B. ist dem Casseler Bildnis eines unbekannten, ebenfalls in Rüstung dastehenden jungen Mannes[17]) bis zum Verwechseln ähnlich; auch das Selbstbildnis in den Uffizien[18]), wo nur der Schnurrbart gleiche Form aufweist, zeigt fast denselben Ausdruck. Durch eine abweichende Art des Bartschneidens kommt eine andere übereinstimmende Gruppe zustande, aus der das Casseler Gallus-Bildnis[19]) und das eines unbekannten Goldschmiedes im Haag (1564)[20]) genannt sei. Frauen, wenn sie vornehm lächeln, haben den gleichen Ausdruck, die ernsten bilden eine andere Gruppe, und bartlose Männer erinnern im Ausdruck sogar an Frauen. Ein Vergleich zwischen Maria von England im Prodomuseum[21]) und einem männlichen Bildnis in der Braunschweiger Galerie[22]) kann dies klarlegen. Und wenn der Ausdruck bei ganz verschiedenen Menschen durchweg identisch oder ähnlich ist, so bedarf die Behauptung, daß es den Dargestellten an Individualität gänzlich fehlt, keiner weiteren Beweisführung.

Von den übrigen, viel beschäftigten Porträtmalern dieser Zeit, von Lambert Lombard, Franz Floris, Marten van Heemskerk, Pieter Pourbus d. Ä., Franz Pourbus d. Ä., Adrian Key, könnten wir im großen und ganzen dasselbe sagen. Es ist aber nicht unsere Absicht, all' die Werke der einzelnen Meister nacheinander zu betrachten und die Art ihrer Menschenschilderung im Einzelnen auszuführen. Uns kommt es nur darauf an, einen einzelnen Gedanken hervorzuheben, daß nämlich die Porträtmalerei vom Anfang des 16. Jahrhunderts, im Gegensatz zum 15., nicht die individuellen Charakterzüge des Menschen fassen will, sondern im Gegenteil, sich immer mehr für das Typische, das Allgemeine des Menschencharakters interessiert, ja, daß sie in diesem Streben nach Festhalten allgemeiner Züge ohne Schwanken und Tasten stetig vorwärtsschreitet. So wird das Beobachtungsvermögen der Porträtmaler allmählich dermaßen umgestaltet, daß sie von den 60-er Jahren des 16. Jahrhunderts an nicht einmal das Typische mehr herauszuheben vermögen.

So sind die Figuren dieser Zeit auch keine Typen mehr; sie

---

[17]) Abgeb. bei Voll.

[18]) Klassischer Bilderschatz Nr. 809.

[19]) Voll: Meisterwerke usw. S. 97.

[20]) Das Museum Nr. 25. — Bredius: Meisterwerke der Gem.-Gal. im Haag (München, Hanfstaengl) S. 20.

[21]) Das Museum Nr. 129.

[22]) Klassischer Bilderschatz Nr. 952.

sind uninteressante, ausdruckslose Köpfe. Es kann nun doch aber vorkommen, daß der Maler bei der Darstellung einer bedeutenden Persönlichkeit aus äußeren Gründen den Menschen näher charakterisieren muß; dann findet er den Ausweg, daß er die Beschäftigung oder Bedeutung des Dargestellten nicht in diesem selbst, sondern durch ein rein äußerlich hinzugelegtes Attribut irgendwelcher Art bezeichnet, ohne im übrigen einen seelischen Zusammenhang zwischen Attribut und Menschen auch nur andeutungsweise ausdrücken zu wollen. So sehen wir es in dem ganz geistlosen Porträt eines Wundarztes von Nicolas Neuchatel in der Darmstädter Galerie[23]), diesen nur mit der Pinzette in der Rechten und mit einem anderen Instrument in der Linken charakterisiert. Der gelehrte Mathematiker Neudörfer in der alten Pinakothek zu München von demselben Meister (1561)[24]), (Abb. 8) mit der sicher porträtähnlichen hohen runden Stirn, mit der unangenehm hervortretenden Riesennase, mit dem breiten Munde und der vorstehenden Oberlippe ist gerade in der Ausübung seiner gelehrten Beschäftigung dargestellt, indem er seinen eigenen Sohn unterrichtet. Neudörfer ist durch eine geometrische Figur in der einen Hand und mit einem Zirkel in der anderen, indem er gerade eine Kante des Dodekaeders abmißt, charakterisiert, der Knabe aber mit einem offenen Heft und mit einer Feder. Der Gelehrte, der gerade jetzt unterrichten sollte, sitzt ganz stumm, ohne ein Wort zu sprechen, da, den Blick ungefähr in die Nähe des Dodekaeders richtend, und der Knabe sieht zerstreut — nicht auf die geometrische Figur, wovon gerade die Rede sein sollte — sondern direkt dem Beschauer entgegen. Von einer individuellen Charakterisierung der beiden Dargestellten, ja, von der genreartigen Situation selbst, ist gar nichts gegeben.

In den großen Gruppenbildnissen, um kurz auch darauf hinzuweisen, ist derselbe Entwicklungsgang zu verfolgen, nur ist hier eine ganze Reihe von Menschen nebeneinander dargestellt, auch muß der Künstler mit der großen Schwierigkeit der Anordnung kämpfen; dies bringt das Allgemeinwerden des Ausdrucks vielfach noch klarer zur Geltung. Das sehen wir schon in dem frühen Schützenstück des Dirk Jakobsz im Rijksmuseum zu Amsterdam aus dem Jahre 1539[25]), das 17 Köpfe enthält. Sie

---

[23]) Klassischer Bilderschatz Nr. 268.

[24]) Bruckmann: Pergamentdruck. Alte Pin. Nr. 663.

[25]) Abgeb.: Bredius: Meisterwerke des Ryksmuseum zu Amsterdam (Hanfstaengl, München).

sind verschieden in der Kopfform, auch Einzelheiten in den Zügen sind genau beobachtet, so z. B. bei der dritten Gestalt von links in der unteren Reihe, wo selbst die Runzeln des Kopfes mit großer Gewissenhaftigkeit wiedergegeben werden. Aber von den Dargestellten ist keiner individuell charakterisiert. In einem zweiten Schützenstück des beliebten Dirk Barentsz aus dem Jahre 1562[26]) treffen wir eine noch größere Verallgemeinerung des Ausdrucks. Die noch wegen der frühen Zeit in dem vorigen Gruppenbildnis vorhandene Beweglichkeit, die durch Aneinanderrücken einzelner Figuren, hauptsächlich aber, wie in den Einzelbildnissen aus derselben Zeit, durch die Bewegung der Hände erreicht wird, ist hier auch aufgegeben. Die Zahl der Hände ist eine verhältnismäßig kleinere (16 Hände auf 14 Gestalten, dort 22 auf 17) und die sichtbaren Hände sind in voller Ruhe gelassen. Ferner dadurch, daß der Künstler das Aneinanderrücken der Figuren und die paarweise Anordnung derselben auch aufgibt, fällt die Beziehung der Dargestellten zu einander, die im Blick bei den Figuren des ersten Gemäldes auch schon fehlt, gänzlich weg, die Herren schauen uns alle starr und ernst, mit einer ganz gleichgültigen Miene entgegen. Und das ist die ganze Charakteristik im Bilde. Die Menschen unterscheiden sich nur durch die Bartlosigkeit, durch die Form des Bartes, aber diejenigen, die bartlos sind, die einen langen, die einen kurzen Vollbart tragen, oder die Spitzbärtigen sind einander im Ausdruck völlig gleich (vgl. Abb. 10). Und daß dies nicht von dem Arrangement, der unglücklichen Nebeneinanderreihung der Figuren und der Beschränkung auf die Wiedergabe des Oberkörpers allein abhängt, das bezeugt uns ein Schützenstück des Kornelius Ketel, die Kompagnie des Dirk Jakobsz Rosenkrans aus dem Jahre 1584 in dem Rijkmuseum zu Amsterdam[27]), wo die Figuren in ganzer Gestalt, dicke und magere Menschen neben und hintereinander in Bewegung dargestellt sind, und doch keine stärkere Charakteristik der Einzelnen zu bemerken ist, ja, vielleicht noch eine geringere.

Am Schluß des Jahrhunderts verrät in der Porträtmalerei wahrlich nichts mehr, daß sie sich jemals die Aufgabe gestellt hatte, den Menschen in seiner individuellen Seelenbeschaffenheit darzustellen. Die Bildnisse, die jetzt gemacht werden, und in den ersten zwei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, die Werke des Martin

[26]) Ebenda.
[27]) Ebenda.

de Vos, Hendrik Glotzias, Geldorp Gortzius, die des jüngeren Franz Pourbus, ja, sogar die des Mierewelt, der bis 1641 tätig ist, wirken in der Tat durchaus unerfreulich.

Und wenn wir jetzt nach dieser Betrachtung an das in unserer Einleitung Gesagte zurückdenken, so erscheint es uns wahrhaftig als ein starker Widerspruch, daß zu einer Zeit, wo alle Voraussetzungen für eine stark individuelle Behandlungsweise im Porträt gegeben waren, man dieselben ganz unausgenützt läßt, ja, daß man sich einer Darstellungsweise hingibt, die der individuellen Charakterisierung diametral entgegenarbeitet.

Und doch konnte es nicht anders kommen. Ein kurzer und ganz oberflächlicher Blick auf die übrige Malerei derselben Zeit belehrt uns, daß diese Entwicklung mit den Tendenzen der Zeit in vollem Einklang steht, und keine andere Möglichkeit für die Formenbehandlung der Porträtkunst übrig geblieben war, als eben die, welche wir zu schildern versuchten.

Schon bei Gerard David sehen wir (S. Abb. 11), daß die Formen nicht mehr so scharf und markant ins Detail ausgeprägt sind, wie in der alten, gotischen Zeit; die Züge, besonders die der Frauen und der Engel sind nicht mehr so reich behandelt, sie sind runder, regelmäßiger und schöner, ihr Ausdruck ist noch voneinander verschieden, doch kehrt bei jedem etwas Gleichmäßiges wieder. Die Menschen sind eben nicht individuell, sondern allgemein gehalten, typisch. Man beginnt die Menschenfigur nicht in ihren Teilen zu fassen, sondern als Einheitliches, Ganzes zu beobachten. Die Komposition ist gut abgewogen, die Figuren regelmäßig verteilt, und ein schöner, feiner Fluß kommt ins Bild hinein. Ein gutes Beispiel dazu die Madonna mit den heiligen Frauen und Engeln im Museum zu Rouen von 1509 (Abb. 11)[28]). Die Kunst entwickelt sich in dieser Richtung weiter. Auf der Brügger Ausstellung 1902 war eine Krönung Mariae zu sehen, von Albert Cornelis zwischen 1517—22 gemalt[29]), mit vielen, stark bewegten Engelfiguren. Eine äußerst schöne und glücklich gewählte Komposition. Oben die Krönung durch Gott Vater und Christus, darunter, in drei Halbkreisen angeordnet, eine ganze Schar von Engeln auf Wolken und Erde. Unten in der Mitte steht der Erz-

---

[28]) Friedländer: Meisterwerke der Niederländischen Malerei auf der Ausstellung zu Brügge 1902. München 1903. Taf. 50.

[29]) Ebenda Taf. 56. Datierung nach Weale, zitiert von Friedländer im Text S. 20.

engel Michael, mit seiner großen Gestalt zugleich in zwei Engelkreisen die Mittelachse bildend. Über ihm unter der Krönung ein Thron mit Engeln, die Mittelaxe in dem dritten Engelkreis heraushebend. Die Figuren auf beiden Seiten in kleinere, wohl abgewogene, einander entsprechende Einzelgruppen aufgelöst, symmetrisch angeordnet. Jede Figur hat innerhalb der ganzen Komposition ihre sichere Stelle, aber auch nur in der ganzen Komposition ihre Bedeutung. Und so müssen die Figuren ihre Individualität für die Gesamtwirkung aufopfern und sich mit einer ganz allgemeinen Charakterisierung begnügen.

Dies ist nicht nur in solchen feierlichen Bildern der Fall, sondern im ganzen Gebiet der Malerei. Die Landschaft wurde früher auch herangezogen, aber hinter den Figuren zur Füllung der Bildfläche in dekorativer Hinsicht verwertet. Die Figuren, die den ganzen Vordergrund einnehmen, sind Hauptsache, beanspruchen das ganze Interesse des Beschauers und des Künstlers. Im 16. Jahrhundert wird das Verhältnis von Figuren und Landschaft ein anderes. Die Figuren werden nicht im Vordergrunde vor der Landschaft aufgebaut, sondern in die Landschaft selbst hineinkomponiert. Es entsteht ein gewisses Gleichgewicht zwischen Landschaft und Figuren, wie wir es bei Patinir, bei Scorel, Mabuse finden; in späterer Zeit überwiegt sogar das Landschaftliche, und die Figuren werden selbst in religiösen Szenen fast versteckt als Staffagen angewandt. Lucas van Leyden, in seinen Stichen und in dem schönen „Jüngsten Gerichte" im Städtischen Museum zu Leyden, und der ältere Pieter Brueghel sind bekannt dafür. Dasselbe ist in dem Verhältnis von Figuren zur Architektur zu beobachten. Die Architektur umfaßt die Figuren, die, wie z. B. in der Münchener Pinakothek bei Gossaerts «Danaë» (1527) und Lucas van Leydens «Verkündigung»[30]) und «Madonna mit der hl. Magdalene und dem Stifter» (1522) (Abb. 9), in den Raum hineingestellt und hineingeordnet werden. Und wenn sie gegenüber der Architektur und Landschaft ihre Selbständigkeit nicht mehr bewahren, wenn sie mit dem architektonischen und landschaftlichen Raume zusammen-, beziehungsweise in denselben hineingesehen und gestaltet werden, da wäre es widersinnig, die Figuren mit aller Kraft der individuellen Charakterisierung auszustatten. Daß aber die Ausdrucksweise eine allgemeine ist, das ist keine Folge des Hineinkomponierens in den Raum, sondern die beiden Momente gehen parallel

[30]) Abgeb. im Katalog der Pinakothek — letztere auch im Klassischen Bilderschatz Nr. 1579.

nebeneinander her, sicher nicht ohne Beziehung und gegenseitige Wirkung auf einander.

Ein weiteres Symptom der Verallgemeinerung ist die Veränderung der Farbenbehandlung. Wie allgemein bekannt, strebt man allmählich danach, an die Stelle der tiefen, gesättigten, starken Lokalfarben einen einheitlichen Ton zu setzen, den man durch Brechung und Ausgleichung der Lokalfarben, durch Untermalung und Durchsichtigkeit der oben angebrachten Farben und durch einheitliche Beleuchtung zu erreichen sucht.

Man pflegt gewöhnlich die Kunst des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden als die Zeit der absoluten Unselbständigkeit zu bezeichnen, und man meint, daß diese Periode mit der starken Aufnahme des Italienischen erschöpfend charakterisiert sei. Es wird gewiß kein Mensch den großen, ja überwältigenden Einfluß der italienischen Kunst ableugnen oder seine Bedeutung unterschätzen wollen, auch wird niemand diese Zeit in Bezug auf Selbständigkeit für unsere Kunst als nachahmungswertes Beispiel aufstellen wollen. Doch ist dies allein für die Charakteristik dieser Periode nicht hinreichend und erschöpfend genug. Die Kunst lebt nie, selbst in ihrer unselbständigsten Periode nicht, von bloßer Nachahmung und das psychische Apperzeptionsgesetz der Disposition schließt prinzipiell aus, daß einzelne, wie auch ganze Massen, Fremdes, das dem eigenen Naturell nicht durchaus entspricht, in sich aufnehmen können. Im 15. Jahrhundert waren ja die Künstler auch in Italien und hatten sogar wenigstens auf die oberitalienische und venezianische Kunst einen nicht geringen Einfluß ausgeübt, aber sie hatten ungemein wenig zu holen, da ihrem Wollen, dem Streben nach Individualismus, ihre eigene, vom Detail ausgehende, analytische Darstellungsweise viel mehr entsprach, als die immer selbst auf ihrer individuellsten Entwicklungsstufe von dem Gesamteindruck ausgehende, synthetische der Italiener. Und es ist höchst bezeichnend, daß sie gerade jetzt, wo sie selbst nach Verallgemeinerung streben, die, wie gesagt — synthetische und auf den Gesamteindruck gerichtete italienische Kunst in so hohem Maße auf sich wirken ließen, und nicht die immerhin noch stark individuelle Quattrocentokunst, sondern das in Formen, Ausdruck und Komposition und auch in der Farbenbehandlung vielfach allgemein gehaltene Cinquecento. Dieses entsprach ihrem eigenen Streben nach dem Allgemeinen viel besser als ihre unter so anderen Gesichtspunkten entstandene und auf gegensätzlichen Voraussetzungen beruhende Tradition der eigenen Kunst. Und so kann diese starke Aufnahme der italienischen

Cinquecentoart nicht anders erklärt werden, denn als Folge und Symptom einer in jeder Beziehung allgemeinen, typischen und durchaus antiindividuellen Geschmacksrichtung.

Es ist eben das Auge, das Beobachtungsvermögen des Künstlers ein anderes geworden. Man sieht nicht mehr in der Natur das Individuelle und Zufällige, sondern nur das, was immer bleibend, allgemein, typisch ist. Und so konnte sich auch die Porträtkunst aus der allgemeinen Bewegung nicht losreißen, auch sie mußte in ihrem Formenausdruck ganz allgemein werden. Die Bildnisse wurden ja von denselben Künstlern gemalt, die die übrigen Werke geschaffen haben, und wenn wir bei dem genannten Casseler Familienbildnis des Scorel beobachten, wie die auf dem Tisch befindlichen unterschiedlichen Geräte in ihrer Struktur nicht gefaßt werden, wie namentlich auch die verschiedenen Früchte: Apfel, Birne oder Traube, wie dann ferner die Kirschen auf dem Tisch und der aus roten Korallen zusammengefügte Rosenkranz ganz gleiche Behandlung aufweisen, wenn die weiße Haut am Hals der Frau ebenso aussieht, wie die weiße Gewandeinlage über ihrer Brust, so, daß nur eine goldene Schnur Gewand und Körper scheidet, wenn also das Künstlerauge die Natur nur in ihren allerallgemeinsten Zügen fassen und wiedergeben will und kann, so können wir von demselben Künstlerauge nicht erwarten, daß es zu den individuellen Eigentümlichkeiten des Menschengesichts und der Menschencharakteristik vordringe und vorzudringen imstande sei. So wird das, was wir bei der Betrachtung der Bildnisse selbst festgestellt haben, auch aus dieser Seite bestätigt.

Waren aber unsere Betrachtungen richtig, so müssen wir gegen das, was über die Bedeutung dieser Porträtmalerei in der Entwicklung der niederländischen und namentlich holländischen Kunst überall zu lesen ist, ganz entschieden und scharf Stellung nehmen[31]). Man suchte die große Blüte der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts entwicklungsgeschichtlich zu erklären, d. h. an die Kunst des 16. Jahrhunderts irgendwie anzuschließen. Man erkannte sehr richtig, daß das Entscheidende in der neuen Kunst

---

[31]) Vgl. Woltmann-Woermann Bd. II. S. 508—528 u. III. 1. S. 57—88, III. 2. S. 351. — Roses-Reber: Geschichte der Malerschule Antwerpens, München 1889. — Springer: Handbuch, Bd. IV. (5. Aufl.) S. 151 ff. — Lübcke-Semrau: Grundriß Bd. IV. (12. Aufl.) S. 257 ff. Neuerdings wieder ausgesprochen von Bredius: Meisterwerke des Rijksmuseums S. 3 ff. und Hofstede de Grot: Meisterwerke der Porträtmalerei. Die Ansicht geht auf Schnaase zurück: Niederländische Briefe, Stuttgart 1834. S. 254—255.

in der außerordentlichen, noch nie dagewesenen Größe und Schärfe der Beobachtung der individuellen, zufälligen und manchmal sogar momentanen Naturerscheinungen liegt. Man sah ferner, daß die gesamte Kunst des 16. Jahrhunderts gerade in diesem Punkte außerordentlich arm gewesen ist. An diese konnte man also die neue Kunst nicht anknüpfen. Nun behauptete man — von dem bei der Porträtmalerei notwendig vorhandenen Ähnlichkeitseindruck irregeführt — daß der schon im 15. Jahrhundert sich aussprechende nationale Charakter der niederländischen Kunst, nämlich die Schärfe der individuellen Naturbeobachtung in der Porträtmalerei, auch im 16. aufrechterhalten blieb, die übrige Malerei aber durch den italienischen Einfluß ihre Selbständigkeit und ihren nationalen Charakter eingebüßt habe; die neue Kunst des 17. Jahrhunderts hätte demnach direkt an diese Porträtmalerei angeknüpft und wäre als eine direkte Fortsetzung derselben zu betrachten.

Abgesehen davon, daß der italienische Einfluß sich im Porträt gerade so geltend gemacht hatte, wie in den übrigen Zweigen der Malerei (Lucas van Leydens spätere Zeit, Mabuse: besonders Frauenbildnisse, Scorel, Moro, Pourbus usw.), ist erstens gegen diese Erklärung einzuwenden, daß die neue Kunst der ausgeprägt individuellen Naturbeobachtung nicht zuerst im Bildnis einsetzte, um alsdann auf die übrigen Gattungen der Malerei erst später und allmählich überzugehen, wie es zu erwarten wäre, wenn die neue Kunst direkt an das Porträt des 16. Jahrhunderts angeknüpft hätte. Sie ist vielmehr in allen Zweigen der Malerei gleichzeitig und parallel vorgedrungen. Ferner sahen wir, daß in dieser Zeit, wo das Neue sich zu regen beginnt, die Porträtmalerei in ganz unerfreulichem Zustande gerade in jener Hinsicht gewesen ist, auf die es der folgenden Richtung am meisten ankam: an Schärfe und Eindringlichkeit der Naturbeobachtung. So ist es unmöglich, die Kunst des 17. Jahrhunderts aus der Porträtmalerei des 16. abzuleiten. Noch ist hinzuzufügen, daß jene Auffassung, indem sie die Selbständigkeit und den nationalen Charakter des 16. Jahrhunderts leugnet und demzufolge die Unmöglichkeit einer Ableitung der entstehenden Kunst aus der ganzen Malerei (das Porträt ausgenommen) des 16. Jahrhunderts behauptet, sich selbst den Boden entzieht für die Möglichkeit einer entwicklungsgeschichtlichen Verknüpfung der beiden Jahrhunderte. Denn die Porträtmalerei war, wie schon gesagt, von der übrigen Kunst nicht gesondert, sie wurde von denselben Meistern geübt, die auch die anderen Werke schufen. Wenn wir also von der ganzen Malerei

behauptet haben, daß die künstlerische Auffassung dermaßen zugrunde gegangen ist, daß die große Blüte des 17. Jahrhunderts nicht auf ihr beruhen kann, so sind wir genötigt, dies auch von der Porträtmalerei auszusprechen, wenn wir in unserer Betrachtung widerspruchslos verfahren wollen. Und so ist auf diese Weise ein Zusammenhang zwischen der Kunst des 17. und des 16. Jahrhunderts überhaupt nicht aufzustellen.

Ist nun wirklich kein Zusammenhang zwischen den beiden Jahrhunderten? Wenn wir den Begriff Entwicklung streng und konsequent fassen wollen, so können wir dies nicht behaupten. Die Kunst des 17. Jahrhunderts kann aus nichts anderem als aus der der vorausgehenden Zeit hergeleitet werden. Nun aber — und das ist der positive Schluß unserer ganzen negativen und kritischen Betrachtung — dürfen wir zu diesem Zwecke nicht eine Gattung für sich allein in Betracht ziehen, sondern wir müssen auf das gesamte Gebiet der Malerei unser Augenmerk richten. Wir müssen vor allem so vorgehen, daß wir die Frage, ob das Allgemeinwerden des Ausdrucks gegenüber dem Individualismus des 15. Jahrhunderts ein Sinken der Höhe der Kunst bedeutet oder nicht, ganz außer Acht lassen, und, diese Verallgemeinerung als das Symptom einer veränderten Geschmacksrichtung betrachtend, festzustellen versuchen, was das entscheidende Moment in dem neuen Kunstwollen ist, und wie dies mit der Kunst des 17. Jahrhunderts zusammenhängen kann. Wir müssen ferner darüber klar werden, worin sich das Naturbeobachten des 17. Jahrhunderts von dem des 15. unterscheidet. Man müßte auf die vollkommen sicheren Bewegungen der Einzelfiguren, auf die Vollkommenheit ihrer Proportionen, auf die Klarheit ihres räumlichen Daseins und auf die Art und Weise der Luft- und Lichtbehandlung ganz besonders achten. Das 16. Jahrhundert müßte als eine Brücke über den beiden Jahrhunderten betrachtet werden. Es müßten im Kunstwollen des 16. Jahrhunderts die Momente festgestellt werden, welche gegenüber dem alten Jahrhundert neu sind, die aber dem folgenden zugrunde liegen können. Wir müßten ferner vor Augen halten, daß die zweite Blüte sich erst entwickelte, als schon früher, am Ende des 16. Jahrhunderts und am Anfang des 17., ein naturalistischer Zug in ganz Europa sich geltend gemacht hatte; wir hätten die Wiege dieser neuen Bewegung aufzusuchen, ihre Anfangsgründe, ihre Grundeigenschaften festzustellen, den Weg ihrer Verbreitung zu verfolgen und zu erklären, wie es möglich war, daß die antiindividuelle, von der Naturbeobachtung abseits gegangene niederländi-

sche Kunst diesen Naturalismus in sich hat aufnehmen können. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Kunst des 17. Jahrhunderts zugleich eine ganz neue Bewältigung der malerischen Erscheinung bedeutet, und daß sie auch eine ganz veränderte Technik mit sich gebracht hat, Momente, die auch ihren Zusammenhang mit der älteren Kunst haben müssen.

Wenn wir all diese Fragen beantwortet und nebenbei noch die mit ins Spiel kommenden kulturgeschichtlichen Beweggründe ebenfalls klargelegt haben, erst dann haben wir das Problem restlos gelöst.

Die Frage ist äußerst kompliziert, aber ebenso interessant, ihre richtige Lösung wichtig, sicher sehr fruchtbar und von großer wissenschaftlicher Bedeutung, da dadurch auch die richtige Grundlage für die Geschichte der modernen Kunst geschaffen werden kann. Die Arbeit erfordert viel mehr Zeit und einen viel größeren Rahmen, als unsere jetzige Betrachtung umschließt.

Matthias, König der Ungarn.

Vom Staatsarchivar Dr. **Desider Csánki.**

I.

WENN wir von der Renaissance des XV. Jahrhunderts sprechen, pflegen wir darunter die Wiedergeburt der italienischen Kunst und Literatur zu verstehen. Wir denken dabei an das ruhmreiche, lebensvolle Zeitalter, in welchem eine hochbegabte, intensiv temperamentvolle Rasse ihre aus altehrwürdigen Quellen hergeleitete Lebenskraft unter der Einwirkung neuer Gedanken und neuer Formen zu bedeutsamer Ausgestaltung bringt. Wir denken dabei an jene prächtigen, blühenden Städte, jene Wohlhabenheit und Bildung bergenden Staatsgebilde, in welchen allerdings der Begriff der Freiheit eine Beute der Kraft und der überragenden geistigen Bedeutung von Familien, kleineren Lokaltyrannen und Bündnissen wird, welche aber gleichzeitig zum Ausgangspunkte eines moderneren staatswissenschaftlichen Gedankens werden. Vor unserem geistigen Auge erscheint der Hof der Medici, Sforza, Este, der Aragonier und der weltlich gesinnten Päpste; mit begeistertem Eifer werden hier die wunderbaren Überreste des klassischen Zeitalters gesammelt und erläutert; man lauscht mit Verehrung den Worten der Gelehrten, genießt mit Entzücken die Werke der

Künstler und lohnt beide reichlich. Die Epoche des selbständigen, künstlerischen Schaffens ist an Stelle der Nachahmung getreten. Wie aus einem glanzvollen, lichtspendenden Zentrum sich ausbreitend, scheint alles, was an unserer weltlichen Zivilisation schön, vornehm und wertvoll ist, von diesem Zeitpunkte auszugehen. Die Strahlen dieser wärmenden, belebenden Sonne einer neuen Entwicklungsepoche dringen vorwärts nach allen Richtungen und wecken künstlerisches Schaffen auch in den nordischen christlichen Völkern, die bis dahin im Kampfe mit den Feinden, die sie umgaben, nur die Mühen der Schlacht, nur die Siege des Schwertes kannten. Der einzige Ausdruck künstlerischer Betätigung dieser Völker sind die himmelanstrebenden, düsteren Kirchen, durch deren Spitzbogenfenster spärliches Licht auf die asketisch-dürftigen, eckigen Gestalten der Heiligenbilder fällt. Innigkeit und Leidenschaft des Wunsches, sowie fromme Ergebung sind in diesen Bauwerken verkörpert.

Aber es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß die moderne Renaissance bloß in jenen wundervollen Bildern und Statuen oder dem lateinischen und griechischen Gelehrtentum zum Ausdruck gelangt, oder daß sie bloß in entzückenden, künstlerischen Festen, oder in den mustergiltigen Huldigungen der Cortigiani und in Macchiavellis unchristlicher Moral ersichtlich wird. All diese Wunder sind in Wirklichkeit das Ergebnis der italienischen Rasse, des italienischen Klimas und der Hinterlassenschaft lateinischer Kultur. Forschen wir aber nach der Entstehungsursache der genannten Erscheinungen, so finden wir Folgendes: Die Anhäufung materieller Güter, und als deren Begleiterscheinung die Entwicklung der geistigen Kräfte, der ganzen menschlichen Individualität, das Emporsteigen der unteren Volksschichten und die sich daran knüpfende Verweltlichung: all das sind die Wirkungen derselben Zeitströmung, die auch bereits jenseits der Alpen den Eintritt in die Gesellschaft gefunden und von dem Denken der Menschen Besitz ergriffen hat. Diese Tatsache gelangt natürlich in den Institutionen der Völker zum Ausdruck; allerdings mit der Beschränkung, daß hier im Norden die Folgen der nämlichen Ursachen in geschwächterem Maße auftreten, wie es das besonnene, kühlere Temperament der Menschen mit sich bringt, und daß sie in abweichender Weise in Erscheinung treten. Vor allem fehlt hier, im Gegensatz zu Italien, jene befruchtende Bildung, welche die auf der Grundlage von Wohlhabenheit kräftig emporsprießende, geistige Regsamkeit den Kunstformen zuwenden würde; wir vermissen die fördernden Einwirkungen einer neuen, nach Ausge-

staltung ringenden Literatur und der schönen Künste. Der geistige Blick dieser Menschen haftet noch allzu sehr an den unmittelbar sichtbaren Wichtigkeiten des Alltagslebens und gelangt über dem Notwendigen nicht zu dem Schönen.

Und darum finden auch jene, die Entwicklung bedingenden Kräfte eher in den Veränderungen des gesellschaftlichen und Staatslebens ihren Ausdruck.

In diesen nördlichen Gegenden knüpft sich der Fortschritt nicht an das reiche Erbe einer vergangenen Kultur, wie in Italien, sondern hier wird ein überaus bedeutungsvolles Ereignis des Mittelalters zum Ausgangspunkte der Bewegung. Die Kreuzzüge, welche den christlichen Völkern eine Fülle neuer Kenntnisse, neuer Erwerbsmöglichkeiten, eine neue Welt von fremden Eindrücken vermitteln, erwecken die Renaissance. Die Völker ziehen mit dem erhabenen Gedanken der geeinigten Christenheit in den Krieg und bringen als wertvolle Gabe den Gedanken nationaler Bestrebungen heim.

Das Ende des XIII. Jahrhundertes ist der Ausgangspunkt einer fortwährend sich steigernden Wohlhabenheit vom Atlantischen Ozean bis zu den südöstlichen Karpathen. Auf dieser Grundlage und infolge der von Italien hereinströmenden, stets intensiver werdenden Geistesrichtung entwickelt sich ein wirtschaftlich immer mehr erstarkender, selbstbewußter Mittelstand. Dieser rekrutiert sich ebenso aus der Bevölkerung der Städte, welche zu Sammelpunkten der Wohlhabenheit, des geistigen Fortschrittes und der Selbständigkeit werden, als auch aus dem niederen Adel, dessen heißer Wunsch es ist, die großen Besitztümer der Lehensherren aufzuteilen. Dieser Entwicklungsprozeß erweitert — nach und nach — ganz so wie in Italien, den Gesichtskreis der Völker, lenkt ihre Aufmerksamkeit von den überirdischen Dingen den irdischen zu, lehrt sie den Wert von nützlichen Erfindungen, von Kunst und Gewerbe, sowie den des häuslichen Wohllebens schätzen.

Die weltliche Macht der Päpste sinkt und auch die Kraft der großen Lehensbesitzer wird geschwächt. In das Erbe dieser erlöschenden Machtfaktoren wünschen sich Königtum und Mittelstand, Schulter an Schulter, oder auch feindselig miteinander kämpfend, zu teilen. In Frankreich, diesem Musterlehensstaate, erreicht im XV. Jahrhunderte das Königtum in der Person Ludwigs XI. seine glänzendste Verkörperung als einigende Macht, welche aus den im Zerfall begriffenen Gebieten ein Reich, aus den einander bekämpfenden Bevölkerungsklassen im Laufe der Zeit eine Nation schafft. Dagegen gelangen in England, Polen

und Ungarn der niedere Adel oder der Mittelstand der Städte zu bedeutender Rolle, weil hier das Land und die Bevölkerung weder territorial noch durch das Lehenswesen besonders zerklüftet sind, und es sich also eher darum gehandelt hat, das Gleichgewicht der privilegierten Klassen herzustellen, damit in einem einheitlichen Lande eine selbstbewußte Nation entstehe. Schließlich haben beide Wege zur Ausgestaltung des Staates, der Regierung geführt, mit anderen Worten: das Ergebnis war die Trennung der Person des Königs vom Staate. Jenes Gesellschaftsgebilde, das durch seinen König einheitlich gestaltet wurde, wie Frankreich, beugte seinen Nacken der eisernen Faust eines rauhen Herrschers unter absoluter Regierung; hingegen legt jenes Staatsgebilde, in welchem es sich bloß um die Gleichgewichtsstellung der ververschiedenen, privilegierten Faktoren handelt, wie in Ungarn, die Grundsteine einer konstitutionellen Regierungsform oder eines Staates nieder. Neben der persönlichen Herrschaft des Königs wird der nach Ausgestaltung ringenden Gesellschaft eine gewisse Machtsphäre gesichert.

Wir finden also die ähnlichen Beziehungen und das stufenweise Vorwärtsschreiten der Wiedergeburt in der nördlichen Gesellschaft vor: mit dem Zunehmen der Wohlhabenheit steigern sich Verständnis, Erfindungsgabe und Selbstbewußtsein, irdische Wünsche werden rege und die eintretende Verweltlichung läßt die unteren Volksschichten, nämlich Bürgertum und Adel, erstarken und zu Bedeutung gelangen; das Entstehen von Nationen oder das Erwachen nationalen Bewußtseins, die Ausgestaltung von Staaten und Regierungen nimmt ihren Anfang.

II.

In Ungarn war das XIV. und XV. Jahrhundert solchen Ausgestaltungen günstig. Die Entwicklung geht allerdings im Anfange nur langsam vorwärts, aber auf breiter, verläßlicher Basis. Während der fast auf das ganze XIV. Jahrhundert sich erstreckenden friedlichen Regierung der Könige aus dem Hause Anjou ist zum erstenmal die Tendenz der Gesellschaft zum Erwerben von Wohlstand zu verzeichnen; dies ist auch der Zeitpunkt, da eine endgültige Organisation der Gesellschaft sich vollzieht, und zwar in einer von den übrigen europäischen Völkern ganz abweichenden Weise, welche ihr eben den speziell ungarischen Charakter verleiht. Unter der kraftvollen Regierung dieser Könige, welche die Stellung des Landes in Europa und die politische Rolle der ungarischen Rasse mit feinem Verständnis erfassen und sich

mit deren Interessen identifizieren, weitet sich der Gesichtskreis des Ungartums. Die Gleichberechtigung der Adeligen wird sanktioniert und damit ihre Rolle im öffentlichen Rechte vorbereitet; die Städte werden durch Privilegien aufs nachdrücklichste in ihren Erwerbsbestrebungen unterstützt; aber Einfluß gewähren die Könige nur einigen Hochadeligen in ihrer nächsten Umgebung.

Mit dem Tode des letzten Anjou, König Ludwigs des Großen (1382), ändert sich die Sachlage. Die Macht der Könige sinkt und infolgedessen auch das Ansehen, das sie genießen. Das Herrscherhaus und mit ihm das Königtum gehen auf die weibliche Linie über; die bisherige Harmonie erleidet eine Störung. Das Selbstbewußtsein des Hochadels schwillt übermäßig an, umsomehr, als diese zu Ernst, Kraftbewußtsein und selbst Hochmut neigende Rasse sich nur schwer in die Frauenherrschaft fügen will. Die Gegensätze werden durch Thronprätendenten und den Schwachsinn (Karl der Kleine), durch Selbstsucht und Übermut (Sigmund von Luxemburg), wie durch Hartnäckigkeit (Ladislaus von Neapel) der Könige verschärft. Im Jahre 1401 erfolgt eine Verschwörung des Hochadels gegen König Sigmund. Er wird abgesetzt und eine Regierung konstituiert. Hier dokumentiert sich das erstemal das Land und die Regierung losgelöst vom Königtume, vorderhand in entschieden revolutionärer Form, und was den Eindruck des Widerspruches zu machen scheint, unter der Ägide des Hochadels. Wir sehen das Doppelkreuz im feindlichen Gegensatze zu den Balken, den Lilien und dem Luxemburger Aar, diesen wechselnden Abzeichen des Königtums und der Dynastie. Aber noch in demselben Jahrzehnt vereinigt ein neues gemeinsames Abzeichen, der Drache, die ähnlich gearteten Interessen von König und Hochadel. Der wiederaufgenommene und später auch (über Ladislaus von Neapel) siegreiche König Sigmund verbrüdert sich in dem Drachenorden mit seinen Untertanen, die ihrerseits ihrem Herrn und Bruder Schutz und Treue versprechen.

Sigmunds lange, gleichmäßige Regierung war der Arbeit des Friedens, der Erwerbung von Gütern ebenfalls günstig, und so verbreitete sich auch geistige Aufklärung, das Erwachen des Selbstbewußtseins in die unteren Volksschichten. Bloß der Stand des Hochadels gedieh nicht weiter, trotzdem er die Macht in seiner Hand hielt; im Gegenteil, eine langsame Entkräftung zehrte an ihm. Zahlreiche Nachkommenschaft oder vollständiges Erlöschen, außerdem die Landesverratsprozesse, dann auch die folgenschweren Demütigungen, welche Sigmund selbst ihnen zufügte (den Laczkfi, Horvát, Debröi usw.), schwächten die Adelsgeschlechter. Nicht

zum mindesten war auch die Aufrechterhaltung berittener Mannschaft, des Banderiums, eine schwere Belastung. Tatsächlich verlegte das Gesetz des Jahres 1435, trotzdem es die Haltung von Banderien sanktionierte, den Schwerpunkt des Kriegsdienstes auf den niederen Adel, der übrigens schon im Jahre 1397 auf dem Reichstage vertreten war, und dessen Zustimmung man, auf dem Wege der Komitate, sowohl zu dem Gesetze im Jahre 1405, wie zu dem letzten Kriegsgesetze vorher gewonnen hatte.

Zur selben Zeit (1405) erreicht auch die Organisation und politische Stellung der begüterten Städte ihren gesetzlichen Ausdruck. Die Städte Ungarns jedoch beschränken sich darauf, ihre wirtschaftlichen Interessen und Privilegien zu wahren und zu vermehren, wodurch sie zu reichen Quellen der allgemeinen Wohlhabenheit und des königlichen Einkommens werden; sie bestehen aber dabei auf ihren fremden Einrichtungen und fremden Anschauungen, was zur Folge hat, daß sie inmitten der adeligen Gesellschaft isoliert bleiben und sich öffentlichen Angelegenheiten gegenüber vollständig neutral verhalten.

Nach dem Tode des Habsburgers, König Albrechts (1439), nahm die staatliche und gesellschaftliche Entwicklung in den nächstfolgenden zwanzig Jahren einen rapiden Verlauf. Die langen, friedlichen Jahrzehnte hatten die Kräfte angehäuft, welche jetzt in den intensiven Bestrebungen nach innen und außen, in ununterbrochenem Kämpfen und Ringen zutage traten. In diesem, scheinbar tief bedauerlichen Kampfe, den eine bewaffnete Gesellschaft mit Anwendung aller ihr zu Gebote stehenden Mittel kämpfte, der alle verborgenen Leidenschaften zu wildem Ausbruche reizte, bot sich auch Raum zur Betätigung bedeutender Fähigkeiten, sowie gleichzeitig geringeren Kräften Gelegenheit, sich zu erproben und zur Geltung zu bringen. Anfänglich wird der Anschluß der Schwächeren an die Stärkeren bloß durch Notwehr und Eigennutz veranlaßt, später aber macht sich bei den Gesellten unter überlegener Führung auch der Gedanke des Gemeinwohles geltend und erweckt Begeisterung.

Das zufällige Zusammentreffen verschiedener Faktoren gibt den Anstoß zu einer neuen Ausgestaltung der Dinge.

Der Thron ist verwaist, und es fehlt der durch Erbrecht berufene Anwärter. Verschlimmert wird die Lage dadurch, daß ein Nachkomme (Ladislaus von Habsburg) zu erwarten ist und daher eine Kinderregentschaft bevorsteht, zu einer Zeit, da mehr denn je ein zielsicheres Kraftbewußtsein auf dem Throne nötig wäre. Endlich einigt sich die Mehrzahl und beschließt, den König Wladislaw I.

von Polen auf den Thron zu berufen. Die traurige Folge ist der Einfall der böhmischen Hussiten in das Land, unter Führung Giskras, und ein unerbittlicher Kampf auf Tod und Leben in den westlichen und nördlichen Teilen des Landes. Der neue König stirbt inzwischen in der Schlacht bei Várna (1444), das Volk noch verwaister zurücklassend als zuvor, da das Kind Ladislaus V. zwar alt genug ist, um nicht übergangen zu werden, aber viel zu jung, um für den Thron reif zu sein. Inmitten dieser unhaltbaren Zustände wächst der Hochmut der vornehmen Adelsherren und spiegelt einem Ladislaus Garai und Nikolaus Ujlaki die Möglichkeit vor, die Reichsverweserschaft oder gar die Krone an sich zu reißen. Das ist der Beginn jener Zeitspanne, in welcher diese Faktoren des ungarischen politischen Lebens durch Bündnisse, in denen sie einander feindlich gegenüberstehen, das Gleichgewicht ihrer Macht zu wahren trachten. In dem Wettkampf dieser mächtigen Herren meldet sich aber plötzlich ein neuer politischer und gesellschaftlicher Faktor: der niedere Adel. Dieser schließt sich zwar ebenfalls einem vornehmen Adeligen, Johann Hunyadi, an, erachtet aber diesen als seinesgleichen und erblickt in ihm „nach Gott seinen einzigen Schutzengel". [1]) Diesen Helden würden sie sogar gerne auf dem Throne Ungarns begrüßen. Der Rat der Reichsstände wird ins Leben gerufen, in welchem an erster Stelle, und zwar als natürliche Konsequenz seiner Macht und seiner Verdienste, der Vertreter des Kleinadels als Reichsverweser erscheint. In diesem Rate der Reichsstände geschieht es das zweitemal, daß der Gedanke der Staats- und Regierungsmacht, losgelöst von der Person des Königs, Verkörperung gewinnt: das Doppelkreuz im Gegensatze zu dem Zeichen der Balken.[2]) Allerdings ist die Veranlassung dazu immer noch der Umstand, daß das Land keinen König hat, weshalb der Rat auch Majestätsrechte ausübt; besonders hervorzuheben ist, daß jetzt außer dem Hochadel auch der niedere Adel an dem Rate teilnimmt, was zur Zeit der Gefangenschaft Sigmunds nicht der Fall war.[3])

[1]) Ein Ausspruch des Biharer Komitates.

[2]) Dabei ist die Zeit der Gefangenschaft der Königin Maria und der Reichsverweserschaft Nikolaus Garai's unter Sigmund nicht mit inbegriffen, weil in diesem Falle bloß die Stellvertretung die zwingende Ursache ist.

[3]) In dem Wappen des Ratssiegels steht das Doppelkreuz mit folgender Rundschrift: sigillum prelatorum, baronum et nobilium regni Hungarie. (Staatsarchiv, DL 13548. 13851.) Hier erwähnen wir nebenbei, daß im Jahre 1454, schon unter der Regierung Ladislaus V., die zur Bestimmung des jährlichen Waffenkontingentes einberufene Kommission zu einem Dritteil ebenfalls aus Kleinadel bestand, während sich die anderen zwei Dritteile aus Hochadel und hohem Klerus rekrutierten.

Hier erblicken wir also die Wirkung des ersten Zufalles, nämlich des Interregnums auf dem Throne: die politische Gesellschaft gewinnt eine neue, charakteristische Ausgestaltung.

Ein anderes Ereignis von großer Tragweite ist das Auftreten der Türken, das sich zu dieser Zeit in verstärkter Intensität wiederholt. Der in diesem Kampfe auftauchende Hunyadi gilt als Kleinadeliger, der seine glänzendsten Siege mit Hilfe des niederen Adels und auf diesen sich stützend, erringt. Aus den schlichten Konturen des Verteidigers der Landesgrenze entwickelt sich die leuchtende Gestalt des Nationalhelden, des letzten Helden, der mit Begeisterung das heilige Feuer des katholischen Streitertums erweckt und im Kampfe verwertet. Noch einmal leuchtet und zündet hier in Ungarn die Kraft jenes Katholizismus, der in Italien — durch weltliche Güter, humanistische Bildung und die Verweltlichung der Sitten — aus den Herzen geflohen ist.

Das Selbstbewußtsein und der Einfluß des niederen Adels wurde einerseits durch die Häufigkeit der Königswahl und die Teilnahme an dem Rat der Reichsstände gestärkt, andererseits wurde dieses Selbstbewußtsein durch den mit Hunyadi gegen die Türken geführten Krieg innerlich geadelt.

Das dritte Moment in dieser Kette von Zufällen bringt den ungarischen Charakter der Gesellschaft voll zum Ausdruck. Das ist nämlich der Widerwillen, den die Ungarn gegen die kraft- und haltlose Regierung der fremden Könige und den lähmenden Einfluß der Fremden überhaupt empfinden. Da ist Albert von Österreich, in diesem Jahrhundert der einzige, der ungarischen Sprache nicht mächtige König, Wladislaw von Polen, Ladislaus V., der sich zwar als Ungar gebärdet, aber in jeder seiner Handlungen die österreichische Erziehung verrät; die steirischen Cillei, zuletzt Ulrich, dessen ruchlosen Charakter seine eigenen Landsleute brandmarken; schließlich Friedrich von Österreich, dessen unverbesserlicher Egoismus den Ungarn die Waffen der Empörung in die Hand drückt, und der böhmische Anführer Giskra, vor dessen Überlegenheit selbst Hunyadi zurückweichen muß. Der Gegensatz zwischen Fremden und Einheimischen wird noch besonders verschärft durch die Animosität, mit welcher alle diese Herrscher — Albert und Wladislaw ausgenommen — Hunyadi begegnen, also jenem Manne, der den Lieblingsgedanken des damaligen Ungarn, und zwar des Hoch- und Kleinadels, des letzteren insbesondere, sowie der Bauernschaft, den Kampf gegen die Türken, in seiner Person so selbstbewußt und erfolgreich vertritt. Diese Sendung der ungarischen Rasse wird dazumal am tiefsten

von den genannten Klassen der Gesellschaft empfunden, und darum gilt ihre inbrünstige Verehrung dem Helden Hunyadi, der an der Spitze des Kampfes gegen die Türken steht. Der Name Hunyadi verkörpert in Europa nicht nur den Gedanken des wehrhaften Christentums, sondern auch die Sache der Ungarn, deren Politik er selbstbewußt vertritt; dieser heldenhafte, christliche Ritter, der zwar südslawischer Abkunft ist, identifiziert sich ganz mit dem Ungartum und legt seinen Eid als Reichsverweser zu einer Zeit, da der Gebrauch der lateinischen Sprache der herrschende ist, in der Landessprache ab.

Es erfolgt nun nach dem Tode des Johann Hunyadi die Tragödie seines Sohnes, des Ladislaus Hunyadi: Dieselbe tapfere, heldenmütige Menge, welche vor Nándor-Fejérvar (Belgrad 1456) Zeuge von Hunyadis glänzendstem Siege war und ebenso Zeuge der schmählichen Flucht des Königs und Cilleis nach Wien, erlebt das trauervoll-schreckliche Schauspiel in Budavár. Auf Befehl des wankelmütigen Königs, der sich durch haßerfüllte, verständnislose Höflinge beeinflussen läßt, fällt das Haupt des Ladislaus Hunyadi durch das Beil des Scharfrichters, das mit diesem Hiebe ebenso wuchtig die Interessen, die Sympathien und das Selbstbewußtsein des ganzen Ungartumes traf.

Die Anhängerschaft der Hunyadis war von diesem geschichtlich wichtigen Augenblick an die nationale Partei geworden, und es bedurfte nur der Gelegenheit und der nötigen Führung, um dies in würdiger Weise zu dokumentieren.

Diese Gelegenheit ergibt sich beim Tode des Königs, also bei der neuen Königswahl. Die stolze Menge von 40,000 Adeligen und ihnen sich anschließenden Vornehmen, welche begeistert den Worten Michael Szilágyis lauschen und seine Verherrlichung der ungarischen Rasse mit lautem Jubel begleiten, sie bilden bereits die Nation. Der brausende Ruf von Tausenden gewaffneter Scharen auf dem hartgefrorenen Eise der Donau, der Matthias Hunyadi zum König von Ungarn wählt, das ist die erste, unverfälschte Offenbarung national-ungarischen Selbstbewußtseins.

III.

In dem Kleinadel gelangte all die Nüchternheit und der zum Bewußtsein erwachte politische Instinkt der ungarischen Rasse zum Ausdruck, dessen Verkörperung der Jüngling ist, den die Begeisterung einer günstigen Situation auf den Thron erhob. So wie indessen am Ende eines schönen Festes auch die Festesfreude zur Neige geht, so erlosch die lodernde Begeisterung. Unter der

Einwirkung der Alltagsbegebenheiten scheidet sich die Nation der Adeligen wieder in zwei Teile: in den Stand des Hochadels und des Kleinadels. Der Kleinadel, noch immer erfüllt von dem Selbstbewußtsein, das er aus dem errungenen Siege schöpfte, wünscht in seiner Stellvertretung den Onkel des jungen Königs, Michael Szilágyi, mit den Agenden des Reichsverwesers zu betrauen. Der Hochadel indessen betrachtet den jungen König, den Sohn des Mannes, der ihnen einst durchaus nicht ebenbürtig erschien, als einen der ihren. Der typische Vertreter dieses Standes, unter den Stolzen der stolzeste und konservativste Adelsherr, ist Ladislaus Garai, der geistige Urheber von Ladislaus Hunyadis Tode. Garai, der selbst den Thron für sich zu gewinnen hoffte, wünscht den jungen Herrscher durch die Ehe mit seiner Tochter Maria an sich und seine Partei zu fesseln. Indessen basieren alle diese Pläne auf bloßen Instinkten, Hoffnungen und Berechnung. Der König ist vorderhand noch ein unbekanntes X, zwar des ruhmvollen Vaters Sohn, Erbe seines Namens, seines Nimbus, seines Vermögens — aber jung und ein Novize der Regentenkunst. Und dennoch geschieht das Unglaubliche, daß er die Hand der Maria Garai ausschlägt und sich nicht auf die Ratschläge seines Oheims Michael Szilágyi stützen will. Die verschmähten Vertreter der beiden mächtigsten Stände schmieden vereint Rachepläne und erheben sich gegen den König, der aber beide besiegt und demütigt. Garai wird seiner Ehrenstelle als Palatin entsetzt, Szilágyi wird die Reichsverweserschaft entzogen. Eine dritte Größe unter den Adeligen, Ujlaki, der auch nach dem Throne strebt, sieht danach ein, „daß er auf seiner Hut sein müsse, damit ihm nichts geschehe". Die Gesamtheit der Adeligen aber, der Reichstag, der in den ersten Tagen der Ernüchterung nach der Königswahl den König hochmütig auf seine eigenen Kräfte verwies, fühlt sich durch die Kühnheit und den Erfolg der königlichen Entschlüsse veranlaßt, ihm Steuern und Soldaten anzubieten.

Noch bevor das erste Jahr der Regierung vergangen war, hatte sich herausgestellt, daß der König weder der folgsame Sohn des Szilágyi, noch der pflichtschuldige Bewunderer von Garais und Ujlakis Ansehen sei, sondern daß er, Hochadel und niederen Adel gleich ferne von sich haltend, von beiden unabhängig blieb, wie es dem König, dem Herrscher, geziemt. Der König stützt sich nicht auf die eine Partei gegen die andere, wie sein Vorgänger, der Verwandte der hohen Adelsherren, sondern er nimmt beide als Untertanen in Anspruch, verläßt sich aber, um sein Ansehen zu mehren, vor allem auf sich selbst. Er reißt die ehemaligen

Stützen des Thrones nieder und errichtet ihn neu auf der Grundlage der Macht und des Ansehens, die er sich trotz seiner Jugend in kurzer Zeit zu erkämpfen verstanden.

Und nun betrachten wir diese kühne, originelle Eigenart, deren Wege, durch überraschende Erfolge gekennzeichnet, zu den höchsten Zielen führen.

Wir müssen uns vor allem die gegebene Epoche vor Augen halten und dabei konstatieren, daß dieselbe im Gegensatze zu den vergangenen, in welchen das Individuum in dem Rahmen der Familie, der Partei, des Volkes oder der Religion verschwand, vorzüglich Gelegenheit bot, die Individualität zu entfalten. Heimstätten dieser Gärung und Entwicklung sind vor allem die reichen italienischen Städte und Republiken, in welchen sich starke physiologische Antriebe, intensive Instinkte, heftiges Begehren zu der temperamentvollen Moral und der feinen Bildung des Geistes gesellen, wo infolge dessen der bloße Kampf ums dürftige Dasein zu einem leidenschaftlichen Streben um Ansehen und Macht wird. Klassische Beispiele dieses Gärungs- und Entwicklungsprozesses, lauter ursprüngliche, selbständig schaffende Individualitäten, finden wir von Dante bis Michel Angelo auf allen Gebieten der Künste, des Schriftstellertums, unter den Kondottieri und Tyrannen aller Rangs- und Machtstufen, wie auch im Alltagsleben.

Dieselbe Geistesrichtung wird auch in Ungarn die herrschende, auch hier findet die Individualität Gelegenheit, um in inneren Wirren, im Kampfe mit äußeren Feinden und nicht zuletzt im Wettkampfe mit Rivalen sich durchzusetzen, sich Geltung zu verschaffen. Die aristokratische Gesellschaft Ungarns, dieser — als gesellschaftliche Institution — gegebene Rahmen, innerhalb dessen zwar jeder Erfolg an den Grundbesitz geknüpft ist, bietet dennoch im gegebenen Falle Gelegenheit und Wege, um dem Berufenen höchste Anerkennung zu sichern.

Einem solchen Zusammentreffen von günstigen Bedingungen verdankt in Ungarn Johann Hunyadi seine hervorragende Stellung. Dieser außerordentliche Mann vereinigt in sich die Qualitäten des Kondottieri, des christgläubigen Ritters, des tapferen ungarischen Soldaten und des europäischen Höflings; Kraft, Fanatismus und Anpassungsvermögen kennzeichnen ihn. Schon sein Vater hatte Einlaß zum Hofe König Sigmunds; er selbst verbrachte dort den größten Teil seines Lebens und nahm nicht nur an den Kriegszügen dieses weitblickenden Herrschers, sondern auch an dessen europäischen Reisen teil. So führte ihn sein Weg auch nach Italien, das in seinem empfänglichen Gehirn nachhaltige und frucht-

bare Wirkungen auslöste. Er hatte bereits den Zenit des Mannesalters überschritten, als ihm das Schicksal eine führende Rolle zuwies, in welcher seine ganz eigenartigen Feldherren- und politischen Talente zu voller Entfaltung gelangten; er wurde der Typus der ungarischen Nationaltugenden. Johann Hunyadi ist frommgläubig, dabei aber nüchtern und klar im Denken; ein offener Charakter, sittenstreng in seinem Familienleben, dabei auch großzügig im Erwerben von Grundbesitz. Sein Gesichtskreis ist der des Europäers; zu je höheren Ehren er stieg, desto mehr befestigte sich in ihm auf Grund persönlicher Erfahrungen die Überzeugung, daß Wissen Macht, Unwissenheit ein peinliches Hindernis sei. Seine natürliche Klugheit und Erfahrungen lenken seinen Blick nach Italien, dem Heimatlande der Religiosität und weltlichen Bildung. Hier findet er die Quellen jenes Wissens, nach welchem er sich, obzwar ohne entsprechende Vorkenntnisse, inmitten von Sorgen und Kämpfen, bis ans Ende seines Lebens sehnt und welches anzueignen er sich stets bemüht.

Neben einer typischen Größe, unter dem unmittelbaren Einfluß eines solchen Vaters wächst der Jüngling Matthias auf. Die edelsten Mannestugenden, Religiosität, Offenheit des Charakters, persönlicher Mut sind seine glänzenden Vorbilder und als deren Resultate die Lebensweisheit, sowie die kriegerischen und politischen Talente dieses abgöttisch verehrten Helden. Die Mutter Matthias' war eine dieses Mannes würdige Ehegefährtin; ein „heldenhaftes Weib" nennen sie ihre Zeitgenossen. Für den offenen, empfänglichen Geist eines Jünglings sind solche Vorbilder die Quelle edelster Belehrung und aneifernden Beispieles, sowie der Ansporn dazu, mit Entfaltung aller gegebenen Qualitäten eine kühne Laufbahn auf berufenste Weise zu durchschreiten.

Was dem Vater fehlt, die klassische italienische Bildung, hat schon von Kindheit an die Seele des jungen Matthias gefangen genommen; die Kindesseele ist mit bewundernder Verehrung der Helden erfüllt. Die ritterlichen Gestalten des italienischen Epos, wie Orlando, erwecken staunende Ehrfurcht, befruchten die Phantasie und wecken ehrgeizige Nachahmungslust. Sein erster Erzieher ist Humanist, ein Pole, namens Sanocki, der einst der Beichtvater und politische Ratgeber König Wladislaws war. Seine weitere Entwicklung wird durch andere bedeutende, klassisch gebildete und begeisterungsfähige Männer beeinflußt; der eine ist Johann Vitéz, der beste Freund von Matthias' Vater, dann der Italiener Johannes Capistran, der in Neapel Rechtsgelehrter und Landesrichter war und später einem geistlichen Orden beitrat. Ein anderer Führer ist

Carvajal, dessen scharfes Auge in dem 15—16 jährigen Jüngling die Herrschertugenden erkannte. Das bedeutende Wissen, das sich Matthias dermaßen in jungen Jahren erwirbt, ermöglicht es ihm, seinem Vater eine Stütze zu sein. Den ausländischen Gesandten verdolmetscht er gewöhnlich die ungarischen Gedanken und Worte seines Vaters ins Lateinische und gewinnt auf diese Weise beizeiten Lust und Verständnis zur Erledigung der höchsten staatlichen und diplomatischen Angelegenheiten.

Eine Reihe von hervorragenden Individualitäten dieses vornehmen Kreises wirken durch Beispiel, Zwiesprache und Belehrung auf Matthias, dessen Geist überdies durch gewählte Lektüre Anregung und Motive zum Handeln sammelt und die Begierde, sich durchzusetzen. Der heiße Wunsch, eine seine Mitmenschen an Bedeutung überragende Rolle zu spielen, gipfelt, wenn wir Galeotti glauben dürfen, in dem Wunsch, die Zügel der Regierung in seiner Hand zu haben. Die Heerführer, Staatsmänner und andere ausgezeichnete Intellekte dieses Kreises ergeben eine förmliche Schule allseitigster Bildung; diese Atmosphäre ist ein Warmbeet der Ambitionen.

Die volle Ausgestaltung eines Charakters wird indessen weder durch Wissen, noch durch Beispiele, noch durch die liebevolle Sorgfalt des elterlichen Hauses erreicht, — nur das Leben kann sie uns geben. Und Matthias begann wahrlich früh genug in der Schule des Lebens zu lernen. In zartester Jugend, wo andere Kinder noch mit ihren Spielzeugen tändeln, hatte ihn bereits das Leben mit rauher Hand erfaßt. Der Anblick des erbittertsten, ununterbrochenen Kampfes auf Tod und Leben war der Eindruck, der sich dieser Kindesseele tief einprägte. Im Mittelpunkte dieser Kämpfe stand sein Vater oder ein anderes Mitglied seiner Familie oder gar er selbst. In seinem 11. und abermals in seinem 16. Lebensjahre wird ihm die um ein Jahr jüngere Elisabeth, Tochter Cilleis, der seines Vaters Todfeind ist, vermählt. Sie stirbt einige Monate, nachdem der priesterliche Segen diese Verbindung sanktioniert hat, in der Festung Hunyad an einer fürchterlichen Krankheit. Matthias wird während dieser Zeit im königlichen Hofhalte, zwar in der offiziellen Eigenschaft eines Kämmerers, eigentlich aber als Geisel zurückbehalten. Und nun entrollt sich im Laufe der einander folgenden Begebenheiten die Tragödie seiner Familie; es folgt das Ende des langen Kampfes. Innerhalb eines Jahres erlebt Matthias den Tod seines Vaters, Schwiegervaters und seines Bruders: der schwarze Tod, der Mord durch Bruderhand und das Beil des Scharfrichters vollführen diese Schrecknisse.

Die junge Seele des Matthias wird nacheinander durch die dramatisch großartigen und tragischen Ereignisse dieser Zeitspanne, durch Ruhmesrausch und Tod, Rache und Mord, Schafott, Gefängnis und revolutionäre Erschütterungen bestürmt; er nimmt daran teil als unmittelbarer Augenzeuge, als selbsttätige Person, als Mitleidender und Held. Matthias nennt den König zwar seinen Bruder, weiß aber nie, in welchem Momente dieser ihm zum Henker werden kann. Die Familienpolitik betrachtet ihn als ein Kampfmittel, bedient sich seiner als Unterpfand, verfügt willkürlich über seine Zukunft, seine Empfindungen, sein ganzes Schicksal; er wird erhoben, verherrlicht, erniedrigt und verspottet. Aus diesen Wirrnissen verwickelter Situationen, aus unaufrichtigen Verbrüderungen und offenem Zwiespalt erwächst für Matthias gleichermaßen drohende Gefahr, die stetig über seinem Haupte schwebt.

Unter der Wucht solcher Schicksalsschläge bricht eine schwache Seele wohl zusammen, die starke aber, so wie die seine war, wird fest geschmiedet, erlernt Ausdauer und Gegenwehr, sammelt Kraft zu zukünftigen Erfolgen.

Es übersteigt fast unsere Fähigkeit, von den Folgen eines solch unerbittlichen Schicksales für eine junge Menschenseele uns die richtige Vorstellung machen zu können. Unsere Jugend fließt unter gesetzmäßiger, moralischer Beaufsichtigung dahin, wir verbringen sie in Gesellschaft von theoretischen Büchern, sind erfüllt vom Buchstabengeist; die losen Kinderstreiche, später kraftloses Träumen und auch intensivere Hoffnungen, Freundschaft und erste Liebe erfüllen die Tage unserer Jugend. Erst wenn wir ins Leben hinaustreten, gewahren wir voll Betroffenheit und Enttäuschung den ernüchternden, grausamen Kampf der Interessen. Diese schmerzlichen Erfahrungen sind die Schulmeister von Matthias' Kindheit. Anstatt der kleinlichen und auf den kleinen Raum des elterlichen Hauses sich beschränkenden Kämpfe, drängen sich in das frühgereifte Leben dieses Kindes und Jünglings die haßerfüllte Zwietracht von Herrschern, Parteien, Volksmassen und Reichen, drängt sich der Hader unüberbrückbarer Gegensätze der Gedanken, die ohne Rücksicht auf Freund und Feind, auf Sympathie und Antipathie, mit den Waffen stählernen Wollens und kristallklarer Einsicht bekämpft werden müssen. Interessen und der Trieb der Selbsterhaltung fordern in solchem Kampfe gebieterisch ihre Rechte; Gefühle, sowie unbezähmbare Begierden können hier gleicherweise Gefahren heraufbeschwören. Wer unter solchen Verhältnissen siegen will, der muß nicht nur Selbstbeherrschung üben, sondern auch heucheln können. Ein typisches Beispiel dafür

ist der junge, willensschwache König Ladislaus V., dessen Hauptcharakterzüge damit gekennzeichnet sind. Die Oheime des Königs, Friedrich und Cillei, boten das Beispiel, und Ladislaus, allerdings unter dem eisernen Druck der Verhältnisse, empfand gar bald Verstellung und Heuchelei als unumgänglich notwendige Requisiten des Herrschens.

Dieselben Verhältnisse und Kämpfe bringen aber bei Matthias eine ganz andere Wirkung hervor; dieser kraftvolle, positive Geist, der Drang nach Taten und Ruhm gewinnen Bestärkung und prägnante Ausgestaltung. Das Schicksal selbst schmiedet ihm die Waffen für die Zukunft. Er lernt den Druck fortwährender Gefahren ertragen und sie verachten, seine Gefühle und Begierden beherrschen; Ausdauer und Mut gehen aus diesen sturmbewegten Zeiten gestählt hervor. Mit nie erlahmender scharfer Beobachtungsgabe fällt er ein sicheres Urteil über die individuelle Begabung und mögliche Interessiertheit jedes Einzelnen, sowie die Vor- und Nachteile einer gegebenen Situation. Diese absolute geistige Überlegenheit bringt aber nie sein ethisches Gleichgewicht ins Schwanken; auch für seine Freude am Ästhetisch-Schönen erübrigt dieser geniale Jüngling noch Kraft. Er ist sich seiner eigenen Fähigkeiten und Schuldlosigkeit klar bewußt, er vergißt niemals die Verdienste und Stellung seines Vaters, und daher bleibt inmitten aller Demütigungen das stolze Wertbewußtsein des jungen Matthias ungeschädigt.

Dieser achtzehnjährige, kraftstrotzende Jüngling mit seinem rötlichen Haarbusch und der im Werden begriffenen, wie roh skizzierten Physiognomie, dessen Nerven in höchster Spannung der Betätigung harren, gleicht einer wohlgeheizten Lokomotive, deren aufgespeicherte Kraft durch Arbeit befreit werden muß. Er brannte vor Begierde zu handeln, vom Dulden und Leiden hatte er übergenug. Als einst, während seiner Wiener Gefangenschaft, ihn die Umgebung höhnisch «König von Ungarn» spottete, rief er voller Erregung aus: „Wartet nur, ich werde nicht nur König von Ungarn, sondern auch Euer König sein!“ Als die Kunde von seiner Erwählung kam, war er nicht im mindesten überrascht. Seinen Vater, diesen disziplinierten Soldaten, der seine Laufbahn mit 50 Jahren begonnen, hatte man mit der Verdächtigung, daß er nach dem Throne strebe, geradezu verfolgt; der Sohn indessen machte gar kein Hehl daraus, daß es sein Wunsch und Wille war, den Thron zu besteigen.

IV.

Der Jüngling, der so heftige Sehnsucht nach dem Throne empfand, erwies sich auch seiner königlichen Stellung gewachsen. Er zwang alsbald die Deutschen und Böhmen, seine Macht anzuerkennen. In dem ungarischen gesellschaftlichen und politischen Leben, wie in dem vielgestaltigen Bau der europäischen Politik überhaupt, finden wir tief die Spuren seiner staatsmännischen Bedeutung eingeprägt. Unaufhaltsam wuchs das Ansehen dieser ganz besonderen Individualität.

Es gibt wenige Zeitepochen, welche dem harmonischen Ausbau aller physischen und psychischen Eigenschaften günstiger gewesen wären. In Ungarn stand seit dem Tode König Alberts die Gesellschaft fast 30 Jahre in Waffen. Der ununterbrochene Kampf entwickelte soldatische Tugenden und begünstigte eine ungewohnte Abhärtung dieser ohnedies widerstandsfähigen Männer. Sehr bezeichnend ist es, daß die Italiener, welche zu dieser Zeit Ungarn besuchten, also Angehörige eines Volkes, dessen Geschmack durch den klassischen Nacktkultus geläutert war, sich entzückt über den zum Kampf geschaffenen Körperbau der Ungarn und ihren kriegerischen Charakter äußerten. Der an dem Hofe des Königs Matthias lebende Italiener Galeotti behauptet, daß die Ungarn kräftiger, ausdauernder, kampflustiger, ja sogar impulsiver seien als die italienische Rasse. Ein anderer Italiener, Bonfini, der Hofchronist des Königs Matthias, sagt, daß die Ungarn Krieg und Schlachten nicht entbehren können. Fehlt der Krieg mit äußeren Feinden, so stiftet ihre Kampflust unbedingt Zwietracht und Hader untereinander an.

(So spricht Bonfini von den Ungarn der 80-er Jahre.)

Diese charakteristischen Merkmale galten auch für Matthias. Nach Bonfinis und Galeottis Beschreibung war der König breitschulterig, hatte einen hochgewölbten Brustkasten und verhältnismäßig großen Rumpf, so daß er, zu Pferde sitzend, den Eindruck eines stattlichen Reiters machte, trotzdem er nur von mittelgroßer Statur war. Er bewies seine Muskelkraft und die Elastizität seiner Nerven in zahlreichen Kriegen und in den glänzenden Turnieren der Friedenszeit. Es war sein oft geäußerter Wunsch und Lieblingsgedanke: Wäre es doch heute noch Sitte, daß Könige und Heerführer im Zweikampfe anstatt ihrer Völker den Ausgang eines Krieges entscheiden würden. Als einst sein ritterlicher Gegner Podiebrad, sein späterer Schwiegervater, der König von Böhmen, ihn zu einem Zweikampfe aufforderte, zögerte er keinen Augenblick, die Herausforderung anzunehmen und war fest überzeugt,

daß seine körperliche Gewandtheit ihm zum Siege verhelfen werde. Aber die vielen beschwerlichen Feldzüge und das Kampieren in Zelten während der feuchten Herbst- und kalten Wintertage untergruben nach und nach die Gesundheit dieses imponierend widerstandsfähigen Körpers.

Die Zeit des Rittertums ist allmählich zur Neige gegangen. Die einst glänzenden, bedeutungsvollen Turniere sind zum Range von Leibesübungen oder programmäßig verlaufenden Schaustellungen gesunken. Von Italien geht eine Strömung aus, die das Erblühen von Kunst und Wissenschaft zur Folge hat und eine ganze Reihe emporstrebender Fähigkeiten von dem Joche der kirchlichen Alleinherrschaft befreit. Der typisch ungarische König, den die Wogen einer ähnlich gearteten politischen Entfaltung auf den Thron gehoben, atmet mit vollen Zügen den erfrischenden Hauch neuer Zeiten; besonders von dem Momente, da Beatrix von Neapel seine zweite Gemahlin wird und mit ihr eine kleine italienische Kolonie ihren Einzug in Buda hält.

Die neue Strömung bringt neue Nuancen in dem Wesen dieser fesselnden Individualität zur Ausgestaltung, bereichert sie noch mehr; der mittelalterliche Soldat wird zum modernen, geistigen Arbeiter. Allerdings ist seine geistige Welt noch nicht so differenziert wie die unsere, sie bildet nicht eine solche überwältigende Masse und erdrückt daher die Elastizität seines Denkens nicht, verhindert nicht die Lebhaftigkeit der Eindrücke, raubt nicht durch ihre Objektivität den religiösen Glauben. Matthias erwirbt sich einen Reichtum von Aufnahmsfähigkeit, von Vielseitigkeit, ohne die Nachteile des Fachgelehrtentums. Eine allzeit rege Aufmerksamkeit ist die günstige Vorbedingung, um in ausgiebigstem Maße seine Kenntnisse zu erweitern.

Der im 16. Jahrhundert ungarisch schreibende Schriftsteller Heltai charakterisiert den König in dem ihm eigenen naiven Stil, mit Anlehnung an Bonfini, folgendermaßen (Dec. III. lib. 9): Wenn eine Sache vor den hohen Rat gebracht wurde, und einer der Herren nach dem anderen seine Meinung äußerte, hörte er ihnen aufmerksam zu. Es geschah aber, daß die Herren miteinander in Disput gerieten und der König sie voller Würde zurechtwies, Frieden und schlichte Aufrichtigkeit heischend. Nur die intensive Aufmerksamkeit verleiht die Gabe, mit so sicherer Hand den Verlauf der Beratungen zu lenken, diese verläßliche und geübte Konzentration, welche die Basis des Verständnisses und Wissens ist.

Diese hervorragende Konzentrationsfähigkeit ist nur ein Symp-

tom jener vollständigen Herrschaft über die Nerven, welcher Matthias vielfach seine diplomatischen und Feldherrenerfolge verdankt. Galeotti berichtet über ihn, daß er im Lager inmitten von Waffengetöse und Kanonendonner ruhig schlafen konnte, während ihn daheim in tiefer Stille das leiseste Geflüster der Diener zu erwecken vermochte. Diese eigentümliche Fähigkeit, über seine Nerven zu verfügen, zeigte Matthias auch bei der Belagerung von Szabács, einer an der Save gelegenen Feste: Die Steinwerfer spieen unter krachendem, donnerähnlichem Gepolter ihre Wurfgeschosse gegen die Mauern, die Erde bebte, die Zelte schwankten und dennoch, von Müdigkeit und Schlaf stellenweise übermannt, weckte ihn das leiseste Geflüster.

In welchem Augenblick immer sich die Notwendigkeit einer Handlung erwies, sie traf diesen regen Geist nie unvorbereitet. Es geschah in dem ersten Jahre seiner Regierung, am 24. August, daß des Nachts an dem Hofe ein Bote mit wichtigen Nachrichten von Nándor-Fejérvár (Belgrad), das damals zu Ungarn gehörte, eintraf. Man weckt den König aus tiefem Schlafe und meldet ihm, daß die Türken das an der Donau gelegene Galambócz eingenommen haben. Matthias beruft sofort die Herren zu einer Beratung, die er mit der Mitteilung beschließt, daß er selbst die Leitung des Feldzuges gegen die Türken übernimmt. Kaum daß der Morgen graut, zieht der König bereits dahin, um persönlich an dem Kampfe teilzunehmen.

Wir sehen hier die Betätigung einer disziplinierten Kraft, welche nur das Wesen der Dinge, den Erfolg und die Pflichterfüllung vor Augen hat, ohne Rücksicht auf den ermüdeten Körper walten zu lassen. Er arbeitet im Kriege wie im Frieden um die Wette mit seinen Soldaten. Die italienischen Schriftsteller heben hervor, daß Matthias seine Soldaten selbst unterwies, daß er selbst mit ihnen soldatische Übungen vornahm, was um so wichtiger war, als ihm bis dahin unbeachtete, römische Gebräuche als Vorbilder dienten. Er selbst war das Muster soldatischer Pflichterfüllung. Um sich von der Wachsamkeit und Gewissenhaftigkeit der Vorposten zu überzeugen, unternahm er hie und da allein unerwartete nächtliche Inspektionen. Galeotti behauptet, was offenbar eine gutgemeinte, aber bezeichnende Übertreibung ist, daß er seine Soldaten alle beim Namen kannte. Zu Friedenszeiten suchte er oft in Verkleidung das Volk auf, um sich von seinen Bedürfnissen und Sorgen persönliche Erfahrung zu verschaffen; ebenso verschmähte er auch nicht, in Kriegszeiten die gefährliche Rolle des Spions zu übernehmen.

König Matthias arbeitete mit der selbstbewußten, nicht instink-

tiven Gewissenhaftigkeit des modernen Arbeiters. Er verbrachte Nächte im Studium, sagt Bonfini. Und Galeotti fügt hinzu: Er arbeitete immer. Das dient auch zur Erklärung seiner raschen und zielsicheren Entschlüsse, welche auf der mühsam erworbenen Kenntnis der Einzelheiten und äußeren Umstände basieren. Vor Matthias hat Ungarn keinen König zu verzeichnen, der so wie dieser sein eigener Kanzler und sein eigener Schreiber war. Um uns von dem bewunderungswürdigen Fleiße des Königs in kleinen sowie in großen Dingen eine Vorstellung zu machen — schreibt Galeotti — müssen wir nur bedenken, daß er jeden Brief selbst schreibt oder diktiert, daß er von anderen verfaßte Schriftstücke durchsieht und natürlich korrigiert, sowie in alle an ihn gerichteten Briefe Einsicht nimmt. Sein Briefstil ist knapp; wenn es aber die Gelegenheit fordert, schreibt er in ebensolch klassischer Form wie irgendeiner seiner Humanisten. Die Arbeit wird nur durch die Mahlzeiten unterbrochen; aber auch während dieser Zeit ist sein regsamer Geist tätig. Er lauscht den Gesprächen und Disputen seiner Gäste; in späteren Jahren waren es meist Gelehrte, die an seiner Tafel saßen und an deren in römischem Stil geführten Reden und Gegenreden er Anteil nahm. Entweder war er der aufmerksame Zuhörer oder er gab den Disputen Richtung, klassische Zitate einflechtend und mit blendenden Einfällen, sowie mit der Anmut des Witzes, jener neuen Errungenschaft eines überlegenen Geisteslebens, die Rede würzend. Bei den festlichen Mahlzeiten durfte auch der volkstümliche Sänger, der ungarische Barde nicht fehlen, der, seiner Laute melancholisch einförmige Töne entlockend, Heldenlieder und rührende Romanzen vortrug. Die Heldenseele Matthias' empfand bewegt, entzückt und begeistert die Schönheiten des Wortes und des Liedes.

Der Fortbildungstrieb, die überzeugungsvolle Begierde nach Wissen verließen ihn bis ans Ende seines Lebens nicht. Sein Fleiß durchforschte das Gebiet der klassischen griechischen und römischen Literatur, sowie der neuerstandenen humanistischen Werke, in welchen dazumal die entwicklungsfähigsten Keime der gesamten europäischen Zivilisation verborgen und in fruchtbarem Werden begriffen waren. Er stillte seine nimmersatte Wißbegierde in ernstem Zwiegespräch in der Stille seiner Bibliothek oder auch die nächtliche Ruhe seiner Lagerstätte zu genuß- und wertbringendem Lesen verwendend. Der Humanist Philipp von Bergamo berichtet, daß man gar oft die Werke des Curtius, Livius und anderer Geschichtschreiber des Morgens zwischen den Kissen seiner Ruhestätte fand. Matthias neigte vor allem zu ge-

schichtlichen und Kriegswissenschaften, denen er die meiste Belehrung verdankte; gewiß ist auch, daß zu jener Zeit vorzüglich diese beiden Wissenschaften positive Daten boten. Außerdem aber beschäftigte er sich mit anderen, damals üblichen Studien, so der Sterndeutung und Physiognomik, der ars magica, der Medizin, Philosophie, Baukunst, Theologie, Geographie, Rhetorik und Poetik. Eine Aufzeichnung berichtet, daß einst einige Herren der Aristokratie den Nagyvárader Bischof Nikolaus Bátori sehr verspotteten, weil er die Zeit des Wartens im Empfangssaale des Königs mit der Lektüre eines Büchleins ausfüllte. Matthias wies die Herren mit den Worten zurecht: „Bischof Nikolaus hat richtig gehandelt, daß er, den Müßiggang vermeidend und zur Erhebung seiner Seele, liest und lernt. Nur mit unermüdlichem Fleiß können wir uns Wissen erwerben und ich lobe Cato, der den Müßiggang für die Quelle aller Laster hielt und eben deshalb die freien Minuten vor Beginn der römischen Senatsversammlungen immer mit Lesen verbrachte."

Ebenso zugänglich war Matthias den Kunstschöpfungen der Architektur, Skulptur und Malerei. Bonfini apostrophiert Matthias mit den Worten: «Wie soll ich der herrlichen Kirchen und Paläste gedenken, die Du in Buda, Fejérvár, Visegrád, Komárom und in anderen Städten errichtet hast? In welchen Worten soll ich das Entzücken verkünden, das Dir der Anblick dieser nach alten Mustern tadellos errichteten Gebäude verursacht?» Und Galeotti fügt hinzu: «Seine Neigung zur Architektur ist hervorragend; in der zweckentsprechenden, angenehmen und außerordentlich geschmackvollen Einteilung seiner Paläste wetteifert er mit den talentiertesten Künstlern.» In dieser Zeit der Wiedergeburt des Geschmackes entfaltet sich die angeborene Begabung Matthias' und gelangt nicht nur in dem edlen Rhythmus der baulichen Kunstwerke, sondern auch in der reizvollen Einrichtung der Paläste, wie auch in den glanzvollen, stilgemäßen Festen dieses Königs und seines reichen, prunkliebenden Volkes zum Ausdruck. Vielleicht war ein Ton in dieser überwältigenden Harmonie die Sucht des jungen Königs nach huldigender Anerkennung.

Den Weg der Originalität betreten zu dieser Zeit nur die auserwählten Genies; Matthias wird vor allem durch seinen auffallend entwickelten Sinn für die nüchterne Beurteilung der Tatsachen auf diese Bahn gelenkt. Er erwähnt gelegentlich im Gespräch mit Gelehrten, daß er zwar wenig gelernt habe, daß er aber durch eine sehr harte Schule des Lebens gegangen sei; und dadurch habe die Lektüre für ihn andere und wertvollere Früchte gereift

als für diejenigen, die nur auf Grund des Buchwissens die klassische Welt in Gedanken, Worten und in dem Treiben des Alltagslebens wiedererstehen lassen möchten. Matthias holte sich wohl zu seinen Institutionen, zu seiner Politik, ja, zu seinem individuellen Auftreten die Muster aus der klassischen Welt seiner Bücher, aber sein lebensvoller Geist wies die gedankenlose Nachahmung der Gelehrten zurück. So verurteilte er bei einer Gelegenheit den affektierten Gebrauch der ehemaligen lateinischen Ortsnamen und sagte: «Lassen wir doch die neueren im Gebrauch, sonst werden wir einander nie verstehen.» Natürlich blieb der unentwickelte Zustand der Naturwissenschaften auch auf seinen Geist nicht ohne Folgen; aber trotzdem er Aberglauben und Vorurteile seiner Zeit in großem Maße teilte, trachtete sein klarer Verstand selbst in den Irrwegen des fanatisch grübelnden Scholastizismus nur die Pfade zum Verständnis des unverfälschten Lebens zu finden. Die durchdringende Klarheit seines Denkens imponierte auch dem dünkelhaften Gattus, der sich seiner unfehlbaren Sicherheit in theologischen Themen rühmte. Einst stellte der König die Frage an ihn: «Warum zeichnete Jesus gerade Peter, der ihn verleugnet hatte, durch die höchste kirchliche Würde aus und nicht den unerschütterlichen Johannes?» Der Gelehrte antwortete: «Ich habe alle Bibliotheken durchstöbert und bin sicher, daß sich auf diese Frage nirgends eine Antwort finden läßt.» «Doch,» versetzte der König, »in einer Arbeit des hl. Hieronymus, der Folgendes sagt: ‚Der schuldige und ungetreue Peter wird die Schwächen der Menschheit eher verzeihen können, als der makellose Johannes, der, mit dem Maßstabe seiner eigenen Seelenreinheit messend, die bereuenden Sünder vertrieben und die Menschheit dem göttlichen Glauben entfremdet hätte‘.» Zu dem beweglichen Geiste und der Lebenserfahrung gesellt sich bei Matthias auch die dialektische Fähigkeit. Die Humanisten seiner Zeit bemerken schmeichelhaft: «Der geistvolle, sprachenkundige König hat die Gewohnheit, seinen Gelehrten Rätsel aufzugeben. Er treibt sie dabei so in die Enge, daß nicht geringe Gewandtheit dazu gehört, den künstlich gestellten Fallen zu entgehen.» So erweist sich hier die Überlegenheit der höheren Begabung eines gebildeten, lebensklugen, erfahrenen Mannes dem Gelehrtentum gegenüber, das über trockenen Thesen und deren Wertung den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben verliert.

Das ausgezeichnete Gedächtnis, dieser Schlüssel zu vielen überraschenden Erfolgen tätiger, geistig bedeutender Menschen, leistet auch Matthias vorzügliche Dienste. Er verfügte über eine solch

staunenswerte Fülle von Wissen, wie kaum ein zweiter im ganzen Mittelalter. Aus dieser unerschöpflichen Quelle floß das sichere Urteil des Psychologen, wie wir heute sagen würden. Galeotti versichert schmeichelnd, was wir auch ohne ihn wissen, daß Matthias ein vorzüglicher Menschenkenner war. «Er hatte Zeit seines Lebens viel mit geschniegelten Höflingen und Diplomaten von sanften Manieren und viel weniger sanften Absichten zu tun gehabt, und seine den besten Meistern abgelauschte Kenntnis der Physiognomien kam ihm dabei sehr zustatten. Er war imstande, nach erstem Sehen über den Charakter einer Person das zutreffendste Urteil zu fällen; er durchschaute die Menschen.» An einer anderen Stelle berichtet Galeotti: «Matthias beobachtet jeden Fremden, der in sein Land kommt.» Gewiß ist, daß der König solchen Beobachtungen und Selbstbetrachtungen, der unermüdlich aufgestellten Frage des Wieso und Warum der Dinge, mehr verdankte, als der sinnlosen Physiognomiendeutelei. Der Charakter seiner Untertanen war ihm, vom ersten Momente angefangen, ein offenes Buch. Über den jungen König äußert sich Heltai folgendermaßen: «Er begegnete seinen Untertanen häufig mit größter Einfalt und veranlaßte sie dadurch, ihm harmlos mitzuteilen, was sie vorhatten. So erfuhr er ihre geheimsten Gedanken und Absichten, und es war fast unmöglich, ihn zu überlisten.» Der König behauptet in reiferem Alter von sich selbst: «Gewißlich hat niemand den Charakter der Ungarn besser gekannt als ich, der nun seit so vielen Jahren die Zügel ihres Temperamentes meistert.»

Als sein Feldherr Simon Nagy von den Truppen Friedrichs III. von Österreich geschlagen wurde und dem König voll Selbstbeschämung über die Feigheit seiner Soldaten berichtete, erhielt er die Antwort: «Machet durch einen Sieg Euren Fehler gut!» Matthias rechnete mit Sicherheit darauf, daß das Heer, an dessen Selbstgefühl er appelliert hatte, das nächste Gefecht zweifellos gewinnen würde. Er hatte übrigens zu dem Charakter der ungarischen Rasse, ungeachtet seiner trotzigen Aufwallungen, großes Vertrauen. Er selbst verteidigte sein Volk gegen den Verdacht der damals nicht ungewohnten Gift- und Meuchelmorde.

König Matthias war der siegreiche Held und Diplomat eines Zeitalters, in welchem der frisch erwachte Geist ständig mit den überschäumenden, ungemeisterten Körperkräften in Widerspruch geriet. Er stand in vielfacher Beziehung zu einem Volke, unter dessen politischen Thesen das Verbergen der Gedanken eine bedeutende Rolle spielte; er hatte es überdies mit einem politi-

schen Gegner, Friedrich III. von Österreich, zu tun, der die Schlauheit zu der Potenz einer bedeutenden Eigenschaft steigerte. Er mußte daher in den Irrgängen der menschlichen Seele wohl bewandert sein und vor allem insbesondere seine Gegner kennen. Als einst der päpstliche Gesandte sich erbötig machte, Friedrich III. zu veranlassen, daß dieser aus eigenem Willen mehr anbiete, brach Matthias in schallendes Gelächter aus. Offenbar erschien vor seinem geistigen Auge die wohlbekannte Person seines erbittertsten Gegners in der Pose politischer Großmut und dem Harlekinsgewande diplomatischer Verläßlichkeit.

Hinter seiner schmalen Stirne wohnt ein berechnender, erwägender Verstand, der durch die Augen seiner Mitmenschen, durch ihre Worte, den Tonfall ihrer Sprache und ihre Handlungen in die verworrenen Pfade der Seele eindringt und sehr wohl die Wirkung berechnen kann, die er selbst hervorbringen will. Er ist nicht nur passiver Psychologe. Matthias gehört außerdem, selbst in diesem Zeitalter der italienischen, klassischen Redegewandtheit, zu den erstklassigen Redekünstlern. Die Natur hatte ihn mit einer Fülle von Eigenschaften versehen, welche zu den wert- und effektvollen Requisiten des Redners gehören. Auf sehnigem Halse saß der mächtige Kopf, den gleich einer Löwenmähne volles, welliges, bis an die Schultern reichendes Haar deckte. Diese Haarfülle, welche auf seinem Standbild zu Budissin (Bautzen) den gebieterischen Kopf ziert, erregt noch heute Erstaunen. Imponierend ist der Ausdruck des Gesichtes der Statue. Die kühne, geschwungene Nase, die hochmütig geschwellte Unterlippe, der versteckte Hohn, der in den Linien der Mundwinkel sitzt, besonders aber der Blick, der selbst in diesen starren, leeren Augenhöhlen einer Statue zu wohnen scheint, gemahnen an den kraftbewußten, unberechenbaren, beutegierigen Löwen. Die Schriftsteller und Diplomaten seiner Zeit, die in unmittelbarem Verkehr mit ihm gestanden, bestätigen einmütig den faszinierenden Eindruck seiner Persönlichkeit. Geist, Kraft und Entschlossenheit blitzen in dem scharfen Blick der Augen, der manchmal durch die Regung überlegener Heiterkeit hinreißend liebenswürdig oder auch im Affekt des Zornes gefahrdrohend erscheint. Der sonore Klang seiner Stimme trägt weit und ist im größten Lärmen und Treiben vernehmlich. Seine Rede begleitet er mit lebhaftem Gebärdenspiel; dabei sind Gesichtsausdruck, Stimme, Geste immer der Situation und Zuhörerschaft entsprechend angepaßt. In dieser Beziehung verließ ihn das auf seine außerordentliche Menschenkenntnis gestützte Urteil niemals, während sein inventionsreicher

und satirischer Geist, Gedächtnis und Sprachenkenntnis ihm verschwenderisch die Mittel zur Hand gaben, seinen Überzeugungen und Entschlüssen gemäß zu siegen. Außer der ungarischen beherrscht er die lateinische, deutsche, italienische und polnische Sprache. Zu dieser Überlegenheit, welche er seine Partner hie und da fühlen läßt, gesellt sich die schöpferische Fähigkeit seines Geistes, mit welcher er, ganz gleich, ob in wohlvorbereiteter oder aus dem Stegreif ersonnener Rede, die Gedanken und Argumente des Gegners sondert und ordnet, um dann dieselben mit dem Rüstzeug der Dialektik und nach den Gesetzen der Rhetorik zu analysieren und zu widerlegen. «Um diese Fähigkeit heranzubilden,» bemerkt Galeotti,[4]) «war nicht nur unermüdliche Übung vonnöten, sondern es trug auch der Umgang mit gelehrten und in der Redekunst hervorragenden Männern dazu bei, und zwar mehr als irgend ein Studium.»

Mit der nämlichen Fähigkeit, mit welcher Matthias Gedanken originell zu gruppieren verstand, um oratorische Effekte zu erzielen, verstand er es auch, aus den beobachteten Erscheinungen des politischen Lebens und dessen tausend und abertausend feinen Beziehungen Neues zu schaffen, scheinbar etwas aus dem Nichts erstehen zu lassen. Das vermag nur der schöpferische Geist; das ist das Talent aller Talente, in größerem Maße nur das Eigentum auserwählter Genies, denn es ist Gottähnlichkeit. Ohne diese Gabe wäre Matthias nur ein vernünftiger, wohlunterrichteter, willenskräftiger, sonst aber schablonenhafter Herrscher gewesen; mit dieser und durch diese Gabe war er ein Politiker und Heerführer ersten Ranges. Er ist ein echter Poet, der sein Alltagsleben mit den herrlichsten Gestaltungen der Künstler schmückt, der Feste und Hochzeiten, Huldigungseinzüge und Empfänge veranstaltet, Gesandtschaften verschickt, der das Leben in bunten, bewegten Bildern an sich vorüberziehen läßt, inzwischen aber nicht versäumt, selbst spannende, epische Dichtungen mit wirklichen, fühlenden Zeitgenossen zu ersinnen und seine große geschichtliche Rolle darin zu spielen.

Er erkennt das Wesen scheinbar fernliegender Interessen, Zustände und Geschehnisse, er sieht den verschleierten Zusammenhang der Dinge, ebenso wie er Widersprüche entdeckt, er kombiniert und baut sich eine Brücke aus der Vergangenheit des bereits

[4]) Die Daten zu dieser Skizze sind Melchior Russ (Segesser, Die Beziehungen der Schweitzer zu Mathias Corvinus. 1476—90. Luzern 1860), Bonfini und insbesondere Galeotti entnommen. (Bei Galeotti besonders Kap. IV, XXVIII und XXIX.)

Gewordenen in die Zukunft kommender Möglichkeiten. Das wechselnde Kaleidoskop der Dinge dient ihm nicht nur dazu, um sich anzupassen, sondern um die Dinge nach seinen Zwecken und seinem Willen zu formen. Die wunderbare Gabe der Kombination ist ihm verliehen. Sie scheint ein bedeutungsvolles Spiel dieser reichen Seele, allerdings ein kühnes, wagnisvolles Spiel höherer Art, dessen Einsatz Blut und Leben, Vermögen, Interessen und Traditionen sind. Die konservativsten, vornehmsten Institutionen Europas sind daran beteiligt, der päpstliche Stuhl und das Kaisertum, Könige, Fürsten und Völker, von Moskau bis Neapel und Konstantinopel, von der Moldau bis Berlin und Paris. Matthias knüpft mit ihnen Beziehungen an, verfügt über sie oder hat den Wunsch, es zu tun, um gleichgültige Unbekannte oder Feinde in Freunde oder sogar Bundesgenossen umzuwandeln. Andere warten die Ereignisse ab, er gibt den Anstoß zu denselben; wenn jene sich in den Lauf der Dinge ergeben haben, ersinnt dieses ununterbrochen tätige Gehirn neue überraschende Pläne zu neuen Wendungen der Dinge, bis an die Grenzen des Unmöglichen. Die verschwenderisch sprudelnde, schöpferische Gestaltungskraft war diesem hervorragenden Politiker, seiner Ehrsucht und seiner Eigenliebe ein verläßlicher, treuer Knecht, der unablässig auf den Vorteil seines Herrn bedacht ist; Ziele, Pläne und Mittel zu deren Befriedigung in unabsehbarer Reihe und Fülle, bot diese herrliche Gottesgabe ihrem tyrannischen Gebieter dar.

Dieselbe Gestaltungsgabe, nur in Bruchteilen zerstreut, finden wir reichlich in Italien vor, wo sie das Denken und Sinnen von Künstlern, Gelehrten und Fürsten, Diplomaten und Abenteurern gleicherweise erfüllt, ihre Seele mit bunten Plänen und edlen Bildern verschwenderisch beschenkend.

V.

In wohlgestählten, geschmeidigen Körpern eine wunderbar reiche Vielfältigkeit kraftvoller geistiger Fähigkeiten! Die Glut der Renaissance entfacht diese Talente, entflammt die Begierden, Willen und Naturtriebe: die Elemente des Charakters. Durch das Amalgam eines vierhundertjährigen Geschehens zurückblickend, mit dem Erschauen unseres heutigen zivilisierten Geistes und unserer friedlichen Vorurteile, können wir kaum das Wesen jener kraftstrotzenden, eigenartigen Menschen erfassen. Wir sehen zu diesem Zeitpunkte, welcher den Beginn der Verweltlichung des Denkens und der Zivilisation bezeichnet, daß die Waffe zu dem friedlichen Gewande des Alltags gehört, daß jeder zu jeder Zeit bereit ist, anzu-

greifen oder angegriffen zu werden, daß die Kraft mangelhafter Gesetze durch die eigene Kraft ergänzt wird und daß die Menschen ihr Leben, Vermögen und ihre Rechte sowohl gegen einander, wie auch das Vaterland gegen äußere Feinde selbst verteidigen. Die Körperkultur ist die vorherrschende, besonders im Norden. Die Menschen trachten nicht einander durch Gründe, Suggestion und durch andauerndes Bemühen zu beeinflussen, sondern regeln ihr gegenseitiges Verhalten durch rohe Kraftäußerungen; sie handeln durchschnittlich unter dem Impulse ihrer lebhaften, tief wurzelnden Instinkte und augenblicklichen Stimmungen. Ihre Temperamentsäußerungen sind ausdrucksvoller, unmittelbarer, ihre Begierden zügelloser als die unseren.

Das intensivere Seelenleben, die Forschung nach klassischen Kunstdenkmälern und die Zunahme an Bildung entwickeln in diesen kräftigen Menschen gar bald modernes Selbstbewußtsein und modernen Ehrgeiz, dieses sonderbare Gemenge von Egoismus und Gewissenhaftigkeit, ohne welche großzügige menschliche Handlungen, seien sie nun niedrig oder erhaben, nicht denkbar sind. Aus dem Zusammenwirken dieser vielfachen Faktoren entsteht um die Mitte des XV. Jahrhundertes eine ganz neue Weltanschauung. Ein Rausch von Ruhm- und Machtbegierde erfüllt die Seelen. Die allgemeine Tendenz ist: handeln, Neues und in seiner Art Großes schaffen, durch körperliche und geistige Vorzüge das Gefallen, ja, die rückhaltlose Bewunderung der Mitmenschen erwecken. Der Erfolg aber kann in diesem fortwährenden Wettstreit geistiger und körperlicher Qualitäten und den damit verbundenen Gefahren nur durch strenge Selbstdisziplin, ja selbst Verstellung und Heuchelei einigermaßen gesichert werden. In diesem Kampf der Leidenschaften werden sowohl die Begeisterung als die Zartheit des Empfindens, diese holden Blüten des Seelenlebens, zertreten und die Macht kühler Vernunft auf den Thron erhoben. Es ersteht eine neue Moral: Kraft und Begabung, Wille und Tat sind Gegenstände der Verehrung. Die Gier nach Erfolg hypnotisiert die Menschen, sie stählt ihren Willen, entfacht Einbildungskraft, Mut und Schlauheit.

Besonders in der Politik gewahren wir eine ganze Gruppe von hochbegabten, gebildeten und ehrgeizigen, dabei aber unberechenbaren und gefährlichen Menschen, die in ihrem Charakter die imponierende Schönheit und furchtbare Kraft des Löwen mit der nervösen Reizbarkeit und Grausamkeit des Tigers vereinen, Schwäche und Gewissenhaftigkeit verdammen, weil sie dem Erfolge im Wege stehen können, und selbst den Mord genehmigen, wenn

er dem Zwecke dienlich ist. Das ist das Zeitalter der Borgia, in welchem der Mensch, in diesen ersten Stadien seines geistigen Wiedererwachens, uns als Raubtier entgegentritt, das zwischen Mord und Zerstörung, Genuß und schöpferischer Betätigung schwankt.

Diese Zeitspanne, voller Kraft, Schlauheit und Erfindungsgabe, hat nicht nur Kunst und Wissenschaft erneuert, sondern hat auch auf dem Gebiete der Regierungstätigkeit neue Theorien und neue Institutionen geschaffen. Es erstand der erste moderne Staat in Florenz, wo jeder Einzelne gleichzeitig Nationalökonom und Gelehrter, Künstler und Staatsmann ist; es entstand die erste staatswissenschaftliche Lehre («Il Principe»), die wilde Frucht eines noch wilden Baumes, welche die tierischen Instinkte des Menschen zur Basis der Oberhoheit des Fürsten macht, welche die Verstellung als politische Tugend auf den Thron erhebt, dabei aber in ihrer furchtbaren, nackten und nüchternen Objektivität — im Gegensatz zur Modeströmung der List und des Betruges — uns die Italiener so vor Augen führt, wie sie tatsächlich waren.

Aus dieser bürgerlich zu nennenden Gesellschaft einer Menge von gebildeten, gleichsprachigen, gleichgestellten Menschen, welche im Laufe der Zeiten sich in eine vielgestaltige Gruppe kleinerer Staaten auflöste, gehen — als Ergebnis der unaufhörlichen Kraft- und Kampfproben — die Begriffe der internationalen Politik, des Gleichgewichtes und der Diplomatie hervor. Hier fehlt die angestammte, alte Aristokratie, welche in Nordeuropa die Fürsten beeinflußt und in die konservativen Bahnen von Würde, Ehre und Anstand lenkt. Diese, ihrem Empfinden nach gleichgestellten Menschen sind bewußt Nationalökonomen, Bankiers, Kaufleute, sogar Fabrikanten und kennen sowohl ihre Heimat als auch die Nachbarstaaten bis in die kleinsten Einzelheiten. Daher sind sie imstande, gleich modernen Statistikern, die Energieverhältnisse und Möglichkeiten zu erwägen und dem Charakter nach eine internationale Politik zu befolgen, welcher Erscheinung wir hier zum erstenmal begegnen.

In diesem kraftvollen Ringen nach Überlegenheit sowohl der einzelnen Staatsgebilde untereinander, wie auch hervorragender, berechnender Menschen und verwegener, ehrgeiziger Abenteurer, nimmt die Kunst der Kriegsführung neue Formen an. Was bisher nur die kühne Kraftprobe roher Gewalten war, wird Wissenschaft, wird Kunst. Taktik und Strategie entwickeln sich; mit zielbewußter Verwertung der Kampfmittel und geistigen Kräfte, mit systematischer Einbeziehung aller Hilfsquellen, wie Erfinder,

Mechaniker, Büchsenmacher und Kanonengießer, will man in Zukunft den Sieg sichern. Die soldatische Laufbahn wird zum Broterwerb, es entsteht das Söldnerwesen.

Ein Kind solcher Zeiten ist König Matthias. Tiefere Gefühle würden wir vergebens bei ihm suchen. Er kennt sehnendes Hoffen oder Schwermut ebensowenig, als er je seinen Untertanen oder Zeitgenossen gegenüber Neid, Schadenfreude oder Rachsucht an den Tag legte. Selbst während der im Jahre 1467 erfolgten großen politischen Proskription, welche eine Konsequenz des Siebenbürger Aufstandes war, begnadigte er viele der Verurteilten. Niemals ließ er sich durch die zauberkräftigen und unlogischen Motive von Sympathie und Antipathie leiten; seine Freundschaft und Treue beruhen immer auf Gründen politischer Natur. Bonfini behauptet oft und beweist es auch, «daß er in der Liebe zu seinen Freunden unbeständig war». Jenes tiefe, schwärmerisch-religiöse Gefühl von apostelhafter Gläubigkeit, das seinen Vater zu großen Taten begeisterte, äußerte sich bei ihm sehr gedämpft in programmäßig erfolgender Pflichterfüllung und etwa für den Hof bestimmten Schaustellungen. Sein kraftstrotzendes und dabei gereiztes Wesen war eine reiche Quelle der Impulse. Der Grundton seines Temperamentes war der Mut, welcher sich in der Politik des Alltags oft in liebenswürdiger, in seinen Kriegstaten oft in verblüffender Weise äußerte. Was Macchiavelli mit dem heiligen Eifer seiner patriotischen Seele von italienischen Aristokraten vergeblich erbat, daß sie sich selbst an die Spitze ihrer Heere stellen mögen, das erachtete Matthias als eine selbstverständliche und als höchste Pflicht, sowie als Beruf. Wie sehr dies seine Überzeugung war, bewiesen die vielen Wundmale, welche seinen Körper bedeckten. «Die Ungarn sind eine mutige und energische Nation,» so schreibt Galeotti, ohne dabei irgend eine Schmeichelei sagen zu wollen. Auch in diesen Nationaltugenden war Matthias die Verkörperung des Ungartums, der richtige Soldat, mit allen bestechenden Vorzügen des Helden und Heerführers. Wie bedeutend diese gewesen, zeigt uns am besten die zu jener Zeit in Italien vielfach geäußerte Meinung, daß die persönliche Tapferkeit des Königs an klassische Vorbilder, wie Alexander den Großen, Kaiser Augustus und ähnliche Größen gemahne. Die italienischen Zeitgenossen und Augenzeugen zollen ihm volle Anerkennung zu einer Zeit, da sie bereits die sagenhafte Tapferkeit ihrer Kondottieri, welche in ihren wohlerwogenen Kriegszügen nur mehr eine sehr geringe Rolle spielte, belächelten. Mit ungeheucheltem Erstaunen, dem sie allerdings mit falschem

Pathos und in Dithyramben Ausdruck verleihen, verfolgen sie die kühnen und erfolgreichen Kriegsfahrten des Königs, die sie an längst vergangene Heldengeschichten ihrer eigenen Literatur erinnern. Der Italiener jener Zeit, der ohne Bedenken wo immer zur Waffe griff, um sich eines unangenehmen Gegners zu entledigen, war nicht mehr der tapfere Soldat von ehedem. Ritterlichkeit und Offenheit, welche den Feind von Angesicht zu Angesicht bekämpft und höchstens erlaubte Kriegslist zu Hilfe nimmt, waren geschwunden; Wortbrüchigkeit und Verrat, Meuchelmord und Gift waren die neuen Kriegsmittel. Matthias war seinem innersten Wesen nach ein streng gerechter, ehrenhafter Charakter. Während der böhmischen Kriege bat ihn der päpstliche Gesandte, ein Italiener, er möge doch die Söhne des Königs von Böhmen, die zu Friedensverhandlungen nach Olmütz gekommen waren, gefangen nehmen. Matthias wies ihn mit den Worten zurück: «Mir vertrauend sind die Söhne König Georgs in die Stadt gekommen. Auf dem Wege sprach ich voll Freundlichkeit zu ihnen; es wäre Niedrigkeit von mir, sie jetzt in Haft zu nehmen. Es ist ganz gleich, ob wir in Gebärde, Gesichtsausdruck oder anderen Zeichen Hoffnung und das Gefühl der Sicherheit erwecken. Wir dürfen in diesem Falle ebensowenig täuschen, als wenn wir unsere Worte in geschriebenen Dokumenten verpfändet hätten.»

Einst machte sich jemand erbötig, wenn es Matthias erwünscht sei, dem Leben Podiebrads durch Gift ein Ende zu bereiten. Matthias wies mit klassisch-würdevoller Entrüstung das Anerbieten zurück: «Wir kämpfen mit Waffen, nicht mit Gift. Hätte ich vergeblich die Geschichte des Fabricius[5]) gelesen?» Er versäumte nicht, König Georg zu warnen, daß sein Leben durch Gift bedroht sei.

Er selbst hingegen hatte gar keine Furcht vor Meuchelmördern und Giftmischern. Er bewegte sich unter seinen Soldaten mit größter Ungebundenheit und verschmähte es, die Unannehmlichkeit einer bewachenden Leibgarde in Anspruch zu nehmen.

Neben dem hervorstechenden Charakterzug des Mutes müssen wir auch seiner Heiterkeit gedenken und seines fröhlichen Gemütes. Er liebte Späße, worin ihn auch die Neigung dieser Zeitepoche bestärkte; in Gesellschaft konnte er bezaubernd angenehm

[5]) Fabricius, der Feldherr der Römer, warnte seinen Gegner Pyrrhus in einer Botschaft vor den bösen Absichten seiner Umgebung, die ihn durch Gift ermorden wollte. „Wir Römer," mit diesen Worten endete er die Botschaft, „pflegen mit den Waffen und nicht mit Gift zu kämpfen."

sein, dem Volke gegenüber gütig und leutselig, so daß ihn dieses warm in sein Herz schloß und ihm ein treues Angedenken bewahrte. Matthias konnte aber ebenso jähzornig als freundlich sein, wie auch Bonfini berichtet. Mit dem zunehmenden Alter und in dem Maße, als das stolze Selbstgefühl sich in Hochmut wandelte, wurden die leidenschaftlichen Ausbrüche des königlichen Zornes, der nach und nach die wechselnden Formen unberechenbarer Launen annahm, für die Umgebung beschwerlich; es war keine leichte Aufgabe, die wechselnden Stimmungen des Königs zu beobachten, um sich ihnen anzupassen. Auch in dieser Beziehung war Matthias ganz ein Kind seiner Zeit, unberechenbar und furchterregend. Im Jahre 1471 brachte das Gerücht die Kunde von einer aufsehenerregenden Szene, die sich bei einer der Beratungen des Reichstages abgespielt hatte: Der Bischof Johann Vitéz hatte eben erklärt, daß die Ungarn fürder nicht gewillt wären, im Interesse fremder Staaten ihr Geld und ihr Blut zu opfern, als der König, von plötzlichem, zügellosem Zorn erfaßt, seinem einstigen Freunde, dem ersten geistlichen Würdenträger des Landes ins Gesicht schlug. Im Jahre 1488 empfing er einmal den päpstlichen Gesandten in feierlicher Audienz; es handelte sich um große Dinge, und Matthias tat wichtige Aussprüche. Dabei versetzte ihn die Notwendigkeit, seine innere Empörung bemeistern zu müssen, in solchen Gemütsaufruhr, daß — nach dem Bericht des päpstlichen Legaten — aus seinem Munde, den Augen und der Nase Flammen hervorzuschlagen schienen. Als die Reihe zu antworten an den Gesandten kam, begleitete Matthias dessen Entgegnung mit drohenden Blicken, während sein Körper in furchtbarer Erregung zuckte und er stöhnend Atem holte... «Er benahm sich wie ein ungezähmtes, wildes Pferd.» Allerdings geschah es, daß dieser selbe Mensch in der folgenden Audienz sanft und lenksam war wie ein Lamm, indessen nur für Augenblicke, denn irgendein unliebsamer Gedanke, ein Widerspruch reizte ihn abermals zu elementaren Zornesausbrüchen.

Mit der Zeit wird auch dieser Körper von stählerner Widerstandsfähigkeit schwächer, die Impressionen lassen bleibendere Spuren zurück. Die Ungerechtigkeit wird schmerzlicher empfunden als früher, die Selbstbezähmung ist eine noch drückendere Aufgabe geworden. Im Jahre 1490 ist Matthias' Seele abermals mit schmerzlicher Unzufriedenheit und mühsam verhehltem Groll erfüllt. Die Frage der Erbfolge seines Sohnes, die Eifersucht und der maßlose Ehrgeiz seiner Gattin, dann die «Unverschämtheit» des Gesandten von Venedig — all das sind drückende, verzehrende

Sorgen, welche den König quälen, reizen und Wochen hindurch in Aufregung halten. Nach qualvoll mühsamen Bestrebungen, das Gleichgewicht des Gemütes zu bewahren, genügt ein geringfügiger Anlaß, eine faule Feige — und mit der Wucht eines verheerenden Orkanes brechen die zügellosen Leidenschaften hervor, den erschöpften, überarbeiteten Körper vernichtend. (Schluß folgt.)

Petöfi in Frankreich.

Von Dr. **I. Kont**, Professor an der Universität Paris.
(† 23. Dezember 1912.)

ALS Saint-René Taillandier im Jahre 1851 Petöfis volkstümliches Epos «Held János» in der Revue des deux mondes anzeigte, führte er seine Besprechung mit folgenden Worten ein: «On ne connaissait guère jusqu'ici la littérature des Magyars; l'intérêt excité par les événements de la Hongrie va nous ouvrir peu à peu ce monde rempli de mystères.» In der Tat war damals die ungarische Sprache und Literatur für die Franzosen ein Buch mit sieben Siegeln. So weit wir auch im Laufe der Jahrhunderte zurückblicken, so finden wir sehr wenig Spuren von einem eingehenderen Studium. Es wundert dies um so mehr, als die politische Geschichte Ungarns, dank der langen Reihe von Werken und Flugschriften, welche die Bündnisse der Könige Frankreichs mit den Fürsten Siebenbürgens hervorbrachten, in ihren großen Zügen bekannt war. Die sprichwörtlich gewordene Ignoranz ungarischer Verhältnisse wird kräftig widerlegt durch Werke wie Martin Fumée: Histoire des Troubles de Hongrie (1595), die Universal-Geschichte von de Thou, deren erste französische Übersetzung im Jahre 1659 erschien; Vanel: Histoire des Troubles de Hongrie (1685—1688, 6 Bde.); die Histoire des Révolutions de Hongrie (1739); M. de Sacy: Histoire générale de Hongrie (1778, 2 Bde.); die großen geographischen Werke von D'Avity (1619, 1637); die eingehenden Berichte des Mercure français (1611—1648); das Journal historique de Verdun (1697—1756). Was jedoch Sprache und Literatur betrifft, können wir bloß einige Anzeigen lateinischer Werke über Ungarn (Czvittinger, Bel, Sajnovics) im Journal des Savants des XVIII. Jahrhunderts aufweisen, und erst im Jahre 1799 zeigte Sylvestre de Sacy, Samuel Gyarmathys Aufsehen erregendes Werk: Affinitas linguae hungaricae cum linguis fennicae

originis grammatice demonstrata im Magazin encyclopédique in einer längeren Studie an. Der ungarische Dichter Johann Bacsányi, der im Jahre 1809 Wien verließ und nach Paris auswanderte, wo er bald als Literat eine Pension von Napoleon I. erhielt, war unseres Wissens der erste, der in einer größeren Zeitschrift, dem Mercure étranger, der von Mitgliedern des Institut de France redigiert wurde, die ungarische Literatur von den ältesten Zeiten bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts einer eingehenden Prüfung unterwarf und sogar ungarische Texte einschaltete (1813, 1. u. 2. Bd.). Wenn es Bacsányi gegönnt gewesen wäre, sich für den Rest seines Lebens in Paris festzusetzen, so hätte er vielleicht größere Kreise auf die sich damals rasch entwickelnde ungarische Literatur aufmerksam gemacht. Die zahlreichen Reisenden und Gelehrten, welche in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts über Ungarn schrieben, wie Marcel de Serres, Beudant, Boué, Baron de Haussez, Marmont, duc de Raguse, Demidoff, Thouvenel u.a., beobachteten die geographische Lage oder die geologische Gestaltung, die Sitten und Gebräuche; nur die Revue encyclopédique und die Revue britannique brachten hie und da — meist nach deutschen Zeitschriften — kurze Notizen über das literarische Leben und Streben in Ungarn.

Die Verhältnisse änderten sich gründlich mit dem Ausbruch der Revolution im Jahre 1848 und der bald darauf folgenden Emigration. Graf Ladislas Teleki und die Ungarn, welche sich um ihn scharten, klärten Frankreich nicht bloß über die Geschichte, die Verfassung und die Berechtigung des Freiheitskampfes auf; einige wie Boldényi und Irányi machten auch die literarische Strömung bekannt. Boldényi, der schon zu Beginn der Revolution eine kleine Zeitschrift «La Hongrie en 1848» und später mehrere politische Flugschriften veröffentlichte, gab im Jahre 1851 ein: «La Hongrie ancienne et moderne» betiteltes Sammelwerk heraus[1]), dessen erster Teil Ungarns Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart behandelt, der zweite (Variétés) über das Land, die Sitten und in einem kürzern Kapitel (S. 143—148) über die Literatur spricht. In diesem letztern finden wir die ersten Nachrichten über Petőfi in französischer Sprache. Boldényi fehlte der kritische Blick; er sah in Petőfi bloß den Dichter, für den die Jugend schwärmte, und fand, daß er für dieselbe das bedeute, was ehedem Alexander Kisfaludy für das «schöne Geschlecht». «Petőfi s'est acquis une popularité», fährt er fort, «dont rien n'a pu atténuer la puissance, pas même l'exaltation de ses

[1]) Paris, 240 und 160 S., 4° mit zahlreichen Stahlstichen. Das Werk wurde von mehreren Schriftstellern verfaßt.

opinions politiques, ni la vivacité de son langage qui souvent tourne à la rudesse et est empreint d'une sanglante ironie. Original dans ses idées, connaissant à fond tous les secrets de la langue nationale, pas une pensée, pas un mot ne s'échappe de sa plume féconde qui ne soit marqué au cachet du peuple dont il s'est fait à la fois le chantre et le vengeur.» Petöfi ist demnach hauptsächlich Volksdichter, der ungarische Béranger. Boldényi erzählt dann die peinliche Szene zwischen dem Kriegsminister Mészáros und dem Dichter und gibt aus der Feder eines Franzosen die Übersetzung — in Versen — des schönen Gedichtes: Dalaim (Meine Lieder). Man kann Boldényi nicht vorwerfen, daß er die Stelle Petöfis in der ungarischen Literatur noch nicht begriff — selbst einheimische Kritiker waren noch nicht im Reinen über seine Bedeutung —; er wußte auch nicht, daß Petöfi schon 1849 gestorben war. Immerhin bleiben diese Blätter das erste Zeugnis für seinen poetischen Wert, den die Franzosen selbst einige Jahre später in hohem Maße anerkannten.

Zwischen diesen Franzosen nimmt Saint-René Taillandier (1817—1879) den ersten Platz ein. Er gehört noch zu einer Generation, die Ungarn bloß durch deutsche Werke und Übersetzungen kannte. In einer Zeit, wo an den französischen Universitäten die modernen Literaturen — deutsch, englisch, italienisch und spanisch — durch einen und denselben Professor vertreten waren, der oft weder die eine noch die andere Sprach kannte; wo außer den drei klassischen Literaturen — griechisch, lateinisch und französisch — bloß die orientalischen Sprachen gepflegt wurden, wäre es tollkühn, einen französischen Universitätsprofessor oder Akademiker zu suchen, der die ungarischen Dichter im Originaltext lesen konnte. Die jämmerlichen Zustände der französischen Hochschulen bis in die achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts (was fremde Literaturen anbelangt) ist bekannt und wird von den Franzosen selbst eingestanden; erst seit dreißig Jahren pulsiert frisches Leben in den französischen Hochschulen, und selbst heute sind es meist die Universitäten selbst, die seit 1896 ihre finanzielle Autonomie haben, welche den modernen Sprachen und Literaturen den ihnen gebührenden Platz eingeräumt haben. Früher hatte die Sorbonne einen Professor für deutsch und englisch — das letzte Spezimen dieser elenden Wirtschaft war der Akademiker Mézières — einen für die «südlichen Literaturen» — italienisch und spanisch —; heute gibt es vier Professoren für deutsche Sprache und Literatur, vier für englische, zwei für italienische, einen für spanische Sprache und Literatur; die Universität selbst, viel aufgeklärter als der Bureaukratismus, der noch immer im Unterrichtsministerium herrscht, hat auch in den

letzten Jahren Lehrstühle für russisch, ungarisch, skandinavisch und rumänisch gegründet. In Taillandiers Zeiten waren die Verhältnisse ärmlich. Er selbst hatte seine höheren Studien teilweise in Heidelberg und München gemacht; er kannte gut die deutschen politischen und literarischen Verhältnisse und hat über dreißig Jahre eine lange Reihe Studien in der Revue des deux mondes veröffentlicht, welche ein gesundes Urteil mit recht akademischem Stil verbinden. Dank der Übersetzungen Kertbenys wurde ihm auch der ungarische Parnaß bekannt, und schon in demselben Jahre als Boldényis Werk erschien, widmete er dem volkstümlichen Epos Petőfis «Held János» eine eingehendere Besprechung[2]). Er erzählt den Inhalt und schließt mit diesen Worten: Tel est ce poème qui reproduit bien, par le mouvement varié de ses tableaux, par la candeur des émotions et l'éclat chevaleresque des récits, la physionomie d'un peuple enfant et d'une race guerrière ... C'est comme une épopée populaire où sont combinés avec art tous les sentiments, tous les rêves, toutes les traditions confuses du pays à qui elle s'adresse. Gaieté, simplicité, franchise, enthousiasme intrépide, patriotisme emporté et jaloux, orgueil de race naïvement exprimé, tout cela se retrouve dans ces poétiques scènes. ... Le style est parfaitement approprié au sujet: gai, tendre, dégagé, légèrement ironique ça et là, il reçoit et transmet les mobiles émotions du conteur.

Für eine erste Bekanntschaft ist diese Anzeige schon recht warm. Taillandier kannte damals noch nicht die lyrischen Gedichte Petőfis; er wußte auch nicht, daß er schon gestorben war. Erst einige Jahre nachher, als die Übersetzungen Kertbenys, Szarvady-Hartmanns, Becks und auch einige kürzere Biographien über den Dichter erschienen waren, vertiefte er sich in dieselben und widmete ihm eine höchst eingehende Studie in der Revue des deux mondes[3]), welche dem ungarischen Dichter, wie Maxime du Camp in seiner Lobrede Taillandiers, dessen Nachfolger er in der französischen Akademie war, sagt, das französische Heimatsrecht (lettres de naturalisation française) verschafften. In dieser Studie wirft der Verfasser einen Rückblick auf die Brüder Kisfaludy, Csokonai, Kölcsey, Berzsenyi

[2]) Kertbenys Übersetzung erschien in Stuttgart, 1850, unter dem Titel: Der Held Jancsi. Ein Bauern-Märchen. — Die Besprechung findet sich in der Revue des deux mondes, 15. Februar 1850, unter dem Titel: Revue littéraire de l'Allemagne. Die ungarischen Bibliographen haben deshalb diese längere Anzeige bis jetzt nicht gekannt, vielleicht auch deshalb, weil die Revue überall Petosi statt Petőfi schreibt.

[3]) 15. April 1860. Dieselbe ist mit andern Ungarn und Böhmen betreffenden Essays im Bande: Bohême et Hongrie, Paris 1869, wieder abgedruckt.

und Vörösmarty, gibt die Biographie des Dichters nach den nicht immer pünktlichen Daten Kertbenys, teilt mehrere Übersetzungen in Prosa mit und hebt besonders seine Naturbilder hervor. Taillandier, dessen scharfer Blick auch dem Russen Lermontoff Recht widerfahren ließ, fühlte den hohen Wert dieser Schilderungen und schließt mit dem Lobe: Une place lui est due parmi les maîtres de l'inspiration lyrique au dix-neuvième siècle, car les sentiments qu'il a glorifiés appartiennent à toutes les nations.» Er bewundert den Dichter nicht bloß vom spezifisch ungarischen Gesichtspunkte sondern, wie dies später der deutsche Ästhetiker Grimm tat, vom Standpunkt der Universalliteratur.

Taillander befaßte sich mit der ungarischen Dichtung, als er Professor für französische Literatur an der Universität zu Montpellier war, denn er kam erst im Jahre 1863 an die Sorbonne als Saint-Marc Girardins Stellvertreter. In Montpellier erhielt er den Besuch Telekis, über den er mit so innigen Worten schrieb, als der ungarische Patriot von der sächsischen Regierung Ende 1860 gefangen genommen und Österreich ausgeliefert wurde[4]). Taillandier war gerade mit Petöfi beschäftigt, den er nach Kertbeny zu übersetzen suchte; er legte dem edlen Grafen seine Arbeit vor und, wie er sagt, die Übersetzung des Gedichtes «Der Storch» kann als ihr gemeinsames Werk betrachtet werden.

In den fünfziger Jahren beschäftigte sich auch ein anderer Franzose eingehend mit der ungarischen Poesie. Es war dies Thales Bernard (1821—1873), in Paris geboren, jedoch im Süden Frankreichs erzogen. Er war dichterisch begabt, schrieb auch Romane und Kritiken. Mit Béranger eng befreundet, war er einer der seltenen Franzosen, die damals für Volkspoesie Sinn und Vorliebe hatten. Er sah schon in seiner Jugend ein, daß neben der höchst ausgebildeten französischen Kunstpoesie, ob dieselbe klassisch oder romantisch sei — der einfache Geist des Landmannes versteht ebensowenig die Dichtung Corneilles und Racines, wie diejenige Vignys oder Victor Hugos — die Volkspoesie zu ihrem Rechte kommen muß. Und da er sie damals in Frankreich noch nicht fand, so suchte er sie in Ländern, die der literarischen Forschung fern standen: im Norden, in Finland, in Ungarn. Im Vorwort seiner Gedichte: Adorations (1855), sagt er von der Volkspoesie: «Le caractère général de cette poésie est d'être libre, spontanée, absolument involontaire. Il n'est question là ni d'invocation à la Muse, ni de conception réfléchie; le chant jaillit d'un fait ou d'une impression. C'est peut-

[4]) Siehe Revue des deux mondes. 1. Januar 1861.

être la poésie la plus excellente et la plus vraie.» In seinen eigenen Dichtungen (Poésies nouvelles, 1857; Poésies mystiques, 1858; Mélodies pastorales, 1856—1871) ahmte er diese Poesie nach und ziemlich viele Stücke sind bloß Adaptionen ungarischer Gedichte. Der Sprache selbst war er nicht mächtig, trotzdem er einmal in einer berühmten Zeitschrift auch ungarische Werke anzeigte[5]). Auch ihm diente Kertbeny, teilweise Paul Jámbor (Hiador), der in Paris lebte, als Wegweiser. So wurde er mit den Dichtungen Petőfis, Vörösmartys, Garays und Aranys bekannt; die Erdélyische Sammlung ungarischer Volkslieder, die Romane Eötvös' waren ihm auch nicht fremd und sein Roman: La Couronne de Saint Etienne ou les Colliers rouges (1854), dessen Handlung unter der Regierung Matthias' I. spielt, zeigt auch, daß er die Geschichte Ungarns studierte. Im Vorworte dieses Romans gesteht er seine Vorliebe für Ungarn ein und vergleicht dasselbe mit seinem Vaterlande: «Comme la France, la Hongrie est un pays désintéressé qui a lutté avec courage pour la cause européenne et qui en a été payée par l'ingratitude et l'oubli. La bravoure, il n'est pas besoin de le dire, est universelle dans les deux contrées.»

Zwei Bände Übersetzungen Kertbenys: Album hundert ungarischer Dichter (1854) und Garays Dichtungen (1855) waren die Veranlassung der ersten, höchst sympathischen Anzeigen, die Thales Bernard im Athenaeum français (3. November 1855) über die ungarische Dichtung veröffentlichte. Nachdem er Vörösmarty und Garay charakterisiert hatte, gab er seiner Bewunderung Petőfis in folgendem Urteil Ausdruck: «Douée d'une sensibilité ravissante, sa voix pénètre profondément le cœur, elle émeut trop, elle accable, et cependant on veut l'entendre toujours. C'est dans cette exaltation du sentiment que la poésie trouve ses accents les plus sublimes; elle n'est plus de l'art, elle est un chant divin qui s'échappe un moment du ciel pour rappeler à l'homme les voluptés de l'Eden perdu et qui tempère d'amers regrets en réveillant au fond de l'âme de saintes espérances... Il est prodigieux qu'un écrivain ait manifesté un pareil talent avant l'âge de vingt-six ans... Petőfi ne manque pas d'analogie avec Béranger. Comme lui, il a adopté la forme de la chanson; comme lui, il compose toujours, mais il n'est pas son disciple: il se contentait de professer pour l'auteur du Cinq mai la plus vive admiration.»

Zwei Jahre nach dieser wahrhaft poetischen Anzeige veröffentlichte Bernard seine Poésies nouvelles und widmete dieselben: A la

[5]) Revue contemporaine. 1. April 1857.

mémoire du poète hongrois Alexandre Petöfi tué en combattant les Russes le 31 juillet 1849. Einzelne Gedichte sind an Vörösmarty, Arany und Czuczor gerichtet, ohne auf ihre Werke anzuspielen. Jedoch dasjenige, das er: Au poète hongrois Alexandre Petöfi überschrieben hatte, gibt eine poetische Analyse seines dichterischen Wirkens. Wir wollen bloß einige Strophen daraus anführen:

Tourne tes yeux voilés vers la France lointaine,
Un frère t'y regrette et, murmurant tes vers,
Ne sent plus à son cœur peser la lourde chaîne
Qui le retient captif loin d'un autre univers.

Il suit ta muse, ami, vers les hautes demeures
Où brillent les rayons des mondes enchantés,
Et, comme elle, voudrait, ne comptant plus les heures,
Habiter un Eden aux éternels étés!

Cet Eden, tu l'as vu, quand ton âme bénie,
O poète divin, chantre à la lyre d'or,
Obéissant heureuse au vol de ton génie,
Traversait l'horizon, calme et d'un seul essor!

Ton grand cœur vole encore sur la campagne libre
Où vit le Magyar vaincu, mais non dompté,
Ecoutant retentir dans son âme qui vibre,
Comme un écho lointain, tes chants de liberté!

Ton esprit est vivant au milieu de tes frères,
Un pays tout entier te parle avec ta voix,
Tes refrains sont bercés sur les lèvres des mères,
Et le pâtre grossier les chante au fond des bois!

Laisse donc mon salut frémir à ton oreille,
O héros qui n'a vu qu'un glorieux printemps!
Avant que d'une lyre à la tienne pareille
Le monde retentisse, il attendra longtemps.

Bernard übersetzte in freier poetischer Umkleidung zehn bis zwölf Gedichte Petöfis in den Mélodies pastorales, in der Revue contemporaine und in der von ihm redigierten Revue de la province, die im Jahre 1861 erschien. In seinem größern Werke: Histoire de la poésie (1864, 855 Seiten) widmete er ein längeres Kapitel[6]) der ungarischen Dichtung, die erste derartige zusammenhängende Darstellung in französischer Sprache. Er bespricht besonders die Volkspoesie und glaubt, daß die wahre ungarische Dichtung mit Petöfis Auftreten beginnt. Ohne sich in seine Biographie einzulassen, hebt er besonders seinen Einfluß auf die jüngere poetische Generation

[6]) S. 665—702.

und sein Verhältnis zur Volkspoesie hervor: «Il chercha son point d'appui dans la littérature populaire qui se présente, en Hongrie, principalement avec le caractère lyrique. De là provient cette fraîcheur délicieuse des compositions de Petöfi et cet arome qui s'en exhale; avec lui et ses imitateurs on s'oublie dans les landes de bruyère, on s'arrête charmé au sein des plaines où Délibábe, la fée du mirage, élève ses édifices mystérieux; on écoute la trompette sonner tout à coup pour appeler l'esclave à la liberté; mais le poète n'est jamais si touchant que lorsqu'il se tourne vers celle qu'il aime pour dépeindre sa beauté on pleurer sa mort prématurée.»

Bernard bedauert, daß Petöfi in seinen Naturschilderungen bloß das Tiefland, die Pußta, besang; er hofft jedoch, daß auch bald der Sänger der Karpathen kommen wird. Um Petöfis poetische Parallele zwischen griechischer und nordischer Dichtung und den Wert der letzteren zu zeigen, übersetzte er in der Behandlung der celtischen Dichtung das Gedicht: Homer und Ossian, und findet es ruhmreich für Frankreich, daß ein Ungar die celtische Poesie neben die griechische stellt.

Es ist das Verdienst der Kertbenyschen Übersetzungen, Männer wie Taillandier und Thales Bernard zu ihren Studien über Petöfi veranlaßt zu haben. Auch die Szarvady-Hartmannsche Übersetzung der Gedichte ging nicht spurlos vorbei. In einer literarischen Rundschau der damals hochangesehenen Revue de Paris (1. April 1855)[7]) wurde dieselbe von J. Duesberg, dessen früher Tod ein großer Verlust für Frankreich war, angezeigt. Der junge Kritiker glaubte der erste zu sein, der den Namen Petöfi — bei ihm überall Petroefi — niederschrieb. Er ist von den Naturschilderungen und Trinkliedern nicht besonders entzückt, findet jedoch seine Freiheitsgesänge voll Kraft und Poesie. «Cet homme-là, sagt er, n'avait au cœur qu'une joie et qu'une douleur, qu'une passion et qu'un amour: c'est la liberté. Ses chants patriotiques sont ses véritables titres de gloire.» Und er gibt, nach der deutschen Übersetzung, die französische von: Egy gondolat (Nur ein Gedanke) und Ha az isten (Wenn Gott ...).

Ebenfalls durch deutsche Übersetzungen angeregt, später jedoch auch im Originaltext so ziemlich bewandert, fühlte sich der Sohn der berühmten Dichterin, Marceline Desbordes-Valmore, Hippolyte, vom Geiste der Dichtungen Petöfis ergriffen. Sainte-Beuve in seinem Werke: Madame Desbordes-Valmore, sa vie et sa correspondance (1870) und die zahlreichen Artikel und Studien, welche

[7]) Es sei bemerkt, daß diese Zeitschrift in demselben Jahre Chassins klassisch gewordenes Werk über Hunyadi brachte.

im Jahre 1909 anläßlich der fünfzigsten Jahreswende des Todes der Dichterin (1785—1859) erschienen, gaben einige Aufklärungen über diesen Petöfi-Verehrer, den man in Ungarn und in Frankreich so oft mit seiner Mutter verwechselte. Bekanntlich heiratete die Dichterin, als sie noch Schauspielerin war, einen Kollegen, der Valmore hieß; sie zeichnete dann Desbordes-Valmore. Der Sohn (1820—1891) beschäftigte sich zuerst mit Malerei, trat jedoch im Jahre 1847 als Beamter ins Unterrichtsministerium, wo er bis 1881 blieb und dann in den Ruhestand versetzt wurde. Er zeichnete seine Artikel zuerst Valmore, später nahm er den Namen seiner berühmten Mutter an, von der er einen poetischen Stil voll Schwung und Feuer geerbt hatte. Er las Petöfi zu gleicher Zeit als Bernard, und schon im Jahre 1856 (1. Oktober) brachte die Revue contemporaine einen schönen Artikel mit Übersetzungsproben: «Les Poésies de Petöfi Sandor» betitelt, in dem er sagt: «Ses poésies, filles d'une inspiration spontanée, sont nombreuses; mais on est assuré, quelle que soit celle qui, la première, ait attiré l'attention, de mettre la main sur un bouquet de fleurs rares. Leur parfum sauvage cause une étrange ivresse au sein de laquelle la douleur même est la bienvenue. Petöfi aussi a goûté «le sombre plaisir d'un cœur mélancolique». Sa flamme, comme celle qui circule dans les admirables romances de l'Espagne, brûle tout ce qu'elle approche, mais le jet en est plus soudain encore.» Hierauf folgt die Übersetzung — in Prosa — von acht Gedichten und der Artikel schließt mit folgenden Worten: «Est-ce une illusion, est-ce un sentiment juste des affinités qui peuvent exister entre nos deux pays, malgré la distance des lieux et la diversité des races? Ne retrouve-t-on pas dans cette bouche étrangère des accents déjà familiers aux oreilles et aux cœurs français? Je demeure frappé d'une forme nouvelle, charmé d'une couleur plus vive et rappelant les contrées préférées du soleil; mais sous ces brillantes images, je rencontre à l'improviste des saillies presque gauloises. Avec un élan plus impétueux dans l'expression et sous une interprétation plus poétique encore, il me semble reconnaître la manière de sentir et jusqu'au goût des fleurs de mon pays.»

Diese Studie erklärt teilweise die Vorliebe der Franzosen für Petöfi. Seine Freiheits- und Liebeslieder tragen etwas vom französischen Geiste an sich, den er so hoch schätzte.

Vier Jahre später (1860) schrieb Valmore seine zweite Studie über den ungarischen Dichter. Sie zeigt ein tieferes Eindringen in dessen Geist, und die fünfzig Gedichte, die eingestreut sind, können als eine sehr gelungene Anthologie betrachtet werden. Die Studie

erschien in der damals sehr geschätzten Revue européenne (1. Febr. und 15. März), welche die berühmtesten Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählte, unter dem Titel: Les poésies de Petöfi. Die Vergleiche mit Béranger, Burns, Brizeux und andern älteren französischen Dichtern sind sehr treffend und, was er über den Charakter des Dichters sagt, ist vorzüglich: «Petöfi nous est cher, parce qu'il est l'honneur, la sincérité, la bravoure même; il en est resté aux adolescences du Cid. Et sa mort n'est pas tellement éloignée de sa naissance. En lui rien de fané, rien de calculé, rien de vieilli. Il a beaucoup vécu en peu de temps, il est vrai, mais s'il a souffert, s'il a eu ses déceptions, il ne s'est pas refroidi. Son sang ne fut jamais plus chaud que le jour où il fut répandu pour la dernière fois. La sincérité de son cœur lui assure l'indulgence des sages, l'amour des imprudents. Cette chaleur et cette sincérité se retrouvent dans toutes les manifestations de son âme.»

Valmore hebt dann die Schönheiten seiner Landschaftsbilder hervor, seiner Gedichte, die dem Familienkreise gewidmet sind, in denen «die Sonnenstrahlen auch die kleinsten Dinge vergolden»; er bewundert seine Liebeshymnen an Julia Szendrey; «die Italiener haben nichts Reizenderes, die Spanier nichts Feurigeres geschrieben»; seine patriotischen Lieder glänzen hoch erhaben und unübertroffen in der Weltliteratur. Nur die «Marseillaise» kann mit seinem «Schlachtlied» verglichen werden. Der Schluß dieser vom höchsten Enthusiasmus inspirierten Skizze lautet: «Ce n'est point un patriotisme sédentaire qui inspirait le poète; il n'a point sollicité de l'antiquité le patronage de sentiments et de passions purement littéraires. Non, son épée vibrait encore des coups qu'il avait portés, quand Petöfi saisissait sa plume de feu et versait le trop plein de vie et d'enthousiasme qui débordait de son cœur. L'amour avait remué puissamment et consumé sa vie, mais l'inépuisable foyer brûlait toujours, et la patrie dont il était un des plus pauvres enfants, ne lui demanda pas en vain le sacrifice suprême. A vingt-six ans, il eut le bonheur de mourir pour son pays.»

Dieser mit echt französischer Verve geschriebene Aufsatz wäre viel besser an seinem Platze gewesen als Einleitung zur Auswahl der Gedichte, die der Verfasser, nun unter dem Namen Desbordes-Valmore, mit Karl Ujfalvy unter dem Titel: Poésies magyares. Petöfi Sandor (Paris, 1871) herausgab. Diese Auswahl enthält 200 Gedichte in Prosa, die ohne chronologischer Ordnung — was bei Petöfi zu bedauern ist — die schönsten Gedichte bietet. Die Einleitung, dem Stile nach geurteilt, muß von dem ungarischen Gewährsmann herrühren. Sie ist trocken und enthält ziemlich viele Irr-

tümer, unter andern jenen von den 3000 Gedichten Petöfis — statt ungefähr 700 — die beinahe in allen französischen Biographien dieser Jahre erwähnt werden; ferner auch die falsche Behauptung, daß Petöfi Goethe bewunderte. Trotz dieser Mängel, bleibt dieser Band bis heute die vollständigste franz. Sammlung der Gedichte. Sie ist, wie die meisten französischen Übersetzungen fremder Dichter in Prosa. Die Franzosen meinen, daß bloß ein Dichter einen andern Dichter in Versen übersetzen kann, und da ihre Dichter dies nicht tun, so begnügt man sich mit der ungebundenen Rede. In Deutschland und Ungarn, wo derartige Übersetzungen nicht zu Hause sind, ist man darüber oft erstaunt, jedoch in Frankreich ist man schon daran gewöhnt und zieht eine gute derartige Übersetzung holperigen Versen vor. Man kann auch derart den Text oft getreuer wiedergeben und, wie Goethe sagt, «das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was dem Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird. Dann bleibt der reine, vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Äußere oft, wenn es fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn es gegenwärtig ist, verdeckt»[8]). Die meist verbreiteten und besten Übersetzungen Shakespeares und Byrons, Goethes und Schillers sind in Prosa; sehr selten erscheint ein fremder Dichter in poetischem Gewand und selbst Dichter wie Leconte de Lisle ziehen diese Art der Ubersetzung den Versen vor, wenn sie Dichter des klassischen Altertums übertragen. Ein vollständiger Petöfi in Prosa wäre auch heute noch willkommen, denn teils ist die Desbordes-Valmore-Ujfalvysche Übersetzung schon selten, teils gibt sie kein vollständiges Bild von Petöfi. Um wieviel besser sind die Deutschen in dieser Hinsicht versehen!

Das Jahr 1860 brachte außer den Studien Saint-René Taillandiers und Valmores die erste größere französische Biographie des Dichters. Sie hat als Verfasser Charles-Louis Chassin und führt den Titel: Le poète de la Révolution hongroise. Alexandre Petöfi (Bruxelles et Paris, XVI—360 S.). Kein französischer Schriftsteller hat Ungarn während der österreichischen Reaktion solche Dienste geleistet wie Chassin (1831—1901). In Nantes geboren, kam er (1848) während der Revolution nach Paris, hörte die Vorträge Michelets und Quinets am Collège de France und kämpfte bald, als der Cäsarismus die Freiheitsbewegung unterdrückte, mit dem Wort und der Feder in Gesellschaft jener Republikaner, die dem zweiten Kaiserreich den Fehdehandschuh hinwarfen. Von Michelet lernte er schreiben und

[8]) Dichtung und Wahrheit. XI. Buch, S. 45 (Hempelsche Ausgabe).

das Ungarntum hochschätzen, mit Quinet war er eng befreundet, und schrieb auch seine Biographie[9]). Arago, Ranc, Maxime du Camp, Pichat, Floquet, Ferry waren seine Freunde. In mehreren Blättern, wie Le Siècle, L'Opinion nationale, La Presse, Le Courrier de Paris widmete er dem von vielen Wunden blutenden Ungarn sehr bemerkenswerte Artikel; in der Revue de Paris veröffentlichte er (1855) unter dem Titel: La légende hongroise: Jean de Hunyad eine glänzend geschriebene Geschichte des ungarischen Helden, die er im Jahre 1856 in Buchform, bedeutend erweitert, herausgab: Jean de Hunyad, récit du XVe siècle, précédé de la Hongrie, son génie et sa mission (2. Auflage, 1859). In diesem Werke legte er die ungarische Verfassung und das Verhältnis des Landes zu Österreich klar dar. Seine in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften aufbewahrte Korrespondenz mit den Führern der ungarischen Emigration zeigt, wie hoch Männer wie Kossuth, Ladislaus Teleki, Klapka, Gorove, Czetz diesen Mann schätzten. In Verbindung mit Daniel Irányi gab er die Histoire politique de la Révolution de Hongrie 1847—49 (Paris 1859, 1860) in zwei stattlichen Bänden heraus, noch bis heute das einzige, nach amtlichen Schriftstücken verfaßte, größere Werk in Frankreich. Dabei befaßte er sich auch mit der ungarischen Literatur. In der von französischen Proskribierten in Brüssel begründeten Zeitschrift La libre recherche gab er Übersetzungen von Jósika und Jókai und widmete nach dem Selbstmord Telekis (1861) demselben eine kleine Biographie voll Pietät und Sympathie. Chassins Wirksamkeit nach dem Kriege von 1870—71, seine historischen Arbeiten über die französische Revolution, besonders die 10 Bände, in denen er reiches archivalisches Material zur Geschichte der Vendée lieferte, zeigen seine echt republikanische Gesinnung, die immer als Devise hatte: Toujours à la lutte, jamais au profit, ni à l'honneur.

Chassins Petöfi-Studien begannen im Jahre 1857, als er in der Libre recherche die Übersetzung von sieben Gedichten gab. Drei Jahre später erschien die Biographie, noch bis heute die ausführlichste. In der Vorrede weist er auf seine Quellen hin. Dieselben sind die Noten Michelets, welche der große Historiker gesammelt hatte, um die Biographie zu schreiben. Da ihn jedoch die Umstände daran verhinderten, übergab er sie Chassin, der außerdem das von mehreren Emigranten gebotene Material benutzte. Die Braut Telekis, Johanna Bickerstel, übersetzte ihm Wort für Wort

[9]) Ihren Briefwechsel gibt jetzt H. Monin in der Revue d'histoire de la Révolution française unter dem Titel: Deux historiens de la Révolution française (1910—1912) heraus.

die Gedichte, und er gab dieselben in einer rhythmischen Prosa zurück, die ihren Reiz hat. Das Buch zerfällt in zwei Teile: Die Wanderjahre (La vie errante) und die Revolution, 1847—1849. Wir können selbstverständlich von einem Franzosen, im Jahre 1860, nicht verlangen, daß er die Biographie mit aller Genauigkeit gebe. Wie lange hat es im Vaterlande des Dichters selbst gedauert, bis das fortwährende Hin- und Herwandern, das unstäte Treiben nach neuen Eindrücken genau fixiert und die chronologische Folge seiner Gedichte mit Gewißheit festgestellt wurde! Bis zum Erscheinen der Biographien Alexander Fischers (1889) und sogar Zoltan Ferenczis (1896) gab es keine sicheren Stützpunkte. Wir können es demnach Chassin nicht verargen, wenn im ersten Teile so manche Wanderung nicht erwähnt ist, wenn ein Gedicht nicht an seinem Platz ist, oder falsche Behauptungen sich eingeschlichen haben. Die Emigranten selbst waren nicht besser informiert. Der zweite Teil, dank der Geschichte der Revolution, deren Material Irányi geliefert hatte, steht auf sichererem Boden. Es ist eine höchst anziehende historische Skizze, in die das Wirken Petőfis eingefügt ist, mit zahlreichen Übersetzungen seiner Gedichte. Diese Gedichte, ungefähr hundert an der Zahl, geben so die Hauptmomente des Lebens und dienen zugleich als Charakteristik seiner Lyrik. Das Buch hat besonders auf die jüngere Generation gewirkt.

Wie mächtig der Eindruck auf die republikanisch gesinnte Jugend war, zeigt am besten der Artikel des jung verstorbenen Dichters Jacques Richard: Petœfi Sandor et la Révolution hongroise, der im Jahre 1861 erschien und in dem von Auguste Dietrich herausgegebenen Bande wieder abgedruckt wurde[10]). Richard (1841—1861) war noch Schüler am Lycée Charlemagne, als er durch ein Gedicht die Aufmerksamkeit der liberalen Kreise auf sich zog. Als vorzüglicher Student nahm auch er im Jahre 1860 am Concours général, d. h. am literarischen Wettstreit der besten Schüler der Pariser Gymnasien, teil. Statt jedoch eine lateinische Ode auf den in diesem Jahre verstorbenen Jérôme Napoléon zu schreiben, wie dies die Prüfungskommission verlangte, überreichte er eine von poetischer Indignation durchdrungene Satire auf diesen Mann, mit wuchtigen Hieben auf das Kaiserreich. Er betitelte dieses Stück: Jérôme, mit der Devise Juvenals: Ut declamatio fiat. Das Gedicht, das bald die Runde im Quartier Latin machte, erregte auch das Interesse Victor Hugos, Jules Simons, Maxime du Camps, wie dies der einstige Mit-

[10]) Jacques Richard: Poésies, recueillies pour la première fois et précédées d'une étude par Auguste Dietrich. — Paris, 1885.

schüler des Dichters, der Historiker Lavisse in seinen jüngst erschienenen Jugenderinnerungen erzählt. Einige Strophen, die Petöfi gewiß gefallen hätten, mögen hier folgen:

Il aurait mieux valu, pour votre gloire, élire[11])
Un homme au bras robuste, un homme au cœur hardi,
Et puisqu'il vous fallait mettre en nos mains la lyre,
Y faire au moins vibrer ton nom, Garibaldi!

Vous ne comprenez pas que nos veilles muettes
Ont de chacun de nous fait un républicain,
Que nous supportons mal nos fers, que nos poètes
Ce sont les Juvénal, les Hugo, les Lucain!

Que nous attendons tous, le cœur plein d'espérance,
L'heure si désirée et si lente à venir,
L'heure du grand réveil, l'heure sainte où la France,
Elle aussi, du passé voudra se souvenir.

Man glaubt in diesen Strophen Petöfis feurige Worte gegen das reaktionäre Österreich zu hören. Richard las seine Gedichte und gab einigen (Elegie des Mondes, Wenn Gott... Schlachtlied, Und wieder ist Europa ruhig) eine schöne poetische Umkleidung. Die zwei ersten wurden von Saint-Marc Girardin in seinen Vorträgen an der Sorbonne oft zitiert. Kaum war das Werk Chassins erschienen, als Richard es begierig las und in einer längeren Studie die Hauptmomente des Lebens hervorhob, besonders Petöfis Rolle während der Revolution. Der Schluß des Artikels ist besonders bemerkenswert, denn er enthält ein Urteil über Béranger, den man so oft mit Petöfi verglich. Es muß betont werden, daß der ungarische Dichter selbst sowohl durch seine Übersetzungen einiger Gedichte Bérangers, als durch sein viel zu dithyrambisch gehaltenes Lob des Franzosen, diese Parallele hervorrief. Im Grunde haben beide Dichter wenig gemein und schon Chassin betonte den ungleich höheren poetischen Wert des ungarischen Lyrikers. Bei Richard, dem Bérangers Napoleon-Kultus mißfiel, finden wir den Gegensatz am stärksten hervorgehoben. Er sagt: Petöfi fut un grand poète et un admirable héros. Le comparer à quelqu'un, ce serait rabaisser sa gloire. On a parfois à son nom accolé le nom de Béranger, mais je proteste contre ce parallèle. Qu'y a-t-il de commun entre le chansonnier bourgeois, dont la longue et prudente existence s'éteignit paisiblement dans un repos égoïste, et le soldat tombé à Segesvár sous les baïonettes autrichiennes? — L'un, avant toutes choses, fut soigneux de ses intérêts, de son bonheur; l'autre de l'indépendance

[11]) Als Gegenstand der zu schreibenden Ode.

et de la grandeur de sa patrie! Loin de moi cette honte d'aller insulter la fosse fraîche encore de Béranger[12])! Je respecte d'ailleurs en lui l'homme qui alla en prison pour ses principes. Mais je n'aurai pas la faiblesse de passer sous silence son immoralité. Et ici qu'on ne s'abuse pas sur ma pensée. Ce ne sont pas quelques chansons légères, regrettables peut-être, que je lui reproche: c'est l'inspiration même de la poésie. Par amour de je ne sais quelle fausse gloire, il flatta les bas instincts du peuple; au lieu d'inspirer aux âmes le culte de ces grandes choses, l'Amour, la Liberté, — il chanta l'absorption de tous en un seul homme, l'anéantissement des sentiments généreux et virils, la mort de la Probité et de la Conscience! — Ce fut un crime; et quiconque est digne par le cœur d'admirer la vie et la mort de Petöfi ne le lui pardonnera jamais.»

Die Studien über und Übersetzungen aus Petöfi, die wir bis jetzt erwähnten, stammen von Franzosen, die der ungarischen Sprache gar nicht oder bloß wenig mächtig waren. Es sind angesehene Literaten, dichterisch begabte Schriftsteller, die sich meist nach deutschen Übersetzungen oder Mitteilungen ungarischer Emigranten ein Urteil über sein Genie bildeten. Jedoch schon im Jahre 1861 erschien eine Arbeit, deren Verfasser die Gedichte im Text lesen konnte. Es war dies Auguste Dozon (1822—1891), der lange Jahre als Diplomat in Salonik, Mostar und Philippopoli wirkte, die meisten slavischen Sprachen und auch ungarisch erlernte, sehr gediegene Werke über die Volkspoesie der Serben, Bulgaren und Albanesen schrieb und am Ende seiner diplomatischen Laufbahn als Professor für russische Sprache an der Pariser orientalischen Hochschule (École des langues orientales vivantes) wirkte. Unter dem Titel: Un poète magyar. Alexandre Petöfi, veröffentlichte er in der vom Elsässer Neftzer gegründeten Revue germanique (1861, 15. Januar) eine höchst anziehende Studie über Petöfi nach deutschen und ungarischen Quellen, in der wohl einige falsche Daten vorkommen, die jedoch im ganzen sehr gelungen ist. Die Charakteristik des Dichters lautet: L'énergie et la vérité du sentiment, la spontanéité et la vivacité de l'expression, l'abondance des images qui revêtent parfois un caractère d'étrangeté orientale, le feu, la turbulence et la grâce d'une jeunesse fougueuse, mais dans le cœur de laquelle vibrent au besoin les plus nobles émotions, les sentiments les plus élevés: tels sont les caractères du poète et de l'homme dans Petöfi. Type fidèle de sa race, son imagination mobile passe en un instant, mais avec une égale sincérité, par les impressions les plus diverses, du rire

[12]) Béranger starb im Jahre 1857.

aux larmes, de l'abattement à l'enthousiasme. Le vin, l'amour, la pensée de la mort, le culte de la patrie sont comme une échelle qu'il parcourt sans cesse, souvent dans la même pièce, entrainant le lecteur subjugué par la franchise de l'allure et l'originalité de la pensée.

Auch Dozon vergleicht Béranger mit Petőfi; er läßt sich jedoch nicht von der Politik hinreißen wie Richard, und urteilt bloß vom ästhetischen Standpunkte. Er stellt den ungarischen Dichter hoch über den Sänger der Lisette und findet bloß in den Gegenständen, die sie behandelten, Ähnlichkeit. «Mais», fährt er fort, «quelle différence profonde dans la manière de sentir et dans l'expression! Comment comparer à l'homme rassis et prudent, qui boit à petits coups, chante les plaisirs des vieux célibataires et se tient à l'écart des partis, la tête ardente qui s'enivre au son de la musique sauvage, mais entraînante des Tziganes, aime et exprime sa passion avec le feu de ses vingt ans et finit par mourir sur le champ de bataille pour la cause de son pays... Là où la différence éclate le mieux, c'est quand ils se rencontrent sur le même terrain; rapprochez, par exemple, du Marquis de Carabas le Noble magyar; c'est dans la première pièce une humeur frondeuse et non sans acrimonie, dans l'autre une ironie légère, spirituelle aussi, mais d'une allure toujours poétique.»

Wie Valmore, findet Dozon viel mehr Ähnlichkeit zwischen Burns und Petőfi: «Ardeur de tempérament,» sagt er «sincérité d'émotion, hardiesse et franchise d'exécution, veine comique et railleuse, mais toujours sympathique, nature aimable de bon compagnon, comme aussi élévation morale, et enfin, comme dernier trait, sentiment profond de la nature extérieure.»

Man sieht aus diesen Zitaten, wie tief Dozon in das Verständnis des Dichters gedrungen ist. Die Übersetzung der zwölf Gedichte, die der Studie folgen, ist ebenfalls in Prosa, jedoch ohne Paraphrase, hält sich eng an den Text und ist dennoch poetisch. Dieselben Eigenschaften kennzeichnen die im Jahre 1877 in der Bibliothèque orientale elzévirienne erschienene Übersetzung von «Held János»: Le Chevalier Jean. Conte magyar par Alexandre Petőfi, mit einer kurzen Einleitung, in der er die Sympathie für Frankreich, die in diesem volkstümlichen Epos an den Tag tritt, hervorhebt. Er bemerkt am Ende, daß die Übersetzung direkt nach dem Original verfertigt ist. Als Beilage gibt er die zwölf Gedichte, die in der Revue germanique erschienen waren, ferner die Elegie Alexander Vachotts «Der Gefangene des Auslands» (A külföld rabja), die er ein Pendant der Mie prigioni Pellicos nennt.

Nach so zahlreichen Studien und Übersetzungen, deren Petöfi zwischen 1851 und 1870 in Frankreich teilhaft wurde, ist es nicht auffallend, daß sein Geist auch auf jüngere Dichter seinen Einfluß ausübte. Besonders die Kriegslieder und revolutionären Gedichte haben nach dem 1870—71er Kriege gewirkt. In mehreren Stücken Paul Deroulèdes findet man wie ein Echo derselben. Das berühmte Gedicht «En avant» zeigt in Form und Inhalt den Einfluß des «Schlachtlieds». Einige Strophen zeigen dies deutlich:

Schlachtlied.

Horch Trommelschall, Trompetenton,
Das Heer steht kampfgerüstet schon,
Nur vor!

Der Säbel klirrt, die Kugel pfeift,
Das ist's, was Ungarns Helden reift,
Nur vor![13])

En avant!
Le tambour bat, le clairon sonne;
Qui reste en arrière? . . Personne!
C'est un peuple qui se défend.
En avant!

Gronde canon, crache mitraille!
Fiers bûcherons de la bataille,
Ouvrez nous un chemin sanglant.
En avant!

Einen noch größeren Einfluß — wenn auch indirekt — können wir in der Generation der jungen Dichter beobachten, die um 1880, mit der marmorglatten, aber oft auch marmorkalten Poesie der Parnassiens brechend, ihre Inspiration meist dem Volkslied entlehnten und den Familienkreis als Thema ihrer Dichtungen nahmen. Damals begannen die zwei großen Sammlungen der Volkslieder aller Völker, die Collection de Contes et de chansons populaires bei Leroux und die Littératures populaires de toutes les nations bei Maisonneuve, und Gelehrte wie Cosquin, Luzel, Sébillot, Rolland, Gaidoz, Lefèvre, Husson, Paris, Blémont und Carnoy machten die Schätze der Volkspoesie zugänglich. Eine ganze Schar junger Dichter, wie Gabriel Vicaire, Maurice Bouchor, Jean Aicard — heute Akademiker — Charles le Goffic, Raoul Gineste, Jacques Madelaine und andere, schöpften aus dieser unversiegbaren Quelle, wie einst Petöfi in Ungarn. Dies war der heiße Wunsch Thalès Bernards, als er in den fünfziger Jahren auf Ungarns großen Dichter und die Volkspoesie anderer wenig bekannter Völker hinwies.

[13]) Übersetzung von Ladislaus von Neugebauer. 3. Auflage. Leipzig 1910.

Was jedoch damals bloß Kuriosum war, wurde einige Jahrzehnte später das erfrischende und verjüngende Element in der französischen Dichtung.

* * *

Die Arbeiten und Übersetzungen Saint-René Taillandiers, Thalès Bernards, Desbordes-Valmores, Chassins und Dozons bezeichnen den Höhepunkt des Petőfi-Kultus in Frankreich. Was die folgenden Generationen hervorgebracht haben, ist wohl bemerkenswert, kann jedoch mit dem Wirken dieser Männer nicht verglichen werden. Poetische Neigung, politische Umstände, der jüngst begründete Unterricht der ungarischen Literatur sind die Faktoren, welche diese Früchte hervorbrachten.

Der große Denker Henri Fréderic Amiel, dessen Tagebuch so viel Aufsehen erregte, erzählt in demselben[14]), daß er 12 bis 14 kleinere Gedichte Petőfis übersetzt hatte und fügt hinzu: Elles (les poésies) sont d'une saveur étrange. Il y a de la steppe, de l'Orient, du Mazeppa, de la frénésie dans ces chants cinglés avec la cravache. Quel emportement de passion, et quel éclat farouche! Quelle images grandioses et sauvages! On sent que le Magyar est un Centaure, et que c'est par hasard qu'il est Européen et chrétien. Zwei Gedichte waren schon in dem Bande: Les Etrangères. Poésies traduites de diverses littératures (Paris 1876) erschienen: «Zur Geburt meines Sohnes», «Die Wolken», das «A felhök» überschriebene Gedicht, jedoch nicht der pessimistisch angehauchte Zyklus, der den Titel: Felhök (Wolken) führt.

Eines der hervorragendsten Mitglieder des französischen «Parnasse», François Coppée (1843—1908), der im Jahre 1885 mit den von Lesseps geführten Schriftstellern und Künstlern nach Ungarn kam, fühlte sich ebenfalls von Petőfi angezogen. Er schrieb bei dieser Gelegenheit, als die Deputation, dem ungarischen Genius huldigend, die Statue des Dichters bekränzte, das warme Gedicht: Á Petőfi, in dem wir diese schöne Strophe finden:

> O, brûler de génie et périr à la guerre,
> Se dresser en airain et mourir sans tombeau!
> Mais je ne te plains pas et t'envie, ô mon frère!
> Nul sort plus que le tien n'est héroïque et beau.

Coppée schrieb auch neun Gedichte nach Petőfi: Poèmes magyars d'après Petőfi, freie Übersetzungen, die er in die Ausgabe seiner

[14]) Fragments d'un Journal intime, II. S. 280. — 6. Aufl. 1892—93.

sämtlichen Werke aufnahm. (Œuvres Complètes de François Coppée. Poésies, 1864—1887. Paris; S. 429—433.)

In der schönen Anthologie ungarischer Dichter: Poésies magyares von Melchior de Polignac (Paris 1896) finden wir fünfzehn Gedichte Petöfis in rhythmischer Prosa, besonders Stücke, die in den älteren Übersetzungen fehlen. Sehr gelungen sind: «Ende September», «Nur ein Gedanke», «Homer und Ossian». Die Blätter, die derselbe Verfasser in seinen Notes sur la littérature hongroise (Paris 1900, S. 241—247) Petöfi widmet, sind sehr schwach und können mit den französischen Studien der sechziger Jahre gar nicht verglichen werden.

Der gewesene französische Konsul in Budapest, F. E. Gauthier, gab in seinem Bande: Arany, Petöfi (Paris 1898) eine zweite Übersetzung von «Held János» (Jean le Héros), jedoch in Versen. Um Petöfi in Versen zu übersetzen, muß man selbst dichterisch begabt sein, was bei Gauthier nicht der Fall ist, obwohl nicht zu leugnen ist, daß er hie und da den humoristischen Ton des Originals treu wiedergibt. Jedoch der französische Leser wird immer eine gute prosaische Übersetzung, die jede Nuance widerspiegelt, solchen poetischen vorziehen. Außer diesem Epos finden wir hier noch sieben Gedichte Petöfis, ebenfalls in Versen.

Von den jüngsten Übersetzungen seien noch diejenigen erwähnt, welche eine wenig verbreitete Zeitschrift: La Poètique. Annales de la poésie et de l'art en France et à l'étranger, in den Jahren 1905—1907 brachte. Wir finden hier außer den prosaischen Übersetzungen von zwölf Gedichten, die Alexander Bertha lieferte, eine poetische Paraphrase des Schlachtlieds von Léonce de Larmandie und die erste französische Übertragung der poetischen Erzählung: «Der Apostel», unter dem Titel: Un chef-d'œuvre ignoré de Petöfi: L'Apôtre. Der Übersetzer Y. Krausz hebt in seiner Vorrede mit Recht folgendes hervor: «Dans la galerie des grandes œuvres poétiques, les poèmes à thèses purement sociales sont rares et représentés seulement par un petit nombre d'œuvres marquantes. Je crois que l'Apôtre de Petöfi les domine toutes. L'Apôtre est bien moins, il est vrai, une œuvre d'apostolat social, comme Petöfi semble l'avoir cherché, qu'un poème effrayant de douleur et de misère humaine.. Petöfi eut une existence assez tourmentée et aventureuse et certainement ses angoisses et ses inquiétudes ne sont pas étrangères aux mouvements de rébellion qui grondent dans le cœur de son héros. Son œuvre décèle bien plus la fièvre de son âme qu'elle n'offre le véritable caractère d'un apostolat... Petöfi écrit avec la fougue de son cœur, l'amertume et la puissance extraordinaire de sa fantaisie

et, là, le poète de l'Apôtre est peut-être inimitable.» Wenn jedoch der Übersetzer hinzufügt, daß Petőfis Werke nur selten die Grenzen seines Vaterlandes überschritten haben, so irrt er und scheint die zahlreichen deutschen Übersetzungen nicht zu kennen.

Die erwähnten Arbeiten zeigen, daß Petőfis Genie noch immer seinen Reiz ausübt. Man liest noch immer mit Vergnügen die Geschicke dieser romantischen Laufbahn, man vertieft sich noch in seine Dichtungen. Als Quelle bleibt noch immer die Biographie Chassins, und selbst Gelehrte wie Eduard Sayous (1842—1898), der zehn Jahre seines Lebens der ungarischen Geschichte widmete und dessen Histoire générale des Hongrois (1876) noch bis heute das Beste ist, was Frankreich auf diesem Gebiete aufweisen kann, nahmen dieselben zur Grundlage. In einer seiner letzten Studien, die er Ungarn widmete, gesteht er dies offen ein. Während jedoch Chassin in Petőfi den Patrioten und republikanisch gesinnten Sänger verherrlichte, sehen wir im Artikel Sayous': Un poète hongrois. Petœfi (Bibliothèque universelle et Revue suisse, 1895, August) einen reaktionären Zug. Er gibt wohl ein anschauliches Bild vom Lebensgange des Dichters, das er durch die Übersetzung einiger Gedichte anziehend macht, er kann sich aber mit seinen patriotischen und revolutionären Gesängen nicht befreunden. Seine politischen Anschauungen verdammt er. «Je range avec regret Petőfi,» sagt er, «parmi les hommes néfastes qui ont alors (1848—49) faussé les destinées de tant de nations européennes et porté des coups si funestes à la vraie liberté.» Als ob es Petőfis Fehler gewesen wäre, daß die österreichische Kamarilla die Revolution hervorrief und nach der Katastrophe ihr reaktionäres Regime einführte!

Sayous kannte noch nicht die ungarischen Forschungen der letzten Jahrzehnte, welche auf jedes Lebensmoment des Dichters ein neues Licht warfen und die chronologische Folge seiner Gedichte feststellten. Es ist demnach notwendig, diese Resultate den Franzosen bekannt zu machen. Solche gutgemeinten, jedoch von Irrtümern strotzenden Artikel, wie derjenige Catulle Mendès' im Figaro (11. Januar 1903), bewiesen dies noch deutlicher. Diesen Zweck verfolgen die Kapitel, die wir Petőfi widmeten in den Werken: La Hongrie littéraire et scientifique (Paris 1896, S. 152—165) und in der illustrierten Histoire de la littérature hongroise (Paris u. Budapest 1900, S. 301—318), ferner der Artikel Petőfi in der Grande Encyclopédie und die Studie anläßlich des Erscheinens der Zoltán Ferenczischen großen ungarischen Biographie, in der Revue des revues (1897, 1. und 15. November) unter dem Titel: La vie intime de Petőfi. Aus demselben Grunde haben wir in den Études hon-

groises (Paris 1907) einen Auszug unserer Vorlesungen an der Pariser Universität über den Dichter gegeben, welcher besonders die biographischen Daten sicher stellt und seinen Platz in der ungarischen Literatur bezeichnet. Dieser Auszug könnte als Grundlage einer wissenschaftlichen Biographie dienen, die neben den bisher veröffentlichten Arbeiten noch immer gute Dienste leisten würde. Es wäre wünschenswert, daß neben dieser Biographie auch die zahlreichen Übersetzungen, die, zerstreut in den verschiedenen Zeitschriften, manchmal schwer zugänglich sind, in einem stattlichen Band gesammelt erschienen, damit all diejenigen Franzosen, die sich für ungarische Poesie interessieren, an ihnen ihre Freude finden. Es wäre dies die Aufgabe der Petöfi-Gesellschaft, die in Ungarn selbst schon so viel Schönes geleistet hat, um das Andenken des Dichters zu ehren.

Die Thronfolgeordnung im Zeitalter der Arpáden.

Von Bischof **Wilhelm Fraknói.**

Es ist eine vielerörterte Streitfrage des ungarischen Staatsrechts und der ungarischen Geschichte: ob im Herrscherhause der Arpáden eine Thronfolgeordnung bestand, und, wenn es eine gab, wie sie beschaffen war?

Diese Frage besitzt eine ganze Literatur. Die scharfe, literarische Fehde, die von den Vertretern der verschiedenen Ansichten geführt wurde, vermochte nicht den Knoten zu lösen, das Dunkel zu zerstreuen. Ungarns klarster Kopf, Franz Deák, gelangt in seiner berühmten Polemik gegen Lustkandl, nachdem er seine Einwände in die Form einiger geistvollen Fragen gegossen hat, zur folgenden Konklusion: «Aus alle dem ergibt sich, daß über jenen alten Zeiten ein Dunkel liegt, das nicht so leicht erhellt werden kann. . . . Ob die Erbfolgeordnung in bestimmter Weise festgesetzt war, und wie sie festgesetzt war, läßt sich heute nicht mehr beweisen»[1]).

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem diese Zeilen Deáks das Tageslicht erblickten. Trotz des großen Fortschritts und der namhaften Bereicherung der ungarischen Rechts- und Geschichtswissenschaft sind wir der Klärung der aufgeworfenen Kardinalfrage nicht um Zollesbreite nähergerückt. Man findet sich mit den auftauchenden Schwierigkeiten in der Weise ab, daß man in mehr oder

[1]) Adaléк a magyar közjoghoz (Beitrag zum ungarischen Staatsrecht). 1865. S. 26.

minder unbewußter Erinnerung an Tatsachen der germanischen Rechtsentwicklung für die Besetzung des Königsthrones die zwiespältige Geltung des Erblichkeits- und des Wahlprinzips lehrte: daß nämlich die Herrscherwürde an das Geschlecht Arpáds gebunden war, die Nation aber unter den männlichen Mitgliedern dieses Geschlechtes frei wählen konnte. Es fehlt auch nicht an Geschichtsschreibern, welche einen auf Gewohnheitsrecht beruhenden Vorzug des Bruders vor dem Sohne behaupten zu dürfen meinten.

Seit der 1820 erschienenen wertvollen Arbeit von Graf Anton Cziráky (Disquisitio historica de modo consequendi summum imperium in Hungaria) hat sich mit unserem Gegenstande bloß eine Monographie beschäftigt: das Buch Franz Salamons «Die Besetzung des ungarischen Königsthrons und die Geschichte der Pragmatischen Sanktion» (1866), das jedoch die der Pragmatischen Sanktion vorangehenden Perioden nur einleitungsweise, ohne die Basis eigener Quellenforschung in Kürze behandelt. Der Schreiber dieser Zeilen gedenkt die Resultate seiner auf diesen Gegenstand bezüglichen Studien in einer selbständigen Arbeit zu entwickeln. Die Notwendigkeit eines solchen Werkes leuchtet wohl ein. Vorläufig wünscht er sich auf die Erörterung einiger wichtigen Fragen zu beschränken.

I.

Bei jedem Volke mußte, von Anbeginn des staatlichen Daseins, die Art und Weise der Besetzung des Fürstenstuhls bestimmt sein. Der Mangel einer Regel, nach der die fürstliche Würde vom Vorgänger auf den Nachfolger übergehe, ist als gleichbedeutend zu betrachten mit der Festsetzung des Rechts der freien Wahl.

Es ist das bedeutsamste, zugleich das natürlichste Recht der Völker, den Herrscher, der ihre Geschicke lenkt, selbst zu wählen. Aber gerade zur Preisgabe oder doch zur Einschränkung dieses Rechts fanden sich die Völker am häufigsten und leichtesten bereit. Der Selbsterhaltungstrieb bewirkte diese Selbstverleugnung. Die Wahl des Herrschers, die immer wieder innere Wirren und äußere Gefahren heraufbeschwor, zog in kurzen Zwischenräumen krisenhafte Störungen der nationalen Entwicklung nach sich und schmälerte den Nimbus, dessen die fürstliche Gewalt bedarf.

Es bekundet die frühe politische Reife der ungarischen Nation, daß sie bereits auf der Schwelle der Landnahme die Erblichkeit im Fürstenhause festsetzte.

Die nationale Überlieferung, die der anonyme Notar König Bélas niederschrieb, wußte zu erzählen, die Führer der Nation hätten im

sogenannten Blutvertrage die Verpflichtung übernommen, daß sie «solange ihr und ihrer Nachkommen Leben währt, den Fürsten stets aus dem Geschlechte Arpáds nehmen werden».

Die Strenge der historischen Kritik, die in neuerer Zeit die Autorität des Anonymus anfocht, hat die Meldung vom ersten Punkte des Blutvertrages verschont. Doch falls wir sogar auch diesen ersten Punkt als erfunden betrachten würden und annähmen, Anonymus habe die Rechtsauffassung seines Zeitalters den vertragschließenden Anführern in den Mund gelegt, gewänne die Mitteilung, die uns mit dem Grundprinzip der Erbfolgeordnung des Arpádenzeitalters bekannt macht, immer noch großes Gewicht.

Wir können aber jene Mitteilung keineswegs als vollständig ansehen. Denn wenn die Erbfolge im Fürstengeschlechte festgesetzt war, mußte notwendigerweise auch die Erbfolgeordnung geregelt sein, es mußte in erster Reihe bestimmt sein, welchen Mitgliedern der fürstlichen Familie, und in welcher Reihenfolge das Erbrecht zustehe.

Es ist schlechterdings unmöglich, daß eine solche Regelung seitens der zuständigen Faktoren nicht bereits in der ältesten Zeit erfolgt wäre; denn mangels einer solchen hätte die Anwendung des Prinzips der Erblichkeit zu fortwährenden Verwicklungen geführt und alle Nachteile des Wahlsystems besessen ohne dessen Vorteile.

Auf das Vorhandensein einer detaillierten und genau formulierten Erbfolgeordnung weisen auch geschichtliche Denkmäler hin. Andreas III. erwähnt in der Einleitung seines Dekrets vom Jahre 1290, er habe «kraft des Rechts und der Ordnung der Abstammung» (iure et ordine geniturae) den Thron bestiegen. Der Politiker, der diese wichtige Äußerung verfaßte, gebrauchte unzweifelhaft nach reiflicher Erwägung die zwei Ausdrücke, obwohl auch der eine von beiden genügt hätte, es sogar (da ja von dem einzigen überlebenden männlichen Abkömmling Arpáds die Rede war) keines der beiden Ausdrücke bedurfte.

Im Mittelalter erachtete man es sowohl auf dem Gebiete des Staatsrechts, als des Privatrechts für überflüssig, die wichtigsten und einschneidendsten Prinzipien und Bestimmungen schriftlich zu fixieren. Das Gewohnheitsrecht erwies sich als hinlänglich. Bekanntlich hat erst Werböczi, zu Beginn des XVI. Jahrhunderts, das ungarische Gewohnheitsrecht niedergeschrieben und in ein System gebracht, und auch nur zum Teile; die auf die Besetzung des Königsthrones bezüglichen Rechtsprinzipien nahm er leider gleichfalls nicht auf.

Umso größere Beachtung verdient es, daß laut dem über die Ansprüche der Gegenkönige Wenzel und Karl Robert entscheidenden

päpstlichen Urteile von 1303 die ungarländischen Parteigänger des neapolitanischen Thronbewerbers behaupteten, «das geschriebene Recht (scripti canonis series) bezeuge, daß in Ungarn die Krone kraft Erbfolge, nicht durch Wahl von einem Herrscher auf den andern übergehe»[2]). Wir können unmöglich voraussetzen, daß die in Rom erschienenen hochangesehenen Kirchenfürsten den Papst mit frechen Lügen hätten irreführen wollen. Es gab also geschriebene Sätze des Thronfolgerechts, deren Inhalt bedauerlicherweise weder das päpstliche Urteil, noch eine andere Urkunde auf unsere Tage gebracht hat.

Wir müssen also die Regeln der Sukzession aus den Tatsachen und den in einzelnen Fällen geschehenen Verfügungen selbst mittelst Folgerungen erschließen. Und man braucht bloß die einfachsten Mittel der Addition und Subtraktion in Anspruch zu nehmen, um die klaren Grundzüge der ältesten Thronfolgeordnung fixieren zu können. Unser Verfahren dürfte wohl an das Ei des Kolumbus erinnern. . . .

II.

An die Spitze meiner Ausführungen muß ich die Liste der Herrscher aus dem Arpádenhause, mit Angabe ihrer Abstammung stellen.

* 1. Arpád (890—907).
* 2. Zsolt, Arpáds Sohn (907—947).
* 3. Taksony, Zsolts Sohn (947—972).
* 4. Géza, Taksonys Sohn (972—997).
** 5. Stefan I. der Heilige, Gézas Sohn (997—1038).
** 6. Peter, Sohn einer Tochter Gézas (1038—1041 und 1044 bis 1046).
** 7. Aba, Gemahl einer andern Tochter Gézas (1041—1044).
†** 8. Andreas I., ein Urenkel Taksonys (1046—1060).
†** 9. Béla I., ein Urenkel Taksonys (1060—1063).
** 10. Salomon, Andreas' I. Sohn (1063—1074).
†** 11. Géza I., ein Sohn Bélas I. (1074—1077).
** 12. Ladislaus I. der Heilige, ein Sohn Bélas I. (1077—1095).
* Koloman, Gézas I. Sohn (1035—1116).
** Stefan II., Kolomans Sohn (1116—1131).

---

[2]) Theiner, Monumenta Hungariam sacram illustrantia I. S. 400.

[3]) Die Herrschaft Stefans III. erlitt bekanntlich durch die Thronbesteigung Ladislaus' II. und Stefans IV. eine Unterbrechung, doch setzte nach deren Tode Stefan III. seine Regierung fort; Béla III. erscheint daher als sein unmittelbarer Nachfolger.

* Béla II., ein Enkel Gézas I., Sohn des Herzogs Álmos (1131 bis 1141).
* Géza II., ein Sohn Bélas II. (1141—1162).
** Stefan III., Gézas II. Sohn (1162—1172)[3]).
** Ladislaus II., ein Sohn Bélas II. (1162—1163).
** Stefan IV., ein Sohn Bélas II. (1163).
* Béla III., Gézas II. Sohn (1172—1196).
* Emerich, Sohn Bélas III. (1196—1204).
** Ladislaus III., Emerichs Sohn (1204—1205).
* Andreas II., Sohn Bélas III. (1205—1235).
* Béla IV., Sohn Andreas II. (1235—1270).
* Stefan V., Bélas IV. Sohn (1270—1272).
** Ladislaus IV., Stefans V. Sohn (1272—1290).
** Andreas III., ein Enkel Andreas II., Sohn des Herzogs Andreas (1290—1301).

Von den siebenundzwanzig Herrschern, die diese Liste nennt, ist in zwölf Fällen dem Vater nach seinem Tode der erstgeborene Sohn nachgefolgt. (In der Liste befindet sich ein Stern neben ihren Namen.)

Daß die Nation das Recht der Königswahl ausgeübt hätte und die Wahl zufälligerweise zwölf Male auf den Erstgeborenen des verstorbenen Königs gefallen wäre, darf als ausgeschlossen gelten. Der Brauch der Wahl, die den Zweck hat, den Geeignetsten unter den Thronbewerbern an die Spitze der Nation zu erheben, ist den minderjährigen Mitgliedern des Herrscherhauses wenig günstig. In Ungarn nun stieß die Thronbesteigung des minderjährigen Erstgeborenen auf keinerlei Schwierigkeiten von Rechtswegen.

Ich berufe mich nicht auf Arpáds Sohn und unmittelbaren Nachfolger, Zsolt, der, nach dem von der historischen Kritik angezweifelten Berichte des Anonymus, seiner Minderjährigkeit ungeachtet den Fürstenstuhl einnehmen konnte. Unzweifelhaft aber ist es, daß Salomon 11, Stefan II. 15, Géza II. 11, Stefan III. 15, Ladislaus III. gar nur 6, Ladislaus IV. 10 Jahre alt war, als er den Thron bestieg.

Hätte die Nation nach freiem Ermessen denjenigen wählen dürfen, der ihr unter den Abkömmlingen Arpáds der Geeignetste für die königliche Würde schien, so müßten wir annehmen, daß sie in sechs Fällen einen minderjährigen Herzog für den Würdigsten gehalten habe — eine schlechterdings unmögliche Annahme.

Wenn wir von der Reihe der siebenundzwanzig Herrscher jene zwölf abziehen, die auf dem Throne der erstgeborene Sohn ablöste,

bleiben fünfzehn Könige, denen die Vorsehung diese Gunst versagt hat.

In zwölf Fällen von diesen fünfzehn hinderte jedoch physische Unmöglichkeit die Erbfolge des Erstgeborenen, insofern von den fünfzehn Königen zwölf überhaupt keinen Sohn hinterließen. (Neben ihren Namen befinden sich zwei Sterne.)

Diese zwölf Fälle können daher gegen die Annahme des Primogenitur-Erbrechts nicht ins Treffen geführt werden. Hingegen berechtigen uns die oben angeführten zwölf Fälle der Primogenitur-erbfolge zu der Annahme, daß auch diesen zwölf Königen, wenn sie männliche Leibeserben hinterlassen hätten, die erstgeborenen Söhne in der Herrschaft gefolgt wären.

Es bleiben also bloß drei von den siebenundzwanzig Herrschern übrig, nach deren Tode ihre Erstgeborenen übergangen wurden. Diese verschwindend kleine Zahl vermag den Wert meiner obigen Feststellung gewiß nicht zu mindern.

Die Analyse der drei Fälle führt aber trotzdem zu interessanten Ergebnissen.

A. Andreas I. wurde nach seinem Tode mit Übergehung seines Sohnes Salomon von seinem Bruder, Béla I., abgelöst. Indem jedoch Salomon noch zu Lebzeiten seines Vaters gekrönt wurde, ist sein Thronfolgerecht sowohl von der Nation, als insbesondere von Béla selbst anerkannt worden, der (obwohl eine vor Salomons Geburt zustandegekommene vertragsmäßige Abmachung den Thron ihm gesichert hatte) seinem Neffen die Krone eigenhändig aufs Haupt setzte. Die Tatsache, daß Béla später seine Nachgiebigkeit bereute und den Thron mit Waffengewalt errang, machte Salomons Sukzessionsrecht nicht hinfällig.

B. Béla I. wurde nach seinem Tode, mit Übergehung seines Sohnes Géza, vom Sohne seines Vorgängers, dem eben genannten Salomon abgelöst, wozu Géza selbst seine Zustimmung gab. Auf diese Weise fand der Bruch der Primogenitur-Ordnung seine Heilung. Géza hielt auch später, als Salomon abgesetzt wurde, die auf der Thronfolgeordnung beruhenden Rechte Salomons dermaßen in Ehren, daß die Nation ihm die Krone geradezu aufzwingen mußte.

Die Rechtsauffassung und Bedenken Gézas teilte nach seinem Tode auch sein Bruder, Ladislaus der Heilige. Zufolge der auf der Überlieferung beruhenden und auch die nationale Denkungsweise wiederspiegelnden Erzählung der Chroniken wäre Ladislaus bereit gewesen, das Königreich Salomon zu übergeben, wenn er gewußt hätte, daß dieser «sich bessern würde», was die Chroniken damit er-

klären, daß Ladislaus nach seiner eigenen Auffassung Salomon gegenüber «kein gesetzmäßiges Recht besaß und darum bloß tatsächlich regierte, nicht von Rechtswegen». Der Hinweis auf das «gesetzmäßige Recht» (ius legitimum), auf die Legitimität, kann nur das auf die gesetzliche Erbfolgeordnung gegründete, nicht das durch die Krönung erworbene Recht betreffen.

C. Der dritte Fall einer Übergehung des Erstgeborenen ereignete sich nach Gézas I. Tode. Mit Übergehung Kolomans, des Sohnes von Géza, bestieg Ladislaus der Heilige den Thron. Die Ursache davon war, daß den jungen Koloman, ob dessen körperlicher Gebrechen, der eigene Vater als zur Herrschaft ungeeignet betrachtete, was Koloman selbst einsah; er trat in den geistlichen Stand, womit er eben freiwillig auf sein Erbrecht verzichtete. So konnte Ladislaus, der gegenüber dem vertriebenen und verhaßten Salomon das zarteste Gewissen an den Tag legte, mit der Übergehung Kolomans sich ohne Skrupel abfinden. Nach dem Tode Ladislaus' öffneten übrigens die Kirche und die Großen, da sie die Überzeugung gewonnen hatten, daß Kolomans geistige Vorzüge seine körperlichen Gebrechen vollauf wett machten, diesem den Weg zum Throne, nachdem er vom Bande des geistlichen Ordens absolviert worden war. Und so erfolgte denn, falls Kolomans Übergehung irgend eine Verletzung der Erbfolgeordnung bedeutet hätte, deren vollständige Heilung.

Diese drei Fälle heben also die Regel nicht auf, sondern bestätigen sie vielmehr; denn wir dürfen nun behaupten, daß sämtliche Sprößlinge des Arpádengeschlechts, die kraft der Primogenitur auf den Thron berufen waren, ihn tatsächlich bestiegen.

III.

Nach dem Gesagten muß es nicht wenig überraschen, daß um die Mitte des XII. Jahrhunderts in Ungarn der Versuch unternommen wurde, die Rechtsauffassung, die durch dritthalb Jahrhunderte geherrscht hatte und sich in Geltung befand, in der Theorie und Praxis umzustoßen.

Manuel, der für die Wiederaufrichtung der Ideale des alten römischen Weltreichs schwärmende Kaiser von Byzanz, bestrebt seine Macht auf Ungarn zu erstrecken, benützte hierbei die an seinem Hofe weilenden Söhne Bélas II., die Herzoge Stefan und Ladislaus, als Werkzeuge seines Willens. Nach der Thronbesteigung Stefans III. (1162) stellte er diesem gegenüber Ladislaus, und als letzterer nach wenigen Monaten verschied, Stefan als Gegenkönig auf, die beide den Königstitel annahmen und vermöge der vom Kaiser dargebotenen Machtmittel vom Lande Besitz ergriffen. Manuel, der seinem

Vorgehen den Schein der Gesetzlichkeit zu verleihen wünschte, ließ durch seine ungarländischen Anhänger verbreiten, in Ungarn vererbe sich der Königsthron nicht vom Vater auf den Sohn, sondern — wie die fürstliche Würde bei den Petschenegen — auf den am Leben befindlichen Bruder des verstorbenen Königs. Manuels Hofhistoriograph und Jurist, Kinnamos, hat diese Theorie in seinem Geschichtswerke dargelegt.

Die durch politische Interessen eingegebene Mystifikation war jedoch auf völlig willkürlichen und falschen Annahmen aufgebaut. Von den sechzehn Fällen der Thronerledigung, die dem Regierungsantritte Stefans III. vorangingen, waren es bloß zwei, in denen dem Herrscher dessen Bruder auf dem Throne nachfolgte: auf Andreas I. Béla I. und auf Géza I. Ladislaus der Heilige.

Die Nation beugte sich für kurze Zeit der Gewalt; bald aber setzte sie den gesetzmäßigen König wieder in die Herrschaft ein und betrachtete die beiden Gegenkönige als Usurpatoren: mit diesem Ausdrucke brandmarken die ungarischen Chroniken deren Andenken[4]).

In noch wirksamerer Weise desavouierte die Nation und die Dynastie jene lex Manuel nach dem Tode Emerichs (1204), indem sie dessen sechsjähriges Söhnchen Ladislaus gegenüber Emerichs Bruder Andreas, dem ehrgeizigsten und gewalttätigsten Thronprätendenten, als Herrscher anerkannte, und letzterer unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gezwungen war, das Amt des Vormunds zu übernehmen und zu bekleiden.

IV.

Es drängt sich uns nun die Frage auf: war für den Fall, daß der Herrscher ohne Hinterlassung männlicher Leibeserben verstirbt, die Thronfolgeordnung gleichfalls geregelt, und wenn ja, wie war sie geregelt?

Wir müssen vor allem jene zwölf Fälle eingehender prüfen, in denen Könige aus Arpáds Geschlechte ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen des Todes abgingen.

A. Der Erste in dieser Reihe ist Stefan der Heilige, der seinen Sohn Emerich als Thronfolger betrachtete und sich bereits angeschickt hatte, ihn noch bei eigenen Lebzeiten zum Herrscher zu machen, nach dem Tode dieses einzigen Sohnes aber die am Leben befindlichen übrigen männlichen Mitglieder des Arpádengeschlechts überging und den Sohn seiner Schwester als seinen Nachfolger anerkennen ließ, ohne hierbei im Lande Widerstand zu finden.

---

[4]) „Usurpavit sibi coronam."

Denn obwohl jene Bestimmung des Urvertrages, die den Sprößlingen vom Stamme Arpáds die Thronfolge sicherte, ihre Giltigkeit auch nach der Christianisierung des ungarischen Staates nicht einbüßen konnte, so erfuhr sie doch ausdrücklich oder stillschweigend die Ergänzung, daß nur ein solcher Nachkomme Arpáds den Thron erlangen könne, der sich zum christlichen Glauben bekenne.

Wir begegnen diesbezüglich einer Analogie, nach sieben Jahrhunderten, in dem die Erbfolge des Hauses Habsburg regelnden Gesetze (der sogenannten ungarischen Pragmatischen Sanktion), demzufolge das Erbrecht sich auf die dem katholischen Glauben anhängenden Mitglieder der Familie beschränkt. Falls sämtliche männliche Mitglieder des Herrscherhauses aus der katholischen Kirche austräten, ginge also die Thronfolge auf die weibliche Linie über.

Dieser Fall war in den letzten Lebensjahren Stefans des Heiligen eingetreten. Wir wissen, daß er von den am Leben befindlichen vier Urenkeln des Herzogs Taksony einen blenden ließ, drei des Landes verwies. Diese schweren Strafen hat er nur aus dem Grunde über sie verhängen können, weil sie gegen die christliche Kirche Stellung nahmen oder aber — nach der Annahme Julius Paulers — weil sie an der Verschwörung, an dem Anschlage gegen sein Leben beteiligt waren. Auch im letzteren Falle hatten sie sich — worauf Pauler gleichfalls hinweist — laut den kirchlichen Gesetzen die Exkommunikation zugezogen, sie waren also für das Herrscheramt ungeeignet geworden und ihres Erbrechts verlustig gegangen.

Von großem Interesse ist in dieser Hinsicht ein Schreiben des Papstes Innozenz III. an Herzog Andreas vom Jahre 1198, in dem der Papst den Herzog aufmerksam macht, daß er durch eine Nichterfüllung seines Kreuzzugsgelübdes sich den Kirchenbann und damit zugleich den Verlust seiner Thronfolgerechte zuziehen würde.

So ging denn, da nach dem Tode Emerichs des Heiligen kein einziges männliches Mitglied des Arpádenhauses zur Sukzession befähigt war, das Erbrecht auf die weibliche Linie über: die Reihe kam an Peter von Venedig, den Sohn einer Tochter Herzog Gézas.

B. Nach der Vertreibung Peters lagen die Dinge ähnlich. Ein Versuch zur Heimberufung der verbannten Herzoge wurde nicht unternommen. Auf den Thron wurde der Gatte einer anderen Tochter Herzog Gézas, Aba Samuel, erhoben, der unter Stefan dem Heiligen das Amt des Palatins bekleidet hatte, also am christlichen Glauben und an den Einrichtungen des heiligen Königs festhielt. Obwohl die Geschichtsdenkmäler über die anläßlich seiner Thronbesteigung getroffenen Verfügungen schweigen, hat es dennoch große Wahrscheinlichkeit, daß die Erbberechtigung seiner Gemahlin

im Vordergrunde stand, und er an deren Seite eine solche Stellung einnahm, wie später die Könige Sigismund und Albrecht neben ihren Gattinnen Maria und Elisabeth.

C. Nach Abas Tode riefen die Führer der nationalen Reaktion, der auf die Wiederherstellung des alten Glaubens gerichteten Bewegung, die verbannten Herzoge in die Heimat zurück. Andreas, der Erstgeborene, schien, als er das Land betrat, diese Bewegung begünstigen zu wollen; bald veränderte er jedoch den Kurs, bekannte sich als Anhänger und Beschützer des Christentums; er wurde infolgedessen in den Besitz seiner Sukzessionsrechte wieder eingesetzt und als der nächste Verwandte Stefans des Heiligen von der Nation und der Kirche als König anerkannt.

D. Der obigen Erörterung der Umstände, unter denen nach der Vertreibung König Salomons Géza I., und nach dessen Tode Ladislaus I. der Heilige den Thron bestieg, sei hier nur das eine hinzugefügt, daß Salomons nächster Verwandter Géza, und dessen nächster Verwandter — da Gézas Sohn Koloman auf den Thron verzichtet hatte — Ladislaus war.

E. Stefan II. war, da er selbst kein Kind hatte und nicht wußte, daß der auf Befehl seines Vaters geblendete Herzog Béla, Gézas I. Enkel, in der Abtei zu Pécsvárad verborgen lebe, an seinem Lebensabende des Glaubens, der Mannesstamm Arpáds werde mit ihm erlöschen. Er suchte daher auf der Weiberseite einen Erben, und wünschte Saul, den Sohn seiner Schwester Sophie aus deren Ehe mit einem ungarischen Großen, als seinen Nachfolger annehmen zu lassen[5]). Sobald er erfuhr, daß Béla noch am Leben sei, ließ er den Plan fallen. Béla II. nahm so als der einzige legitime[6]) männliche Sprößling des Arpádenhauses den Thron ein.

F. Ladislaus II. und Stefan IV., von denen bereits die Rede war, brauche ich als Usurpatoren nicht in Betracht zu ziehen.

G. Nach dem Tode Stefans III. wurde Béla als Bruder, somit als der nächste Verwandte, König.

---

[5]) Julius Pauler, A magyar nemzet története az Arpádházi királyok alatt (Geschichte der ungarischen Nation unter den Königen aus dem Arpádenhause) I. S. 237; Marczali, Magyar Nemzet Története (Geschichte der ungarischen Nation) Millenniumsausgabe II. S. 266. Abweichend ist die Darstellung Moriz Wertners (Arpád és az Arpádok [Arpád und die Arpáden] S. 130), daß Saul der Kandidat der malkontenten ungarischen Herren gewesen sei. Dies macht jedoch für die Frage des Thronfolgerechts keinen Unterschied.

[6]) Borics, der Sohn der vertriebenen zweiten Gattin Kolomans, war in den Augen der Nation mit dem Makel unehelicher Abstammung behaftet.

H. Nach Ladislaus III. des Kindes Abgang gebürte der Thron dem Bruder seines Vaters, Andreas II., als nächstem Anverwandten.

I. Als Ladislaus IV. starb, war abermals bloß ein männliches Mitglied des Arpádengeschlechts am Leben, Andreas' II. Enkel, Herzog Andreas, den die Nation denn auch sogleich als ihren Herrscher anerkannte.

Aus den Umständen, sowie den urkundlich genannten Rechtstiteln der Thronbesteigung Gézas I., Ladislaus I. des Heiligen, Bélas II., Bélas III., Andreas II. und Andreas III. ergibt sich also, daß, wenn der König ohne Hinterlassung eines männlichen Leibeserben verschied, das Sukzessionsrecht auf den nächsten Verwandten des verstorbenen Königs überging; in Geltung war die Gradual-, nicht die Linearerbfolge.

Diese aus den Tatsachen gezogene Folgerung wird durch eine ganze Reihe von Geschichtsdenkmälern in überraschender Weise bestätigt.

Die in Ungarn herrschende Rechtsauffassung spiegelt sich getreulich in den an der Wende des XII. und XIII. Jahrhunderts auf Grund von Informationen und Ersuchen des ungarischen Königshofes und der Prälaten erlassenen Verordnungen und Schreiben Papst Innozenz' III.

In dem einen weist er die ungarischen Kirchenfürsten an, dafür Sorge zu tragen, daß die Stände des Landes dem vierjährigen Söhnchen König Emerichs den Huldigungseid leisten, was er damit begründet, daß den Herzog «die göttliche Vorsehung zum Erben (heredem) seines Vaters bestimmt habe». In einem anderen Briefe richtet er, auf Bitten König Andreas' II. an die Stände die Aufforderung, dem Kinde, dessen die damals schwangere Königin genesen werde, sobald es der König wünsche, sich mittelst Huldigungseides zu verpflichten. Kennzeichnend ist auch das zu Lebzeiten König Emerichs an dessen Bruder Andreas gerichtete (bereits erwähnte) Schreiben des Papstes, in dem er den Herzog daran erinnert, daß die Unterlassung des gelobten Kreuzzuges seine Exkommunikation nach sich ziehen würde und er demnach des Thronfolgerechts verlustig ginge, das, falls sein königlicher Bruder ohne Hinterlassung eines Kindes verstürbe, ihm gebüren würde, infolge der Exkommunikation jedoch an seinen jüngeren Bruder überginge. In diesen Worten ist ebensowohl der thronfolgerechtliche Vorzug der Kinder, als in Ermangelung von Deszendenten das Erbrecht der Brüder des verstorbenen Königs nach der Reihenfolge ihrer Geburt ausgedrückt[7]).

[7]) Fejér, Codex Diplomaticus II S. 314, 404; III/1 S. 37.

Papst Gregor X. schreibt später dem König Ladislaus IV. (1272), «Gott habe ihn, indem er ihn mit dem Rechte der Erstgeburt ausstattete (primogeniturae ius concedens), zum Nachfolger seines Vaters prädestiniert».

Das Erbrecht des dem verstorbenen König am nächsten stehenden Familienmitgliedes verkündet auch Andreas III., der in einer seiner Urkunden ausdrücklich sagt, er habe den Thron «kraft des Rechts der nächsten Verwandtschaft im Mannesstamm» (iure proximioris virilis geniturae) bestiegen. Auch Königin Maria von Neapel erklärt nach dem Tode Ladislaus IV., der Thron gebühre ihr, als der «dem Grade nach nächsten Anverwandten (proximiorem gradu)» ihres verstorbenen Bruders [8]).

V.

Nach dem Vorstehenden werden wir es erklärlich finden, daß wir in den bisher bekannten Urkunden und Gesetzen die Spuren einer Königswahl vergeblich suchen würden [9]). Selbstverständlich können die Texte der Chroniken bei staatsrechtlichen Fragen nicht berücksichtigt werden.

Der Verfasser eines der neuesten Handbücher der ungarischen Verfassungsgeschichte führt zum Beweise dessen, daß in Ungarn das Recht der freien Königswahl bestanden habe, die Tatsache an, man habe «Könige abgesetzt und an ihrer Statt andere gewählt». Die Vertreibung eines Königs war stets ein Gewaltakt, aus dem keinerlei Recht entstehen konnte; daß jedoch der Nachfolger des abgesetzten Königs den Thron auf Grund einer Wahl erlangt hätte, hat der zitierte Autor in keinem einzigen Falle dargetan und er vermag es auch nicht zu beweisen.

Ein anderer Rechtshistoriker findet «in den einleitenden Sätzen des Dekrets von 1290 die beiden Rechtstitel, erbliches Recht und Wahl, nebeneinander» genannt. Der König erklärt nämlich da, er sei «mit Zustimmung (consensu) der Erzbischöfe, Bischöfe, Barone, Vornehmen und Adeligen des Landes gekrönt worden», nachdem «die Herrschaft des Landes ihm nach Geburtsrecht und -ordnung zugefallen war». Aber die Annahme, Andreas III. habe in dieser

[8]) Fejér V/2 S. 61; VII/4 S. 238. Magyar diplomácziai Emlékek az Anjoukorból (Ungarische diplomatische Denkmäler aus der Anjouzeit) I S. 78.

[9]) Die vielberufene Sylvesterbulle, in welcher der Papst gegenüber den Nachfolgern, die „per optimates electi fuerint", das Bestätigungsrecht dem Heiligen Stuhle reserviert, wird bekanntlich von der historischen Kritik als Fälschung angesehen.

Stelle «seine Königswürde auf die Vereinigung beider Rechtstitel» zurückgeführt, beruht auf einem Mißverständnis.

Das Dekret unterscheidet mit einer im Mittelalter selten anzutreffenden Präzision zwischen dem durch die Zustimmung der Stände bedingten Vollzug der Krönung, und der Besteigung des Thrones kraft des Rechtstitels der Erbfolge.

Die Rechtsbegriffe des «consensus» und der «electio» sind strenge auseinander zu halten. In dem zur Erörterung stehenden Falle konnte eine Wahl umso weniger statthaben, als diese ja eine Mehrzahl möglicher Kandidaten zur naturgemäßen Voraussetzung hat; Andreas III. war jedoch der einzige am Leben befindliche männliche Sprößling des Arpádenhauses. Wenn die alleinberechtigte Person die ihr gebührende Stellung einnehmen will, kann es sich bloß um Konstatierung dessen handeln, daß der Anspruch Erhebende tatsächlich der Alleinberechtigte ist, und weder inbetreff des Rechts, noch der Person ein Irrtum oder eine Irreführung vorliegt. So kann z. B. der Bischofssitz nur mit Zustimmung des Kapitels eingenommen werden; denn diese Körperschaft ist berufen, die Authentizität der Ernennungsurkunden und die Identität der Person festzustellen.

Da Andreas III. dreizehn Tage nach dem Tode Ladislaus' IV. gekrönt wurde, ist es schon durch die Kürze der Zeit ausgeschlossen, daß ein Reichstag einberufen und abgehalten worden wäre. Aber zur Feststellung der Berechtigung und Personalidentität des Thronanwärters mochten sich die Herren und Adeligen, die auf die Kunde vom Tode des Königs nach Székesfejérvár (Stuhlweißenburg) geeilt waren, für fähig und zuständig erachten, so daß sie ihre Zustimmung zur Krönung geben konnten, was denn der ordentliche Reichstag bald nachher ratifizierte.

VI.

Es erübrigt, die Frage zu beantworten: ob die festgestzte und zur Geltung gelangte Thronfolgeordnung eine Bestimmung enthielt für den Fall, daß der Mannesstamm Arpáds erlöschen würde; und wenn ja, ob diese Bestimmung das Erbrecht der weiblichen Linie anerkannte oder der Nation das Recht der freien Wahl sicherte?

Stefan der Heilige verhalf, als es keinen thronfolgeberechtigten männlichen Nachkommen Arpáds gab — wie erwähnt — dem Sohne seiner Schwester zum Throne. Diese Tatsache konnte jedoch recht wohl eine durch den Zwang der Lage gebotene Ausnahme darstellen. Es wäre eine Kühnheit, behaupten zu wollen, daß eine positive Bestimmung des Urvertrages oder dessen bei der Organisation des

christlichen Staates vorgenommene Ergänzung die Heranziehung der weiblichen Linie gestattet oder geradezu gefordert hätte.

Während die Erblichkeit der königlichen Würde und das Primogenitur-Erbrecht mit der in den meisten Ländern des christlichen Europas herrschenden staatsrechtlichen Auffassung und den bestehenden Einrichtungen in vollstem Einklange stand[10]), könnte hinsichtlich eines Erbrechts der Weiberseite ein Gleiches nicht behauptet werden.

Es verdient immerhin Beachtung, daß nach Peters Vertreibung die Nation, auf sich selbst gestellt, mangels jeglichen Druckes von oben, ihre Blicke ebenfalls auf die Familie einer Schwester des ersten Königs richtete; und daß später Stefan II., als er die Meinung hegte, mit ihm sterbe die männliche Linie des Arpádenhauses aus, desgleichen den Sohn seiner Schwester als Thronkandidaten aufstellte.

Hierzu kommt jene oben berührte Absicht Andreas' II., dem von seiner schwangeren Gattin zu erwartenden Kinde seitens der Stände des Landes den Treueid leisten zu lassen. Es ist weder in der Petition des Königs, noch im päpstlichen Reskript die Rede davon, daß die Stände nur dann huldigen sollen, wenn ein Knabe geboren werden wird.

In beiden Schriften sind Ausdrücke gebraucht, die ebensowohl die Tochter, als den Sohn bezeichnen können (prolis, soboles). Es ließe sich allerdings annehmen, daß beide Kanzleien unachtsamerweise die Geschlechtsbedingung fortgelassen und sich eines Mangels an Präzision schuldig gemacht haben. Von Bedeutung ist dagegen der Umstand, daß eben Andreas II., als er drei Jahre vorher, noch als Herzog, sich an Papst Innozenz III. mit der Bitte wendete, seinem zu gewärtigenden Kinde die Nachfolge im Herzogtum zu sichern, dies ausdrücklich nur für den Fall erbat, daß ihm Gott einen «männlichen Leibeserben» (masculum heredem) bescheren würde[11]).

Es ist also nicht ausgeschlossen, daß Andreas II. als König seinem künftigen Kinde, selbst wenn es ein Mädchen sein sollte, die Thronfolge zu sichern wünschte. Zu seiner Zeit gab es nämlich in Ungarn außer ihm kein männliches Mitglied des Arpádenhauses mehr; aber in Griechenland lebten die Kinder des vierten Sohnes von König Géza II., zu denen er in feindschaftlichem Verhältnisse stand und die er naturgemäß von der Thronfolge ausschließen wollte[12]).

---

[10]) Man sehe Emerich Hajnik, Egyetemes Európai jogtörténet [Allgemeine europäische Rechtsgeschichte][5] S. 137.

[11]) Fejér II S. 416.

[12]) Moriz Wertner, Az Arpádok nemzetsége [Das Geschlecht der Arpáden] S. 310.

Bemerkt sei, daß damals bereits in mehreren europäischen Staaten eine dem Erbrechte der Weiberseite günstige politische Richtung die Oberhand zu gewinnen begann. Im Königreich Neapel hatte aus dem kriegerischen Herrscherhause der normannischen Eroberer, mit dem das ungarische Königshaus seit der Ehe König Kolomans den verwandtschaftlichen Verkehr stets aufrecht erhielt[13]), 1189, nach dem Tode König Rogers dessen Tochter Konstanze den Thron bestiegen. In der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts sehen wir dann auf dem Fürstenstuhl von Navarra eine Frau, Johanna. Ich hebe dies hervor, weil ihr Beispiel wahrscheinlich von aufmunterndem Einflusse auf jenes überraschende Unternehmen war, das ich nun zu schildern habe.

VII.

Kaum war die Nachricht von der Ermordung Ladislaus' IV. (10. Juli 1290) an den Königshof gedrungen, so beeilte sich schon die verwitwete Königin Elisabeth, Prinzessin von Neapel, einen Gesandten nach Neapel an ihren Bruder, König Karl II., zu schicken, dessen Gattin Maria eine ungarische Prinzessin, die Tochter König Stefans V. und Schwester des ermordeten Königs war. Elisabeth selbst und ihre Umgebung am Hofe waren der Meinung, daß mit dem kinderlosen Ladislaus der letzte Sprößling vom Mannesstamme Arpáds zu Grabe getragen wurde und demnach die Thronfolge der weiblichen Linie gebührte.

Es war wohl noch ein in Italien geborener und erzogener Enkel König Andreas' II., Herzog Andreas, am Leben; doch seine Herkunft und sein Schicksal dünkte vielen dunkel und abenteuerlich, und man hatte ihn, als er ins Land kam, mit Mißtrauen empfangen; es schien daher unwahrscheinlich, daß ihn die Nation als thronberechtigtes Mitglied des Arpádenhauses anerkennen werde.

Eben darum wurde an Maria die Aufforderung gerichtet, ihre Rechte geltend zu machen.

In Neapel angelangt, erfuhr der ungarische Gesandte, daß die Königin sich mit ihrem Gemahle in der Hauptstadt Frankreichs aufhalte. Er eilte dahin, traf jedoch erst Mitte September, also zwei Monate nach Ladislaus' Tode dort ein.

Karl II. und seine Gattin teilten die Anschauung ihrer ungarländischen Anhänger und taten mit Lässigkeit die Schritte, die ihnen behufs Erreichung ihrer Ziele geeignet schienen.

[13]) Vgl. Wenzel, Codex diplomaticus Arpadianus continuatus I S. 63.

Die Königin nahm den Titel einer «Königin von Ungarn» (Ungariae regina) an und ging daran, ihre Herrscherrechte geltend zu machen. Eine Gesandtschaft wurde abgeordnet, die es in Ungarn kundmachen sollte, daß nach Ladislaus' Tode, da «sie ihm dem Grade nach am nächsten stehe und in gerader Linie von den ungarischen Königen abstamme, das Land an sie gefallen sei». Sie wies die Gesandten an, von den Insassen des Landes den Treueid zu fordern und ihnen den Eid abzunehmen; und in der Hoffnung, daß der Aufruf von Erfolg begleitet sein werde, bestellte sie die Gesandten zu ihren Statthaltern und betraute sie mit der Regierung und Verwaltung des Landes[14]).

Man darf den Entschluß der Königin Maria als kühn bezeichnen. Denn selbst wenn ihre Annahme, daß der Mannesstamm Arpáds erloschen sei, der Wahrheit entsprochen hätte: mußte sie es doch wissen, daß außer ihr und ihren Kindern noch zahlreiche Sprößlinge des Arpádenhauses von der Weiberseite am Leben waren, und daß unter diesen ihre eigene Schwester Elisabeth, die Gemahlin des Königs Stefan Dragutin von Serbien, als die Erstgeborene ihr gegenüber den Vorrang hatte[15]). Keinesfalls besaß sie selbst die Kompetenz, darüber zu entscheiden, wer von den weiblichen Deszendenten Nachfolger des verstorbenen Königs werden sollte.

Maria hätte übrigens durch ihr Vorgehen, sogar in dem Falle, daß ihre Annahme inbetreff des Abganges des Mannesstammes richtig und sie der einzige am Leben befindliche weibliche Sprößling des Arpádenhauses gewesen wäre, die gesetzlichen Grenzen des Thronfolgerechts weit überschritten.

In ihrer Auffassung und ihrem kühnen Auftreten machte sie auch die aus Ungarn einlaufende Nachricht nicht wankend, das Land habe Andreas III. einstimmig als König anerkannt. Ihr Gemahl gab in einem an die Inwohner Ungarns gerichteten neuerlichen Manifest seiner Verwunderung Ausdruck darob, daß das Land, das seine Gattin «kraft des Rechts der Natur» geerbt habe, «ein gewisser Andreas von Venedig» zu usurpieren wage; zugleich zeigt er an, daß er den Usurpator, falls dieser nicht freiwillig zurücktrete, mit Waffengewalt vertreiben werde[16]).

---

[14]) „Ad nos tamquam ad proximiorem gradu . . . . devolutum (regnum) . . . . De recta sumus regali linea . . . .“ Im Namen des Königs und der Königin ausgestelltes Mandat ddo. 21. Sept. 1290. Dipl. Emlékek I S. 78 (mit falscher Jahreszahl mitgeteilt, sowie die meisten der im folgenden angeführten Urkunden).

[15]) Moriz Wertner, Az Arpádok családi története [Familiengeschichte der Arpáden].

[16]) 21. April 1291 Dipl. Emlékek I S. 76.

Marias Lage gestaltete sich noch ungünstiger dadurch, daß Andreas' III. Gattin bereits nach dem ersten Jahre ihrer Ehe einem Mädchen das Leben gab. Maria meinte nun, ihre Ansprüche sicherer geltend machen zu können, wenn nicht sie selbst, das Weib, sondern ihr Erstgeborener, der junge Karl Martell, als Thronbewerber aufträte. Sie beschloß, ihre Rechte auf den Sohn zu übertragen. Das tat sie in feierlicher Weise.

Am 6. Januar 1292 empfing sie in der provenzalischen Stadt Aix, umgeben von geistlichen und weltlichen Großen Frankreichs, den Bevollmächtigten ihres in Neapel weilenden Sohnes, den Grafen Heinrich von Vaudemont. In ihrer Ansprache führte sie aus, Gott habe zur Sicherung des Friedens und der Wohlfahrt der Völker Fürsten bestellt, ohne die keine Eintracht walten könne, sondern der Haß überhand nehme; deshalb herrsche auch in Ungarn «infolge der Abwesenheit des gesetzmäßigen Königs» anstatt des Rechts die Gewalt. Um diesen Übeln zu steuern, «wähle» sie auf den Rat ihrer Getreuen ihren erstgeborenen Sohn zum Könige von Ungarn und «verleihe» ihm und seinen Erben das Land Ungarn. Indem sie ihm ihren mütterlichen Segen erteile, ermahne sie ihn, sein Volk liebevoll zu schützen und es gerecht zu regieren.

Dann überreichte sie dem Grafen Krone und Fahne, womit sie ihren Sohn in den Besitz des Landes einsetzte.

Von der Verleihung und Investitur unterrichtete sie die Landesinsassen in einem neuen Manifest und trug ihnen auf, dem neuen Könige Treue und Gehorsam zu beweisen[17]).

Karl Martell nahm den Königstitel an, ließ ein königliches Insiegel anfertigen und übte seine königlichen Rechte mittelst der Ausstellung von Schenkungsbriefen aus[18]). Er zögerte jedoch, sich nach Ungarn zu begeben und starb im Sommer 1295 an der Pest.

Der schwere Schlag vermochte die starke Seele seiner Mutter nicht zu beugen. Maria hielt an dem Entschlusse fest, den ungarischen Königsthron ihrer Familie zu verschaffen. Im Vereine mit ihrem Gatten erblickte sie ihre Aufgabe darin, rasch ein Heer nach Ungarn zu senden, in der Hoffnung, das Hindernis werde aus dem Wege geräumt sein, sobald Andreas auf dem Schlachtfelde fallen oder nach einer Niederlage sich flüchten oder als ihr Gefangener auf den Thron verzichten werde. Sie nahm ferner Rücksicht auf das verletzte Rechtsgefühl der Nation. Sie hütete sich, den kleinen Karl Robert, das in zartem Kindesalter befindliche Söhnlein ihres ver-

---

[17]) Die Übertragungsurkunde und das Manifest siehe ebenda S. 82—85.
[18]) Ebenda S. 85—125.

storbenen Sohnes, König zu nennen. Sie stattete ihn bloß mit dem Titel «von Ungarn» (Carolus de Ungaria) aus. Zugleich trachtete sie, ihn durch ihre ungarländischen Anhänger zum Könige wählen zu lassen; sie erklärte sich bereit, ihn nach Ungarn zu schicken, damit er gekrönt werde.

Ihre Getreuen handelten nach ihrem Wunsche: sie versammelten sich und luden im Namen «sämtlicher Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Barone und Adeligen des Landes» Karl Robert als «ihren natürlichen Herrn» ein, den ungarischen Thron einzunehmen. Die Versammlung — von deren Tagung bisher unbeachtete Urkunden Zeugnis ablegen[19]) — schickte Gesandte nach Neapel. Im Sommer 1300 landete denn der zwölfjährige Karl Robert in Dalmatien und zog, begleitet von seinen Anhängern, nach Agram.

VIII.

Kurze Zeit nachher, am 14. Januar 1301, verschied Andreas III. Der letzte Sprößling vom Mannesstamme Arpáds sank mit ihm zu Grabe. Er ließ sein Land in gefahrvoller Lage zurück. Seit einem Jahrzehnt sammelten sich von allen Seiten dunkle Wolken am Horizont, die das unabhängige staatliche Dasein Ungarns und die Selbstbestimmung der Nation bedrohten.

Am 31. August 1290 hatte zu Erfurt der deutsche König Rudolf von Habsburg in feierlicher Schenkungsurkunde folgendermaßen verfügt: «Das Königreich Ungarn, das durch den Tod weiland Königs Ladislaus zu unsern und des Reiches Gunsten ledig wurde, geben und verleihen wir nebst all seinen Inwohnern, Gebieten, Städten, Örtern, Besitzungen, Rechten und sämtlichem Zubehör, mit jenem Rechte, wie es König Ladislaus besaß, auf Rat unserer Fürsten und Barone dem erlauchten Herzog Albrecht von Österreich, unserem geliebten Sohne zu Lehen und ewigem Eigen[20]).»

Am 6. Januar 1292 gab Königin Maria von Neapel zu Aix (in der Provence) folgende solenne Erklärung ab: «Wir haben auf Rat unserer Getreuen unsern erstgebornen Sohn Karl, Herzog von Salerno, zum Könige von Ungarn erwählt und geben und verleihen ihm . . . und seinen ehelichen Erben . . . das Königreich Ungarn nebst

[19]) Nämlich drei Schenkungsbriefe Karl Roberts. Zwei davon sind ediert: Fejér VIII/1 S. 95 und Anjoukori Okmánytár [Urkundenbuch der Anjouzeit] I S. 280; die dritte und wichtigste Urkunde befindet sich (in einem Transsumpt von 1374) im Archiv des Ungarischen Nationalmuseums. Ich behalte es mir vor, diese drei Urkunden an anderer Stelle zu analysieren und die juristischen und historischen Folgerungen zu ziehen.

[20]) Fejér VI/1 S. 47.

seinen Insassen, Lehnsleuten, . . . Städten, Burgen und Örtern . . . Rechten . . . und allem Zubehör . . . so wie unsere Vorfahren sie besaßen . . .»[21].

An diese brutalen Äußerungen der Familienpolitik schloß sich ein von den Höhen der idealen Welt herniederschallender Ruf, der den inneren Frieden des Landes sichern wollte, in dem aber die Nation gleichfalls eine drohende Gefahr erblickte. Inmitten des Wettbewerbs der deutschen und der französischen Dynastie betonte nämlich Papst Nikolaus IV., «es sei offenkundig, daß Ungarn von altersher zum römischen Heiligen Stuhle gehöre»; die Folgerungen, die er aus dieser These abzuleiten wünschte, beleuchtet der Eid, den Iván von Németujvár (Güssing) in die Hände des päpstlichen Legaten ablegte: «bloß denjenigen als König von Ungarn anzuerkennen, den der Heilige Stuhl bezeichne und bestätige»[22]).

Diese Bestrebungen lösten naturgemäß eine Reaktion aus, die sich darin äußerte, daß die Nation die Garantie ihrer Unabhängigkeit und Selbstbestimmung in der Geltendmachung des Rechts der freien Königswahl erblickte; sie trachtete jedoch, gleichermaßen entfernt von allen Extremen, die Gefühle der Pietät und die Gebote der Politik mit den Forderungen des Rechtsschutzes besonnen und nüchtern in Einklang zu bringen. Ihren Standpunkt brachte sie in den Tatsachen und in den Urkunden zu klarem Ausdrucke.

Niemand dachte daran, diejenige, die dem verstorbenen König am allernächsten gestanden hatte: dessen Tochter Elisabeth auf den Thron zu erheben. Die Auffassung der Nation, eine Frau sei nicht zur Herrschaft berufen, offenbart uns aufs Deutlichste die (in einer zeitgenössischen Quelle von unzweifelhafter Glaubwürdigkeit überlieferte) eigene Ansicht Elisabeths, ihr selbst stehe für ihre Person kein Sukzessionsrecht zu, sie könne jedoch durch ihre Ehe dem Gatten den Thron verschaffen[23]). Natürlich dachte man noch weniger daran, der einen oder anderen von den noch am Leben befindlichen Töchtern Bélas IV. oder Stefans V. die Krone aufs Haupt zu setzen.

Und niemand dachte daran, daß irgend ein ungarischer Größer oder sonst ein Mitglied irgend einer mit den Arpáden nicht blutsverwandten Familie zum Könige erhoben werde.

---

[21]) Diplom. Emlékek I S. 83.

[22]) Man sehe das Werk des Verfassers: Magyarország egyházi és politikai összeköttetései a római szentszékkel [Ungarns kirchliche und politische Verbindung mit dem römischen Heiligen Stuhle] I S. 99 ff.

[23]) Vgl. die von Anton Pór in seiner Abhandlung „Agnes királyné" Katholikus Szemle [„Königin Agnes", in Katholische Rundschau]. Jahrg. 1888 mitgeteilte Legende.

Man war darin einig, daß ein von den Arpádenkönigen in weiblicher Linie abstammender Sprößling männlichen Geschlechts die Krone erwerben möge, und zwar ein solcher, der die überlebende Tochter des letzten Königs ehelichen könne.

Mit wenigen Ausnahmen stimmten alle darin überein, daß weder der Papst, noch das Oberhaupt des Deutschen Reiches, noch sonst irgend jemand befugt sei, für die Besetzung des ungarischen Thrones mit Außerachtlassung der Nation Sorge zu tragen.

Aus der üblichen Darstellung unserer Historiker muß der Leser den Eindruck gewinnen, als ob Karl Robert, Wenzel und Otto, die um den Thron wetteiferten und ihn der Reihe nach bestiegen, die einzigen Kandidaten gewesen wären, unter denen die Nation hat wählen müssen. Wenn wir jedoch die Stammtafeln der von den Töchtern der Arpádenkönige abstammenden Fürstenhäuser prüfen, werden wir, selbst sofern wir bloß bis Andreas II. zurückgehen, finden, daß im Jahre 1301 noch sechs Töchter Bélas IV., Stefans V. und Andreas III. am Leben waren, und daß sich unter den männlichen Deszendenten dieser Königstöchter ein König von Böhmen, ein König von Majorca, sechs Herzoge von Neapel, zwei Herzoge von Bayern, je ein böhmischer, serbischer und griechischer Prinz und ein böhmischer Magnat befanden.

IX.

Unter all diesen Kandidaten war der böhmische Königssohn Wenzel dem Arpádenhause am entferntesten verwandt, da er im fünften Grade von Béla III., und im vierten Grade von Béla IV. abstammte. Gerade seine Wahl aber verhieß die meisten Vorteile. Das Nachbarreich, das sein Vater mittelst Vereinigung der Kronen von Böhmen und Polen geschaffen, sollte als Erbe ihm, dem Erstgeborenen, zufallen. So war denn Aussicht vorhanden, daß jener mächtige Staatenbund, der vorher und nachmals das Ideal manches großen Herrschers bildete, durch ihn sich verwirklichen werde. Da seine Mutter eine Tochter Rudolfs von Habsburg war, durfte er auch auf die Unterstützung eines andern Nachbars, der Habsburger, zählen. In den Augen der Nation besaß überdies die Tatsache große Bedeutung, daß Andreas III. ihm drei Jahre früher seine Tochter verlobt hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Bestreben, des letzten Arpádenkönigs einziges Kind an der Seite eines königlichen Gatten im Lande zu behalten, bei allen auf die Besetzung des Thrones gerichteten Aktionen einen wesentlichen Faktor bildete.

Große Gedanken und edle Gefühle leiteten also die überwiegende Mehrheit der Nation, als sie auf dem im März 1301 abgehaltenen

Reichstage, dem Antrage Matthaeus Csáks folgend, den zwölfjährigen Herzog unter der Bedingung zum König wählte, daß er sich ständig in Ungarn aufhalten, hier zum Ungar erzogen werde und seinen slawischen Taufnamen mit jenem des heiligen Königs Ladislaus vertauschen werde.

Nach der Erzählung böhmischer und ungarischer Chroniken wählte die ungarische Nation König Wenzel II. von Böhmen zu ihrem Herrscher und berief ihn mittelst einer Gesandtschaft auf den Thron; er aber weigerte sich, die ihm angetragene Krone anzunehmen, empfahl an seiner Statt seinen Sohn und bestach mit reichen Gaben die ungarischen Gesandten, die in seinen Vorschlag einwilligten und anstatt des Vaters den Sohn mit sich brachten, dem dann die Ungarn huldigten.

Diesem Märchen, das der inneren Wahrscheinlichkeit entbehrt und den politischen Charakter nicht nur der ungarischen Gesandten, sondern auch ihrer Auftraggeber in schiefes Licht rückt, wurde bisher von den ungarischen und böhmischen Geschichtschreibern allgemein Glauben geschenkt. Man beachtete nicht zwei — von Stefan Katona bereits vor 120 Jahren mitgeteilte — Urkunden des erwählten Königs, in denen es mit jeglichen Zweifel ausschließender Deutlichkeit gesagt ist, daß er (und nicht sein Vater) zum König gewählt und durch Wahl auf den Thron berufen wurde[24]). Dasselbe bekundet auch eine Urkunde des Palatins Stefan aus dem Geschlechte Ákos, die man unmöglich ohne Rührung lesen kann: als mit Andreas III. das letzte goldene Zweiglein (aureo ramusculo) vom Stammbaume des heiligen Stefan ins Grab sank, habe die ganze Nation, der Rachel gleich, seinen Verlust beweint und tief gebeugt, in schweren Sorgen nachzudenken begonnen, wo sie einen von Stefan dem Heiligen abstammenden neuen Herrscher finden könne; die Stände einigten sich dann in der Person des böhmischen Königssohns und sandten den Banus Ladislaus aus dem Geschlechte Rátold und Demetrius, des Nikolaus Sohn, in Begleitung mehrerer Edlen nach Böhmen, um vom Vater Wenzels dessen «Entlassung» zu «erwirken»[25]).

[24]) Am 28. Februar 1302 schreibt er in einem Schenkungsbriefe für Matthaeus Csák, dieser sei es gewesen, der „dum adhuc essemus in Bohemia, primus et praecipuus inter omnes regni Hungariae nobiles suo consilio et auxilio nos promovit et sollicite procuravit, ut eligeremur" Fejér VIII/1 S. 90. Am 22. August 1302 hebt er in einer Urkunde für Jordán, den Gespan von der Zips, hervor, dieser habe sich nebst seinen Freunden bemüht, daß er — der König — „vocaretur et eligeretur". Leider bloß im Regest mitgeteilt ebenda S. 94.

[25]) Anjoukori Okmánytár I S. 53. Ich kann mich hier nicht mit dem übrigen hochinteressanten Inhalte der Urkunde befassen. Bloß auf die pietätsvolle Fiktion

Dies fiel nicht schwer. Der gewählte König wurde bereits am 26. August 1301 zu Székesfehérvár (Stuhlweißenburg) mit der Heiligen Krone gekrönt und nahm den Namen Ladislaus an.

Geringere Vorteile versprach dem Lande Karl Robert, den eine mit Zustimmung des Papstes erfolgte Familienabmachung seines Erstgeburtsrechts auf den neapolitanischen Thron entsetzt hatte, und der also bloß jenes moralische Kapital mit sich brachte, das die Zugehörigkeit zum neapolitanischen und französischen Königshaus repräsentierte; dabei hatte er, ebenso wie der böhmische Prinz, eine Tochter Rudolfs von Habsburg zur Mutter, und empfahl sich gleichfalls als Gemahl für Elisabeth von Ungarn.

Da Karl Robert einem Rivalen gegenüberstand, den die Wahl der großen Mehrheit der Nation auf den Thron erhoben hatte, konnte seine in der Minderheit befindliche Partei in der Tatsache des eigenen Wahlakts keinen genügend sicheren Rechtsgrund erblicken und war naturgemäß dazu gedrängt, den Erbfolgeanspruch in den Vordergrund zu schieben; die königliche Kanzlei betont denn auch immer wieder die Erbberechtigung Karl Roberts und erwähnt daneben die Wahl nur ausnahmsweise, letztere ist in den mir bekannten Urkunden niemals allein genannt[26]). Die Parteigänger Wenzel-Ladislaus' hingegen kehrten es mit großem Nachdrucke hervor, daß sein Königtum auf der Wahl der Nation beruhe, obwohl er sich ebenso wie sein Rivale auf das Erbrecht berufen durfte. Der Gegensatz zwischen den beiden Standpunkten offenbarte sich in klarster Weise, als Papst Bonifaz VIII. den König von Böhmen aufforderte, seinen Sohn zum Verzicht auf den ungarischen Thron zu bestimmen.

Ich darf mich hier nicht in die Erörterung der staatsrechtlichen Beziehungen der päpstlichen Einmischung, noch in die Schilderung des spannenden Verlaufs dieser Aktion einlassen. Ich beschränke mich auf die Hervorhebung jener Momente, die geeignet sind, zur Klärung der Frage der Thronfolgeordnung beizutragen.

Der König von Böhmen erklärte nach Empfang der päpstlichen Aufforderung, sein Sohn sei «einstimmig in kanonischer Weise zum König von Ungarn gewählt worden», er werde daher auf seine wohlerworbenen Rechte nicht verzichten. Der Papst ladete hierauf die beiden Gegenkönige nach Rom vor sein Gericht, um den obwaltenden Streit mittelst Urteil zu entscheiden.

---

will ich hinweisen, die Könige aus dem Arpádenhause seien die „leiblichen" Nachkommen Stefans des Heiligen (a progenie, stirpe et sanguine) gewesen und auch Wenzel sei als solcher in Betracht gekommen.

[26]) Anjoukori Okmánytár I S. 80, 132, 196.

Sowohl der König von Böhmen, als auch sein Sohn sandten Bevollmächtigte nach Rom. Diese gaben jedoch vor Eröffnung der Prozeßverhandlung die Erklärung ab, ihre Auftraggeber seien nicht willens, den Besitz Ungarns zum Gegenstand eines Streitverfahrens zu machen, das heißt, sie erkennen die Jurisdiktion des Heiligen Stuhls nicht an. Die Bevollmächtigten Karl Roberts hingegen ließen sich bereitwilligst in die meritorische Verhandlung der Streitsache ein. Sie führten aus, daß der Königin Maria als der nächsten Anverwandten weiland König Ladislaus' IV. das Sukzessionsrecht gebüre, die Wahl des böhmischen Königssohns aber als ungültig zu betrachten sei, denn «Ungarn gehe nach dem Zeugnis des geschriebenen Rechtssatzes kraft Erbfolge, nicht durch Wahl von einem Herrscher auf den andern über»[27]). Der Papst machte sich diese Begründung zu eigen, erklärte (31. Mai 1303) Karl Robert für den gesetzmäßigen König von Ungarn, und befahl den Insassen Ungarns unter Strafe der Exkommunikation, Karl Robert zu huldigen und sich von Wenzel, dem Usurpator, abzuwenden[28]).

Das päpstliche Urteil wurde in Ungarn kundgemacht und übte große Wirkung. Sehr viele verließen die Partei Wenzels und schlossen sich Karl Robert an. Der König von Böhmen holte im Sommer 1305 seinen Sohn heim; bald darnach leistete dieser Verzicht auf die ungarische Krone. Seine Parteigänger hielten im Kampfe um das Recht der freien Königswahl aus und wählten Herzog Otto von Bayern zum Könige Ungarns[29]). Als Sohn einer Tochter Bélas IV. stand er in noch näherer Verbindung mit dem Arpádenhause, als Wenzel; und da er bereits seit einigen Jahren verwitwet war, befand er sich in der Lage, die Prinzessin Elisabeth zu heiraten; diesem Ehebund stand von seiten Wenzels nichts im Wege, da letzterer inzwischen eine andere Ehe eingegangen war. Die Auflösung seines Verlöbnisses mit der ungarischen Braut war aller Wahrscheinlichkeit nach von seinen ungarländischen Anhängern gewünscht worden, die die Hand der Tochter Andreas' III. zur Befestigung der Herrschaft Ottos meinten verwenden zu können. Ladislaus, der mächtige Woywode von Siebenbürgen wünschte

---

[27]) „Sicut scripti canonis series aperiat, regnum ipsum Ungariae successionis iure provenit, electionis arbitrio non defertur."

[28]) Theiner a. a. O. I S. 392, 397.

[29]) Es ist diesbezüglich keine Urkunde auf uns gekommen; aber die zeitgenössischen und wenig späteren bayrischen Chroniken erzählen den Vorgang in Übereinstimmung mit der durch die Thuróczische Chronik (aus dem XV. Jahrhundert) überlieferten nationalen Tradition. Zitiert bei Katona, Historia Critica VIII S. 94.

jedoch seine Tochter dem König zu vermählen, und er nahm, zweifelsohne, weil er hierbei auf Widerstand traf, Otto gefangen. Dieser hörte somit tatsächlich zu regieren auf und kehrte, als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, nach Bayern zurück.

Karl Robert beeilte sich, diese günstige Lage auszunützen: er berief einen Reichstag nach Rákos, um den Ständen zur Ausübung des Rechts der Königswahl Gelegenheit zu bieten. Am 12. Oktober 1307 wählten ihn denn die in großer Zahl versammelten Prälaten, Herren und Adeligen zum König.

Bei diesem Anlasse verpflichteten sich die weltlichen Großen mittelst eines Eides, den sie in die Hände des Erzbischofs von Esztergom (Gran) ablegten, und kraft einer besonderen Urkunde «Herrn Karl und dessen Nachkommen, so wie es die königliche Erbfolge heischt, zum Könige und geborenen Herrn Ungarns für ewige Zeiten anzunehmen»[30]). Damit ist gesagt, daß sie in Ausübung des Wahlrechts, das der Nation nun infolge des Abganges der männlichen Linie des Arpádenhauses zustand, innerhalb der Familie des gewählten Königs das Prinzip der Erblichkeit festsetzten. Sie gebrauchten unzweifelhaft mit Absicht unbestimmte Ausdrücke, aus denen nicht hervorging, wen sie unter «Nachkommen» verstanden, und worin das Postulat der «königlichen Erbfolge» bestand. Indem sie die Regelung dieser Fragen einer späteren Zeit überließen, glaubten sie den Anschluß der Gegenpartei an die Sache Karl Roberts erleichtern zu können.

Die mächtigsten Barone: Matthaeus Csák von Trencsén, Heinrich von Németujvár (Güssing), Ladislaus, der Woywode von Siebenbürgen und ihre zahlreichen Anhänger hatten sich nämlich von jenem Reichstage ferngehalten. Ja, der Woywode von Siebenbürgen schickte sich an, gegen Karl Robert mit schlauer Findigkeit einen gefährlichen Gegenkandidaten aufzustellen: den serbischen Königssohn, dessen Mutter die ältere Schwester Marias von Neapel war, der also gegenüber Karl Robert, zufolge Erbrechts, den Vorzug besaß. Ladislaus vermählte ihm seine Tochter; und der König von Serbien rüstete zum Kriege gegen Karl, der ihn seinen «Rivalen» nennt[31]).

Zu gleicher Zeit schlug die Witwe Andreas' III. den mit ihr in Verbindung gebliebenen ungarischen Herren vor, sie mögen Herzog Heinrich von Österreich unter der Bedingung zum König wählen, daß er Prinzessin Elisabeth eheliche[32]).

---

[30]) Die Urkunde ist wiederholt mitgeteilt worden. Bei Cziráky a. a. O. S. 200.
[31]) Monumenta Vaticana I Serie II S. 369. Anjoukori Okmánytár I S. 196.
[32]) Anton Pór a. a. O.

X.

Diese Pläne erstickte im Keime der päpstliche Legat, Kardinal Gentilis, der im Herbst 1308 im Lande erschien und durch energisches Auftreten und geschickte Politik die Sache des Kandidaten der römischen Kurie zum entscheidenden Siege führte.

Er berief auf den 27. November einen Reichstag, an dem die Prälaten, Barone und Adeligen des Landes in großer Menge teilnahmen, auch viele von jenen, die Karl Robert zur Zeit nicht als König anerkannten.

Der Kardinal sprach in seiner Eröffnungsrede von dem Verhältnis zwischen dem Heiligen Stuhle und Ungarn, und von den Rechten, die infolgedessen dem Papste zustehen. Seine Ausführungen machten auf die Versammlung ungünstigen Eindruck, was sich in lautem Murren äußerte. Der Kardinal brach, in erstaunlicher Selbstverleugnung, seinen Vortrag ab und forderte die Unzufriedenen auf, sich zu erklären.

Es meldeten sich nun einige zum Wort, deren im wesentlichen übereinstimmende Äußerungen das von einem päpstlichen Notar über den Verlauf der Versammlung aufgenommene Protokoll folgendermaßen resümiert:

«Wir wollen es nicht, und wir können es nicht zugeben, daß die römische Kirche oder in ihrem Namen der Herr Legat dem Lande einen König bestelle; wir billigen es jedoch, daß denjenigen, den wir in Befolgung der guten alten Gewohnheit des Landes als unsern König beriefen und annahmen, der Herr Legat namens der römischen Kirche als den rechten König Ungarns bestätige; und daß auch in künftigen Zeiten ewiglich die rechten Päpste und die römische Kirche das Recht der Bestätigung und Krönung ausübe betreff der Könige Ungarns, die vom rechten königlichen Geschlechte abstammen und von uns aus dem Kreise dieses Geschlechts einstimmig und einhellig erwählt werden.»

Diese wichtige Erklärung rührte, wie aus dem Texte deutlich hervorgeht, von den Anhängern Karl Roberts her, die ihn auf dem Reichstage im Vorjahre gewählt hatten. Neben der präzisen Umschreibung der Rechte des Heiligen Stuhls enthält sie die klare Feststellung dessen, daß die Nation das Recht der Königswahl tatsächlich ausgeübt habe, als sie Karl Robert «in Befolgung der alten Gewohnheit des Landes» berief und annahm; und es ist zugleich festgestellt, wie die Nation dies Wahlrecht künftig ausüben wolle: in der Weise nämlich, daß sie ihren Herrscher «aus dem Kreise des königlichen

Geschlechts», das heißt unter den Mitgliedern der von Karl Robert abstammenden Familie, wählen werde.

Der Legat erhob gegen die von den Rednern betonten Rechtsansprüche keine Einwände, und da jene Äußerungen den allgemeinen Beifall der Versammlung fanden, enunzierte er folgenden Beschluß:

«Auf Ersuchen und Bitten und mit öffentlicher Zustimmung der Prälaten, Barone und Adeligen, bestätigen wir Herrn Karl, der als Sohn der glorreichen Frau Königin Maria von Sizilien und Ungarn Tochter König Stefans von Ungarn seligen Angedenkens, aus dem echten Geschlechte der ungarischen Könige stammt, und dessen gesetzliches Erbrecht und Anspruch auf den Besitz des Landes die römische Kirche anerkannt und festgestellt hat, im Namen der römischen Kirche und nehmen ihn an als rechten König Ungarns.»

Dieser Beschluß betonte die Sukzessionsrechte Karl Roberts in auffallender Weise, ja, indem er Marien den Titel einer Königin von Ungarn beilegte, honorierte er zugleich deren Erbansprüche. Aber die Erklärung des Legaten, daß er Karl Robert auf Bitten des Reichstages bestätige, enthielt das Anerkenntnis, daß die Sukzessionsrechte Karl Roberts erst kraft der «Zustimmung» des Reichstages Geltung erlangten; in der Erklärung ferner, Karl Robert werde erst jetzt zum «rechten König» Ungarns, war das Zugeständnis enthalten, er sei es vorher noch nicht gewesen: hätte ihm der Thron kraft des Rechtstitels der Erbfolge unbedingt gebürt, so wäre er mit dem Hinscheiden Andreas' III. sofort zum rechten König geworden.

Indem der Legat schließlich die Bestätigung mit der «Bitte» der Nation begründete, erklärte er das Vorgehen der Königin Maria, die, ohne die «Bitte» der Nation abzuwarten, königliche Rechte ausübte und übertrug, ja nicht minder die Handlungen der Päpste, die desgleichen, ohne die «Bitte» der Nation abzuwarten, nacheinander Marien, Karl Martell und Karl Robert als König von Ungarn anerkannten, für ungültig[33]).

Ihren langgehegten Wunsch, Prinzessin Elisabeth als Gattin des neuen Königs begrüßen zu können, gaben die Stände auf; denn Karl hatte bereits zwei Jahre früher eine Ehe geschlossen[34]).

Daß die ausschlaggebende Äußerung des Legaten auf dem Reichstage wirklich das Anerkenntnis der Thronbesteigung Karl Roberts auf Grund der Wahl enthielt und bezweckte, bezeugen die späteren Kundgebungen des Kardinals selbst.

---

[33]) Bemerkt sei, daß Papst Klemens V. gegen das Vorgehen des Legaten keinerlei Einwendung machte.

[34]) Die Nation machte noch eine andere Konzession. Karl Robert durfte an der Übung festhalten, die Jahre seiner Regierung von 1301 an zu zählen.

An der Spitze der Artikel, die in der nach der Verabschiedung des Reichstages mit den Prälaten und Baronen abgehaltenen Ratsversammlung geschaffen wurden, steht folgende Erklärung des Legaten: «Nachdem wir die allgemeine Versammlung der Prälaten, Barone und Adeligen einberufen hatten, erkannten die Prälaten und Barone Herrn Karl, der vom ersten heiligen Könige Ungarns abstammt, einstimmig als den gesetzmäßigen König Ungarns und ihren geborenen Herrn an . . . Sämtliche Prälaten und Barone des Landes nahmen ihn ihrer alten Gewohnheit gemäß an als ihren rechten und gesetzmäßigen Herrn, und wir billigen und bestätigen auf ihre Bitte namens der heiligen römischen Kirche die von ihrer Seite erfolgte Annahme und Anerkennung des Königs»[35]).

Von ähnlicher Bedeutung war auch der Akt des Kardinals Gentilis, daß er den König (am 15. Juni 1309) zum zweiten Male krönte, trotzdem die Krönung auch diesmal nicht mit der Heiligen Krone vollzogen werden konnte. Durch diese zweite Krönung erklärte er die erste, die von der Mehrheit der Nation als ungesetzlich betrachtet wurde, gleichfalls für ungültig.

Ein Denkmal seiner politischen Weisheit bildet der Eid, den der König im Verlaufe der Krönungszeremonien in seiner Gegenwart und auf sein Geheiß in die Hände des Erzbischofs von Esztergom ablegte, und dessen lateinischen Text der Erzbischof in ungarischer Sprache verdolmetschte. Der Wortlaut des Eides, den ein päpstlicher Notar in eine vom Legaten im Archiv des Heiligen Stuhles hinterlegte authentische Urkunde kleidete, ist zweifellos identisch mit jenem, der ehemals von den Lippen der Arpádenkönige ertönte, und verpflichtet den Herrscher unter anderem, die Adeligen «bei ihren guten alten Gewohnheiten zu erhalten»[36]).

Weder der Beschluß des Reichstages, noch die von der Ratsversammlung geschaffenen Artikel, noch auch der Krönungseid regelten das bei der Besetzung des Königsthrones zu befolgende Verfahren. Dies Schweigen bezeugt, daß die Nation ihren auf dem Reichstage verlautbarten Anspruch zwar aufrecht erhielt, jedoch nicht preßte: den Anspruch auf die Ausübung des Rechts der beschränkten Königswahl, das der Nation während der Herrschaft der mit ihr eng verschmolzenen nationalen Dynastie überflüssig scheinen mochte, das sie aber gegenüber dem fremden Herrscherhause für unentbehrlich erachtete.

[35]) „Eis petentibus approbavimus et eorum receptionem confirmavimus." Monumenta Vaticana II S. 265 ff.

[36]) Ebenda S. 304.

Anderthalb Jahrhunderte später überschüttete ein ungarischer Chronist, Thuróczi, die Nation mit Lobsprüchen ob ihrer Freiheitsliebe: daß sie eher bereit war, sich der Gefahr des Unterganges auszusetzen, als das Recht der Königswahl preiszugeben. Auch heute, nach sechshundert Jahren, darf der Geschichtschreiber mit Ehrfurcht jenes Aktes der politischen Weisheit und der Selbstverleugnung gedenken, deren sich die Nation, selbst inmitten der grimmigen Kämpfe von persönlichen und Parteiinteressen, fähig erwies.

Die Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich.

Vom wirkl. Geheimrat **Alexander von Matlekovits.**

UNGARN bildet heute mit Österreich und mit Bosnien und der Herzegowina ein einheitliches Zollgebiet. Die geschichtliche Entwicklung dieser Zollgemeinschaft führt uns zurück in jene Zeit, als nach dem traurigen Ende des Freiheitskampfes von 1849 die Konstitution Ungarns sistiert, Ungarn als einfache Provinz Österreichs behandelt und durch die österreichische Regierung von Wien aus zentralistisch regiert wurde. Am 1. Juli des Jahres 1851 wurde die bis dahin bestandene Zollgrenze zwischen Ungarn und den österreichischen Ländern aufgehoben, hörte Ungarn auf, ein selbständig wirtschaftliches Gebiet zu sein und wurden alle handelspolitischen, finanziellen und wirtschaftlichen Maßregeln Ungarns mit den österreichischen Ländern in einheitlicher Weise geordnet.

In dieser Epoche erfolgte auch die Wendung der österreichischen Handelspolitik; die bis dahin beinahe prohibitiv schutzzöllnerische Richtung gab dem Zolltarif vom Jahre 1851 Raum, der bereits handelsfreiheitlichen Charakter trägt und dann zum Abschlusse des Handelsvertrages vom Jahre 1853 mit Preußen beziehungsweise mit dem deutschen Zollverein führte.

Als man im Jahre 1866 in Wien zu der Einsicht gelangte, daß Ungarn absolutistisch nicht regiert werden kann und daß die Großmachtstellung Österreichs mit einem durch Gewalt unterdrückten Ungarn gefährdet ist, erfolgte der politische Ausgleich vom Jahre 1867, der mit der Wiederherstellung der ungarischen Konstitution auch die wirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns mit den österreichischen Ländern regelte. Die sechzehn Jahre der wirtschaftlichen Einigung und des Handelsverkehrs, der Eintritt Österreich-Ungarns in den internationalen Verkehr infolge der Ausdehnung des Eisenbahn-

netzes und der starken Entwicklung der Seeschiffahrt, die Umgestaltung der Landwirtschaft in Ungarn infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft, führten die leitenden ungarischen Staatsmänner im Jahre 1867 zu der Ansicht, daß die Zollgemeinschaft mit Österreich wenigstens zu jener Zeit erwünscht wäre, und sie suchten dieselbe in eine staatsrechtlich entsprechende Form zu kleiden.

Der Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 enthält das Staatsgrundgesetz Ungarns betreffend die politische Stellung in jenen Angelegenheiten, die Ungarn mit Österreich gemeinsam zu führen hat. In diesem Grundgesetze wird nun gesagt, «die Gemeinsamkeit der Handelsangelegenheiten fließt nicht aus der Pragmatischen Sanktion; denn im Sinne der letzteren könnten die Länder der ungarischen Krone als rechtlich von den übrigen Ländern der Monarchie abgesonderte, durch ihre eigene verantwortliche Regierung und Gesetzgebung Verfügungen treffen und durch Zollinien ihre Handelsangelegenheiten regeln (§ 58); nachdem jedoch zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Seiner Majestät die wechselseitigen Berührungen der Interessen zahlreich und wichtig sind, so ist der Reichstag dazu bereit, daß hinsichtlich der Handelsangelegenheiten einerseits zwischen den Ländern der ungarischen Krone, anderseits den übrigen Ländern Seiner Majestät von Zeit zu Zeit ein Zoll- und Handelsbündnis geschaffen werde (§ 59). Der Abschluß des Bündnisses soll durch einen gegenseitigen Vertrag erfolgen in der Weise, wie ähnliche Vereinbarungen zweier von einander rechtlich unabhängiger Länder (§ 61). Es versteht sich von selbst, daß, wenn und inwieweit... eine Vereinbarung nicht gelingen sollte, das Land sich sein selbständiges Verfügungsrecht wahrt und alle seine Rechte auch diesfalls unversehrt bleiben (§ 68).

Das Grundprinzip dieses Grundgesetzes ist somit, daß Ungarn in Handelsangelegenheiten vollkommen frei, von Österreich ganz unabhängig verfügen kann und selbst bis zur Trennung des gemeinsamen Zollgebietes und zur Schaffung eines besonderen ungarischen Zollgebietes gehen kann, die Errichtung von Zwischenzollinien anordnen oder anderweitige Verfügungen treffen darf; aus wirtschaftlichen Zweckmäßigkeitsgründen aber diese Angelegenheiten durch Verträge regeln und ein Zoll- und Handelsbündnis schließen kann.

Tatsächlich hat Ungarn die Zollgemeinschaft mit Österreich bis heute (beziehungsweise bis 1917) aufrechterhalten, und zwar bis Ende 1897 auf Grund von formell vereinbarten Zoll- und Handelsbündnissen, seit 1898 bis Ende 1907 — nachdem nach Ablauf des Zoll- und Handelsbündnisses die zwischen den Regierungen der

beiden Staaten festgesetzten und den gesetzgebenden Körpern vorgelegten Gesetzesvorlagen über das Zoll- und Handelsbündnis wegen der im österreichischen Reichsrate herrschenden Obstruktion legislatorisch nicht genehmigt werden konnten — durch selbständige Verfügung des ungarischen Reichstages beziehungsweise für Österreich durch eine kaiserliche Verordnung auf Grund des § 14 des österreichischen Grundgesetzes; — endlich von 1908 bis Ende 1917 durch den Abschluß eines Handelsvertrages.

Wenn aber die Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich tatsächlich auch ununterbrochen von 1851 bis 1917 besteht, so ist die Rechtslage und die Form dieses Verhältnisses in den einzelnen Phasen des Bestandes dieses Zustandes doch wesentlich verschieden.

Vom Jahre 1851 bis 1867 — während der Zeit der Sistierung der ungarischen Konstitution und als Ungarn in jeder Hinsicht nur als österreichische Provinz galt — ist die Zollgemeinschaft die einfache Folge des einheitlich gedachten und einheitlich regierten Österreich und wurde durch kaiserliche Verordnung eingeführt.

Im Jahre 1867 erlangt Ungarn wieder seine staatliche Selbständigkeit und verfügt in Zoll- und Handelsangelegenheiten ganz selbstständig; der Begriff einer Zollgemeinschaft kann somit nur durch die Legislative Ungarns geschaffen werden. Die Zollgemeinschaft bestand denn auch von 1867 bis Ende 1897 auf Grund der mit Österreich abgeschlossenen und durch die ungarische Gesetzgebung (in den Gesetzartikeln XVI vom Jahre 1867, XXVII vom Jahre 1877, IV, XIII vom Jahre 1878, XX vom Jahre 1878 und XXIV vom Jahre 1887) genehmigten Zoll- und Handelsbündnissen.

Seit 1898 bis 1907 bestand die Zollgemeinschaft nicht mehr auf Grund eines mit Österreich abgeschlossenen Zoll- und Handelsbündnisses, sondern auf Grund selbständiger und einseitiger gesetzlicher Verfügungen, die am besten charakterisiert werden durch die Einleitung des Textes der betreffenden ungarischen Gesetze. Hier heißt es: «Nachdem zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern im Sinne des § 61 des Gesetzartikels XII vom Jahre 1867 ein Zoll- und Handelsbündnis nicht zustande gekommen ist, ist für die Länder der ungarischen Krone auf Grund und im Sinne des § 58 des Gesetzartikels XII. vom Jahre 1867, wonach «die Länder der ungarischen Krone als rechtlich von den übrigen Ländern des Herrschers selbstständige Länder auf dem Wege ihrer verantwortlichen Regierung und ihrer Gesetzgebung verfügen und durch Zollinien ihre Handelsangelegenheiten regeln können», die Rechtslage des selbständigen Zollgebietes eingetreten. Dementsprechend wird auf Grundlage des

§ 68 des Gesetzartikels XII vom Jahre 1867, wonach «das Land sich das Recht der selbständigen Verfügung vorbehält und alle seine Rechte auch diesfalls unversehrt bleiben», folgendermaßen verordnet: «...die den Bestimmungen der Artikel I—XXII des Gesetzartikels XX vom Jahre 1878 (Zoll- und Handelsbündnis) entsprechenden Zustände bleiben... bis 31. Dezember 1907 in Wirksamkeit, unter der Voraussetzung, daß die diesen Bestimmungen und Gesetzen entsprechenden Zustände und die Reziprozität in den übrigen Königreichen und Ländern Seiner Majestät gleichfalls unverändert aufrecht erhalten werden.» Da in Österreich durch eine kaiserliche Verordnung auf Grund des § 14 des Grundgesetzes dieselben Verfügungen getroffen wurden, so wurde die Zollgemeinschaft eigentlich auf Grund des bis dahin geltenden Zoll- und Handelsbündnisses — obwohl durch selbständige gesetzliche Verfügung und nicht durch formellen Abschluß des Bündnisses — fortgesetzt.

Im Jahre 1907 erhält die tatsächliche Zollgemeinschaft eine formell andere Basis. Es wird kein Zoll- und Handelsbündnis, sondern ein Zoll- und Handelsvertrag abgeschlossen. Das Wesen und der Inhalt dieses Handelsvertrages ist zwar derselbe, wie jene des bisherigen Bündnisses, allein die staatliche Selbständigkeit und der rechtliche Charakter des selbständigen ungarischen Zollgebietes tritt markanter hervor. Namentlich besteht im Sinne dieses Handelsvertrages kein österreichisch-ungarisches Zollgebiet, sondern ein Vertragszollgebiet der beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie. Es besteht kein österreichisch-ungarischer Zolltarif, sondern ein besonderer ungarischer Zolltarif für das ungarische Zollgebiet, ein besonderer österreichischer, zwar bis zum letzten Buchstaben mit dem ungarischen identischer Zolltarif für das österreichische Zollgebiet, dann ein dritter, mit den beiden ebenfalls identischen besonderen Zolltarifen ganz gleicher Zolltarif, der durch den Handelsvertrag als Vertragstarif der beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie benannt und festgesetzt wurde; da im Sinne des Handelsvertrages «während der Geltungsdauer des Vertrages Verkehrsgegenstände, welche aus einem Staatsgebiete in das andere übergehen, mit Ein-, Aus- oder Durchfuhrabgaben welcher Art immer nicht belastet werden können und zu diesem Zwecke eine Zwischenzollinie nicht errichtet werden darf,» so sind eigentlich die beiden autonomen Tarife nur der Form nach Gesetze, und werden dieselben eigentlich gar nicht angewendet, und hat der Vertragstarif allein Geltung. Ferner soll im Sinne des Handelsvertrages jeder Vertrag mit dem Auslande nicht nur durch den Minister des Äußern oder dessen Vertreter im Sinne des Ausgleichsgesetzes, zu dessen

Agenden «die diplomatische und kommerzielle Vertretung des Reiches gegenüber dem Auslande, sowie die hinsichtlich der internationalen Verträge erforderlichen Verfügungen im Einverständnisse mit den Ministerien beider Teile und deren Zustimmung gehören,» sondern durch je einen Vertreter der ungarischen und der österreichischen Regierung unterfertigt werden. Endlich wurde der seit dem Jahre 1876 bestandene Vorgang nunmehr im Handelsvertrage als Regel festgesetzt, daß, wenn der Abschluß von internationalen Verträgen nicht ausschließlich in französischer Sprache erfolgt, so sind diese gleichförmig auch in ungarischer und deutscher Sprache auszufertigen und beide als Originaltexte zu unterzeichnen.

Aus dieser Erörterung der jeweiligen Gestaltung der Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich kann man leicht die Folgerung ziehen, daß die vertragsmäßige Sicherung der Zolleinheit immer nur nach langen und mühsamen Verhandlungen zustande kam. Diese Verhandlungen, die von zehn Jahren zu zehn Jahren die öffentliche Meinung der beiden Staaten gewaltig aufregen, sind unter der Bezeichnung des «wirtschaftlichen Ausgleiches» auch im Auslande bekannt. Die Schwierigkeiten dieser Verhandlungen sind leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß bei diesem Anlasse nicht nur die zu befolgende Zollpolitik, also eventuell die Ausarbeitung eines neuen Zolltarifs, die Revision der indirekten Steuergattungen und andere durch die Zollgemeinschaft berührte wirtschaftliche Fragen ihre Lösung finden müssen, sondern mit der Regelung der Zollgemeinschaft gleichzeitig auch andere schwierige Fragen der beiden vereinten Staaten behandelt zu werden pflegen, so namentlich das Verhältnis des Beitrages jedes Staates zu den Kosten der gemeinsamen Ausgaben, die sogenannte Quote, das Privilegium der Notenbank und die Regelung von obschwebenden Differenzen in Staatsschuldenangelegenheiten. Mit Rücksicht darauf, daß die Erledigung all dieser so wichtigen Fragen legislatorisch nicht durch eine besondere, hiefür bestimmte Körperschaft — wie sie seinerzeit die Zollkonferenz für den deutschen Zollverein war—, sondern durch die beiden Parlamente Ungarns und Österreichs, also durch vier Häuser (je ein Abgeordnetenhaus und je ein Herrenhaus) zu erfolgen hat, so ist es leicht zu erklären, wie schwer es ist und welche lange dauernden Verhandlungen nötig sind, um den jeweiligen wirtschaftlichen Ausgleich unter Dach und Fach zu bringen.

Zu alledem gesellen sich noch die großen prinzipiellen Differenzen, die bei jedem Ausgleich von neuem zu bekämpfen sind. Ungarns Forderung für den Freihandel steht da bis in die neueste Zeit gegenüber dem Verlangen nach höherem Schutze der Österreicher. Die

wirtschaftliche Trennung von Österreich wird seit den Verhandlungen des ersten Ausgleiches im Jahre 1876 immer stärker gefordert und ist nicht nur das Hauptbestreben der Unabhängigkeitspartei, die ja die Personalunion und somit die vollkommene politische Lostrennung Ungarns von Österreich anstrebt, sondern findet auch bei den Freunden der auf der Basis des 67-er politischen Ausgleichs stehenden Parteien Anklang. Wenn man hiezu noch die infolge der Nationalitätswirren eingetretenen traurigen parlamentarischen Verhältnisse des österreichischen Reichsrates hinzunimmt, so ist es erklärlich, daß das im Jahre 1897 abgelaufene Zoll- und Handelsbündnis erst nach zehn Jahren, im Jahre 1907, legislatorisch durch den jetzt in Kraft stehenden Zoll- und Handelsvertrag ersetzt werden konnte und die Zollgemeinschaft inzwischen in anderer Weise gesichert werden mußte.

* * *

Die geschichtliche Entwicklung der Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich zeigt im Gegensatz zu jener des deutschen Zollvereins die Tendenz, die für beide Staaten nach gleichen Grundsätzen zu regelnden Angelegenheiten möglichst zu vermindern. Während der zum Deutschen Reiche erwachsene deutsche Zollverein immer neue Angelegenheiten findet, die das Reich in die Sphäre seiner Gesetzgebung zieht, bildet sich die Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich dahin aus, möglichst wenig Angelegenheiten der einheitlichen Regelung zu überlassen und selbst jene Angelegenheiten, die im Jahre 1867 noch im Einverständnisse zu regeln waren, zu vermindern.

So war im Jahre 1867 der «Österreichische Lloyd» als ein die Verkehrsinteressen beider Staaten förderndes internationales Seepost- und Schiffahrtsunternehmen gemeinsam subventioniert und stand unter der Leitung des gemeinsamen Ministeriums des Äußern, — seit 1892 hört die gemeinsame Unterstützung auf, ist der Lloyd ein dem österreichischen Handelsministerium unterstehendes Unternehmen, und jeder Staat subventioniert nach seinen Bedürfnissen jene Seeunternehmungen, die er für zweckentsprechend erachtet.

Das Gewerbe im Herumziehen (Hausier- und Wandergewerbe) war bis 1907 in beiden Staaten ein freizügiges Gewerbe, da die in einem Staate erteilten Hausierbewilligungen im anderen Staate zur Ausübung des Hausierbefugnisses berechtigten. Der neue Handelsvertrag hebt dieses Recht auf, und ist das Hausierwesen ganz unbeschränkt der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen.

Die früheren Zollbündnisse enthielten die Bestimmung, daß «ein gleiches Privatseerecht an den Küsten beider Staaten und in der

Handelsmarine beider Teile in Anwendung komme». Diese Bestimmung fiel im Handelsvertrage von 1907 weg, und somit hat die Gesetzgebung beider Staaten vollkommen freie Hand.

Die Währungsfrage ist im Jahre 1892 durch besonderen Vertrag geregelt und bildet nicht mehr den Gegenstand des Handels- und Zollvertrages.

Die Verwaltung des Post-, Telegraphen- und Telephonwesens war bis zum Jahre 1888 nach gleichen Grundsätzen verwaltet, und konnten Abänderungen der bestehenden Verordnungen nur einverständlich vorgenommen werden. Im erwähnten Jahre wurde durch besonderes Übereinkommen jedem Verwaltungsgebiet das vollkommen freie Verfügungsrecht gewährt und nur der betreffende Verkehr zwischen den beiden Staaten vertragsmäßig geregelt.

Bis zum Jahre 1893 war das Erfindungsrecht nach gleichen Grundsätzen geregelt, und hatte das in einem Staate erteilte Patent auch im anderen (nach erfolgter Zustimmung zur Erteilung des Patentes) Geltung. Seit jener Zeit ist das Patentrecht selbständig geregelt, und ist die gegenseitige Behandlung der Patente auf dem Fuße des internationalen Verkehrs festgesetzt.

Neben diesen wesentlichen Abänderungen erscheinen einige Bestimmungen, die den Charakter der selbständigen Stellung der zollvereinten Staaten auch in internationalen Angelegenheiten zur Geltung bringen. So gilt für die Kündigung internationaler Verträge seit dem Ausgleiche vom Jahre 1878 die Bestimmung, «wenn bei Ablauf eines internationalen Vertrages der eine vertragschließende Teil die Kündigung in Anwendung bringen will, so hat er spätestens sechs Monate vor Ablauf des Kündigungstermines dem anderen Teil hievon Mitteilung zu machen; kommt innerhalb dieser Frist ein Einverständnis nicht zustande, so hat der gemeinsame Minister des Äußern die Kündigung vorzunehmen, sobald auch nur der eine der vertragschließenden Teile sie begehrt.» Ein weiterer Schritt der Geltendmachung der selbständigen Staatlichkeit ist die Einrichtung der Fachberichterstatter (Fachreferenten). Da die Konsulate gemeinsame Organe sind, steht es jedem Ressortminister zu, im Einvernehmen mit dem gemeinsamen Minister des Äußern auf seine Kosten zum Zwecke des Studiums kommerzieller, landwirtschaftlicher oder technischer Fragen Fachberichterstatter ins Ausland zu entsenden, die den Schutz und die Unterstützung der k. und k. Missionen und Konsulate genießen. Endlich ist bei der Flußschiffahrt die staatliche Selbständigkeit dadurch zur Schau gebracht, daß seit 1878 die Flußschiffe ihre betreffende nationale Flagge führen und seit 1907 beim Landen in dem Gebiete des anderen Staates für die Dauer des je-

weiligen Aufenthaltes auch noch die Flagge des anderen Staates auf Mast hissen.

* * *

Das Streben, möglichst unabhängig von Österreich zu bleiben, zeigt sich sehr drastisch in der Entwicklung der indirekten Steuern. Während man im Deutschen Reiche immer mehr und mehr Objekte zu Reichssteuern gestaltet, die Reichsstempel, die Erbschaftssteuer, die Automobilsteuer, die Gas- und Elektrizitätsbesteuerung als Reichssteuer einführt und selbst vor der Einführung von direkten Steuern als Reichssteuern nicht zurückschreckt, trachtet man im österreich-ungarischen Zollgemeinwesen dahin, die Steuergemeinschaft möglichst ganz zu beseitigen. Der Werdegang in dieser Richtung ist hauptsächlich durch die Forderungen Ungarns charakterisiert.

Das Zoll- und Handelsbündnis stellte im Jahre 1867 den Grundsatz fest: «Das Salz- und Tabakgefälle und diejenigen indirekten Abgaben, welche auf die wirtschaftliche Produktion von unmittelbarem Einflusse sind, namentlich die Branntwein-, Bier- und Zuckersteuer, werden in beiden Ländergebieten während der Dauer dieses Vertrages nach gleichartigen Gesetzen und Verwaltungsvorschriften gehandhabt... und können die vereinbarten Gesetze nur in gemeinsamer Einvernahme im gesetzlichen Wege abgeändert werden.» Dieser Grundsatz besteht auch heute. Allein Ungarn hat sich bei jeder Gelegenheit bestrebt, die Interessen des ungarischen Finanzärars zu schützen und die wirtschaftlichen Folgen dieser indirekten Steuern, zu welchen im Jahre 1882 noch die Petroleumsteuer kam, zugunsten Ungarns zu fördern.

Diese Bestrebungen erscheinen in der Umgestaltung der Ausfuhrvergütungen, in der Sicherung des Erträgnisses der Steuer für das betreffende Konsumland, in der Einrichtung, daß Ungarns Produktion nicht unter der Konkurrenz der österreichischen leide, und endlich in der selbständigen Bestimmung der Höhe des Steuerschlüssels.

In jedem Lande werden die indirekten Steuern bei der Ausfuhr des betreffenden Produktes rückvergütet, denn sonst würde ja die Konkurrenz des heimischen Produktes im Auslande unmöglich gemacht oder doch wesentlich erschwert sein. Im Ausgleiche vom Jahre 1867 wurde bestimmt, daß diese Steuerrückvergütung aus dem Reinerträgnisse des als gemeinsame Einnahme erklärten Zollgefälles bestritten werde. Da nun die Beteiligung Ungarns zu jener Zeit im Sinne des Gesetzes über die Beitragsleistung zu dem Auf-

wande für die gemeinsamen Angelegenheiten 30 (beziehungsweise seit 1871 31.4) % betrug, so hatte Ungarn eine Belastung der Steuerrückvergütung von 30 und 31.4 % zu tragen. Allein die ausgeführten Produkte, namentlich Bier und Zucker, waren hauptsächlich Erzeugnis österreichischer Fabriken, und bezog von denselben die Steuer Österreich; im Jahresdurchschnitt vergütete Ungarn auf diese Weise $2^1/_2$ Millionen Kronen Steuern, die Österreich eingenommen hatte. Im Ausgleiche vom Jahre 1878 änderte man daher die Modalität der Rückvergütung, allein auch diesmal nicht dem Wesen der Besteuerung entsprechend, sondern auf die Weise, daß jeder Staat in dem Verhältnisse die Rückvergütung zu leisten habe, in welchem die Produktion der betreffenden besteuerten Produkte steht. Allein auch diese Maßregel entsprach nicht dem Geiste der Verwaltung zweier Steuergebiete, da ja die Ausfuhr eines Gebietes nicht mit der Größe und dem Verhältnisse der Produktion in Einklang stehen muß; daher beschränkte man im Jahre 1887 die Summe der Rückvergütung und überwies den übersteigenden Betrag an die beteiligten Fabriken; endlich wurde im Jahre 1899 bestimmt, daß vom 1. Jänner 1900 angefangen, von den Steuerrestitutionen für Steuergegenstände, welche über die Zollinie ausgeführt werden, jeder Staat nur jenen Teil zu tragen hat, welcher auf seine Ausfuhr entfällt; bezüglich der Ausfuhrvergütung sind also die Steuergebiete als getrennt zu betrachten.

Die zweite Aufgabe, die ungarischerseits in der Steuerfrage zu lösen war, bestand darin, daß Ungarn von den auf seinem Gebiete verzehrten Produkten die gesetzliche Steuer ganz erhalte. Die bei Abschluß des ersten Zollbündnisses bestandenen drei indirekten Steuern, die Branntwein-, Bier- und Zuckersteuer, wurden von den betreffenden Fabrikanten erhoben und vermehrten die Einnahme jenes Staates, in welchem der Branntwein, das Bier oder der Zucker erzeugt wurde. Da nun Österreich einen großen Teil des dort erzeugten Bieres und Zuckers in Ungarn absetzte, und die Erzeuger die in Österreich bezahlte Steuer im Preise ihrer Ware auf die ungarischen Konsumenten überwälzten, so belastete eigentlich ein großer Teil der durch das österreichische Finanzärar eingehobenen Steuer den ungarischen Konsum, beziehungsweise verlor das ungarische Finanzärar jenen Teil der indirekten Steuer, den ungarische Konsumenten im Preise der österreichischen Ware bezahlten. Schon bei Gelegenheit der Ausgleichsverhandlungen im Jahre 1878 forderte die Opposition im ungarischen Reichstage die Sanierung dieses Mißverhältnisses und verlangte die Errichtung einer Steuerlinie zwischen Ungarn und Österreich. Die Regierung wies darauf hin, daß die bei

Gelegenheit dieses Ausgleiches abgeänderten Verfügungen der Branntwein- und Zuckersteuer vielleicht die beanstandeten Übelstände heben würde, indem der eventuelle Mehrkonsum österreichischen Zuckers in Ungarn durch den Mehrkonsum ungarischen Branntweins in Österreich kompensiert werden könnte. Die öffentliche Meinung hielt jedoch fest an dem Gedanken der gesonderten Steuergebiete, und so wurde im Jahre 1894 für den Branntwein und seit 1899 auch für die übrigen drei Steuerobjekte, für Bier, Zucker und Petroleum, das sogenannte Überweisungsverfahren eingeführt. Die betreffende Ware steht bei der Absendung und bei dem Einlangen unter amtlicher Kontrolle, kann nur auf bestimmten Wegen und in bestimmter Weise transportiert werden. Der auf diese Art konstatierte Verkehr bildet die Grundlage zur Verrechnung der Finanzministerien der beiden Staaten und wird nach erfolgter Verrechnung der betreffende Steuerbetrag überwiesen. Ungarn erhielt auf diesem Wege jährlich über 12 Millionen Kronen Mehreinnahme.

Durch die Einführung des Überweisungsverfahrens ist auch die Möglichkeit gegeben, daß der Steuerfuß in beiden Staatsgebieten verschieden sein kann. Seit 1899 kann nämlich unter Berücksichtigung derselben Steuermodalität ein verschiedener Steuersatz und bei der Einfuhr der minderbesteuerten Ware aus dem anderen Staat eine Ausgleichsabgabe erhoben werden.

Heute bestehen somit tatsächlich in der Zollgemeinschaft zwei Steuergebiete (mit Bosnien und der Herzegowina drei), deren Gesetzgebung zwar noch nach gleichen Grundsätzen geregelt ist, in finanzieller Beziehung und im Verkehr ganz gesondert, also in diesem Effekte als besondere Steuergebiete zu betrachten sind.

* * *

Der wichtigste Teil jeder Zollgemeinschaft liegt in der Zollpolitik und daher in deren tatsächlicher Erscheinung, in dem jeweilig giltigen Zolltarif. Solange als die handelsfreiheitliche Richtung die europäische Zollpolitik beherrschte und Österreich und seit 1867 auch Österreich-Ungarn in das Netz der Zollverträge mit hineinzog, war hinsichtlich der Zollpolitik in der Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich keine Dissonanz. Ungarn, dessen Landwirtschaft gerade in dieser Zeit eine derartige Entwicklung erreichte, daß es große Mengen seiner landwirtschaftlichen Produkte zur Ausfuhr bringen konnte, hatte naturgemäß entschiedene Neigung für den Freihandel, und in Österreich, wo die bis zum Jahre 1853 befolgte prohibitive Zollpolitik große Industrien schuf, war die Sicherung ausländischer

Märkte durch Zollverträge und, hiemit verbunden, eine handelsfreiheitliche Zollpolitik ebenfalls nicht verhaßt. Diese Harmonie der Ansichten auf Grundlage der Handelsfreiheit kommt jedoch ins Schwanken, als im Jahre 1873 die bekannte wirtschaftliche Krise, der sogenannte Krach, ausbricht. Österreichische Industrielle sehen in der durch die abgeschlossenen Zoll- und Handelsverträge erfolgten fortwährenden Ermäßigung der Schutzzölle die Hauptursache der Krise; sie nehmen Stellung gegen die englische Nachtragskonvention, durch welche abermals Zölle für Baumwoll- und Schafwollwaren ermäßigt werden sollen; und als trotz ihres Auftretens die Konvention dennoch abgeschlossen und von Seiten der Gesetzgebungen genehmigt wird, beginnt die Agitation für die Revision des Zolltarifes im schutzzöllnerischen Sinne und gegen die bestehenden Zollverträge, namentlich gegen die englische Nachtragskonvention. Ungarn verharrt natürlich bei dem Prinzipe der Handelsfreiheit und trachtet, namentlich bei den Ausgleichsverhandlungen vom Jahre 1878, dahin, daß der Zolltarif nicht zu sehr erhöht werde und den Abschluß der zu jener Zeit gekündigten oder der Kündigung nahestehenden Handelsverträge nicht unmöglich mache. Der auf diese Weise hervortretende Antagonismus der Zollpolitik gab jener Strömung der ungarischen Politik, welche die politische Trennung Ungarns von Österreich anstrebt, neuen Stoff, um die Errichtung des besonderen ungarischen Zollgebietes zu verlangen. Ungarn hätte nach ihrer Meinung im Jahre 1867 die Zollgemeinschaft mit Österreich nur unter der dazumal in Geltung gestandenen handelsfreiheitlichen Zollpolitik aufrechterhalten. Sobald diese Zollpolitik dem Schutzsystem weicht, hätte Ungarn in der Zollgemeinschaft nur die Nachteile derselben zu erdulden. Jeder Schutzzoll nützt nur Österreich und belastet Ungarn; der in dem Preise der Ware zur Geltung gelangende Schutzzoll muß durch Ungarn dem österreichischen Industriellen bezahlt werden; Millionen müßten somit von Ungarn aus an österreichische Industrielle gezahlt werden und belasten die ungarische Volkswirtschaft. Die Schutzzollpolitik würde das Ausland zu Retorsionen verleiten, die in erster Reihe wieder Ungarn träfen, denn die Ausfuhr Österreich-Ungarns besteht in erster Reihe in landwirtschaftlichen Produkten Ungarns, und somit bilden gerade diese Produkte den sichersten Gegenstand der Vergeltung. Hiezu schließt sich noch der Umstand, daß der Schutzzoll der schwachen ungarischen Industrie nicht förderlich ist; mit Österreich zollvereint, ist der mächtigste Konkurrent der ungarischen Industrie gerade die Industrie Österreichs; jede Erhöhung des Schutzzolles macht die österreichische Industrie mächtiger, erhöht

die Konkurrenzkraft der österreichischen Industrie in Ungarn und hindert somit die Entwicklung der ungarischen Industrie. Dies sind die wirtschaftlichen Gründe, welche die Lostrennung Ungarns von der Zollgemeinschaft Österreichs aus zollpolitischen Rücksichten fordern, zu welchen sich dann noch die finanzielle Seite gesellt, durch eine besondere ungarische Zollinie aus den Erträgen der Zölle größere Einnahmen zu erzielen. Bei den Verhandlungen des ersten Ausgleiches im Jahre 1876—78 war das Hauptbestreben der ungarischen Regierung dahin gerichtet, die handelsfreiheitliche Richtung bei Feststellung des allgemeinen Zolltarifes gegenüber den österreichischen Forderungen des höheren Schutzes zu sichern und die Möglichkeit der Aufrechterhaltung der Vertragspolitik zu erreichen. Deshalb ist auch der allgemeine Zolltarif vom Jahre 1878 noch in der Hauptsache handelsfreiheitlich; im großen und ganzen werden die bis dahin bestandenen mäßigen Zollsätze der Zollverträge in den allgemeinen Zolltarif aufgenommen und nur bei Garnen und Textilwaren kommen nach den Wünschen der österreichischen Industriellen die neugegliederten Zollsätze mit erhöhten Ziffern zur Geltung. Auch das Verlangen Ungarns, durch höhere Zollsätze bei einzelnen wichtigen Konsumartikeln das finanzielle Erträgnis der Zölle zu steigern, wurde bei diesem Anlasse zur Geltung gebracht, trotz der von Seiten österreichischer Industriellen verfolgten Agitation, die in der Erhöhung dieser Zölle (namentlich des Kaffeezolles) die Verteuerung der Genußmittel der Arbeiter und damit die Erhöhung der Produktionskosten zu erblicken meinten. Ungarischerseits wurde bereits bei diesen Verhandlungen die Einführung einer neuen indirekten Steuer, die Mineralölsteuer, und mit ihr die starke Erhöhung des Petroleumzolles verlangt; der Widerstand der österreichischen öffentlichen Meinung verhinderte aber damals die Durchführung dieses Gedankens, der aber dann im Jahre 1882 dennoch zur Ausführung gelangte.

Wenn der Gegensatz zwischen der handelsfreiheitlichen Auffassung der Zollpolitik Ungarns und der schutzzöllnerischen Österreichs seit 1878 schwindet und sich endlich in die Harmonie des Schutzes der heimischen Arbeit im Jahre 1906 auflöst, so ist dies ganz allein dem Umschwunge zuzuschreiben, den die Zollpolitik im allgemeinen und namentlich durch das Verhalten des Deutschen Reiches erlitt. Nichts konnte Ungarn schwerer treffen, als die wirtschaftliche Wendung Bismarcks. Seine Eisenbahnpolitik, die Errichtung von Agrarzöllen, die Benützung der Veterinärpolizei zur Hemmung oder gar zum Ausschließen der Einfuhr lebenden Viehes, wirkten mit schwerer Last auf die Ausfuhr der wichtigsten land- und waldwirtschaftlichen Pro-

dukte Ungarns, und als nach mühsehlichen und langwierigen Unterhandlungen das Deutsche Reich den Abschluß eines Zollvertrages und die Regelung des Viehverkehrs durch Vertrag zurückwies und sich im Jahre 1880 mit einem Meistbegünstigungsvertrag begnügte und hiedurch sich freie Hand sicherte zur weiteren Erhöhung seiner Zölle, da brach auch der handelsfreiheitliche Sinn Ungarns und gab Raum den Retorsionsgelüsten. Deutschland sollte von nun an in Ungarn keinen Bundesgenossen finden, der ihn gegen die schutzzöllnerischen Gelüste Österreichs sichert. Es wurden der Zolltarif vom Jahre 1882 und dann vom Jahre 1887, beide wenigstens von Seiten Ungarns mit dem Grundgedanken: Retorsion gegen Deutschland, erstellt.

Daß der Umschwung der Caprivischen Handelspolitik in Ungarn mit Freuden begrüßt und die Zollvertragsaktion, die das Deutsche Reich in Gemeinschaft mit Österreich-Ungarn anstrebte, sowohl in Ungarn als auch in Österreich Unterstützung fand, ist aus der Tendenz dieser Handelspolitik leicht zu erklären. Einerseits konnten die Agrarzölle des Deutschen Reiches ermäßigt werden, ohne daß die österreichischen Schutzzölle zu stark herabgesetzt wurden, anderseits aber wurde wieder ein ganzes Netz von Zollverträgen abgeschlossen, die die bis zu jener Zeit bestandene Unsicherheit des internationalen Verkehrs aufhoben.

Inzwischen entwickelte sich die Macht der Agrarier im Deutschen Reiche, in Frankreich und selbst in der Schweiz; das Schlagwort «Schutz der heimischen Arbeit» verbindet Industrielle mit den Landwirten und das dominierende Element der Handelspolitik wird nunmehr der Schutz in allen Richtungen. Daß in Ungarn bei dem Umstande, als das Deutsche Reich in erster Reihe, dann Frankreich, die Schweiz und Italien die Agrarzölle immer mehr erhöhten und somit die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte Ungarns mehr und mehr erschwerten, der Wunsch nach Agrarzöllen entstand, ist umso leichter zu erklären, als Österreich-Ungarn infolge der wachsenden Bevölkerung und der besseren Lebensweise, in den wichtigsten landwirtschaftlichen Produkten, bei Weizen, Roggen, Hafer und Mais, nicht nur die ganze inländische Produktion benötigte, sondern regelmäßig mehr oder mindere Mengen dieser Getreidearten aus dem Auslande beziehen muß. Österreich-Ungarn erlebt jetzt die Umwandlung: aus einem Getreideexportgebiet ein Getreideimportgebiet zu werden. Die Absperrungspolitik, die der Westen, und in erster Reihe das Deutsche Reich, den ungarischen landwirtschaftlichen Produkten gegenüber zur Geltung bringt, macht der ungarischen Landwirtschaft das zollvereinte und deshalb für sie freie österreichische Absatzgebiet umso wertvoller, als nunmehr bei dem größeren Konsum

und der Notwendigkeit des Bezuges ausländischer landwirtschaftlicher Produkte die Anwendung von Agrarzöllen preiserhöhend wirkt. Dazu kommt noch die Entstehung einer starken agrarischen Partei in Österreich selbst, welche nunmehr die ungarischen Wünsche für Einführung hoher Agrarzölle auch im Interesse Österreichs fordert. Der wirtschaftliche Antagonismus, den bisher Ungarn bei der Feststellung der Zollpolitik den Wünschen Österreichs gegenüber zur Geltung bringen mußte, vereinte sich in der Harmonie des Schutzes der heimischen Arbeit. Sowie die Industrie, also hauptsächlich österreichisches Interesse, gegenüber der Konkurrenz des Auslandes geschützt wird, so kann und soll in der Zollgemeinschaft die Landwirtschaft, also in erster Reihe wieder ungarisches Interesse, durch Agrarzölle dem Auslande gegenüber gesichert werden. Wenn Österreich durch die Zollgemeinschaft Ungarn als sicheren Absatzmarkt für seine Industrieprodukte besitzt, soll Ungarn in Österreich für seine landwirtschaftlichen Produkte einen entsprechenden Markt erhalten. Wenn Ungarn in der Zollgemeinschaft die durch Zölle erhöhten Preise der österreichischen Fabrikate zu tragen hat, so soll Österreich nunmehr auch die ungarischen landwirtschaftlichen Produkte mit den durch Zölle erhöhten Preisen bezahlen. Diese Ansicht erhielt durch die Zollpolitik des Deutschen Reiches, mit welcher der neue Zolltarif vom Jahre 1902 festgestellt wurde und in der der Grundgedanke des Schutzes der heimischen Arbeit durch sehr hohe Agrarzölle zur Geltung kam, einen sehr starken Rückhalt und war bei dem Abschlusse des letzten Ausgleiches in dem neuesten Zolltarif vom Jahre 1907 maßgebend.

Unter diesen Verhältnissen trat bei den letzten Abmachungen die Zolltrennung umsomehr in den Hintergrund, als die damalige Regierung und Majorität des Reichstages — die doch als Unabhängigkeitspartei die Errichtung des besonderen ungarischen Zollgebietes als einen Hauptpunkt ihres Programms hatte —, beim Antritte ihrer Regierung bereits unterzeichnete Zoll- und Handelsverträge — namentlich den mit dem Deutschen Reiche abgeschlossenen — vorfand, und so vielleicht durch die Lostrennung von Österreich diese Verträge gefährdet hätte. Es wurde zwar der Gedanke der Errichtung einer Zwischenzollinie aufgeworfen, welche derart gedacht war, daß sich die beiden Staaten in ihrem gegenseitigen Verkehre den übrigen Staaten gegenüber mäßigere Zölle gewähren würden; allein nicht nur der Umstand, daß man über das Maß der ermäßigten Zölle nicht leicht einig werden konnte, sondern und namentlich die Gefahr, daß auf Grund der Meistbegünstigung auch dritte Staaten die Ermäßigungen beanspruchen würden und auf

diese Weise zollpolitische Komplikationen entstehen könnten, verursachten das Fallenlassen dieser Idee, welche von sehr vielen Seiten, namentlich auch aus finanziellen Gründen, starken Anklang gefunden hatte.

Zum Schlusse soll noch die Frage der Verteilung der Zolleinnahme der Zollgemeinschaft flüchtig erwähnt werden, und zwar schon deshalb, um eine beständige Klage Österreichs gegen die Einrichtungen der Zollgemeinschaft auch hervorzuheben. Die Zollverwaltung erfolgt durch die Organe desjenigen zollvereinten Staates, an dessen Grenze und in dessen Orte die Ware zur Verzollung gelangt. Der eingehobene Zoll dient aber im Sinne der bisher bestehenden Vereinbarungen zur Deckung der Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten. Der Beitrag zu diesen gemeinsamen Angelegenheiten wird von zehn Jahren zu zehn Jahren bestimmt, und war die Quote, die Ungarn decken mußte, von 1867—1871 30%, von 1871—1899 31.4%, von 1900—1907 34.4% und seit 1908 36.4%. Ungarns Anteil an den Zolleinnahmen (da dieselben zur Deckung gemeinsamer Ausgaben verwendet werden) war durch dieses Verhältnis bestimmt. Nun behaupten die Österreicher, es wäre dies eine Ungerechtigkeit, denn Ungarn konsumiere in viel geringerem Verhältnisse ausländische, also verzollte Waren, als der Quotenschlüssel. Im Jahre 1903 machte ein hervorragender österreichischer Politiker eine eingehende Berechnung über die Zolleinnahmen und meinte, von den Zöllen des Jahres 1903 in der Summe von 112,088.000 Kronen würden bei ungarischen Zollstellen nur 22,236.000 Kronen, also nicht ganz 20% (19.94) erhoben; da nun Ungarn im Sinne der Quote 34.4% des Zollertrages genießt, kommt Österreich mit der starken Summe von 16,322.000 Kronen zu Schaden. Dieser, bei Gelegenheit jedes Ausgleiches zur Sprache gebrachten angeblichen Ungerechtigkeit der Verteilung der Zolleinnahmen stellte man ungarischerseits folgende Argumente gegenüber: In einer Zollgemeinschaft ist es schwer zu konstatieren, in welchem Teile der Zollgemeinschaft die an der Grenze verzollte Ware konsumiert würde, und es ist gewiß, daß sehr viele, in Österreich verzollte Waren, da der Verkehr mit den industriellen Staaten gerade die österreichischen Grenzen passiert, durch den österreichischen Handel nach Ungarn gebracht werden, und somit der an österreichische Zollämter bezahlte Zoll doch Ungarn belastet; somit ist die Behauptung, als würde Ungarn durch die Zölle nur mit 20% partizipieren, nicht richtig, denn nicht die Erhebungsstelle des Zolles, sondern der Konsum der verzollten Ware müßte eigentlich für die Verteilung maßgebend sein. Allein zugegeben, daß Ungarn tatsächlich in geringerem Maße an den ver-

zollten Waren beteiligt sei, als dies das Quotenverhältnis gestattet, so verweist man ungarischerseits auf die Lasten, die die Bevölkerung Ungarns durch die Preiserhöhung österreichischer Industrieerzeugnisse infolge der Schutzzölle zu tragen hat. Diese Preiserhöhung übersteigt gewiß vielfach jene 16 Millionen Kronen, die man in Österreich als Übervorteilung aus dem Zollerträgnis Ungarn vorwirft. Tatsächlich blieb denn auch die Zolleinnahme bis heute auf demselben Fuße geregelt, wie dies das Ausgleichsgesetz vom Jahre 1867 in Aussicht stellte, und dienen die Zolleinnahmen auch heute zur Bedeckung der gemeinsamen Angelegenheiten.

* * *

Welche Entwicklungstendenzen sind für die Zukunft der Zollgemeinschaft Ungarns mit Österreich zu erwarten? Es ist schwer, die Zukunft vorauszusehen; wenn aber das Prophezeien die logische Ableitung zukünftiger Ereignisse aus dem Werdegang der Vergangenheit und dem Zustand der Gegenwart ist, dann kann man mit ruhiger Bestimmtheit voraussagen, daß die Zolleinheit auch nach 1917 bestehen bleibt, eine Lostrennung von Österreich und die Errichtung eines besonderen ungarischen Zollgebietes nicht erfolgen wird, wohl aber in allen übrigen wirtschaftlichen Fragen, und namentlich in den Fragen der indirekten Besteuerung, die wirtschaftliche Selbständigkeit Ungarns möglichst vollkommen zur Geltung gelangen wird.

In wirtschaftlicher Beziehung sind mit Ausnahme der indirekten Steuern die beiden zollvereinten Staaten schon heute ganz selbstständig und regeln ihre diesbezüglichen gegenseitigen Interessen auf derselben Grundlage, wie sie dritten Staaten gegenüber durch internationale Verträge geregelt zu werden pflegen. Die indirekten Steuern haben in beiden Staaten große Bedeutung. Die Bedürfnisse werden immer größer, und in beiden Staaten sucht man eifrig nach neuen Einnahmsquellen oder bestrebt man sich, die bereits bestehenden stärker anzuspannen. Daß hiebei die Idee der Monopole stärker hervortritt, ist bei dem Umstande, als auf diese Weise die Besteuerung zu möglichst höchstem Erträgnisse geführt werden kann, auch in Ungarn und in Österreich leicht begreiflich. Schon hat Ungarn die Ausbeutung von Mineralölen und Erdgasen, sowie von Kalisalzen ausschließlich dem Staate vorbehalten, und ist nur mehr ein kleiner Schritt zu tun, um die Petroleumsteuer ins Monopol überzuführen; das Zündhölzchenmonopol geht auch seiner Einführung entgegen, und sind es nicht bloß hygienische Gründe, die beide

Staaten in diese Richtung leiten; das Spiritusmonopol wird seit über zehn Jahren eifrig studiert und dürfte die nächste Etappe für die bessere Ausnützung der Branntweinsteuer bilden. Daß aber die Monopolverwaltung in zollvereinten Staaten für jeden Staat selbst leichter zu handhaben ist, als die auf gleichen Grundsätzen aufgebauten indirekten Steuern, erweist die Tatsache, daß beispielsweise das Tabakmonopol während des Bestandes der Zollgemeinschaft den beiderseitigen getrennten Verwaltungen nie wesentliche Schwierigkeiten bot. Auch das Überweisungsverfahren bietet für die dann noch bestehenden zwei indirekten Steuern, für die Bier- und Zuckersteuer so günstige Eigenschaften, daß selbst eine verschiedene Grundlage für diese Besteuerung in den einzelnen Staaten möglich ist. Die Selbständigkeit der indirekten Steuern wird gewiß in der Zukunft erreicht werden müssen, schon deshalb, weil hierin das wirtschaftliche Interesse sich mit dem fiskalischen paart, ja, das fiskalische Interesse diese Entwicklung fordert.

Wenn somit in dieser Richtung die Zukunft die Selbständigkeit der beiden Staaten wahrscheinlich fördern wird, so sprechen alle Umstände dafür, daß die Zollgemeinschaft bezüglich ihres Hauptwesens, der Zollpolitik, keine Lockerung erfährt und die Tendenzen der Lostrennung wesentlich schwächer werden. Die Zollpolitik der Zollgemeinschaft ist wesentlich von dem Stande der internationalen Zollpolitik abhängig. Herrscht außerhalb der Zollgemeinschaft die Abwehrtendenz, der hohe Schutzzoll und Agrarzoll, dann fühlt die österreichische Industrie mit größerer Innigkeit, daß es in dem zollvereinten Ungarn einen großen Absatzmarkt hat, und ist es dem ungarischen Landwirt angenehm, in Österreich ohne Hindernisse seine Produkte verkaufen zu können. Nun, die Zollpolitik der nächsten Zukunft ist mehr oder weniger die Fortsetzung der jetzigen. Nicht, weil es deutsche leitende Staatsmänner bereits erklärten, sondern weil die ganze wirtschaftliche Lage Europas dieser Richtung günstig ist. Die Kartelle so mancher Industriezweige könnten ohne Schutzzölle kaum die Vorteile erhalten, an die sie nunmehr gewöhnt sind. Die auch politisch einflußreichen Agrarier werden den für sie so günstigen Einfluß der Agrarzölle nicht umsonst verlieren wollen, und die großen Zolleinnahmen, die eben die heutigen Zölle ergeben, werden auch die Finanzminister zum Festhalten an dem bisherigen System ketten. Drei so mächtige Faktoren, wie da der Finanzminister, die Großindustrie und die Agrarier sind, werden den wenig beachteten Konsumenten gegenüber, trotz der anhaltenden Klage über die Teuerung, keinesfalls den kürzeren ziehen. Verbleibt aber

die internationale Zollpolitik dem Wesen nach in ihren heutigen Geleisen, dann erstarkt das Gefühl für das einheitliche Zollgebiet auch dort, wo, wie in Ungarn, die Lostrennung gewünscht wurde. Die drei letzten Jahre, in welchen bei erhöhten Weltpreisen, infolge des Mißjahres 1909, seit dem Österreich-Ungarn Getreide einführen mußte, auch die Getreidezölle zur Geltung gelangten, haben die ungarische Landwirtschaft — also den maßgebenden wirtschaftlichen Faktor — über die Einträglichkeit und somit die großen Vorteile der Zollgemeinschaft mit Österreich praktisch belehrt. Es ist keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß durch die Zölle der Gemeinschaft die aus Ungarn nach Österreich eingeführten Mengen von Weizen, Roggen, Hafer, Mais und Weizenmehl nahe an 100 Millionen Kronen im Preise höher bezahlt wurden. Heute kann schon niemand mehr die Behauptung verfechten, die noch vor zehn Jahren eines der schärfsten Argumente gegen die Zollgemeinschaft war, daß im gemeinsamen Zollgebiete die Zölle nur Österreich begünstigen und nur die Preise der österreichischen Industrieartikel erhöhen und damit die ungarischen Konsumenten dieser Artikel schwer belasten; heute hat diese einseitige Bevorzugung aufgehört, und die Zölle der Gemeinschaft erhöhen nunmehr auch — vielleicht noch in größerem Maße, als bei der Industrie — die Preise der landwirtschaftlichen Produkte, und österreichische Konsumenten sind nunmehr auch gezwungen, die Mehrwerte den ungarischen Landwirten zu bezahlen. Die letzten drei Jahre unterrichteten die ungarischen Landwirte durch ihre Wirkung besser über die Vorteile der Zollgemeinschaft, als jede andere Argumentation. Aber auch der schwerwiegende Einwand, Ungarns Industrie könne in der Zollgemeinschaft gegen die Konkurrenz Österreichs nicht aufkommen, verliert mehr und mehr seine Begründung. Die ungarische Industrie ist in sehr vielen Zweigen bereits so erstarkt, daß die mächtigen österreichischen Unternehmungen mit den ungarischen Kartelle machen; andere Zweige gedeihen in freier Konkurrenz; wieder sehen wir viele Unternehmungen, die in Ungarn durch österreichische Fabriksbesitzer begründet werden, um eben den ungarischen Konsum näher bedienen zu können. Alle diese Erscheinungen führen dahin, daß das Verlangen nach Lostrennung im Verschwinden ist, in wirtschaftlicher Hinsicht die Bedeutung verliert und nunmehr nur als Schlagwort für politische Zwecke dienen kann. Die Erhaltung der Zollgemeinschaft setzt aber natürlich voraus, daß die zukünftige Zollpolitik und damit der Zolltarif nicht einseitig für Industrieartikel den Schutz und für landwirtschaftliche Produkte die Zollfreiheit bietet. Das Gleichgewicht des Schutzes für die Industrie und die

Landwirtschaft ist die Bedingnis dafür, daß in Ungarn die Zollgemeinschaft Sympathie erlangt; ohne Agrarzölle ist die Zollgemeinschaft unpopulär in Ungarn, wenigstens in landwirtschaftlichen Kreisen und solange andere Länder agrarische Zollpolitik betreiben.

Lenaus ungarische Sprachkenntnis.

Von Professor **Robert Gragger.**

MANCHER, ein oft unerfreulicher Federstreit wurde um Lenaus Ungartum ausgefochten, ohne daß — wie bei solchen Gelegenheiten zumeist — eine Partei die andere hätte überzeugen können. Die Bekämpfer von Lenaus Ungartum verneinen nicht allein jede Spur ungarischer Art in der Persönlichkeit des Dichters, sondern auch das innere Gefühl, die Liebe zu seinem Vaterlande und seine Kenntnis der ungarischen Sprache. Nicht bloß habe Lenau nichts von Ungarn geerbt, er soll auch kein eigentliches Interesse dafür gehegt haben.

Diesen immer wiederkehrenden Äußerungen gegenüber ist es notwendig, von Zeit zu Zeit auch den Standpunkt der altera pars klarzulegen. Doch würde es gar wenig frommen, uns gegen die andere Auffassung mit schönen Worten oder mit noch so scharfer Argumentation zu verwahren. Es scheint angezeigt, einmal dokumentarisch zusammenzufassen, was die Literaturwissenschaft in einer Frage zu bieten vermag, welche zumeist mit politischem Beigeschmack behandelt wurde.

Es ist festzustellen, daß sich Lenau stets auf das lebhafteste für sein Vaterland interessierte und daß er das Ungarische bis an das Ende seines Lebens sprach. Von den 42 Jahren seines geistigen Lebens verbrachte er die erste, weitaus wichtigere Hälfte in Ungarn, an ungarischen Schulen. Während sechs Jahren besuchte er das Piaristen-Gymnasium. Fünf Jahrgänge absolvierte er in Pest, einen in Sátoraljaújhely. Diese Schulen sowie auch der Orden selbst, haben sich in Ungarn stets durch besonders starken Patriotismus und durch ihre Verdienste um die Verbreitung der ungarischen Sprache ausgezeichnet. In der Epoche der Germanisation, namentlich unter Josef II., waren die Piaristen-Gymnasien und ihre Lehrer starke Stützen des Ungartums, und die Institute haben, wie der ganze Orden, die Tradition treunationaler Gesinnung stets bewahrt, ja gehoben. Bekanntlich ließ Franz I. die Schüler des Wiener Theresianums durch zwei Piaristen in der ungarischen Sprache unterweisen und er verlangte auch einen für Wiener-Neustadt mit dem Ausspruch: «ich will, meine Offiziere sollen alle Ungarisch lernen.» In

den Piaristenschulen wurde der junge Gymnasiast streng angehalten, seine Kenntnis der ungarischen Sprache fortwährend zu vervollkommnen, besonders wenn sie nicht seine Muttersprache war. Nach der Ratio Educationis wurde zwar das Lateinische am stärksten betrieben, aber nach dem Paragraph 38 der seit 1806 in Kraft getretenen sogenannten «Nova» Ratio Educationis Publicae totiusque Rei Literariae per Regnum Hungariae et Provincias eidem adnexas, war auch die ungarische Sprache eifrig zu betreiben. «Nec minorem tamen in excolenda Lingua Patria adhibendam esse diligentiam...». «Quare solicite providendum est, ut Linguae Ungaricae Institutio pari cum ceteris Disciplinis gradu procedat; nec ullus deinceps ejusdem ignarus ad Scholas Grammaticas admittatur, cum ea in posterum sit futurum Instrumentum in Disciplinis ceteris explanandis.» Auch übte man keine Nachsicht gegenüber den Nichtwissenden, da sie schon drei Jahre in der Volksschule Ungarisch lernen sollten. «Nec ullus erit hac in re tergiversandi locus, postquam Linguae hujus Cultura jam ante Triennium in omnibus Institutis Literariis, speciatim autem vernaculis, Sanctione Regia fuerit demandata.» Der Schüler wäre also ohne eine gewisse Kenntnis des Ungarischen in das Gymnasium gar nicht aufgenommen worden.

In solchem Gymnasium absolvierte Lenau seine Studien. Er legte im Jahre 1812 das Examen aus der ersten Klasse mit so gutem Erfolg ab, daß er unter 107 Schülern der neunte «eminens» wurde. In der zweiten Klasse erhält er als «incipiens» aus der ungarischen Sprache die Note «Vorzüglich», und er blieb aus diesem Gegenstand auch in der vierten Klasse in beiden Semestern «eminens». Seine Mitschüler und Freunde waren Ungarn, meistens solche, die kein Deutsch verstanden, auch sein liebster Freund, Nicolaus Klauzál, war ein reiner Ungar. Zwei Klassen unter ihm lernte der junge Kossuth, in dieselbe Klasse, welche Lenau besuchte, ließ sich 1815, als er ausblieb, der spätere Dichterkönig Vörösmarty einschreiben. Seine Lehrer waren patriotische Piaristen, die das Ungarische stets im Vordergrunde hielten. Diese Schule besuchte später auch Petőfi, und sie war und blieb stets eine starke Warte des Ungartums und seiner Sprache. Von Pest kam Lenau in den rein ungarischen Ort Tokaj. Im Jahre 1817 legte er die Prüfung aus der ersten Klasse der Humanität im Piaristen-Gymnasium zu Sátoraljaújhely, durch seinen braven Freund und Lehrer Josef Kövesdy vorbereitet, mit solchem Erfolg ab, daß er seine Lehrer in Verwunderung setzte. Damals war er fünfzehn Jahre alt. In den freien Tagen dieser zwei Jahre gänzlicher Ungebundenheit, den glücklichsten seines Lebens, verkehrte er viel mit dem rein magyarischen Volke der Gegend, und konnte

sich hier natürlich nur ungarisch verständigen. Aber er sprach Ungarisch nicht nur deshalb, weil er es mußte, und dann, wenn ihm nichts anderes übrig blieb, sondern er sprach es gerne. Mit einem griechisch nicht unierten Popen, den er Rudy nennt, besprach er sich ungarisch über Gott und religiöse Gegenstände[1]). Auch sonst und auch später benutzte er jede Gelegenheit, Ungarisch zu sprechen. Jener Tage von Tokaj erinnerte er sich immer mit Freude. «Es war eine herrliche, romantische Zeit, die des ersten Erwachens des höheren Bewußtseins[2]).» 1817 kehrte der sechzehn Jahre alt gewordene Jüngling nach Pest zurück und legte da 1818 sein Examen aus der zweiten Humanitätsklasse wieder bei den Piaristen und als «eminens» ab. In freien Tagen wanderte er durch die Gassen der beiden Hauptstädte, besonders im ungarischen Pest, und beim Herumstreifen im Orczygarten, den er vor allen Orten bevorzugte, schloß sich zuerst sein Herz zur Liebe auf. Wenn er im Gespräch über gelehrte Dinge sich der ungarischen Sprache bediente, so kamen ihm nun die Worte der Liebe ungarisch auf die Lippen. Selbst in den Briefen an die Mutter bedient er sich ungarischer Ausdrücke, auch unterschreibt er sich «édes fia Miklós», d. h. Ihr süßer (leiblicher) Sohn Nicolaus[3]).

Die Kenntnis der ungarischen Sprache ging ihm auch später nicht verloren und er versäumte es nicht, sich bei Gelegenheit immer wieder darauf zu berufen. Max Löwenthal zeichnet im Dezember 1839 folgende Worte Lenaus auf: «Niembsch: Meine Großeltern, sehr vermögliche Leute, gaben mir ein Taschengeld von sieben Gulden Papiergeld monatlich, das ich auf Torheiten aller Art vergeudete. So begegnete ich einmal Husaren, begann mit ihnen Ungarisch zu reden, und schenkte ihnen mein Taschengeld zum Vertrinken[4]).»

Von besonderer Wichtigkeit sind die Aufzeichnungen von Lenaus Eckermann, der treuen Emma Niendorf, da sie über die letzten Jahre der geistigen Klarheit Lenaus berichten. In diesem Buche finden sich zahlreiche Belege dafür, daß sich das ungarische Heimatsgefühl des Dichters zu Ende seines Lebens gleichsam von neuem regte. Wichtig ist die Tagebuchsaufzeichnung vom 23. September 1844, welche zeigt, daß der Dichter auch später noch Ungarisch las, aber

[1]) Eduard Castle, Lenau und die Familie Löwenthal. Leipzig. 1906. S. 70.

[2]) Ebenda.

[3]) A. Siebenlists Meinung (Lenau in Preßburg. Neue Freie Presse. 13. Oktober 1883), Lenau hätte sich in Preßburg mit den Kostgängern seiner Mutter nur lateinisch verständigen können, ist ganz unbegründet und unhaltbar.

[4]) Castle, a. a. O. S. 112.

der fortschreitenden Spracherneuerung nicht mehr zu folgen vermochte. Nach seiner Meinung hat diese die ungarische Sprache so stark verändert, daß mancher Gutsbesitzer in Ungarn, wenn er seine Zeitung bekommt, sie nicht mehr lesen kann. Man hat alle Wörter fremder Abstammung hinausgeworfen, und dafür neue gebildet[5]). Im übrigen hielt Lenau das Ungarische für die schönste und klangvollste Sprache der Welt; er liebte sie.

Der obigen Äußerung Lenaus schließt sich eine Aufzeichnung Ludwig August Frankls an über den geplanten Eintritt Lenaus ins ungarische Abgeordnetenhaus. Der ungarfreundliche Frankl empfahl nämlich dem Dichter, als er das lebendige Wirken des ungarischen Parlamentes in dieser Reformepoche sah, als Abgeordneter aufzutreten. «Die Geister in Ungarn regten sich, die Landtage wurden belebter und postulierender. Als ich einmal bemerkte: «Wie wäre es, Niembsch, wenn du dich in den Landtag wählen ließest? Es wäre schön, wenn du neben den Männern Ungarns, z. B. neben Széchenyi, stündest. Es wäre ein edler Wirkungskreis, in welchem du deine schwarzen Todesgedanken los würdest! Deinen Schnurrbart müßtest du freilich mit Speck spitzig zuwichsen.» Niembsch lachte herzlich über den Einfall, erwiderte aber nach einer Pause ganz ernsthaft: «Dazu tauge ich nicht: erstens bin ich der ungarischen Sprache nicht so mächtig, um Reden halten zu können, zweitens verstehe ich wenig vom ungarischen Recht[6]).»

Besonders in den letzten Jahren war er bestrebt, seine Heimatserinnerungen aufzufrischen, und er interessierte sich für alles, was daheim geschah. Es ist also — besonders für seinen Lebensabend — nicht richtig, zu behaupten, daß die Erinnerungen an die Heimat in Lenau stets schwächer wurden[7]). Psychologisch könnte eher das Gegenteil bestehen, da bekanntlich die Jugenderinnerungen im Alter gewissermaßen über die neueren Eindrücke die Oberhand gewinnen. Dies zeigen die Aufzeichnungen über sein Gebaren im Wahnsinn, da er sich für ein kleines Kind hielt, als den kleinen Niki fühlte, sich lispelnd Niembs nannte, oder mit kindischer Phantasie sich den ungarischen König glaubte, was wohl Spuren aus den Kinderjahren sein mochten, als ihm solche Gedanken nahe lagen.

[5]) Emma Niendorf, Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Leipzig 1853.

[6]) Ludwig August Frankl, Zur Biographie Nicolaus Lenaus. Zweite, vermehrte Auflage. Wien, Pest, Leipzig 1885, S. 57.

[7]) E. Castle, Heimatserinnerungen bei Lenau. Grillparzer-Jahrbuch X. S. 80. Vgl. dagegen die treffliche Charakteristik Lenaus in Gstav Heinrichs ungar. Vortrage: Magyarische Elemente in der deutschen Dichtung, 1903.

In der letzten Epoche seines Lebens fühlte er sich stärker einen Ungarn, als je. Zu jener Zeit, 1843, tat er die entschiedenste Erklärung für sein Ungartum: «Mögen jene frechen Zungen verdorren (welche sagen, der Ungar in Lenau sei abgestorben), keinen Augenblick habe ich unsere Heimat verleugnet oder verraten, obgleich sie mir stets eher rauh als freundlich begegnete .... Lebe du hoch, ungarisches Vaterland! Und den goldenen Vers Lord Byrons will ich hinzufügen: Vaterland, mit allen deinen Fehlern lieb ich dich[8]).»

Wir wissen es von Frankl, daß Lenau während seines Wahnsinns selbst das Deutsche mit ungarischem Akzent sprach. Von seinem Besuch in Winnenthal am 4. November 1845 schreibt Frankl: «Er ist schön! Wie sich physisch seine Jugend vordrängt, so auch seine frühesten Erinnerungen. Höchst auffallend ist es, daß er mit ungarischem Akzente Deutsch spricht, während es sonst rein deutsch klang[9]).» Die ungarländische Abstammung Lenaus ist übrigens auch an seinem Stil erkenntlich, in dem der deutsche Leser immer eine fremdartige, für ihn interessante Färbung fühlt, die für sich wieder in vielem von den Austriazismen der österreichischen Dichter abweicht.

Was der Arzt Frankl feststellt, das zeigte sich bereits vor dem Ausbruch des Wahnsinns am Dichter. Die Andenken der Jugend erneuen sich in ihm, er spricht oft vor den Freunden über seine Heimat. «Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir,» schreibt er. Und einmal, da es sich in der Gesellschaft um die verschiedenen Vorzüge der deutschen Stämme handelte, zog sich Lenau bei der Frage um seine Ansicht, schlau mit der Antwort heraus: «Ich komme hier nicht in Betracht, ich bin ein Magyare[10]).» Auch im übrigen kehrte er sein Ungartum gerne heraus. Seinen Freund Alexander nennt er Sándor, Ludwig Schwab, den Sohn Gustav Schwabs, apostrophiert er in seinen Briefen mit dem ungarischen Lajos. Sich selbst nennt er «den Vogel, den ungarischen Raben Niklas», den man «gleich an seinen schwarzen Federn erkennen» kann[11]).

[8]) Karl Beck, Tagebuchblätter 1843—1844. Pester Lloyd 4. Oktober 1863, Nr. 226.

[9]) A. X. Schurz, Lenaus Leben, großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. Stuttgart 1855. II. 281. Frankl S. 116. Und weiter: Er lief fortgesetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder; lud man ihn zum Sitzen ein, so tat er dies sehr höflich, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Zigarre und spielte tanzend einen Ungarischen.

[10]) E. Niendorf a. a. O. S. 140.

[11]) E. Niendorf a. a. O. S. 87.

Die politischen und literarischen Bewegungen seines Vaterlandes zogen lebenslang sein Interesse an. Besonders fesselten ihn die demokratischen Bestrebungen in der Heimat. Ironisch erwähnt er seinem Freunde Justinus Kerner seinen Adel in der Unterschrift:

Totus quantus amicus tuus
Nicolaus Niembsch Hungarus
Nota bene nobilis, ha! ha!

Überhaupt interessierte ihn die ungarische Politik. «Ich hatte ihn gar schwermütig in den letzten Tagen gefunden — schreibt Emma Niendorf. Seine Heimatsverhältnisse mögen ihn drücken. — Er sagte in dieser Stimmung zu mir: «unsere Zeit ist nicht für die Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ich bin wie ein Stein, der auf einer öden Heide liegt[12]).» Die Tagebuchblätter Karl Becks zeugen dafür, wie sich Lenau über die ungarischen Verhältnisse unterrichtete, wie er alle Leute darüber ausfragte, von denen er dachte, sie seien darüber orientiert. Er hatte seine politische Überzeugung, und diese war demokratisch. «Land und Leute hab ich täglich gesegnet» — sagte er zu Beck über Ungarn. — «Ach, vermöchte ich schon von einem ungarischen Volke zu reden! Aber, ich kenne bis jetzt nur Herren und Knechte. Rechte genug, Freiheiten in Hülle und Fülle, aber das Recht, aber die Freiheit.» Und weiter: «Ach, ich sehne mich wieder ungestüm nach ungarischer Erde! Auf Bergen und Meeren hab ich mich frei gefühlt, Wälder muten mich an und ich verstehe ihr Flüstern und Raunen, wie kaum ein anderes Menschenkind, aber so recht wohl ist's mir nur auf der Pußta gewesen. Diese Einöde mit ihren verrufenen Kräutern, unheimlichen Weihern, brüllenden Rohrdommeln und zauberhaften Luftspiegelungen ist mir über alle Beschreibung sympathisch. Da trauert die Natur innig und ungestört. Die Heide wurde von Gott in seiner Anwandlung von nagender Reue in die Welt geworfen. Da könnte ich jahrelang hausen, das Leben verschlafen, verträumen, vergeigen und es dreimal — verachten[13]).»

Er interessierte sich für alle Fortschritte seines Vaterlandes auf jedem Gebiet. Die Wirksamkeit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, welche die Schriftsteller in der Herausgabe ihrer Werke unterstützt, begeisterte ihn: «Man schimpft so auf die Ungarn als Barbaren, aber es ist dort mehr Gefühl als in ganz Deutschland zusammengenommen. Sie haben eine Akademie, welche den begabten Dichter durch Geldunterstützung und Herausgabe seiner

[12]) Lenau in Schwaben S. 58.
[13]) K. Beck, Pester Lloyd 1863. Nr. 226.

Schriften der Nahrungssorge enthebt. Weder Fürsten, noch selbst Ständedeputierte in Deutschland fühlen sich berufen, den kleinsten Aufwand zu machen[14]).»

Vor allem aber weckte die Entwicklung der ungarischen Literatur sein Interesse, denn wohl mehr als einmal warf er sich die Frage auf, was er als ungarischer Dichter erreicht hätte. Darüber, daß er die ungarische Literatur, vor allem den damaligen Dichterkönig Vörösmarty kannte, besitzen wir sichere Daten. Oft bot sich ihm Gelegenheit, von ihrer Entwicklung im Gespräche zu hören. Er konnte sich darüber mit der Frau seines Freundes Alexander von Württemberg, der Gräfin Helene von Festetich-Tolna aussprechen, deren liebliche Worte — wie er an Alexander schreibt — ihm so freundschaftlich in den Ohren klangen und ihn derartig frisch an die Heimat erinnerten, daß seine ganze Jugend in ihm erwachte. Vor allem aber gab sich der Graf Pejacsevich Mühe, den Dichter mit der ungarischen Poesie bekannt zu machen[15]). In seinem Reisebrief vom 2. Juni 1837 schreibt Lenau über ihn: «Schon auf der ersten Station fing Pejacsevich an, sich als einen Mann zu legitimieren, welchem artes liberales nicht fremd geblieben seien. Er sprach viel und schlecht über Literatur, namentlich ungarische, und steigerte sich im Verlauf seiner Zunge und des Postwagens bis zu Deklamationen. Er war so gutmütig und artig, daß ich ihn nicht schnöd abfertigen konnte; ich litt und schwieg. Da bekam ich zu hören, teils in der Ursprache, teils in schauderhafter Verdeutschung, wobei er z. B. statt Schollen Schrollen sagte, verschiedene Gedichte von Bajza, Vörösmarty, Czuczor u. a. Ein Lied Vörösmartys «An die Heimat» rezitierend, rief er in höchster Begeisterung aus: «O Vaterland, begrabe mich unter deinen Schrollen![16])» Pejacsevich hat auch sonst die ungarischen Dichter und ihre Werke mit Begeisterung besprochen. Und daß Lenau dies, trotzdem es ihm schließlich zu viel wurde, mit Interesse hörte, oder wohl auch schon mit diesen Dichterwerken bekannt war, zeigt auch eine Aufzeichnung Kertbenys, der vier Jahre später, 1841, mit Lenau zusammentraf. Kertbeny suchte den Dichter im Kaffee-

---

[14]) E. Castle, Lenau und die Familie Löwenthal. S. 111.

[15]) Graf Johann Pejacsevich (geb. 1803) liebte außerordentlich die Literatur, Kunst und die Wissenschaften und erhielt sein Andenken in seinen Legaten.

[16]) Lenau und die Familie Löwenthal, S. 26. Das zitierte Lied ist der „Mahnruf" (Szózat) von Vörösmarty, dessen dreizehnte Strophe lautet:

„Magyare, treu zum Vaterland
Halt' unerschütterlich,
Dies nährt dich jetzt, dies deckt zuletzt
Die Schollen über dich."

haus beim Billardspiel auf. Lenau begrüßte seinen Landesvetter in ungarischer Sprache, und als Kertbeny im Gespräch Vörösmarty und die Brüder Kisfaludy erwähnte, sah er, daß Lenau mit diesen Namen wohl vertraut war[17]). Lenau wurde also teils durch die Vermittlung der Freunde, die ihm ungarische Gedichte in der Ursprache, in Übersetzungen oder die größeren Epen dem Inhalte nach vortrugen, teils durch eigene Lektüre mit der ungarischen Literatur seiner Zeit bekannt. Diese blieb auch nicht ohne Wirkung auf ihn. Das schönste Gedicht des größten ungarischen Dichters jener Zeit wirkte ein auf Lenaus letztes größeres Gedicht ungarischen Inhalts. Dies ist aber nicht allein aus dem Interesse Lenaus für sein Vaterland, sondern auch aus anderen literarhistorischen Gründen zu erklären.

Die Begeisterung, mit welcher das deutsche Publikum Lenaus ungarische Bilder empfing, erweckte eine große Anzahl Nachahmer. Ungarn wird zu jener Zeit vom Kritiker einer der bedeutendsten literarischen Zeitschriften Deutschlands die größte unbekannte Fläche Europas genannt. Von Jahr zu Jahr erschienen immer mehr Reisebeschreibungen über die ungarische terra incognita[18]), so daß ein norddeutsches Blatt seinen Bericht folgendermaßen beginnt: «Ungarn ist jetzt das Land der Touristen»[19]), und die charakteristisch ungarische Landschaft, die «Pußta», wurde zu einem allgemein bekannten poetischen Begriff. Die Gedichte über sie wurden oft beliebter, als die Verse, welche nach damaliger Mode exotische Landschaften besprachen. Deutsche Dichter besuchten Ungarn, Alexander von Württemberg, Johann Nep. Vogl gaben ganze Serien von ungarischen Landschafts- und Genrebildern; neben ihnen schrieben Hebbel, Adolf Bube, Moritz Hartmann, Kompert, Stifter, aus dem Kreise der Münchener Heinrich von Reder, Leuthold und noch viele andere, Gedichte, Erzählungen, Beschreibungen von der ungarischen Heide. Die größte Wirkung unter ihnen hatte Karl Beck,

---

[17]) Pesti Napló, 18. Juni 1876.

[18]) Zum Beispiel: J. G. Kohl, Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. Dritter Teil: Reise in Ungarn. (Zwei dicke Bände.) Dresden und Leipzig, 1842. — Wilhelm Richter, Wanderungen in Ungarn und unter seinen Bewohnern. Eine Beleuchtung von Ungarns moderner Stellung und Richtung. Berlin 1844. — Von den Engländern sind zu erwähnen die Reisen und Beschreibungen aus Ungarn des John Paget und der Miß Julia Pardoe. — Aus den dreißiger Jahren sind nennenswert die Reisen und Reisebeschreibungen von August Ellrich, Hans Normann, Marschall Marmont, Fürst Pückler-Muskau, Gleig u. a. Gegenüber den sympathisierenden und wohlwollenden Reisebeschreibungen erschien zu der Zeit eine ganze Flut von angreifenden und feindlich gesinnten Broschüren gegen Ungarn in Weimar und Leipzig.

[19]) Magazin für die Literatur des Auslandes. XVI. 612.

der seit 1858 mit glänzenden Farben sein Vaterland verherrlichte. Mit seinen Bildern aus Ungarn erlangte er einen solchen Erfolg, daß Lenau, der schon seit langer Zeit kein Gedicht mit ungarischem Thema geschrieben hatte, in seinem jungen Heimatsgenossen einen rasch emporstrebenden, heftigen Rivalen zu sehen begann. Er fühlte dies besonders, als 1841 Becks Hauptwerk «Jankó, der ungarische Roßhirt» erschien. In den kühn hingeworfenen romantischen Szenen, dem nervösen, dithyrambischen Ton gab Beck das mit leidenschaftlichster Liebe entworfene und wärmste poetische Bild, welches die deutsche Literatur über Ungarn erhalten hat. Es ergriff auch Lenau. Mit der Begeisterung erwachte aber auch sein Dichterstolz, er wollte versuchen, ob er noch ein so frisches Bild aus Ungarn dichten könnte, wie seine Jugendgedichte waren. Er nahm also von neuem die Gestalt des Zigeuners Mischka aus seinem «Mischka an der Theiß» hervor, welches Gedicht er für eines seiner charakteristischsten hielt. Er stellte sich gleichsam zum Wettkampf mit seinem jungen Landsmann; er wollte allen zeigen, daß er noch frei über die natürliche Stimme seiner alten ungarischen Lieder verfüge und sein Werk von spekulativen Bocksprüngen ungetrübte Originalität an der Stirne trägt[20]).

Tatsächlich ist dieses Gedicht, so verschieden es sich auch von den früheren frischen Gedichten Lenaus erweist und die dämonischen und phantastischen Züge des Dichters in seinen letzten Jahren zeigt, doch weit entfernt von seinen übrigen Werken aus dieser Zeit, dem «spekulativen» Savonarola, den Albigensern, und kam dadurch seinen alten ungarischen «originellen» Versen näher. Die Stimmung dazu kam ihm aus einem der lieblichsten ungarischen Gedichte, aus Vörösmartys «Szép Ilonka» (Schön Helenchen).

Mischka an der Marosch ist eine für die letzten Jahre des Dichters besonders charakteristische, exaltierte Steigerung der reizenden Handlung in «Szép Ilonka». Die Hauptgestalt des Gedichtes ist die liebliche romantische Mädchengestalt, wie sie in Chateaubriands Atala, in Edgar Poes Virginie, in Tennysons Fräulein Shalott und Helene (Königsidyllen) und bei dem mit Lenau so verwandten Musset in Silvie erscheint. Die Handlung ist die stille Tragödie des mutterlosen Mädchens, das an der Seite des alten Vaters in der Einsamkeit heranwächst. Die Jungfrau, die ihr inneres Leben allein verlebt, verwelkt in dem Feuer, das in ihr entflammte und von einem Aristo-

---

[20]) An Emilie Reinbeck den 21. November 1842. (Schurz, II. S. 106. Schlossar, S. 107.)

kraten genährt wurde[21]). Die Tendenz wendet sich gegen diesen hohen Herrn, der die Ruhe des stillen Hauses vernichtet hat. Sie ist in Vörösmartys Gedicht, das aus den dreißiger Jahren stammt, noch nicht enthalten, sie kam aus Becks Jankó, wo sie scharf zugespitzt ist, in Lenaus Gedicht, ebenso wie in den durch Beck beeinflußten «Dorfnotar» des Barons Josef Eötvös[22]). — Nicht allein die Handlung auch der Rhythmus der «Szép Ilonka» wirkte auf Lenau, er zeigt sich wiederholt im Mischka an der Marosch.

Ungarn sieht und sah in Lenau stets einen deutschen Dichter, aber auch die deutsche öffentliche Meinung muß es endlich zugestehen, daß er nicht in Schwaben oder Westfalen, sondern in Ungarn geboren und erzogen worden ist. Nicht allein die Grundlagen erhielt er hier, fast der ganze Schulsack wurde ihm in ungarischen Schulen gefüllt. Er brachte die erste, wichtigere Hälfte seines Lebens in Ungarn, unter Ungarn zu. Und Lenau liebte sein Vaterland, er interessierte sich stets dafür, und er sprach seine Sprache. Nur die Unkenntnis seiner Verhältnisse oder die tendenziöse Stellung eines unermüdlichen Angreifers der ungarischen Suprematie in Ungarn, kann behaupten: «Lenau war ein Ungar, der kein Wort magyarisch verstand[23]).» Ich hoffe das Gegenteil bewiesen zu haben.

Das Problem der Weltsprache.

Von Professor **M. Rubinyi.**

UNTER jenen Fragen, welche das Interesse der gesamten Menschheit wachrufen, gibt es nur wenige, welche den menschlichen Geist so vielfältig beschäftigt hätten, wie die Frage einer internationalen Weltsprache[1]). Seit Leibniz steht diese Frage fortwährend auf der Tagesordnung der europäischen, internationalen Bestrebungen. Seit Jahrhunderten

[21]) Über den Einfluß Vörösmartys, Becks und Paganinis auf Lenaus Gedicht habe ich gehandelt in dem Aufsatz: „Mischka an der Marosch" in der Festschrift für Gustav Heinrich (Philol. dolgozatok a magyar-német érintkezésekről, 1912), wo ich auch eine Textkritik gegeben habe.

[22]) Über das Verhältnis Becks und Lenaus sprach ich ausführlich in meiner Beck-Biographie, welche 1909 in der „Budapesti Szemle" und auch separat erschienen ist.

[23]) Adam Müller-Guttenbrunn, Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn. Heilbronn 1911. S. 6.

[1]) Literatur: G. Bauer: Sprachwissenschaftliche Kombinatorik. Agram 1886; E. Beermann: Studien zu Schleyers Weltsprache Volapük (Programm des

folgen Versuche auf Versuche, Pläne auf Pläne, und kaum daß einer dieser mißlungenen Versuche in Vergessenheit geraten, treten neue Ideen zutage, und vielleicht hat diese Frage noch nie so reges Interesse entfacht als in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts.

Das Weltsprachenfieber hat auch unser Jahrhundert angesteckt. Es wurde schon der Antrag gestellt, daß der Internationale Verband der Akademien die Beantwortung jener zweifellos hochwichtigen Frage in sein Arbeitsprogramm aufnehme: ob die Möglichkeit oder Notwendigkeit für die Schaffung einer internationalen Weltsprache vorhanden ist; wie soll jene Sprache beschaffen sein, in welcher die gesamte Menschheit ihre Gedanken auszudrücken imstande sei, ohne Unterschied des Alters, des Standes und der Nationalität; und wann

---

Gymnasiums zu Ratibor) 1890; Derselbe: Die internationale Hilfssprache Novilatin. Ein Vorschlag. 1907 (siehe meine Besprechung in der ungar. Zeitschrift Nyelvtudomány [Sprachwissenschaft, Red. Oskar Asbóth], Bd. II., S. 160); J. Borel: Die Frage einer internationalen Hilfssprache und des „Esperanto"; K. Brugmann und A. Leskien: Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen, 1907 (Ung. besprochen von mir Nyelvtudomány Bd. I., S. 303; über die Polemik mit Baudouin de Courtenay siehe Nyelvt. Bd. II., 36); L. Couturat und L. Leau: Histoire de la langue universelle², Paris, Hachette, 1907 (siehe die deutsche Besprechung der ersten Auflage im Litt. Centralbl. 1904, S. 306); Dr. L. Couturat: Die internationale Hilfssprache, Berlin; H. Diels: Das Problem der Weltsprache, Deutsche Revue, 1901 (vergl. dazu Couturat ibidem); Derselbe: Internationale Aufgaben der Universität, Berlin 1906; Einstein: La Linguo internacia als beste Lösung des Weltspracheproblems ... nach dem Entwurf des pseudonymen Dr. Esperanto, Nürnberg 1888; Dr. Alexander Gießwein: A világnyelv kérdése (Die Frage der Weltsprache) A Magy. Phil. Társ. Közl. 1912 (Ungarisch, der Verfasser ist einer der hervorragendsten Esperantisten); J. Goldziher: A nemzetközi segédnyelv kérdése (Die Frage der internationalen Hilfssprache) Akad. Értesitő 1907 (Ungarisch); R. de la Grasserie: De la possibilité et des conditions d'une langue internationale, Paris 1892; Ludwig Katona: Az esperanto nevü világnyelvről (Über die Weltsprache E.) Magyar Nyelvőr Bd. 28; Gustav Meyer: Weltsprache und Weltsprachen. Schlesische Zeitung 1891, Nr. 400, 406; Vergl. Ders.: Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde, Straßburg, Bd. II., S. 23—46; H. Münsterberg: Sprachhoffnungen in der neuen Welt. Internat. Wochenschr. für Wissenschaft usw. 1907; Richard M. Meyer: Künstliche Sprachen JF. Bd. 12, S. 33; E. Naville: La langue internationale, memoire présenté à l'Académie des sciences morales et politiques, 1899; W. Ostwald: Die Weltsprache. Stuttgart; Gustav Rados: A nemzetközi segédnyelv (Die internationale Hilfssprache), Mathematikai és Physikai Lapok 1907; H. Schuchardt: Auf Anlaß des Volapüks, Berlin 1888; Ders. Weltsprache und Weltsprachen, Straßburg 1894. (Besprochen ung. in Ny. K. von L. Katona, Bd. 24); Ders.: Bericht über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung. Wien 1904; Ders.: Zur Frage der künstlichen Gemeinsprache. Allgem. Zeitung, Beilage, 1907, Nr. 22—23. Das Hauptwerk ist natürlich die historische Arbeit von Couturat und Leau.

jenes Zeitalter eintreten mag, in welchem diese internationale Weltsprache das gemeinsame Besitztum der gesamten Menschheit sein wird und wie in den Zeiten vor der Babelschen Sprachverwirrung bloß eine Sprache auf der Erde herrschen wird?

Wir lesen in der Bibel, daß die Menschen auf der Erde einst bloß eine Sprache benützten. Als sich dann die Menschen vermehrten, wollten sie im Lande Sinear eine Stadt und in derselben einen bis zum Himmel ragenden Turm bauen, damit sie sich nicht auf der Erde zerstreuen könnten. Doch steigt Gott herunter, verwirrt ihre Sprache, «damit einer die Sprache des anderen nicht verstehe.» Dann zerstreut Gott die Menschen auf der Erde und gibt dieser Stadt den Namen Babel, da Gott daselbst die Sprache des ganzen Erdenrundes verwirrte und die Menschheit in alle Gegenden der Erde zerstreute (Mos. I. Bd. 11.Kap.). So folgte aus dem Bau von Babel als Ergebnis der vereinigenden Bestrebungen der Menschheit der Fluch der Sprachverwirrung. Aus dieser poetisch-metaphorischen Erzählung schöpfen dann später strebsame Menschen den Gedanken, daß jener wundervoll schöne und bequeme Zustand, als es bloß eine Sprache auf der Erde gab, wiederhergestellt werden könnte. Daß die Bibel jene Jahrtausende währende Entwicklung, deren Ergebnis das Ausscheiden der einzelnen Sprachen aus dem Urzustande war, derart schildert, als wie wenn dieselbe das Werk einiger Augenblicke gewesen wäre, darüber haben wir uns garnicht zu verwundern. Sehen wir doch, daß ein Teil der Menschheit das Umgekehrte dieser Entwicklung wie auf ein Machtwort, in einem Augenblicke bewerkstelligen möchte. Sehen wir doch, daß man schon seit Jahrhunderten bestrebt ist, eine Sprache auf der ganzen Erde zu verbreiten, und daß der Gedanke einer Weltsprache heutzutage kräftiger verfochten wird, als es bisher je geschah.

Es ist wahrlich eine schöne Perspektive, welche sich uns darbietet, wenn wir bedenken, was für Zustände daraus folgen würden, wenn eine Weltsprache zur Herrschaft gelangen könnte. Die geistigen Güter könnten sich — gleich den Schallwellen auf den Telephondrähten — mit märchenhafter Geschwindigkeit von Nation zu Nation verbreiten. Die finstersten Winkel der Kulturlosigkeit lichten sich. Die wissenschaftlichen Entdeckungen verbreiten sich in ihrer unmittelbaren Gestalt sofort auf dem ganzen Erdenrunde. Es gibt keine Kraftvergeudung, keine Isolation mehr. Jeder Gelehrte ist jedem Gelehrten bekannt. Das Prinzip der Arbeitsteilung erreicht seine Vollkommenheit. Die gemeinsame Sprache, dieses gemeinsame geistige Besitztum, bringt die Menschen näher zueinander. Der Traum der Utopisten der Weltsprache ist zur Wirklichkeit ge-

worden: die Menschen verstehen einander auf dem ganzen Erdenrunde. Die Morgenröte der allgemeinen, wirklichen Brüderlichkeit ist da.

Wir wollen jedoch auf Grund der Ergebnisse der Literatur und Geschichte der Frage entgegentreten, ob diese traumhaften Verheißungen irgendeine reale Grundlage besitzen? Mit was für Mitteln wurde bisher die Verwirklichung dieses Traumbildes angestrebt? Bis wohin die bisherigen Versuche gelangt sind und wohin dieselben wohl führen werden? Was für Enttäuschungen auf diese Versuche folgten? Wenn wir auf alle diese und ähnliche Fragen antworten wollen, so müssen wir uns der Subjektivität einer übertriebenen Überzeugung enthalten, aber ebensosehr der Ironie der Geringschätzung. Wir wollen die Schwärmer der Weltsprache in ihrem Heime, in ihren eigenartigen Küchenräumen aufsuchen, in welchen sie nicht Gold, sondern Sprachen herzustellen bestrebt sind.

I.

Einem jeden, der Sinn für die gemeinsamen Bestrebungen der gesamten Menschheit besitzt, der die Wichtigkeit der internationalen Verbindungen gerade aus nationalen Gründen einsieht, einem jeden, der von der großen Idee der Einheit und Universalität durchdrungen ist, welche die Eigenheiten der kleineren Welten nicht beeinträchtigen mag, einem jeden muß der Gedanke einer allgemein herrschenden Weltsprache als ein wünschenswertes Ziel des menschlichen Geistes erscheinen. Daß solch eine Weltsprache zu den wertvollsten Besitztümern der Menschheit gehören würde, wenn wir sie einst erhalten könnten, darüber kann es keine Meinungsverschiedenheit zwischen den Denkern geben.

Die Frage jedoch ist, ob dieses Streben nach einer Weltsprache auch ihr Ziel je erreichen wird? Trotz der Auffassung Schopenhauers und Hartmanns über die Güter des Daseins, hat die Menschheit nie aufgehört, Wünsche, Bestrebungen und Ideale zu hegen, deren Verwirklichung wahrlich segensreich wäre. Es wäre auch garnicht zu verachten, wenn man das Perpetuum mobile oder ein Serum gegen Tod und Krankheit erfinden könnte. Wenn auch solche Wünsche sich aus der menschlichen Seele nicht verlieren können, so ist das noch kein Beweis dafür, daß dieselben verwirklicht werden können. Auch der Wunsch nach einer Weltsprache gab den Antrieb, die Lösung dieses Problems auf allen möglichen Wegen zu versuchen. Manche wollten eine lebende Sprache, andere eine klassische Sprache in ihrer originellen oder vereinfachten Form zur Weltsprache erheben. Die meisten aber waren bestrebt, aus

dem Material der lebenden und toten Sprachen eine neue künstliche Sprache herzustellen und diese auf dem Erdenrunde zu verbreiten. Besonders die letzteren arbeiteten und arbeiten mit dem größten Lärm und dem größten scheinbaren Erfolge.

Diese Verfechter der Weltsprachenpropaganda berufen sich zur Rechtfertigung ihrer Bestrebungen auf jene Fortschritte des menschlichen Geistes, an deren Möglichkeit man so lange zweifelte, bis dieselben zustandekamen. Sie berufen sich auf jene sehr geistvolle, jedoch leicht widerlegbare Beweisführung von Couturat, wonach vieles in der neueren Entwicklung der menschlichen Kultur zustandekam, worüber man sich vorher nichts hatte träumen lassen. Wer dachte vor dreißig Jahren, daß man ohne materielle Leitung telegraphieren könne, und daß man in das Innere des menschlichen Körpers blicken werde, ohne denselben zu sezieren, daß man die Knochen des lebenden Menschen photographieren werde? Als die Eisenbahn in England schon verkehrte, gab es noch in Frankreich ernste Gelehrte, welche mit wissenschaftlichem Apparate beweisen wollten, daß man zwar das Lokomotiv auf die Schienen stellen und dasselbe hin- und herbewegen könne, daß jedoch das Lokomotiv von selbst sich nie auf den Schienen bewegen werde.

Das sind jedoch bloß geistvolle Einfälle und keineswegs Beweise. Und dann beziehen sich dieselben auf vereinzelte Erscheinungen, und nicht auf ein solches Phänomen, welches das gesamte Dasein des Menschen begleitet, wie es die Sprache ist. Der Umstand, daß so manches zustandekam, was bezweifelt wurde, beweist noch nicht, daß eine Weltsprache zustandekommen könne. Die Möglichkeit der Analogie ist noch kein Beweis.

Doch wurde auch auf andere künstliche Mittel einer internationalen Gedankenmitteilung hingewiesen, welche tatsächlich allgemeine Anwendung fanden. So z. B. die Zeichen des Morse-Telegraphen, die Musiknoten, die internationale Schiffzeichensprache die Braill-Schrift für Blinde usw. Da der Wirkungskreis dieser Mitteilungsform auch sonst ein beschränkter ist, war es keine schwere Aufgabe dieselben einzuführen. Und dann können diese Mitteilungsformen gegenüber den unendlich vielfältigen Erscheinungen des Sprachlebens kaum in Betracht kommen. Wenn 96% der Menschheit blind wäre, so wäre schon keine Einheit in der Benützung solcher Zeichen möglich. Die Musiknoten dienen nicht zur Gedankenmitteilung. Die Programmusik kann überhaupt nicht als ein gelöstes Problem betrachtet werden, um in unserer Streitfrage einen schlagenden Beweis zu liefern. Und wenn auch die Musiknoten Begriffe und Gedanken bezeichnen könnten, wäre ihre Bedeutung

nicht mehr, als die der Ziffern. Die Schiffzeichensprache kann wahrlich bloß bei Begegnung zweier Schiffe benutzt werden.

Wir können behaupten, daß alle Errungenschaften des menschlichen Geistes auf technischem Gebiete mit gewissen kleinlichen Bequemlichkeitsrücksichten zusammenhängen, gewissen kleinlichen Übeln und Umständlichkeiten des Daseins abhelfen. Das Telephon ermöglicht es, mit Leuten aus weiten Entfernungen zu verhandeln, und erspart eine Reise. Die X-Strahlen erleichtern die ärztliche Diagnostik und ermöglichen eine erfolgreichere ärztliche Behandlung. Doch sind das kleinliche Detailfragen des Daseins. Was ist ein Morse-Zeichen, oder eine ärztliche oder technische Erfindung der Sprache gegenüber, welche das Ergebnis einer Jahrtausende währenden Entwicklung ist und ein Individuum und ein Volk im Laufe seines ganzen Daseins begleitet.

In der weitverzweigten Literatur der künstlichen Weltsprachen finden wir ein interessantes Argument, die Hintansetzung der lebenden Sprachen betreffend. Es wird da behauptet, daß keine der lebenden Sprachen jene ideale Feinheit, Vollkommenheit und Regelmäßigkeit besitzt, welche dieselbe zur internationalen Hilfssprache geeignet machen würde. Wahrlich ist die Volksseele, welche die Sprache schafft, keine logische Maschine. Die Spracherscheinungen entwickeln und formen sich in gewissen analogischen Richtungen, doch kreuzen diese Richtungen vielfach einander. Diese sich kreuzenden Spracherscheinungen bedeuten immer Veränderungen in analogischer Richtung. Es gibt in allen Sprachen unlogische Formen, die jeder Deutung und Auslegung spotten. Wie oft hatte man z. B. darüber gestritten, daß der französische Ausdruck: je crains qu'il ne vienne — unrichtig ist: wir befürchten doch nicht, daß der Betreffende nicht kommt, sondern im Gegenteil, daß er kommt. Wozu die negierende Form? Es ist müßig, darüber zu streiten. Beim Verbum, welches «fürchten» bedeutet, gebraucht das sprechende Individuum immer die negierende Form, aus sprachgeschichtlichen Gründen, deren Besprechung nicht hierher gehört. Da ist jede Einwendung nutzlos.

In jeder Sprache finden sich solche «Schwierigkeiten». Die Konjugation ist in der französischen Sprache sehr kompliziert; der Wortschatz des Englischen weist auf vielerlei germanische und romanische Urformen hin; in den Labyrinthen der deutschen Syntax verirrt sich selbst der Deutsche, seit die auffallende lautliche Abkürzung durch die ungemeine Entwicklung der syntaktischen Feinheiten ersetzt wird. In der russischen Sprache, welche der bedeutendste Vertreter des Slavischen ist, verursacht der Akzent und

die damit verbundene Bedeutungsentwicklung dem Lernenden die bedeutendsten Schwierigkeiten. Die Aneignung der türkischen Verbaladjektiva verursacht dem Lernenden viele Mühe. — Jede Sprache hat besondere Anomalien und sonderbare Schwierigkeiten, wie eine jede Gegend ihre besondere Flora und Fauna hat, und es wäre traurig, wenn alle diese Unterschiede plötzlich aufhören würden. Diese Unterschiede und Eigentümlichkeiten sind eben Symptome des Lebens, ohne dieselben wäre auch das Leben der Sprache äußerst eintönig und öde. Wenn gewisse Sprachgesetze in allen Äußerungen zur Geltung gelangen würden, so könnte volle Ordnung und volle Bestimmtheit im Sprachleben herrschen, doch es wäre auch um alle poetischen Schönheiten, um alle feinen Nuancen der Sprache geschehen. Zum Glück können wir uns diesen Phalansterzustand im Sprachleben garnicht vorstellen.

Die Bewertung der einzelnen Sprachen nach ihrer idealen Feinheit, Regelmäßigkeit, Vollkommenheit und wie noch sonst solche philosophischen Abstraktionen heißen mögen, welche auf das Sprachleben keinesfalls angewendet werden können, ist aber ganz und gar eigenmächtig und entbehrt einer jedweden annehmbaren Grundlage. Es ist ebenso, als wie wenn jemand behaupten wollte, daß die Schönheitstypen die blonden Menschen repräsentieren und nicht die braunen oder gar die schwarzen. Es ist eben ein Wahrzeichen des menschlichen Geistes, welcher in seinem Vorwärtsdringen keine Grenzen anerkennen will und sich anmaßt, einst auch das Schaffen der Natur zu beeinflussen und, wie die Luftschiffe, auch das Leben der Sprache einst lenken zu können.

II.

Die Verfechter der Weltsprachenpropaganda berufen sich oftmals und mit Vorliebe auf Hugo Schuchardt, den ausgezeichneten Romanisten. Derselbe hat sich mehrmals über diese Frage ausgesprochen, stimmt im Prinzip der Weltsprachenbewegung bei, und wurde am 26. Juni 1902 von der Wiener Akademie mit der Aufgabe betraut, die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung zu beobachten und über dieselbe Bericht zu erstatten.

Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Weltsprache ist überhaupt bemerkenswert. Es erscheint als problematisch — und das ist ein charakteristisches Zeichen für das Überwuchern der modernen Fachwissenschaften — ob diese Frage überhaupt etwas mit der Wissenschaft zu tun hat. Es ist jedenfalls ein charakteristischer und

auffallender Umstand, daß sich die meisten Sprachforscher dieser Frage gegenüber sehr reserviert verhalten. Tatsache ist, daß in jenem fieberhaften Reklamekriege, welchen die Erfinder der Weltsprachen führten, überaus viele Erscheinungen zutage getreten sind, welche mit der Wissenschaft nichts zu tun haben. Selbst Schuchardt ist der Meinung, daß die beste Weltsprache jene sein wird, welche die größte Verbreitung gewinnen kann, und hieraus folgt, daß es sich nicht um eine wissenschaftliche, sondern bloß um eine Machtfrage handelt. Die Idee selbst ist nichts anderes als ein weltumfassender Sprachneuerungsplan, welcher nicht auf nationaler Basis steht, wie die deutsche Sprachneuerung von Campe oder die ungarische von Kazinczy, sondern auf internationaler. Und wenn man die Weltsprachenfrage aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so muß man bemerken, daß dieselbe mehrere allgemeine sprachwissenschaftliche Bezüge hat und einem jeden Interesse abgewinnen muß, der je über die Kämpfe und Schicksale der Sprache in universellem Sinne nachgedacht hat.

Man hatte oftmals die Weltsprachenfrage mit der Sprachwissenschaft in Beziehung bringen wollen. In überaus kühner und wahrlich übermenschlich unbegründeter Weise tat das Nietzsche, als er behauptete, diese Weltsprache müsse durch Sprachforscher hergestellt werden, «wozu hätte sonst die Sprachwissenschaft so viele Jahrhunderte hindurch die Gesetze der Sprache erforscht, wozu hätte sie so viel Arbeit zur Feststellung dessen verwendet, was in den einzelnen Sprachen das Notwendige, Wertvolle und Gelungene ist?»

Diese Worte erinnern uns an den Schopenhauerschen Gedanken, wonach alles Trachten des XIX. Jahrhunderts auf das Praktische gerichtet ist. Nietzsche vermeinte, daß alles Theoretisieren in der Sprachwissenschaft ohne Belang ist und daß die Arbeit derselben seit einem Jahrhundert bloß darauf gerichtet war, die Anomalien der Sprache zu sistieren und ihre Konstruktionen zur Freude der Gymnasiasten und Axiomenphilosophen zu vereinfachen. Geistvoll hat Brugmann den launigen Einfall Nietzsches ad absurdum geführt. Wozu hätten die Staatswissenschaften das Staatsleben untersucht, wenn sie nicht einmal den Weltfrieden herstellen konnten? Was hätte die Chemie denn seit Jahrhunderten zustandegebracht, wenn noch immer bloß Weizen aus der Erde wächst und nicht fertige Salzkipfel?

Schuchardt hat schon im Jahre 1888 seine Meinung über das Volapük geäußert. Auch in seinen neueren Arbeiten sind diesbezüglich geistvolle, wenn auch nicht immer treffende Gedanken zu finden. Daß man die künstlichen Weltsprachen mit dem «Homunculus» ver-

gleicht, gefällt ihm nicht. Doch klopft er an offenen Türen, wenn er nachdrücklich darauf hinweist, daß die Sprache kein Organismus, sondern eine Funktion ist. Die organistische Auffassung der Sprache verursachte viele falsche Ansichten in der Sprachwissenschaft, ebenso auch die Schleichersche Stammbaumtheorie, deren Phraseologie die Sprache als eine mächtige Eiche mit vielen tausend Zweigen darstellte. Solche nichts erklärende, sondern bloß veranschaulichende Metaphern haben nach den Arbeiten Pauls und Wundts wenig Bedeutung. Schuchardt selbst bekämpft mit einem schönen Vergleich den Homunculus-Vorwurf: «Eine unregelmäßig gebaute, altertümliche oder halb zerfallene Stadt gewährt dem Maler die schönsten Vorwürfe, dem Dichter die lebhaftesten Anregungen; werden beide den Forscher daran hindern, die Geschichte der Stadt mit nüchternem Sinne festzustellen? Werden alle drei etwas dagegen einzuwenden haben, daß der Baumeister anderswo eine neue Stadt baue, die den Anforderungen des Verkehrs und der Gesundheitspflege entspricht?» Wahrlich ein schöner Vergleich, allzuschön, um treffend sein zu können. Wir wollen ihn nicht widerlegen. Wenn eine Stadt verfällt, entstehen andere, deren Baumeister die Gebäude jedenfalls zweckentsprechend ausführen können. Doch wenn eine Sprache zugrundegeht, so kann man keine neue Sprache herstellen, da es Jahrhunderte währt, bis eine Sprache vergeht, und wiederum neue Jahrhunderte, bis durch Zusammenwirkung tausender und tausender sprechender Individuen der Bau einer neuen Sprache zustandekommt.

Nach Schuchardts Meinung muß es den Sprachforscher, der so viele wunderbar schöne und interessante Erscheinungen und Variationen des Sprachlebens kennt, befremden, daß künstliche Sprachen hergestellt werden, ebenso, wie wenn man aus einer Eiche des Waldes einen Balken herstellt. Es ist den Forschern trotz aller hingebender Arbeit nicht gelungen, die Frage des Sprachursprungs aufzuhellen, und siehe, da werden Sprachen in kürzester Zeit hergestellt. Darum kann der Forscher auf solche Versuche nur mit Geringschätzung blicken.

Schuchardt vertritt einen allzu liberalen Standpunkt, wenn er behauptet, daß die künstlichen Sprachen mehr oder weniger natürlich, und die Natursprachen mehr oder weniger künstlich sind. Als der große Sprachforscher sich zu dieser Behauptung verstieg, unterließ er es, mit der bei ihm gewohnten Akribie erst das Verhältnis der bewußten und unbewußten Elemente beim Schaffen der Sprache festzustellen. Wir wollen auf diese große Frage in den folgenden Ausführungen zurückkommen und hier bloß mit einem Wortspiele

bemerken, daß das Problem, welches seit Jahrtausenden die Denker beschäftigt, ob die Sprache φύσει oder θέσει entstanden, in Graz endlich gelöst wurde: φύσει καὶ θέσει!

Karl Brugmann, der große Leipziger Indogermanist, vertritt in seinem auf Veranlassung der Sächsischen Akademie verfaßten Gutachten einen minder liberalen, jedoch streng völkerpsychologischen Standpunkt. Er weist in seiner geistvollen Arbeit auf die Gründe hin, welche das Schaffen einer künstlichen Sprache verursachten, und debattiert mit schneidender Dialektik gegen die Vorkämpfer der Weltsprachenpropaganda.

Daß diese künstliche Weltsprache nicht von einer Gesellschaftsschichte, nicht von Fachleuten benützt werden soll, sondern gleichsam eine universelle Sprache sei, ist ein absurder Gedanke, doch folgt er aus der Natur der ganzen Bewegung, deren Verfechter die Tatsache gänzlich zu ignorieren scheinen, daß das Leben der Sprache aus einer allmählichen Umwandlung und Ausscheidung immer neuerer Mundarten und Sprachen besteht, und daß dieser Prozeß ebensowenig verhindert werden kann, als die Entwicklung der Arten. Brugmann ist ein entschiedener Gegner der permanenten Universalität der geplanten Weltsprache. Doch wankt seine Meinung in einer gewissen Beziehung, indem er einen Versuch empfiehlt: «Will man sich ... (schreibt er a. a. O. S. 28) darauf beschränken, erstlich, daß die Hilfssprache nur dem schriftlichen internationalen Verkehr zugute kommen soll, und zweitens darauf, daß sie nur in gewissen engeren Sphären, etwa im Handel, wo man es mit einer ziemlich geschlossenen und leichter überschaubaren Terminologie und Phraseologie zu tun hat, und wo alle andern Ansprüche an die Sprache als der auf Verstehbarkeit fortfallen, ihre Stätte haben soll, so sage ich: fiat experimentum!»

Unserer Meinung nach ist es nicht anzunehmen, daß man sich im kommerziellen Verkehrsleben zu diesem Experiment bequemen werde. Und dann hat die Sache auch praktische Schwierigkeiten. Die Kaufleute müßten die künstliche Sprache erlernen und in ihrer Buchführung neben der eigenen Sprache benützen. Und dann leiden denn die Handelskorrespondenten so sehr unter der Last des Studiums jener Sprachen, deren Aneignung ihnen ihren Broterwerb verschafft hat?

Daß die Weltsprachenbewegung ihr Ziel kaum jemals erreichen kann, dafür hat Ignaz Goldziher in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften einen sehr wichtigen Beweggrund angeführt. «Wenn die ‚Kommission für die Einführung einer internationalen Hilfssprache' ihre Aufgabe erfüllen wird, wird es einem jeden möglich sein,

diese Sprache zu benützen, fraglich ist nur, ob er auch imstande sein wird, seine Gedanken und Gefühle in dieser Sprache auszudrücken und mitzuteilen. Möglicherweise werden die Leute der praktischen Lebensbetätigung mit dieser außer allem historischen Zusammenhange stehende Sprache ihr Auskommen finden. Wenn einmal diese Sprache zustandekommt, wird es sich schon herausstellen, ob auch die Akademien dieselbe benützen können?»

Mit anderen Worten: Diese künstliche Sprache muß erst zustandekommen und dann wird es sich herausstellen, daß es eine Unmöglichkeit ist, Gedanken in einer Sprache auszudrücken, in welcher noch niemand gedacht hat. Diese Behauptung gründet sich auf Ergebnisse der Sprachwissenschaft, welche die Grenzen der bewußten Funktionen im Sprachschaffen mit annähernder Pünktlichkeit festzustellen imstande ist. Einen schlagenden Beweis hiezu liefert auch die ganze Geschichte der Weltsprachenbewegung, welche eine Reihe von gescheiterten Versuchen darbietet.

III.

Die Frage ist, ob im Schaffen der Sprache auch bewußte Elemente mitwirken? Und wenn dies der Fall ist, in welcher Weise und in welchem Grade manifestieren sich diese Elemente? Bis zu welcher Grenze erstreckt sich das bewußte Wirken der menschlichen Vernunft, über welche hinausgelangt das Schaffen der Sprache monströse Gebilde zutage fördert, welche dem Untergange anheimfallen müssen?

Vor allem muß darauf hingewiesen werden, daß das Dasein der Sprache in den sprechenden Individuen wurzelt. Und gleich dem körperlichen und geistigen Wesen dieser Individuen ist auch die Sprache einer fortwährenden Entwicklung unterworfen. Die unendlich vielfältigen Verhältnisse des Daseins wirken im Leben der Individuen mit. Und diesen Verhältnissen entsprechend wechselt die Rolle des Menschen und wechselt die Struktur einer individuellen Sprache.

Und dann ist es doch bloß eine philosophische Abstraktion, daß die Individuen ein abgesondertes individuelles Leben führen, da sie doch einer Gesellschaft angehören und die Sprache die Form der Vergesellschaftung ist. Die Sprache, die wir erlernt haben, übergeben wir den Erben unserer Natur, unserer Seele, unseres Blutes. Das Individuum ist vergänglich, sein Dasein ist wie eine Welle im unendlichen Meere.

Doch müssen wir ausdrücklich betonen, daß die Vererbung der Sprache, sowie das gesamte Sprachleben der aus einzelnen Indivi-

duen bestehenden Gesellschaft im Grunde ein durchaus unbewußter Prozeß ist. Jene «innere Sprachform», welche Herder, Humboldt und Steinthal feststellten, gehört zu den dunkelsten und unbewußtesten Regionen der menschlichen Seele. Ebenso unbewußt sind jene Sprachveränderungen, welche infolge geographischer Verhältnisse, und jene Sprachmischungen, welche infolge politischer Motive zustandekommen. Das gesamte Sprachleben ist ein dunkles Gewebe unbewußter Prozesse, welches man sich kaum vorzustellen vermag. Und so ist es kaum anzunehmen, daß der Mensch je das Sprachleben derart wird regieren können, wie er Länder, Wirtschaften und Eisenbahnen verwaltet.

Jedoch gibt es zweifelsohne auch solche Äußerungen im Sprachleben, welche den Stempel der Bewußtheit an sich tragen. Es folgt aus der Natur der Sache, daß es sich hier bloß um individuelle Funktionen handelt, welche mehr oder weniger allgemeine Verbreitung finden. Die sprachliche Assoziation (Analogie) kann auch als bewußte Funktion vorkommen. Richard M. Meyer hat in seiner geistvollen Abhandlung, welche unter dem Titel «Künstliche Sprachen» in den «Indogermanischen Forschungen» erschienen ist, mit einigen Ausnahmen ungefähr sämtliche bewußte Äußerungen des Sprachlebens zusammengestellt. Diese künstlichen und gekünstelten Sprachformen spielen jedoch im Sprachleben eine sehr untergeordnete Rolle, obzwar es eine häufige Erscheinung ist, daß Kinder und Erwachsene sich abmühen, solche gewaltsamen und unmöglichen Sprachformen zu bilden. Besonders beim Kinde kommt es vor, daß es die Analogie, die Mischung verschiedener Sprachformen häufig benützt. So bezeichnet das deutsche Kind die Handlung des Schneidens mit dem Verbum «messen», da es das «Messer» kennt und daraus ein Verbum bildet.

Solche naive Neubildungen der Kindersprache werden jedoch in die Sprache der Erwachsenen nicht aufgenommen, wenn auch dieselben solche Formen im Verkehr mit Kindern benützen. Wenn das Kind dann heranwächst, so geraten solche Formen in Vergessenheit.

Zu den bewußten Elementen der individuellen Sprache gehören auch jene massenhaften scherzhaften Redensarten, welche in der Linguistik noch kaum in Betracht gezogen worden sind. Beinahe in jeder Familie gibt es solche Redensarten und Kosenamen. Meyer erwähnt eine artige deutsche Novelle, deren Heldin ihren Mann einen jeden Frühmorgen mit Ausdrücken anredet, welche aus der Phraseologie des Lebens verschiedener Tiere genommen sind.

Solche Erscheinungen möchten wir als sprachliche Mutwilligkeiten bezeichnen. Hierher gehört jene Wortspielepidemie, welche

KIR. FERENCZ JÓZSEF TUD. EGY. KÖNYVTÁRA

für unser Zeitalter so charakteristisch ist. Unzählige solcher verzerrter Wortformen kommen in der Konservationssprache auf, um nach kurzem Dasein auf ewig zu verschwinden.

Zu den bewußten Erscheinungen des Sprachlebens gehört auch jene Bewegung, welche von jenen Männern ausging, die bestrebt waren, ihre nationale Sprache von allen fremdartigen Elementen zu reinigen. Diese vielfach besprochene Bewegung wurde in der sprachwissenschaftlichen Literatur als Purismus und in ihrer übertriebenen Form als Sprachneuerung bezeichnet. Schon in der römischen Welt erachtete man die vielen griechischen Elemente der Sprache als unbequem. Der Kaiser Tiberius wollte alle diese Wörter ausschalten, selbst solche Worte, die sich eingebürgert hatten, wie z. B. ‚emblema'. Caesar und Cicero waren bestrebt, die Benützung griechischer Wörter zu vermeiden, obgleich in den Briefen Ciceros häufig griechische Elemente vorkommen. Die Frage der Sprachneuerung kommt in neuerer Zeit infolge der französischen Revolution auf. In Deutschland ist es Joachim Heinrich Campe, der berühmte Pädagoge und Jugendschriftsteller, der Erzieher der beiden Humboldt, der Freund Kants, Lessing und Moses Mendelssohns, der alle Wörter lateinischen und griechischen Ursprungs ins Deutsche zu übersetzen bestrebt war. Campes Bestrebungen entfachten einen lebhaften Streit zwischen den Grammatikern, doch bürgerten sich manche der Campeschen Wortbildungen ein: so z. B. ‚Zerrbild' für ‚Carrikatur'; ‚Zartgefühl' für ‚Delikatesse'; ‚folgerecht' für ‚consequent' usw.

Diese Bestrebungen waren von großem Einfluß auf die Sprachneuerung, welche in Ungarn am Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts vor sich ging, deren Anfänge aber bereits in früheren Zeiten zu bemerken sind.

Wir sind jedoch hiemit zur Grenze der bewußten sprachlichen Funktionen gelangt, die nicht überschritten werden darf und kann.

Wenn auch diese Bestrebungen in der Geschichte der Sprachneuerung mehrerer Nationen gerechtfertigt erscheinen, da sich im Laufe der Zeit manche der gewaltsamen Wortbildungen einbürgerten, so folgt hieraus noch nicht, daß man auf diesem ungewissen Wege weitergehen und sich auf die Sprachenfabrikation verlegen soll. Es folgt aus der Natur dieser Bestrebung, die an Übertriebenheit leidet, daß jeder derartige Versuch scheitern muß.

IV.

Durch die ganze Geschichte der Weltsprachenbewegung zieht sich als roter Faden die Übertriebenheit dieser Bestrebung. Zwar

gibt es auch interessante Versuche, wie aus dem schönen Buche von Couturat und Leau zu ersehen ist, doch kann man nur bedauern, daß sich ein solch ernster und tiefgehender Eifer nicht realeren Zielen zuwandte.

Zu den ersten Denkern, die sich über die Weltsprachenfrage äußerten, gehört Descartes. Als sein Freund P. Mersenne ihm einen in lateinischer Sprache verfaßten Prospekt, welcher sechs Projekte einer Weltsprache enthielt, zusandte, äußerte sich Descartes in einem an Mersenne gerichteten Briefe über diese Projekte folgendermaßen: «Il y a force gens qui employeroient volontiers cinq ou six jours de temps pour se pouvoir faire entendre par tous les hommes. L'invention de cette langue depend de la vraye Philosophie; car il est impossible autrement de denombrer toutes les pensées des hommes, et de les mettre par ordre, ny seulement de les distinguer en sorte qu'elles soient claires et simples; . . . et si quelqu'un avoit bien expliqué quelles sont les idées simples qui ont en l'imagination des hommes, desquelles se compose tout ce qu'ils pensent et que cela fust receu part tout le mond, j'oserais esperer ensuite un langue universelle fort aisée à apprendre, à prononcer et à écrire, et, ce qui est le principal, qui ayderoit au jugement, luy representant si distinctement toutes choses, qu'il luy seroit presque impossible de se tromper.... Or je tiens que cette langue est possible, et qu'on peut trouver la Science de qui elle depend, par le moyen de laquelle les paysans pourvoient mieux juger de la verité des choses, que ne font maintenant les philosoph.»

Dieser Brief enthält schon die Grundidee der später gebildeten philosophischen Sprachen, indem er auf die Analogie der Begriffe von Ideen und Zahlen hinweist; sowie auch auf jene einfachen Grundideen, deren Kombination die übrigen Ideen sind, ferner auf die Analogie der Ideenkombinationen und arithmetischen Funktionen. So wird diese Sprache auf rein logischer und philosophischer Grundlage stehen, und wer sie erlernt, erlernt auch eineswegs das Denken.

Als erster brachte Thomas Urquhart de Cromarty (1611 bis 1660) eine solche philosophische Sprache zustande. Der Titel seines Werkes ist: Logo pendecteision or an Introduction to the Universal Language, London 1653. Sein Projekt ist durchaus theoretisch, ohne Grammatik, ohne Wörterbuch. Es gibt beim Nomen 11 Genus, 11 Fälle, 4 Numeri, beim Verbum 7 Modi, 11 Tempora; jedes Wort hat wenigstens 10 Synonymen.

Hienach hat Georg Dalgarno (1626—1687) ein vollständiges System ausgearbeitet: Ars Signorum, vulgo Character universalis et Lingua philosophica, London 1661. Dieses System besteht eigentlich

aus einem Wörterbuche, welches aus der logischen Klassifikation sämtlicher Ideen entstanden ist. Dalgarno führt sämtliche Ideen auf 17 Haupttypen zurück und bezeichnet dieselben mit 17 Buchstaben, so daß die zu den einzelnen Typen gehörigen Ideen bezeichnenden Wörter mit dem entsprechenden Buchstaben beginnen. Z. B. zur ersten Gruppe der Hauptideen gehört der Ideenkreis des Seins. Die Namen aller hierher gehörigen Begriffe beginnen mit dem Buchstaben A. Die Namen der einzelnen Begriffe unterscheiden sich durch den nach dem A folgenden Buchstaben. Eine Folge der logischen Gruppierung ist, daß man die einzelnen Wörter gerade infolge ihrer großen Ähnlichkeit sehr schwer unterscheiden kann. In dieser Sprache bedeutet z. B. Néka = Elefant, Néké = Pferd, Nèke = Esel usw. Wenn also jemand diese Sprache erlernen will, muß er sich eine ungemeine Menge ähnlicher Buchstabenkombinationen aneignen, was beinahe eine Sache der Unmöglichkeit ist.

Das System Dalgarnos wurde vermeintlich durch Wilkins vervollkommnet, dessen Werk sich also betitelt: An Essay towards a Real Carakter and a Philosophical Language, London 1668.

Leibniz befaßte sich sein ganzes Leben hindurch mit der Frage der Weltsprache, besonders im Jahre 1679, ließ jedoch speziell über diese Frage kein Wort erscheinen. Seine diesbezüglichen Äußerungen sind in den Arbeiten Couturats über Leibniz zusammengestellt.

Das Bestreben Leibniz' ging nicht dahin, eine internationale Sprache herzustellen, sondern eine wirklich rationale Sprache auf Grund des Abc der menschlichen Ideen. Jede komplexe Idee ist eine Zusammenstellung einfacher Ideen, sowie die Zahlen über 9 bloß eine Zusammenstellung der neun ersten Zahlen sind. Die Synthese der Ideen ist analog mit der arithmetischen Synthese und mit der Analyse der einzelnen Idee auf ihre Elemente. Sein System hatte Leibniz nicht dargelegt. Bezüglich der Zahlen hatte sich Leibniz die Sache folgendermaßen vorgestellt: Mögen die ersten neun Konsonanten: b, c, d, f, g, h, l, m, n die ersten neun Zahlen, die fünf Vokale die fünf Einheiten des Dezimalsystems: 1, 10, 100, 1000, 10000, a, e, i, o, u; so bedeutet z. B. 1907 = anil[2]).

Zur vollständigen Durchführung dieser Idee hätte ein Wörterbuch und eine Grammatik ausgearbeitet werden sollen. Um dieses

[2]) Über eine pasigraphische Bestrebung des Ungarn Georg Kalmár aus dem Jahre 1772 und über die Lingua Universalis von Adreas Réthy aus dem Jahre 1821, sowie über die Lengua católica von Adalbert Liptay (1891) vergl. Alexander Gießwein, Magyarok a világnyelvmozgalomban (Ungarn in der Weltsprachenbewegung), Magyar Nyelvőr Bd. 41, S. 54.

Wörterbuch zusammenstellen zu können, hätte Leibniz sämtliche Ideen der menschlichen Seele analysieren, dieselben auf ihre ursprünglichen Elemente zurückführen und die Reihe der ersten Grundideen zusammenstellen müssen. Und um eine rationale Grammatik zu schaffen, hätte Leibniz sämtliche lebende Sprachen vergleichen und aus denselben die irrationalen Elemente ausschalten müssen. Obwohl sich Leibniz viel mit Sprachvergleichung befaßte, hätte er diese immense Arbeit doch nicht ausführen können.

Daß es in den Sprachen mehrere Deklinationen und Konjugationen gibt, bezeichnet Leibniz als nutzlos und illogisch. Es sollte nur eine Deklination und Konjugation geben und bei denselben dürften keine Ausnahmen vorhanden sein, sondern alles streng geregelt. Ganz überflüssig ist auch die Unterscheidung des Genus in den Sprachen. Diese Umstände bezeichnet Leibniz als die größten Schwierigkeiten der Sprachen, und diese Bemerkungen beweisen, daß sich Leibniz eingehend auch mit den uralaltaischen Sprachen beschäftigt hat.

All diese Systeme, welche ohne das vorhandene sprachliche Material in Betracht zu ziehen, nach vorher bestimmten Prinzipien konstruiert worden sind, bezeichnet Couturat als apriori-Systeme. Derartige Bestrebungen kommen bis auf unsere Tage vor. Außer den schon erwähnten Versuchen werden in Couturats Buche die folgenden charakterisiert: Delormel, 1795; Ludre: Solresol (Name der Sprache) 1817; Grosselin, 1836; Vidal: Langue universelle et analytique 1844; Letellier, 1852; Lotos Ochando 1852; M. Renouvier: La société de Linguistique, 1855; Dyer: Lingualumina, 1875; Reimann: Langue internationale etymologique, 1877; Maldant: Langue naturelle, 1887; Dr. Nicolas: Spokil, 1900; Hilbe: Zahlensprache, 1901; Dietrich: Völkerverkehrssprache, 1902.

Doch hatten all diese Versuche in der Geschichte der menschlichen Kultur keine Rolle gespielt. All diese Versuche fanden keine praktische Verwendung und wären der ewigen Vergessenheit anheimgefallen, wenn der Geschichtschreiber dieser Frage dieselben nicht ans Tageslicht gezogen hätte. Das Scheitern dieser Versuche konnte jedoch das Zustandekommen ähnlicher irrealer Versuche nicht verhindern.

V.

Den bisher charakterisierten Systemen gegenüber, welche bloß auf dem Papiere existierten, kamen in neuerer Zeit zwei praktische Systeme auf, welche auch in Rede und Schrift Verwendung fanden. Diese sind: das Volapük und das Esperanto.

Der Name ‚Volapük' ist eine Zusammensetzung aus den ver-

zerrten englischen Wörtern: world und speak, und bedeutet soviel als «Weltsprache». Der Urheber dieser Sprache ist Johann Martin Schleyer, geboren am 18. Juli 1831, und wie seine fanatischen Anhänger erzählen, soll der Erfinder im Jahre 1879 wie durch eine Inspiration sein System gefunden haben, und es ist selbstverständlich, daß er seiner Erfindung eine ungeheure Bedeutung beimaß und in demselben ein Mittel zum ewigen Frieden der Nationen erblickte.

Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren hatte das Volapük eine ungemeine Verbreitung gefunden. Der Wanderprophet dieser Bewegung in deutschen Landen war Professor Alfred Kirchhoff. Hunderte von Volapükvereinen blühten auf und in zehn Ländern erschienen Zeitungen in dieser Sprache. Laut dem Weltsprachenkalender Schleyers hatte das Volapük im Jahre 1890 $2^1/_2$ Millionen Anhänger, 290 Vereine und 23 Zeitungen. Nach dem dreitägigen Weltsprachenkongresse auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1899 schien es, daß diese Weltsprachenbewegung ihren Höhepunkt erreicht hat.

Nach diesem Aufschwung folgte schnell der Niedergang. Sprachforscher, wie E. Beermann, Gustav Meyer, wiesen auf grobe Fehler dieser Sprache hin. Und dann wurden manche Anhänger des Volapük mit dem Erfinder uneinig, der die geplante Vereinfachung der Sprache nicht zulassen wollte, und die stolze Zahl der dritthalbmillionen Anhänger zerfiel in Nichts. «Nun konnte der rasche Zusammensturz (schreibt Brugmann geistvoll) jedem Denkenden klar dartun, daß der wirklichen Könner nur ein winziges Häuflein war, daß die ungeheure Mehrzahl von denen, die als Könner figurierten, in Wahrheit nur ein recht platonisches Verhältnis zur Sache hatten, auch nur, wie der übrige Schwarm, Mitläufer waren.»

Die Uneinigkeit zwischen den Anhängern dieser Sprache wurde durch den Umstand hervorgerufen, daß sie manche Schwierigkeiten und Fehler fanden, denen sie abhelfen wollten. So wollten sie den ungemein reichen Wortschatz vereinfachen, die Laute: **ä, ö, ü** ausschalten sowie auch das komplizierte Deklinations- und Konjugationssystem. Schleyer hatte einen Teil der Deklinationssuffixe aus der russischen Deklination genommen und verstümmelte die indogermanischen Wurzeln in unmöglicher Weise. Seine Wortstämme sind willkürlich ersonnen oder aber auch aus lebenden Sprachen genommen, doch in möglichst veränderter Form. Selbst die Eigennamen sind verstümmelte Formen: Fleut = Frankreich, Bodùgän = Portugal, Melop = Amerika usw.

Überhaupt ist Schleyer bestrebt, die Eigenschaften sämtlicher Sprachen in Betracht zu nehmen. Er vermeidet es, den r-Laut zu

benützen, da er vermeint, dieser Laut komme in der chinesischen Sprache nicht vor. Wie lächerlich erschien dieses Bestreben, als es sich herausstellte, daß in der chinesischen Sprache tatsächlich ein Konsonant fehlt, jedoch nicht das r, sondern der Konsonant l.

Verwunderlich ist, daß diese Weltsprache jene sprachlichen Elemente vermeidet, welche auch ohne Agitation der Weltsprachenpropheten international geworden sind und welche wahrlich eine internationale Sprache zu bilden geeignet sind. Das sind die Termini technici und Kulturwörter lateinischen und griechischen Ursprungs, wie: Atom, Axiom, Architektur, Granit, Geometrie, Mechanik, Physik, Literatur usw. usw. Entsprechendere internationale Ausdrücke könnte man nicht finden. Und doch findet sich im Volapük derartiges: klautarab (Tramway), itomufik (Automobil), litamag (Photographie) usw. Was für illogische, unmögliche Zusammensetzungen! Und dann kommen die Unvollkommenheiten der natürlichen Sprachen auch im Volapük vor, so z. B. homonyme Ausdrücke, auf welche ein Konkurrent Schleyers hingewiesen hat. Lemel bedeutet zweierlei: le - mel = Ozean und lem - el = Käufer; ti - del = beinahe alltäglich und tid - el = Professor.

Es ist kein Wunder, daß die Zahl der Volapükisten verschwindend klein geworden ist. Es gibt heute nur noch einen Volapükklub und eine einzige Zeitschrift in dieser Sprache. Und wenn dieselbe noch so vollkommen gewesen wäre, hätte ihr Dasein nicht lange währen können. Wurzelt doch das Leben der Sprache im Walten der Natur, in deren Wesen das menschliche Schaffen nicht einzudringen vermag [3]).

Die Weltsprachenbewegung des Esperanto ist zurzeit im Stadium des Aufschwunges. Ihre Anhänger erzählen Wunder über die Erfolge derselben. Der französische Esperantoapostel Beaufront erzählt, daß er im Frühling des Jahres 1903 durch Preußen, Polen, Böhmen und Österreich-Ungarn gereist ist, ohne der Sprache dieser Länder im mindesten mächtig zu sein, und besuchte überall Esperantisten, um sich über den praktischen Wert des Esperanto zu überzeugen. Er behauptet, daß er sich überall sehr leicht verständigen konnte, obwohl er viele Themen berührte und auch mit Arbeitern von geringer Bildung verkehrte, die außer ihrer Muttersprache

---

[3]) Ähnlich dem Volapük kamen auf Grund der vorhandenen grammatischen Systeme, doch mit neuem Sprachmaterial, die sogenannten gemischten Systeme zustande: Verheggen, Nal Bino (1886), Meret (1886), St. de Max: Bopal (1887), Bauer: Spelin (1888); Fieweger: Dil (1893), Dormoy: Balta (1893), Guardiola: Orba (1893), W. von Arnim: Weltparl (1896), Marchaud: Dilpok (1898), Bollack: Langue bleue (1899).

bloß die Esperantosprache verstanden. Und obwohl beinahe alle die Sprache aus einem Lehrbuche sich angeeignet hatten, war ihre Aussprache gleichförmig und sie konnten sich gut verständigen.

Der Esperantobewegung wurde zwar durch die Kritik Leskiens, des berühmten Leipziger Slawisten, der aus streng sprachwissenschaftlichem Gesichtspunkte sich mit derselben auseinandersetzte, ein harter Schlag versetzt, doch steht die Bewegung heutzutage in voller Blüte und Mode. Wir wollen uns daher mit derselben etwas ausführlicher befassen.

Nach vielfachen Vorstudien, Experimentieren und zwölfjähriger Arbeit ließ Dr. Samenhof (auf Esperanto: Zamenhof) im Jahre 1887 seine erste Schrift unter dem Titel: «Doktoro Esperanto» (der Hoffende) erscheinen, wovon auch die durch ihn hergestellte Sprache den Namen Esperanto bekam. Jahre hindurch konnte das neue Evangelium bloß in Rußland Anhänger gewinnen. In Deutschland waren die ersten bedeutenderen Anhänger: der Nürnberger Einstein und Trompeter. Der Franzose Beaufront war eben im Begriff eine Weltsprache zu konstruieren, als er das Werk Samenhofs kennen lernte und durch dasselbe derart eingenommen wurde, daß er seine Versuche stehen ließ und sich der Propaganda des Esperanto widmete. Max Müller, dem Samenhof seinen Entwurf zusandte, äußerte sich über denselben sehr gut. Doch darf man diese Äußerung Müllers nicht allzu ernst nehmen. Auch die Volapükisten konnten sich auf eine ähnliche Äußerung Müllers berufen. Obwohl Müller mit größtem Erfolge die Sprachwissenschaft popularisierte und die Ergebnisse derselben in sehr lehrreicher Weise summierte, hat sich die Meinung über seine Verdienste und Autorität geändert, da er seit dem Erscheinen der ersten Auflage seiner Vorlesungen infolge seiner vielfältigen verdienstvollen Wirksamkeit der sich entwickelnden Wissenschaft gegenüber zurückblieb und in seinen Urteilen nicht immer konsequent war.

Als das Volapük schon in den letzten Zügen war, organisierte Dr. Samenhof im Jahre 1897 eine Propaganda zur Verbreitung des Esperanto, indem er an alle Zeitschriften der Welt Fragebogen sandte. Diese Propaganda hatte auch den erwünschten Erfolg.

Heutzutage zählt das Esperanto ungefähr 2—3 Millionen Anhänger. Es entstehen immer neuere Klubs und ihre Zeitschriften erscheinen außer Deutschland auf den Büchermärkten von Belgien, Bulgarien, Kanada, Chile, England, Frankreich, Holland, Italien, Mexico, Österreich, Ungarn, Peru, Rußland, Schweiz, Spanien usw. Unter dem Titel «Internacia sciencia Revuo» erscheint in Paris eine wissenschaftliche Esperanto-Zeitschrift, zu deren Mitarbeitern aus-

gezeichnete Männer, wie Couturat, Poincaré gehören. Große Freunde des Esperanto sind die Naturforscher und Mathematiker. Ostwald erzählt, daß Leute rumänischer, belgischer und norwegischer Nationalität, die auf einem geologischen Kongresse zusammenkamen, sich über Fragen der Geologie und des öffentlichen Lebens leicht verständigen konnten, obwohl sie bloß 2—3 Wochen zur Erlernung des Esperanto verwendet hatten. Auch der amerikanisch-deutsche Professorenaustausch kam der Esperantobewegung zugute. Ostwald hat auf der Harward-Universität nicht bloß für seine chemischen Theorien Anhänger geworben. Doch waren die Erfolge der Esperantobewegung in Amerika von sehr kurzer Dauer, wie wir das von Münsterberg wissen[4]).

Nach neueren Daten erschienen bloß für Franzosen ein Dutzend Esperantosprachbücher und eine Ausgabe dieser Bücher wurde in 60000 Exemplaren vergriffen. In Paris wurden in einem Winter 60 Esperantokurse abgehalten. Bis zum 31. Dezember 1906 zählte die Esperantopropaganda 482 Vereine. Auf dem Kongresse zu Boulogne-sur-Mer im Jahre 1905 spielten neun Dilettanten (sämtliche von verschiedener Nationalität) Molières Mariage force in der Esperantosprache. Und auf literarischem Gebiete trat ein kühner Esperantist mit der Übersetzung der Aeneis von Vergil auf.

Im Jahre 1907 wurde in Cambridge unter dem Präsidium Dr. Samenhofs ein Kongreß abgehalten, auf welchem 1500 Delegaten aus allen Teilen der Erde erschienen sind. Wie die Zeitungen mitteilten, war in der Aussprache der Redner keine auffallende Abweichung und sie konnten sich gut verständigen.

Wenn wir in Betracht nehmen, daß die Verfechter der ganzen neueren Weltsprachenbewegung Esperantisten sind, daß die Gedanken der Delegation[5]) durch Esperantisten aufgeworfen wur-

[4]) Eben vor kurzem haben wir in den Zeitungen lesen müssen, daß Ostwald sich von der Esperanto-Bewegung losriß und auf dem Wege ist, eine — neue Form dieser «Weltsprache» zu schaffen!

[5]) Die großen Erfolge der Esperantosprache hatten ihre Anhänger zu einem kühnen Schritte bewogen. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 wählten die verschiedenen Vereine und wissenschaftlichen Gesellschaften Vertreter, die sich vereinen und sich mit dem Gedanken der Weltsprache befassen sollten. Diese Vereinigung führt den Namen: „Kommission für die Einführung einer internationalen Hilfssprache“ resp. „Delegation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale“. Am 17. Januar 1901 gab dieselbe eine Erklärung über ihre Ziele und Bestrebungen ab und richtete eine Petition an sämtliche wissenschaftliche Akademien. In der erwähnten Erklärung wird auf die Prinzipien der Einführung einer internationalen Hilfssprache hingewiesen: Daß keine der lebenden Nationalsprachen hiezu geeignet ist; daß theoretische und praktische Anforderungen beim Schaffen der

den, so muß uns die Frage interessieren: durch welche wunderbaren Eigenschaften konnte sich denn diese Sprache, welche in einigen Jahren sich in der Seele eines Menschen entwickelte, selbst die Anerkennung von Philosophen erringen? Was ist ihr Wert? Was ist ihre Zukunft?

Das erste Erfordernis einer Weltsprache wäre, daß sie leicht erlernbar sei. Couturat und andere behaupten, daß man das Esperanto viel leichter erlernen kann, als jede andere lebende Sprache. In dieser Hinsicht finden sich jedoch Meinungen, die dieser Ansicht aufs entschiedenste widersprechen. So bekennt Leskien in seiner erwähnten Schrift: «Ich habe in meinem Leben recht viele Sprachen gelernt, darunter auch slavische, die ja für sehr schwierig gelten, und beherrsche diese in hohem Grade, spreche sie auch. Daß ich die Fähigkeit, solche Sprachen zu lernen, auch jetzt noch besitze, habe ich erst vor einigen Jahren an einer für schwer geltenden Sprache erprobt. Nun habe ich den Versuch auch am Esperanto gemacht und zu meiner eigenen Überraschung gefunden, daß diese künstliche Sprache mir schwer wurde, obwohl ich wahrscheinlich ebensoviel Latein, Französisch, Italienisch verstehe wie die meisten Esperantisten, also dieselbe Erleichterung bei der Aneignung des Wortschatzes habe.» Wir haben keine Ursache dieses unbefangene Urteil zu bezweifeln. Der Wortschatz dieser Sprache wurde aus den gemeinsamen oder gleichartigen Formen der wichtigeren europäischen Sprachen zusammengestellt, und die Schwierigkeit bei denen, die dieser Sprachen mächtig sind, liegt bloß darin, daß sie die Wortformen dieser Sprachen verwechseln und z. B. an eine deutsche Wortform denken, wo Dr. Samenhof sich einer französischen bediente.

Die Weltsprachenentwürfe waren bestrebt, die Sprache aus jenen Lauten zu formen, welche in sämtlichen Sprachen gebräuchlich sind.

Weltsprache in Betracht genommen werden müssen; daß es Aufgabe des Internationalen Verbandes der Akademien sei, die entsprechende Sprache zu bestimmen; falls dieser Verband hiezu nicht geneigt wäre, so möge die Kommission selbst in dieser Frage einen Beschluß fassen und die entsprechende Bewegung zur Einführung der bestimmten Sprache einleiten. Laut dem letzten Bericht der Delegation wurde bis 31. Dezember 1906 diese Erklärung von 986 Akademikern und Universitätsprofessoren unterzeichnet. Darunter finden sich große Namen, wie: Lavisse, Ribot, Renouvier, Thomson, Ostwald, Brigge. Auch Sprachforscher, wie Passy, Schuchardt, Jespersen, Baudouin de Courtenay.

Auf der in London im Jahre 1904 abgehaltenen Versammlung des Internationalen Verbandes der Akademien wollte Lord Reay, der Präsident der philologisch-historischen Sektion, die Weltsprachenfrage aufwerfen. Da jedoch dieselbe im Programm nicht vorgemerkt war, kam sie auf Einwendung Goldzihers und Perrots nicht zur Beratung.

Im Deutschen kommt der Laut: **dž** überhaupt nicht vor, der Laut **ts** bloß im Inlaut und niemals im Auslaut. Im Esperanto kommen jedoch häufig die Laute: **dž, ts** vor und es ist unbegreiflich, wozu dieselben so auffällig kultiviert werden. Das Esperanto ist voll von Diphthongen: au, eu, ai, oi, ei, ui. Diese verursachen teilweise den Franzosen große Schwierigkeiten. Und es beweist eine schlechte Bewandtheit in sprachlichen Dingen, daß derartige Lautgruppen, wie: **kiu, kia, kie, tiu** sehr oft angewendet werden. Der Verfasser der Sprache scheint mit den elementarsten lautphysiologischen Erscheinungen nicht im Reinen zu sein, setzt er doch Lautgruppen zusammen, welche am geschwindsten einer Veränderung unterworfen sind **(-kju, kja, kej, tju)** und geht doch sein Bestreben dahin, eine Sprache zu schaffen, welche bis zum Ende der Zeiten auf dem Erdenrunde benützt werde.

Der Name des Vaters in dieser Sprache ist: patro. Man würde erwarten, daß der Name der Mutter ‚matro' sei, kommt doch diese Form «von Kalkutta bis Island» in sämtlichen Sprachen vor. Im Esperanto heißt es jedoch **‚patrino'**. Wie auch Leskien bemerkt, hat der Verfasser dieser Sprache die elementarsten Gesetze des Sprachlebens außerachtgelassen. Sein ganzes Wissen schöpfte derselbe aus grammatischen Schullehrbüchern und, indem er sein Elaborat zu Papier brachte, hatte er garnicht in Betracht genommen, was in den Sprachen schwierig oder leicht, notwendig oder überflüssig, zweckmäßig oder zweckwidrig ist. Die Sprache, die er zustandebrachte, ist eine ungeschlachte Papiersprache, ein ganz und gar mißlungener Versuch.

Doch ist diese Sprache heutzutage die modische Weltsprache und ihre Anhänger sind die Führer der Weltsprachenpropaganda. Ist es möglich, daß dieselbe in Zukunft ihre Ziele erreichen wird[6])?

VI.

Unter den vielen bizarren Einfällen der weltsprachlichen Bestrebungen erscheint jener Gedanke einiger Gelehrten beinahe sympathisch, daß die entsprechendste Lösung des Problems die Wiedereinführung des alten Lateinischen oder Griechischen wäre.

[6]) Die Esperantosprache ist ein System a posteriori, indem sie sich auf das vorhandene sprachliche Material stützt, woraus ihr Wörterbuch und ihre Grammatik zusammengestellt ist. Ähnliche Versuche sind: Faignet: Langue novelle (1765), Schipfer: Communicationssprache (1839); L. de Rudelle: Pantos-dîmon-glossa (1858); Pirso: Universalsprache (1868); Volk und Fuchs: Weltsprache (1883); Liptay: Langue catholique (1890); Heintzeler: Universala (1893); Kürschner: Lingua commun (1900) usw. Hierher gehören die aus dem vereinfachten Latein ausgehenden Systeme. Vergl. Dr. Rosa: Nov Latin (1890); Beermann: Novilatiin (1895) usw. Siehe das folgende Kapitel.

Erst dachte man an das Griechische[7]), doch gab man diesen Gedanken schnell auf, da die Grammatik viele Schwierigkeiten bereitet und so auch die Schrift. Der Gedanke, auf die lateinische Sprache zurückzugehen, hatte ein zäheres Leben.

Wahrlich hat das Lateinische als internationale Gelehrtensprache eine große Vergangenheit. In dieser Sprache veröffentlichten die Gelehrten ihre Untersuchungen das ganze Mittelalter hindurch bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Gauss und Jakobi schrieben ihre Werke noch im 19. Jahrhundert in lateinischer Sprache. Die Statuten einiger Universitäten enthalten noch heutzutage die Weisung, daß Dissertationen nicht bloß in der nationalen, sondern auch in lateinischer Sprache verfaßt werden dürfen oder müssen. In Frankreich unterrichtete man noch um das Jahr 1830 die Philosophie in lateinischer Sprache. In Italien hielt man noch vor einigen Jahren medizinische Kurse in lateinischer Sprache. In Ungarn hatte die lateinische Sprache bis Ende des 18. Jahrhunderts eine außerordentlich ausgebreitete Anwendung.

Das charakteristische Weltsprachenfieber trat auch in diesen Bestrebungen zutage. Es wurden lateinische Zeitschriften herausgegeben. Man übersetzte alles ins Lateinische, selbst die Ortsnamen und die Ausdrücke des modernen Lebens, wie: ferrea via (Eisenbahn), currus vaporivehe (Lokomotiv), aereothreum (Luftschiff), birota velocissima (Fahrrad) usw. Alles wurde latinisiert. Den damaligen französischen Kriegsminister André nannte man Andreus, den Ministerpräsidenten: Waldeckius-Rousseau, den Kultusminister bezeichnete man also: «qui hodie adolescentibus erudiendis publice in Gallia praeest.» Es folgen die lateinischen Volksbücher, die lateinischen Kurse, und deutsche Professoren wollten demonstrieren, daß man lateinisch sprechen können muß, um — des Deutschen wirklich mächtig zu sein. Sagt doch jeder Deutsche beim Leeren des Bierkruges: prosit! oder wenn er jemandem Ovationen darbringt: vivat! So hat auch Diels behauptet, daß man Worte, wie Concurrent, Coalition, Organisation, Invasion, Dimension nicht ins Deutsche übersetzen darf.

Doch sind die lateinischen Zeitungen eingegangen und der Lärm dieser deutschen Professoren hörte auf. Es ist eine müßige Behauptung, daß das Lateinische eine auffallend intellektuale Sprache ist, da in derselben die Tempora und Modi entschieden dargelegt sind; demgegenüber erscheinen die modernen Sprachen mit ihrer mangelhaften Gedankenperspektive sensualistisch. Eine derartige Unter-

[7]) A. Boltz: Hellenisch, die allgemeine Gelehrtensprache der Zukunft.[2] 1898.

scheidung der Sprachen ist jedoch bloß philologische Scholastik. Enthält doch jede Sprache ebensowohl intellektuale als sensualistische Elemente, und da sie Jahrhunderte hindurch als Ausdruck einer Kultur diente, entwickelten sich in jeder gewisse Eigenheiten und Feinheiten. Jedenfalls besitzt das Lateinische Vorzüge von historischer Bedeutung. Wir können mit Hilfe derselben einen tieferen Einblick in die Entwicklung vieler Sprachen und Kulturen gewinnen. Doch verdankt das Lateinische seine Vorzüge nicht so sehr seiner Konstruktion, als vielmehr der welthistorischen Tatsache, daß sie als Mitteilungsmittel der welterobernden römischen Kultur diente. Falls eine andere indogermanische Sprache die Sprache des römischen Reiches gewesen wäre, würden wir auch in derselben jene intellektualen Eigenheiten erblicken.

Doch mußten diejenigen, die das Lateinische als Weltsprache einführen wollten, schnell einsehen, daß diese Sprache infolge ihrer komplizierten Konstruktion hiezu ungeeignet ist. Daher fanden sich Männer, wie Fred. Irly (Linguum Islianum) und K. Fröhlich (Reform-Latein), die das Lateinische in barbarischer Weise verstümmelten, um es möglichst zu vereinfachen. Hervorragend ist unter ihnen Beermann mit seinem Novilatin. Doch waren auch diese Versuche ohne Erfolg.

Wenn auch die Bestrebungen, eine tote Sprache zur internationalen Sprache zu erheben, ohne Erfolg waren, so bleibt das Lateinische nichtsdestoweniger ein wichtiger Faktor des modernen Kulturlebens. Wurzeln doch die romanischen Sprachen im Lateinischen, sowie die lateinische Terminologie, die großenteils griechischen Ursprungs ist, einen wichtigen Bestandteil sämtlicher europäischer und auch nichteuropäischer Kultursprachen bildet. Doch dürfen wir im Lateinischen nicht das Ideal aller Sprachen erblicken. Es ist die verstummte Sprache der Vergangenheit, die tief in unsere Kultur eingedrungen ist, doch nicht darum, um ein neues Leben zu beginnen. Infolge ihrer großen kulturellen Bedeutung hat sich die lateinische Sprache sozusagen über die europäische Zivilisation erhoben, und ihr ewiges Andenken möge uns vor den Verirrungen neuerer Epochen behüten.

* * *

Wir wiederholen unseren Gedanken, von dem wir ausgegangen sind. Eine durch internationales Übereinkommen anerkannte Weltsprache würde zu den teuersten Gütern der Menschheit gehören. Die Männer der Wissenschaft und Literatur können sich die fremden Nationalsprachen aneignen, um in die Geistesprodukte derselben

unmittelbar eindringen zu können. Doch würde diese Vereinfachung der universellen Sprachenfrage den um den Lebensunterhalt kämpfenden Millionen eine bedeutende Erleichterung und Arbeitsersparnis sichern.

Die ganze Geschichte der Weltsprachenbewegung und die anerkannten Gesetze der allgemeinen Sprachwissenschaft ließen uns jedoch die Tatsache erkennen, daß die künstlich hergestellten Sprachen keinen Erfolg haben können. Produkte der Volksseele können durch bewußte Organisationen der Individuen nicht von heute auf morgen vernichtet oder weggeschafft werden. Was die Volksseele geschaffen hat, kann auch nur im Laufe einer langen Entwicklung umgewandelt werden. Wir haben auch gesehen, daß die Erweckung toter Sprachen unmöglich ist.

Man könnte daran denken, eine der verbreitetsten der lebenden Sprachen, z. B. das Deutsche oder das Englische als Weltsprache anzuerkennen, doch könnten solche Bestrebungen infolge politischer und kultureller Ursachen zu keinem gesicherten Erfolge führen. Die überwiegende Mehrheit der indogermanische Sprachen gehört dem indogermanischen Sprachstamme an und diese Sprachen sind durch eine gemeinsame Vergangenheit miteinander verbunden. Doch wenn eine derselben zur Herrschaft gelangen könnte, würde dies der betreffenden Nation so viele politische Vorteile sichern, daß die übrigen Nationen hiemit nicht einverstanden sein könnten. Man könnte vielleicht an die praktische Verwendung der rekonstruierten indogermanischen Ursprache denken. Doch würde dieser Versuch ebenso absurd sein, wie die übrigen Versuche zur Propagation einer Weltsprache. Wie die Verhältnisse zwischen den kulturtragenden europäischen Nationen heute liegen, ist nicht zu erwarten, daß ein internationales Übereinkommen zur Einführung einer Weltsprache irgendeinen Einfluß auf das Sprachleben der Nationen ausüben könnte.

Das ist die gegenwärtige Lage der Weltsprachenbewegung. Was die Zukunft derselben betrifft, so fragt sich, ob jener glückliche Zustand, jene aurea aetas je kommen wird, von welcher die Schwärmer der Weltsprachenbewegung träumen? Jenes Zeitalter, in welchem eine Sprache auf dem ganzen Erdenrunde verbreitet sein wird? Ein jeder, der das Sprachleben, die Vergangenheit und Gegenwart der Weltsprachenbestrebungen und die Beschaffenheit der künstlichen Sprachen kennt, muß auf diese Frage mit Resignation die wehmütige, jedoch ehrliche Antwort geben, daß dieses Zeitalter niemals kommen wird.

Professor Aurel von Török (1842—1912).

Von Professor **Mich. von Lenhossék.**

Am 4. September starb in Genf, wohin er sich zur Teilnahme am XIV. Internationalen Kongreß für Anthropologie und prähistorische Archäologie begeben hatte, Aurel v. Török, Professor der Anthropologie an der Budapester Universität. Mehrere Jahre vorher schon ist das unheilbare Übel, dem er nun erlag — eine Erweiterung der Hauptschlagader — an ihm festgestellt worden, doch bewahrte ihn ein gütiges Schicksal vor dem Siechtum, mit dem jene pathologische Veränderung einherzugehen pflegt; aus einem Zustand verhältnismäßigen Wohlbefindens heraus wurde der, trotz seiner 70 Jahre, noch rüstige, bis an sein Lebensende unermüdlich wissenschaftlich tätige und arbeitsfrohe Gelehrte seiner Familie, seinen Schülern und Freunden und seiner Wissenschaft entrissen.

Die anthropologische Wissenschaft verliert in Török einen ihrer tüchtigsten und fleißigsten Vertreter, einen Gelehrten von tiefgründigem Forschersinn und zugleich von scharf ausgeprägter Eigenart. Dank seinen zahlreichen Arbeiten, die im Laufe der Jahrzehnte in ununterbrochener Folge aus seiner emsigen Feder flossen, hat sich Török im Kreise seiner Fachgenossen einen geachteten, überall, wo Anthropologie wissenschaftlich getrieben wird, bekannten und hochgeschätzten Namen erworben. Wenn gleichwohl sein Name außerhalb seines Vaterlandes wenig in die breitere Öffentlichkeit gedrungen ist, so liegt dies hauptsächlich daran, daß sein Lebenswerk fast ausschließlich einem ganz speziellen Kapitel der Anthropologie, nämlich der Schädellehre, gewidmet war, einer Disziplin, die, besonders in der von Török gepflegten eindringlichen, streng wissenschaftlichen Form, dem allgemeinen Interesse naturgemäß etwas fern liegt. Der Kraniologie und ihrer exakten, auch der strengsten Kritik standhaltenden Ausgestaltung galt in erster Reihe sein Streben, und besonders war es die Methodologie und die Technik der Schädelmessungen, die sein Interesse andauernd festhielten und für ihn immer wieder den Stoff zu erneuten Untersuchungen und kritischen Studien abgaben.

Geboren 1842 zu Pozsony (Preßburg), aus altungarischer, adeliger Familie, als Sohn eines hochgebildeten, neben seinem Beruf auch als Geschichtsforscher literarisch tätigen Rechtsanwaltes, widmete er sich der medizinischen Laufbahn, doch fesselte ihn hier von vornherein mehr die Theorie als die Praxis. Von der physiologischen Lehrkanzel der Budapester Universität weg, an der er als Assistent wirkte, wurde er, erst 27 Jahre alt, an die medizinisch-chirurgische Lehranstalt in Kolozsvár (Klausenburg) für das Fach der «theoretischen Medizin» berufen. Im Jahre 1872, als die Lehranstalt der neugegründeten Universität als medizinische Fakultät einverleibt wurde, erhielt er den ordentlichen Lehrstuhl für Physiologie, den er nach einigen Jahren mit dem der Anatomie vertauschte. Aus dieser Zeit stammen mehrere histologische und physiologische Arbeiten, die aber den Forscher noch nicht auf seiner späteren Höhe zeigen. Für seine spätere Laufbahn war das Jahr 1878 entscheidend. Anläßlich des Besuches der Pariser Weltausstellung trat er in nähere Beziehungen zu den Gelehrten

der Seinestadt, und unter dem faszinierenden Einfluß Paul Brocas, des Begründers der modernen Anthropologie, faßte er eine tiefe Neigung zu der Wissenschaft, deren Pflege fortab seinen eigentlichen Lebensinhalt bilden sollte. Nach Kolozsvár zurückgekehrt, vertiefte er sich in anthropologische Studien. Durch einige Publikationen und persönliche Vorsprache wußte er den damaligen Unterrichtsminister Tréfort, einen für alles Hohe und Edle begeisterten Mann, für die Anthropologie zu interessieren und setzte bei ihm durch, daß für ihn an der Budapester Universität ein ordentlicher Lehrstuhl für Anthropologie und ein anthropologisches Institut errichtet wurde. Nachdem er das Jahr 1880 in Paris an Brocas Seite zugebracht hatte, trat er im Herbst 1881 die neue Stelle an, in der er bis zu seinem Ende verblieb. Was noch in seinem Leben folgte, läßt sich in dem Worte Arbeit zusammenfassen. Die wissenschaftliche Arbeit war seine einzige Leidenschaft, ihr widmete er seine ganze Zeit, die ganze Energie und Begeisterung seiner arbeitsfreudigen Persönlichkeit, in ihr konnte er sich nicht genug tun. Nur ein Jahr mußte er ihr entsagen: in dem Jahre, da er die Würde des Rector magnificus der Universität bekleidete.

Ein nicht geringes Verdienst hat sich Török sowohl um seine Wissenschaft, wie vor allem auch um sein Vaterland durch die Gründung und reiche Ausgestaltung eines anthropologischen Museums erworben. Mit unermüdlicher Energie und Ausdauer hat er sich stets um die Bereicherung der von ihm gegründeten Sammlung bemüht, und die osteologische Kollektion, die er im Laufe von drei Jahrzehnten zusammenbrachte, dürfte heute wohl eine der größten der Welt sein; umfaßt sie doch nahezu 10 000 Schädel, etwa 100 ganze Skelette und 20 000 verschiedene Skeletteile, hauptsächlich ungarischer Herkunft. Welch ein Schatz für zukünftige Forschungen, und besonders auch für solche über die Anthropologie der jetzigen und einstmaligen Bevölkerung Ungarns! Hoffen wir, daß diese reichhaltige, in ihrer Art vielleicht einzig dastehende Sammlung auch nach dem Tode ihres Begründers, da über das Schicksal des verwaisten Lehrstuhles noch Unsicherheit schwebt, als Ganzes unangetastet erhalten bleiben wird.

Mit der schon vor Jahrzehnten erfolgten Kreierung eines ordentlichen Lehrstuhles für Anthropologie ist Ungarn manchen anderen Staaten zuvorgekommen. Deutschland mit seinen 22 Universitäten hat auch heute nicht mehr als zwei derartige Lehrstühle (Berlin und München), wozu noch zwei dem anatomischen Institut angegliederte anthropologische Laboratorien (Breslau und Freiburg i. B.) kommen. In höchster Blüte steht die Pflege dieses Wissenzweiges in Frankreich, das heute über neun ordentliche Lehrstühle der Anthropologie verfügt; auch Italien besitzt deren eine größere Anzahl. Die Errichtung eines Ordinariates für ein rein theoretisches «Luxusfach», wie es die Anthropologie denn doch ist, zu einer Zeit, da die Budapester Universität noch der wichtigsten Lehrstühle ermangelte, zeugt von dem hohen, idealen, wissenschaftlichen Sinn der damaligen Unterrichtsverwaltung.

Weniger kann aber die Form gut geheißen werden, in der der neue Lehrstuhl verwirklicht wurde. Die Anthropologie als Lehrfach hat unserer Ansicht nach nicht in der philosophischen, sondern in der medizinischen Fakultät, im engsten Anschluß an das anatomische Institut, ihren Platz; der Anthropologe muß auch am praktischen Unterricht der Anatomie

irgendwie beteiligt sein. Eine ganz selbständige anthropologische Anstalt, der Möglichkeit entblößt, ausgedehnte Untersuchungen an menschlichen Leichen anzustellen, wird stets etwas Unvollkommenes an sich haben. Fassen wir mit R. Martin (1907) die physische Anthropologie, um die es sich hier doch handelt, als die Lehre von den körperlichen Eigenschaften der Hominiden (Mensch und Menschenaffen) in ihrer zeitlichen und räumlichen Ausdehnung auf, so ist es klar, daß das Objekt dieser Wissenschaft der Mensch in seiner Gesamtheit sein wird, und nicht etwa nur ein spezieller Gewebebestandteil des menschlichen Körpers, etwa das Knochengerüst, auch nicht nur die Verhältnisse, die sich bei der Betrachtung der äußeren Erscheinung des lebenden Körpers, wie Körperhöhe, Proportionen, Haut- und Haarfarbe, Gesichtsbildung usw., feststellen lassen. Mehr und mehr stellt es sich heraus, daß sich die wichtigsten Rassenmerkmale viel mehr in den fein differenzierten «Weichteilen» ausprägen als im Skelett, das die Form und die Eigenart des Körpers nur in groben Umrissen wiedergibt, ja oft gar nichts von dem am Gesamtkörper doch unverkennbaren Rassencharakter verrät. Nun ist aber eine Anthropologie, die, jeden Leichenmaterials bar, in der philosophischen Fakultät eine Sonderexistenz führt, sozusagen aufs Trockene gesetzt; sie sieht sich mehr oder weniger zu einer osteologischen Einseitigkeit verurteilt und läuft nur zu leicht Gefahr, inmitten der vielen mit Schädeln gefüllten Schränke anstatt einer Wissenschaft vom ganzen menschlichen Organismus zu sein, zur Kraniologie zu verknöchern, höchstens noch mit der Zutat einiger ethnologischer und archäologischer Elemente. Hierauf möchte ich es auch zurückführen, daß ein Mann wie Török, universell angelegt, von umfassender biologischer und philosophischer Durchbildung, in seiner Forschertätigkeit sehr bald in eine etwas einseitige Richtung einlenkte und auch bis zuletzt in ihr verharrte. Török selbst beklagte es am meisten, daß sein Fach und sein Institut der philosophischen Fakultät und nicht der medizinischen zugeordnet wurde und hat dem auch verschiedentlich, wie z. B. im dritten Teil seiner Ainostudie (1896), in seiner temperamentvollen Art Ausdruck gegeben.

Aber vielleicht liegt teilweise gerade in der etwas einseitigen Umgrenzung des Gegenstandes seiner Forschungen die Erklärung für deren außerordentlich tiefgehenden, eindringlichen Charakter. Ihren Schwerpunkt möchte ich weniger in ihrem positiven, als in ihrem negativen Anteil erblicken. Török war von Hause aus eine exquisit kritisch veranlagte Natur, und so tritt auch in seiner literarischen Tätigkeit der Kritiker in den Vordergrund. Als Grundgedanke zieht sich durch den größten Teil seines Lebenswerkes das Bestreben, die Methoden der kraniologischen und anthropologischen Untersuchung auf eine streng wissenschaftliche, solide Basis zu stellen, sie vor allen Fehlerquellen und Oberflächlichkeiten zu befreien. Hat Török in seiner Kritik in einem oder anderem auch über das Ziel hinausgeschossen, so muß doch jeder anerkennen, daß seine Tätigkeit vielfach reinigend und klärend, ja in manchen Beziehungen sogar grundlegend gewirkt hat.

Vor allem hat er einen erfolgreichen Kampf geführt gegen die Anwendung der sogenannten Mittelzahlen in der Anthropologie und speziell in der Kraniometrie. Die allgemein befolgte Bestimmung einer arithmetischen Mittelzahl kann niemals der Ausdruck eines Typus sein; dieser kann in Wirklichkeit nur durch die Gruppe, die die Mehrheit der Einzelfälle in

sich schließt, seinen Ausdruck finden. Schon v. Ihering hat den Irrtum der Mittelzahl nachgewiesen und dagegen die Bedeutung des Oszillationsexponenten hervorgehoben. Aber auch dieser wurde als ungenügend von Stieda erkannt und durch die Variationskurve ersetzt, die sich aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung ergibt. Töröks Verdienst ist es, Stiedas System in die Kraniologie eingeführt zu haben. Jede solche Kurve läßt drei Variationsglieder erkennen, von denen die zentrale weitaus die zahlreichsten Einzelglieder umfaßt; die zentrale Gruppe stellt nach Török das Typische dar, die beiden endständigen Gruppen das Atypische der Reihe. Török ist hier mit seinen Anschauungen vollkommen durchgedrungen, und wenn heute die Mittelzahlen aus der Anthropologie schon so ziemlich verschwunden sind, so ist dies in erster Reihe seinen Bemühungen zuzuschreiben.

In einer größeren Zahl von Publikationen, besonders aber in seinem 1890 erschienenen Werke «Grundzüge einer systematischen Kraniometrie» (Stuttgart, Ferd. Enke) hat Török die Lehre von den Schädelindices, wie sie von Andres Retzius 1842 aufgestellt wurde, bekämpft. Nach seinen Darlegungen hat ein Index, d. h. das perzentualisch ausgedrückte Verhältnis zwischen zwei sich zumeist rechtwinklig kreuzenden Durchmessern, keinen bezeichnenden Wert; Schädel, die z. B. genau denselben Längenbreitenindex haben, können ganz verschieden geformt sein, ja es kann sogar deren einer ein Langschädel, der andere ein Kurzschädel sein. Um einen Schädel gehörig zu charakterisieren, dazu gehört neben der korrekten bildlichen Wiedergabe vor allem eine erschöpfende Beschreibung seiner Formeigentümlichkeiten, und wenn es sich darum handelt, der Beschreibung durch Maßangaben eine exakte Form zu geben, die Mitteilung vieler linealer Maße, an je einem Schädel mindestens etwa 5000. Török ist hier mißverstanden worden; natürlich lag es ihm fern, damit die Forderung zu verbinden, daß von jedem zu beschreibenden Schädel wirklich so viele Maße aufgenommen werden; ihm kam es vielmehr nur darauf an, damit die vollkommene Unzulänglichkeit der bisherigen Methode, von einem Schädel ein paar Maßangaben und die sich daraus ergebenden Indices anzuführen, ins gehörige Licht zu rücken und darauf hinzuweisen, wie weit dieses Verfahren hinter dem Erfordernis einer richtigen Charakteristik eines Schädels zurückbleibt. Auch hier kann man sagen, daß die Kraniologie im allgemeinen in der von Török bezeichneten Bahn fortgeschritten ist, wenn sich seine positiven Vorschläge auch keine allgemeine Anerkennung zu verschaffen vermochten.

In einer Beziehung hat Töröks Kritik und Stellungnahme einen geradezu nihilistischen Zug: in betreff des Bestehens sogenannter reiner Typen. Die Vorstellung, daß es einfache, konstante, «reine» Typen gibt oder jemals gegeben hat, hält Török für grundfalsch. Daß ursprünglich jeder Stamm eine einheitliche Schädelform gehabt habe, und alle Verschiedenheiten nur durch Blutmischung und Kreuzung bedingt seien, bezeichnet er als eine völlig willkürliche und unbewiesene Behauptung. Auch keine einzige der prähistorischen oder auch heutigen verhältnismäßig reinen Rassen spricht dafür; die ganze diesbezügliche Kraniologie bewegt sich seit 60 Jahren (1905) auf falschem und resultatlosem Wege. Hier geht nun aber Török entschieden zu weit, besonders, wenn er für seinen skeptischen Standpunkt auch die prähistorischen Rassen heranzieht. In den diluvialen Rassen, besonders im Neandertaler und im Crô-Magnon-Menschen tritt

uns das Bild wirklich reiner Rassen entgegen. Wäre der trostlos skeptische Standpunkt Töröks begründet, so müßte eigentlich eine jede ethnologische Untersuchung des Schädels als wertlos und überflüssig erscheinen, ja, man möchte beinahe sagen, die ganze Kraniologie wäre dann eine «Wissenschaft des nicht Wissenswerten».

Im Vorstehenden habe ich nur die kritische Seite von Töröks wissenschaftlicher Tätigkeit beleuchtet; ihr liegt das anerkennenswerte Streben zugrunde, die Grundlagen in unverrückbarer Form festzustellen, auf denen sich die Kraniologie der Zukunft aufzubauen hat. Parallel mit dieser kritisch-polemischen Tätigkeit ging aber bei Török eine lange Reihe von Arbeiten, teils aus seiner eigenen Feder, teils aus der seiner Schüler, einher, die Positives bringen: Beschreibungen von Rassenschädeln und sonstigen bemerkenswerten Kranien, statistische Erhebungen über gewisse Verhältnisse des Schädelbaues, Studien über den Affenschädel, über prähistorische Schädel, über gewisse Formverhältnisse des Oberschenkelknochens usw. Es ist hier natürlich nicht möglich, auch nur andeutungsweise den Inhalt dieser samt und sonders mustergiltigen, zuverlässigen, zumeist auf umfangreichen, mühevollen Messungen beruhenden Arbeiten zu schildern; jede von ihnen stellt eine Bereicherung der Wissenschaft dar, und sie geben in ihrer Gesamtheit, zusammen mit den anderen Veröffentlichungen Töröks und seinen zahlreichen populären und sonstigen Aufsätzen, das Bild einer reichen und ergebnisvollen Forschertätigkeit.

Nun ist die Feder für immer der fleißigen Hand entsunken, das Auge, das hinter der Brille so streng einherblicken, aber auch so freundlich lächeln konnte, unwiederbringlich geschlossen; für immer gesichert aber ist das Andenken des trefflichen Mannes und hervorragenden Gelehrten und das Fortleben seines Namens in den Annalen seiner Wissenschaft.

Die Frage der Schriftsprache bei den heutigen Griechen.

Aus einem Vortrage von Professor **Wilhelm Pecz.**

In der Literatur der heutigen Griechen herrscht Zweisprachigkeit. In der Poesie ist im allgemeinen die derzeitige Volkssprache maßgebend, während in der Prosa eine archaisierende Sprache, die sogenannte «Reinsprache», allmächtig ist, und in der Frage der Existenzberechtigung dieser letzteren Sprachform besteht die Frage der Schriftsprache bei den heutigen Griechen. Die Anhänger der durch den großen neugriechischen Patrioten und Gelehrten Korais um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts aus antiken und modernen Elementen geschaffenen Reinsprache (καθαρεύουσα, nämlich γλῶσσα, so genannt, weil sie sowohl von übermäßigen Archaismen wie auch von groben Demotismen und fremden Sprachelementen gereinigt ist) sind in Griechenland in großer Mehrzahl, denen gegenüber nur wenige die Reinsprache durch die heutige Volkssprache ersetzen wollen. Die Anhänger der Volkssprache beschuldigen die Reinsprache, daß die sich in ihr befindlichen antiken Elemente sämtlich tote Formen sind; daß in ihr die antiken Elemente mit den demotischen Elementen nicht eine natürliche Spracheinheit, sondern ein durch die Sprachwissenschaft

verurteiltes Sprachgemisch bilden; daß die Reinsprache als trockene Prosasprache sich zur Poesie nicht eignet; und daß sie überhaupt als eine infolge ihrer archaisierenden Natur durch das griechische Volk nur mangelhaft verstandene Papiersprache nicht als Organ der Kultur der heutigen Griechen dienen kann. Erwägen wir nun der Reihe nach diese Beschuldigungen!

Es ist zwar wahr, daß die archaischen Elemente der Reinsprache — abgesehen von wenigen Ausnahmen — für die heutige Volkssprache tote Formen sind, aber es muß zwischen dem Leben einer Volks- und einer Schriftsprache unterschieden werden. Steinthal sagt (Gesch. der Sprachwissensch. bei den Griechen und Römern II., S. 26), daß die Schriftsprache mit der Volkssprache nie vollkommen identisch ist und sie als solche nicht im täglichen, mündlichen Verkehre lebt, daß sie aber deshalb nicht als eine tote betrachtet werden kann, denn sie hat ihr eigenes «ideales» Leben. Das vom Leben der Volkssprache verschiedene «ideale» Leben der Schriftsprache zeigt sich in zwei Erscheinungen: die eine ist die bald größere bald kleinere Kunst, mit der die Schriftsteller die gesprochene Sprache ihrer Zeit behandeln, die andere ist die Konservativität, die in der Volkssprache ausgestorbene, aber in der Schriftsprache allgemein verstandene und gebrauchte, also daselbst ein «ideales» Leben führende Formen erhält. Es ist natürlich, daß je kürzer das Leben einer Schriftsprache und je unansehnlicher deren Vergangenheit ist, sich um so weniger in ihr Formen finden, die in der gleichzeitigen Volkssprache ausgestorben sind, daß aber je länger das Leben und je glänzender die Vergangenheit derselben ist, sich um so mehr in ihr archaische Sprachelemente zeigen, die aus der gleichzeitigen Volkssprache ausgestorben sind. So gebraucht z. B. die deutsche Schriftsprache den Genitiv, der in den Dialekten bereits im XV. Jahrhundert ausgestorben ist; ferner gebraucht sie auch das Partizip der Gegenwart, obzwar auch diese Form kaum irgendwo in den Dialekten lebt. Wenn nun die im Vergleiche zur griechischen Schriftsprache kurzlebige deutsche Schriftsprache auch schon einige Archaismen aufweist, können wir uns wundern, wenn sich die Archaismen in der griechischen Schriftsprache in großer Zahl finden? Der Entwicklungsgang der griechischen Schriftsprache ist dem der westeuropäischen Schriftsprachen diametral entgegengesetzt, und daher kommt es, daß während in diesen die Archaismen nur sporadisch sind, sich im heutigen Griechischen viele antike Elemente in der Schriftsprache erhalten konnten; sie konnten dies vermöge der großen belebenden Kraft, die sie aus der glänzenden Vergangenheit als Erbteil mit sich brachten. Dieser anachronistische Gebrauch von Archaismen war von jeher eine der charakteristischesten Eigenschaften der griechischen Schriftsprache; also verträgt die heutige griechische Schriftsprache schon infolge ihres ihr eigenen Genius viel mehr archaische Elemente, als die westeuropäischen, ohne deshalb ihre Lebensfähigkeit zu verlieren. Kurz gesagt, können die Archaismen der Reinsprache nicht ohne irgendeine nähere Umschreibung als «tote Formen» betrachtet werden, und sie berauben auch nicht diese Sprache ihrer Lebensfähigkeit. Allerdings aber muß in dieser Hinsicht ein gewisses Maß eingehalten werden, denn eine weitere Steigerung des Archaisierens birgt ernste Gefahr in sich; aber eine Annäherung zur Volkssprache würde die Lebensfähigkeit der Reinsprache gewiß nur steigern.

Es ist unzweifelhaft, daß die aus antiken und modernen Sprachelementen bestehende Reinsprache vom Standpunkte der Sprachwissenschaft nicht als eine einheitliche Sprache betrachtet werden kann, aber jede Schriftsprache ist eine von der Volkssprache mehr oder weniger abweichende Kunstsprache, und so muß denn jede hauptsächlich aus kulturgeschichtlichem und nicht aus sprachwissenschaftlichem Standpunkte beurteilt werden. Besonders gültig ist dieses bei den Schriftsprachen, die nicht aus dem schriftlichen Gebrauche eines Dialektes entstanden sind (wie z. B. die italienische Schriftsprache aus dem Toskanischen), sondern aus der Vereinigung mehrerer Dialekte zu einer Sprache. Von solcher Natur ist nicht nur die Reinsprache sondern auch die Sprache der klassischen griechischen Literatur. Eine Mischsprache ist auch die deutsche Schriftsprache, die bekanntlich auf Luther zurückzuführen ist, der in seiner Bibelübersetzung die seinerzeitige Kanzleisprache benutzte, die sich in der kaiserlichen Kanzlei zur amtlichen Sprache des Deutschtums entwickelte, und die als die herrschende Reichssprache von den Deutschen am allgemeinsten verstanden wurde. Diese Sprache, sagt Schleicher (Die deutsche Sprache, 3. Aufl. S. 108), ist nicht irgendein Volksdialekt, sondern eine auf dem Papiere entstandene Sprache, entstanden allmählich im Kanzleigebrauche durch Vermischung verschiedener Dialekte, unter welchen der österreichische die Hauptrolle spielt; dann bemerkt er (S. 173), daß ihre Mängel, besonders der Mangel an allgemein gültigen Lautgesetzen, klar zeigen, daß sie keine im Munde des Volkes lebende Sprache ist. Nun, wenn nicht einmal die mächtige deutsche Schriftsprache den Beifall der Sprachwissenschaft erringen konnte, wie kann man dies von der neugriechischen Schriftsprache erwarten?

Ein anderer Vorwurf gegen die Reinsprache ist, daß sie als trockene Sprache der Prosa nicht geeignet ist, die Sprache der Poesie zu werden. Aber gegen die Richtigkeit dieser Behauptung zeugt die Entwicklungsgeschichte der westeuropäischen Schriftsprachen, aus welcher ersichtlich ist, daß wie die Sprache der Poesie zur Sprache der Prosa werden kann, so kann sich auch aus der Sprache der Prosa die der Poesie entwickeln. Den ersteren Fall zeigt die italienische Schriftsprache, die anfangs nur als Organ der Poesie diente und später auch in der Prosa heimisch wurde; den schlagenden Beweis des letzteren Falles sieht man bei der deutschen Schriftsprache, die als trockene Kanzleisprache lange Zeit als ungeeignet für die Poesie gehalten wurde, und doch wurde sie zur Sprache eines Goethe und eines Schiller. Was also bei den Deutschen geschehen konnte, kann auch bei den heutigen Griechen geschehen, daß nämlich ihre Sprache der Prosa auch zur Sprache ihrer Poesie werde, und auf diese Weise die in ihrer Literatur herrschende schädliche Zweisprachigkeit durch die Einsprachigkeit ersetzt werde. Es ist zu hoffen, daß sich dies früher oder später verwirklichen wird, denn die volkstümliche Sprache der Gebildeten und der Poesie zeigt eine gewisse Annäherung zur Reinsprache; aber es ist unleugbar, daß auch diese Sprache sich nicht ganz vor dem Einflusse der Volkssprache verschließt: dieser Weg der gegenseitigen Annäherung wird zu einer volkstümlichen Reinsprache führen, die berufen sein wird, die geschriebene und gesprochene Sprache der griechischen Kultur zu sein.

Die Behauptung, daß die neugriechische Schriftsprache von den Griechen im allgemeinen nur sehr mangelhaft verstanden wird, ist eine starke Über-

treibung. Es ist zwar wahr, daß die Kenntnis der Reinsprache bei den heutigen Griechen nicht so allgemein und vollkommen ist, wie z. B. bei den Deutschen die ihrer Schriftsprache; aber der Grund dessen liegt darin, daß der Unterricht der Schriftsprache bei den Griechen nicht so allgemein und gründlich ist, wie bei den Deutschen der Unterricht der ihrigen. Die Frage der Kenntnis einer Schriftsprache ist eine kulturelle Frage, wie dies am schlagendsten eben durch die deutsche Schriftsprache bewiesen wird, von deren Verbreitung Schleicher (S. 109) folgendes sagt: «Diese ihren papierenen Ursprung deutlich an der Stirne tragende Sprache, gewaltig durch den offiziellen Gebrauch und durch Luthers reformatorischen Geist, verdrängte nach und nach die oberdeutschen (Schweizer) Mundarten, ja sogar das Plattdeutsch aus dem Gebrauche als Bücher- und Schriftsprache, und immer weiter und weiter drang sie ein in Kirche, Schule und Gerichtsstube ... Sie verbreitete sich als allein gültig in die höhere Gesellschaft und ins Haus, auch hier erweitert sich ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig, daß vor ihr die Dialekte in den Städten bereits zu schwinden beginnen, und nunmehr nur noch bei dem geringen Manne, namentlich aber bei der ländlichen Bevölkerung die Mundarten in ihrer ungetrübten Reinheit zu finden sind.» Wenn also die zur papierenen Sprache gestempelte deutsche Schriftsprache durch Mitwirkung kultureller Faktoren so allgewaltig werden konnte, warum wäre dies nicht auch bei der griechischen möglich, besonders bei der volkstümlicheren Form derselben?

Die Reinsprache ist berufen, nicht nur in griechisch-nationaler, sondern auch in internationaler Hinsicht eine Aufgabe zu erfüllen. Wenn sich nämlich das Studium des alten Griechen- und Römertums mit dem Studium des Griechen- und Lateinertums des Mittelalters und der Neuzeit vereinigen, und auf diese Art die klassische Philologie sich zur Wissenschaft der griechisch-lateinischen Philologie ausgestalten wird, so werden sich für diese mächtig ausgebreitete Wissenschaft von selbst zwei Idiome als deren internationale Sprachen erbieten, nämlich für die lateinische Philologie die lateinische Sprache, und für die griechische Philologie die im Vergleiche zur toten lateinischen Sprache unzweifelhafte Vorzüge aufweisende lebende neugriechische Schriftsprache, die καθαρεύουσα.

Wer galt im XVI. Jahrhundert in Ungarn als Erfinder der Buchdruckerkunst?

Von Dr. **Zoltán Trócsányi.**

Im Jahre 1559 ist in Ungarn ein Werk erschienen, in dem der Verfasser, Stephanus Székely von Benczéd, nach dem Fasciculus Temporum des Werner Rolewincks[1]) in chronologischer Folge die Ereignisse der Weltgeschichte erzählt. Székely hat diese Chronik zur eigenen Benützung geschrieben und erst auf Andringen seiner Freunde veröffentlicht. Die Chronik beruht zwar hauptsächlich auf dem Fasciculus Temporum, ist aber

[1]) Coloniae, Henric Quentell, 1479. Venetiis, Georg. Walch, 1479. Memmingae,

keine einfache Übersetzung desselben. Viele, besonders ungarländische Ereignisse betreffende Angaben hat Székely selber eingeflochten, nebenbei stellte er die wichtigsten Weltereignisse aus verschiedenen Quellen zusammen und gab seiner Chronik eine protestantische Färbung, die überall wahrzunehmen ist, wo er von den Päpsten, Priestern, Nonnen und Mönchen spricht.

Im Jahre 5414 nach der Schöpfung der Welt, d. h. im Jahre 1452 nach Christi Geburt, hat sich ein merkwürdiges Ereignis zugetragen. Nach Székely von Benczéd hat in diesem Jahre «ein Mann, namens Faustius in Deutschland, und zwar in Moguntia, die Buchdruckerkunst erfunden, als Erfinder einer großen Weisheit.» Chronica. (Krakkau, 1559.) 210a./211S.

Wer ist nun dieser Faustius? Natürlich nicht Doktor Johann Faust, der berüchtigte Schwarzkünstler und vagierende Humanist, der um 1485 geboren und um 1540 gestorben ist, sondern Johann Fust, der zu Gutenberg in geschäftlicher Beziehung stand und ihn ganz zugrunde gerichtet hat. Stephanus Székely war ein an fremden Universitäten geschulter, vielgereister Gelehrter, und kaum wäre es zu glauben, daß auch er, wie viele im XVI./XVII. Jahrhundert, den berühmten Zauberer Doktor J. Faust als Erfinder der Buchdruckerkunst betrachtet hätte.

Nach meiner Meinung war die Quelle dieser Behauptung eine Lüge des Buchdruckers Johann Schoeffer, eines Enkels des Johann Fust. Der sagt nämlich in der Dedikation der von ihm, im Jahre 1505, zu Mainz gedruckten deutschen Übersetzung des Titus Livius an Kaiser Maximilian:

«Solch wergk das in der löblichen Stadt Mentz gefertigt und getruckt ist, wöll Ewr. Ko. M. gnediglich ufnemen, in welcher Stadt auch anfengklich die wunderbare Kunst der Truckerey, und im ersten von dem Kunstreichen Johan Guttenberg, do mann zalt nach Christi unsers Herrn Geburt, tausend vier hundert und fünffzig Jare, erfunden und darnach mit vleiss, kost und arbeyt Johann Fausten und Peter Schoeffers zu Mentz gebessert und bestendig gemacht ist worden, darum dieselbe Stadt nicht allein bey Teutscher Nation, sunder auch bey aller Welt in ewige Zeit (als wohlverdyneth) gepreysst und gelobt solle werden, und dye Burger und Einwohner doselbst des billig genyssen.» (J. Weber: Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz. Mainz, 1836. 282S.)

Derselbe Johann Schoeffer sagt in der Schlußschrift des von ihm zu Mainz im Jahre 1515 gedruckten «Breviarium Historiae Francorum des Abtes Trithemius»:

«Diese Chronik ist gedruckt in der edlen und berühmten Stadt Mainz, der ersten Erfinderin der Buchdruckerkunst, am Vorabend des Margarethentages des Jahres 1515 durch Johann Schöffer, einen Enkel des ehrenwerthen Mannes weiland Johann Fusth, eines Mainzer Bürgers, des ersten Urhebers dieser Kunst, welcher endlich im Jahre 1450, in der 13. Indiktion, unter der Regierung des Kaisers Friedrich III. und des Erzbischofs und

---

Albert Kunne, 1482. Venetiis, Erhardt Ratdoldt, 1484. Ausgaben sind zu finden in der Bibliothek d. Ung. Akad. d. Wissenschaften. (Hellebrant: Catalogus librorum saeculo XV° impressorum. Budapestini, 1886).

Kurfürsten zu Mainz Theodorich Schenk von Erbach, die Kunst zu drucken aus eigener Geisteskraft zu erdenken und zu erforschen angefangen, im Jahre 1452 aber dieselbe mit Gottes Beistand vollendet und zur Bewerkstelligung des Druckens gebracht hat, jedoch mit Hülfe und mittelst vieler nothwendiger Erfindungen des Peter Schoeffer von Gernsheim, seines gehülfen und adoptirten Sohnes, welchem er auch seine Tochter Christina Fusthin, als würdige Belohnung der Arbeiten und vielen Erfindungen desselben, zur Ehe gab. Diese beiden, Johann Fusth und Peter Schöffer, hielten aber diese Kunst geheim, indem sie alle ihre Gehülfen und Diener mit einem Eide verbanden, dieselbe auf keine Weise zu offenbaren; welche Kunst endlich im Jahre 1462 durch dieselben Hausgenossen in verschiedene Länder verbreitet wurde und nicht wenig anwuchs.» Wetter, Krit. Gesch. 283 S.

Johann Schöffer übergeht hier den Namen Gutenbergs gänzlich mit Stillschweigen, und schreibt die erste Erfindung seinem Großvater Johann Fust zu.

Stephanus Székely von Benczéd hat sein Wissen entweder direkt oder indirekt aus dieser Quelle geschöpft.

Ungarische Kultureinflüsse auf das Rumänentum im XVI. und XVII. Jahrhundert.

Von Dr. **Zoltán Trócsányi.**

Die Rumänen lebten bis zum XVII. Jahrhundert in völliger Unkultur, als ob sie gar nicht in Europa gewesen wären. Es war ein typisches viehzüchtendes Hirtenvolk, das sonst nichts verstand, sich mit nichts anderem befaßte. Die Religion der Rumänen war die griechisch-orientalische, die Sprache ihres Gottesdienstes das sogenannte Kirchenslavische (Altbulgarische), das in den rumänischen Kirchen bis 1700 gebräuchlich war. Sie vereinten sich nicht zu Dörfern. Ihrer Beschäftigung, der Viehzucht, entsprach das Gehöftsystem, bei welchem jeder Haus, Feld und Weide in unmittelbarer Nähe hatte und es war ein häufiger Fall, daß die Nachbarn einige Kilometer entfernt voneinander waren. Diese Verstreutheit erklärt die langsame Entwicklung in der Kultur der Bergbewohner. Das isolierte Leben hatte die Abgeschlossenheit jedes einzelnen Gehöftes zur Folge, was die Möglichkeit des Gedankenaustausches ausschloß.

Und die Rumänen hätten doch die Kultur von nicht gar weit holen müssen. Waren ja die geistigen Strömungen des Westens gar bald nach Ungarn gelangt, hatten ungarische Kultur und Literatur intensiv befruchtet. Der Hussitismus, die Renaissance, der Erasmismus, die Lehren Luthers und Calvins haben bei uns einen empfänglichen Boden gefunden. Im Mittelalter entstehen kanonische und Klosterschulen, in unseren Klöstern übersetzen die Mönche — dem Zeitgeist gemäß — Predigten, Legenden und Parabeln zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, mit dem Besuch der ausländischen Universitäten aber greift Ungarn völlig ins geistige Leben des

Westens ein, indem auch die Slowaken mit den Böhmen, die siebenbürger Sachsen mit den Deutschen Schritt halten. Die Rumänen und Ruthenen aber setzen ihr Hirtenleben fort, hören die altslavischen Messen, die sie nicht verstehen, und kümmern sich nicht darum, was in der Welt außerhalb dem Bereiche ihrer Weiden vor sich geht.

Im XVI. Jahrhundert aber gehen die Rumänen durch eine große Veränderung. Die Sachsen möchten unter ihnen den Lutherismus verbreiten. Zu diesem Zwecke übersetzen sie die Heltai'sche Agenda ins Rumänische. Später werden von ungarischer Seite Versuche unternommen, die Grundsätze des Calvinismus unter den Rumänen zu verbreiten. Die lutherischen Bestrebungen der Sachsen scheinen keinen tieferen Eindruck hinterlassen zu haben. Der Grund dafür war der, daß die sächsischen Lutheraner ihren Gottesdienst wahrscheinlich auch unter den Rumänen in deutscher Sprache abgehalten haben. Dies beweist auch der Fall der Csergőder Gemeinde im Szebener Komitat. In Csergőd, Roszcsür (Siebenbürgen) und einigen anderen Gemeinden hatte sich im XIV. und XV. Jahrhundert irgend eine slavische Fraktion niedergelassen, in welcher der Szebener Gymnasialprofessor Samuel Wolf im Jahre 1801 die Überbleibsel der siebenbürgischen Russen zu entdecken glaubte. Diese kleine Nationalität war lutheranischen Glaubens und die sächsischen Geistlichen wandten beständig die deutsche Liturgie an. Ähnlich dürfte es auch unter den Rumänen gewesen sein und darum konnte der lutherische Glaube unter ihnen keine tieferen Wurzeln schlagen.

Der Calvinismus trägt, wo er sich einbürgert, sofort die alltägliche Volkssprache in die Gemeinde. Die Neuheit der Muttersprache in der Kirche erregte sofort die Aufmerksamkeit der intelligenteren Elemente. Die rumänischen Leibeigenen wurden aber im Innersten doch nie protestantisch gesinnt. Ihrem, an Zeremonien gewöhnten und dem Mystizismus zuneigenden Gemüte konnte die nüchterne calvinische Liturgie nicht entsprechen. So hatte denn auch der Protestantismus unter ihnen kein langes Leben, und als die slavische Liturgie in ihrer griechisch-katholischen Kirche mit der nationalen Liturgie, die sich der Volkssprache bediente, vertauscht wurde, verliert der Protestantismus völlig den Boden. Die Rumänen kehren zur griechisch-katholischen Kirche zurück, wo der prunkvolle Gottesdienst ihre Frömmigkeit mehr befriedigt, als die in der Volkssprache gehaltene calvinistische Predigt ihren Intellekt.

Die Verbreitung des Lutherismus im Osten wurde übrigens auch von den großen deutschen Reformatoren gefördert, indem sie nämlich trachteten, unter den Häuptern der orientalischen Kirche Unterstützer zu finden. Zu diesem Zwecke trat sogar Melanchthon mit den Patriarchen in Konstantinopel in Verbindung. Die Reformatoren erachteten nämlich die griechische Kirche als eine starke Stütze in ihrem Kampf gegen die Päpstlichen. Der langjährige Briefwechsel hatte zwar kein handgreifliches Resultat, aber der Brassóer lutheranische Geistliche, Wagner, wurde von der Idee derart ergriffen, daß er mit dem Neuen Testament den Heidelberger Katechismus tatsächlich ins Neugriechische übersetzte. Es wohnten zwar auch in unserem Vaterland, so in Brassó und Felgyógy, Griechen, die Übersetzung geschah jedoch offenkundig nicht diesen zuliebe, sondern war für die gesamte Griechenschaft bestimmt. Ansonsten vermochte der Protestantismus im Griechenvolke keine Wurzel zu schlagen. Sicher ist

jedoch, daß die Bestrebung, sie zu reformieren, am stärksten von Siebenbürgen ausgegangen ist.

Im Jahre 1544 erschien das erste rumänische Buch, welches den Anfang der rumänischen Literatur bildet, und zwar nicht nur in Siebenbürgen, sondern unter sämtlichen Rumänen. In Siebenbürgen wurden von den Protestanten im Zeitraum von 1544 bis 1642 vierzehn Bücher in rumänischer Sprache geschrieben und gedruckt. In derselben Zeit von den nichtsiebenbürgischen Rumänen kein einziges. Von diesem Katechismus sind sämtliche Exemplare verloren gegangen. Sein Text jedoch ist bekannt, da er von dem Mohacser (Komitat Torda-Aranyos) Popen Grigorie im Verein mit mehreren anderen wertvollen kulturhistorischen Dokumenten kopiert und also vor dem Untergang bewahrt wurde. Aus dem Inhalt dieses Katechismus ist offenkundig, daß derselbe ein lutheranischer Katechismus war. Der lutherische Katechismus wurde von einem Sachsen, M. Philippus Pictor (mit wahrem Namen Mahler) ins Rumänische übertragen, dessen Name in den Rechnungsbüchern der Stadt Nagyszeben häufig vorkommt. Dies ist übrigens ganz natürlich; ein rumänischer Pope konnte zu jener Zeit anders als mit serbischen (eigentlich cyrillischen) Lettern nicht lesen oder schreiben, wie hätte er eine literarische Arbeit aus dem Deutschen übersetzen können. Der erste Buchdrucker der Rumänen war der aus Havasalföld gebürtige Coresi, welcher in der mit der Unterstützung Benkners gegründeten Brassóer Druckerei die vier Evangelien im Jahre 1561 in rumänischer Sprache in Druck legte (jedoch mit cyrillischen Buchstaben). Von dann an erscheinen bis 1588 neunzehn religiöse Werke in seiner Druckerei, von diesen sieben in rumänischer, die übrigen in slavischer Sprache.

Drei siebenbürger Handschriften und drei siebenbürger gedruckte Bücher aus dem XVI. Jahrhundert zeugen nun dafür, daß der Geist des ungarischen Protestantismus die Rumänen bereits in den ersten Jahrzehnten der Reformation mächtig berührt hat. In der ganzen zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts bringen die Ungarn eine bewußte, direkt calvinistischen Zwecken dienende Kulturarbeit unter den Rumänen in Gang, deren Fortsetzung die Rákóczi'schen Reformationsgedanken bilden. Die heute im allgemeinen Bewußtsein als erste erachteten Rákóczischen Bestrebungen sind, wie dies aus den Untersuchungen von Alexics und Stripsky erhellt, durchaus nicht die ersten, noch weniger können sie als von den Sachsen übernommene Neuaufnahmen betrachtet werden, sondern sind die Fortsetzungen und Vollendungen jener Kulturarbeit, deren Grundlagen der ungarische Calvinismus schon in den sechziger Jahren des XVI. Jahrhunderts gelegt hatte.

Die drei ältesten Denkmale der rumänischen Literatur sind drei Handschriften: der in der Bukowina gefundene Voronecer Kodex, der Voronecer Psalm und der Psalm von Scheia. Über diese hatten die rumänischen Gelehrten die Meinung, daß sie aus dem XVI. Jahrhundert stammten. Stripsky und Alexics erbringen den Beweis, daß sie in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts mit Zuhilfenahme älterer hussitischer Übersetzungen geschrieben wurden. Und da in der Sprache dieser Dokumente der sächsische Einfluß kaum in ein-zwei Germanismen nachzuweisen ist, dagegen ungarische Worte (die im Rumänischen keine entsprechenden

Ausdrücke hatten), ferner Hungarismen häufig vorkommen, so ist es natürlich, daß diese Dokumente dem Einfluß des Ungarntums, und zwar dem Einfluß des ungarischen Calvinismus, ihre Existenz verdanken.

Der ungarische Einfluß ist auch in den gedruckten Büchern ersichtlich. Im Jahre 1564 druckt Coresi das «Die Erklärungen der Evangelien und die Agenda» betitelte Buch (in Brassó), dessen Kosten von dem wohlgeborenen Herrn Nicolaus Forró gedeckt wurden, der Ungar und Calvinist war. Dieses Buch wurde von seinem Verfasser nicht für die Zwecke der griechisch-katholischen Liturgie bestimmt, sondern zur Verkündigung der Dogmen in reformatorischem Geiste. Der rumänische Gelehrte Hodos Nerva, der diese Arbeit (1903) von neuem herausgibt, beweist, daß sie aus dem Ungarischen übersetzt ist und nicht aus dem Altslawischen, wie die meisten der alten rumänischen Kirchenbücher. Dies folgert er aus der ungarischen Bildung rumänischer Worte und der Satzkonstruktion. Nach Hodos beweist diese Behauptung der Kolozsvárer griechisch-katholische Probst Dr. Elias Daianu mit parallelen Beispielen aus Kaspar Heltais in Kolozsvár 1559 erschienener Agenda, in welcher er die Urquelle des Werkes (dessen rumänischer Titel «Molitevnik» lautet) entdeckt, insofern nämlich ganze Seiten Wort für Wort aus derselben übersetzt sind. Nach Daianu war der Übersetzer unbedingt ein Ungar und er glaubte die Person des Übersetzers in dem Calvinisten Nicolaus Forró von Háporton, der die Kosten des Werkes trug, zu finden.

1582 erscheint in Szászváros in rumänischer Sprache das Alte Testament («Palia»). Aus der letzten Seite der Einleitung erhellt, daß die Druckkosten des umfangreichen Buches von Bannerherren, dem Leutnant von Siebenbürgen und Ungarn, Franz Geszti, sowie von vielen anderen calvinistischen Herren getragen wurden. Seine Übersetzer waren, außer dem Bischof Michael Tordosi: der Karánsebeser Prediger Stefan Hercse, der Sebeser Lehrer Efraim Zákán, der Lugoser Prediger Moses Pestisel und der Vajdahunyader Probst Akirie. Der Text, den sie benützten, war die ungarische Bibelübersetzung des Kaspar Heltai, deren erster Teil 1551 erschienen war.

Daß die Rumänen im XVI. Jahrhundert Protestanten waren, wurde in evidenter Weise durch ein neu entdecktes Gesangbuchfragment erwiesen, welches Reformationsgesänge in rumänischer Sprache enthält. Dasselbe wurde 1910 von Dr. Hiador Stripsky, dem Kustos der ethnologischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums bei einem Antiquar entdeckt und aus dem Einbanddeckel eines alten Buches herausgeschält, im Vereine mit sieben anderen alten Drucksachen. Es sei mir gestattet, daß ich, bevor ich mich mit diesem außerordentlich wichtigen Gesangbuchfragment eingehender befasse, kurz die mit demselben ans Tageslicht geförderten anderen Drucksachen erwähne.

1. Joannes Szilvási: Epicedion de morte Joannis Femmigeri Leskircheri rectoris scholae Claudiopolitanae. a. D. 1586. — Ein bisher bibliographisch unbekanntes Druckwerk von einer Folie.

2. Epicteti philosophi stoici Enchiridion. Claudiopoli. 1585. 32 Folien.

3. Squarciapulus (Marcellus): Ciceronis morales definitiones et in easdem scholia philosophica. Claudiopoli. 1584. 4 Folien.

4. Görcsönyi Ambrus: Historiás ének Mátyás Királyról, Kolozsvár 1581[1]). 4 Folien.

5. Hunyadi Ferenc: Trója megszállása és veszedelme. Kolozsvár. 1577[2]). 4 Folien.

6. Molnár (Gregorius): Catechesis Scholae Claudiopolitanae. Claudiopoli. 1564. 8 Folien.

7. Der mit K. signierte Bogen eines mit gotischen Lettern gedruckten deutschen Buches (8 Folien). Wahrscheinlich in Klausenburg gedruckt. Der am Oberteil der Blätter befindliche Titel lautet:

Dis Büchleins / Vierte theyl

Zwei Paragraphenanfänge befinden sich darin: auf dem Verso von K_2: der eine unter dem Titel: Vom 22. Spruch, der folgendermaßen beginnt:

Junger / Lieber Meyster / Erklere
mir den andern Spruch / Welchen die
Kindertauffer gebrauchen / ire Kindertauff zubestetigen / Nemlich da usw.

Der andere auf dem Verso von K_6:

Vom iii-Spruch:
Junger / Ich hab auch von den
Kindertauffern einen Spruch aus
Sanct Paul seinem ersten brieff / an
Die Corinther geschrieben hören.

8. Acht Folien der Calvinistischen Gesänge in rumänischer Sprache.

Das Buch, aus dessen Einband die Drucksachen entstammen (sein Titel lautet: Diodori Siculi scriptoris graeci libri duo de Philippo et de Alexandro. Utrunque latinitate donavit Angelus Corpus Bononiensis. Viennae Pannoniae 1516. 4^0. 96 Folien) wurde von dem Budapester Biblophilen Dr. Julius Todoreszku gekauft, und das zutage geförderte Fragment wurde nach ihm Todoreszku-Fragment benannt.

Das Todoreszku-Fragment, welches aus der Zeit von 1570—1580 stammt, liefert den Beweis, daß bereits im XVI. Jahrhundert rumänische calvinistische Ekklesien existierten. Das Gesangbuch war nämlich für den Gebrauch in der Kirche bestimmt, und warum wäre es wohl übersetzt worden, wenn die rumänischen Calvinisten nicht ein reformiertes Gesangbuch nötig gehabt hätten?

Was war nun dieses Fragment, nach wem und zu welchem Zwecke wurde es übersetzt?

Nach Stripszky-Alexics ist es das allererste in lateinischen Lettern gedruckte Dokument der gesamten rumänischen Literatur und verdankt seine Existenz dem Einfluß des ungarischen Calvinismus. Nach Stripszky-Alexics fällt das Druckjahr zwischen 1570 und 1573, der Ort seines Erscheinens wäre Nagyvárad, meiner Meinung nach jedoch eher Klausenburg. Dort wurden nämlich die anderen sieben, mit dem Fragment zu gleicher Zeit entdeckten Schriften gedruckt, welche aus der Kehrichtniederlage des Kompaktor als Füllung in das Innere des Buchdeckels geraten sind. Die Bogen sind wahrscheinlich, weil sie fehlerhaft oder überflüssig waren,

[1]) Ambrosius Görcsönyi: Historischer Gesang über König Matthias. Klausenburg 1581.

[2]) Franz Hunyadi: Trojas Eroberung und Not. Klausenburg.

zurückgeblieben, und da das Fragment nie in Buchform gebunden war, so meine ich, daß auch dieses als Klausenburger Druckwerk zurückgeblieben und nicht durch reinen Zufall unter die Klausenburger Drucke geraten ist. Nach Stripszky-Alexics war es ein großes Gesangbuch. Meiner Meinung nach ist es der letzte (zweite) Bogen eines Druckwerkes in dem Umfange von zwei Bogen, was unter anderem auch dadurch erwiesen wird, daß am Ende der letzten Seite kein Custos ist, der nicht weggeblieben wäre, wenn nach der letzten Seite des zweiten Bogens noch Text gefolgt wäre. Ich verschließe mich jedoch nicht jener Möglichkeit, daß dieser uns überlieferte Bogen ein Probedruck aus einem größeren Werke ist, oder aber der Probebogen eines Werkes, welches nie in Gänze erschienen ist. Dafür würde unter anderem auch jener wichtige Umstand sprechen, daß dieses große Gesangbuch, welches nach Stripszky von 1573—1642 im Gebrauch gewesen sein soll, nirgends erwähnt wird, weder in der ungarischen noch in der rumänischen Literatur.

Selbst das wäre nicht ausgeschlossen, daß wir es mit dem Fragment eines zu kirchlicher Erbauung kontemplierten und für verschiedene Anlässe gebräuchlichen Gesangbuches zu tun haben. Die Zusammenstellung der Gesänge führt uns auf diesen Gedanken: I. Leichengesang, II., IV., V., VII. kirchliche Lobgesänge, III., VI., VIII., IX., X. Psalmen.

Diese Fragen sind jedoch hier von untergeordneter Bedeutung. Wichtig ist, daß diese Gesänge calvinistischen, und zwar ungarisch-calvinistischen Ursprungs sind. Ihre Quelle ist im Endresultate das Gesangbuch des Gregor Szegedi, dessen große Bedeutung durch den Umstand, daß dasselbe im XVI. Jahrhundert achtmal erschienen ist und daß die Unitarier, ja selbst die Sabathianer einen großen Teil der Gesänge übernommen haben, zur Genüge bewiesen wird. Zum Beispiel in dem unitarischen Gesangbuch, welches Franz David zugeschrieben wird (1574), sind 60 solche Stücke, welche Franz David dem Gesangbuch des Gregor Szegedi entnommen hat. Der Einfluß Gregor Szegedis war im XVI. Jahrhundert auf alle protestantischen Konfessionen allgemein, seine Wirkung ist sogar in Verbindung mit zwei rumänischen Gesangbüchern noch im XVII. Jahrhundert nachzuweisen. Von den zehn Gesängen des Todoreszku-Fragmentes sind sechs im Gesangbuch der Unitarier und auch in dem Szegedischen enthalten, zwei nur in dem der Unitarier, woraus erhellt, daß der Übersetzer des Todoreszku-Fragmentes aus einem unitarischen Gesangbuch geschöpft hat, welches die Gregor Szegedischen Gesänge benützt hat.

Wer der Übersetzer der Gesänge war, ist unerwiesen. Das Fragment ist voll von ungarischen Worten und Hungarismen und erweckt den Eindruck, daß sein Übersetzer ein Ungar war, der auch rumänisch konnte, der aber während des Schreibens ungarisch dachte und, wo er das entsprechende rumänische Wort nicht fand, dort ein rumänisiertes ungarisches Wort benützt hat. Das Fragment ist übrigens auch als Sprachdokument sehr interessant, weil es in klarer Weise dartut, wie die ungarische Sprache im XVI. Jahrhundert auf die Sprache der rumänischen Literatur eingewirkt hat.

Der Einfluß Gregor Szegedis im XVII. Jahrhundert pflanzt sich in zwei großen protestantischen Gesangbüchern in rumänischer Sprache fort. Das eine ist das des Gregor Sándor de Agyagfalu (1642), welches in der Bibliothek des Debreczener Kollegiums, das andere das des Johann Viski (1697), welches in der Bibliothek des Kolozsvárer reformierten Kollegiums

aufbewahrt wird. Das erstere ist mit einem gedruckten Buche, betitelt «Catechismus Religionis Christianae. 1639» zusammengebunden. Der Sammler der handschriftlichen rumänischen Gesänge nennt sich auf der letzten (124)ten Seite folgendermaßen: «Anno 1642.4 die 9-bris. In Hatszak Gregorius Sándor Agyagfalvinus.»

Die Schrift ist vollständig einheitlich, die Buchstaben und Typen charakteristisch für das XVII. Jahrhundert, woraus folgt, daß Agyagfalvi die rumänischen Gesänge nicht übersetzt, sondern dieselben von einem bereits fertigen Text kopiert hat. Striche, Verbesserungen und Korrekturen sind wenige in dem Text, und zwar nur lauter solche, die nur infolge Kopierens unter die Feder geraten sein können: zweimal nacheinander geschriebene Worte, an falscher Stelle angebrachte Trennungszeichen usw. Das uns überlieferte Exemplar des Agyagfalvischen Gesangbuches enthält 65 Gesänge und eine zweizeilige Invokation, also insgesamt 66 Stücke, was einem derartigen Umfang entspricht, daß mit Recht behauptet werden kann, daß wir es mit einem, den Ansprüchen der Rumänen entsprechenden kompletten reformierten Gesangbuche zu tun haben. Den Übersetzer der Gesänge meinen Stripszky und Alexics nicht in Agyagfalvi zu finden. Sie sind der Ansicht, daß es von einem fertigen Gesangbuch kopiert ist, und zwar von jenem Gesangbuch, dessen Fragment das Todoreszkusche ist. Die Ursache der Kopie konnte die geringe Anzahl der gedruckten Exemplare sein und jene Ekklesie, die kein gedrucktes Gesangbuch besaß, war bemüßigt, ein solches zu kopieren. Meiner Ansicht nach war es nicht unbedingt notwendig, die Kopie aus einem vollständigen Exemplar des Todoreszku-Fragmentes zu vollziehen. Die Gesänge des Todoreszku-Fragmentes und die entsprechenden Stücke des Agyagfalvischen Gesangbuches weisen Divergenzen auf. Insgesamt stimmen in beiden Werken vier Gesänge überein. Wenn der Calvinismus im XVI. und XVII. Jahrhundert sich unter den Rumänen verbreitete, so ist es gut möglich, daß sie mehrere Übersetzer besaßen, und es ist nicht unbedingt notwendig, daß sämtliche aus einer Quelle geschöpft haben.

Das andere handschriftliche Gesangbuch ist jenes des Johann Viski, der zu den Szegedischen Gesängen auch die Psalmübersetzungen des Albert Szenczi-Molnár, der Zahl nach 150 hinzufügt. Auf dem Titelblatt schrieb Viski lateinisch, griechisch, rumänisch mit Cyrillbuchstaben, lateinisch mit griechischen Lettern, lateinisch mit hebräischen Lettern und mit Székler runenartigen Schriftzeichen, ebenfalls lateinisch das Eigentumsrecht des Buches nieder (Est Johannis Viski). Die ganze Handschrift ist von Anfang bis zu Ende das Werk Viskis. An Johannes Viski ist bereits die vorzügliche Erziehung der siebenbürgischen rumänischen Schulen im XVII. Jahrhundert augenfällig zu bemerken. Diese Schulen wurden für die Rumänen von den siebenbürgischen Fürsten gegründet. Viski versteht und schreibt lateinisch, ungarisch, griechisch, rumänisch und hebräisch, ja er gebraucht sogar die Zeichen der székler runenartigen Schrift. Die Gesinnung, die Schrift und der Name Viskis ist ungarisch, er ist jedoch rumänischer Geistlicher, der als seine Aufgabe die Befriedigung der seelischen Bedürfnisse der protestantischen Rumänen ersieht.

Diese hochwichtige kulturhistorische und literarische Frage wird unter anderem in dem Stripszky-Alexics'schen Buch behandelt. Sein Titel lautet: «Das Gesangbuch Gregor Szegedis in rumänischer Übersetzung aus dem

XVI. Jahrhundert. Protestantische Einflüsse auf das vaterländische Rumänentum. Von Dr. Hiador Sztripszky und Dr. Georg Alexics. Budapest, 1911.» Ein großer Fehler ihres Werkes ist, daß sie bezüglich der Jahreszahlen, ja bezüglich der Feststellung gewisser Detailfragen sehr inkonsequent sind. Dieser Fehler wird, wenn auch nicht völlig, so doch zum Teil durch die zweifache Autorschaft entschuldigt, die unbedingt das vorherige Übereinstimmen der Autoren bezüglich jeder einzelnen Frage notwendig gemacht hätte. Ihr unleugbares Verdienst ist jedoch, daß sie ein sehr wertvolles und interessantes, bisher unbekanntes Kapitel der rumänischen Kulturgeschichte der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht haben.

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

Bauernfelds Lustspiele auf der ungarischen Bühne. Von Professor **Josef Bayer.**

Bauernfelds erstes Stück «Der Brautwerber», dessen Uraufführung im Wiener Hofburgtheater am 5. September 1828 stattfand, ist, wie wir aus Wlassaks Angaben (Chronik des K. K. Hofburgtheaters, Wien 1876, S. 175 und 298) wissen, nach vier Vorstellungen vom Repertoire der Hofbühne endgültig verschwunden. Das erfolgreiche Auftreten des Dichters beginnt eigentlich erst mit dem 12. Januar 1831, als sein Lustspiel «Leichtsinn aus Liebe» auf der ersten Bühne Wiens seinen Ruhm dauernd begründete, so daß der wirkliche Anfang seiner Karriere auf dem Gebiete der Dramendichtung auf das Jahr 1831 zu setzen ist.

Zu uns ist sein Ruf rasch genug gelangt und, wenn wir hier zwei Umstände noch besonders erwähnen: erstens, daß es bei uns bis zum 22. August 1837, d. h. bis zur Eröffnung des ständigen ungarischen Theaters zu Pest, nur wandernde Schauspielertruppen gegeben hat; zweitens, daß es selbst bei erfolgreich aufgeführten Stücken oft Jahre brauchte, bis sie in Buchform erschienen und so die Übersetzung derselben erst nach recht geraumer Zeit möglich wurde, können wir mit gutem Rechte sagen, daß unter den fremdsprachigen Bühnen die ungarische eine der ersten war, welche von Bauernfeld Kenntnis nahmen. «Leichtsinn aus Liebe» erschien nach Wurzbachs Angaben 1833 im Druck (Lexikon I. B. Seite 186) und schon im Jahre 1834 kommt es in ungarischer Übersetzung am 23. April in Kassa auf die Bühne. Nach dem uns erhaltenen Theaterzettel war es eine Uraufführung unter dem Titel «Könnyelmüség szerelemből vagy a csalódások», übersetzt von Johann Kiss. Der ungarische Theaterzettel gibt den Namen des Dichters noch fehlerhaft: Baurenfeld — doch wird der neue Name nach und nach gewohnt und späterhin begegnen wir Bauernfeld wiederholt auf den ungarischen Provinzbühnen. Sein zweites Stück auf der ungarischen Provinzbühne war «Die Bekenntnisse» (Vallomások), welche anderthalb Jahre nach der ersten Wiener Aufführung (8. Februar 1834) in Debreczen am 22. November 1835 «zum erstenmal» in der Übersetzung von Karl Mérey gegeben wurden unter dem Titel «Vallomások vagy nö mint katona» (Bekenntnisse oder eine Frau als Soldat) — die Erstaufführung des Stückes erfolgte aber schon in der Hauptstadt Ofen am 24. Februar 1835. Ebenfalls

in Ofen gelangte am 20. Januar 1835 zum ersten und einzigen Male das «Liebesprotokoll» (A szerelem jegyzőkönyve) zur Aufführung in der Übersetzung von Johann Kiss. «Das letzte Abenteuer» (Az utolsó kaland) kam zum erstenmal in Kassa am 5. Januar 1837, sodann in Debreczen am 5. Mai 1838 auf die Bühne. Im ganzen wurden elf Stücke Bauernfelds ins Ungarische übertragen, wovon vier auf die Zeit vor der Eröffnung des Nationaltheaters, d. h. in die Wanderjahre der ungarischen Bühne, entfallen; sieben dagegen erblickten auf den Brettern des Nationaltheaters von 1837 bis 1868 das Licht der Lampen, während im Druck kein einziges seiner Stücke erschienen ist. Im Nationaltheater finden wir von 1837 bis 1856 fast alljährlich ein oder zwei Stücke auf dem Repertoire, doch gibt es auch Jahre, wo kein einziges gegeben wird, so 1843, dann 1850, 1851. Charakteristisch ist es, daß nach 1856 eine Pause von 12 Jahren eintritt, so daß bis 1868 kein einziges Stück auf dem Repertoire erscheint, was sich vielleicht durch den Mißerfolg der im Jahre 1856 durchgefallenen «Fata morgana» erklären läßt. Wiewohl das Drama «Aus der Gesellschaft» 1868 Bauernfelds Namen auf der ungarischen Bühne wieder in Umlauf bringt, muß doch gesagt werden, daß seine eigentliche Blütezeit bei uns in den Zeitraum von 1834 bis 1852 fällt.

Einige gleichzeitige Kritiken werden seine Wirkung auf Bühne und Literatur in unserem Vaterlande beleuchten. Sein erstes Lustspiel auf der Bühne der ungarischen Hauptstadt waren die «Bekenntnisse» (Ofen, 24. Februar 1835) und dasselbe Stück brachte Bauernfelds Namen auch im Pester ungarischen Theater (später seit 1840 das Nationaltheater) in die Höhe. Als auf der letztgenannten Bühne das Stück am 5. Oktober 1837 zum erstenmal erschien, schrieb Vörösmarty, der größte damals lebende Dichter und vornehmste Kunstkritiker Ungarns, über die Vorstellung: «Die Vorstellung kann im ganzen als gutgelungen betrachtet werden. Wir haben nur zu bemerken, daß ein so unterhaltendes Schauspiel und eine so vortreffliche Darstellung wenigstens die doppelte Anzahl von Zuschauern verdient hätten, denn was für ein Stück und was für eine Aufführung soll schließlich das Publikum anziehen, wenn nicht solche?» Auch nach dem «Honművész» wurde das Stück «zur allgemeinen Zufriedenheit gegeben». Diese anerkennenden Worte beweisen zweierlei: erstens, daß die Vorzüglichkeit des Stückes und der Vorstellung auch vom ersten kritischen Forum der Hauptstadt anerkannt wurde, zweitens, daß das Stück eines der am meisten gegebenen Stücke der ungarischen Bühne noch in ihrer Wanderzeit gewesen sein mochte, und das bezüglich des Aufbaues und des Zusammenspiels auch in Pest als tadellos befunden wurde.

Aber auch schon im Jahre 1835 hatte es sehr gefallen, als es in Ofen am 24. Februar unter dem sonderbaren Titel «Kivallások» (ein unmögliches Wort, beiläufig: «Ausgeständnisse») gegeben wurde. Der Kritiker des «Honművész» schrieb damals: «Eine so lebhafte und richtige Vorstellung, wie wir sie nur wünschen konnten.» Nach dieser Kritik «wetteiferten, das Stück interessant zu machen, Frau Kántor (Witwe Linden), Frau Lendvay (Julie) und Herr Lendvay (Adolf) miteinander. Das Publikum, welches sich sehr gut unterhielt, nahm die Darstellung mit lebhaftem Beifall auf». Als Übersetzer fungiert auf dem uns erhaltenen Theaterzettel Karl M., doch war seine Geheimtuerei nicht vonnöten, da der Kritiker «mit seiner hübschen Schreibweise» zufrieden war. Die Folge der Anonymität war, daß für den

Übersetzer der Schauspieler Karl Megyeri gehalten wurde, während der Kammersekretär Karl Mérey von Kapos-Mére es war, dessen Ahn Alexander Mérey sich schon am Ende des XVIII. Jahrhunderts mit der Übersetzung von dramatischen Dichtungen befaßte und unter anderem auch den König Lear unter dem Titel «Anführer Szabolcs» übertrug, und dessen Nachkommen noch heute in unserem politischen Leben eine Rolle spielen. Bauernfeld gelangte also durch eine auf literarischem Niveau stehende Übersetzung auf die hauptstädtische Bühne. Die Aufnahme des Stückes wird noch besser charakterisiert durch die Rezension der zweiten Aufführung in Ofen vom 26. April, über welche der Kritiker des «Honmüvész» schreibt: «In den Bekenntnissen hätte ich gerne alle Gegner der ungarischen Schauspielkunst (im Original: alle Nicht-Freunde...) erscheinen sehen; sie hätten bekennen müssen, daß unsere Schauspieler, wenn sie wollen, wirklich lebhaft und gut spielen können. Das Stück ist so sehr dem Leben entnommen, so reich an Situationen und so lehrreich fürs Leben, daß es unmöglich ist, das Theater unbefriedigt zu verlassen, wenn gut gespielt wird. Das taten heute unsere Schauspieler, und sowohl die beiden alten: Herr Bartha (Hermann) und Herr Szentpétery (Zinnburg), als auch die jungen: Frau Lendvay (Julie), Herr Lendvay (Adolf), Frau Kántor (Frau Linden) und Herr Tóth (Bitter) boten alles auf, uns einen heiteren und lehrreichen Abend zu schaffen; Frau Lendvay war ein netter, kleiner Leutnant und wurde zum Schlusse mit ihrem Gatten herausapplaudiert. Zuschauer waren wieder in schöner Anzahl... Das Bestreben der Schauspieler um den Erfolg des Stückes muß also mit voller Anerkennung hervorgehoben werden. — Die Pester Aufführung vom 30. Oktbr. 1835 besitzt insofern besonderen Wert, als das Stück unter dem richtigen Titel «Vallomások» erschien, welcher späterhin den bisher gebräuchlichen unvernünftigen Titel («Kivallások») nach und nach gänzlich verdrängte.

Bei der ersten Aufführung des Stückes in Debreczen verhalfen demselben ganz neue Künstler zum Erfolge. Adolf wurde von László gegeben, welcher «Applaus erntete», Hermann von Hubay «ziemlich gut». Frau Chiabay als Julie faßte wohl ihre Rolle richtig auf, doch ihrem kleinen Wuchse stand die Leutnantsuniform nicht. Anna Linden wurde von Frau Parázsó dargestellt. Nach dem Kritiker bot das Stück einen sehr unterhaltlichen Abend; er wünscht nur die Ausrottung der zweideutigen Ausdrücke, welche «dem zwischen Blumen auftreibenden Unkraut gleichen». — Von der Aufführung in Miskolcz (27. Dezember 1835) lesen wir, daß während der ganzen Theatersaison «vielleicht kein einziges Stück in solchem Maße die Zufriedenheit der Zuschauer errungen hat, als das vorzügliche Drama «Die Bekenntnisse».» Adolf wurde von Czelesztin, Julie von Frau Farkas und Anna von Frau Balla dargestellt. «Das Publikum verließ befriedigt das Haus.» — Auch die Vorstellung in Kassa (21. November 1836) bot einen angenehmen Abend und Szerdahelyi als Adolf «wurde wegen seines ausgezeichneten Spieles am Ende der Darstellung eines Hervorrufes gewürdigt,» was damals zu den größten Seltenheiten gehörte.

Die «Bekenntnisse» gehörten zu den wirksamsten Stücken des wandernden ungarischen Theaters und gingen über die Bretter aller wichtigeren Theaterstationen mit vielfach wechselnder Besetzung. So wurde in Baja am 4. März 1838 Adolf von Czelesztin «mit natürlicher Leichtigkeit und vorzüglicher Kunstfertigkeit» gegeben; Anna Linden von Frau Munkácsi

«strebsam»; Kovács bekleidete die Rolle Hermanns und Frau Farkas die der Julie. In der ganzen Vorstellung war nur etwas sonderbar, daß nämlich der Darsteller Baron Zinnburgs «ein Jude mit slowakischer Aussprache war». Die Vorstellung in Pécs (Fünfkirchen, 20. Mai 1838) war ebenfalls ziemlich gut. Dort wieder ereignete sich in der Darstellung «der edeln heiteren Konversationsskizze» das Komikum, daß Baron Zinnburg seine Rolle nicht wußte, so daß am Ende des 3. Aktes dieselbe von Adolf (Czelesztin) gesprochen wurde!

In der Aufführung zu Debreczen 27. September 1838 trat in der Rolle des Adolf Gabriel Egressy als Gast auf. Julia wurde von Frau Erdélyi, Anna von Frau Kántor gegeben. Frau Erdélyi war in der Kurmacherszene etwas übertrieben und gestaltete, wie der Kritiker meint, «anstatt der feingebildeten Ratstochter ein mit den Mängeln seiner Erziehung prahlendes, übermütiges Mädchen». Trotzdem wurde sie, wie auch Egressy, zum Schluß herausgerufen. Die Vorstellung mag übrigens in jeder Beziehung eine befriedigende gewesen sein, wie wir aus einer amüsanten Äußerung des Kritikers mit Recht vermuten können: «Im ganzen ging die Vorstellung so harmonisch, daß nur die knarrende Kurtine und die auf einer Seite ein Zimmer (!), auf der anderen eine Gasse (!) darstellenden Kulissen die Zuschauer an die abmarschierenden Schweden erinnerten.» Kurz gesagt, die ungarische Schauspielkunst hat sich gleich bei der ersten Gelegenheit sehr rasch in die Gestalten Bauernfelds gefunden und führte die «Bekenntnisse» von einem Triumph zum andern, wovon der österreichische Verfasser vielleicht doch gar keine Ahnung hatte, da er doch vor einigen Jahren vom Ungartum der Dreißigerjahre noch schreiben konnte: «Man muß Volk wie Adel erst cultiviren.» So hat die Unkenntnis unserer Verhältnisse es ermöglicht, daß bei unseren österreichischen Schriftstellerkollegen eine falsche Auffassung, welche in Wirklichkeit niemals einen wahren Grund hatte, förmlich verknöchern konnte. Es ist doch kaum zu glauben, daß Bauernfeld, von dem Geschehenen gehörig unterrichtet, in der Äußerung seiner Ansichten so befangen und, gestehen wir, so ungerecht geblieben wäre.

Bauernfelds zweites Lustspiel «Leichtsinn aus Liebe», welches am 23. April 1834 in Kassa «zum erstenmal» gegeben wurde, war auf der ungarischen Bühne nicht mehr so populär, obwohl die Bearbeitung eine sogenannte «Magyarisierung» war. Ob diese nur die Namen oder vielleicht auch das Wesen der Sache betraf, können wir nicht entscheiden, weil die Bearbeitung nicht im Druck erschienen ist. Nach dem in meiner Sammlung befindlichen Theaterzettel haben sich die Namen der handelnden Personen in folgender Weise geändert: Frank — Vízvári, Fridricke von Minden — Ligeti Friderika, Rat Reiser — Ballagi, Werder — Gimesi, reicher Gutsbesitzer aus Siebenbürgen, Hans von Bonstetten — Kővári János, Oberst von König — Király Bence, Baron Storch — Báró Dombi usw. Ort der Handlung (ein Brunnen- und Badeort) «egy savanyúviznél» (bei einem Sauerbrunnen). Der Name des Verfassers ist auf dem Theaterzettel falsch, wie bei den «Bekenntnissen»: Baurenfeld. Welche Wirkung das Stück in Kassa hatte, wissen wir nicht, da uns von dieser Vorstellung, ebenso wie von der am 31. März 1837 kein Bericht erhalten ist. — Von der einzigen Vorstellung in Kolozsvár macht der Kritiker, obwohl er sämtliche Schauspieler einzeln belobt, über das Lustspiel nur die eine Bemerkung: «Ein

Stück, welches aus dem Gesellschafts- und sozusagen alltäglichen Leben genommen ist.» Künstlerisch waren in ihren Rollen Szentpétery, Udvarhelyi, Frau Déry, vorzüglich Gabriel Egressy und Frau Lendvay, die übrigen «sehr gut», «getreu», «natürlich», sogar der Nachtwächter spielte mit Beifall — und trotz diesen Belobungen begegnen wir dem Stücke auf der Kolozsvárer Bühne nicht mehr, was sich vielleicht daraus erklärt, daß der allergrößte Teil der gerühmten Mitwirkenden zu der seit 1833 in Ofen wirkenden Gesellschaft und später an das am 22. August 1837 eröffnete Nationaltheater in Pest engagiert wurde.

Die erste Vorstellung in Pest entschied das Schicksal des Stückes in der Hauptstadt endgiltig. Nach der Rezension «machten nicht so sehr der ziemlich wässerige Inhalt des Stückes, als die hie und da vorkommenden bescheidenen Späße und die gute Aufführung die Vorstellung annehmbar.» Aber auch alles redliche Streben unserer Schauspieler vermochte das Lustspiel nicht auf der Bühne zu erhalten, trotzdem es im Hofburgtheater von 1831 bis 1875 nach Wlassak (S. 312) 92 Vorstellungen erlebte. Ob dem Stücke nicht vielleicht die Schwächen der Übersetzung geschadet haben, lassen wir dahingestellt sein, weil sie im Druck nicht erschienen ist. — Die zunächst aufgeführten Lustspiele «Das letzte Abenteuer» und «Das Tagebuch» konnten sich auf der ungarischen Bühne auch nicht halten (trotzdem das letztere auf Kosten der Ung. Gelehrtengesellschaft übersetzt worden war). Selbst das ein Jahr später im Nationaltheater zur Aufführung gebrachte Lustspiel «Bürgerlich und romantisch» verschwand alsbald vom Repertoire, nachdem es im Jahre 1840 dreimal und 1841 einmal gegeben worden war; ebenso sicherte die Neubesetzung vom Jahre 1848 und 1852 dem Lustspiele nur 3 Vorstellungen. Nach der ersten Vorstellung am 22. Mai 1840 schreibt der Kritiker des «Honmüvész» kurz: «Dieses Stück erschien wiederholt mit Erfolg auf der deutschen Bühne, doch scheint es, als ob es sich desselben Glückes auf der ungarischen Bühne nicht erfreuen sollte.» Die Ahnung war richtig, denn während das Lustspiel im Hofburgtheater von 1835 bis 1875 82 Vorstellungen erlebte, brachte es das Nationaltheater nur auf 7 Vorstellungen. Während das Stück in Pest nur einen halben Erfolg hatte, erzielte es in Kolozsvár am 17. September 1840 beim Gastspiele des ausgezeichneten Ludwig Fáncsy vom Pester Nationaltheater außerordentliche Wirkung. «Erdélyi Hiradó» («Siebenbürgischer Anzeiger») schreibt darüber: «Der Theatergesellschaft gelang die Aufführung des Stückes mit seltenem Glück. Das Stück gehört an Geist und Tendenz zu den vorzüglichsten und edelsten Stücken, welche neuestens auf unserer Bühne gegeben wurden; es wäre zu wünschen, daß der Direktor ähnliche Werke möglichst oft auf die Bühne brächte, Stücke, welche in so reichem Maße von sittlicher Wirkung und mit der nüchternsten Lebensweisheit ausgestattet sind...» Die Folge des Beifalles war, daß Fáncsy in diesem Lustspiel auch ein zweites Mal auftrat. Ferner erwähnen wir zur Charakteristik der rühmlichen, vorurteilslosen Objektivität des Kolozsvárer ungarischen Publikums, daß, als am 15. Dezember 1840 das von der ungarischen Akademie mit 100 Dukaten preisgekrönte Lustspiel «Rózsa» von Eduard Szigligeti zum erstenmal in Kolozsvár aufgeführt wurde, derselbe «Erdélyi Hiradó» den Mut hatte, folgendes zu schreiben: «Wiewohl Szigligetis Lustspiel viel Laune hat, reich an Einfällen und Leben

ist, haben doch weder die Fabel, noch die Verwickelung, auch die Charaktere nicht die Wirkung gehabt, welche man von einem Lustspiel mit 100 Dukaten erwarten kann. Kurz: das Werk hat das gebildete Publikum bei weitem nicht so befriedigt, wie, um nur eines zu erwähnen, das Lustspiel «Bürgerlich und romantisch», welches bisher zweimal und immer mit Beifall gegeben wurde...» Trotz alledem ist das hochgerühmte Lustspiel nach den oben erwähnten zwei Vorstellungen von der Kolozsvárer Bühne auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Erst nach siebenjähriger Pause begegnen wir am 6. April 1847 auf den Brettern des Nationaltheaters zwei neuen Bauernfeldschen Lustspielen: dem Einakter «Das Versprechen» und dem Lustspiel «Großjährig» in zwei Akten. Beide Magyarisierungen. Diese Vorstellung ist insofern von Bedeutung, als aus diesem Anlasse zum erstenmale in unsrer Literatur von Bauernfeld gesprochen wird, und zwar nicht nur vom Lustspieldichter, sondern auch von dem Anhänger der zum geflügelten Wort gewordenen These Pichlers — «Liberal, aber nicht mit den Liberalen» — und der in der Gestalt des Schmerl in «Großjährig» die Opposition lächerlich machen wollte (s. Horners Einleitung zu Bauernfelds Werken, S. XXXIX).

In Adolf Frankenburgs «Életképek» («Lebensbilder»), der angesehensten Zeitschrift unseres damaligen literarischen Lebens, greift der «U»-Kritiker (vermutlich der stark liberale Karl Sükey) den Lustspieldichter Bauernfeld überaus heftig an, doch läßt eben die Schärfe des Angriffes ahnen, daß der, die Opposition verspottende Lustspieldichter einen begeisterten Anhänger der Opposition erzürnt hat, nämlich den Kritiker selbst. Wir geben den kritischen Ausfall wortgetreu wieder, welcher, wenn auch scharf zugespitzt, über den Dichter Bauernfeld im wesentlichen manche treffende Bemerkung enthält. Zunächst bemängelt er die Auswahl der Stücke, dann sagt er weiter: «Viele Lustspieldichter müßten samt ihren Werken aus der Reihe der Lebenden gestrichen werden, ehe wir uns im äußersten Notfalle an diesen oberflächlichen Skribler (?) wenden würden, dem gegenüber selbst Kotzebue sehr hoch steht. Das ganze Verdienst des Herrn Eduard Bauernfeld ist eine gewisse Geschicklichkeit, mit welcher er seine wenig intensiven Stoffe behandelt; in den Situationen findet sich selten etwas Neues und Wechselndes, ja, eben darin, womit er die Mängel seiner Erfindung, die Abgenütztheit der Situationen bemänteln will, nämlich in den geistreichen Anspielungen auf das Leben und in der Zeichnung der herrschenden Zustände ist er bis zum Überdruß armselig. So lange er sich im Kreise des frommen, deutschen Familienlebens bewegt und sich mit dessen ergötzlichen Seiten befaßt, geht er ja noch irgendwie an; doch wenn er auf die herrschenden Richtungen der Zeit abzielt und, wie zum Beispiel im «Literarischen Salon», gegen die Richtungen der neueren Literatur das Wort erhebt: weiß man nicht, ob man sich über diese erbärmlichen, satirischen Versuche ärgern, oder ob man sie belächeln soll...» Das «Versprechen» nennt er geradezu «eine unbeschreibliche Armseligkeit,» welche, da «Bauernfelds gewohnte Lebhaftigkeit fehlte, trotz den guten Darstellern nur mit geringer Wirkung gegeben wurde.» Dieses strenge Urteil über das Stück wäre nur formell zu bemängeln, denn das Lustspiel gehört tatsächlich zu Bauernfelds schwächeren Werken und hatte auch im Hofburgtheater ein kurzes Dasein (von 1846 bis 1851 im ganzen nur siebzehnmal auf dem Repertoire. Wlassak, S. 324.).

Von «Großjährig» verschweigt der ungarische Kritiker nicht, «daß es beim deutschen Publikum begeisterte Aufnahme fand,» er gesteht auch, daß «es bei uns ebenfalls gefallen hat, besonders durch das erheiternde Spiel, mit welchem Fáncsy das Konservative und Szentpéteri den Fortschritt und die Opposition in karrikierter Übertreibung vertraten.» Der Übersetzer hatte den glücklichen Einfall, die Fabel auf die ungarischen Verhältnisse zu übertragen und «sie auch mit zeitgemäßen Anspielungen zu bespicken,» wie unser Kritiker sich ausdrückt. Im Ungarischen erhielt das Stück den langen, erläuternden Titel: «Großjährig und Tafelrichter, oder zeitgemäße Ideen». Über das Stück selbst und dessen Bühnenwirkung schreibt unser Kritiker: «Die Fabel ist sehr einfach und wäre an sich uninteressant, doch gibt dem Stücke der glatte, fließende, launige Dialog Lebhaftigkeit und die Fähigkeit, zu unterhalten. Herrn Blase (Jeremias Maradi), dem Vertreter des hochkonservativen Elementes, ist ein würdiges Mitglied der großsprecherischen Opposition gegenübergestellt: Herr Schmerl (Tafelrichter Mozgai), der ewig opponiert, ohne zu wissen, wem und warum und noch die Eigenheit besitzt, daß ihm die Namen niemals einfallen. Und man lacht und lacht und bedenkt nicht, wie wenig schicklich solch ein Lachen ist.» (!) Wie merkwürdig, daß (neben Blase) der allem opponierende Schmerl eine Zeitlang in Österreich die Seele des Lustspiels wurde; als Herr Mózgai aber in Ungarn, obwohl er erheiternd wirkte, selbst einer Opposition begegnete, und zwar zu einer Zeit, welche der konservativen Auffassung bei uns durchaus nicht günstig war. Daraus durfte es sich auch erklären, warum gerade dieses Lustspiel 1847 schon nach 3 Vorstellungen wieder verschwand, und zwar in demselben Jahre, in welchem der ungarische Reichstag für den 7. November durch ein in ungarischer Sprache verfaßtes königliches Handschreiben nach Pozsony einberufen wurde.

Das Bühnenschicksal dieses Lustspiels wirft ein interessantes Licht auf den großen Unterschied in der politischen Auffassung diesseits und jenseits der Leitha. Bekanntlich entwarf Bauernfeld das Lustspiel als Satire auf das österreichische «System» und wollte in «Blase» die verderblichen Folgen der Politik des «Abwartens» lächerlich machen. Über die Satire haben selbst die Hofkreise herzlich gelacht, wie Bauernfeld in seinen Aufzeichnungen «Alt- und Neuwien» erzählt (Horners Ausgabe IV. S. 170—71). In Österreich aber brachte die Gestalt des Blase das Stück zum Fallen. «Merkwürdig,» schreibt der Dichter, «daß das Stück zugleich mit dem alten Systeme verschwand,» setzt aber dann die ironische Frage hinzu: «Das neue fürchtet sich doch nicht etwa auch vor dem Blase?»[1]) In Österreich fiel das Stück wegen Verspottung der konservativen Auffassung, bei uns wegen Ironisierung des Liberalismus. In Österreich war man immer wegen des Systemes besorgt, bei uns wegen des Liberalismus. Dort haben die Hofkreise das Stück im Jahre 1850 nach 37 Aufführungen abgeschafft, bei uns hat die öffentliche Meinung den Sturz desselben schon 1847 nach 3 Aufführungen herbeigeführt, weil der Ungar sogar auf der Bühne keinen

[1]) Hier möge gleich ein Irrtum Bauernfelds in den historischen Daten berichtigt werden. Er schreibt nämlich: „Die Privataufführung bahnte der Satire im November 1847 den Weg auf die Bretter des Hofburgtheaters.“ Das Stück wurde aber zum erstenmal nicht 1847, sondern am 15. November 1846 im Hofburgtheater gegeben (Wlassak, S. 306).

Spaß versteht, wenn von liberaler Politik die Rede ist. Außerdem war das bereits gärende Jahr 1847 der ungeeignetste Moment für derlei Satiren.

Diese liberale Geistesströmung, welche, von Frankreich ausgehend, in dem Revolutionssturm von 1848 bis an die Karpaten drang, verzehrte sich schon ein Jahr später in ihrer eigenen Glut und in den Fünfzigerjahren brach bereits eine neue Zeit an, welche allem eher, als der Verbreitung liberaler Ideen günstig war. Unser Vaterland hat vielleicht am bittersten unter der neuen reaktionären Richtung zu leiden gehabt. Politisch unterdrückt, geistig durch den Zwang des Polizeisystems geknebelt, wurde es allem entfremdet, was nicht seiner Unterdrückung dienen sollte, und fremd wurden ihm Schriftsteller, wie z. B. Bauernfeld, in welchem es nicht mehr nur den Feind der Liberalen, sondern gleichzeitig auch den des Liberalismus erblicken konnte. Wie konnte es sich zu einem Manne hingezogen fühlen, der in seinem «Poetisches Tagebuch seit 1848» unter anderem die folgenden, alle Völker Österreichs ebenso, wie die Ungarn verletzenden, nicht gar zu poetischen Verse schrieb:

«Wenn alle in den Himmel kommen,
Alle die Millionen Frommen,
Deutsche, Magyaren, Welsche, Polen —
So ein Himmel wär' ja zum Teufel holen —!»

Trotzdem hat Ungarn mit Bauernfeld nicht gänzlich gebrochen, denn obgleich 5 Jahre hindurch nach der verunglückten Aufführung der Krisen (1852 zweimal) kein einziges neues Stück von ihm gegeben wurde, gelangte doch «Fata morgana» nach dem Erfolg im Hofburgtheater (16. März 1855) ein Jahr später (12. März 1856) auf die Bühne des Pester Nationaltheaters. Das Stück hielt sich bekanntlich auch in Wien nicht und erlebte von 1855 bis 1866 nicht mehr als 14 Aufführungen (Wlassak, S. 303), von der ungarischen Bühne aber verschwand es schon nach einer einzigen Aufführung. Der Mißerfolg hatte aber keinerlei politischen Hintergrund, ja, es ist bemerkenswert, daß das Lustspiel von der Literatur mit viel größerer Anerkennung aufgenommen wurde, als vom Theaterpublikum. Nach der ersten Aufführung schrieb einer unserer hervorragendsten Ästhetiker, August Greguss, im «Pesti Napló» («Pester Tageblatt»): Bauernfeld stellt in seinem Lustspiele die bezweifelte Berechtigung und Macht der wahren Liebe dar, wie sein Schriftstellerkollege W. Jordan, doch enthält sein Stück keine philosophische Tiefe ,wie «Die Liebesleugner», welches dieselbe Idee, jedoch in bestimmterer Form, versinnlicht. Trotzdem werden — nach Greguss' Meinung — die, den Grundgedanken lebendig herausarbeitende Handlung, die rasche und konsequente Folge der Darstellung, die Ursprünglichkeit und der geschickte Aufbau der Fabel, die scharf umrissenen Charaktere und schönen Wendungen der «Fata morgana» zweifellos einen Platz unter den Lustspielen sichern. Zur Aufführung übergehend, sagt Greguss weiter: «Es läßt sich nicht leugnen, daß das Stück dem Pester Publikum, nämlich dem Gros desselben, nicht gerade zusagte und manche den Grund des Mißerfolges in dem deutschen Charakter des Lustspiels fanden. Meiner Meinung nach ist der Grund nur darin zu suchen, daß der Hauptgedanke des Stückes in seiner kühnen Durchführung verkannt, d. h. nicht erkannt wurde. Jordans Stück hätte, da es nicht in so volkstümlichem Tone geschrieben ist, wie «Fata morgana», gewiß noch viel weniger gefallen, trotzdem es wegen seines Gedankenreichtums viel größeren Beifall

verdient. Es ist leider eine unleugbare Tatsache, daß die Mehrheit des Publikums zum Denken zu bequem ist, besonders dort, wo es Unterhaltung sucht und wo es die leichten französischen Bühnenstücke, deren Wert schlechterdings nur mehr in der gefälligen Außenform liegt, dem Publikum abgewöhnt haben, auch hinter der äußeren Hülle etwas zu suchen. Der gewöhnliche Mensch begafft und der halbgebildete verlacht das, was er nicht versteht. Auch Shakespeare ist der Menge langweilig, da aber sein Ansehen von den Angesehensten bereits festgestellt ist, haben nur wenige den Mut, sich durch eine Äußerung gegen ihn zu blamieren...» Trotz diesem Lobe gelangte das Stück nicht mehr zur Aufführung, doch wäre gewiß Bauernfeld selbst auch von dieser ergreifenden Trauerrede befriedigt gewesen — wenn er von derselben Kenntnis erhalten hätte; er hätte stolz darauf sein können, daß ein so gewiegter ungarischer Ästhetiker, wie Greguss, für das Fiasko des Stückes nicht den geistvollen Dichter, sondern das Theater-, das sogenannte «große» Publikum, welches denken nicht kann und nicht will, verantwortlich macht. Greguss' Kritik ist die edelste Äußerung der Objektivität eines ungarischen Schriftstellers gegenüber dem von seiner Sympathie für Ungarn nicht eben vorteilhaft bekannten Bauernfeld.

Bis zur nächsten Bauernfeld-Première verstrich dann eine noch längere Zeit — 12 Jahre. Anderthalb Jahre nach der Erstaufführung des Lustspiels «Aus der Gesellschaft» (12. Februar 1867) im Hofburgtheater wurde dasselbe am 23. September 1868 auch im Pester Nationaltheater gegeben, unter dem Titel «A Társaságból». Zwischen den beiden letztgenannten Stücken hatten sich aber die Zeiten gewaltig geändert. Die bissigen Verse in «Ein Büchlein von den Wienern», welche die Ereignisse vor und nach dem Ausgleiche einseitig beleuchten und uns Ungarn nicht in liebenswürdigster Weise apostrophieren, haben wir dem Dichter nicht übel genommen: sie gehören zur Geschichte der Zeit und zur Geschichte seiner Individualität; vor der Muse der Poesie aber werden sie keine Gnade finden. Als logische Konsequenz der Ereignisse erfolgte 1867 der Ausgleich und die literarischen Anhänger der Zentralisation (unter ihnen auch Bauernfeld) polterten vergebens. Bauernfeld scheint aber durch die Vergangenheit etwas klüger geworden zu sein, wie aus Kap. XIII seiner Aufzeichnungen «Alt- und Neuwien» hervorgeht, wo er selbst einsieht... «jedenfalls steht es außer Frage, daß man den Ungarn in irgend einer Weise und Form gerecht werden mußte.» Daß aber der Ausgleich nicht nach seinem Geschmacke war, verrät außer dem Epigramm «Ausgleich» (I., S. 115) eine spätere Äußerung, welche er aber genug vorsichtig einem anderen in den Mund legt: «Der Dualismus, in welchem sich Österreich dermalen (!) befindet, wird nicht selten als der Anfang des Endes bezeichnet — von wem? wird verschwiegen — und ein geistreicher Mann, zugleich witziger Kopf — wer? wird ebenfalls verschwiegen — schlug deshalb (?) vor, den Staatsmann, an dessen Namen sich die Zweiteilung des Gesamtreiches (!) knüpft, zum Grafen ‚finis Austriae' zu ernennen.» (Armer Graf Beust!) (Horners Ausgabe, IV. S. 208.

Das Pester Nationaltheater setzte sich über alle politischen Nebenrücksichten hinweg und führte, vom Erfolg des Hofburgtheaters angezogen, das Lustspiel «Aus der Gesellschaft» mit größter Wirkung auf, während es im Hofburgtheater in 9 Jahren (1867—1875) nur auf 37 Vorstellungen kam. Einen komischen Beigeschmack gewinnt der Wiener Erfolg durch

den Umstand, daß der Löwenanteil an der Wirkung des Lustspiels zwei deutschen Künstlern ungarischer Herkunft zufiel: Sonnenthal, der den Fürsten Lübbenau, und Fräulein Bognár, die die Prinzessin Agnes spielte. Bauernfeld hatte also auch in Wien keinen Grund, den Ungarn zu zürnen, die ja auch in Pest seine Stücke gerne auf die Bühne brachten und ihnen bereitwilligst zum Erfolg verhalfen.

Die obigen Daten und Urteile zusammengenommen, gelangen wir wohl zu folgendem Endresultat. Bauernfeld kam auf dem Umwege der ungarischen Provinzbühnen zu uns, aber schon am Ende der Dreißigerjahre wurden zwei seiner Lustspiele auf Kosten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften übersetzt, und damit widerlegen wir wohl am besten ihn, der sich nicht scheute («Aus Alt- und Neu-Wien») gerade diese Körperschaft «unreife Akademie» zu titulieren! Die Übersetzer seiner Stücke sind aber, Mérey und Lukács ausgenommen, sämtlich Schauspieler, ein Zeichen dessen, daß bei seinen Stücken nicht so sehr ein literarisches, als hauptsächlich ein Bühneninteresse maßgebend war: der Reiz gut spielbarer Rollen und die Aussicht auf einen, von wirksamen Situationen und geschickten Dialogen unterstützten Erfolg. Bauernfeld, von dem, wie schon erwähnt, kein einziges Stück im Druck erschienen ist, konnte naturgemäß auf keinen einzigen ungarischen Dramendichter eine literarisch nachweisbare Wirkung ausüben, und so kulminiert sein ganzer Wert darin, daß er dazu beigetragen hat, das Repertoire der ungarischen Bühne abwechslungsreicher zu machen. Überhaupt kann seine Wirkung eigentlich nur von 1834 bis 1852 als eine allgemeinere gelten, denn späterhin hat auf der ungarischen Bühne bis 1868 kein einziges seiner Stücke Erfolg, nicht einmal einen äußeren. Nach dem «Deutschen Bühnenspielplan» (Leipzig, Breitkopf und Härtel) befindet sich wohl noch manches seiner Stücke auf dem Repertoire kleinerer Bühnen Österreichs und Deutschlands — allerdings wurde auch dort in der Spielzeit 1905/6 kein einziges Stück von ihm aufgeführt —, auf den großen Bühnen aber kommt Bauernfeld überhaupt kaum noch vor. Für die ungarische Bühne ist er ganz tot, aber nicht infolge politischer Differenzen, sondern darum, weil die schriftstellerische Genialität, welche eine sprachliche Beschränkung nicht kennend, der wahren Größe zu allen Zeiten und bei allen Völkern einzig und allein ein ewiges Leben sichert, seinen Werken einen universellen Wert nicht verleiht. Dies unterscheidet ihn zum Beispiel von Grillparzer, dessen «Sappho» in zwei Übersetzungen dem literarischen Schatze unseres gebildeten Publikums angehört.

Die ziffermäßigen Daten der im folgenden noch mitzuteilenden Zusammenstellung sollen all' das erhärten, was wir im obigen über Bauernfelds ungarische Bühnenlaufbahn sine ira et studio mitzuteilen wünschten, wobei wir seine Bühnenwirkung nicht geleugnet, sondern im Gegenteil anerkannt haben. Anfangs hatte er sowohl das sogenannte große Publikum, als auch die berufsmäßige Kritik auf seiner Seite, später wandte sich dieses große Publikum von ihm ab und nur die Literatur würdigte ihn. Doch mit der Zeit verließ auch diese ihn und heute ist nicht nur die ungarische Bühne, sondern auch die ungarische Literatur längst über Bauernfeld hinaus. Schreibt er doch von sich selbst höchst bescheidentlich («Poetisches Tagebuch»):

> «Ich weiß, ich bin nur Dilettant
> Und leider kein Genie» (I. S. 98.).

Das ungarische Nationaltheater in Budapest hat Bauernfelds Lustspiele in nachstehender Reihenfolge aufgeführt:

1. «Die Bekenntnisse», Lustspiel in 3 Akten. Übersetzt von Karl Mérey (Hofburgtheater 1834 8. II.).

1837 5. X. — 1839 29. VII. — 1840 12. VI. 22. IX. — 1841 18. V. — 1842 1. VII. 20. IX. — 1844 2. V. 12. IX. — 1845 8. IV. — 1846 22. VII. — 1847 28. X. — 1848 8. VI. — 1849 21. IV. — 1852 12. VIII. — 1853 7. II. — 1854 21. VI. 14. IX. 7. XI. — 1855 3. V. = zwanzigmal, seitdem nicht mehr.

Von den Provinzaufführungen waren die meisten in Kolozsvár: 1835 10. XII. — 1836 10. VIII. — 1837 14. XII. — 1838 20. IX. — 1839 16. VI. — 1841 10. I. 2. XI. — 1847 4. II. und 20. V. = neunmal.

In dem Lustrum 1833—37 hat die letzte, in der Hauptstadt wirkende Wandertruppe das Stück viermal aufgeführt:

in Ofen: 1835 24. II. 26. IV. — 1836 18. III.
in Pest: 1835 30. X.

Von den zahlreichen Provinzaufführungen sind die folgenden sicher nachgewiesen, und zwar teils durch Theaterzettel, teils durch gleichzeitige Zeitungsberichte:

Szeged: 1835 28. VII. — 1837 24. V.
Temesvár: 1835 26. VIII.
Debreczen: 1835 22. XI. — 1836 28. II. 1837 13. I. 1838 27. IX.
Kassa: 1835 24. XI. 9. XII. — 1836 21. XI. — 1837 11. IV. 4. XII.
Miskolcz: 1835 27. XII. — 1836 29. I.
Pécs: 1836 4. IV. — 1838 20. V. — 1839 21. XI. — 1840 9. I.
Ungvár: 1836 im Monat August.
Várad-Olaszi: 1837 23. VII.
Szabadka: 1837 Oktober.
Baja: 1838 4. I.
Arad: 1839 3. I.
Kaposvár: 1839 3. XI. — 1840 5. II.
Szombathely: 1840 1. IX.
Zalaegerszeg: 1840 29. IX.
Györ: 1840 15. X. 4. XI.

Demnach haben wir von 62 Aufführungen Kenntnis (Kolozsvár: 9, Ofen und Pest: 4, nach den bis 1841 ausgeforschten Daten in kleineren Provinzstädten: 29, Nationaltheater: 20; nimmt man dagegen die 51 Aufführungen im Hofburgtheater (1834—1875, Wlassak, S. 297), so muß die Anzahl der ungarischen Aufführungen genug auffallend erscheinen.

2. «Leichtsinn aus Liebe». Lustspiel in 4 Akten. Übersetzt von Johann Kiss (Hofburgtheater: 1831 12. I.).

1838 17. II. — 1841 22. X. — 1842 7. XII. — 1845 30. VII.
Kassa: 1834 23. IV. — 1837 31. III.
Kolozsvár: 1834 20. VII.
Ofen: 1835 15. IX.
Baja: 1838 III.
Pécs: 1839 8. VII. — 1840 21. I.

3. «Das letzte Abenteuer». Lustspiel in 5 Akten. Übersetzt von Johann Kiss (Hofburgtheater: 1832 4. X.).

1839 29. VIII. — Zuerst in Debreczen: 1838 8. IV. — dann 30. XI.

4. «Das Tagebuch». Lustspiel in 2 Akten. Übersetzt auf Kosten der Ung. Gelehrten-Gesellschaft von Ludwig Lukács (Hofburgtheater: 1836 29. XI.). 1839 7. IX. — 7. X. — 29. XI. — Einzige bekannte Provinzaufführung:

Szeged: 1840 25. XI.

5. «Bürgerlich und Romantisch». Lustspiel in 4 Akten. Übersetzt auf Kosten der Ung. Gelehrten-Gesellschaft von Ladislaus Miklós. (Hofburgtheater 1835 7. IX.).

1840 22. V. 26. VI. 5. XI. — 1841 14. X. — 1852 1. IX. 30. IX.
Kolozsvár: 1840 17. IX. 27. IX. — 1841 25. II. 21. XI.

6. «Das Versprechen». Lustspiel in 1 Akt. Übersetzt von Franz Somolky (Anagramm aus Komlósy). (Hofburgtheater: 1846. 16. XI.)

1847 6. 8. und 14. IV.

7. «Großjährig». Lustspiel in 2 Akten. Übersetzt von Soma Fekete (Hofburgtheater: 1846 15. XI.).

1847 6. 8. und 14. IV. 12. V.
Kolozsvár: 1847 22. und 25. V. — 1848 V. (?).

8. «Krisen». Charaktergemälde in 4 Akten. Übersetzt von Franz Komlósy (Hofburgtheater 1852 29. XI.).

1853 16. 23. II.

9. «Fata morgana». Lustspiel in 4 Akten. Übersetzt von Ida Komlósy (Hofburgtheater: 1855 16. III.).

1856 12. III.

10. «Aus der Gesellschaft». Schauspiel in 4 Akten. Übersetzt von Koloman Szerdahely (Hofburgtheater 1867 12. II.).

1868 23., 28. IX. 2., 4., 9. X. 23. XI. — 1869 18. I. 24. V. 6. VIII. 27. X. — 1870 5. I. 23. V. — 1871 13. V.

Das einzige Lustspiel, welches im Nationaltheater nicht zur Aufführung gelangte:

11. «Das Liebesprotokoll». Lustspiel in 3 Akten. Übersetzt von Johann Kiss (Hofburgtheater: 1831 30. VIII.).

Ofen: 1835 20. I.
Baja: 1836 6. II.
Kassa: 1836 28. II.
Debreczen: 1838 24. IV[2]).

[2]) Erwähnenswert ist noch, daß nach Mitteilung der Zeitschrift „Honmüvész", 1836, S. 102 am 14. Januar Bauernfelds „neues Lustspiel" „Der Empfehlungsbrief" in Kassa gegeben wurde. Ohne Theaterzettel und Bericht über die Aufführung vermögen wir nicht zu sagen, welches Bauernfeldsche Stück hier gemeint ist. Oder sollte etwa Töpfers „Empfehlungsbrief" irrtümlich Bauernfeld zugeschrieben sein? Doch konnte von dem im Hofburgtheater schon 1823 aufgeführten Stücke im Jahre 1836 nicht mehr recht „neues" gesagt werden (wenn hierunter nicht etwa „neu für Kassa" zu verstehen ist). So muß dies vorläufig eine offene Frage bleiben.

Ein ungedruckter Brief Wielands aus dem Jahre 1777.

In der wertvollen Autographensammlung Seiner Exzellenz weil. Graf Louis Apponyi, Sr. k. u. k. Apost. Majestät Hofmarschall in Ungarn, befindet sich auch ein Brieflein Wielands, das mir Ihre Exzellenz die Gräfin-Witwe gütigst zur Veröffentlichung überwies. Es lautet folgendermaßen:

Ihro Excellenz

Gnädiger Herr Graf!

Mit dem innigsten Danke empfange ich das Geschenck eines tapferen Kriegers. Es wird mich mit Rührung an den fürtrefflichen Mann denken lassen, der seiner Edlen Gemalinn, mit Herzlichkeit gedachte, und bei dem Glück, Vater zu sein, die Wärme des Liebhabers erhalten hat. — Eine Seltenheit unserer Zeiten, welche die reine Verehrung verdient, womit ich beharre

Ihro Excellenz

Mannheim unterthänigster

den 9ten Decbr Diener

1777 Wieland.

Aus dem Umstand, daß der Brief in der gräflichen Familie Apponyi vererbt ist, könnte die Vermutung erwachsen, er sei an ein Mitglied derselben gerichtet. Dies ist jedoch unwahrscheinlich, wenigstens fehlt jeder Beleg dazu. Eher könnte man in einem pfälzischen Grafen den Adressaten suchen. Das Geschenk des tapferen Kriegers scheint eine Schrift, ein Gedicht oder gar eine Sammlung von Gedichten an die Familie gewesen zu sein. Die Wieland-Forschung wird wohl im Zusammenhang mit der großen Ausgabe bald in der Lage sein, den Adressaten und den Sinn des Briefes feststellen zu können.

Robbert Gragger.

Eine neue Ausgabe von Aristoteles De anima.

Selbstanzeige von Dr. Aurel Förster[1]).

Mit einer neuen Ausgabe der Aristotelischen Schrift «Über die Seele» hervorzutreten, dürfte vielen als ein überflüssiges Unternehmen erscheinen. Besitzen wir doch gerade von diesem Werke eine Reihe vorzüglicher Ausgaben, welche teils nach der textkritischen Seite hin (Torstrik, Biehl), teils was die Erläuterung betrifft (Trendelenburg, Rodier, Hicks) Bedeutendes geleistet haben. Und, um das Wichtigste nicht zu vergessen, hat ja doch schon Immanuel Bekker in seiner Aristoteles-Ausgabe uns ein Werk geschenkt, das zu den größten Leistungen seiner unermüdlichen herausgeberischen Tätigkeit gezählt werden muß. So ist denn auch die Gestalt

[1]) Aristotelis De anima libri III, recensuit Aurelius Förster, Budapestini, MCMXII. Sumptibus Academiae Litterarum Hungaricae, 8°. XVIII, 217 S. Preis 6 Kronen.

des Textes, wenigstens in den philosophischen Hauptschriften, trotz vielfacher Verbesserungen im einzelnen, im großen und ganzen die gleiche geblieben, die derselbe durch Bekker erhalten hat, und sind einschneidende Neubearbeitungen, wie sie in der Poetik durch Vahlen, außerdem in einzelnen unechten Schriften (z. B. in der über Xenophanes, Zenon, Gorgias durch Diels) vorgenommen wurden, hier nicht notwendig gewesen.

Auch in der Psychologie haben sich die neueren Herausgeber nicht allzuweit von dem Bekkerschen Vorbilde entfernt. Der Hauptfortschritt wurde durch die Heranziehung der griechischen Kommentatoren gemacht: was außerdem geschah, hat sich entweder für die Dauer nicht behaupten können (wie ein großer Teil der scharfsinnigen Änderungsvorschläge Torstriks), oder aber scheint es (wie die einseitige Bevorzugung des Parisinus E durch Biehl) sich noch weiter von den Prinzipien der Aristotelischen Textkritik zu entfernen, die durch Diels in grundlegender Weise dargestellt wurden (Textgeschichte der Arist. Physik, Berl. Abh. 1882), als das mehr eklektische Verfahren Bekkers.

Allein, wo viel Licht, dort auch viel Schatten. Hat Bekker die schwierige Aufgabe der Abschätzung und Auswahl der Handschriften auch noch so glücklich gelöst, so ist sein Apparat doch weit entfernt davon, ein verläßliches Bild auch nur der direkten Überlieferung zu geben. Und da, von der wiederholten, aber immer noch nicht ganz genügenden Neuvergleichung des Parisinus E abgesehen, die Bekkerschen Angaben unverändert in die späteren Ausgaben übernommen wurden, so kranken diese alle an dem gleichen Übel, dem unverläßlichen Apparat. Demnach schien mir eine neue Ausgabe schon aus diesem Grunde geboten zu sein, welche aber notwendigerweise von einer Neuvergleichung der direkten und indirekten Überlieferung ausgehen muß. — Wie ungenau Bekkers Angaben sind, will ich an einigen Proben zeigen (sämtlich aus dem 1. Kapitel des I. Buches).

Folgende Lesarten sind bei Bekker aus 2—5 Handschriften belegt, die in Wirklichkeit in keiner einzigen vorkommen (offenbar falsche Schlüsse aus dem Schweigen seiner Kollationen): 402^{a} 12 *τοῦ$_{2}$*] *τὰ* UV — 13 *τοῦ*] *τὰ* TU — 20 *ἔτι*] *ἔτι δὲ* TUVW (im Text bei Bekker!) — 402^{b}2 *ὁμοιοειδῆς* (zweimal) TUVWX — 12 *χρὴ*] *δεῖ* UWX — 15 *εἴ τε τὰ* TU — 19 *καὶ τί καμπύλον* TX — 25 *ὅτι κάλλιστα* (so nur y) TVX — 403^{a}31 *τοιοῦτο* STUV'W — 403^{b}2 *ὅδε*] *εἶδος* UX (im Text!) — 17 *οὐ χωριστὸ*] *χωριστὰ* TVX. — Umgekehrt wird manche, in mehreren Handschriften vorkommende wichtige Lesart entweder ganz übergangen, oder nur aus einer Handschrift angeführt und erscheint im letzteren Fall als unwichtige Einzelabweichung. weshalb sie auch in neueren Ausgaben mit gekürztem Apparat nicht erwähnt werden. So z. B. 402^{a}2 *τῷ*] *τῶν* SUX (bei Bekker nur aus S belegt) — 402^{b}3 *διαφέρουσα* (bei mir im Text) TVW (nur T bei Bekker — 403^{b}17 *οὐ χωριστὰ* CVWX (bei mir im Text, fehlt bei Bekker im Apparat).

Doch auch über den Parisinus E gab es manches Neue mitzuteilen. Es ist eigentlich zu verwundern, daß in dieser ältesten und weitaus wichtigsten aller Handschriften, die seit Bekker wiederholt verglichen wurde, eine genaue und konsequent durchgeführte Scheidung der verschiedenen Hände bis jetzt unterblieben ist. Zwar hat Stapfer (Diss. Landshut 1888) einen Versuch nach dieser Richtung hin gemacht, der aber als gänzlich mißlungen bezeichnet werden muß. So war es denn Pflicht des neuen Herausgebers, hier Ordnung zu schaffen.

Außerdem war ich bestrebt auch in die von Bekker übergangenen Handschriften Einsicht zu nehmen, und obwohl es mir nicht vergönnt war das ganze Material durchzusehen, so glaube ich doch die Richtigkeit der Bekkerschen Auswahl aus eigener Erfahrung bestätigen zu können. Immerhin ist es mir gelungen, in einer Handschrift des XI. Jahrhunderts, dem Coislinianus 386 (von mir C genannt), das Original zu entdecken, aus welchem der Vaticanus 256 (Bekkers T) in den Büchern über die Seele abgeschrieben ist.

Auch der indirekten Überlieferung habe ich natürlicherweise gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. So sind sämtliche angeführten Testimonia nach Seitenzahl und Zeile genau zitiert, bis auf die Lemmata, die ja auch ohnedem leicht zu finden sind. Die Aufnahme der Lemmata ist ein Novum und wird wohl hie und da Widerspruch erregen. Doch scheint mir das Mißtrauen gegen dieselben übertrieben zu sein, seit wir in den Kommentatorenausgaben der Berliner Akademie gereinigte Texte besitzen. — Da die Kommentatorenüberlieferung keinen zusammenhängenden Text des Aristoteles bietet, so kann aus dem Schweigen des Apparates nichts gefolgert werden, die «negative» Form des Apparates ist also hier nicht anwendbar. Deshalb schien es mir zweckmäßig zu sein, die positive Form desselben auch für die direkte Überlieferung anzuwenden. Den dadurch und anderweitig bedeutend vermehrten Apparat suchte ich andererseits zu entlasten, indem ich die Angaben über nicht in den Text aufgenommene Konjekturen und dgl. in einen Anhang verwies.

Was schließlich die Gestalt des Textes selbst betrifft, so haben auch die neuen Kollationen keinen Anlaß zu bedeutenden Veränderungen gegeben. Für die Konjekturalkritik gab es bei Aristoteles von jeher nicht viel zu holen; von meinen eigenen Konjekturen will ich erwähnen: 412^{a}17 *οὐκ ἂν ἐνείη τὸ σῶμαχῇ ψυ* (für *οὐκ ἂν εἴη τὸ σῶμα ψυχή*) und 428^{a}11 *δοκεῖ δ' οἷχ, οἷον μίρμηκι ἢ μελίττῃ, καὶ σκώληκι* (für *ἢ σκώληκι*). Athetesen von mir finden sich 407^{b}23, 419^{b}26, 421^{a}27, 426^{b}21, 432^{a}3. Die weitaus größere Zahl der Änderungen jedoch gehört nicht der Emendatio, sondern der Recensio an.

Die Einleitung enthält neben der Beschreibung der Handschriften auch Andeutungen über die Geschichte der Überlieferung, deren ausführliche Darlegung ich in nicht allzu ferner Zeit veröffentlichen zu können hoffe.

Ungarns Bibliotheken.

Die Bibliotheken sind die wichtigsten Verbreiter der Kultur und zugleich die unentbehrlichsten Quellen wissenschaftlicher Forschung. Es ist daher wichtig, zu erfahren, wie viel an geistigem Schatze in diesen Vorratskammern der Wissenschaft angehäuft ist; und es ist zweckmäßig, ja notwendig, die Anzahl der Bibliotheken, der in denselben befindlichen Bücher, ferner die auf die Benützung, Handhabung und Vermehrung derselben bezüglichen Daten kennen zu lernen. Es gebührt daher dem Oberinspektorat der Museen und Bibliotheken volle Anerkennung, daß es, seinem Berufe entsprechend, die Herausgabe eines von Zeit zu Zeit erscheinenden Adressenbuches der Museen und Bibliotheken unter dem Titel «Magyar Minerva» («Ungarische Minerva») unternahm. Der Zweck des Unter-

nehmens ist, wie dies im Vorworte zum ersten Jahrgange ausgeführt wird, die Entstehung, Entwicklung, den Zustand, die Wirkung und Personalien sowohl der staatlichen Sammlungen, als auch der durch Munizipien, Gemeinden, Konfessionen und Vereine aufrechterhaltenen Bibliotheken und Museen darzustellen, ihren derzeitigen Bestand zu schildern und die auf sie bezügliche Literatur namhaft zu machen, um über die Art ihrer Benützung zu orientieren. Soeben erschien der vierte Band dieses Jahrbuches,[1]) der den Zustand der Museen und Bibliotheken in dem Zeitraume von 1904 bis 1911 schildert. Der erste Band mit Angaben über das Jahr 1900 hat im Jahre 1900, der zweite über die Jahre 1901 und 1902 im Jahre 1902, der dritte, enthaltend Angaben über die Jahre 1903 und 1904, aber im Jahre 1904 die Presse verlassen. Das Jahrbuch nahm an Umfang stets zu, was ein Zeichen der Vermehrung unserer Bibliotheken ist. Im ersten Jahrgange legte das Oberinspektorat neben den staatlichen Sammlungen und den staatlich unterstützten öffentlichen Museen das Hauptgewicht auf die Schilderung der von den verschiedenen kirchlichen und staatlichen Behörden, Schulen, Vereinen und anderen Korporationen instandgehaltenen Bibliotheken. Im zweiten Jahrgange erhielten neben den Bibliotheken auch die Museen den ihnen gebührenden Platz, wobei besonders die in den Schulen befindlichen Sammlungen berücksichtigt wurden. Von der Schilderung der nicht als öffentlich zu betrachtenden Schülerbibliotheken ward hingegen Abstand genommen. Im dritten und vierten Jahrgange ist man wieder beflissen, neben den entweder selbständigen oder mit Schulen und anderen Instituten verbundenen Bibliotheken wissenschaftlichen Charakters, neben den Bibliotheken der Casinos und Lesevereine besonders die für die Volkserziehung höchst wichtigen eigentlichen Volksbibliotheken möglichst vollständig aufzuzählen. Daß das Oberinspektorat ernstlich bestrebt war, dies zu erreichen, zeigt der Umstand, daß im dritten Bande aus den Jahren 1903 und 1904 nur 497 Volksbibliotheken, im vierten Bande hingegen aus dem Zeitraume zwischen 1904 und 1911 schon 818 Volksbibliotheken erwähnt werden.

Die im Jahrbuche angeführten Daten ergeben das Resultat, daß unsere Bibliotheken, deren größte Anzahl im XIX. Jahrhunderte entstand, sich in erfreulicher Weise entwickeln. So enthielten die im ersten Jahrgange beschriebenen 61 Museen und 696 Bibliotheken insgesamt 6 059 082 Bände. Der zweite Band berichtet bereits über 871 Sammlungen, der dritte über 1509 Bibliotheken, die in der Hauptstadt und in 687 anderen Städten sich befinden. Der vierte Band führt bereits 2336 Sammlungen an. Jedoch ist zu bemerken, daß in diesem Band, im Gegensatze zum zweiten, auch die Schülerbibliotheken der Gymnasien und Realschulen mitgezählt sind.

Die Anzahl der öffentlichen Sammlungen vermehrte sich im Laufe von acht Jahren um 40 %. In ihnen sind beinahe zehn Millionen (9 488 623) Bände aufgehäuft. Dies zeigt, daß der ungarischen Kultur ein bedeutendes Material zur Verfügung steht und Ungarn bezüglich der Bibliotheken ein bemerkenswerter Platz unter den Kulturnationen gebührt.

Es ist lehrreich zu betrachten, wie sich die zehn Millionen Bände auf die einzelnen Bibliotheken verteilen. Nach den zur Verfügung stehenden Daten sind mehr als tausend, aber weniger als fünftausend Bände in 658

[1]) «Magyar Minerva», IV. Band: 1904—1911. Budapest 1912, 8° 1039 Seiten.

Bibliotheken; mehr als fünf, aber weniger als zehntausend in 137 Bibliotheken; mehr als zehn, aber weniger als zwanzigtausend in 89 Bibliotheken vorhanden. Bibliotheken mit zwanzig bis dreißigtausend Bänden gibt es 32; solche mit dreißig bis fünfzigtausend 16; solche mit fünfzig bis fünfundsiebzigtausend 7; solche mit fünfundsiebzig bis hunderttausend 4; solche mit hundert bis hundertfünfzigtausend 7. Über hundertfünfzigtausend Bände enthalten nur vier Sammlungen, und zwar: die Bibliothek des Benediktiner Stiftes in Martinsberg («Pannonhalma», zirka 160 000), die der ungarischen Akademie der Wissenschaften (zirka 170000), die Universitätsbibliothek in Budapest (zirka 300 000), endlich die Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums mit über 300 000 Bänden.

Auf die Kultur unserer größeren Städte wirft einiges Licht die Anzahl der in ihnen vorhandenen Bibliotheken. Budapest steht mit 192 Bibliotheken an der Spitze der Reihe. Dann folgen Szeged mit 35, Kolozsvár (Klausenburg) mit 31, Temesvár und Sopron (Oedenburg) mit je 26, Debreczen mit 24, Pozsony (Preßburg) mit 23, Kassa, Pécs (Fünfkirchen) und Győr (Raab) mit je 22, Nagyszeben (Hermannstadt) mit 15, endlich Eperjes mit 14 Bibliotheken.

Erwähnenswert sind noch die Angaben über die Profession der mit der Handhabung der einzelnen Bibliotheken betrauten Individuen. In dem vierten Bande ist die Beschäftigung von 2325 solchen Individuen angegeben. Darunter sind Professoren und Lehrer 1589, Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen 117, staatliche und Privatbeamte 205, Gemeinde- und Verwaltungsbeamte 119, Priester 104, Industrielle 62, Militär 47, Landwirte 34, Kaufleute 23, Ärzte 10, Private 6, Advokaten 4, Apotheker 7, Maler 2, Redakteur 1, Schauspieler 1.

Árpád Hellebrant.

Die Gemeindebetriebe in Ungarn[1]).

Das Werk des Dr. Basch bildet einen Teil der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, welche dieser Verein über die Gemeindebetriebe unter dem Titel «Neuere Versuche und Erfahrungen über die Ausdehnung der kommunalen Tätigkeit in Deutschland und im Ausland» zur Veröffentlichung bringt.

Den größten Teil des Buches nehmen die Gemeindebetriebe der Stadt Budapest in Anspruch (143 Seiten), und die Hauptstadt ist schon deshalb in dieser Beziehung von Wichtigkeit, weil der jetzt an ihrer Spitze stehende Bürgermeister Dr. Stefan Bárczy und die Majorität der Stadtrepräsentanten, die sogenannte Demokratenpartei, die Verstadtlichung der großen Betriebe monopolistischen Charakters zu einem Hauptprogrammpunkte ihrer Gemeindepolitik machten. Mit Rücksicht darauf, daß diese Bestrebungen ganz neuesten Datum sind und ein großer Teil der städtischen Betriebe erst ganz kurze Zeit in der Gemeindepolitik steht, kann über die Verstadtlichung noch kein Endurteil gefällt werden, und möchten wir das günstige Urteil, welches der Verfasser schon heute über den Gemeindebetrieb Budapests bringt, nicht unbedingt unterschreiben; nicht nur

[1]) Von Dr. Emerich Basch (Budapest). München und Leipzig 1912, Duncker & Humblot. 176 S. und eine Karte. Preis 6 K.

deshalb, weil wir, im Gegensatze zum Verfasser, den Gemeindebetrieb nicht in dem Maße für erwünscht halten, wie der Verfasser, sondern hauptsächlich deshalb, weil die Zeit des Bestandes der wichtigsten Gemeindebetriebe noch viel zu kurz ist, als daß man schon heute ein maßgebendes Urteil erbringen könnte.

Nach dieser Bemerkung soll nunmehr der Inhalt des Werkes dargestellt werden. Der Verfasser teilt die Betriebe der Hauptstadt Budapest in Verwaltungsbetriebe und gewinnbringende Betriebe. Zu den Verwaltungsbetrieben gehören: Wasserwerke, Viehmärkte, Schlachthäuser, Markthallen, die Kanalisation, die Straßenreinigung, die Desinfektionsanstalt und der Fuhrpark; sie dienen zu sanitären und verpflegungspolizeilichen Zwecken und wurden durch die Stadt deshalb errichtet und in eigener Regie betrieben, um mit ihrer Hilfe diese Zweige der Verwaltung zu erleichtern und intensiver zu gestalten. Die gewinnbringenden Betriebe dagegen werden desdhalb übernommen, damit sie die Einnahmequellen der Stadt vermehren, und da Budapest gerade in neuester Zeit finanziell starke Bedürfnisse hat, so ist die Wichtigkeit dieser Betriebe stark in den Vordergrund getreten. Die Einnahmen der Stadt Budapest geben folgendes Bild:

im Jahre	Einnahme	Ausgabe
1875	11 769	11 774 tausend Kronen,
1885	15 727	15 737 „ „
1895	17 192	17 192 „ „
1905	41 022	41 022 „ „
1910	55 444	55 444 „ „
1911	63 269	63 125 „ „

Zur Deckung der sehr wachsenden Ausgaben mußten die Gemeindezuschläge zu den direkten Staatssteuern von 25% seit dem Jahre 1908 auf 33% erhöht werden. Allein die steigenden Bedürfnisse verlangten das Aufsuchen neuer Einnahmsquellen; hiezu kommen noch die Forderungen von sozialen Reformen, so daß nunmehr die Politik bezüglich der Gemeindebetriebe in folgendem zusammengefaßt werden kann: in sozialer Richtung soll die Gemeinschaft überall dort eingreifen, wo die Unternehmer durch übermäßige Preissteigerung die Bevölkerung drücken; gleichzeitig benutzt dann die Gemeinde diese Unternehmungen für die Steigerung ihrer Einnahmen. Namentlich jene Unternehmungen, wie die Erzeugung von Gas und elektrischen Strom, dann die Straßenbahnen sind Gegenstand der Verstadtlichung. Diese Betriebe waren bisher durch Konzessionen einzelnen Unternehmungen überlassen und hat die Stadt Beteiligung am Reingewinn. Die Übernahme dieser Unternehmungen in Gemeindebetrieb ist in erster Reihe finanzieller Zweck der Hauptstadt. Hiezu ist natürlich Kapital nötig, deshalb mußte die Hauptstadt große Anleihen machen. Diese Anleihen sind: im Jahre 1890 eine Anleihe von 25 Millionen Gulden mit $4^1/_2$% in 50-jähriger Tilgung zum Kurse von 97.61 (auf 4% berechnet = 86.75); dann im Jahre 1897 eine Anleihe von 100 Millionen Kronen, zu 4% in 50 Jahren zu tilgen, zum Kurse von 87; im Jahre 1910 wurde das 25 Millionen Gulden Anlehen auf 4% konvertiert durch die Aufnahme eines Anlehens von 46,501.400 Kronen zu 4%, amortisierbar in 50 Jahren zum Kurse von 97.5; im Jahre 1910 wurde das Anlehen von 2 Millionen Pfund Sterling zum Kurse von 91 ebenfalls mit 4% und 50-jähriger Tilgung; endlich im Jahre 1911 das Anlehen von 100 Millionen

Franken mit 4% und 50-jähriger Tilgung zum Kurse von 90.56 aufgenommen. Die Annuität der städtischen Anleihen beträgt heute (1910) 5.512%.

Was nunmehr die einzelnen Gemeindebetriebe der Stadt Budapest betrifft, so sind die Wasserwerke, seit 1873 durch neuere Bauten erweitert, heute in erster Reihe von hygienischer Bedeutung. Im Jahre 1908 betrug der Wasserverbrauch 67.5 Millionen Kubikmeter, pro Kopf 22.7 m^3; der Verbrauch stieg pro Kopf von 183.6 im Jahre 1897 auf 227.7 im Jahre 1908. Die Investition beträgt im Jahre 1910 43. 4Millionen Kronen, der Reinertrag 1,692.000 Kronen = 3.88%. — Die Versorgung der Stadt mit Gas war im Jahre 1855 der Triestiner allgemeinen Gasgesellschaft mit Konzession übertragen; am 15. Dezember 1910 übernahm die Hauptstadt diese Gaswerke in eigenen Betrieb. Die Gasgesellschaft erzeugte 33 Millionen m^3 Gas, wovon 8 Millionen zur Straßenbeleuchtung umsonst geliefert wurden, und erhielt die Stadt 1,168.000 Kronen Beteiligung von dem Reingewinn. Durch die Verstadtlichung hofft man um 2 Millionen Kronen mehr einzunehmen. — Budapest hat heute drei elektrische Straßenbahnen: die Budapester Straßenbahn seit 1866 in der Länge von 71.85 km mit einem Kapital von 57.9 Millionen Kronen, die Stadtbahn seit 1889 mit 48.16 km und 26.8 Millionen Kronen Kapital und die Untergrundbahn mit 3.7 km und 7.2 Millionen Kronen Kapital; von diesen, durch Aktienunternehmungen erhaltenen Straßenbahnen bezog die Hauptstadt im Jahre 1910 1,121.153, dann 204.297 und 500 Kronen als Gewinnanteil. Die Stadt wollte aber durch direktes Eingreifen in die Verwaltung die Verkehrspolitik der Straßenbahnen leiten und verschaffte sich im Jahre 1911 61.4% der Aktien der Stadtbahn, ist demnach Großaktionär und dominiert die Verwaltung dieser Gesellschaft. — Das Annonzieren durch Plakatanschläge war bis 1888 nicht geregelt; zu dieser Zeit erhielt ein Unternehmer durch Konzession das ausschließliche Recht der Plakatierung; seit 1911 übernahm die Stadt diese Angelegenheit in Gemeindebetrieb und erzielte den Jahresgewinn von 71.200 Kronen = 23.34% des investierten Kapitals.

Viele Gemeindebetriebe bezwecken die Lebensmittelversorgung. Die Brotfabrik wurde am 23. August 1909 in Betrieb gesetzt; ihr Zweck ist der Kampf gegen die Teuerung; die Investition betrug 600.000 Kronen; im Jahre 1910 wurden 6,467.926 kg Brot erzeugt; nach regelrechten Abschreibungen verblieb der Gewinn von 9.150 Kronen. — Das Marktwesen spielt eine große Rolle im hauptstädtischen Leben. In erster Reihe sind die Schlachthäuser und die mit ihnen in Verbindung stehenden Viehmärkte von größter Bedeutung. Das Rindviehschlachthaus wurde im Jahre 1872 erbaut; das Borstenviehschlachthaus und der Markt im Jahre 1902; den Pferdemarkt verwaltet die Stadt seit 1907. Aus diesen Gemeindebetrieben erzielt die Hauptstadt einen ziemlichen Gewinn. — Die durch die Stadt errichteten Markthallen im Werte von 11.5 Millionen Kronen ergaben im Jahre 1910 eine Reineinnahme von 625.000 Kronen = 5.39%. — In Verbindung mit den Viehmärkten sorgte die Stadt für die Kreditverhältnisse des Marktes, bewog im Jahre 1892 drei Banken zur Errichtung einer Fleischkasse. Da aber diese Kasse zu vielen Klagen Anlaß gab, errichtete man 1907 eine eigene Aktiengesellschaft mit 2 Millionen Kronen Kapital, wovon die Hauptstadt heute 78.7% besitzt. Der Gewinn dieser Gesellschaft betrug $6^1/_2$%. — Zur Linderung der Fleischpreise errichtete die Stadt im Jahre

1903 die kommunale Pferdeschlächterei. Im Jahre 1910 wurden 7764 Pferde geschlachtet und 1,458.661 kg Pferdefleisch verkauft; dieses Unternehmen hat bisher die für ihren Betrieb erhaltenen Vorschüsse noch nicht getilgt. — Endlich betreibt die Gemeinde zur Linderung der Teuerung seit 1911 den Betrieb von Lebensmitteln, namentlich den Verkauf von Schaffleisch, Lammfleisch, Würsten, Wild, Eiern. — Zum Marktwesen gehörend, müssen die Gemeindelagerhäuser und die Trödlerhallen erwähnt werden; die ersteren sind in der Verwaltung der Eskomptebank und hat die Hauptstadt dieser Bank bis zur Jahressumme von 100.000 Kronen 5% des Reingewinnes zu garantieren; die letzteren ergeben einen Reingewinn von 49.000 Kronen.

Die Gemeindebetriebe, welche die Stadt zur Pflege der öffentlichen Gesundheit aufrechterhält, sind die Kanalisation, die Straßenreinigung, der städtische Fahrpark und die Müllabfuhr, die städtischen Badeanstalten und die Desinfektionsanstalt. Der Natur der Sache entsprechend, sind dies meistens kostenverschlingende oder wenig rentable Betriebe, welche in erster Reihe zum Gemeinwohl der Bevölkerung durch die Stadt erhalten werden müssen.

Zur Deckung des Eigenbedarfes hat die Hauptstadt Steinbrüche, eine Druckerei, eine Gemeindezeitung, Gasmonteurwerkstätten und Brennmateriallager. Endlich besitzt die Hauptstadt Grundstücke und Häuser, Wein- und Obstgärten, Waldungen und zwei Redouten zur Abhaltung von Unterhaltungen.

Eine wichtige kommunale Tätigkeit hat der Bürgermeister Bárczy in der Wohnungsfürsorge entfaltet. Die rasche Entwicklung der Bevölkerung erzeugte die Wohnungsnot und die Wohnungsteuerung. Der Bürgermeister erhielt daher im Jahre 1909 die Vollmacht zur Durchführung eines Bauprogramms im Werte von 95 Millionen Kronen. Während 3 Jahren sollen Miethäuser mit kleinen Wohnungen, Ledigenheime, Volkshäuser, Beamtenhäuser, Atelierwohnungen für Künstler und Schulen erbaut werden. Tatsächlich sind heute mehrstöckige Häuser mit 2021 Wohnungen und ebenerdige Häuser mit 3238 Wohnungen durch die Gemeinde erbaut. Das Ledigenheim mit 396 Schlafstellen und 42 Extrazimmern wurde im Frühjahr 1912 eröffnet und somit etwas zur Linderung des Wohnungselendes gemacht.

Die finanziellen Ergebnisse des hauptstädtischen Gemeindebetriebes sind aus folgender Zusammenstellung ersichtlich.

Überschüsse lieferten:

	im Jahre 1911	im Jahre 1910
Miethäuser	4,787.188 K	3,022.201 K
Wasserwerke	3,997.331 „	2,513.108 „
Gaswerke	3,150.000 „	— „
Kleine Wohnungen	1,009.258 „	— „
Borstenviehschlachthaus und Markt	826.689 „	— „
Markthallen	691.433 „	508.784 „
Fuhrpark	250.844 „	— „
Viehmarktkasse	102.310 „	— „
Artesisches Bad	80.555 „	59.593 „
Plakatanstalt	54.000 „	— „

	im Jahre 1911	im Jahre 1910
Bruckbad	50.000 „	35.141 K
Gemeindedruckerei	48.900 „	— „
Trödelmarkthalle	48.400 „	59.918 „
Brotfabrik	31.320 „	— „
Ledigenheim	30.195 „	— „
Brennmaterialanlage	12.567 „	— „
Redouten	4.800 „	44.499 „
Gasmonturwerkstätte	4.800 „	— „
Steinbrüche	4.000 „	— „

Der Überschuß dieser Betriebe war im Jahre 1900 6,850.000, und im Jahre 1911 15,615.000 Kronen. Dagegen forderten folgende Betriebe Zuschüsse, und zwar:

	im Jahre 1911	im Jahre 1900
die Straßenreinigung	2,181.850 K	1,407.333 K
die Kanalisationserhaltung	226.309 „	203.598 „
der Kanalbau	166.600 „	136.682 „
die Forstwirtschaft	124.682 „	156.324 „
die Donau-Schwimmbäder	27.300 „	80.118 „

Zusammen im Jahre 1911 2,878.322 und im Jahre 1900 2,005.050 Kronen.

Zum Schlusse soll noch hervorgehoben werden, daß die Hauptstadt hinsichtlich der Gemeindebetriebe noch weitgehende Absichten hat; es soll eine Großschlächterei, eine Lebensmittel-Großhandlung, ein Elektrizitätswerk, eine städtische Bank, eine Versicherung gegen Feuersgefahr errichtet werden.

Der letzte Teil des Buches behandelt die Gemeindebetriebe der übrigen Städte Ungarns. Es gibt 124 Schlachthäuser, 81 Kanalisationswerke, 40 Wasserwerke, 39 Badeanstalten, 32 Ziegelfabriken, 23 Gastwirtschaften, 18 Elektrizitätswerke, 12 Steinbrüche, 12 Eisfabriken, 11 Hotels, 8 Gaswerke, 7 Redouten, 6 Sparkassen, 6 Pfandleihanstalten, 6 Forstwirtschaften, 4 Sägewerke, 3 Kaffeehäuser, 2 Lokalbahnen, 2 Markthallen, 2 Mühlen, 2 Sandgruben, 2 Schauspielhäuser, je eine elektrische Straßenbahn, Druckerei, Kohlengrube, Schmelzofen, Lebensmittelverschleiß, Alkoholgeschäft, Petroleummagazin, Desinfektionsanstalt, Müllverbrennung, Fuhrpark, zusammen 452 Gemeindebetriebe.

Aus dieser Skizze ist ersichtlich, daß unser Buch interessante Aufklärungen über den Gemeindebetrieb Ungarns bietet und einen geschätzten Beitrag zu dieser wichtigen Tagesfrage darstellt.

Alex. v. Matlekovics.

Die Anfänge der Zensur in Ungarn.

Unter dem Titel «Geschichte der Zensur in Ungarn bis zum Jahre 1600»[1]) bietet Emerich Molnár eine 70 Seiten fassende Arbeit, auf die er viel Fleiß und gründliches Quellenstudium verwendet hat. Wir haben es augen-

[1]) A Censura Története Magyarországon 1600-ig. Irta Molnár Imre. Budapest 1912.

scheinlich mit einer Doktordissertation zu tun, und das erklärt so manches in dem Büchlein, worüber man das Haupt zu schütteln sich veranlaßt sieht. Das Hauptgebrechen der Dissertation ist, daß der Titel absolut nicht zum Inhalte paßt, daß die Flagge die Ware nicht deckt. Und daran ändert auch die sehr allgemein gehaltene Definition des Verfassers von der Zensur nicht, welche — seiner Ansicht nach — «die Auswahl der uns entsprechenden Meinungen und die Ausmerzung der uns nicht entsprechenden» bedeutet. Das ist allerdings ein Hut, unter den so manches gesteckt werden kann, selbst die Reformationskämpfe in Ungarn, die eigentlich den Hauptgegenstand des Buches bilden. Im Grunde genommen kann man von einer Zensur in Ungarn im XVI. Jahrhundert kaum sprechen, da es ja in unserem Vaterlande damals kaum ein bis zwei Buchdruckereien gab und sehr wenige Bücher gedruckt wurden. De strigis quae non sunt... Daß aber während der Reformationskämpfe nebst den Lutheranern auch ihre Schriften verfolgt und unter Umständen diese so wie jene verbrannt wurden (Lutherani comburantur!), berechtigt noch nicht, von einer Zensur zu sprechen, höchstens von bescheidenen Anfängen, schüchternen Versuchen zur Einführung dieser Institution; im Grunde genommen handelte es sich bloß um die Geltendmachung der die Schriften Luthers verdammenden Bulle Leos X. «Exsurge domine».

Die ersten in diesem Sinne erlassenen Verordnungen bezogen sich auf die von Deutschen bewohnten Gegenden, in erster Reihe auf die Siebenbürger Sachsen, unter denen die Lehren Luthers rasch Verbreitung fanden. Nach einer mündlichen Überlieferung sollen schon im Jahre 1523 zu Hermannstadt lutherische Schriften verbrannt worden sein, und nach Engel ging am 2. Mai desselben Jahres ein drohendes königliches Schreiben nach Bartfeld darüber, daß man daselbst mehrere Schriften Luthers lese und von Hand zu Hand umlaufen lasse. Am 9. März 1524 erfloß die erste königliche Verordnung gegen den «Lutheranismus» in Ungarn und zugleich die erste staatliche Zensurverfügung. Wieder war es Hermannstadt, dem sie galt. Dem Magistrat wird aufs strengste aufgetragen, von Gasse zu Gasse und von Haus zu Haus nach den Schriften und Büchern Luthers zu fahnden, die vorgefundenen zu verbrennen und den Verkauf, den Kauf, das Lesen solcher Schriften zu verbieten. Die dawider Handelnden wurden mit der Exkommunikation bedroht. Einige Monate später wurde eine ähnliche Verordnung für das ganze Land erlassen, doch ist diese nur aus Exzerpten bekannt. In Oedenburg wurden am 30. Oktober 1524 lutheranische Bücher durch den Henker verbrannt. Dem 1553-er Reichstage lag eine Klausel zu den Religionsartikeln vor, wonach den Buchdruckern und Buchhändlern nur der Verkauf von durch die Bischöfe approbierten Büchern gestattet sein solle. Die Stände lehnten diesen Paragraph mit der Begründung ab, daß ihres Wissens auf ihren Besitzungen derartige Bücher weder gedruckt noch verkauft werden. Im Jahre 1570 erließ Kaiser Maximilian eine auch auf Ungarn sich erstreckende Verordnung, wonach fürderhin keine Druckerei errichtet werden und wirken dürfe ohne behördliche Erlaubnis, auch müsse auf jeder Druckschrift der Name des Autors, des Druckers, der Druckort und die Jahreszahl vermerkt sein — ein ernster Schritt zur Zensur. Sehr interessant ist, was uns der Autor über die Einführung des gregorianischen Kalenders mitteilt. Die Protestanten widersetzten sich dem neuen Kalender als einer barbarischen Ein-

führung und die in dieser Angelegenheit erflossenen Verordnungen blieben lange erfolglos. Erst der Gesetzartikel XXVIII vom Jahre 1588 schaffte Ordnung, doch erschienen noch in der Folge hie und da alte Kalender, so im Jahre 1641 in Fünfkirchen. Man nannte die Anhänger des alten Kalenders «Veteristen».

Der Intoleranz der Katholiken hielt die Unduldsamkeit der Protestanten die Wage. Dort, wo sie die Macht in Händen hatten, wie in Siebenbürgen, wurden die katholischen und unitarischen Preßprodukte mit demselben Eifer verfolgt wie die protestantischen im kaiserlichen Ungarn. So ließen die Calviner im Jahre 1599 mehrere Exemplare des militärischen Werkes Georg Enyedis «Explicationes...» verbrennen.

Die Daten Emerich Molnárs reichen bis zum Jahre 1600. In seinem kurzen Vorworte deutet er darauf hin, daß das von ihm gesammelte Material sich bis in die neueste Zeit erstrecke; hoffentlich wird er die Aufarbeitung dieses Materials recht bald in Angriff nehmen und in absehbarer Zeit eine vollständige Geschichte der Zensur in Ungarn liefern, an der es uns mangelt. In diese darf er jedoch von seiner sonst recht verdienstlichen Doktordissertation nur einen sehr mageren Auszug aufnehmen; diese ist ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte der ungarischen Reformationskämpfe, aber von Bücherzensur weiß sie blutwenig zu vermelden.

J. Peisner.

Der Aufenthalt eines deutschen Malers in Pest, 1820.

Es war wohl nur ein Zeichen der zunehmenden Beliebtheit der Porträtmalerei, daß am Anfange der zwanziger Jahre des XIX. Jahrhunderts die in der ungarischen Hauptstadt lebenden Maler, wie Johann Donat, Kaszgling, Landauer, Resky jun., Schen, dem allgemeinen Verlangen nicht nachkommen konnten und, wenn aus der Fremde ein halbwegs begabter Künstler sich hier ansiedelte, an Bestellern noch immer durchaus kein Mangel war.

Friedrich Krech aus Sachsen-Meiningen mußte einer der begabten gewesen sein. Denn Andreas Thaiß, der Redakteur der «Tudományos Gyüjtemény» (Wissenschaftliche Sammlung) schreibt in seiner Zeitschrift (VI. Bd., 1820, Juni, S. 126—127) wahrhaft verherrlichende Zeilen über ihn, mit der Erklärung, daß «es wirklich beklagenswert wäre, wenn ein so vorzüglicher Künstler in unserem Vaterlande keine Beschäftigung fände». Dieser kleine Artikel einer Zeitschrift sieht wie eine Art Reklame aus, doch ist es für die damaligen Künstlerverhältnisse charakteristisch, welch reelle Basis damals selbst eine solche Zeitungsreklame hatte.

Thaiß äußert sich mit ungeheuchelter Naivität über die Porträtmalerei: «Wer es erfahren hat und weiß, wie schwer es ist, das Gesicht eines jeden Menschen zu treffen, der, und wenigstens er, wird unsere gegenwärtige Mitteilung freundlich aufnehmen, um so mehr, als solche Porträts im strengen Sinne des Wortes geradezu und ausschließlich den Zweck haben, unser eigenes Gesicht (und kein anderes) treu wiederzugeben.» (!) Das übermäßige Hervorheben der Treue der Gesichtszüge geschah wohl zum Nachteile des allgemeinen Künstlerwertes. Doch darf nicht vergessen werden, daß ja auch heute noch das Publikum vom Porträtmaler in den meisten Fällen nichts anderes wünscht, als photographische Treue und

eine Abweichung davon bestenfalls nur dann günstig beurteilt, wenn die Abweichung von der Treue zugunsten der Schönheit oder der Würde eintritt. Thaiß zögert nach seiner eigenen Erfahrung «und nach dem Urteile mehrerer Sachverständiger» nicht, «als den geeignetsten und den erfahrensten» Friedrich Krech in Vorschlag zu bringen. Er erwähnt, daß dieser seine Künstlerlaufbahn an der Akademie für bildende Künste zu Dresden begann und dann nach Wien ging, wo er F. Fügers Schüler war. «Der Künstler wurde der Liebling seines berühmten Meisters, und daß er der Liebe desselben würdig war, beweisen mehrere in Pest gemalten Porträts.» Aus kunsthistorischem Interesse geben wir hier das Verzeichnis dieser Bilder:

1. Ihre Exzellenz Frau Gräfin Beckers;
2. die Tochter der Gräfin Beckers;
3. Hochwohlgeboren Frau Gräfin Lorenz-Orczy;
4. Hochwohlgeboren Comtesse Elisabet Orczy;
5. Hofrat Johann Tihanyi von Ebetzky;
6. Hochwohlgeboren Graf George Károlyi;
7. Exzellenz Johanna von Gyürky;
8. die Tochter Sr. Exzellenz des Grafen Ignaz Gyulai von Maros-Németh und Nádaska, Banus von Kroatien.

Außerdem malte er noch «die Porträts mehrerer adeligen und bürgerlichen Standes mit so viel Fleiß, daß etwas Ähnliches, sowohl die Zierlichkeit des Striches, als auch die Vollkommenheit der Farben betreffend, hier noch nicht zu sehen war».

Die Hierherkunft des Künstlers war dem Pester Bürger Prandtner zu verdanken. Seine großen Erfolge brachten es mit sich, daß er in dem genannten Jahre auf Einladung des Grafen Gyulai «wegen Anfertigung einiger Bilder» nach Kroatien ging, um von dort aus «wegen größerer Erfahrungen» Rom aufzusuchen. Krech scheint die Pester Verhältnisse liebgewonnen zu haben, denn nach Thaiß' Mitteilung war «der in seiner Art wirklich vorzügliche Künstler» entschlossen, aus Rom hierher zurückzukommen, «wenn sich inzwischen mehrere melden würden, die ihre Porträts von ihm malen lassen wollten». Aufrichtige Gönner fanden sich ihm in den vornehmsten Kreisen: Gräfin Waldstein, Gräfin Gyürky, Frau Prandtner und der Kaufmann Eberhard, «von der schönen Kunst und dem Patriotismus angefeuert», die auch bereit waren, die sich Meldenden vorzumerken und das Verzeichnis dem Künstler zu übermitteln.

Welchen Anteil an dieser begeisterten Gönnerschaft der innere Kunstwert, oder die Macht der Mode und der Reiz der Neuheit, oder die bei uns nicht ungewohnte Überschätzung eines Ausländers hatte, ließe sich heute annähernd sagen, wenn uns die Betrachtung der Bilder möglich wäre. Doch auch von seinen Lebensumständen konnten wir nichts ermitteln. In Naglers «Neues allgemeines Künstlerlexikon» ist nicht einmal sein Name verbucht. Vielleicht werden diese ungarländischen Beziehungen die Aufmerksamkeit der deutschen Lexikon-Redakteure auf den Künstler lenken, so daß wir auf diesem Wege seinen Lebenslauf erfahren könnten, und zwar sowohl vor, als auch nach seinem Aufenthalte in Pest.

Josef Bayer.

Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag in Bonn.

Geschichte der Inquisition
im Mittelalter

von

Henry Charles Lea.

Autorisierte Übersetzung. Bearbeitet von **Heinz Wieck** und **Max Rachel.**

Revidiert und herausgegeben von

Joseph Hansen.

3. Band: Die Tätigkeit der Inquisition auf besonderen Gebieten.

Preis M. 15.—, 1. und 2. Bd. je M. 10.—

Mit dem jetzt vorliegenden dritten Bande kommt die deutsche Übersetzung des großen Werkes von H. Ch. Lea zum Abschluß, das nach dem einmütigen Urteile der Sachverständigen die einzige bisher vorhandene wissenschaftliche, selbständig aus umfassendem Quellenstudium geschöpfte Gesamtdarstellung der Inquisition im Mittelalter bietet. Der erste Band (1905) handelt zusammenfassend über den Ursprung und die Organisation des mittelalterlichen Ketzergerichts; der zweite (1909) stellt die allgemeine Tätigkeit der Inquisition in den verschiedenen Ländern Europas, gegliedert nach diesen Ländern, dar. Der Schlußband des Werkes erörtert einzelne historisch besonders wichtige Einzelprozesse. Ausgehend von dem Kampfe der Kurie und ihrer Inquisitoren mit den Spiritualen und Fraticellen, der seinen Mittelpunkt in der Kontroverse über die Armut Christi hatte, legt er die inneren Zusammenhänge zwischen dem Wirken der Inquisition und den politischen Zielen der päpstlichen Kurie sowie einzelner europäischer Staaten dar. Abgerundete Einzelkapitel behandeln dann den Kampf gegen die Stedinger (1234), die Vernichtung der oberitalienischen Ketzer Dolcino und Segarelli (1300), den Templerprozeß (1307—1314), für den Lea zum ersten Male die maßgebende Bedeutung der Inquisition dargelegt hat, den schmählichen Prozeß gegen die Jungfrau von Orléans (1431), den Prozeß gegen das Urbild des Ritters Blaubart, den französischen Marschall Gilles von Rais (1440) und das tragische Schicksal des Florentiner Reformators Salvonarola (1498). Besondere Kapitel sind ferner der Haltung der mittelalterlichen Kirche und Inquisition zum Zauber- und Hexenwahn gewidmet. Der dritte Band enthält auch das Register zum ganzen Werke (120 Seiten) und erleichtert die Benutzung des ungeheuern in den drei Bänden verarbeiteten Quellenmaterials in willkommener Weise.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Die Handelspolitik der Balkanstaaten

(Rumänien, Serbien und Bulgarien),

Spaniens und Frankreichs

in den letzten Jahrzehnten.

Berichte und Gutachten, veröffentlicht vom Verein für Sozialpolitik 1892.

Preis M. 4.60.

Der erste Fürst von Bulgarien

Aufzeichnungen des russischen Generals und vormaligen Ministerpräsidenten

L. N. Sobolew.

Aus dem Russischen. Mit einer Einleitung. 1886.

Preis M. 2.40.

Mirko Breyer,
kroatisch-serbisches (slavisches) wissenschaftliches Antiquariat,
Telefon 510. **Zagreb (Agram) Croatien.** Ilica 29.

Soeben erschienen: **Katalog XXIII.** Alte Handschriften und Drucke (bis 1800) Slavica—Hungarica—Austriaca). **Katalog XXIV.** Ältere und neuere Werke zur Geschichte, Geographie und Politik der südslavischen Länder, des übrigen Slaventums, des Balkans und Österreich-Ungarns. (1600 Nummern.)
Im Drucke befindet sich: **Katalog XXV.** Südslavische (und allgemein-slavische) Literatur- und Kulturgeschichte, sowie Philologie. (ca. 2000 Werke.)
Zusendung auf Verlangen gratis und franko.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Dr. Karl Grünberg, Professor an der Universität Wien, Die handelspolitischen Beziehungen Österreich-Ungarns zu den Ländern an der unteren Donau. Preis 6.60 Mark.

Dr. Christo Abadjieff: Die Handelspolitik Bulgariens. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering, Heft 143.) Preis 4.— Mark.

A. von Huhn: Aus bulgarischer Sturmzeit. Eine authentische Darstellung des Handstreichs von Sofia und seine Folgen. (1886.) Preis 5.60 Mark.

A. von Huhn: Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit. Politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignisse im Jahre 1885. Preis 6.— Mark.

Stambul und das moderne Türkentum. Politische, soziale und biographische Bilder. Von einem Osmanen. 1877. Preis 5.40 Mark.

Inhalt: I. Sultan Abdul Aziz Chan. — II. Aali Pascha. — Mahmud Nedim Pascha. — III. Unterrichts- und Erziehungswesen. Ahmed Vefik Pascha. Münif Effendi. Sawas Pascha. — IV. Ismail Pascha. Damad Mahmud Dschelaleddin Pascha. — V. Alttürken. Jungtürken.

— Dasselbe. Neue Folge. 1878. Preis 6.60 Mark.

Inhalt: I. Verwaltung der Provinzen. (Die Hungersnot in Kleinasien. Midhat Pascha). — II. Auswärtige Verhältnisse. Diplomatie. (Mehemed Fuad Pascha. Alexander Karatheodory. Safvet Pascha.) — III. Finanzverwaltung. — IV. Öffentliche Arbeiten. Ackerbau, Industrie, Handel, Schiffahrt. (Edhem Pascha). — V. Schluß.

A. PIERER'SCHE HOFBUCHDRUCKEREI ALTENBURG S.-A.

Ergebnisse der Volkszählung in Ungarn 1911.

Von **Julius von Vargha**, Direktor des königlich ungarischen statistischen Zentralamtes.

DIE in den ersten Tagen des Jahres 1911 durchgeführte allgemeine Volkszählung beweist in Übereinstimmung mit den früheren Volkszählungen, daß das Ungartum, sowohl dank seiner inneren propagativen Kraft, wie auch der assimilierenden Macht seiner Kulter ohne Unterbrechung sich in großen Verhältnissen entwickelt und immer mehr das ziffermäßige Übergewicht erlangt, das zur Sicherung des nationalen Charakters unseres Staates notwendig ist. Bevor ich jedoch die ziffermäßigen Daten schildere, muß ich mit einigen Worten erwähnen, inwieweit die Volkszählung geeignet ist, einen treuen Spiegel der Nationalitätenverhältnisse zu bieten. Diese kleine Abweichung ist nach meiner Ansicht notwendig, weil mehr als einmal auch Personen, die gegenüber dem, die Volkszählung durchführenden Amte bei weitem nicht die falsche Anklage der Tendenztreiberei erheben wollen, das für das Ungartum so günstige Ergebnis unserer Volkszählungen mit einiger Skepsis aufnehmen.

Es erleidet keinen Zweifel, daß es zu den schwierigsten statistischen Aufgaben gehört, die nationalistischen Verhältnisse zu fixieren. Die Zugehörigkeit zu einer Nationalität ist eigentlich, wie schon Eötvös ganz richtig feststellte, ein inneres Empfinden des Individuums und es ist wahrlich nicht möglich, das Empfinden in statistische Zahlen zu fassen. Es muß daher auch irgendein äußeres greifbares Kennzeichen gesucht werden, das nach der endgültig zustandegekommenen wissenschaftlichen und allgemeinen Auffassung nichts anderes, als die Sprache sein kann. Nur muß hier berücksichtigt werden, daß in nicht-einsprachigen Ländern, besonders wenn die Sprachgebiete ineinander fließen, einander wiederholt durchbrechen, ein sehr ansehnlicher Teil der Bevölkerung mehrere Sprachen spricht. Welche Sprache kann in solchen Fällen zur Bezeichnung der Nationalität dienen?

Die amtliche Statistik geht in den verschiedenen Ländern nicht einheitlich vor. Wir begegnen drei, voneinander ganz abweichenden Arten des Verfahrens. Die erste Art, die am wenigsten geeignet ist, die Nationalitätenverhältnisse ersichtlich zu machen, ist die,

daß diejenigen, die eine Sprache sprechen und diejenigen, die zwei oder mehr Sprachen sprechen, mit Angabe der gesprochenen Sprachen besonders ausgewiesen werden. Dieses Verfahren befolgt Belgien. Nach der zweiten Methode wird nach der Umgangssprache geforscht, welche Methode von der österreichischen amtlichen Statistik angewendet wird. Dieses Verfahren würde, konsequent angewendet, die ganz schwachen Minoritäten vollkommen verschwinden lassen und auch auf den gemischt-sprachigen Gebieten eine große Verschiebung zugunsten der herrschenden Sprache zur Folge haben. Bis zu einem gewissen Maße kommt das auch tatsächlich vor und wird dadurch auch in Österreich die deutsche Amtssprache begünstigt. Der Grund dessen, daß das nicht in größerem Maße zur Geltung gelangt, liegt — wie der gelehrte Professor der Prager deutschen Universität, Rauchberg, bemerkt — darin, daß das Individuum bei starkem Pulsieren des nationalistischen Selbstbewußtseins, wie immer auch die Statistik die Frage stellen möge, die Antwort dennoch derart gibt, daß es auf sein nationales Empfinden hört.

Die ungarische amtliche Statistik ergründet ebenso, wie die preußische die Muttersprache. Als Erklärung fügt unsere Statistik hinzu, die Muttersprache sei diejenige Sprache, zu der sich das Individuum bekennt und die es am liebsten spricht. Diese Erklärung widerspricht deutlich der irrigen Auffassung, die Muttersprache sei immer mit der Sprache der Mutter des betreffenden Individuums, oder mit der Sprache identisch, die das Kind zuerst zu sprechen beginnt. Dieser irrigen Auffassung widerspricht aber auch das Leben selbst und zwar nicht nur deshalb, weil es genug Individuen gibt, die schon im zarten Kindesalter auf einmal mehrere Sprachen sprechen lernen, sondern vielmehr deshalb, weil sehr viele die Sprache, die sie zuerst gesprochen haben, später vergessen, oder so sehr vernachlässigen, daß sie ständig eine andere Sprache sprechen und in einer anderen Sprache denken. Wäre die Muttersprache mit der Sprache der Mutter identisch, dann wäre eigentlich jede sprachliche Umgestaltung unmöglich und würde höchstens durch die Vermischung der Rassen eine geringe Verschiebung verursacht werden, während das Leben und die Schule sozusagen vor unseren Augen, ohne daß hiezu Jahrhunderte vergehen müßten, überraschende sprachliche Veränderungen hervorrufen.

Ich gebe bereitwillig zu, daß dort, wo verschiedene Nationalitäten stark vermischt wohnen und mehrere Sprachen sprechen, noch mehr aber dort, wo die sprachliche Umgestaltung im Zuge ist, oder wo zwei Sprachen so nah verwandt sind, daß die Grenzdialekte sozu-

sagen miteinander verschmelzen, die Feststellung der Muttersprache keine leichte Aufgabe und oft mit gewissen Schwankungen verbunden ist. Das haben wir bei den, einander folgenden Volkszählungen wahrgenommen. Es ereignete sich, daß die eine Volkszählung für den überwiegenden Teil der Bevölkerung einer Gemeinde die ungarische Sprache als Muttersprache auswies, die folgende Volkszählung aber diesen Teil der Bevölkerung als auch ungarisch sprechende Slovaken, oder umgekehrt. Noch häufiger ist der Fall, daß an der slavischen und ruthenischen Sprachgrenze diese beiden Sprachen vertauscht werden.

Das königlich ungarische statistische Zentralamt wendet sich in jedem zweifelhaftem Falle behufs Eruierung der Wahrheit der widersprechenden Daten an Ort und Stelle an die kompetenten Behörden und ist sogar oft bestrebt, durch Entsendung von Zentralbeamten die Frage zu klären, um sich eine, jeden Zweifel ausschließende Gewißheit zu verschaffen. Das statistische Amt erfüllt damit nur eine Pflicht, da seine Aufgabe darin besteht, die unparteiische Wahrheit festzustellen. Ein Irrtum kann in einer so heiklen Frage sehr gefährlich sein, der Selbstbetrug aber rächt sich geradezu.

Dieses inquisitorische Verfahren des Statistischen Amtes läßt die sprachlichen Daten der Volkszählungen immer vollkommener erscheinen. Kleinere Fehler können noch immer vorkommen, doch vermögen diese das Resultat durchaus nicht zu ändern. Es ist jedoch eine Täuschung zu glauben, daß Irrtümer nur zugunsten der ungarischen Sprache vorkommen. Solche kommen auch zum Nachteil der ungarischen Sprache vor, insbesondere bei den Gläubigen der beiden griechischen Kirchen, bei denen das allgemeine Bewußtsein die Religion so sehr mit der Nationalität verknüpft, daß in mehr als einem Falle kern-magyarische Zählkommissäre Griechisch-Katholische ungarischer Zunge als Rumänen eingetragen haben. In der jüngsten Zeit trat auch der nationalistische Fanatismus in die Rampe. Bei der jüngsten Volkszählung hatten wir Beispiele, daß Griechisch-Katholische rein ungarischer Zunge, die der rumänischen Sprache gar nicht, oder kaum mächtig waren, infolge Aufhetzung ihrer Geistlichen sich als Rumänen bekannten und daran halstarrig festhielten.

Derartige Fehler haben — wie bemerkt — keine besondere Wirkung, und wir können nicht nur die nationalistischen Ergebnisse der jetzigen Volkszählung als der Wahrheit entsprechend betrachten, sondern auch den Vergleich mit den Resultaten der früheren Volkszählungen mit voller Beruhigung anstellen.

Die jüngste Volkszählung fand in der insgesamt 20886000 Seelen ausmachenden Bevölkerung des ungarischen Reichs 10050000 unga-

rischer Mutterzunge. Eine so große Zahl hätten wir vor einigen Jahrzehnten nicht einmal zu träumen gewagt. Im Jahre 1880 betrug die Gesamtzahl der Bewohner ungarischer Mutterzunge, ohne das Militär, das unsere Statistik damals der Muttersprache nach nicht detailliert hat, nur 6 445000. Die Zunahme überstieg daher während 30 Jahren 3 600 000 und betrug daher nicht weniger als 55,9 %, während sie bei den Bewohnern nicht-ungarischer Zunge 18,8 % ausmachte. Die Zunahme der Bewohner ungarischer Zunge war daher während der verflossenen drei Jahrzehnte dreimal so groß, wie bei denen nicht-ungarischer Zunge.

Diese große Verschiedenheit der inneren Zunahme hat in dem prozentualen Verhältnis, also in den Kräfteverhältnissen eine wesentliche Veränderung hervorgerufen. Im Jahre 1880 waren von der Gesamtbevölkerung des ungarischen Reichs nur 41,2 % ungarischer Mutterzunge, im Jahre 1910 steigerte sich dagegen das Zifferverhältnis des Ungartums schon auf 48,1 %, in der Bevölkerung des ungarischen Mutterlandes aber von 46,6 auf 54,5 %. Heute figuriert daher das Ungartum in der Bevölkerung des ganzen ungarischen Reichs mit einer wesentlich höheren Prozentziffer, als vor 30 Jahren in der Bevölkerung des ungarischen Mutterlandes selbst.

Für uns sind beide Verhältniszíffern wichtig. In der Regel nehmen wir, wenn wir die Nationalitäten-Proportionen prüfen, nur auf die Bevölkerung des ungarischen Mutterlandes Rücksicht. Das erscheint insoweit berechtigt, als die Herrschaft der ungarischen Sprache bei der Drau aufhört, jenseits der Drau aber die der kroatischen Amtssprache beginnt, und zwar mit einer Exklusivität und mit einer weder Recht, noch Billigkeit achtenden Schonungslosigkeit, wofür es hier im Mutterlande nie ein Beispiel gab. Doch gestehen wir offen, ein Beweggrund für unser Verfahren war auch, daß unsere Nationalitätenverhältnisse, wenn wir uns auf das Mutterland beschränken, in einem viel günstigeren Licht erscheinen. Es ist jedoch richtiger, wenn wir beides beachten; nach auswärts aber, wenn wir die Lage des Ungartums mit der staatenbildenden Nationalität anderer Staaten vergleichen, ist die Anwendung der Daten für das ganze Ungarische Reich die allein richtige.

Zur Vergleichung eignen sich hauptsächlich die Nationalitätenverhältnisse Österreichs. Nicht nur, weil Österreich ebenfalls ein Staat stark gemischter Zungen ist, sondern auch kraft des, seit Jahrhunderten zwischen uns bestehenden engen politischen und wirtschaftlichen Bandes. Österreich hat, wenn es im Laufe vieler Jahrhunderte auch aus Ländern und Provinzen verschiedener Sprachen und mit verschiedener historischer Vergangenheit entstanden ist,

seinen Charakter dennoch vom deutschen Elemente erlangt, dem auch das Herrscherhaus angehört, und das in allen Zweigen des Staatslebens die deutsche Sprache zur herrschenden macht. Auch der Zahl nach ist das deutsche Element das stärkste, jedoch nur relativ. Von der absoluten Majorität ist es noch sehr weit und anstatt sich ihr zu nähern, entfernt es sich immer mehr von ihr. Im Jahre 1880 figuriert das deutsche Element unter den österreichischen Staatsbürgern noch mit 36,80 %, im Jahre 1910 aber nur schon mit 35,6 %. Die Differenz ist nicht gar bedeutend, sie beträgt kaum mehr als ein Prozent, doch schon die Tatsache, daß in der Bevölkerung eines Staates die herrschende Rasse selbst ihre frühere Position nicht beizubehalten vermag, sondern entschieden zurückgedrängt wird, ist ein sehr ernstes Symptom. Das Ungartum stand im Jahre 1880 in der Bevölkerdung des ungarischen Reichs nur um 4,4 % besser, als das Deutschtum zur selben Zeit in der Bevölkerung Österreichs, 1910 aber war die Lage des Ungartums schon um 12,5 % günstiger. Ich will nur die Tatsache konstatieren, ohne jede Schadenfreude, denn ich halte es auch aus dem Gesichtspunkte unserer eigenen Interessen für nachteilig, wenn in Österreich das deutsche Element zurückgedrängt würde.

Der Stand des Ungartums in dem Ungarischen Reich übersteigt die Zahl der österreichischen Deutschen schon um 100 000, die am 31. Dezember 1910 9 950 266 ausgemacht hat, während 30 Jahre früher die Zahl der österreichischen Deutschen um anderthalb Millionen größer war, als die der Ungarn.

In unseren Tagen, wo das Gefühl der Rassenzusammengehörigkeit so stark ist, wäre es auch nicht ohne Interesse, die Zahl der außerhalb der Grenzen des Ungarischen Reichs wohnenden Personen ungarischer Muttersprache festzustellen. Dafür haben wir jedoch keine verläßlichen statistischen Daten. Die österreichische Volkszählung weist wohl die in der Bukowina lebenden und dem österreichischen Staatsbürgerverband angehörenden 10 000 Csángós aus, doch macht es die in Österreich lebenden, mehrere 100 000 ungarischen Staatsbürger nicht der Sprache nach ersichtlich. Ebensowenig kennen wir die Zahl unserer in Rumänien lebenden ungarischen Blutsverwandten und selbst von dem Stande des Ungartums, das derzeit in die Nordamerikanischen Vereinigten Staaten ausgewandert ist, sich dort ständig niedergelassen hat, oder nur Arbeit sucht, haben wir keine Kenntnis. Wir müssen jedenfalls einen Unterschied zwischen denjenigen Stammesgenossen, die ihre ungarische Staatsbürgerschaft beibehalten haben und sich nur zeitweilig, hauptsächlich zu Erwerbszwecken in dem Auslande aufhalten, und

denjenigen machen, die aus dem ungarischen Staatsverbande ausgetreten und fremde Staatsbürger geworden sind. Die letzterwähnten sind für das Ungartum endgültig verloren, während die erstgenannten, die zumeist auch ihren ersparten Verdienst nach Hause schicken, lebendige Teile des Nationalkörpers bleiben. Die Gesamtzahl der Personen ungarischer Mutterzunge dürfte wahrscheinlich, wenn wir auch nur die letzterwähnten in Betracht ziehen, nahezu $10^1/_2$ Millionen betragen.

Bleiben wir aber nur bei den zu Hause, im Vaterlande lebenden 10 Millionen; auch das ist eine so ansehnliche Zahl, daß sie uns — hinsichtlich der Zukunft unserer Nation — mit Vertrauen erfüllen kann. Mit den großen Weltnationen können wir uns nicht messen; in der Reihe der kleineren Nationen aber nehmen wir die erste Stelle ein, indem wir die holländische und die skandinavische Nation, wie auch die Nationen der Balkanstaaten weit überflügeln. Die größere Zahl verleiht den Nationen nicht nur politisches Gewicht, sondern erhöht auch wesentlich die Möglichkeit des wirtschaftlichen und des kulturellen Fortschritts. Wohl hängt weder der eine, noch der andere unbedingt von der großen Zahl, sondern von den, in den Nationen verborgenen Fähigkeiten und von der geistigen Energie derselben ab, da wir doch sehen, daß auch kleine Nationen eine hohe Kulturstufe und großen materiellen Wohlstand erlangen können; bei ähnlichen Fähigkeiten jedoch befinden sich Nationen mit großer Bevölkerung bedeutend im Vorteil.

Unwillkürlich drängt sich hier eine sehr wichtige Frage in den Vordergrund, die uns Ungarn am unmittelbarsten interessiert. Diese Frage ist, ob es vorteilhafter ist, wenn eine Nation von kleinerer Zahl der Rasse nach unvermischt einen Staat — selbstverständlich einen kleineren Staat — bildet, oder wenn sie wohl dem Staat die politische Farbe, den politischen Charakter verleiht, daher eine staatenbildende, staatenerhaltende und führende Rolle einnimmt, aber mit Staatsbürgern anderer Zunge vermischt die Rahmen eines größeren Staatsgebildes ausfüllt?

In der Einsprachigkeit liegt ohne Zweifel eine große Stärke und die einsprachigen kleineren Staaten befinden sich in dieser Hinsicht in einer günstigeren Lage, als die gemischtsprachigen größeren Staaten. Ist aber ein solcher gemischtsprachiger Staat nicht ein äußerlich zusammengeklebtes Konglomerat, sondern eine im Verlaufe der Geschichte organisch gebildete Einheit und besitzt die staatenbildende Rasse Talent, Energie und politische Weisheit genug, kurz, vermag ein solcher Staat seine staatliche Existenz und seine Einheit auch trotz der Vielsprachigkeit zu sichern, dann ge-

bührt der Vorzug jedenfalls dem gemischtsprachigen größeren Staat. So wie es aber ein großer Fehler ist, wenn ein gemischtsprachiger Staat diese seine Eigenschaft vergißt und sich einer Kraftentwickelung fähig hält, wie ein einsprachiger Staat mit ähnlicher Bevölkerung (so beruft man sich auch bei uns häufig auf 20 Millionen Ungarn): ebenso ist es entschieden ein Irrtum, wenn die anderssprachige Bevölkerung des Staates als ein staatszerstörender, die Stärke der staatenbildenden Nation abschwächender Faktor betrachtet wird. Die wirtschaftliche Stärke der Anderssprachigen vermehrt die wirtschaftliche Macht des ganzen Landes, die nach außen hin kein geringer Faktor des politischen Gewichtes ist. Auch sonst sind innerhalb des Rahmens eines einheitlichen Staates die Staatsbürger verschiedener Zunge und verschiedener Interessengemeinschaften durch soviel Fäden miteinander verknüpft, daß das oft noch ein stärkeres Band ist, als die Spracheinheit.

Bei unseren Nationalitätenverhältnissen gibt es zahlreiche Faktoren, die die Nachteile der sprachlichen Spaltung wesentlich mildern. Unsere Nationalitäten hatten auf dem Boden des Vaterlandes nie eine besondere staatliche Existenz, selbst die Kroaten nicht, denn das heutige Kroatien — das früher den Namen Slavonien führte — und das heutige Slavonien, das sich früher selbst dem Namen nach nicht von den übrigen Teilen Ungarns unterschieden hat, bildeten integrierende Teile des Ungartums, und wurden die Kroaten aus dem Gebiete des alten kroatischen Königreichs nur durch die türkische Eroberung auf die jetzt von ihnen bewohnten Gebiete verdrängt. Nur ein kleiner Teil des heutigen Kroatiens gehörte zu dem alten kroatischen Königreiche. Sozusagen jede unserer Nationalitäten ließ sich als Gast nach der Landnahme nieder. Sie wurden zum Teil durch die Fürsorge unserer Könige auf die unbewohnten, oder durch fremde Einbrüche entvölkerten Gebiete berufen, mit verschiedenen Privilegien und Wohltaten reichlich versehen; zum Teil aber trieb sie die Unterdrückung, die sie in ihrem ursprünglichen Vaterlande erleiden mußten, zu uns, um sich hier ein besseres Vaterland zu suchen. Bei unseren Nationalitäten kann daher nicht das Bewußtsein früher bestandener und nur vernichteter besonderer staatlichen Existenz wirken, das die Gemüter anderwärts mit so elementarer Kraft zum Lostrennen von der herrschenden Rasse treibt.

Zur Abschwächung der Gegensätze ist auch die in großem Maße vorkommende Blutmischung geeignet. Die heutige ungarische Rasse ist, wenn auch mit vielen ursprünglichen typischen Eigentümlichkeiten durch die Blutmischung mit allen, im Vaterlande wohnenden

Volksrassen zustandegekommen. Andererseits fließt auch in den Adern der Anderssprachigen genug ungarisches Blut und, was noch wichtiger ist, der ungarische Boden hat allen seinen Söhnen seinen Stempel aufgedrückt, und auch die Natur arbeitet dahin, daß sich hier eine einheitliche Rasse bilde. In dieser Hinsicht ist es interessant zu beobachten, wie sehr die in dem ungarischen Tieflande wohnenden verschiedenen Rassen körperlich, geistig und moralisch einen einheitlichen Typus anzunehmen beginnen und wie sehr sie sich von dem, in dem ursprünglichen Vaterlande ihrer Rasse wahrnehmbaren Typus entfernen. All diese Umstände ermahnen uns, uns zu hüten, in unseren Mitbürgern anderer Zunge Gegner zu sehen: sie sind unsere Brüder, denen gegenüber es nur des liebevollen Verständnisses bedarf.

Auch unsere geographische Lage ist ein wichtiger Faktor für den Bestand eines einheitlichen Staates in unserem Vaterlande, und zwar unter der Hegemonie des Ungartums. Unser Bestand, oder richtiger gesagt, die neuerliche Verschmelzung des zerstückelten Ungarns zu einem einheitlichen Staat können wir zum größten Teil dieser günstigen geographischen Lage verdanken. Der Gürtel der Karpaten umgibt das Land wie ein starker Reif, im Süden aber übernehmen die Donau und die Save die zusammenhaltende Rolle der Karpaten. In diesem Lande von elliptischer Form, dessen Knotenpunkt die Hauptstadt des Landes ist und in dem das ganze wirtschaftliche Leben sozusagen dem Mittelpunkt zu gravitiert, ist das Ungartum konzentrisch plaziert und, da es eben die fruchtbarsten Gebiete okkupiert hält, genießt es den sowohl für die innere Erstarkung, wie für die expansive Entwicklung gleichermaßen befähigenden Vorteil dieser konzentrischen Lage in doppeltem Maße.

Für das herrschende Ungartum ist, ganz abgesehen von der in dem größeren Vermögen und in der höheren Kultur liegenden offenkundigen Stärke, auch das ein günstiger Umstand, daß es nicht einer oder zwei Nationalitäten mit nahezu gleichgroßer Zahl, sondern kleineren, zumeist selbst der Rasse nach nicht verwandten Volkselementen gegenübersteht. Nehmen wir die Bevölkerung des ganzen Ungarischen Reichs, so folgen nach den 48,1 % ungarischer Mutterzunge unmittelbar sofort die 14,1 % rumänischer Zunge, dann aber 9,8 % Deutsche, 9,4 % Slovaken, 8,8 % Kroaten, 5,3 % Serben, 2,2 % Ruthenen und 2,3 % Anderssprachige. In dem ganzen Ungarischen Reich, in dem die Proportion der Bewohner ungarischer Muttersprache durch die ungünstige Proportion der Nebenländer wesentlich vermindert ist, erreichen daher die sechs Nationalitäten, die unsere Statistik besonders behandelt und nicht in die Sammel-

gruppe «andere» faßt, insgesamt nicht einmal die Proportion des Ungartums. In der Bevölkerung des Mutterlandes aber machen die Bewohner ungarischer Muttersprache, wie wir gesehen haben, schon eine genug starke absolute Mehrheit der Gesamtbevölkerung aus.

Ohne Zweifel ist es ferner ein großer Vorteil für uns, daß die verschiedenen Sprachgebiete sich nicht so scharf scheiden, wie in Österreich, und daß daher auch bei uns die Gelegenheit auf den Zerfall nach Sprachgebieten nicht so gegeben ist, wie dort. Hier muß eine Sprache herrschen, sonst würde die Verwaltung unmöglich werden, gibt es doch ganze Komitate, auf deren Nationalitätenkarte vier- bis fünferlei Sprachen ein kaleidoskopartiges Bild bieten. Selbst wenn wir die Nationalitäten verwandter Rasse zusammenfassen, was aber mit Rücksicht auf die sprachlichen, kulturellen und anderweitigen Unterschiede richtigerweise kaum geschehen kann, selbst dann steht der ungarischen keine, auch nur entfernt entsprechend kräftige Sprachfamilie gegenüber. Denn nehmen wir sämtliche im Ungarischen Reich wohnenden Völker slavischer Zunge, also die Slovaken, Ruthenen, Kroaten, Serben, Schokatzen, Bunyevatzen usw. zusammen, so stehen den 48,1 % Ungarn nur 27,3 %, im Mutterlande aber nur 18,2 % gegenüber.

In Österreich ist die Lage in dieser Hinsicht eine ganz andere. Nehmen wir die besonderen Nationalitäten einzeln, so stehen den 35,6 % Deutschen 23,0 % tschechisch-mährische und 17,8 % polnische Bewohner gegenüber, so daß demnach die nach dem Deutschtum folgenden zwei Nationalitäten zusammen das Zahlenverhältnis des Deutschtums wesentlich übersteigen. Gruppieren wir aber die einzelnen Nationalitäten nach Volksrassen, so verkümmern sozusagen die 35,6 % Deutschen neben den 60,7 % Slaven. Vor 30 Jahren war die Gesamtproportion der slavischen Völker in Österreich 59,2 %, die der Deutschen aber — wie wir gesehen haben — 36,8 %. — Bei dem Vordringen der slavischen Völker um $1^1/_2$ % sehen wir den Rückfall der Deutschen um 1,2 %, so daß in dem Machtgewichte der Deutschen und der Slaven sich eine Verschiebung von nahezu 3 % zeigt.

Eine ganz andere Richtung hat die Entwicklung in dem Ungarischen Reich. Im Jahre 1880 stand einer Bevölkerung von 41,2 % ungarischer Zunge eine solche von 29,8 % slavischer Zunge gegenüber, während in dem Jahre 1910 48,1 % Ungarn gegenüber nur 27,3 % Slaven stehen. Die Verschiebung zugunsten des Ungartums ist daher 9,4 %.

Die hier mitgeteilten Daten verkünden laut, wie unbegründet die Furcht vor Germanisierung ist, wenn das Deutschtum selbst in Öster-

reich seine frühere Position nicht beizubehalten imstande ist. Dieses Gespenstersehen ist aber auch gefährlich, denn es verdunkelt unseren klaren Blick und erschwert die richtige Erkenntnis unserer wahren Interessen.

Betrachten wir die einzelnen vaterländischen Nationalitäten, so finden wir, daß die Zahl der Bewohner deutscher Zunge im ungarischen Mutterland 1 903 695, im ganzen Ungarischen Reich aber 2 037 777, demnach 10,4 % beziehungsweise 9,8 % der Gesamtbevölkerung ausmachte. Die Zahl der Bewohner deutscher Zunge des Ungarischen Reichs war im Jahre 1880 1 953 991, die Entwicklung weist daher im Verlaufe von 30 Jahren eine Zunahme von insgesamt nur 83836 Seelen, demnach nur 4,3 % auf und ihre Verhältniszifer ist von 12,5 auf 9,8 % gesunken. Dieses außerordentlich ungünstige Ergebnis hat verschiedene Gründe. Der eine Grund ist, daß ein ansehnlicher Teil unserer israelitischen Mitbürger im Jahre 1880 noch die deutsche Sprache als Muttersprache hatte, was heute nur schon bei einem viel kleineren Teil der Fall ist. Auch die rapide Magyarisierung unserer Städte hat die Zahl der Deutschen beträchtlich vermindert, und in der oberen Gegend und in Kroatien-Slavonien kommt sogar das betrübende Symptom der Slavisierung vor. Im jüngsten Jahrzehnt jedoch hat die starke Auswanderung der Deutschen in Südungarn die Vermehrung der Bewohner deutscher Zunge gehemmt. Die schwache natürliche Zunahme der Siebenbürger Sachsen ist ein altbekanntes Übel, dem sich in der jüngsten Zeit noch die Auswanderung anschließt.

Bei den Slovaken ist die innere propagative Kraft eine sehr große, doch wurde ihre Zahl während der ganzen 30 Jahre hindurch ständig durch die Auswanderung vermindert und, wo sie mit dem Ungartum vermischt wohnen, ist auch der Einschmelzungsprozeß bald schwächer, bald stärker, aber fast überall wahrzunehmen. Auch zugunsten der Ruthenen weist unsere Statistik einen bedeutenden Verlust auf, doch ist das nur ein scheinbarer Verlust, da unsere früheren Volkszählungen viele Ruthenen als Slovaken ersichtlich machten, was die jüngste Volkszählung richtig gestellt hat.

Trotzdem ist die Zunahme des Slovakentums dennoch um einiges günstiger, als bei den Deutschen. Die Zahl der Slovaken ist während 30 Jahre um 108 Tausend, das sind 5,8 % gewachsen und von 1 864 529 auf 1 973 228 gestiegen. Ihre Verhältniszifer in der Bevölkerung des Ungarischen Reichs jedoch ist jedenfalls wesentlich zurückgegangen, von 11,9 % auf 9,4 %.

Die Ruthenen wurden gleichfalls durch die Auswanderung stark in Mitleidenschaft gezogen, doch gestaltete sich ihre tatsächliche

Zunahme, teils infolge ihrer starken natürlichen Vermehrung, teils infolge des zum Nachteil der Slovaken erfolgten richtigeren Ausweises genug günstig. Ihre Zahl stieg von 356 072 auf 467 445, was einer Zunahme von 31,3 % entspricht.

Unter allen vaterländischen Nationalitäten verdienen die meiste Aufmerksamkeit die Rumänen, nicht nur kraft ihrer großen Zahl, sondern auch wegen der schroffen Abgeschlossenheit, durch die sie sich so sehr von dem Ungartum absondern. Diese Abgeschlossenheit, die sich oft zum Haß steigert, nährt sich aus einer zweifachen Wurzel. Die eine ist der Fanatismus der zwei griechischen Kirchen, denen das rumänische Volk angehört, die zweite die den dako-rumänischen Ursprung der Rumänen verkündende historische Lüge. Der Fanatismus der zwei nationalistischen Kirchen ist ein unduldbarer Übergriff, denn es ist wahrlich eine undenkbare Lage, daß es in Ungarn Kirchen geben könne, die gegen alles, was ungarisch ist, einen Ausrottungskampf führen, in deren Schoß der Ungar sein Ungartum nicht behalten könne. Die Fabel vom dako-rumänischen Ursprung wurde durch ernste Historiker — unter ihnen auch von Johann Karácsonyi — mit einer, keinen Widerspruch duldenden Entschiedenheit widerlegt, dennoch lebt diese Lüge und gärt in den Seelen und läßt nicht die Kluft überbrücken, die zwischen uns und unseren Brüdern rumänischer Zunge besteht.

Dieser Gegensatz kann aber für uns beide verhängnisvoll werden. Es gibt kaum zwei Völker, deren Interesse so sehr aufeinander anweisen, zur brüderlichen, kameradschaftlichen Eintracht ermahnen würde, als das bei den Ungarn und den Rumänen der Fall ist. So verhielt es sich auch in alten Zeiten. Die heldenhaften Vorfahren des Rumänentums im Hunyader Komitat kämpften in den Schlachten des großen Hunyadi. Heute wäre gegenüber dem slavischen Meer noch eine größere Eintracht notwendig. Eine der höchsten Garantien für den Bestand des unabhängigen, sich entwickelnden Rumäniens ist die starke, einheitliche ungarische Nation, die innerhalb der Monarchie ein Gegengewicht der slavischen Bestrebungen, nach außen hin aber der natürlichste — weil auf Interessengemeinschaft basierende — Bundesgenosse Rumäniens ist. Auch mögen unsere rumänischen Brüder nicht vergessen, daß bei der Gestaltung der Staaten nicht nur die ethnographischen, sondern auch die geographischen Verhältnisse maßgebend sind, und daß die Felsenwand der Karpaten eine scharfe Grenzlinie zwischen Rumänien und dem, von Rumänen bewohnten östlichen Teile Ungarns zieht, so daß die Expansionstendenz Rumäniens durchaus nicht Ungarn sein kann.

Die Zahl der Rumänen stieg während 30 Jahre im Ungarischen

Reich von 2405085 auf 2949900, daher um mehr als eine halbe Million, was eine Zunahme von 22,6% bedeutet. Das Rumänentum hat sonach nahezu die Zahl von 3 Millionen erreicht, dennoch ist seine Verhältnisziffer einigermaßen gesunken: von 15,4% auf 14,1%. Seine Vermehrung ist nicht zu stark, doch weist sie auch keine großen Schwankungen auf: von 1880 bis 1890 machte sie 7,8, von 1890 bis 1900 7,5, von 1900 bis 1910 5,3% aus. Die Abnahme des letzten Jahrzehntes wurde durch die außerordentliche Steigerung der Auswanderung verursacht, die bei der Vermehrung der ganzen Bevölkerung, selbst bei der des Ungartums einen ähnlichen Rückfall herbeiführte. Dem gegenüber weisen sowohl die Deutschen, wie die Slovaken große Schwankungen auf. Bei den Deutschen ist die Vermehrung von 7,9% im folgenden Jahrzehnt auf 0,3% herabgegangen, im letzten Jahrzehnt aber hat sie sogar um 4,6% abgenommen. Die Vermehrung der Slovaken stieg von 2,5% auf 5,2%, wich aber im jüngsten Jahrzehnt wieder einer Abnahme von 2,6%.

Schwieriger ist es, die Entwicklung bei den Kroaten und bei den Serben genau festzustellen, denn die Volkszählung von 1880 hat sie noch zusammengefaßt ausgewiesen und zählte zu ihnen auch noch die Bunyevacen, die Schokacen und andere katholische Südslaven, die eigentlich weder Kroaten, noch Serben sind und die unsere Statistik seit 1900 gesondert ausweist. Der Vergleichung mit dem Zustande vor 30 Jahren halber müssen wir wieder alldiese zusammenfassen und dann sehen wir, daß ihre Zahl seit 1880 um 28,8% zugenommen hat. Ihr Zahlenverhältnis ist im ganzen Ungarischen Reich infolge der starken Entwicklung der Bevölkerung von Kroatien-Slavonien nur mäßig, von 15,0% auf 14,1% zurückgegangen. Viel stärker ist jedoch ihr Rückfall in dem ungarischen Mutterlande von 4,6% auf 3,6%. — Während des jüngsten Jahrzehntes, wo die Absonderung schon erfolgt und die Vergleichung daher möglich ist, erhöhte sich die Zahl der Kroaten von 1682104 auf 1832847, die der Serben aber von 1048645 auf 1106414. Die Zunahme beträgt daher bei den erstgenannten 9,0%, bei den letzterwähnten 5,5%. Da jedoch der überwiegende Teil der Kroaten und Serben in Kroatien-Slavonien wohnt, ist besonders hervorzuheben, daß die Zahl der Kroaten im ungarischen Mutterlande im Jahre 1910 194400, die der Serben nur 461526 ausmachte und ihre zehnjährige Zunahme daher hier 1,8, beziehungsweise 5,4% war. Die Vermehrung der Bewohner kroatischer Zunge war daher im ungarischen Mutterlande eine ganz minimale, die der Serben aber beiläufig eine solche, wie jenseits der Drau.

Auch diese kurze Skizze zeigt, wie sehr die Entwicklung des Ungar-

tums die aller in dem Vaterland wohnenden Nationalitäten überflügelt. Aber nicht nur die Entwicklung der ganzen 30 Jahre ist für uns günstig, sondern auch jedes Jahrzehnt besonders förderte die Sache des Ungartums sicher, ohne Schwanken. Die Zunahme der Bürger ungarischer Muttersprache betrug von 1880 bis 1890 15,2, von 1890 bis 1900 16,9, von 1900 bis 1910 15,0 %. — Die etwas geringere Verhältnisziffer des jüngsten Jahrzehnts wird nicht durch das Vordringen der Nationalitäten, sondern durch die große Auswanderung erklärt, die auch die Zunahme der ganzen Bevölkerung wesentlich herabgedrückt hat. Die Zunahme der Bewohner nichtungarischer Zunge sinkt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Von 1880 bis 1890 machte sie noch 7,9 %, von 1890 bis 1900 nur mehr 5,3 %, im jüngsten Jahrzehnt aber nur gar 3,1 % aus. Hieraus folgt, daß von der Bevölkerungszunahme des Ungarischen Reichs ein immer größerer Teil zugunsten des Ungartums entfällt. Von 1880 bis 1890 nur 57,5 %, von 1890 bis 1900 schon 70,6 %, von 1900 bis 1910 aber 80,1 %. — Noch günstiger ist das Ergebnis in dem ungarischen Mutterlande. Hier sind von der Gesamtzunahme der Bevölkerung auf die Bewohner ungarischer Mutterzunge in den achtziger Jahren 67,5, in den neunziger Jahren 79,0, im jüngsten Jahrzehnt aber 90,6 % entfallen.

Die Nationalitäten okkupieren bekanntlich im überwiegenden Maße die Peripherien und wird der, das Ungartum umgebende Nationalitäten-Gürtel eigentlich nur durch das Széklertum unterbrochen, das sich bis zur Landesgrenze ausdehnt, aber selbst die einzelnen, der Landesgrenze zugewendeten Punkte der Székler Grenzkomitate wurden von Bewohnern rumänischer Zunge okkupiert.

Der Nationalitäten-Gürtel ist am schmalsten an der Westgrenze und übersteigt stellenweise kaum die Breite von 10—15 Kilometer. Über den Kroaten der Murinsel, unmittelbar an der steierischen Grenze befinden sich die Slovenen, deren Zahl kaum Hunderttausend erreicht, und unter denen die ungarische Sprache sich entsprechend verbreitet. Nördlich von den Slovenen beginnt der Gürtel deutscher Zunge mit kroatischen Inseln und hie und da mit einer vorgeschobenen ungarischen Gemeinde vermengt. Das kompakte Deutschtum erstreckt sich auf die drei Komitate Vas, Sopron und Moson, in welchen drei Komitaten bei einer, 1,2 Millionen Seelen ausmachenden Bevölkerung im Jahre 1910 585000 Ungarn, 332000 Deutsche gegenüberstanden. Das Ungartum schreitet aber auch hier vor. Sein Zahlenverhältnis stieg während der letzten drei Jahrzehnte von 41,6 % auf 48,7 %, während das der Bevölkerung deut-

scher Zunge von 33,8 % auf 27,6 % gesunken ist. Das perzentuelle Vordringen des Ungartums ist etwas größer, als der Rückgang des Deutschtums, weil das Ungartum auch bei den Bewohnern kroatischer und slavonischer Zunge Eroberungen machte.

Das ist jedenfalls ein schöner Fortschritt, doch ist er mehr nur der intensiveren Entwicklung der ungarischen Gegenden und der geringen Verschiebung der Sprachgrenze zu verdanken, das Gebiet nicht-ungarischer Zunge aber wurde durch die Magyarisierung kaum berührt. In den drei westlichen Bezirken des Komitats Sopron ist das Verhältnis der Bewohner ungarischer Muttersprache auch gegenwärtig nur 7,2 %, in dem Nagymártoner Bezirk erreicht es sogar kaum die 5 %, aber auch in dem Németujvárer Bezirk des Komitates Vas übersteigt es kaum die 5 %. Auch die ungarische Sprache ist in diese abgeschlossenen Nationalitätengebiete kaum eingedrungen: in dem Németujvárer Bezirk betragen die Ungarischsprechenden kaum 15,5 % und auch in dem Nagymártoner Bezirk nur 19,0 % der Bevölkerung. Interessant ist, um wie viel besser die Sache des Ungartums in den zwei westlichen Bezirken des, eine absolute deutsche Mehrheit aufweisenden Komitates Moson ist, wo die Bewohner ungarischer Mutterzunge 18,0, die der ungarischen Sprache mächtigen aber 44,5 % der Bevölkerung ausmachen. In diesem ganzen Komitate ist die Entwicklung des Ungartums auch sonst staunenswert, da sich die Verhältniszіffer während der jüngsten zehn Jahre von 29,0 % auf 34,9 % erhöht hat. Ohne Zweifel trägt hiezu der leichte Verkehr mit dem kernungarischen Komitate Győr und mit den ungarischen Gemeinden des Komitates Sopron bei, doch sicherlich ist das zu noch größerem Teile dem lebhaft pulsierenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben zuzuschreiben, dessen Segnungen begeisterte ungarische Männer der Bevölkerung des genannten Komitates zukommen lassen. Auch das dient als Fingerzeig dafür, welch große, ersprießliche Wirkung die selbstlose soziale Arbeit auch aus nationalem Gesichtspunkt haben kann.

Ein solch soziales Werk ist — wenn auch nicht so intensiv — auf dem anderen großen Gebiete des transdanubischen Deutschtums, in den Komitaten Baranya und Tolna im Zuge. Hier ist die Verhältniszіffer der Bewohner mit ungarischer Mutterzunge während 30 Jahre von 58,6 % auf 62,8 % gestiegen, die der Deutschen aber von 33,5 % auf 30,1 % gesunken. Es ist also weder die Steigerung, noch das Sinken so groß, wie in den westlichen Grenzkomitaten. Der Grund dessen liegt jedoch in der schwachen natürlichen Vermehrung der Bevölkerung ungarischer Mutterzunge; das Ver-

brechen des Einkindersystems hat eben die Bevölkerung dieser zwei Komitate am stärksten infiziert. Ohne die Assimilation der anderssprachigen ist die Verhältnisziffer des Ungartums in diesen zwei Komitaten wahrscheinlich zurückgegangen.

Ich kann mich auf die genugsam behandelte, aber überhaupt nicht sanierte Frage des Einkindersystems hier nicht einlassen, wenn ich aber die numerische Kraft des Ungartums messe, ist es unmöglich, nicht auf die fürchterliche Gefahr hinzuweisen, die unsere Rasse durch die Verbreitung des Einkindersystems immer mehr bedroht. In den Komitaten Baranya, Tolna und sogar in Somogy und in anderen Komitaten gibt es Gemeinden, in denen auf 1000 Seelen heute nur schon 10—15 Geburten entfallen und die Mortalität die Zahl der Geburten schon fast ständig übersteigt.

Kehren wir zu dem, von unseren Grenzen aus sich ausdehnenden Nationalitäten-Gürtel zurück, so finden wir, daß nördlich von der Donau die große Masse der Slovaken beginnt, die das Ungartum im Westen fast bis zur Donau hinab drängt, während gegen Osten das ungarische Sprachgebiet sich immer mehr nach Norden hin vordrängt. Auf diesem Gebiete jedoch, das vom Komitat Pozsony bis zum Komitat Ung sich ausdehnt, wohnt kein homogenes Slovakentum. Das nordwestliche Slovakentum unterscheidet sich sprachlich wesentlich von dem östlichen und das Slovakentum längs der mährischen Grenze weist sogar im Dialekt auch gegenüber dem, mit dem östlichen sich berührenden westlichen Slovakentum einen nicht geringen Unterschied auf.

Auf dem geschlossenen Sprachgebiet des nordwestlichen Slovakentums hat die jüngste Volkszählung mehr als eine Million Seelen ausgewiesen, auf dem geschlossenen Sprachgebiet des östlichen Slovakentums aber kaum mehr als eine halbe Million. Das geschlossene Sprachgebiet des westlichen Slovakentums wird außer den ungarischen Sporaden auch durch deutsche Inseln unterbrochen, und in der Árva taucht sogar das Polentum auf. Noch weniger rein slovakisch ist das Sprachgebiet des östlichen Slovakentums. Dort ist das ungarische Element etwas stärker, noch mehr aber das deutsche, während das Ruthenentum so vermischt mit dem Slovakentum wohnt, daß es im Komitat Ung dieses schon in großem Maße überflügelt.

Das nordöstliche Gebiet der Bewohner slovakischer Zunge wird mit Recht in nationalistischer Hinsicht für einen der am meisten gefährdeten Teile unseres Vaterlandes gehalten. Die tschechische Kultur und die wirtschaftliche Kraft, die in Mähren und in Schlesien

einen so siegreichen Kampf gegen das zivilisierte und vermögende Deutschtum führt, trachten — indem es die Sprachverwandtschaft benützt — ihr Eroberungswerk auch auf das ungarländische Slovakentum auszudehnen und zwar, wie wir bekennen müssen, nicht ohne jeden Erfolg. Trotzdem gewinnt auch hier das Ungartum immer mehr an Boden. Im Jahre 1880 hat die Zahl der Bewohner ungarischer Zunge auf dem geschlossenen nordwestlichen slovakischen Sprachgebiete kaum Zwanzigtausend überstiegen, im Jahre 1910 aber erreichte es schon fast 100000 und stieg von 2,3 % auf 8,8 %. — Seine Prozentziffer ist aber auch so noch sehr gering. Der Wert unseres Gewinns verliert auch dadurch sehr viel, daß das wertvolle deutsche Element ständig und in großem Maße sinkt; die Proportion der Bewohner slovakischer Sprache ist (auch die jetzt besonders ausgewiesenen Polen im Komitat Árva mitgerechnet) von 84,9 % nur auf 79,7 % gesunken, die Kräfteverhältnisse sind daher noch immer ungünstig. In ganze Gegenden ist die ungarische Sprache in so geringem Maße eingedrungen, daß wir eine ganze Reihe von Bezirken sehen, in denen die Bewohner ungarischer Zunge nur 1—2 % der Bevölkerung ausmachen und auch die Ungarisch sprechenden die 5—6 % kaum übersteigen.

Solchen Bezirken begegnen wir übrigens auch auf dem geschlossenen Gebiet des östlichen Slovakentums, das doch bisher den aggressiven Bestrebungen der Tschechen viel weniger ausgesetzt war, doch hatte dieses gute slovakische Volk, entfernt von dem ungarischen Sprachgebiet und in Ermangelung stärkerer Kultureinflüsse nicht Gelegenheit, sich die ungarische Sprache anzueignen. Noch interessanter als die geschlossenen slovakischen Sprachgebiete ist die ungarisch-slovakische Sprachgrenze, bei der auch schon Gelegenheit zur Assimilation gegeben ist. Die Sprachgrenze ist der Kampfplatz, auf dem die für das Schicksal der Rassen entscheidenden Kämpfe ausgefochten werden. Es ist bekannt, daß das Ungartum auch noch im XVII. Jahrhundert sowohl im Westen, wie im Osten viel mehr nach Norden hingedrungen war, als gegenwärtig, und so müssen wir daher eigentlich das verlorene Terrain neuerlich okkupieren. Das Ergebnis der jüngsten Jahrzehnte ist für uns günstig genug, doch zeigen unsere Daten auch hier deutlich, daß das westliche Slovakentum einen viel zäheren Widerstand bekundet, als das östliche. An der westlichen ungarisch-slovakischen Sprachgrenze stieg die Proportion der Bewohner ungarischer Mutterzunge seit 1880 von 58,0 % auf 62,2 %, während die Bewohner slovakischer Zunge von 39,8 % auf 33,6 % zurückgegangen ist; an der östlichen Sprachgrenze dagegen stieg die Proportion des Ungartums sprung-

weisé von 73,0% auf 81,6%, während die der Slovaken von 21,3% auf 14,2% gesunken ist.

Es ist eigentümlich, wie sehr gut das verhältnismäßig geringe Slovakentum jenseits der Donau sich hält. Seine Verhältniszíffer ist von 0,9% nur auf 0,8% gesunken; doch noch interessanter ist, daß das in den Gebirgen der Komitate Bihar und Szilágy angesiedelte geringe Slovakentum inmitten der rumänischen Masse sich während 30 Jahre an Zahl verdoppelt hat und auch in der perzentuellen Proportion fortgeschritten ist. Diese überraschende Erscheinung wird durch die Isoliertheit und die außerordentlich große natürliche Vermehrung der dortigen Slovaken erklärt. Ganz anders ist die Lage des Slovakentums im Tieflande, das dort der Zahl nach wohl ansehnlich ist, aber mit dem Ungartum stark vermischt und in fortwährendem Verkehr lebt. Ihre Zahl ist von 142000 auf 134000 zurückgegangen, daher entschieden gesunken. Das Slovakentum in den südlichen Gegenden hat der absoluten Zahl nach wohl zugenommen, doch vermochte es nicht seine frühere Proportion beizubehalten, während das Ungartum auf demselben Gebiete um 7—8% mehr okkupiert hat, größtenteils von der dortigen Bevölkerung, als 30 Jahre früher. Von einer Assimilation des Slovakentums in diesen südlichen Gegenden kann kaum gesprochen werden. Mit dem Ungartum stehen sie in keiner Berührung und auch der ungarischen Kultur öffnen sie nicht leicht ihre Seele. In der jüngsten Zeit ist auch die sprachliche Umschmelzung des tiefländischen Slovakentums nicht überall so erfreulich fortgeschritten, wie es durch die Verhältnisse begründet wäre. Der natürliche Prozeß wird, wie es scheint, durch nationalistische Agitationen aufgehalten. Das Ungartum vermochte sowohl in Békés, wie auch in Csanád nur um ein einziges Prozent vorwärts zu schreiten, aber auch dieser Gewinn fällt nicht zu Lasten der Slovaken, deren Zahlenverhältnis in Békés von 23,1% nur auf 22,4%, in Csanád aber von 12,3% nur auf 11,8% zurückgegangen ist. Das einzige Komitat Árva ausgenommen gibt es selbst auf dem westlichen slovakischen und auf dem slovakisch-ungarischen Sprachgebiet kein Komitat, das während des jüngsten Jahrzehnts in der Magyarisierung ein so geringes Ergebnis aufweisen würde, wie die Komitate Békés und Csanád. Zum Glück ist das Ungartum in diesen Komitaten so stark (es beträgt fast drei Viertel der gesamten Bevölkerung), daß eine nationalistische Gefahr hier nicht zu befürchten ist.

Viel schwieriger ist die Lage des Ungartums im Süden, d. i. in den Komitaten Bács, Torontál, Temes und Krassó-Szörény. Im Komitat Bács haben noch die Bewohner ungarischer Zunge mit

42,3 % die relative Mehrheit, ihnen folgen die Deutschen mit 28,3 %, die Serben mit 18,6 %. — In Torontál kommen vor den 21,0 % Ungarn die Serben mit ihrer Proportion von 32,2 %, die Deutschen mit der von 26,6 %, und hier ist auch schon das Rumänentum mit 14,5 % ein beachtenswerter Faktor. Im Komitat Temes stehen den 11,9 % Ungarn schon 40,1 % Rumänen, 30,1 % Deutsche und 14,4 % Serben gegenüber. In Krassó-Szörény aber verschwinden nahezu die 7,3 % des Ungartums bei den 72,1 % des Rumänentums. Hier repräsentiert auch das Deutschtum nur 12,0 %. — Die Kräfteverhältnisse verschlechtern sich daher nach Osten hin immer mehr. Werden auch die Städte mit Munizipalrecht hinzugerechnet, so hat sich das Ungartum im ganzen Süden seit 1880 sehr schön vermehrt, und zwar von 20,2 % auf 27,2 %. — Sein spezifisches Gewicht jedoch ist bedauerlicherweise nicht in ähnlichen Verhältnissen gewachsen, da es unter den Ungarn sehr viele besitzlose Taglöhner und Gesinde gibt, deren wirtschaftliches und politisches Gewicht nicht eben groß ist. Welch anderen Charakter hätte heute der südliche Teil Ungarns aus nationalistischem Gesichtspunkte, wenn der ungarische Staat die riesigen Staatsdomänen, die er sozusagen verschleudert hat, klug und zu Ansiedlungen verwendet hätte. Ein sehr großer Fehler war ferner, daß wir die Gelegenheit, die sich zum Ankauf der Domänen der österreich-ungarischen Staatseisenbahn-Gesellschaft geboten hat, versäumt haben.

Das Deutschtum ist auch dem Vermögen nach im Süden ein wertvolles Element, doch sinkt es numerisch stark, besonders in dem jüngsten Jahrzehnt. Seine Verhältnisziffer ist seit 1880 von 24,3 % auf 21,7 % zurückgegangen, was aber hauptsächlich durch das ungünstige Ergebnis des jüngsten Jahrzehntes verursacht wurde. Abgesehen von den Städten, wo der Prozeß der Magyarisierung die Zahl der Deutschen vermindert, ist ihre Verhältnisziffer im jüngsten Jahrzehnt im Komitat Bács von 29,7 % auf 28,3 %, in Temes von 32,7 % auf 30,1 %, in Torontál von 29,9 % auf 26,6 % gesunken. Der Rückgang ist am geringsten im Komitat Krassó-Szörény, wo er nur ein halbes Prozent ausmacht. Dieser Rückfall der Deutschen wurde durch die sehr große Auswanderung verursacht und bedeutet zugleich eine absolute Abnahme. Gegenüber dem Rückgang des deutschen Elements steigerte sich die Verhältnisziffer der Serben im Komitat Temes von 13,8 % auf 14,4 %, in Torontál aber von 31,2 % auf 32,3 %.

In der babylonischen Buntheit des südlichen Ungarns gelangt nur in einem Komitate, in Krassó-Szörény, eine Sprache, die rumämänische, zur absoluten Mehrheit, indem sie 72,1 % der Bevölkerung

ausmacht. Nur ist eben dieses Komitat einer der stagnierendesten Teile des Rumänentums, mit einem niedrigen Geburtenverhältnis und mit geringer Vermehrung. Seine Zahlenproportion ist infolgedessen seit 1880 stark zurückgegangen, von 78,5 % auf 72,1 %, der Verlust betrug auch während des jüngsten Jahrzehnts zwei ganze Prozent. Im Komitat Temes ist seine Zahlenproportion während 30 Jahre von 44,3 % auf 40,1 %, in Torontál von 15,8 % auf 14,5 % gesunken, am wenigsten daher in dem letztgenannten Komitate. Hier sind die Vorposten des Rumänentums fast bis zur Theiß vorgedrungen.

Viel stärker, als das Rumänentum im südlichen Ungarn, entwickeln sich die nördlich der Maros, in den Komitaten Arad, Csanád, Békés und im südlichen Teile des Komitats Bihar wohnenden Rumänen, die ebenfalls überwiegend der griechisch-orientalischen Religion angehören und sich während 30 Jahre um 30,4 % vermehrt haben, während die Zunahme bei dem südlichen Rumänentum nur 10,7 % ausmachte. Während des jüngsten Jahrzehnts haben sich die Bewohner rumänischer Zunge in den Komitaten Békés und Csanád wohl nur kaum vermehrt, dagegen überstieg ihre Zunahme in den Komitaten Arad und Bihar die absolute Vermehrung der Bevölkerung, im Komitate Bihar sogar auch die des Ungartums. Aber auch auf diesem, dem Rumänentum günstigen Terrain gelangte während der verflossenen drei Jahrzehnte das Ungartum in Vorteil. Im Jahre 1880 standen 41,2 % Ungarn noch 49,6 % Rumänen gegenüber, im Jahre 1910 aber war ihre Zahlenproportion sozusagen vollkommen gleich: 46,0 und 46,1 %.

Noch stärker ist das Vordringen des Ungartums auf dem Gebiete des überwiegend griechisch-katholischen nordöstlichen Rumänentums, zu dem wir die Bezirke Érmihályfalva, Székelyhid und Margitta des Komitats Bihar, das ganze Komitat Szilágy, mit Ausnahme der rein-ungarischen Bezirke des Komitats Szatmár, den Bezirk jenseits der Theiß des Komitats Ugocsa, die von Rumänen bewohnten Bezirke des Komitats Máramaros, das ganze Komitat Besztercze-Naszód und die Bezirke Csákigorbó, Kápolnokmonostor, Magyarlápos und Nagyilonda des Komitats Szolnok-Doboka gerechnet haben. Hier hat sich die Proportion des Ungartums von 32,9 % auf 38,8 % erhöht, während die des Rumänentums von 52,6 % auf 48,3 % gesunken ist, so daß dieses seine absolute Mehrheit verloren hat. Jetzt stehen auf diesem Gebiete 436 439 Ungarn 543 896 Rumänen gegenüber.

Auf den, von hier südlich gelegenen Gebieten, deren Schwerpunkt auf der Mezőség liegt, zu der wir den südöstlichen Teil des Komitats

Szolnok-Doboka, das ganze Komitat Kolos, mit Ausnahme des Topánfalvaer Bezirkes das Komitat Torda-Aranyos, vom Komitat Alsó-Fehér den Marosujvárer Bezirk, Kis-Küküllő, Maros-Torda und den Gyergyóer Teil des Komitats Csik zählten, auf welchem Gebiet gegenwärtig 427753 Ungarn 518535 Rumänen gegenüberstehen, behält das Rumänentum seine Zahlenproportion viel zäher bei, da dieses während 30 Jahre von 53,4 % nur auf 51,2 % gesunken ist, während das Ungartum von 37,5 % auf 42,3 % gestiegen ist. Das Rumänentum des Königsbodens, zu dem wir außer den Komitaten Szeben und Nagy-Küküllő auch noch den Topánfalvaer Bezirk, mit Ausnahme des Marosujvárer Bezirks das ganze Komitat Alsó-Fehér, schließlich das ganze Komitat Fogaras mitgerechnet haben, hat seine Position noch besser beibehalten, indem es von 69,7 % nur auf 68,7 % zurückgegangen, das Ungartum aber von 7,1 % nur auf 10,0 % gestiegen ist. Am günstigsten jedoch ist die Entwicklung des Brassó-Háromszékler Rumänentums, das von 22,2 % auf 23,3 % gestiegen ist. Das Ungartum konnte hier nur kaum seine Proportion von 63,7 % beibehalten, was aber ebenfalls nur der großen Vermehrung des Ungartums in der Stadt Brassó zu verdanken ist. In Háromszék sehen wir einen ständigen Rückgang des Ungartums und ein ständiges Vordringen des Rumänentums. Die Zahlenproportion des Ungartums war bei den jüngsten vier Volkszählungen: 86,6, 85,2, 85,0 und 83,4. — Es ist das ein interessantes Symptom, denn das Rumänentum stört derart das einheitliche ungarische Sprachgebiet des Székler Bodens und dringt, was noch gefährlicher ist, von den Grenzen vor, wodurch es auch die letzten Überbleibsel der alten ungarischen Grenzschutzlinie mit Vernichtung bedroht. Auch in dem anderen, an der Grenze gelegenen Székler Komitat, dem Komitat Csik, ist die Situation nicht beruhigend. Drei Volkszählungen haben das langsame Zurückdrängen des Ungartums von 87,0 auf 86,6 und dann auf 86,4 % nachgewiesen. Während des jüngsten Jahrzehnts ist überhaupt keine Änderung eingetreten, während man doch von dem großen Aufschwunge, den die Holzindustrie dort genommen hat, eine numerische Erstarkung des Ungartums hätte erwarten können.

In den Siebenbürger Teilen sehen wir eine intensivere Entwicklung des Ungartums nur in dem Komitat Hunyad. Hier haben die Berg- und Industrieunternehmungen die Proportion des Ungartums rapid gesteigert, während 30 Jahre von 5,1 auf 15,5 %. — Doch ist das nur eine Ausnahme, im allgemeinen vermochten wir im Osten gegen das Rumänentum, hauptsächlich während des jüngsten Jahrzehnts, kaum auch nur einen Schritt nach vorwärts zu machen. Im

Komitat Kolos erhöhte sich die Proportion des Ungartums trotz der Ansiedelungen von 26,8 nur auf 26,9, in Torda-Aranyos aber von 25,4 nur auf 25,6, sie ist also sozusagen unverändert geblieben. Gering ist der Fortschritt auch in den Komitaten Alsó-Fehér, Kis-Küküllő, Szolnok-Doboka, während wir in Maros-Torda um ein halbes Prozent zurückgegangen sind und auch im Komitat Bihar unsere frühere Position nicht beizubehalten vermochten.

Nach diesem territorialen Überblick müssen wir noch eine kleine Zusammenfassung vornehmen, indem wir den Teil diesseits und den jenseits des Königssteigs unseres Vaterlandes einer besonderen Prüfung unterziehen. Das Kräfteverhältnis des Ungartums war auch früher schon hier und dort ein sehr verschiedenes, hat sich aber während der jüngsten 30 Jahre noch mehr verschoben. Im Jahre 1880 hatten wir selbst diesseits des Königssteigs nicht ganz die absolute Mehrheit, doch stieg unsere Zahlenproportion während 30 Jahre von 49,5% auf 57,9%; jenseits des Königssteigs erhöhte sie sich von 30,3% auf 34,3%, während eben dort die Proportion des Deutschtums von 10,2% auf 8,7% zurückgegangen ist, so daß selbst diese zwei zusammen nicht die Proportion erreichen, die vor 30 Jahren das Ungartum allein diesseits des Königssteigs hatte. Auch diese Zahlen zeigen deutlich, daß die ungarische nationale Politik den Siebenbürger Teilen besondere Aufmerksamkeit zuwenden müsse. Eine ihrer ersten Aufgaben, für die — Gott sei Dank — die ermutigende Anregung auch schon erfolgte, ist das gegenseitige Verständnis und die vorbehaltlose Waffenbrüderschaft mit den Sachsen. Ihre nationale Empfindsamkeit muß im größten Maße geschont werden, ihre Magyarisierung kann nicht unser Ziel sein und wäre auch eigentlich zwecklos, da sie auch bei Beibehaltung ihrer Nationalität kraft ihrer großen wirtschaftlichen, sittlichen und Intelligenz-Stärke Stützen des ungarischen nationalen Staats sein können, an den sie auch ihr eigenes wohlverstandenes Interesse knüpft. Auch ihre geographische Plazierung ist eine derartige, daß sie nicht dem Ungartum gegenüberstehen, sondern gegenüber den Rumänen sehr wichtige Schutzlinien okkupiert halten. Die Interessensphäre und das Expansionsgebiet des Ungartums sind außer dem Székler Boden die Mezőség, die Täler der Szamos, der Maros und der Kis-Küküllő, die der Sachsen aber das Tal der Nagy-Küküllő, das von diesem südlich gelegene Gebiet und das Komitat Besztercze-Naszód. Das Bestreben des Sachsentums nach Erstarkung ist auf den letzterwähnten Gebieten nicht nur berechtigt, sondern auch wünschenswert und, da ihre natürliche Vermehrung eine sehr schwache ist, wäre zu wünschen, daß

sie ihre numerische Kraft durch Ansiedelungen erhöhen, damit sie nicht durch die Masse der Rumänen endgültig überschüttet werden. Nur kurzsichtige Befangenheit könnte bei dem Anblick derartiger Ansiedelungen in Klagen ausbrechen und über die Gefahr der Germanisierung jammern. Die Stärkung des Sachsentums ist entschieden auch ein ungarisches nationales Interesse.

Haben wir doch auch auf den zur ungarischen Interessensphäre gehörenden Gebieten genug zu tun. Wir müssen darauf achten, daß dort der ungarische Besitz nicht in fremde Hände gelange, wir müssen durch die Entwicklung der Industrie und der Städte aber die Zahl des Ungartums steigern. Welch mächtigen Aufschwung die Großindustrie dem Ungartum verleiht, das beweist das Beispiel der Petrozsényer Montangegend. In dem Petrozsényer Bezirk gab es im Jahre 1880 nur 1519 Bewohner ungarischer Muttersprache, das waren 9,5 % der Bevölkerung, im Jahre 1900 aber erhöhte sich die Zahl der Ungarn auf 20994 und machte damals schon 42,0 % der Bevölkerung aus.

Die magyarisierende Wirkung der Städte wurde schon viel betont, kann aber nicht genug betont werden. Bei der Leuchte unserer neueren Daten will ich mich daher mit der Entwicklung des Ungartums in unseren Städten ein wenig eingehender beschäftigen. Die Städte des alten Ungarns waren zumeist fremdsprachig, die Städte des neuen Ungarns aber sind, selbst auf den nationalistischesten Sprachgebieten vorgeschobene Basteien des Ungartums. In der ganzen Reihe unserer Städte spielte sich eine gleichsam beispiellose Umgestaltung vor unseren Augen ab. Mit gutem Beispiele ging die Hauptstadt des Landes, Budapest, voran. Noch im Jahre 1880, als wir doch schon auf dem Gebiete der Magyarisierung bedeutend fortgeschritten waren, waren nur 56,8 % der Bewohner der Hauptstadt Ungarn, im Jahre 1890 schon 66,4, im Jahre 1900 79,3, im Jahre 1910 aber schon 86,3 %. — Die Proportion der Bewohner deutscher Zunge ist während derselben Zeit von 34,2 % auf 8,8 %, die der Slovaken von 6,2 auf 2,3 % zurückgegangen.

Nehmen wir unsere sämtlichen Städte mit Munizipalrecht und mit geregeltem Magistrat, so hat sich die Zahlenproportion des Ungartums während 30 Jahre von 63,3 % auf 77,2 % erhöht. Betrachten wir die beiden Gruppen unserer Städte besonders und lassen wir Budapest außer Berechnung, so hat das Ungartum in den Städten mit Munizipalrecht und mit geregeltem Magistrat ziemlich gleichmäßig an Terrain gewonnen, indem die perzentuelle Verhältnisziffer bei den ersterwähnten von 63,6 auf 72,7, bei den letzterwähnten von 65,4 auf 74,7 gestiegen ist.

In der Bevölkerung unserer Städte erhöht sich die Zahlenproportion des Ungartums nicht nur auf den ungarischen Sprachgebieten und an den ungarischen Sprachgrenzen, sondern selbst auch auf den fremden Sprachgebieten. Es ist nicht ohne Interesse, die 30jährige Entwicklung auch in dieser Richtung zu beobachten.

Die Zivilbevölkerung unserer Städte betrug im Jahre 1910 3 624 212 Seelen, und wenn wir die 863 735 betragende Bevölkerung in Budapest abrechnen, 2 760 477. — Etwas mehr als die Hälfte der letzterwähnten (1 416 103 Seelen) wohnten in Städten, die sich auf rein ungarischem Sprachgebiet befinden. In diesen ist die Proportion des Ungartums von 91,8 % auf 94,9 % gestiegen.

Auf rein deutschem Sprachgebiet liegen nur drei Städte: Sopron, Kismarton und Ruszt mit insgesamt 36 075 Bewohnern, unter denen die Zahlenproportion des Ungartums sich von 18,9 auf 40,5 erhöht hat, während die der Deutschen von 75,8 auf 55,6 % gesunken ist. Es ist das ein glänzender Beweis für die assimilierende Kraft der Kultur unserer Städte, obwohl es außer Zweifel steht, daß die Attraktion der Stadt Sopron über das schmale deutsche Sprachgebiet hinaus und auch auf den ungarischen Teil des Komitats wirkt.

Auf dem ungarisch-deutschen Sprachgebiet, zu dem überwiegend transdanubische Städte gehören, unter ihnen auch Pécs, stieg das Ungartum von 56,5 % auf 69,9 % und sank das Deutschtum von 18,2 auf 11,0 %. — Noch interessanter ist jedoch, daß in dem, auf einem gemischt ungarischen, deutschen und slovakischen Sprachgebiet liegenden Pozsony das Ungartum seit 1880 von 15,7 % auf 19,9 %, dann auf 30,5 und schließlich auf 40,6 % gestiegen, während das Deutschtum von 65,6 auf 59,9, dann auf 52,2 und schließlich auf 41,9 % gesunken ist, so daß es im Jahre 1910 die Proportion des Ungartums schon kaum überstiegen hat. Das ist in Anbetracht der Nachbarschaft des österreichischen Deutschtums und der Nähe von Wien, mit welcher Stadt Pozsony durch die Bahn und durch die Schiffahrt in lebendigem Verkehr steht, ein glänzender Triumph des Ungartums. Auch das Slovakentum vermochte in Pozsony nicht sehr an Terrain zu gewinnen, obwohl wir hier von einem Rückgang kaum sprechen können, da die Proportion von 15,7 auf 14,9 % gesunken, während des jüngsten Jahrzehntes aber sogar wieder ein wenig gestiegen ist.

Ebenso ist die Steigerung des Ungartums von 5,1 auf 21,7 % auf dem deutsch-slovakischen Sprachgebiete, zu dem nur einige kleine oberungarische Städte mit geregeltem Magistrat gehören, ziemlich bedeutend, doch nimmt bedauerlicherweise auch die Slavonisierung in großem Maße zu. Die Proportion der Deutschen ist von 70,5 auf

42,4 % zurückgegangen, die der Slovaken jedoch von 23,4 auf 34,1 % gestiegen.

In den Städten des deutsch-rumänischen Sprachgebietes, wohin außer Temesvár ein großer Teil der Siebenbürger sächsischen Städte gehört, erhöhte sich das Ungartum von 16,6 auf 31,7, das Rumänentum von 16,3 auf 19,2, während die Deutschen von 60,0 auf 44,6 % gesunken sind. Für uns hat Temesvár, dieser außerordentlich wichtige Punkt Südungarns besonderes Interesse; hier haben sich die Sprachenverhältnisse, wenn wir nur die wichtigeren hervorheben, bei den jüngsten vier Volkszählungen folgendermaßen gestaltet, wobei wir auch die Bevölkerung des, in der jüngsten Zeit mit Temesvár vereinigten Mehale in die Daten der früheren Volkszählungen aufgenommen haben:

	in 1880 %	in 1890 %	in 1900 %	in 1910 %
Ungarn	20,4	24,7	32,9	40,5
Deutsche	53,6	53,3	50,6	43,9
Rumänen	13,7	12,4	10,3	9,7
Serben	6,6	5,3	3,9	4,1

Temesvár liegt entfernt von dem ungarischen Sprachgebiet, weder das Infiltrieren des Ungartums, noch der intensive Verkehr mit demselben konnte die Sache des Ungartums fördern, und man kann sagen, daß Temesvár dem Ungartum rein durch die Schule erobert wurde.

Auf ungarisch-deutsch-rumänischem Sprachgebiet liegt Brassó, das infolge seiner geographischen Lage ebenfalls eine wichtige Stadt ist. Vor 30 Jahren hielten sich in Brassó das ungarische, das deutsche und das rumänische Element fast das Gleichgewicht, dennoch ging das deutsche mit 33,5 % voran, ihm folgte das ungarische mit 33,2 % und dann das rumänische mit 31,7 %. Heute steht das Sachsentum mit 27,0 % an letzter Stelle, auch das Rumänentum ist auf 29,0 % gesunken, während das ungarische Element auf 42,7 % gestiegen ist. Das wurde nicht durch die Magyarisierung herbeigeführt, sondern durch das starke Zuströmen vom Széklerboden, das die Zahl des Ungartums während 30 Jahre nahezu verdoppelte, während das Sachsentum sich kaum um 10 % vermehrte, die Zunahme des Rumänentums aber 25,6 % ausmachte, was einer gemäßigten inneren Entwicklung entspricht. Die große Zunahme des Ungartums verliert viel an Wert dadurch, daß das angesiedelte

Ungartum kein genügendes Vermögens- und wirtschaftliches Gewicht hat.

Eine nahezu ähnliche Umgestaltung finden wir auf dem deutsch-serbischen Sprachgebiete, zu dem wir die Städte Ujvidék, Pancsova, Nagybecskerek und Nagykikinda zählen können. Hier stieg das Ungartum von 17,7% auf 29,5%, während das Deutschtum von 29,9 auf 24,4, das Serbentum aber von 47,9 auf 41,0 gesunken ist. Die Serben haben jedoch während des jüngsten Jahrzehnts von ihrer früher verlorenen Position wieder etwas zurückgewonnen, sowohl in den genannten Städten, wie auch in den Komitaten Torontál und Temes überhaupt.

Die Resorption des deutschen Elementes ist dort am stärksten, wo eine Stadt mit mehr oder weniger deutschem Charakter nicht mit einem deutschen Sprachgebiet zusammenhängt. In den Städten des slovakischen Sprachgebiets sank die Proportion der Deutschen von 21,5% auf 12,1%, an der ungarisch-slovakischen Sprachgrenze aber von 15,4% auf 6,8%, — um so stärker ist das Vordringen des Ungartums von 9,5 auf 32,3%, beziehungsweise von 54,0 auf 76,4%. — Hier ragt Kassa hervor, in dessen Bevölkerung die Bewohner ungarischer Mutterzunge im Jahre 1880 nur mit 39,8% figurieren, im Jahre 1910 hingegen schon mit 75,4%. An der ungarisch-slovakischen Sprachgrenze ist auch der Rückgang des Slovakentums ein außerordentlich großer von 29,0 auf 15,1, aber auch auf dem rein slovakischen Sprachgebiet ist er bedeutend: von 68,0 auf 58,5%. In dem, auf dem rumänisch-ruthenischen Sprachgebiet liegenden Máramarossziget ist der Rückgang der Bewohner deutscher Zunge ebenfalls außerordentlich groß (von 19,9 auf 5,7%), was in erster Linie der Magyarisierung der dortigen Israeliten zuzuschreiben ist. Das Ungartum hat sich dort von 64,2 auf 83,5% gehoben, das Rumänentum aber ist von 8,6 auf 8,5% zurückgegangen.

Nicht so rapid, wenn auch bedeutend genug, ist der Rückgang des Deutschtums in den, auf serbisch-rumänischem Sprachgebiet liegenden Städten Fehértemplom und Versecz von 61,6 auf 51,9%. Die Proportion des Ungartums stieg hier wohl von 4,6 auf 13,1%, ist aber noch immer gering. Ein wenig sind die Serben zurückgegangen (von 28,9 auf 28,2%), doch stiegen die Rumänen bedeutend von 3,0 auf 4,7%. Das Rumänentum konnte aber in der städtischen Bevölkerung bisher nur auf dem deutsch-rumänischen, auf dem rumänisch-ruthenischen und auf dem serbisch-rumänischen Sprachgebiet stark gewinnen. An der ungarisch-rumänischen Sprachgrenze ist es von 13,2 auf 11,1% herabgegangen (das Ungar-

tum ist von 73,3 auf 82,5 % gestiegen), und selbst auf dem rein rumänischen Sprachgebiet vermochte es sein früheres Gewicht nicht beizubehalten, indem es von 39,3 auf 32,2 % zurückgegangen ist, während das ungarische Element von 41,0 auf 53,8 % gestiegen ist und schon die absolute Mehrheit erlangt hat. Es wäre jedoch ein Fehler, wenn diese Zahlen uns in das falsche Gefühl der Sicherheit wiegen würden; das Zuströmen des Rumänentums in die Städte wird eintreten, wofür schon jetzt die Vorzeichen vorhanden sind. So hat sich z. B. die Zahlenproportion der Rumänen in der Zivilbevölkerung von Kolozsvár während des jüngsten Jahrzehnts von 10,3 auf 11,3 %, also um ein ganzes Prozent erhöht.

Der Umstand, daß das ungarische Element in unseren Städten selbst auf den nicht-ungarischen Sprachgebieten sich in so großen Proportionen entwickelt hat, beweist deutlich, daß das Feuer der nationalistischen Leidenschaften und des Nationalitätenhasses nicht so stark lodert, als unsere äußeren und inneren Feinde zu verkünden pflegen. Hier gewinnt ein Vergleich mit den österreichischen Zuständen wieder an Interesse. Österreich hat, mit Einrechnung von Wien 33 Munizipalstädte, gegenwärtig mit 3,52, im Jahre 1880 mit 1,68 Millionen Seelen. Unsere Daten scheinen dafür zu sprechen, daß das deutsche Element an Terrain gewinnt, denn während die Bewohner deutscher Zunge im Jahre 1880 64,4 % der gesamten städtischen Bevölkerung ausmachten, betrugen sie im Jahre 1910 schon 69,4 %. Dem gegenüber ist die Zahlenproportion der tschechischen Mähren von 13,1 auf 11,2 %, die der Italiener von 8,3 auf 5,2 %, die der Slovenen von 3,4 auf 3,2 %, die der Polen von 9,5 auf 9,4 % herabgegangen und nur die der Serbo-Kroaten ist von 0,0 auf 0,1 % und die der Ruthenen von 0,9 auf 1,1 % gestiegen. Dieser Fortschritt des deutschen Elements ist jedoch nur der außerordentlich großen Entwicklung von Wien zuzuschreiben. Lassen wir Wien außer acht, so ist die Proportion der Bewohner deutscher Zunge während dieser drei Jahrzehnte von 45,9 auf 42,4 %, die der tschechischen Mähren von 18,5 auf 17,6 %, die der Italiener von 13,2 auf 10,8 % gesunken, dagegen bei den Polen von 15,1 auf 17,3 %, bei den Slovenen aber — um nur die wichtigeren zu erwähnen — von 5,3 auf 6,6 % gestiegen.

Betrachten wir die österreichischen Städte nach ihrer geographischen und ethnographischen Lage, so ist das deutsche Element in den Städten nur auf dem rein deutschen Sprachgebiete, wie auch an der deutsch-italienischen Sprachgrenze und auf italienischen Sprachgebieten vorgedrungen. Andererseits ist seine Zahlenproportion überall zurückgegangen, an der deutsch-slovenischen

Sprachgrenze von 96,0 auf 93,1 %, auf dem südslavischen Sprachgebiete von 37,8 auf 35,3 %; an der deutsch-tschechisch-mährischen Sprachgrenze von 88,1 auf 87,1 %, auf dem tschechisch-mährischen Sprachgebiete von 41,9 auf 37,0 %, auf dem polnischen Sprachgebiete von 20,8 auf 12,6 % und auf dem rumänischen Sprachgebiete von 20,8 auf 16,5 %. — Sehr beachtenswert ist das siegreiche Vordringen der Südslaven und der tschechischen Mähren in den, auf ihrem eigenen Sprachgebiete liegenden Städten. Die Zahlenproportion der erstgenannten ist von 40,7 auf 48,9 %, die der letztgenannten von 57,5 auf 62,6 % gestiegen. In Prag ging die Proportion der Bewohner deutscher Zunge von 20,6 auf 8,5 % zurück, obwohl das Prager Deutschtum mit allen Hilfsmitteln der deutschen Kultur reichlich versehen ist.

Bei uns hat die ungarische Kultur nicht nur das Zurückdrängen des Ungartums in den, auf ungarischen Sprachgebieten liegenden Städten verhindert, sondern sogar eine entschieden verschmelzende magyarisierende Kraft bekundet. Von der Provinz können wir das kaum sagen, hier hat sie höchstens die Kenntnis der ungarischen Sprache verbreitet.

Ohne Zweifel ist es ebenfalls von großer Wichtigkeit, wenn unsere Mitbürger fremder Zunge die ungarische Amtssprache erlernen und hierdurch Teilhaber der ungarischen Kultur werden können, obwohl wir nicht die Worte des Grafen Stefan Széchenyi vergessen dürfen: «Ungarisch sprechen heißt noch nicht ungarisch fühlen.»

Die Verbreitung der ungarischen Sprache wird außerhalb der Schule durch denselben Faktor befördert, der auch das wirksamste Mittel der Assimilation ist: durch den Verkehr mit den Bewohnern ungarischer Zunge. Das Ergebnis ist natürlich dort am vollkommensten, wo die zwei Faktoren zusammen einander gegenseitig unterstützend und durch einander gestärkt wirken. Werfen wir einen Blick auf die Nationalitätenkarte Ungarns, so sehen wir, daß für den Verkehr der Fremdsprachigen mit dem Ungartum reichlich Gelegenheit geboten ist. Die ungarische Sprachgrenze dehnt sich in großer Länge aus und gleicht einer reichgegliederten Küste, wo die Buchten in dichter Reihenfolge abwechseln und ein ganzer Schwarm von Inseln zerstreut ist. Doch haben die Nationalitäten, wie wir gesehen haben, auch größere zusammenhängende Gebiete, in die das Ungartum gar nicht, oder nur sporadisch eindringt, so daß der Verkehr gar nicht in Betracht kommen kann und zumeist auch nur in der Sprache der betreffenden Nationalität erfolgt. Die Eisenbahnen und das längs derselben sich entwickelnde regere wirtschaftliche Leben trägt die ungarische Sprache auch in solche

geschlossene Nationalitätengebiete hinein. Es ist interessant, wie längs der Eisenbahnen, namentlich an den größeren Knotenpunkten, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr Bewohner ungarischer Zunge auftauchen und noch interessanter, in welchem Maß sich hier die ungarische Sprache verbreitet. Da aber die Eisenbahnen die fruchtbareren Täler der, von den Nationalitäten bewohnten Gebirgsgegenden durchziehen, okkupiert das Ungartum und die ungarische Sprache sozusagen die strategisch wichtigen Linien mit der friedlichen Waffe der Kultur und des lebhaft pulsierenden wirtschaftlichen Lebens. Es erleidet kaum einen Zweifel, daß das, der großen Konzeption des Grafen Stefan Széchenyi entsprungene und durch die Weisheit der ungarischen Regierungen mit Jahrzehnte hindurch entwickelten Kämpfen tatsächlich verwirklichte, konzentrisch einheitliche ungarische Eisenbahnnetz eines der mächtigsten erhaltenden Elemente der politischen Einheit des ungarischen Staates ist.

Die die Staatseinheit unterstützende mächtige Rolle der königlich ungarischen Staatseisenbahnen hält auch dort noch an, wo sie weder mehr den Beruf, noch die Möglichkeit hat, die ungarische Nationalität und die ungarische Sprache siegreich zu fördern. Dieses Gebiet ist Kroatien. In Anbetracht der geltenden staatsrechtlichen Gesetze, wie auch der sprachlichen Verhältnisse denkt niemand daran, auch nur zu versuchen, Kroatien mit Hilfe der Staatsbahnen, oder auf irgendeine andere Weise zu magyarisieren. Die Erhaltung der Staatseinheit ist jedoch nicht nur eine, uns durch lange Jahrhunderte als Erbschaft überlieferte heilige Pflicht, sondern auch gleichermaßen das Existenzinteresse Ungarns und Kroatiens. Die größte Stütze dieses politischen Verbandes ist die wirtschaftliche Interessengemeinschaft, die am wirksamsten durch die Staatsbahnen gesichert werden kann. Unsere Staatsmänner dürfen auch nicht einen Augenblick lang vergessen, welch großes Interesse des ungarischen Staats mit den königlich ungarischen Staatsbahnen und mit ihren, auf dem Gebiete Kroatien-Slavoniens befindlichen Linien verbunden ist.

Es wäre interessant, die Verbreitung der ungarischen Sprache in dem ungarischen Mutterlande auf den Spuren der Entwicklung unseres Eisenbahnnetzes zu verfolgen, doch genügen unsere Daten hiezu nicht, teils, weil die Volkszählung vom Jahre 1869 die sprachlichen Verhältnisse nicht erforscht hat, teils aber, weil wir auch in Verbindung damit, wieviel Fremdsprachige des Ungarischen mächtig sind, auch auf ihre Verschmelzung mit dem Ungartum Rücksicht nehmen müßten, während wir selbst dafür keine genauen ziffer-

mäßigen Daten haben, um die Assimilation auch nur seit 1880 zu verfolgen. Doch zeigen schon die vorhandenen Daten zur Genüge die fortwährend steigende Progression der Verbreitung des Ungartums. Indem wir von der Wirkung der Eisenbahnen sprechen, können wir die große Schöpfung Gabriel Baross', den Zonentarif, nicht mit Schweigen umgehen. Dieser mochte aus dem Gesichtspunkte des Bahnbetriebs große Fehler haben, die seine Abänderung notwendig machten, doch ist es zweifellos, daß die staunenswerte Entwicklung des Personenverkehrs, die durch das Zonensystem geschaffen wurde, zugleich auch ein mächtiges Mittel für die Verbreitung der ungarischen Sprache wurde.

Im Ungarischen Reiche sprachen im Jahre 1910 rund 12 Millionen Seelen, 57,4% der Gesamtbevölkerung die ungarische Sprache, welche Verhältnisziffer im ungarischen Mutterlande auf 64,7% gestiegen war. Im Jahre 1880 sprachen im Ungarischen Reich nur 46,5%, im ungarischen Mutterlande nur 56,6% der Bevölkerung ungarisch, damals erreichte daher die Proportion der gesamten Ungarisch-Sprechenden noch nicht die gegenwärtige Verhältnisziffer der Bewohner mit ungarischer Muttersprache. Die neuere Entwicklung ist für uns sehr günstig. In den früheren Jahrzehnten war die Vermehrung der Bewohner nicht-ungarischer Zunge größer, als unter ihnen die Steigerung der Zahl der des Ungarischen Mächtigen. Infolgedessen gab es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr Personen in unserem Vaterlande, die des Ungarischen nicht mächtig waren. Im jüngsten Jahrzehnt jedoch überflügelte schon die Aneignung der ungarischen Sprache die natürliche Vermehrung der Nationalitäten um 183 Tausend. Es ist das kein großer, aber ein entschiedener Schritt dem gewünschten Ziele zu, daß jeder Staatsbürger die Amtssprache des Staates spreche.

Die nachfolgende Tabelle weist die Gestaltung des Zahlenverhältnisses der Bewohner ungarischer Muttersprache und der gesamten des Ungarischen Mächtigen, nach den Daten der Volkszählungen aus den Jahren 1880 und 1910 nach:

(Siehe Tabelle auf S. 286.)

Auf den ersten Blick fällt der große Unterschied der Entwicklung der beiden Theißufer auf. Am rechten Theißufer schritten das Ungartum und die ungarische Sprache in erstaunlicher Weise fort, während die Entwicklung am linken Theißufer eine sehr mäßige ist. Ebenso gewannen in Siebenbürgen die Bewohner ungarischer Muttersprache nur sehr langsam an Terrain, also dort, wo dem Ungartum das Rumänentum gegenübersteht. Das Theiß-Maros-Becken scheint in dieser Hinsicht eine Ausnahme zu machen, infolge

	Bewohner ungarischer Muttersprache		Waren des Ungarischen mächtig Prozent der Gesamtbevölkerung		Prozent von Bewohnern nicht ungarischer Zunge	
	1880	1910	1880	1910	1880	1910
Rechtes Donauufer	67,6	72,0	74,0	82,8	19,8	38,7
Linkes Donauufer	25,6	32,7	30,5	44,5	6,6	17,4
Donau—Theißbecken . . .	70,9	81,2	77,5	89,1	22,7	42,0
Rechtes Theißufer	42,9	53,5	48,4	64,1	9,7	22,8
Linkes Theißufer	57,5	61,9	64,6	70,6	17,0	22,9
Theiß—Marosbecken . . .	15,4	22,2	20,8	36,3	6,3	18,1
Jenseits des Königssteigs .	30,3	34,3	35,5	44,2	7,5	15,2
Fiume.	1,8	13,0	2,3	21,6	0,5	9,8
Ungarn	46,6	54,5	52,5	64,7	11,1	22,5
Kroatien-Slavonien.	2,2	4,1	3,3	6,5	1,2	2,6
Ungarisches Reich	41,2	48,1	46,6	57,4	9,1	17,9

der schon ausgeführten Gründe. Nicht befriedigend ist der Fortschritt des Ungartums auch am rechten Donauufer, namentlich, wenn wir die überwiegende Zahl der Bewohner ungarischer Muttersprache betrachten. Das Transdanubische Ungartum scheint keine genügende einschmelzende Kraft zu haben und seine schwache natürliche Vermehrung ist ein großes Hindernis für die stärkere Entwicklung. Ein um so freundlicheres Bild zeigt das Donau-Theiß-Becken, wo das Verhältnis der Bewohner ungarischer Muttersprache schon achtzig Prozent übersteigt und das sämtlicher des Ungarischen Mächtigen sich schon den neunzig Prozent nähert und wo auch zweiundvierzig Prozent der Bewohner nicht-ungarischer Zunge ungarisch sprechen.

Dem Ungartum sichert gegenüber den Nationalitäten nicht nur die rohe Zahl ein Übergewicht, sondern auch die höhere Kultur und das größere Vermögen. Die Bewohner ungarischer Mutterzunge machen, wie wir gesehen haben, 54,5% der Bevölkerung des ungarischen Mutterlandes aus; unter den Schülern der täglichen Elementarschulen steigt ihr Zahlenverhältnis auf 55,5%, unter den Mittelschülern auf 80,7%, unter den Universitätshörern aber auf 83,3%. — Ebenso verhält es sich auch in dem praktischen Leben. 80% der in die Sphäre des öffentlichen Dienstes und der freien Beschäftigungen Gehörenden sind ungarischer Muttersprache, obwohl die Seelsorger der Nationalitätenkirchen diese Verhältnisziffer in nicht geringem Maße herabdrücken. In dem öffentlichen Dienst herrscht das Ungartum so sehr vor, daß es sich den 90% nähert. Hieraus wird gegen uns die Anklage der Engherzigkeit und der Rassen-

exklusivität geschmiedet. Und dennoch gibt es keine unwürdigere Anklage. Es ist eine durch tausendjährige Praxis sanktionierte Tradition der ungarischen Nation, daß sie nie auf den Ursprung, sondern nur immer auf die individuelle Tüchtigkeit gesehen hat. Durch eine derartige Selektion entstand und schmolz zur organischen Einheit zusammen der alte ungarische Adel, indem er die Tugenden und die hervorragenden Eigenschaften sämtlicher in dem Vaterland lebenden Volksrassen vereinigte. Nur so konnte er lange Jahrhunderte hindurch inmitten der stiefmütterlichsten Verhältnisse der Träger unserer Staatlichkeit werden.

Auch heute gibt es unter den im öffentlichen Dienste Stehenden und eine freie Beschäftigung Treibenden und — wir können es kühn sagen — in der ganzen Intelligenz sehr viele, die ihrem Ursprung nach Nichtungarn sind, die aber durch die ungarische Kultur, durch das Andenken an unsere historische Vergangenheit und durch den Glauben an die Zukunft des Ungartums in der Sprache und im Gefühl zu Ungarn gemacht wurden. Diese sind ebenso wahre unverfälschte Ungarn, wie diejenigen, die ihren Stammbaum vielleicht bis zur Landnahme hinaufführen können. Auf diese kann nicht der geringste Schatten, am wenigsten aber der erniedrigende Vorwurf des Renegatentums fallen. Wie könnte derjenige ein Renegat sein, der auf dem Gebiet des ungarischen Staats und auch im Sinne des das Recht der Nationalitäten im höchsten Maße respektierenden positiven Gesetzes Mitglied der ungeteilten, einheitlichen ungarischen Nation, der Sprache und dem Gefühl nach ein Ungar wird!? Wir können auf eine ganze Reihe achtenswerter Männer hinweisen, die derart Ungarn geworden sind, wie auch in anderen Staaten die Umschmelzung nicht eine Entrüstung hervorrufende Ausnahme, sondern eine mit der Kraft der Naturgesetze wirkende Regel ist. Diejenigen aber, die derart mit dem Ungartum verschmolzen, bleiben auch ein Ruhm der Volksrasse, der sie entsprungen sind, sie stärken das Band zwischen der betreffenden Volksrasse und dem herrschenden Ungartum und fördern es, daß auf diesem durch die Natur einem einheitlichen Staate zugedachten Gebiete eine starke mächtige Nation sich bilde mit allen Bedingungen der inneren Wohlfahrt und der Geltendmachung nach außen hin. Es ist nicht nur das Interesse der ungarischen Rasse, sondern auch das unserer Brüder anderer Zunge, ja sogar der ganzen Gemeinschaft der europäischen Nationen, daß die kulturelle Entwicklung bei uns in dieser Richtung fortschreite.

Diejenigen, die den nationalen Gedanken aus dem Unterricht ausschließen wollen, können es sich gar nicht vorstellen, wie schwer

sie sich dadurch vergehen. Ich würde es nicht gerne sehen, wenn meine Worte mißverstanden würden. Nicht die Verbreitung hohler patriotischer Phrasen halte ich für die Aufgabe der Schulen. Ich gebe zu, daß unser öffentlicher Unterricht in dieser Hinsicht nicht den richtigsten Weg eingeschlagen hat. In den Schulen wurde viel zu viel die ungarische Glorie, die ungarische Größe verkündet, wurde den empfänglichen Seelen der Glaube eingeimpft, wir seien die auserwählteste Nation der Welt. Diese Richtung betäubte ganze Generationen und lehrte sie unsere Kräfte überschätzen, die Hindernisse hingegen gering zu werten und anstatt ausdauernder Arbeit sich Träumereien hinzugeben. Verliert aber eine Nation den klaren Blick, so kann sie leicht in einem unvorsichtigen Momente blindlings der Katastrophe zueilen.

Heute beginnt auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes und der Literatur eine noch gefährlichere Richtung an die Stelle des phrasenhaften Patriotismus zu treten: die alles geringschätzende, uns selbst erniedrigende und die Nation geradezu verleugnende Tendenz.

Diese gefährliche Richtung darf nicht weiter um sich greifen, denn sie senkt den Keim der Auflösung in die Nation, und diese Auflösung bereitet nicht ein höheres, geklärteres Wesen vor, wie der edle Gärungsprozeß, sie ist der Tod unseres nationalen Seins.

Diese Richtung untergräbt aber auch die wirtschaftliche Kraft des ganzen Landes, insbesondere jedoch die des Ungartums. Heute steht das wirtschaftliche Übergewicht des Ungartums gegenüber den Nationalitäten außer Zweifel. Es ist sogar, wenn wir die wirtschaftliche Kraft des durch enge Interessengemeinschaft verknüpften Deutschtums hinzurechnen, so sehr dominierend, daß neben ihm die Kräfte der übrigen Nationalitäten kaum in Betracht kommen können. Wohl haben wir keine besondere Statistik über das Nationalvermögen, noch weniger über dessen Verteilung unter den einzelnen Nationalitäten, doch verfügen wir über genügende indirekte Beweise zur Rechtfertigung dieser Behauptung.

Schwerer ist es festzustellen, in welcher Richtung und in welchem Maße das Verhältnis der Vermögensstärke des Ungartums und der Nationalitäten zueinander sich ändert. Es gibt Symptome, die darauf hinzuweisen scheinen, daß die Veränderung zu unserem Nachteile geschieht. Als solche Symptome können betrachtet werden die Besitzerwerbungen, die Geldinstitute der Nationalitäten, die durch diese bewirkte Konstituierung und Stärkung von industriellen Unternehmungen. Diese unzweifelhaften Tatsachen ent-

scheiden jedoch die Frage nicht. Denn wenn das Vermögen, die wirtschaftliche Kraft des Ungartums während derselben Zeit sich in noch höherem Maße entwickelt haben, so kann die Proportion trotz des Vorwärtsschreitens der Nationalitäten — das Landesergebnis betrachtet — für uns noch eine günstige sein. Ist aber auch der Erfolg der Nationalitäten ein partieller Erfolg, den die Entwicklung der Gänze des Ungartums mächtig überflügelt, so können wir dennoch der Gefahr nicht die Augen verschließen, die in der Besitzerwerbung der Nationalitäten liegt, weil die ungünstigen Besitzverhältnisse eben die schwächste Seite des Ungartums bilden.

Aus dem Ergebnis der im Jahre 1904 gesammelten wahlrechtlichen statistischen Daten ist bekannt, wie gering die Proportion der Personen ungarischer Mutterzunge unter den Kleinbesitzern ist. Auch unter den Besitzern von mehr als 20 Joch repräsentieren sie nur 47,3%, unter sämtlichen Besitzern von 2—20 Joch aber nur mehr 38,2%, unter den Besitzern von 10—15 und 5—10 Joch aber kaum mehr als 30%. — In Anbetracht der außerordentlichen Wichtigkeit der Kleinbesitzerklasse ist das aus nationalem Gesichtspunkte eines der ernstesten Übel. Dieses wurde nicht durch die natürliche Entwicklung, sondern durch ein gewaltsames historisches Ereignis, durch das türkische Joch hervorgerufen. Die Zeit der Türkenherrschaft drängte den besitzenden Adel an die Westgrenzen, nach Oberungarn und nach Siebenbürgen, und da den wertvolleren Teil des Nationalvermögens nicht der Grund und Boden, sondern die diesen kultivierende und waffenfähige Hand der Leibeigenen ausmachte, trachtete der besitzende Adel die Zahl seiner Leibeigenen nach Möglichkeit zu vermehren. Deshalb gab es in den erwähnten Teilen unseres Vaterlandes so viel Leibeigene und deshalb gibt es seit Aufhebung des Urbarialsystems so viele Kleinbesitzer, während es auf dem entvölkerten Gebiete der Türkenherrschaft, auf dem der überwiegende Teil des Ungartums lebt, neben den ausgedehnten Allodialgrundbesitzen wenig Urbarialsessionen gab und auch heute noch wenig Kleinbesitze gibt.

Durch das Schwinden der Mittel- und Großgrundbesitze wird in jüngster Zeit die Zahl der Kleingrundbesitzer wesentlich vermehrt, die der ungarischen Kleingrundbesitzer jedoch bestenfalls in den ungarischen Gegenden, während es in den Nationalitätengegenden nur zur Vermehrung der auch ohnehin schon sehr zahlreichen nationalistischen Kleingrundbesitzer führt. Das ist für das Ungartum eine verhängnisvolle Gefahr. Solange in den Nationalitätengegenden der ungarische Mittel- und Großgrundbesitz unge-

schmälert bestand, hatte der nationalistische Kleingrundbesitz sein natürliches Gegengewicht. Wird aber ein ungarischer Besitz parzelliert, oder gelangt er in die Hand nationalistischer Mittelgrundbesitzer, — welcher Prozeß mit erschreckender Raschheit vor sich geht — so hört dieses wertvolle Gegengewicht in den Nationalitätengegenden auf und entziehen sich ganze große Gegenden dem Anziehungskreise des Ungartums. Wohl ist mit kleinen Mitteln etwas zur Abwendung der Gefahr geschehen, doch wäre eine große Aktion notwendig, damit wir das Ziel erreichen. Hier steht ein so einschneidendes Interesse der ungarischen Nation auf dem Spiel, daß kein Opfer zu groß wäre. Von dieser ungarischen Ansiedelungsaktion kann nur die Unorientiertheit, der böse Wille behaupten, sie sei identischer Natur mit den preußischen Ansiedelungen. Unsere Aktion ist kein Angriff, sondern eine Verteidigung, wir wollen nicht unsere Mitbürger fremder Zunge enteignen, sondern den ungarischen Besitz gegen die Enteignung schützen.

Heute würde es jedoch auch nicht mehr genügen, wenn wir an Stelle der entschwundenen Mittelgrundbesitzer neue schaffen würden. Bei der demokratischen Entwicklung unseres öffentlichen Lebens genügt das Gegengewicht von ein bis zwei Mittelgrundbesitzern gegenüber der Menge der Kleingrundbesitzer nicht mehr. Auf die verschwindenden Mittel- und Großgrundbesitze muß eine ungarische Kleingrundbesitzerklasse angesiedelt werden, damit auch der Verkehr mit ihr den Fremdsprachigen Gelegenheit zur Aneignung der ungarischen Sprache gebe.

Bedauerlicherweise haben unsere Politiker für dieses vitale Interesse der ungarischen Nation keine genügende Empfindung bekundet. Es scheint wohl paradox, doch glaube ich, daß jeder, der die Ereignisse unbefangen, mit der Objektivität des Geschichtsschreibers betrachtet, mir recht geben wird, daß während der seit der Wiederherstellung unserer Verfassung verflossenen 45 Jahre das leidenschaftlich, oft krankhaft fieberhafte Pulsieren unseres politischen Lebens ebenfalls ein bedeutendes Hindernis für unsere nationale Erstarkung war. Nationale Schlagworte bildeten die Achse unserer Politik. Diese Achse war aber fix an einer Stelle angebracht und so konnte sie, wie rasch sich auch ihre Speichen bewegten, die Sache des Ungartums nicht vorwärts bringen.

Welche Zerstörung haben ferner in der historischen Klasse die Parteikämpfe hervorgerufen, welche Klasse noch über genügende materielle und geistige Kraft verfügte, um im edlen Wettbewerb mit den neuerlich sich hebenden Klassen als wertvoller Faktor unserer nationalen Entwicklung zu dienen. Viel größere Ver-

wüstungen richteten jedoch diese Kämpfe vielleicht noch in den Sitten des ganzen ungarischen Volkes an.

Es wäre eine interessante und betrübende Statistik, wenn wir nachzuweisen vermöchten, wieviel ungarische Familien durch die mit dem Kampf bis aufs Messer verbundenen Abgeordnetenwahlen zugrunde gerichtet wurden. Das sind Pyrrhussiege ohne Zahl, bei denen der Sieger und der Besiegte gleichermaßen zugrunde gingen. Der ganze materielle Schaden wird aber durch die erschreckend hohen Wahlkosten nicht erschöpft. Der gewählte Abgeordnete, der bisher ein Grundbesitzer in der Provinz war, siedelte nach Budapest über, vernachlässigte oder verpachtete seinen Besitz und ging unaufhaltsam dem materiellen Ruin entgegen. Ein großer Teil dieser Familien ging aus der Besitzerklasse der Nationalitätengegenden hervor, und oft stürzten so auf den am meisten gefährdeten Punkten die in vielen Jahrhunderten bewährten Säulen des Ungartums zusammen.

Ebenso zweifellos ist der in den öffentlichen Sitten angerichtete Schaden und dessen traurige Wirkung auf die Nationalitätenfrage. Die leitende Klasse hat ihre Führerrolle verloren und das sittliche Niveau sank immer mehr. Die geistige Anarchie befreite die bösen Instinkte, die edelsten Männer wurden beschimpft. Schwache Charaktere scheuten viel weniger davor zurück, Inkorrektheiten zu begehen, denn im ärgsten Fall rief ihnen die öffentliche Meinung dieselben Schimpfworte zu, wie die Parteileidenschaft den anständigen Männern.

Die Stigmatisierung der führenden Klasse gereichte aber auch der Sache des Ungartums zu unaussprechlichem Nachteil, denn sie stieß unsere fremdsprachigen Mitbürger ab, anstatt sie anzuziehen, und sie gab unseren Nationalitätenhetzern eine ausgezeichnete Waffe gegen uns in die Hand, deren sie sich im In- und Auslande gleichermaßen bedienen konnten.

Ein verhängnisvolles Übel war auch, daß die politischen Kämpfe den größten Teil unserer geistigen Energie gebunden und in unfruchtbarer Weise aufgezehrt haben. Das Talent, der Ehrgeiz trachtete sich hauptsächlich auf politischem Gebiete geltend zu machen, und die politischen Enttäuschungen bewogen die zur führenden Rolle berufenen Männer nicht dazu, ihre Fähigkeiten auf einem nützlicheren, für die Nation fruchtbareren Gebiete zur Geltung zu bringen, sondern sie blieben um so hartnäckiger in der keinen Segen, sondern vielmehr nur Fluch erzeugenden politischen Arena, deren leidenschaftliches, sozusagen hypnotisiertes Publikum nach und nach die ganze Nation wurde. Die Fragen der Wissenschaft,

der Literatur, der Kunst, des sittlichen und des materiellen Fortschrittes konnten nur auf ein laues Interesse rechnen. Die Gemüter werden von der Parteipolitik erfaßt, deren Zauberkreis so groß ist, daß auch hier nur die parteipolitischen Kämpfe ein regeres Interesse zu erwecken vermögen, während die wichtigsten sozialen und wirtschaftlichen Fragen einer grenzenlosen Indolenz begegnen.

So müssen wir in dem schwindelhaft raschen Wettbewerb der Nationen zurückbleiben. Unsere innere nationale Konsolidation und unsere internationale Lage ermahnen uns gleichermaßen, alle in unserer Nation verborgenen Talente zu wahrhaft nützlichen Zwecken zu verwenden. Ohne Zweifel haben wir während der verflossenen Jahrzehnte auf dem Gebiete der Landwirtschaft, der Industrie, des Verkehrs und des Handels große Fortschritte gemacht, doch wieviel ist noch zu tun übrig! Die Entwicklung stößt jedenfalls auf Hindernisse, diese sind aber nicht unüberwindbar, und wenn wir nicht rascher fortgeschritten sind, so liegt die Schuld nicht in äußeren Umständen, sondern in uns selbst. Tut jedermann seine Pflicht, so können wir unser wirtschaftliches Leben rasch zur Blüte bringen, doch ist hiezu die harmonische Arbeit der ganzen Nation notwendig. Wenn uns nicht Klassenhaß verblendet, wenn wir nicht die Klassengegensätze suchen und nähren, so werden wir einsehen, daß es in unserem Vaterlande zwischen den einzelnen Produktionszweigen und zwischen den einzelnen gesellschaftlichen Klassen nicht nur keinen Interessengegensatz gibt, sondern daß alldiese aufeinander angewiesen sind und eine entschiedene Interessengemeinschaft haben. Die eine hebt sich mit der anderen, die wirtschaftliche Kraft der einen belebt die der anderen.

Die Grundlage des wirtschaftlichen Fortschrittes ist jedoch die Kultur, und zwar die in allen Stufen harmonisch entwickelte Kultur. Der Universitätsunterricht ist ebenso wichtig, wie der das Kulturniveau der breiten Volksschichten hebende Elementarunterricht. Beide aber müssen, ebenso wie die Zwischenstufen, intensiv sein und zugleich Vernunft und Herz befruchten und veredeln. In den jungen Seelen darf der Glaube, der Idealismus nicht ertötet werden, denn dadurch untergraben wir selbst unsere Zukunft.

Die nationale Konsolidation bedarf jedoch in großem Maße des inneren Friedens, der Ruhe und der ungestörten Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Wie sehr hat während der 45 Jahre der verfassungsmäßigen Periode, obwohl wir von einer selbstbewußten, energischen, die Mittel weise wählenden und benützenden nationalen Politik kaum sprechen können, dennoch die ungetrübte Entwicklung die Sache des Ungartums gefördert. Die hier ange-

führten Daten legen ein beredtes Zeugnis dafür ab. Wenn die Vergangenheit mit ihren reichen Lehren kein versiegeltes Buch für uns ist, so ist es unmöglich, daß wir aus ihr nicht klug werden sollen.

Der Krystallisationsprozeß zur Ausgestaltung des einheitlichen ungarischen nationalen Staats ist auf dem besten Wege; doch kennen wir das physikalische Gesetz, daß der Krystallisationsprozeß nur solange dauert, als die hiezu nötige Ruhe nicht gestört wird. In dem gesellschaftlichen Leben herrscht dasselbe Gesetz. Hüten wir uns, daß wir nicht selbst die erhabene Arbeit der die Harmonie und die höhere Einheit anstrebenden Kräfte und Atome stören.

Griechische Reiseskizzen.

Vom wirklichen Geheimrat **Albert von Berzeviczy.**

I. Olympia.

FRÜHMORGENS um fünf Uhr verlassen wir im Hafen von Patras den Lloyddampfer, unseres jüngstvergangenen Landens in Korfu noch lebhaft gedenkend, bei welchem unser Kahn in der Bucht recht unsanft und stürmisch von den Wellen liebkost worden war. Auch jetzt ist unser Schiff in ziemlicher Entfernung vom Molo verankert; aber die See liegt glatt und friedlich vor uns, in voller Harmonie mit dem ahnungsvollen Schweigen der Morgendämmerung. Kein Laut ist vernehmbar, nur auf dem Schiffe treffen die aussteigenden Passagiere ihre Anordnungen und die Ruderschläge, welche unser Boot dem Quai näher bringen, verursachen ein leise klatschendes Geräusch. Am Landungsplatze erwarten uns aber schon die Hotelbediensteten und Agenten der verschiedenen Verkehrsunternehmungen. Der erste Eindruck, den wir beim Betreten der Küste gewinnen, ist ein entschieden schlechter. Eine schmalspurige Eisenbahn, übrigens die Hauptverkehrslinie Griechenlands, begleitet die Küste und hält unter freiem Himmel; daneben befindet sich ein zur Hälfte gedecktes, scheunenartiges Gebäude, in welchem die Fahrkartenausgabe und Gepäcksmanipulation vor sich geht: das ist der Bahnhof von Patras. Die Stadt erscheint uns, von hier gesehen, neu und dennoch verwahrlost, modern und dabei ärmlich-dürftig; es ist die typische, morgenländische Handelsstadt.

An der Küste finden wir also nichts Beobachtenswertes und darum taucht unser Blick lieber in die Richtung, aus der wir hieher gelangt sind und die dem Auge wahrlich Fesselndes bietet. Die Bucht

von Patras, welche den Vorhof des Golfes von Korinth bildet, erscheint hier einerseits von der Küste des Peloponnes begrenzt, auf dem wir soeben festen Fuß gefaßt haben, vor uns liegen die Gebirge Akarnaniens und Ätoliens, und wenn wir den Blick gegen das Ionische Meer richten, so gewahren wir die hochanstrebenden Bergspitzen der Inseln, welche den Horizont auch nach dieser Richtung begrenzen, so daß die Bucht von Patras vollständig eingeschlossen erscheint. Die Wasserfläche ist in dieser morgendlichen Stunde mit einem violetten Dunstschleier bedeckt; aber die Spitzen der Berge vor uns erglühen bereits rosig in dem aufbrechenden Strahlenglanz der noch nicht sichtbaren Sonne. Und welch wunderbare Berge sind das! Düster, kahl, steil anstrebend, scheinen diese Felsenwände aus dem Meere aufzusteigen, um herbe und trotzig jede Möglichkeit organischen Lebens abzuwehren. Jetzt aber ist die Physiognomie dieser rauhen Unwirtlichkeit poetisch verklärt in der süßen Umarmung des werdenden jungen Morgens. Die Dämmerung lichtet sich immer mehr, und wir erblicken über dem Wasserspiegel, am Fuße der Berge, in leisem Beben erglänzend, ein sich wiegendes Perlenband: dort sind also kleine Städte zerstreut hingelagert. Wir vermuten in der Einbuchtung des uns zunächst gelegenen Berges die Stadt Missolunghi, das in dem griechischen Freiheitskriege die Stätte erbittertsten Kampfes gewesen und wo am 19. April 1824 siebenunddreißig Kanonenschüsse den Tod Lord Byrons verkündeten; er hatte mit siebenunddreißig Jahren, als Freiwilliger in den Reihen der Griechen um die Freiheit des heutigen Hellas kämpfend, den Tod gefunden. Größeren Preis konnte Europa für Griechenlands Unabhängigkeit nicht zahlen!

Unser Blick gleitet weiter nach Westen; die Gebirgsmassen der Inseln Kephalonia und Ithaka verschwimmen vor unserem Auge ineinander. Wir suchen die Konturen Ithakas, der Insel des Odysseus. Aber ist sie es denn wirklich? Dörpfeld hat doch in sehr glaubwürdiger Weise, auf Homer sich stützend, nachgewiesen, daß das Ithaka des «erfindungsreichen Odysseus» die weiter nördlich gelegene Insel Leukas war, und daß er also mit dem heutigen Ithaka gar nichts zu tun hatte. Und so ist diese bis jetzt denkwürdige Insel ein mythologisch-geschichtlich herrenloses Gut geworden. Eine gefährliche Kunst, diese Archäologie; zu welchen Übersiedlungen sie ganz angesehene Leute einige tausend Jahre nach ihrem Tode zwingt! Eine Konsequenz aber können wir mit Sicherheit ziehen, daß wir nämlich der Zeugenschaft Homers mit mehr Ernst zu begegnen haben als bis jetzt. Man hielt ihn so lange für den wunderbaren Fabeldichter, bis er selbst anfing, zur Fabel zu werden, und

nun beweisen uns die Ausgrabungen von Schliemann und Dörpfeld, daß Homers Berichte sehr oft der Wahrheit entsprechen. Wir werden Homer nicht nur als Dichter, sondern auch als Geschichtschreiber zu würdigen haben.

Die Identität Ithakas lassen wir also dahingestellt sein; sicher ist hingegen, daß wir uns hier auf dem nördlichsten Teile der peloponnesischen Halbinsel, in Achaia befinden, der Heimat der «hauptumlockten Achaier». Ebenso unbezweifelbar aber ist die Tatsache, daß Homer mit dem Namen Achäer den Griechen überhaupt bezeichnet und daß die Provinz Achaia niemals ausschließlicher Wohnort dieser Stammrasse gewesen, sondern daß wahrscheinlich das Land und die Bevölkerung Achaias gewissermaßen als Typus für das Achaische, heißt also Griechische gelten konnte. Vielleicht hat sich diese Tatsache auch bis zum heutigen Tage nicht geändert, denn was wir hier zu beobachten Gelegenheit haben, ist allem bisher Gesehenen unähnlich und ganz eigenartig; es ist prägnant griechisch und griechenländisch. Korfu zum Beispiel macht mit seiner üppigen Vegetation und seiner fast durchwegs auch italienisch sprechenden Bevölkerung noch ganz den Eindruck einer süditalienischen Landschaft; wir dürften uns auf die Halbinsel von Sorrent versetzt wähnen. Hier aber ist ein jäher Kontrast in die Augen fallend. Wenden wir den Blick vom Meere ab, gegen das Binnenland zu, so gewahren wir in einiger Entfernung Berge, hinter denen noch höhere, schneebedeckte oder in Wolken gehüllte Spitzen sichtbar werden; das dürfte bereits das Hochland von Arkadien sein; denn die ganze Halbinsel steigt gegen die Mitte zu am meisten an. Die Küste ist in ziemlicher Ausdehnung eben, hie und da mit Eichen bewachsen, die aber jetzt noch des Blätterschmuckes entbehren; die Obstbäume und der Eukalyptus hingegen stehen in voller Blüte; die Platanen, von denen Pausanias spricht, würden wir hier heute in der Umgebung von Patras, im Tale des Peiros vergeblich suchen. Ackerland sehen wir nirgends, wohl aber Weide und Weingärten, welch letztere jetzt, in der Mitte des März, noch nicht einmal grünen. Es wird hier hauptsächlich nur eine Sorte kleinbeeriger Weinrebe gezüchtet, welche zur Erzeugung von Rosinen dient; der Stock der Weinrebe ist ringsum mit einem Schutzwall von Erde umgeben, der sie fast unsichtbar macht. Immerhin aber spendet Achaia noch heute den besten Wein Griechenlands; wir sehen die ländlichen Wirte und Weinbergbesitzer mit Schläuchen auf dem Rücken zur Bahnhofsstation kommen; diese dudelsackartigen Ziegenhautschläuche sind noch heutigen Tages dieselben, wie Homer sie gesehen und uns geschildert hat.

Wir setzen unseren Weg, immer das tiefblaue Meer mit seinen vielgestaltigen Inseln im Hintergrunde oder an unserer Seite, gegen Südwesten, in der Richtung nach Elis fort; dabei haben wir Gelegenheit die unverwüstlichen Eigentümlichkeiten der Volkstracht kennen zu lernen. Die Hirten tragen einen groben, mit brauner oder weißer Kapuze gezierten Filzmantel, eine flache Mütze auf dem Kopfe; unter dem breiten Gürtel quillt in reichen Falten ein weißer Rock hervor; unerläßlich sind schwarze Pompons an der Spitze der aufwärts geschwungenen Bundschuhe. Das Kleid mag zerfetzt und schmutzig sein, aber die Pompons, das Prunkstück dieser Garderobe, dürfen nicht fehlen! Dieses nationale Putzstück sehen wir übrigens auch an den Schuhen der Jägertruppe wiederkehren; alle charakteristischen Merkmale dieser Volkstracht scheinen mazedonischen oder albanischen Ursprunges zu sein; denn mit der Tracht des griechischen Altertums ist da wahrhaftig kein Zusammenhang zu suchen.

Ich hatte mich vor dem lauten Tumult der Politik hieher geflüchtet; da man aber seinem Schicksal nicht entgehen kann, so fügte es der Zufall, daß Griechenland derzeit inmitten der Wahlkampagne steht und ich den wüstesten politischen Trubel mitgenießen muß. In einigen Stationen werden Mandatskandidaten erwartet oder empfangen, es werden nicht nur Reden gehalten, sondern es wird auch sehr heftig gestritten; die Parteianführer laufen auf dem hölzernen Trittbrett der altmodischen Eisenbahn entlang, in alle Wagenabteilungen hineinguckend, um sich von der Anwesenheit ihrer Parteiangehörigen zu überzeugen. Auf den Bahnhöfen erblicken wir die bekränzten Bilder der politisch führenden Personen und der Abgeordnetenkandidaten; am öftesten begegnen wir auf diesen Bildern dem hinter der Brille freundlich hervorlugenden Blick des Ministerpräsidenten Venizelos. Die Tagesblätter finden, trotz des Überflusses an Zeitungen, reißenden Absatz. Auch Griechenland krankt, ebenso wie wir, an diesem alles absorbierenden Interesse für Politik.

Wir haben inzwischen die Grenzen Achaias überschritten und befinden uns in der Provinz Elis, dem «göttlichen» Elis, dessen gleichnamiger Hauptstadt das Recht vorbehalten war, die olympischen Spiele zu ordnen. Wir nähern uns also bereits Olympia. Die Fruchtbarkeit, deren Pausanias mit überschwenglichem Lobe gedenkt, ist kaum spurenweise vorhanden. Die Eisenbahn macht eine Ausbiegung gegen das Festland, überschreitet dann den Fluß Paneios und erreicht im Angesichte der Insel Zakynthos wieder das Meer; der Endpunkt dieser Linie ist das an der nördlichen Spitze der Bucht

von Arkadien gelegene Pyrgos. Von hier führt uns eine Bahn noch minderen Kalibers und noch geringerer Geschwindigkeit in östlicher Richtung, schon in der Nähe der Provinz Tryphilia, gegen Arkadien zu, durch absolut nichtssagende Gegenden nach Olympia.

Wir haben die Eisenbahnstation bereits erreicht, aber von dem Schauplatz der einstigen olympischen Spiele ist noch immer nichts zu sehen. Nachdem wir eine ziemliche Strecke zu Fuß zurückgelegt haben, das einzige vorhandene Fuhrwerk dient nämlich dazu, um das Gepäck zu befördern, erblicken wir von dem Hügel, auf welchem das neueste und größte Hotel und in seiner Nähe das Museum erbaut sind, das Tal des heiligen Flusses Alpheios. An dieser Stelle, welche uns auch die Einmündung des jetzt unbedeutenden, im Winter aber recht ungebärdigen Flüßchen Kladeos zeigt, gewahren wir endlich das Gebiet der Ausgrabungen.

Zwischen dem Gasthof und dem Museum erhebt sich auf einem sonst ganz kahlen Hügel ein großer Baum; es ist eine Aleppo-Kiefer, der Baum des Pan und die vorherrschende Baumart dieser ganzen Gegend. Solche Kiefern finden wir auch auf dem Gebiete der Ausgrabungen, so wie sie auch den daneben liegenden Hügel Kronion dicht bedecken, von dessen Spitze sich einst im grauen Altertum der Rauch der dem Gottvater Kronos dargebrachten Opfer erhob. Übrigens ist der erwähnte Baum eines der herrlichsten Exemplare dieser Art, einer der schönsten Bäume, die ich je im Leben gesehen habe. Diese Sorte der Kiefer unterscheidet sich von der italienischen Pinie dadurch, daß sie etwas weniger hoch ist, dabei aber einen üppigeren, reicheren und etwas lichteren Nadelschmuck trägt.

Die Berge ringsherum sind nur mit armseligem Gestrüpp bedeckt; ihre Form, das lehmige, von Auswaschungen durchfurchte Erdreich erinnern lebhaft an die ärmlichen Gebirgsgegenden des nördlichen Ungarn. Nirgends ist ein Dorf oder eine Ortschaft zu erblicken; das einstige Olympia war ja auch nichts anderes als ein den Göttern geweihter Hain, in welchem Tempel und Schatzhäuser standen; anstatt dieser erheben sich nun auf dem zur Bahn führenden Wege ärmliche Lehmhäuser und bescheidene Hotels. Das nächste Dorf ist das auf den westlichen Anhöhen gelegene Druva. Einst waren diese von steilen Wegen durchfurchten Abhänge der Sammelplatz der nach Tausenden zu den olympischen Spielen strömenden, schaulustigen Volksmenge; heute klimmen über die einsamen Wege Eseltreiber mit ihren Herden, melancholische Weisen singend, in welchen unbewußt die ganze Tragik dieses Verfalls zum Ausdruck zu gelangen scheint.

Das schlammige, langsam fließende Wasser des Alpheios läßt

nichts von den Verheerungen ahnen, durch welche dieser Fluß dazu beigetragen hat, die alte Herrlichkeit Olympias zu verschütten, noch erweckt es die Erinnerung an den lieblichen Mythos, mit welchem hellenische Phantasie diesen Fluß umgeben hat. Das Wasser desselben verliert sich stellenweise von der Erdoberfläche und setzt seinen Weg unterirdisch fort; die rege Einbildung des Volkes verlieh nun dem Alpheios die Gabe, sich auch unter dem Meere zu bergen, um an einer anderen Stelle der Erde hervorzuquellen. Diesem Glauben entsprechend, erhielt der bei Syrakus in Sizilien fließende Fluß, den man für eine Fortsetzung des arkadischen Alpheios hielt, denselben Namen. Diese Überzeugung wähnte man auf Basis eines natürlichen Phänomens für begründet, und selbst Pausanias gedenkt ihrer in diesem Sinne. Eine ausschmückende Erklärung fügt dann die Mythologie hinzu: Der Flußgott Alpheios — denn in der Sagenwelt hatte ja jeder Fluß seine Personifikation — der ein leidenschaftlicher Jäger war, verliebte sich in die Nymphe Arethusa, die er ebenfalls jagend im Walde erblickte. Arethusa aber erwiderte die Liebe des Flußgottes nicht und flüchtete vor ihm nach Sizilien — oder wie es damals hieß — Ortygien, um sich daselbst in die nach ihr benannte Quelle zu verwandeln. Alpheios aber nahm, von liebender Sehnsucht gequält, die Gestalt eines Stromes an, und das Meer durchfließend, suchte er den Weg nach Sizilien, um dort seine Wellen mit denen der Arethusa zu vereinen.

Wenn ich nicht irre, erwähnte ich nun schon zum dritten Male den Namen des Pausanias, und es ist an der Zeit, daß wir uns über diese unsere namhafte Quelle etwas näher orientieren. Ich will mir durchaus nicht den Anschein geben, als setzte ich bei jedem meiner Leser voraus, daß er Pausanias kenne. Oder doch, aus zweiter Hand, gewiß nämlich aus den unvermeidlichen Belehrungen Baedekers, der ja sein Wissen über Griechenland hauptsächlich aus dieser Quelle schöpft, nämlich aus der «Periegesis», dem Werke des genannten Pausanias. Dies wäre übrigens das geringste Verdienst des braven griechischen Reisenden. Aber auch die ganze griechenländische Archäologie beruht auf Pausanias' Reisebeschreibungen, so daß wir uns die Ausgrabungen im europäischen Griechenland, welche sich an so bedeutende Namen wie Curtius, Homolles, Karvadias, Schliemann und Dörpfeld knüpfen, ohne die Fingerzeige der Periegesis füglich nicht vorstellen können.

Vom Standpunkte unserer heutigen Wissenschaft aus betrachtet, ist also Pausanias zweifellos einer der wertvollsten Schriftsteller des Altertums, wertvoller als gar mancher Klassiker. Einen Klassiker könnte man nämlich Pausanias mit dem besten Willen nicht nennen;

als Schriftsteller ist er — glimpflich gesagt — ein Dilettant. Sein Verdienst besteht eben darin, daß er, ohne die wissenschaftschaftliche Veranlassung zu haben, welche etwa einen Plinius oder Strabon hätte bestimmen können, sich doch der Aufgabe unterzog, nicht nur große Reisen zu unternehmen, sondern uns auch unermüdlich und gewissenhaft über das Gesehene zu berichten. Allerdings dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Pausanias zu einer Zeit lebte, in welcher das Reisen als Vergnügen, um nicht zu sagen, als Sport betrieben wurde, wobei keine geringere Autorität, als der weltbeherrschende Kaiser Hadrian selbst den Ton angab. Trotz der naiven Objektivität, mit welcher Pausanias alles Gehörte gewissenhaft verzeichnet, mutet doch seine ganze Art und Weise — fast möchte ich sagen — modern an, und mit einer gewissen Betroffenheit konstatieren wir, welch geringe Zeitspanne eigentlich die 1800 Jahre sind, welche uns von ihm trennen. Wir vermeinen die Worte der Fremdenführer zu vernehmen, auf welche er sich beruft, jener Fremdenführer, welche schon damals, vor 1800 Jahren, den griechenländischen Reisenden berufsmäßig allerlei müßige und widersinnige Dinge vorschwätzten, Dinge, die indessen heute, nach 1800 Jahren, durchaus nicht jedes Interesses für uns entbehren. Wahrhaftig, es darf als Glück betrachtet werden, daß die Menschen nicht wissen, zu welcher Bedeutung manchmal geschriebener Unsinn gelangen kann, — allerdings erst nach 1800 Jahren. An einer Stelle erwähnt Pausanias, daß er zwar alles notiere, was ihm die Griechen erzählen, daß er sich aber durchaus nicht verpflichtet fühle, auch all das zu glauben; ist das nicht der Standpunkt des modernsten Journalismus? An einer anderen Stelle verhöhnt er die zeitgenössischen Griechen, welche alles, was außerhalb ihrer Heimat und besonders in Ägypten ist, bewundern, während sie den Schönheiten und Kunstschätzen ihres Vaterlandes gegenüber gleichgültig beiben; wie viele unserer modernen Nationen verdienen auch heute diesen Vorwurf!

* * *

Wir vertrauen uns also auch nun der Führung des Pausanias an, indem wir, die morsche Brücke des Kladeos überschreitend, auf einen Weg gelangen, der die seit Jahrtausenden aus aufgeschichtetem Schlamm gebildete Erdkruste durchquert und uns unmittelbar auf das Feld der Ausgrabungen bringt. Die Steine am Wegrande und die Ruinen zu unserer Rechten, welche ein geräumiges Viereck bezeichnen, sind die Reste des einstigen Gymnasion und der Palästra, wo die Athleten vor den Festspielen wohnten und ihre Übungen ab-

hielten, wo sie sich also nach unseren heutigen Begriffen dem Training unterzogen. Von dem Porticus des großen Übungsplatzes sind Säulenüberreste vorhanden, und außerdem gewahren wir die Spuren eines großen Beckens, das offenbar zum Baden diente. Von dem Propylaion ist nichts erhalten als einige breite Steinfliesen, Teile der etwas erhöhten Schwelle des einstigen Tores; die Art ihrer Anordnung zeigt deutlich, daß der Eingang durch drei Säulenreihen gebildet wurde.

Wir überschreiten hier die Grenze des in Form eines Viereckes von einer Mauer umgebenen heiligen Haines, der «Altis». Einst war sie mit reichbelaubten Platanen bewachsen; jetzt erheben hier Kiefern ihre geheimnisvoll rauschenden Kronen, nur spärlichen Schatten spendend. Zu ihren Füßen wiegt sich flüsternd das hohe Riedgras, aus welchem zahllose blutrote und violette Anemonen hervorlugen. Hier zur Linken war das Prytaneion, dessen Trümmer aus dem dasselbe im Laufe der Zeiten durch Erdabrutschungen verschüttenden Hügel Kronion hervorgegraben wurden. Der Begriff des Prytaneion war die charakteristischeste Offenbarung des Gefühls der Zusammengehörigkeit in den griechischen Gemeinden; jede Stadt oder jede Gemeinde hatte ihr Prytaneion, das der Sitz der Behörde war, deren Mitglieder hier auch verpflegt wurden. In jedem Prytaneion war ein der Hestia geweihter Altar, dessen Feuer nie verlöschen durfte. Verließ ein Bürger seinen Heimatsort, so nahm er ein Flämmchen von diesem Altar mit, um damit das Opferfeuer in dem neuen Heim zu entzünden. Auch die heilige Kolonie Olympias hatte ihr eigenes Prytaneion, in welchem das Personal der Tempel wohnte und wo auch die zu Ehren der Sieger der Festspiele abgehaltenen Festmahlzeiten stattfanden.

Wir gewinnen nach und nach einen Überblick über das ganze Gebiet, auf welchem einst Tausende von Menschen ihren Göttern Opfer brachten, Feste feierten und in edlem Wettstreite einander zu übertreffen suchten. Dieser Raum erstreckt sich von den steilen, föhrenbewachsenen Abhängen des Kronion bis in die Nähe des Alpheios und ist stellenweise bis zu einer Tiefe von 4—6 Metern aufgewühlt worden. So weit mußte gegraben werden, um die Fundamente der Gebäude, die Sockel der Säulen, die überall zerstreuten Säulentrommeln und Steinüberreste mit Inscriptionen, so wie verschiedene Marmortrümmer und Bronzefunde ans Tageslicht zu fördern. Ein großer Teil dieser Schätze ist in dem nach dem Gründer benannten Museum, dem Syngroseion, aufbewahrt.

Wir stehen zwischen den Ruinen des Heräon, eines der ältesten Tempel Griechenlands; denn auf diesem Gebiete des Zeus ge-

weihten Heiligtumes wurden seiner olympischen Gattin früher Opfer gebracht als ihm selbst. Ursprünglich war das Heräon aus Holz und Lehm erbaut, die Säulen wurden nachträglich einzelweise durch Steinsäulen ersetzt. In neuester Zeit hat man einige dieser aus porösem Kalkstein bestehenden dorischen Säulen wieder aufgerichtet, so daß wir von dem Heräon, trotz seines hohen Alters das anschaulichste Bild gewinnen können; dazu trägt auch der Umstand bei, daß die Rundmauern der Sella bis zu Ellbogenhöhe erhalten sind, und daß wir durch die im Museum aufbewahrten Terrakottaverzierungen und wasserspeienden Larven des Frieses und Kranzgesimses unsere Vorstellung noch beleben und vervollständigen können. Von den Weihgeschenken, deren Pausanias gedenkt, hat uns der Zufall eines und zwar das wertvollste, den vielbeneideten Schatz des Syngroseion, aufbewahrt; es ist die Hermesstatue des Praxiteles mit dem Kinde Dionysos auf dem Arme, das einzig unzweifelhafte, fast vollständig erhaltene Originalwerk des unsterblichen Meisters, das wir besitzen.

Die Gestalt des Hermes, der übrigens der vielseitigst begabte Gott der griechischen Mythologie und auch als Kinderfreund bekannt war, scheint mit dem kleinen Dionysos zu spielen, den er im Auftrage des Zeus den Nymphen zur Erziehung überbringen sollte; er lehnt sich mit dem einen Arme leicht an den Baumstamm, auf den er seinen Mantel gehängt hat, der andere, leider fehlende Arm war in die Luft erhoben und hielt eine Weintraube in der Hand; das Kind streckt gierig das Händchen, gleichsam im Vorgefühle seiner späteren Neigungen, nach der rebensaftbergenden Frucht. Dieser fehlende rechte Arm ist der einzige, wesentliche Mangel des sehr bekannten Meisterwerkes, das aus parischem Marmor gemeißelt ist und noch leichte Spuren der einstigen Bemalung zeigt. Die wunderbare Unversehrtheit dieser Statue ist dem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß dieselbe immer unter Dach, daher vor den Einflüssen der Witterung geschützt war, und daß später der mürbe gewordene, zerfallende Lehm eine schützende Hülle um sie gebreitet hatte.

Die viel zu proportionierten Formen des kindlichen Körpers deuten noch auf die primitive Epoche der Bildhauerkunst hin; alles übrige aber, und besonders die naturgetreue, plastische Wiedergabe der Formen der Hauptgestalt, an der wir die Grazie in der Bewegung sowie die Ruhe und das Gleichgewicht des Körpers ebenso bewundern, wie die souveräne Beherrschung aller Mittel des Ausdruckes, erheben dieses Bildwerk eines Künstlers aus dem vierten Jahrhundert zu einem erstklassigen Meisterwerk. Besonders die

Schönheit dieses Jünglingsantlitzes verdient ungeteilte, rückhaltlose Bewunderung; zwar ist sowohl in dem Charakter des Gesichtes, wie der Körperformen eine gewisse weibliche Anmut und Eleganz nicht zu leugnen, aber die ganze Gestalt ist doch nicht so überfeinert und nicht in so bewußt theatralischer Pose eingestellt wie z. B. der Apollo vom Belvedere.

Die Entstehungsgeschichte des Heräon ist die deutlichste Bestärkung jener seit langem bestehenden Annahme, daß der griechische Baustil sich aus einer Holzkonstruktion entwickelt hat, und ist zugleich eine eklatante Widerlegung jenes kunstästhetischen Dogmas neueren Datums, laut welchem sich jeder Stil aus dem Stoff entwickeln muß und nur eine der Natur des Stoffes entspringende Formensprache berechtigt ist. Hier ist es eben ersichtlich, daß die Säulen des griechischen Tempels und Wohnhauses ursprünglich aus Holz hergestellt wurden, der Architrav oder das Epistyl war ebenfalls ein Holzbalken. Die Triglyphen waren nichts anderes als Sparrenköpfe, die Metopen die Zwischenräume zwischen denselben. Der untrügliche, künstlerische Instinkt der Griechen übertrug dann diese Formen in Stein und Marmor, und durch diese Neuerungen wurden ungeahnte Schönheiten, die in dem bereits Geschaffenen schlummerten, durch die belebende Kraft der Invention zum Leben erweckt.

Wenden wir uns von dem Heräon in südliche Richtung, so erblicken wir die speziell für den olympischen Zeus-Gottesdienst bezeichnenden Erinnerungsmerkmale. Hier wäre vor allem die Stelle des großen Hauptaltars zu suchen; von kleineren und größeren Altären und besonders Zeusaltären war ja die Altis noch zur Zeit der Römer förmlich übersät. Daß uns selbst die Andeutungen fehlen, wo wir die Spuren der kleineren Altäre und selbst des Hauptaltars suchen sollen, findet seine Erklärung in dem baulichen Wesen dieser älteren griechischen Opferstellen. Dieselben waren eben zum Teil Schlachtbänke und gleichzeitig offene Feuerstellen, sowie auch der Charakter des Ofens nicht ganz fehlte; sie mußten infolgedessen unter freiem Himmel errichtet sein und entbehrten sowohl des monumentalen Materials, wie der feineren künstlerischen Ausführung, die ja hier unangebracht gewesen wären. In vielen Fällen scheint sich der Altarhügel durch die Asche der Opfertiere vergrößert zu haben, auch wurde solche Asche zur Verarbeitung jener Ziegel verwendet, aus denen der Altar bestand. Diese Opferstellen unterscheiden sich also wesentlich von den im Tempelinnern errichteten Altären, welche zur Darbringung blutloser Opfer bestimmt waren.

In der Altis befand sich auch das Grab des Pelops, der durch seinen denkwürdigen Wettkampf der Begründer der olympischen Spiele geworden und nach dem auch die Halbinsel benannt ist. Wahrscheinlich lag die Grabstätte zwischen dem Hauptzeusaltar und dem Zeustempel, auf diesem heiligsten Platze der Altis, in nächster Nähe «unseres Vaters Kronion, der herrschenden Könige Herrschers», wo dem Andenken dieses Heros Opfer gebracht wurden.

Der bedeutungsvolle Mittelpunkt des heiligen Haines war der Zeustempel, dieser Stolz und Ruhm nicht nur Olympias, sondern der ganzen Provinz Elis, eines der meist verherrlichten und gefeierten Heiligtümer ganz Griechenlands. Mit schmerzlicher Ergriffenheit erfüllt uns das Bild der furchtbaren, trostlosen Verwüstung, das sich beim Betreten der Ruinen unserem Auge bietet; diese kläglichen Überreste sind die einzigen Verkünder der verfallenen Schönheit und Größe des Tempels. Die Sockel der machtvoll anstrebenden, dorischen Säulen des Peripteros sind noch zu sehen; die Teile der Säulenschäfte liegen, nach Süden hin gestürzt, zerstreut im hohen Grase; ihre Zusammengehörigkeit ist deutlich zu erkennen. Stellenweise türmen sich Baureste übereinander, wahrscheinlich von der Gewalt eines Erdbebens hingeschleudert. Innerhalb des Raumes, der das einstige Tempelschiff bezeichnet, gewahrt man die Mauerüberreste der Cella, sowie die weißen und schwarzen Kalksteinplatten der Dielenverkleidung, welche ziemlich unversehrt die Konturen des inneren Heiligtumes, der Umgebung des Götterstandbildes, bezeichnen. Hier stand das Meisterwerk des Pheidias, die mit Gold und Elfenbein gedeckte, aus Holz gearbeitete Kolossalstatue des Zeus, welche der Künstler in einem eigens zu diesem Zwecke außerhalb der Altis errichteten Atelier geschaffen hatte. Sie gehörte zu den sieben Weltwundern des Altertums und es konnte, nach dem Glauben dieser Zeit, niemand glücklich sein, dem es nicht vergönnt gewesen, diese Statue zu sehen. Von dieser Herrlichkeit ist uns nichts erhalten geblieben; wir kennen nur die monumentalen Dimensionen des Götterbildes und rekonstruieren uns die wahrscheinliche Gestalt der Statue auf Grund der erhaltenen Denkmünzen. Die Sage berichtet, daß Zeus bei dem Aufstellen des wunderbaren Meisterwerkes durch einen mächtigen Blitzstrahl seiner Zufriedenheit mit dem ihn darstellenden Bildwerke Ausdruck gab.

Der strengen Gesetzmäßigkeit und Einfachheit des griechischen Stiles ist es zuzuschreiben, daß die Archäologie imstande ist, mit Zuhilfenahme der Schilderungen des Pausanias aus diesen Überresten uns die ganze Konstruktion des herrlichen Tempelbaues des

Libon aus Elis wieder erstehen zu lassen; in Wirklichkeit ist nichts mehr als der fossile Unterbau des Gebäudes vorhanden, während zum Beispiel von dem Parthenon Athens, der dem Bau des Zeustempels in vielen Beziehungen ähnlich ist, noch aufrechtstehende Ruinen erhalten sind. Ein unübertroffenes Verdienst der olympischen Ausgrabungen aber, worin dieselben alle anderen Ergebnisse der Bemühungen, Kunstschätze dieser griechischen Periode zu bewahren oder zu entdecken, überragen, sind die Gruppen der Marmorbildwerke der beiden Giebelfelder des Zeustempels. Diese Marmorgruppen sind zwar nur in Fragmenten gerettet worden, geben aber doch die Möglichkeit der klaren Anschauung des Ganzen. Die Bruchteile sind im Museum Olympias zusammengestellt zu sehen; allerdings beruht diese Rekonstruktion auf Hypothesen und erscheint daher nicht ganz unanfechtbar.

Die Marmorgruppe des östlichen Giebelfeldes, welche Pausanias dem Paionios zuschreibt, zeigt in noch archaistischer, starrer Anordnung den Wettkampf des sagenhaften Königs Oinomaos von Elis mit Pelops, aus welchem letzterer, dem Zeus seinen Schutz verleiht, als Sieger hervorgeht. Pelops erringt nicht nur die als Preis bestimmte Hand der Tochter Oinomaos', Hippodameia, sondern mit ihr auch die Herrschaft über das Land des besiegten Gegners. In der Mitte des Tympanons, an der höchsten Stelle desselben, steht die den Wettkampf überwachende Gestalt des Zeus, an Größe alle anderen Figuren überragend. Ihm zur Rechten und zur Linken sehen wir die Gestalten der zum Wettkampf bereiten Gegner, neben letzteren je eine Frauengestalt, an der Seite Oinomaos' dessen Gattin Sterope, neben Pelops die zu erringende Braut, Hippodameia. Diesen Gruppen folgen die Viergespanne der Wettkämpfer; die Pferde sind, vom Beschauer gesehen, hintereinander angeordnet, was die Lösung eines der schwierigsten künstlerischen Probleme erforderte. Hinter den sitzenden und knieenden Gestalten der Wagenlenker und Zuschauer sehen wir in den niederen Ecken des Giebelfeldes zwei liegende Gestalten, welche wahrscheinlich die Personifikation der Flüsse Alpheios und Kladeos darstellen.

Der künstlerische Schmuck des westlichen Giebelfeldes soll von einem Zeitgenossen des Pheidias, Alkamenes, herrühren. Dieses Kunstwerk zeigt eine bei weitem reifere Auffassung, hat mehr Leben und Bewegung als das östliche Tympanon; der organische Zusammenhang der einzelnen Gruppen ist intensiver, der Raum ist in geistvoller Weise ausgenützt; auch ist der Gegenstand eines der beliebtesten Themen der griechischen Plastik, der Kampf der Kentauren mit den Lapithen, zu einer belebteren Komposition viel mehr

geeignet. Auch hier nimmt eine Göttergestalt, Apollo, den Mittelpunkt des Raumes ein; er leitet den Kampf und entscheidet ihn. Die dargestellte Szene ist eigentlich dem Hochzeitsfeste des Königs der Lapithen, Peirithoos, entnommen. Dieser feiert seine Vermählung mit Deidamia und hat zu dem Feste nicht nur seinen Freund Theseus, sondern auch die Kentauren eingeladen. Vom Genuß des Weines berauscht, wollen diese Tiermenschen Deidamia und ihre Genossinnen rauben, welche von den zwei heldenhaften Jünglingen und den übrigen Lapithen erfolgreich verteidigt werden. Die leidenschaftliche Erregung des Kampfes scheint sich auch den in den Winkeln des Tympanons kauernden Frauengestalten, die wir für Dienerinnen der Braut oder Nymphen des Ortes halten dürfen, mitzuteilen. Diese Frauen verfolgen mit schreckerfüllter Neugierde den Ausgang des wilden Tobens, über den wir nicht im Zweifel sein können, da die überlegene, göttliche Ruhe des den Lapithen Schutz verleihenden Apollo den Sieg der Jünglinge voraussagen läßt.

Der kunstgeschichtliche Wert der Fragmente dieser zwei Marmorgruppen ist vom Standpunkt der Kenntnis der dekorativen Plastik der Griechen und besonders der Anordnung des Giebelfeldschmuckes ein so außerordentlicher, daß wir füglich die Entdeckung derselben als einen der größten Triumphe der neueren Archäologie betrachten können. Zwar ist die künstlerische Ausführung eine ungleichwertige und stellenweise unsichere, wie wenn diese Kunstschöpfungen den Übergang aus der archaischen in die klassische Epoche bezeichnen würden; die gewissenhafte Genauigkeit und maßvolle Zurückhaltung der einen Kunstperiode war nämlich bereits im Niedergang begriffen, während die Vorzüge der anderen, das edle Pathos und die unbedingte Beherrschung der Mittel des Ausdruckes noch nicht auf der Höhe ihrer Vollendung standen. Dennoch ist der Kunstwert dieser zwei Giebelfelder des olympischen Zeustempels durch die überraschend lebensvollen Details, durch die Schönheit der erhaltenen Köpfe und die Einheitlichkeit der Komposition, trotz der darin enthaltenen Fehler und Widersprüche, ein unbezweifelhaft hoher.

In der Nähe der östlichen Front des Zeustempels stand ein anderes Kunstwerk, dessen Schöpfer zweifellos Paionios von Mende ist, die Nikestatue, ein Weihgeschenk der Messener, aus Anlaß und als Denkzeichen ihres Sieges gespendet; das Piedestal der Statue steht noch an dem ursprünglichen Platze, das Standbild selbst ist, allerdings verstümmelt, im Museum unter den übrigen Kunstschätzen zu sehen. Der vordere Teil des Kopfes fehlt gänzlich, ebenso die Flügel, die Arme sind abgebrochen, und von dem wallenden Mantel

ist nur ein kleiner Teil erhalten. Aber selbst in diesem verstümmelten Zustande macht die Statue in so wunderbarer Weise den Eindruck eines Körpers, der sich im Fliegen niederwärts senkt, vermittelt sich uns so eindringlich die elastische Kraft dieser zarten Formen und fühlen wir so intensiv die souveräne Kunst, mit welcher die sich straff an den Körper schmiegenden Kleiderfalten modelliert sind, daß wir Paionios auf Grund dieses Werkes für den Meister eines viel reiferen Kunstvermögens halten müssen, als es die Marmorgruppe des östlichen Giebelfeldes verrät.

Die Nike der Messener war nur eines der zahllosen Weihgeschenke, mit welchen die Griechen dieses Heiligtum ihres höchsten Gottes zu bereichern trachteten. Hier müssen wir aber auch der kleinen, Tiere darstellenden, meist aus Bronze angefertigten Opfergaben gedenken, deren wir eine fast unerschöpfliche Fülle im Museum vorfinden, und welche zweifellos den Zweck hatten, von Zeus den Schutz des Zuchtviehes zu erflehen. Außerdem bezeugten eine Reihe von Statuen und Schatzhäusern den religiösen Eifer der Hellenen sowie ihre Freigebigkeit und Kunstliebe. Die meisten dieser Statuen sind der Vernichtung anheimgefallen, bloß einige mit Inschriften versehene Tafeln und Säulen verkünden den Ruhm einzelner Wettkämpfer, und an den steilen Abhängen des Kronoshügels gewahren wir in langer Reihe die halbverschütteten Spuren jener viereckigen, kapellenartigen, kleinen Gebäude, der Thesauren, zwölf an der Zahl, in welchen die einzelnen Provinzen und Städte bei verschiedenen Gelegenheiten, am häufigsten als Dankes- oder Votivgaben, wertvolle, dem olympischen Zeus dargebrachte Geschenke anhäuften. Eine ganz spezielle Art der Statuen waren die zu Ehren des höchsten olympischen Gottes errichteten und Zeus selbst darstellenden sechzehn Götterbilder, die Zanen, welche vor den Schatzhäusern standen und als Sühne für Übertretungen der Wettkampfregeln oder sonst begangener Fehler von den Schuldigen dargebracht wurden.

Für die Bedürfnisse der während der olympischen Festspiele zur Zeit der größten sommerlichen Hitze zusammenströmenden Volksmenge war durch verschiedene Gebäude profanen Charakters, sowohl innerhalb als außerhalb des heiligen Haines gesorgt. Wir erwähnten bereits das Gymnasion, die Palästra und das Prytaneion. Hierher gehörte auch das Buleuterion genannte Ratsgebäude und die lange, in früheren Zeiten nach seinem Bilderschmuck «Poikile» genannte Säulenhalle, welche von dem Eingange des Stadion in südlicher Richtung zu dem Festtore führte und vor den sengenden Strahlen der Sommersonne Schutz bot. Man nannte später diesen

Säulengang, der in dem Rufe stand, ein siebenfaches Echo zu erwecken, Echohalle.

In die Zeit der Römerherrschaft, als selbst Kaiser Nero sich auf dem Gebiete der Altis ein Wohnhaus einrichtete, fällt die Schöpfung eines freigebigen Spenders, der am Fuße des Kronoshügels ein in seiner Art luxuriös ausgestattetes, dabei aber einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommendes Gebäude erbauen ließ, die nach ihrem Urheber Herodes Attikos zubenannte Exedra, deren Konturen an den vorhandenen Ruinen deutlich zu erkennen sind. Dieser Herodes von Athen, dessen Namen wir auch in seiner Vaterstadt begegnen werden, bekleidete unter der Herrschaft der Antoninen die Würde eines Konsuls und war übrigens ein mit Geldgütern reich gesegneter großer Herr von der Sorte jener griechischen Rhetoren, welche durch ihre sophistische Philosophie, ihre rednerische Eitelkeit und die Sucht, gefeiert zu werden, der römischen Periode Griechenlands ein so typisches Gepräge gaben. Herodes Attikos war indessen nicht nur bestrebt, das Wohl seiner Heimat durch klassische Rednerposen und Stilblüten zu fördern, sondern er bereicherte dieselbe auch in anzuerkennender Weise mit sehr schönen Bauten. Die Exedra auf dem Gebiete der Altis entspricht eigentlich dieser Benennung nicht, da sie, zwar in Halbrundform gehalten, doch nicht mit Sitzplätzen versehen war; den halbumschlossenen Raum nahmen Wasserbecken ein, in welche eine zu diesem Zwecke konstruierte Leitung das kühlende, plätschernde Wasser des Alpheios brachte, um hier die Dürstenden und Erschöpften zu erquicken. Unter den vielen Statuen, welche diese Halle schmückten, hatte natürlich auch das Bildnis des freigebigen Erbauers einen bescheidenen Platz gefunden. Auch die Statue der Gattin des Herodes Attikos, Regilla, fehlte in dem Gebäude nicht, das der freigebige Rhetor, nebst andern von ihm stammenden Bauten, ihr zu Ehren errichtet hatte, vielleicht als Zeichen der Sühne, da Regilla das Opfer der Brutalität ihres Gatten geworden war.

Die Festgäste und die Behörden von Elis, welche mit der Anordnung der olympischen Spiele betraut waren, versammelten sich auf der Agora, dem Marktplatze, welcher zwischen dem Zeustempel und der Echohalle lag; dort trugen Schriftsteller und Poeten ihre Werke vor, hier hielten die Rhetoren ihre Reden, Maler und Bildhauer enthüllten ihre Werke dem prüfenden Urteil der Öffentlichkeit. Der Schauplatz der athletischen Wettkämpfe war das Stadion und das Hippodrom. Das überwölbte Tor des Stadions ist restauriert; wir überschreiten dasselbe zwischen dem erhöhten Terrain der Schatzhäuser und der Echohalle wie einen Viadukt. Jenseits

des Tores dehnte sich das große Becken des Stadions aus, dessen Beginn, der Platz für die Kampfrichter und die Ordner der verschiedenen gymnastischen Spiele, Kraftproben und anderen Wettkämpfe noch sichtbar ist. Der übrige Teil des Stadions, dessen Länge der Sage nach von Herakles durch Schritte ausgemessen wurde, ist bis zum obersten Rande der in das Erdreich amphitheatralisch eingehauenen Stufen von einer dicken Erdschichte bedeckt. In östlicher Richtung vom Stadion erhob sich das den Wagen- und Pferderennen dienende Hippodrom, das aber spurlos zugrunde gegangen ist.

* * *

Dieses Gebiet, das wir nun besichtigt haben, war der Schauplatz der olympischen Festspiele. Der Gottesdienst innerhalb der Altis war in der Form von Opfergaben ein ständiger, aber zur Zeit der Olympiade, nämlich in Intervallen von vier Jahren, wurde dieses Heiligtum überdies der Mittelpunkt ganz Griechenlands; hier wetteiferten die einzelnen Staaten nicht nur durch ihre besten Athleten, sondern auch durch Kunstschöpfungen, Veröffentlichung schriftstellerischer Produkte und die Anwesenheit ihrer hervorragendsten Bürger miteinander, und zwar in noch viel intensiverem Maße, als es bei den Festspielen von Delphi der Fall war, der isthmischen und nemeischen gar nicht zu gedenken. Wir können die Bedeutung und Wichtigkeit dieser festlichen Zusammenkünfte vom Standpunkte der nationalen Einheit nur dann vollständig erfassen, wenn wir bedenken, in wie viel kleine Staatseinheiten Griechenland zerfiel. Diese weittragende Bedeutung gab sich in vielfacher Weise kund; so wurde die Olympiade die Basis der einzigen, allgemein anerkannten Zeitrechnung; das Gebiet des nationalen Heiligtumes der Griechen, der Schauplatz der Festspiele wurde für neutralen Boden erklärt und, um den ungestörten Verlauf der Wettkämpfe zu sichern, wurde für die Dauer der Spiele allgemeiner Gottesfriede verkündet. Nicht selten geschah es, daß die an den Festspielen Beteiligten, welche in friedlichem Wettkampfe ihre Kräfte erprobten, Gesandte einander sich feindlich bekriegender Staaten waren.

Die Gründung der Festkampfspiele verliert sich in die graue Vorzeit der Sage und knüpft an die Namen des Pelops, des Herakles und Zeus an, welche abwechselnd als die Urheber des ersten Wettkampfes bezeichnet werden. Die geschichtlich nachweisbare Gestaltung der Spiele fand zur Zeit des Lykurgos und Iphitos statt, im Jahre 776 vor Christi Geburt, bei welcher Gelegenheit das erstemal die Namen der Sieger aufgezeichnet wurden. Von diesem Datum

an wird der Beginn der Olympiaden gerechnet, deren 226. Pausanias noch erwähnt. Wir finden die Festspiele in der Geschichte bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nach Christuts, dann verschwinden sie vollständig.

Die Wettkämpfe fanden in der Zeit des Vollmondes nach der Sommersonnenwende statt; ursprünglich war ihre Dauer für einen Tag festgesetzt, in dem Maße aber als die Spiele immer reichhaltiger wurden, dehnte sich auch diese Zeitspanne bis zu einem Zyklus von fünf Tagen aus. Anfangs erstreckte sich der Wettkampf nur auf das einmalige Durchlaufen des Stadion, später aber umfaßte er den Doppellauf, nämlich das zweimalige Durchmessen der Bahn, und den Dauerlauf, welcher in etwas langsamerem Tempo das zwölfmalige Durchmessen des Stadions vorschrieb. Hinzutraten noch der Waffenlauf — eine Art soldatischer Parade —, Defilierung in voller Rüstung, später nur mit dem Schild; dann der Ringkampf und das Pankration, worunter ein Faustkampf, nach Art des englischen Boxens, mit gewappneter Faust zu verstehen ist. Die beiden letzteren Übungen wurden auch manchmal verbunden ausgeführt. Der Höhepunkt der gymnastischen Übungen aber war das Pentathlon, ein aus fünf Teilen bestehender Wettkampf, welcher sich in eine Kombination von Weit- und Hochsprung, Speerlauf, Lauf, Diskoswurf und Ringen gliederte. Am höchsten stand in der allgemeinen Anerkennung der Sieger des Pentathlon. An gewissen Arten des Wettkampfes konnten auch Frauen teilnehmen, aber ganz abgesondert von den übrigen Teilnehmern der Festspiele. Auch junge Knaben wurden zugelassen; es ereignete sich aber nur ein einzigesmal, daß ein zwölfjähriger Knabe das Pentathlon bestand. Die Spiele im Hippodrom umfaßten Wagen- und Pferderennen; es wurden eigene Rennen mit Füllen und solche mit volljährigen Pferden abgehalten. Bei den Wagenrennen unterschied man den Wettkampf von Zwei- und Viergespannen; sie standen in besonders hohem Ansehen, so daß die Griechen auch das Andenken ihrer Toten durch die Veranstaltung solcher Wagenrennen ehrten. Selbst Könige verschmähten es nicht, an diesen athletischen Übungen teilzunehmen. Mit der Zeit gewannen die kostspieligen Pferde- und Wagenrennen einen gewissen aristokratischen Anstrich, gegenüber den billigeren gymnastischen Übungen von eher bürgerlichem Charakter.

Jeder freie Grieche, der sich eines makellosen Rufes erfreute, konnte, wo immer auch außerhalb Griechenlands seine Wohnstätte war, an den olympischen Festspielen teilnehmen; nur die Barbaren, das heißt Nicht-Griechen, waren von der Teilnahme ausgeschlossen. Als aber mit der Zeit große Teile Griechenlands unter römische

Herrschaft gerieten, mußten diese Bestimmungen dahin abgeändert werden, daß auch Römer, als Blutsverwandte der Griechen, zu den Festspielen zugelassen wurden.

Wer sich zur Teilnahme an den Kampfspielen meldete, mußte bei Zeus schwören, ohne Trug und List kämpfen zu wollen, und hatte überdies erst Zeugenschaft zu erbringen, daß er sich in irgendeinem Gymnasion bereits zehn Monate hindurch den für die Anforderungen der Spiele nötigen Übungen unterworfen hatte. Die letzte Vollendung ihrer Kampftüchtigkeit erhielten die Teilnehmer in Elis selbst, in dem Gymnasion und der Palästra von Olympia. Diese 30 Tage dauernden Probeübungen fanden unter der Leitung der zehn Kampfrichter oder Hellanodiken statt, welche die Stadt Elis für jede Olympiade zu wählen berechtigt war. Einige Tage vor Beginn der Festspiele hielten die Kampfrichter mit den sich bewerbenden Athleten ihren Einzug in Olympia. Es war nicht nur die Aufgabe der Hellanodiken, alle nötigen Vorkehrungen und Bestimmungen für die Festspiele zu treffen, sondern sie versahen auch das Amt der Richter innerhalb der Wettbahn.

Griechenlands Blüte, die Besten des Volkes, wallten zur Zeit der Festspiele nach dem heiligen Hain. Jeder Staat schickte seine Gesandten ab, die manchmal mit wichtigen diplomatischen Missionen betraut waren; die Träger der bedeutendsten Namen des öffentlichen Lebens, des Schriftstellertums und der Künste fanden sich hier ein, um den Glanz dieser Festtage zu heben und selbst gefeiert zu werden. Rings um die Altis erhob sich eine Zeltstadt; auf dem Alpheios reihte sich Barke an Barke, der kauflustigen Menge Waren und Nahrungsmittel in Hülle und Fülle darbietend. Das Erscheinen der Frauen jedoch war durch strenge Regeln in engen Grenzen gehalten; sie durften sich nur auf der Südseite des Alpheios aufhalten und von den Abhängen der jenseitigen Hügel den Verlauf der Spiele verfolgen. Dieses Verbot wurde ein einzigesmal von einer Mutter, deren Sohn sich an den Wettkämpfen beteiligte, überschritten. Kallipateira, nach anderen Pherenike, war der Name jener Witwe, welche, um an Stelle des verstorbenen Vaters ihren Sohn Peisidoros zu den Festspielen geleiten zu können, sich unter der Tracht der Lehrer der Athleten verbarg. Als ihr Sohn aber siegreich den Wettkampf beendet hatte, konnte sie der überwältigenden Freude des Mutterherzens nicht widerstehen und schwang sich über die Schranke. Dabei lüftete sich ihr Gewand und sie wurde erkannt. Ein solches Vergehen sollte dem Gesetze gemäß mit dem Tode bestraft werden; aber man begnadigte sie, aus Rücksicht für ihre große Mutterliebe und den Ruhm ihres siegreichen Sohnes. Dieses

Ereignis, das so deutlich die unsagbare Begeisterung zeigt, mit welcher ganz Griechenland an den Begebenheiten der Festspiele teilnahm, hatte zur Folge, daß in Zukunft, um solchen Täuschungen vorzubeugen, sowohl die an den Wettkämpfen Beteiligten als auch die Lehrmeister derselben im Stadion unbekleidet erscheinen mußten.

Bekanntlich war die Belohnung des Siegers in den olympischen Spielen nichts anderes als ein Kranz aus den Blättern jenes heiligen Ölbaumes, welcher der Sage nach von Herakles gepflanzt worden war, und ein Palmenzweig: die Sinnbilder der Kraft und der Unsterblichkeit. Vor dem Tempel des Zeus verkündete ein Herold den Namen des Siegers und den seines Vaterlandes; die Hellanodiken nahmen von einem prächtigen goldenen Tische den Lorbeerkranz und schmückten damit das Haupt des Gefeierten. Außer der Bekränzung harrten aber noch seiner eine Reihe von Ehrungen und Belohnungen; abgesehen von der allgemeinen Bewunderung, deren Gegenstand er war, bewirtete man den Sieger im Prytaneion, sein Heimatsort holte ihn im Triumphzuge ein, er war von jeder Besteuerung befreit und in allen Versammlungen gebührte ihm ein Ehrensitz. Sehr häufig wurde auch das Standbild des Ausgezeichneten auf dem Gebiete des heiligen Haines errichtet; bei dem Sieger des Pentathlon war dies fast unerläßlich, denn diese Übung war der Prüfstein der möglichst gesteigerten und harmonisch durchgebildeten Körperkräfte. Wer das Pentathlon bestand, galt für das Ideal männlicher Schönheit.

Auch die Institution der olympischen Spiele konnte sich im Laufe der Zeiten nicht gewisser Auswüchse und Übertreibungen erwehren, deren Quelle zum Teile menschliche Eitelkeit, zum Teile die Leidenschaft des Wettbewerbes waren, und lebhaft an die Exzesse unseres heutigen Sportlebens erinnern. Hingegen finden wir keine Spur jener mit Gewinnsucht gepaarten Spielleidenschaft, wie sie die meisten unserer heutigen Sportveranstaltungen in trauriger Weise verunzieren; dieses Laster ist ganz das Produkt der neuesten Zeit. Wir begegnen immerhin auch bei den Griechen solchen Athleten, deren vierhundert Siegespreise nicht so sehr ihren Ruhm vergrößerten, als vielmehr die Bedeutung der allzu häufigen Wettkämpfe herabsetzten. Die zeitgenössischen Chronisten berichten, daß schließlich die Altis von Siegerstandbildern, darunter solchen von jugendlichen Knaben, wimmelte. Manche der Wettbewerber brachten ihre Statuen, im sicheren Bewußtsein des zu erringenden Sieges, fertig mit sich, so daß dieselben unmittelbar nach dem beendeten Spiele aufgestellt werden konnten. Befremdend ist überdies, wenn es auch unleugbar einen modernen Eindruck macht, daß

bei den Pferde- und Wagenrennen die Tiere und deren Eigentümer vollständig das Verdienst der bei den Rennen beteiligten Menschen in den Hintergrund drängten. In Olympia war es kein seltenes Geschehnis, daß man dem Züchter eines Pferdes oder gar dem Pferde selbst ein Standbild errichtete; besonders das Pferd Pheidola war Gegenstand einer derartigen Auszeichnung; es hatte sich im Pferderennen, nachdem es seinen Reiter in der Bahn abgeworfen, an dem Wettkampf weiter beteiligt und war, zuerst anlangend, vorschriftsmäßig beim Ziele stehen geblieben. Auch an offenkundiger Verletzung der Spielregeln mangelte es nicht. Die Reihe der vor den Schatzhäusern strafweise errichteten Statuen gab beredtes Zeugnis davon, daß gar oft List, Betrug oder Bestechung in recht unlauterer Weise den Sieg erwerben halfen. Der Sage nach hat ja Pelops selbst, der gefeierte Heros, das Beispiel dazu geboten, als er im Wettkampfe mit Oinomaos — dessen bestochener Wagenlenker seinen Herrn umwerfen ließ — auf diese Weise durch List siegte. Andererseits erscheint es als ein Beweis der ehrlichen Strenge der Griechen, daß angemeldete Wettkämpfer, welche ohne triftigen Grund von den Festspielen ausblieben, als feige Flüchtlinge behandelt und bestraft wurden. Wenn wir also die Geschichte der olympischen Kampfspiele mit unserem heutigen Sportswesen vergleichen, können wir uns kaum vor der Wahrheit verschließen, daß sich die Menschheit in Jahrtausenden nur sehr unwesentlich ändert: die Tugenden scheinen wohl etwas abzuflauen und zu verkümmern, dafür erfreuen sich aber die Unzulänglichkeiten, Gebrechen und kleinen Nichtsnutzigkeiten des Menschen einer immergrünen Jugendlichkeit.

Trotz dieser unleugbaren Schattenseiten, welche die glanzvolle Epoche der olympischen Spiele in ihrem Gefolge aufwies, war die Wirkung der zu hoher Vollendung gelangten griechischen Gymnastik, deren prägnantester Ausdruck eben die olympischen und andere Wettkämpfe waren, auf das ganze Griechentum der alten Zeit, ihr Leben, ihre körperliche und seelische Entwicklung, ihre Taten und ihre geistigen Schöpfungen eine ganz wunderbare. Ohne diese Einwirkung können wir uns jene Heldengeneration gar nicht vorstellen, welche das Leben dieses Häufchen von Griechen mit so glanzvollen Lettern in die Jahrbücher der Geschichte verzeichnete; ohne sie wäre jene großartige Harmonie der körperlichen und geistigen Kräfte, welche allen Schöpfungen der Griechen den Stempel unvergänglicher Schönheit aufdrückte, niemals vollständig gewesen. Auf die bildenden Künste und das Schriftstellertum wirkten die athletischen Wettkämpfe gleicherweise befruchtend. Fast aus-

nahmslos besangen die griechischen Dichter die Schönheit des stattlich-kräftigen, geschmeidigen, durch gymnastische Übung geschulten Körpers und dessen Betätigung in den athletischen Kämpfen. Pindar erklärt, daß es keinen edleren Sieg gäbe, als den in den olympischen Spielen errungenen. Mit Entzücken vertieft sich Homer in die Einzelheiten des Laufes, Diskoswurfes, des Ringens und der atemversetzenden Hast des Wagenrennens. Er gibt auch seiner Überzeugung in den Worten Ausdruck:

„Denn kein größerer Ruhm verschönt ja das Leben der Menschen,
Als den ihnen die Stärke der Händ' und Schenkel erstrebet."

Noch aufallender ist die Wechselwirkung, welche zwischen dem griechischen Kultus der Körpererziehung und den bildenden Künsten, besonders der Bildhauerkunst bestand. Nachdem die Epoche der äußeren und inneren Kriege vorübergegangen und ein friedliches Zeitalter angebrochen war, konnte auch die Kunst die Aufgabe des Heroenkultus gleichsam als abgeschlossen betrachten und wandte sich mit begeistertem Eifer den Siegern der athletischen Wettkämpfe zu, in denen sie die Verkörperung heldenhafter männlicher Tatkraft erblickte. Mit bewunderungswürdigem Realismus schuf die griechische Bildhauerkunst die Gestalten des Läufers, des Ringers, Diskos- und Speerwerfers, deren bewegtes Muskelspiel in tadelloser Plastik zutage tritt. Sie veranschaulichte auf diese Weise nicht nur die ganze Methode der griechischen Athletik, sondern verewigte auch die Schönheit dieser an gymnastischen Übungen erzogenen Körper, welche sich als Idealgestalten, als anzustrebender und maßgebender «Kanon» dem Auge und dem Verständnis der heranwachsenden Nachkommen einprägten. So haben die Griechen ihr Leben der Kunst und ihre Kunst dem Leben dienstbar gemacht.

Die unverbrüchlichen Gesetze der Vergänglichkeit, welche allem ein Ende setzen, haben auch den Ruhm Olympias nicht verschont. Die Festspiele waren in ihrem innersten Wesen mit dem heidnischen Götterglauben verflochten und daher von Anbeginn an der emporsteigenden Macht der Christenheit ein Dorn im Auge. Der letzte gemeinsame römische Kaiser des Ost- und Westreiches, Theodosius I., untersagte im Jahre 394 die Abhaltung der olympischen Festspiele. In Konstantinopel erhebt sich noch heute auf dem Platze des einstigen Hippodroms der ägyptische Obelisk, dessen Sockel mit Reliefbildern aus der römischen Zeit geschmückt ist. Wir sehen die Gestalt des strengen Imperators Theodosius, umgeben von seinen Söhnen Arcadius und Honorius — zwischen denen er dann sein Reich teilte — und von dem ganzen, steifen, kaiserlichen Hof-

halt während eines Wagenrennens. Was wir aber in Konstantinopel schmerzlich vermissen, das sind die Schätze jener heidnischen Heiligtümer, welche mit solch hingebungsvollem Eifer von den Christen geplündert wurden. Auch die beglückende Zeusstatue des Pheidias, welche hieher gebracht worden war, fand ein trauriges Ende; sie fiel den Flammen einer Feuersbrunst zum Opfer. Byzanz hat nicht nur seine eigene einstige machtvolle Größe und Herrlichkeit begraben, es ist auch die Grabstätte eines großen Teiles antiker Kultur geworden. Es war ein schicksalsschweres Verhängnis, daß die oströmischen Kaiser, durch ihre Eitelkeit gespornt, die Kunstschätze Griechenlands nach Byzanz brachten, wo sie von den Katastrophen, welche das Reich und die Stadt erschütterten, umso sicherer verwüstet wurden.

Die laute Kampfesfreude und Fröhlichkeit der olympischen Spiele war verstummt, die Götterbilder wurden weggeschleppt, aber die Tempel standen noch aufrecht. Da ließ Theodosius II. die olympischen Heiligtümer in Brand stecken. Alarichs Goten setzten das Werk der Verwüstung fort, und ein übriges fügte die nüchterne Schonungslosigkeit des beginnenden Mittelalters hinzu, das aus den Bausteinen der Tempel inmitten der Altis eine Festung errichtete, die Metallstatuen in Waffen- und Handwerkszeuge umschmiedete und seine Kalkbrennereien mit dem Marmor der Kunstwerke speiste. Selbst das Megaron, das in eine byzantinisch-christliche Kirche umgewandelt worden war, entging dem allgemeinen Schicksal der Verwüstung nicht.

Denn gar bald beteiligten sich an dem von Menschen unternommenen Werke der Vernichtung die Naturkräfte und verwischten mit grausamer Gleichgültigkeit die Spuren der Erbauer wie der Zerstörer. Wiederholtes Erdbeben stürzte die stolzen Säulen in den Staub, die wandernden Erdmassen des Kronoshügels verschütteten die zu seinen Füßen hingelagerten Gebäude, die Überschwemmungen des Kladeos häuften im Laufe der Zeiten Schichten um Schichten von Erdreich, Schlamm und Kieseln auf das Gebiet des einstigen Zeus-Heiligtumes, während die reißenden Fluten des Alpheios das ganze Hippodrom verschlangen. Das Tal von Olympia war beim Einbruch der Neuzeit eine wüste Ebene, und der Bauer, der in seinen Rebenpflanzungen mit der Haue das Erdreich lockerte, ahnte gar nicht, daß der Boden unter seinen Füßen die Stätte vergangener Herrlichkeiten decke.

In das tiefe Dunkel der Vergessenheit brachte die Wissenschaft endlich einen dämmernden Lichtschein. Im 18. Jahrhundert begann Winckelmann davon zu schwärmen, daß Olympia wieder aufgedeckt

werden müßte. Diese Anregung fand aber selbst in der Heimat des Gelehrten keinen Widerhall. Dann griffen Franzosen und Engländer den Gedanken auf; sie ließen auch einige Steinhügel untersuchen. Im Jahre 1829 erhielt Abel Blouet von der französischen Akademie die Betrauung, Grabungen vornehmen zu lassen; die Ruinen des Zeustempels wurden aufgedeckt und Blouet ließ einige Platten der inneren Metopen, welche die Heldentaten des Herakles darstellten, nach dem Pariser Louvre schaffen. Der große deutsche Archäologe und Geschichtsforscher Ernst Curtius, dessen Statue in dem Museum von Olympia aufgestellt ist, wußte zurzeit der Fünfziger-Jahre in dem damaligen preußischen Kronprinzen, dessen Lehrer er war, hellodernde Begeisterung für den Gedanken der olympischen Ausgrabungen zu wecken. Dem hochgesinnten königlichen Jüngling gelang es, seinen Vater, Kaiser Wilhelm I., zu veranlassen, daß das Deutsche Reich mit beispiellos vornehmer, selbstloser Opferwilligkeit die Arbeiten nicht nur in Angriff nehmen ließ, sondern sie auch durchführte; dieselben verschlangen ein Kapital von 900000 Franken. Die Ausgrabungen währten von 1875 bis 1881, und wir können füglich behaupten, daß sie alles zutage förderten, was an dieser Stätte von den einstigen Schöpfungen übrig geblieben war. Diese großzügige Generosität im Interesse eines Bildungswerkes, diese Friedenstat am Ausgange eines ruhmvoll beendeten Krieges, schlingt eine unvergängliche Glorie um den Genius Deutschlands.

Und fünfzehn Jahre nach der Bloßlegung Olympias erweckten die Kulturnationen auch die Festspiele zu neuem Sein. Die Initiative kam von seiten der Franzosen, auch wir Ungarn schlossen uns der Bewegung an, und Griechenland nahm für sich die Ehre in Anspruch, auf dem Gebiete seiner Hauptstadt zum ersten Male die neuen olympischen Festspiele zu veranstalten. Seitdem erneuert sich in vierjährigen Zyklen bald in einer, bald in einer andern Weltstadt der Wettkampf der Nationen um die Ruhmespalme der Olympiade. Freilich, gewisse Änderungen, Anpassungen an die veränderten Verhältnisse mußte sich die Institution gefallen lassen; aber der Zweck derselben und die Kraft des Gedankens, der ihr innewohnt, können und sollen dieselben sein, wie sie es vor vielen Jahrhunderten im sonnigen Hellas waren.

Die Trümmer zu Füßen des Kronion, im Tale des Alpheios, verkünden mit ergreifender Tragik den Niedergang und unwiederbringlichen Verlust des antiken Griechentumes. Aber der Wille und der Plan, welcher die Haue des Arbeiters ihr Werk tun hieß und dann auch die olympischen Festspiele wieder in ihre Rechte setzte, liefern

den Beweis, daß die edlen Schöpfungen des griechischen Geistes unsterblich im Bewußtsein der Menschheit weiterleben.

Matthias, König der Ungarn.

Vom Staatsarchivar Dr. **Desider Csánki.**

VI.

SELBSTGEFÜHL und Ehrgeiz sind die dominierenden Eigenschaften König Matthias', welche seinem Charakter das prägnante Gepräge verleihen. Diese zwei Eigenschaften beherrschen ihn vollständig und geben seinem Wesen vom Momente der Thronbesteigung an und sogar schon früher die Richtung.

Unter den schwierigen Kämpfen seiner Regierung entfaltet sich vor unseren Augen diese machtvolle Individualität, welche weder Gefahren kennt, noch jemals verzagt, welche jedem anderen Interesse gegenüber seine Objektivität bewahrt und die Grenzen seiner Machtsphäre rücksichtslos auf jedermanns Kosten auszudehnen gewillt ist.

Seine gebieterische Eigenart äußert sich schon in der Art und Weise seines Umganges mit den Menschen, in Blick, Ton und Gebärde, die unbedingte Überlegenheit verraten; er ist manchmal absolut unparteiisch, streng objektiv, dann wieder ironisch, grob, hochmütig und heftig bis zur Unerträglichkeit, aber auch großmütig und generös. Diesen Qualitäten verdankte er einesteils seine treuen Anhänger und viele seiner Freunde, besonders im Volke, da er in einer gewissen Perspektive als der unbeugsame, strenge, gerechte und großmütige Herrscher erschien, anderenteils aber verschaffte ihm sein schroffes, unberechenbares Benehmen viele Feinde unter den Aristokraten seiner Umgebung. Daher kommt es, daß seine besten, wohlwollendsten Freunde, wie Michael Szilágyi, Emerich Szapolyai und Johann Vitéz, sich gegen ihn empört auflehnten und ihn erbittert befehdeten.

«Um wen trauerst Du denn?», mit dieser Frage wendet er sich an den Scheinheiligen, der durch sein schwarzes Gewand und das ungeschorene Haar den Kummer um die verlorenen Geschwister zum Ausdruck bringen will, die er zeit seines und ihres Lebens in Prozessen um ihre Güter befehdete. «Ich trauere um meine Geschwister», sagt der Hypokrit. «Hat Dich dieses Unglück spät oder früh betroffen?», forscht der König weiter. «Spät», ist die Antwort. — «Du hast wahrlich recht; entbehrst Du doch schon so lange das

Gut Deiner Geschwister, daß Dir diese Versäumnis tiefe Trauer verursachen muß.» In einem anderen Falle rügte er öffentlich und schonungslos die Fehler der Geistlichkeit. Und als einst die Hofdamen der Königin Beatrix, ohne den Wink ihrer Herrin abzuwarten, gegen alle höfische Sitte, sich auf ihre Plätze niederließen und einer der Anwesenden dies als Albernheit brandmarkte, bemerkte der König: «Du irrst, diese Mädchen sind weise, daß sie sich setzen, da sie häßlich und anmutlos sind; es könnte sie ja jemand erblicken, wenn sie stehen blieben»[1]).

Unter den Gründen, welche die Empörung des Jahres 1471 verursachten, gibt Bonfini an, daß es Matthias für gut befand, den hohen Geistlichen und Aristokraten, diesen ebenso unbeugsamen wie hochmütigen Herren, bloß durch Zeichen und Winke, anstatt in Worten, seinen Willen kund zu tun. Er verlangte blinden Gehorsam[2]). Auch später änderten sich die Verhältnisse am Hofe nicht. Die ältere Generation, Ujlaki, Garai und andere, machten einer jüngeren Platz, lauter Gestalten, deren Position vom ersten Momente an von der Person des Königs abhängig war, und die genötigt waren, sich dem Kultus der königlichen Person und des königlichen Willens zu unterwerfen. So war es auch möglich, die Ernennung eines Kindes — nach den Worten des Papstes — eines Säuglings, des fremden Hippolyt zum Erzbischof von Esztergom durchzusetzen. Als das Bild des kleinen jungen Herrn Ende des Jahres 1486 am königlichen Hofe anlangte und Matthias die gemalte Leinwand angesichts seiner Höflinge mit Küssen bedeckte, zauderten letztere durchaus nicht, ein Gleiches zu tun, um die Gunst ihres Gebieters nicht zu verscherzen.

Das Bewußtsein seines eigenen Wertes gibt auch seinem nationalen Stolz, seinem Sinn für Würde und Ansehen Nahrung; diese spiegeln sich deutlich in seinen Worten und Taten, wie auch in den vornehm-ebenmäßigen Schriftzügen[3]). Als ihn einst Podiebrad von Böhmen ermahnte (1465), er möge «durch sein jugendliches Ungestüm» nicht seine, Podiebrads Geduld auf eine zu harte Probe stellen, antwortete Matthias scharf und bedeutsam: «Was Eurer Hoheit Besorgnis anbelangt, daß wir durch unser jugendliches Feuer Eure ruhige Besonnenheit ins Wanken bringen könnten, so wäre es besser gewesen, dieselbe zu verschweigen; es handelt sich hier um den Ernst und das Ansehen der königlichen Würde, die

[1]) Galeotti, zitierter Satz III, Kap. X., XI., XIII.
[2]) Bonfini dec. IV. Beginn lib. 3.
[3]) Zum Beispiel im Vergleiche mit den wirren Schriftzeichen Ludwigs XI.

Eure Hoheit auch in meiner jugendlichen Person nicht schädigen dürfen!» Einst machte ihm der Papst den Vorwurf, daß er nicht mehr den Eifer früherer Zeiten habe (im Kampfe gegen die Türken), worauf Matthias die etwas bittere, aber stolze Antwort gab: «Wollte ich dem Beispiele des Epirusers (Skander Begs) folgen und mich ohne Unterlaß meiner Siege rühmen, müßte ich in den Annalen jedes Dorf verzeichnen lassen, das meine Truppen auf feindlichem Boden versengten, jeden Mann, den sie zum Gefangenen machten und jedes Stück Vieh, das sie vertrieben haben, — es würde sich erweisen, daß meine Waffe auch damals tätig war, als ich in Buda der Ruhe pflegte. Es wäre nicht geziemend, daß ich immer persönlich an der Spitze meiner Truppen stehe, denn das würde in den Augen des Feindes meinem Ansehen schaden.» Als wieder einmal der Kampf gegen die Türken zur Rede kam, rief er aus: «Solange ich Kraft habe, setze ich den Kampf fort; eher will ich die Rache des Feindes ertragen als seine Verachtung.» In dem im Jahre 1480 an die Körperschaft der Kardinäle gerichteten Brief bedient sich Matthias, um die Rechte des Oberpatronates der ungarischen Könige zu wahren, solcher Ausdrücke, die für alle Zeiten bemerkenswert bleiben werden. Er sagt: «Seine Heiligkeit mag davon überzeugt sein, daß Ungarn eher bereit ist, das als Abzeichen des Landes dienende Doppelkreuz in ein dreifaches zu verwandeln, als zu gestatten, daß der Heilige Stuhl in die Rechtssphäre der Krone gehörige Benefizien und geistliche Würden höheren Grades verleihe. Wir, die wir allezeit dem Heiligen Stuhle Gehorsam gezeigt und von Kindheit an bestrebt waren, unsere Huldigung zum Ausdrucke zu bringen, können andererseits erwarten, daß der Heilige Stuhl unsere Rechte nicht schädige und durch andere nicht schädigen lasse»[4]).

Sein maßloser Ehrgeiz wurde durch die Begierde nach Macht fortwährend rege gehalten und endlich zur Leidenschaft entfacht. Vor unserem Auge zeichnen sich klar die einzelnen Etappen dieser Entwicklung, begonnen von dem Momente, in welchem er der ihn verspottenden Umgebung in Wien seine unverhüllte Drohung zuruft, bis zu seinem höchsten Erfolge, der Huldigung der stolzen österreichischen Hauptstadt, welche demütig das Haupt vor ihm neigt. Liebe, sinnliche Freuden oder Ausschweifungen gaben ihm wenig zu schaffen und nahmen seine Energie nur in geringem Maße in Anspruch. Die Betätigung dieses ganzen königlichen Lebens war ein Spiel um einen einzigen Einsatz: das stolze Bewußtsein siegreicher politischer Erfolge.

---

[4]) Wilhelm Fraknói, König Matthias. 116, 149, 191 und 327.

Auf dieser Basis erhebt sich und entwickelt sich die Politik des Königs Matthias und gewinnt ihre endgültige Ausgestaltung. Seit dem Bestehen des ungarischen Staates auf diesem Grund und Boden, waren alle seine Herrscher, auch die hervorragendsten, mit ihren Machtbestrebungen innerhalb der Umrandung der Karpathen geblieben und hatten sich eher darum bemüht, die im Süden gelegenen kleinen Länder im Lehensverhältnisse zu Ungarn zu erhalten. Das Ziel der Anjou, Polen und sogar Italien in den Machtkreis Ungarns einzubeziehen, war eine bloße Äußerlichkeit (nicht viel mehr bedeutend als König Sigismunds Wahl zum König von Böhmen und Kaiser von Deutschland), welche höchstens dazu diente, den Nimbus der Dynastie und den überraschenden, plötzlichen Aufschwung des Landes zu verkünden. Das Bewußtsein der gefährlichen türkischen Nachbarschaft und die, besonders seit der Schlacht von Nicopolis, in alle Schichten der ungarischen Bevölkerung eingedrungene Angst vor diesem furchtbaren Feinde, beherrscht die öffentliche Meinung und lenkt die besorgten Blicke aller auf die südliche Grenze. Das Gebot der alleinigen, zwingenden Notwehr gegen die Türken wird zur Tradition; eine natürliche Folge ist es, daß um die Mitte des XV. Jahrhunderts Ungarn unter der Führung Johann Hunyadis zum Angriff übergeht, um der unerträglich gewordenen Türkenplage ein Ende zu bereiten. Matthias' Genialität erfaßte diese Notwendigkeit noch mehr, begriff aber gleichzeitig, daß diese Aufgabe bloß durch Ungarns Gesellschaft und Ungarns staatliche Kraft nicht gelöst werden könne. Auch er befolgt die Bahn der bisherigen traditionellen Politik, ist aber bemüht, sie entsprechend auszuweiten. Die politische Klugheit, mit welcher Matthias die Aussichtslosigkeit des alleinigen und gewagten Unternehmens gegen die Türken einsah, veranlaßte ihn, im zweiten Jahrzehnt seiner Regierung mit all der ihm zu Gebote stehenden Aktivität und Kombinationsgabe, natürlich auch durch brennenden Ehrgeiz gestachelt, an die Verwirklichung einer kühnen politischen Idee zu schreiten: Die böhmische Nation, deren elastische Frische, Kraft und soldatische Tugenden er schätzte, mußte erobert und mit ihrer Hilfe die damalige höchste europäische Würde, der deutsche Kaisertitel, ebenfalls erworben werden. Böhmen und Deutschland sollten dann ihre Unterstützung zur erfolgreichen Bekämpfung der türkischen Gefahr zusichern.

Dieses politische Projekt ist in seiner unleugbaren Originalität eines genialen, überlegenen Denkvermögens würdig. So neu, kühn und einfach es aber gedanklich erschien, so schwierig und kompliziert erwies es sich in der Verwirklichung. In Ungarn selbst,

wie auch im Auslande hatte das Projekt mit einer feindlichen Menge von Interessen und Traditionen zu kämpfen, die nicht geschont werden konnten, die vernichtet werden mußten. Der Gedanke konnte also wohl offen und kühn verkündet werden, die Ausführung aber mußte auf Schleichwegen, in behutsamen Schritten erfolgen, um den überall lauernden Mißerfolg zu vermeiden und womöglich den Sieg zu sichern.

Und nun steht in seiner ganzen, großzügigen Einheitlichkeit der erstklassige Vertreter der Renaissance des XV. Jahrhunderts vor uns, mit den heftigen Begierden nach Macht und Ruhm und dem imponierend mannigfaltigen Arsenal der Kampfziele und Kampfmittel. Alles, was wir in dieser Epoche der wiedererstandenen schöpferischen Kraft an italienischen Größen zu bewundern Gelegenheit haben, finden wir auch in Matthias wieder; mit dem Unterschiede, daß er der Sprößling einer rauheren, durch ihre soldatischen Qualitäten starken, aristokratischeren Gesellschaft ist. Diese Gesellschaft hat weniger elastische Begriffe über politische und Alltagsmoral, wie sie in der Welt der Borgia üblich sind; sie ist aber auch imstande Heuchelei mit Würde und Loyalität zu vereinen; sie repräsentiert ebenso den Krieger wie den Diplomaten, und ist daher schlau und berechnend, ohne aber bis zum Meuchelmorde zu sinken.

Er ging mit ungewöhnlicher Energie an die Realisierung seiner politischen Pläne und verharrte mit großer Ausdauer auf diesem Wege. Das anfängliche Erstaunen seiner Zeitgenossen machte der Bewunderung Platz, seine Feinde hingegen versetzte er durch die Kraftäußerungen dieses tyrannischen Wollens, durch sein entschiedenes, Schwanken nicht kennendes Auftreten, seine Erfindungsgabe und Zähigkeit in Verzweiflung. Hindernisse hatten bei dieser kraftvollen Individualität nur den Effekt, ihn in dem einmal gefaßten Entschluß zu bestärken.

Matthias erinnert in seinem Wesen an das brutale, in seinem Endresultat doch wohltätige Gebaren Friedrich Wilhelms. So bedroht er bereits im ersten Jahre seiner Regierung den Oheim und Regierungsteilhaber, seinen besten Wohltäter mit dem Schafott. Solchen unerwarteten und schonungslosen Entschlüssen verdankte er es, daß die Empörung des Jahres 1467, die übrigens in spezifisch ungarischer Weise, man könnte fast sagen, nach gesetzlichen Regeln projektiert war, ein so plötzliches Ende nahm, und daß nach Ablauf eines Jahres die Herren der Aristokratie sich willig dem sehr unbeliebten Krieg mit den Böhmen fügten. Nur sein großes Ziel im Auge, schloß Matthias im Jahre 1465, entgegen allen Traditionen, auch jener, welche ihn auf den Thron gehoben hatte, ein Bündnis

mit den Deutschen, ein Bündnis mit Kaiser Friedrich, der schon zu seines Vaters Zeiten der erbitterte Feind des Ungartums gewesen. Hingegen zögerte er nicht, im Jahre 1472 Kaiser Friedrich sofort den Krieg zu erklären und auch zu eröffnen, als dieser nicht ihm, sondern Wladislaw die Kurfürstenwürde verlieh. Seine einzige Hoffnung zur Verwirklichung seiner Pläne war nunmehr die Besetzung der Erbländer. Als nach der Einnahme von Wien im Jahre 1486 der Reichstag zu Frankfurt Erzherzog Max und nicht ihn zum römischen König wählte, konnte er sich in die Begebenheiten, die wohl jedem Alltagsmenschen als erledigt erschienen wären, durchaus nicht fügen. Er setzte die ganze Welt in Erstaunen, als er Wladislaw zu seinem Kurfürstenproteste veranlaßte und alsdann mit größter Energie daran ging, ein großes europäisches Bündnis gegen den Kaiser und dessen Sohn zu organisieren.

So viel Ausdauer und Energie kann nur mit Hilfe großer Selbstdisziplin zustande kommen. Wir können ruhig behaupten, daß nur wenige Herrscher diesen Grad von Selbstlosigkeit, Vorsicht und Geduld zur Erreichung ihrer Zwecke aufbringen konnten. Schon in seiner Eigenschaft als vorzüglicher Soldat und Heerführer ist er von der Notwendigkeit und den segensreichen Erfolgen der Selbstdisziplin, die ihn oft in überraschender Weise an das gewünschte Ziel geführt hatte, durchdrungen. Es war dies eine Zeit, in welcher die Feldherren Italiens auch auf dem Schlachtfelde Diplomaten, ja sogar großzügige Krämer waren, und auch Matthias befolgte diese Richtung, indem er trachtete, eher durch Klugheit und Kriegslist als durch rohe Kraft zu siegen. Nie wurden aber dadurch seine echtsoldatischen Qualitäten verdunkelt. Einen glänzenden Beweis hiefür lieferte Matthias zu Breslau, wo er zu gleicher Zeit zwei erbitterte Gegner, den König von Polen und den König von Böhmen besiegte, die fest entschlossen waren, bei dieser Gelegenheit sich für alle erlittene Unbill Genugtuung zu schaffen. Nie hatten sich seine glänzenden Feldherrntalente und seine Überlegenheit entschiedener erwiesen als in diesem Falle, wo er den beiden, zweifellos mutigen, aber ebenso selbstgefälligen Feinden gegenüberstand. Als bedeutender Stratege und Taktiker beherrschte er souverain das auf Reiche sich erstreckende Kampffeld, alle gebotenen Vorteile ausnützend. Die Gegner wünschten, auf eine einzige entscheidende Schlacht sich zu konzentrieren, Matthias aber erschöpfte sie durch Guerillakämpfe. Während er sich bemühte, den Schein von Kraft und Überlegenheit zu wahren, ertrug er willig die größten Entbehrungen und wußte, was wesentlich zum Siege beitrug, die Mann-

schaft bis zum entscheidenden Momente durch eiserne Disziplin in Schranken zu halten.

Matthias berichtete seinen Gästen einst selbst einen Zug von Selbstbeherrschung, der trotz seiner scheinbaren Naivität sehr bezeichnend ist. — Der König berührte ein Gericht seiner Tafel niemals, trotzdem es nicht nur mit großer Kochkunst zubereitet war, sondern sowohl er als seine Gäste es außerordentlich schmackhaft fanden; es war eine aus Hechtlebern zubereitete Speise. Als man ihn nach der Ursache befragte, erzählte er, wie er in seiner Kindheit in einem Wirtshause Zeuge davon gewesen, daß zwei Männer einander im Streit um eine Hechtleber mit Messerstichen tödlich verletzten. «Damals als Kind», — dies seine eigenen Worte — «empfand ich vor dieser Speise, welche den Tod zweier Menschen verursacht hatte, solchen Ekel, daß ich gelobte, sie niemals zu berühren.» Galeotti lobt den König deshalb mit Recht und erwähnt dabei die Gedichte des Horaz, welche die Wandelbarkeit der Kinder und deren Gelübde behandeln: ..... Ac iram colligit et ponit temere et mutatur in horas[5]).

Nun ist aber Selbstbeherrschung an und für sich bloß eine passive Tugend, die aber aktiv als Verstellung in den Handlungen der Diplomaten, gepaart mit Menschenkenntnis, in Erscheinung tritt. Turóczi, der nüchterne, trockene, dabei aber sehr verständige und ebenso verläßliche ungarische Chronist nennt Matthias einen Meister der Verstellungskunst. Allerdings war der König durch die Macht der gegebenen Verhältnisse wohl gezwungen, diese Kunst zu üben. Dasselbe taten ja seine Freunde und Feinde, so die italienischen Fürsten, welche zu dieser Zeit den Grund zur europäischen Politik legten, oder Friedrich und Podiebrad, welche in dieser Beziehung zweifellos auf der Höhe ihrer Zeit standen, oder gar der berüchtigte König Ludwig XI., welcher ganz offen verkündete und seine Lehre mit größtem Zynismus befolgte, daß nämlich Verstellung zum Herrschen unerläßlich notwendig sei.

Es ist zweifellos, daß wir der staatsmännischen Begabung eines Diplomaten, der internationale Politik mit vertrauensseliger Offenheit und kühnem Draufgängertum betreiben wollte, nicht trauen würden; um so mehr gilt dies für die Epoche der italienischen Renaissance, deren politische Motive dem Moralkodex der Borgia entlehnt und damals für den ganzen Kontinent maßgebend waren. Ein Diplomat, der mit diesem Rüstzeug nicht versehen war, spielte eine traurige, lächerliche Rolle. Matthias erachtete man um die

---

[5]) Zitierte Stelle, Galeotti, Kap. VI.

Mitte der 70-er Jahre insbesondere deshalb für Europa so gefährlich, weil er seine großangelegten Pläne und seine überragende Begabung unter der Pose schlichter, schmiegsamer Umsicht zu verbergen wußte. Er wurde oft, und zwar zu seinem Vorteil mit dem Zeitgenossen, Karl dem Kühnen von Burgund, verglichen, der diesen Namen eher zum Hohn als zur Auszeichnung, seinen unüberlegten, zwecklosen Tollkühnheiten verdankte. Es ist eine interessante Tatsache, daß Matthias im Jahre 1476 Karl den Kühnen selbst zur Vorsicht ermahnte[6]).

Bei dem Staatsmann von entsprechender Begabung entwickelt sich sehr schnell das Feingefühl zur Beurteilung der Umstände, denen man sich fügen muß. Das ist die höchste diplomatische Kunst. Der Staatsmann darf nie seine Geistesgegenwart verlieren, er muß sich jeder gegebenen, auch der unerwartetsten Situation nicht nur anpassen, sondern er muß sie auch zu seinem Vorteil auszunützen verstehen. Er erkennt mit sicherem Takt den Zeitpunkt, wo er in dem Bemühen um die Erreichung eines Zieles scheinbar ablenken muß, um eine Situation reifen zu lassen, deren vorzeitige Ausnützung mehr schaden als nützen könnte.

Wir verfolgen bewundernd von Schritt zu Schritt die Betätigung Matthias' als Herrscher und Diplomat, welche aus dem wohlerwogenen kühnen Vorwärtsschreiten und dem zielbewußten Sichbescheiden besteht, und in ihrer Gesamtwirkung das großartige politische Lebenswerk dieses Königs darstellt. Zwei Begebenheiten sind als politische Wundertaten besonders erwähnenswert. Im Jahre 1469 handelte es sich darum, zwischen den widerstreitenden Bestrebungen Podiebrads, der böhmischen Katholiken, dann Kaiser Friedrichs, sowie des Papstes und der deutschen Kurfürsten den ungarischen Interessen Geltung zu verschaffen und zu Matthias' späteren politischen Aspirationen den Grund zu legen. Nachdem Matthias über die Unverläßlichkeit des Kaisers im Klaren war, suchte er Beziehungen zu Podiebrad. Er erwies den Söhnen des böhmischen Königs ganz besondere Ehren, um dadurch die päpstlichen und kaiserlichen Gesandten sowie die Katholiken Böhmens zu beeinflussen. Er benimmt sich so reserviert und geheimnisvoll, daß niemand ahnen kann, welches seine Absichten sind. Inzwischen läßt er den Kurfürsten von Brandenburg, dessen Zuneigung er sich sichern will, wissen, daß er, als Pilger verkleidet, an einem bestimmten Orte mit ihm zu sprechen wünsche. Endlich erkennen die

[6]) Zitiertes Werk, Fraknói, 274 und 243. Droysen, Gesch. der preuß. Politik und Dipl. Emlékek (II, 305).

böhmischen Katholiken seine halbverhüllten Absichten und beschließen, ihn zum König zu wählen. Das ist ein bedeutungsvoller Schritt auf dem Wege zum Erfolg; dennoch ist Matthias so weise, die Wahl nicht unbedingt anzunehmen. Er zeigt sich durchaus nicht erpicht und prüft indessen, ob ihm von anderer Seite nicht schätzenswertere Vorteile geboten werden. Während er die herzlichen Beziehungen zu Podiebrad aufrecht erhält, setzt er die Unterhandlungen mit den böhmischen Wählern fort, um diese zu entschiedenen Äußerungen zu veranlassen. Nach zwei bis dreiwöchentlichem Schwanken läßt er sich herbei, «die demütige Bitte der Böhmen zu erhören und die Wahl zum König anzunehmen.» Er erscheint nunmehr als König von Böhmen, als solcher lädt er nun, jede Geheimnistuerei verschmähend, den Kurfürsten von Brandenburg zu sich nach Breslau und empfängt ihn mit soviel auszeichnender Zuvorkommenheit und solch festlichem Glanz, daß er seinen Gast damit förmlich betäubt.. Auf der Basis dieser neuen Freundschaft wachsen dann die Dimensionen dieser großzügigen königlichen Politik weiter.

In Ungarn nehmen unterdes die Dinge eine immer gefahrdrohendere Gestalt an. Die Denkungsart des kleinlichen, konservativen Menschen kann sich niemals mit dem kühnen Wagen des Genies befreunden. Die Situation war durch den Umstand noch verschlimmert, daß Matthias, um seine stolzen Pläne verwirklichen zu können, nicht nur in ungewohntem Maße materieller Mittel bedurfte, sondern daß er in deren Beschaffung alle Traditionen mißachtete und fast die Grenzen der Möglichkeit überschritt. Das lebhafte Mißfallen in Ungarn äußerte sich im Jahre 1471 in einem Bündnis, das den größten Teil der Bevölkerung mit Kasimir von Polen, dem erklärten Feinde Matthias' in einem Lager vereinigte. «In dieser kritischen Lage bewies König Matthias wieder seine meisterhafte Selbstbeherrschsung und Geschicklichkeit. Um die gärende Bewegung nicht durch vorzeitig energisches Auftreten zum Ausbruch zu veranlassen, nahm er scheinbar von der Unzufriedenheit der Ungarn ebensowenig Kenntnis als von den Intrigen des polnischen Hofes. Er beschloß zwar, sofort nach Ungarn zurückzukehren, aber unter dem Vorwand, daß er dort Hilfe zur Verwirklichung seiner Pläne in Böhmen suche. Den Bischof von Olmütz schickte er unterdessen nach Polen, um dort womöglich die Situation durch Verhandlungen zu klären oder sich zumindest über dieselbe zu orientieren. Gleichzeitig ließ er abermals um die Hand der Herzogin von Polen anhalten und stellte in Aussicht, daß wenn aus dieser Ehe kein männlicher Erbe stammen sollte, er die Erbfolge in Ungarn den

Söhnen Kasimirs zusichere . . . . Matthias langte in der zweiten Hälfte des Juli in Buda an. Niemand ahnte, daß er von den Gefahren, denen er sich aussetzte, Kenntnis habe. Als ihn die Breslauer Bürger entsetzt vor den Plänen seiner Feinde warnten, ließ er ihnen durch Beckensloer die Antwort zukommen, man möge ihn mit den Gerüchten der Schweidnitzer Bierhäuser verschonen. Inzwischen berief er die Aristokraten und hohen geistlichen Würdenträger des Landes, darunter auch diejenigen, von deren feindseligen Absichten er wohl unterrichtet war, an seinen Hof zu Buda und verpflichtete sie durch Liebenswürdigkeit, Auszeichnungen und Dotationen . . . Die Freiheiten wurden aufs neue bestätigt . . . .» Das Ergebnis dieser Maßregel äußerte sich — der klugen Berechnung entsprechend — darin, daß die Reichsstände das Manifest des polnischen Königssohnes, der den angebotenen Thron in Besitz nehmen wollte, aufs entschiedenste zurückwiesen.

«Dieser Erfolg, die staunenswerte Ruhe und Sicherheit, mit der Matthias am Rande des offenen Kraters unentwegt ein Ziel verfolgte, erweckt noch heute die Bewunderung der Nachwelt. Er wußte das Gleichgewicht der Seele, dieses charakteristische Merkzeichen jeder echten Seelengröße, selbst unter den gefahrdrohendsten Situationen zu erhalten; darin gleicht er den klassischen Größen der Weltgeschichte: Alexander dem Großen, Cäsar, Friedrich dem Großen und Napoleon.» In dem geschichtlich wichtigen Augenblicke, der über den Bestand seines Thrones entschied, fand er Zeit und Interesse, um den Künstler Blandius zu empfangen, der seinen Büchern den Bilderschmuck zu verleihen pflegte und eben mit wertvollen Handschriften aus Rom zurückgekehrt war. Ebensowenig hinderte ihn dieser kritische Moment des Gelingens oder Scheiterns seiner politischen Pläne daran, in würde- und sympathievollen Worten den an ihn gerichteten Brief der italienischen Humanisten zu beantworten[7]).

Er übte durch seine Überlegenheit, durch seine großzügige Individualität auf alle seine Zeitgenossen eine intensive Wirkung aus. Allerdings verstand er es auch im gegebenen Augenblicke, sie durch

[7]) Zitiertes Werk, Fraknói, II., 216. Matthias äußert sich sehr charakteristisch über die Verschwörung. Sigmund Ernuszt berichtet, daß Matthias die Italiener heftig angreift, von denen die Ungarn diese niedrige Gesinnung erlernt haben. Hier sei die Quelle dieser heimtückisch sich offenbarenden krassen Undankbarkeit ihrem Herrscher gegenüber zu suchen. Matthias erwog sogar die Möglichkeit, den Besuch der italienischen Universitäten gesetzlich zu untersagen. (Irod. tört. emlékek, II, 189.) — Er kannte die Italiener nur zu gut! — Wir klagen ungerechterweise die lebenspendenden Strahlen der Sonne an, wenn sie unsere Saaten verbrennt und mit ihrer sengenden Gewalt fast unser Denken lähmt.

Schmeichelei, durch Befriedigung ihres Ehrgeizes und indem er sich zum Verbündeten ihrer Interessen machte, zu gewinnen. Gerade in dem bedeutungsvollen Jahre 1471 gelang es ihm, manches beunruhigte Gewissen durch Versprechungen und Güterverleihungen zu beschwichtigen. «Er sicherte sich die schwankende Treue Nikolaus Ujlakis, indem er ihm, seine kühnsten Hoffnungen erfüllend, das Königtum Bosnien überließ und ihm gestattete, sich in Jajcza krönen zu lassen.»

Die Geneigtheit der Gelehrten, die Freundschaft von Fürsten und Bündnisse mit anderen Ländern erkaufte er sich durch reiche Geschenke, Verleihungen und Jahresdotationen. So schenkte er dem böhmischen König Wladislaw bei Gelegenheit des Festes zu Olmütz (1479) außer anderen Kostbarkeiten die ganze wertvolle Einrichtung seines Zeltes. Den bayrischen Herzog Cristoph machte er sich im Jahre 1467 durch eine jährliche Dotation von 4600 Gulden dienstbar; im Jahre 1479 bedachte er die vornehmsten Bürger der Schweizer Kantone mit jährlich zu zahlenden Geldbeträgen von mehreren tausend Gulden. Einer bezeichnenden Kühnheit verdankt er die Waffenbrüderschaft des Kurfürsten Friedrich von Hohenzollern, des Ahnen eines der bedeutendsten Herrschers der Jetztzeit, welche er sich im Jahre 1469 in der Zusammenkunft von Breslau sicherte. «Er ließ durchblicken, daß er als Unterpfand des Wohlwollens und der Freundschaft ihm eine jährliche Dotation von 2000 Gulden zugedacht habe, ohne dafür etwas anderes als seine wertvollen Ratschläge in Anspruch nehmen zu wollen; eine Unterstützung in Kriegszeiten erwarte und fordere er nicht, er selbst sei aber gerne erbötig, ihm im gegebenen Falle mit 2000 bewaffneten Leuten zu Hilfe zu kommen. Der Kurfürst machte zwar Einwendungen, Matthias aber erkannte mit scharfem Blick, daß hier Habsucht und Stolz einen harten Kampf miteinander führten. Als daher Friedrich, reich mit Geschenken bedacht, nach herzlichem Abschied Breslau verließ, entsendete Matthias nach einigen Stunden einen Eilboten, der dem Kurfürsten eine Schenkungsurkunde überreichte, welche Matthias zur Entrichtung einer jährlichen Geldsumme von 2000 Gulden verpflichtete. Außerdem überbrachte der Bote die Hälfte des ersten Jahresbetrages. Der Kurfürst weigerte sich weiter nicht beides anzunehmen und verständigte davon seinen königlichen Bruder unter der Verpflichtung strengster Verschwiegenheit, indem er zu gegenseitiger Beruhigung das Sprichwort zitierte: «Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul»[8]).

[8]) Zitierter Satz, Fraknói, II. 198, 218, 277.

Nebst seiner Freigebigkeit aber stand Matthias eine reiche Skala von Mitteln zur Verfügung, die er in buntester Abwechslung, mit genialer Zielbewußtheit zur Erreichung seiner politischen Zwecke ins Treffen zu führen wußte. Viktorin gegenüber, dem er persönlich zugeneigt schien, und in seiner Beziehung zu den Söhnen Podiebrads bekundete er, politischen Zwecken zuliebe, eine vornehmwohlwollende Gesinnung; ebenso weiß er gegebenenfalls den Nimbus des hochgebildeten Mannes auszunützen, der Künste und Wissenschaften unterstützt. «Nachdem er unter den christlichen Völkern Westeuropas gerne eine führende Rolle spielen wollte, bemüht er sich zu beweisen, daß ihm dieselbe nicht nur als hervorragendem Herrscher und Feldherren gebühre, sondern auch als einem der bestunterrichteten Männer seiner Zeit. Er war sich dessen wohl bewußt, daß die Verherrlichung von seiten der Schriftsteller und Künstler, welche er seinen warmen Sympathiebezeugungen und seiner Freigebigkeit verdankte, ihm bei der Verwirklichung seiner großangelegten politischen Pläne wesentliche Dienste leisten konnte»[9]).

Er kennt den nachhaltigen Eindruck, den Schaustellungen auf das Gemüt der Menschen hervorrufen und wie sehr dieselben geeignet sind, die Einbildungskraft der Menschen und den Lauf der Geschehnisse zu beeinflussen. Daher trachtet er auch, sich mit königlicher Prachtentfaltung zu umgeben. Er empfing einst den Gesandten «der hohen Pforte» zu Visegrad, «diesem irdischen Paradies», mit solch sinnverwirrendem Glanz, daß der Fremdling über diesen Anblick zu sprechen vergaß. Auch bei anderen Gelegenheiten, so als er seine Hochzeit zu Székesfehérvár und in Buda feierte, dann im Jahre 1479 bei dem Empfang Wladislaws II. zu Olmütz, versetzte er durch Verschwendung und Schaustellung seines Reichtumes ganz Europa in Erstaunen. Andererseits konnte er wieder Gästen gegenüber, wie zum Beispiel in Breslau, als er den Kurfürsten von Brandenburg empfing, oder als Gast, wie bei Gelegenheit seines Besuches bei Kaiser Friedrich im Jahre 1469, so hinreißend liebenswürdig, so respektvoll zuvorkommend, so geistsprühend sein, daß niemand diesen gewinnenden Eigenschaften widerstehen konnte. Und obwohl diese glänzenden Gaben nur die Ausstrahlungen einer lebens- und genußfreudigen Seele schienen und auch waren, so verstand Matthias es dennoch, dieselben seinen politischen Zwecken dienstbar zu machen.

Manchmal hinwieder erreichte er seinen Zweck, indem er einen

[9]) Zitiertes Werk, Fraknói, S. 252.

Gegner seine politische Überlegenheit fühlen ließ und ihn einschüchterte. Welches Ansehen er genoß, welche Wichtigkeit man den diplomatischen Verbindungen mit Ungarn in den 70-er Jahren beimaß, beweisen zwei Episoden dieser Zeit. Fürst Otto von Wittelsbach, der über die bayrische Pfalz regierte, besaß einige zur böhmischen Krone gehörige Lehensgüter. Auf die im Jahre 1479 erfolgende, feindliche Intervention eines diplomatischen Bevollmächtigten Matthias', erschrak Otto so sehr, «daß er, seinen eigenen Worten gemäß, trotz der Winterszeit und — der Weihnachtsfeiertage nicht achtend — sofort den Weg nach Ungarn antrat, um sich mündlich zu verteidigen und zu erklären, daß er gegen seinen Verwandten und Bundesgenossen (den Kurfürsten von Brandenburg) nicht die Waffen ergreifen könne. Matthias aber, der damals nicht in Buda anwesend war, benahm sich nach seiner Heimkehr dem Gaste gegenüber zielbewußt unhöflich, um den Sprossen des uralten Wittelsbacher Hauses seine Oberhoheit fühlen zu lassen .... Er ließ ihn acht Tage auf eine Audienz warten.» Zur selben Zeit gelang es seiner unermüdlichen, diplomatischen Tätigkeit, Albert, den Markgrafen von Brandenburg, den einzigen deutschen Fürsten, der es wagte, sich der Politik Matthias' nicht anzuschließen, derartig zu beeinflussen, daß dieser sich selbst Matthias näherte und schließlich völlig dessen politischen Intentionen unterwarf[10]).

In der Art und Weise seines Umganges mit den Menschen ließ sich Matthias meist durch sein Selbstbewußtsein und seinen Egoismus leiten. Auf diesem Grundprinzip baut sich die ganze Laufbahn dieser Königsnatur auf so wie die jedes Tyrannen, der das «salus reipublicae» in seiner eigenen Person verkörpert sieht. Freilich müssen wir zugestehen, daß politische Geschäfte nicht mit zarten Empfindungen, sondern mit klarem Urteil und energischem Wollen erledigt werden, und ebenso gewiß dürfen die in ihren intellektuellen und ethischen Beziehungen die Dimensionen menschlichen Mittelmaßes weit überragenden Gestalten, welche die Schicksale von Völkern verantworten, nicht mit dem kleinen Maßstabe gemessen werden, der für die Heerstraße der Alltäglichkeit paßt.

Günstlinge, welche die Schwächen ihres Herrn und dessen oft durchaus nicht gerechtfertigtes Wohlwollen zu ihrem eigenen Vorteile ausnützen, kannte Matthias nie. Er bevorzugte Menschen, solange sie seinen Zwecken förderlich waren, und ließ sie, ohne Rücksicht auf ihre Vornehmheit oder Begabung fallen, wenn sie ihm zur

---

[10]) Zitiertes Werk, Fraknói, 271 u. folg. Seiten.

Erreichung seiner Ziele überflüssig schienen. Als er das deutsche Bündnis anbahnte, löste er willkürlich jede Verbindung mit denjenigen, welche diesem Plane feindlich gesinnt waren, trotzdem sich unter ihnen seine besten Freunde, seine Verwandten und die vornehmste Blüte der Adeligen befanden. Mit kühler Entschlossenheit verteilte er die vornehmsten Würden des Landes an seine neuen Freunde; es waren die Unzufriedenen von einst, welche seine Thronbesteigung verhindern wollten.

So stieß er im Jahre 1471 seine vertrautesten Freunde und Ratgeber, den ausgezeichneten Humanisten Johann Vitéz und Johann Csezmicsei (Janus Pannonius) von sich, welche während der schweren Tage seines Regierungsantrittes die sichersten Stützen des Thrones gewesen und in ihren Schriften auch seinen geheimsten Intentionen Nachdruck verliehen hatten. Matthias wandte sich mit der größten Objektivität, ohne Haß und ohne Rachsucht, ja selbst ohne irgendeine Aufwallung des Gefühles von ihnen ab, vernichtete sie mit kühler Berechnung und erhob gänzlich fremde Elemente, wie den deutschen Beckensloer, den italienischen Gabriel von Verona, den böhmischen Johann Pruisz, zu den höchsten kirchlichen und weltlichen Würden, in einen Rang mit seinen verläßlichen Getreuen. Um die Mitte der 70-er Jahre, in der zweiten Hälfte seiner Laufbahn, umgibt sich Matthias mit einer Schar von neuen Gestalten, Leuten, die er aus bescheidener Stellung emporgehoben, schmiegsamen Werkzeugen seines Willens, die ihm unbedingt ergeben sind. Das waren: Paul Kinizsi, Johann Pruisz, der Bischof von Várad, dann Thomas Bakócz, der Bischof von Györ und Urban Nagylucsei, der Bischof von Eger, welche sogar ihre Erhebung in den Adelsstand Matthias verdankten. Unter den genannten ist Bakócz der einzige, welcher in diesem Milieu zwar Wurzel faßt, aber als kühl berechnender Höfling von weitgehendster Anpassungsfähigkeit sich eigentlich erst in einer kommenden Epoche zu Hause fühlt. Der echte Typus des Höflings aus der Zeit Matthias' ist Bischof Urbán, der Schatzmeister; ein Humanist von vornehmen Qualitäten, der wohlversorgte treue Diener seines Herren, der mit exaltierter Selbstaufopferung den zu den hochfliegenden Plänen seines Gebieters nötige «nervus gerendarum» beschafft und sich schließlich, niedergedrückt von der Last der Schulden, die er für den erlauchten Gebieter eingegangen, in den ersten Regierungsjahren Wladislaws II. aus dem öffentlichen Leben zurückzieht. Ein anderer Typus ist Emerich Szapolyai, der aus bescheidenem Range plötzlich Emporgestiegene, der Unverläßliche, dessen Treue immer aufs neue erworben werden muß, und dessen Matthias nur als Stütze

seines Lieblingsplanes bedarf, nämlich die Erbfolgeberechtigung seines natürlichen Sohnes, Johann Corvins, zu sichern.

Das sehr wechselvolle Bild der äußeren Politik Matthias' wird durch einen Hauptcharakterzug bestimmt, den der Selbstsucht. Matthias schließt heute ein Bündnis mit dem Feind, den er gestern bekriegt hat; der erbittertste Gegner wird ihm, dem Wandel der Begebenheiten entsprechend, alsbald väterlicher Freund und Bruder. Beständig bleibt in diesem sich fortwährend erneuernden Kreislauf gefahrvoller Situationen nur Eines, seine Neigung zur Unbeständigkeit. Diese chaotische Zeitperiode der europäischen Gleichgewichtsbestrebungen erfordert allerdings eine verblüffende Kunst politischen Equilibrierens für denjenigen, der wie Matthias unbedingt das Übergewicht behalten will. Und darum wird er seinen Versprechungen und Verträgen untreu, verleugnet seine Sympathien, bricht Verträge, um andere zu schließen, überbietet sich in Heiratskombinationen und belebt die politische Schaubühne, deren Herr er zu sein wünscht und zum Teile auch ist, fortwährend mit neuen Figuren.

Auch seine erste Ehe war nur das Ergebnis politischer Erwägungen. Als Königin Katharina gestorben war, bat er den Kaiser, dieser möge ihm unter den Mitgliedern der kaiserlichen Familie eine Braut auswählen. Nichtsdestoweniger knüpfte er noch im selben Jahre (1464) Unterhandlungen an, um die Hand der Herzogin von Mailand, Ipolita, zu erwerben. Da Matthias in dem verwandtschaftlichen Verhältnisse zum Kaiser immerhin seiner Politik die beste Basis zu geben wähnte, ließ er im folgenden Jahre, 1465, um die Tochter der sächsischen Kurfürstin Margarethe, der Schwester des Kaisers, anhalten. Zur Zeit des böhmischen Krieges, als er den Plan eines österreichisch-ungarisch-polnischen Bündnisses faßte, tauchte das Projekt einer Doppelhochzeit auf: Matthias wollte die ältere Tochter des Königs von Polen ehelichen, die jüngere sollte Gattin des Erzherzog Max werden. Letzterer war der neun Jahre alte Sohn des Kaisers. Als auch dieser Plan mißlang, betraute Matthias den Propst von Pozsony, Schonberg, damit, abermals um die Hand der sächsischen Herzogin für ihn anzuhalten und gleichzeitig das geplante Bündnis mit dem Hause Wittelsbach abzuschließen. Als er sich im Jahre 1468 bemühte, Friedrich, den machtvollen Kurfürsten von Brandenburg in dem «ewigen Bündnis» für sich zu gewinnen, war er schnell entschlossen, dieses Vorhaben durch ein Heiratsprojekt mit dessen Tochter zu unterstützen. Als Matthias in Breslau die Fäden zu dem ersonnenen Plane knüpfte, versicherte er dem Kurfürsten mit theatralischem Pathos: «Ich kenne keine Dame auf

dieser Welt, die ich lieber meine Gattin nennen würde, als Eure Tochter!» In dem bereits nicht mehr überraschenden Wechsel der Entschließungen sucht er, trotzdem der Kurfürst ihn nicht abgewiesen hatte, Beziehungen mit dem Krakauer Hofe anzubahnen, um einer früheren Kombination gemäß eine der Töchter Kasimirs zu heiraten. Auch dieses Projekt schlägt fehl, und nun wendet sich Matthias abermals dem Kaiser zu. Diesesmal aber sucht er den Kaiser, diesen an Schlauheit ihm ebenbürtigen Partner, persönlich auf, um von ihm die Hand seiner einzigen, damals fünfjährigen Tochter zu erbitten. Diese Unterredung, welche anfangs in vollständigster Harmonie vor sich ging, endete mit einem jähen Mißklang; als unversöhnliche Gegner schieden sie voneinander. Als Friedrich ein österreichisch-polnisch-böhmisches Bündnis gegen Matthias organisierte, näherte sich letzterer Podiebrad, mit dem er bisher in offener Fehde gelegen, und machte ihm Vorschläge zu einem Gegenbündnis; jedenfalls gewann Matthias dadurch Zeit.

Im Jahre 1471, zurzeit der Verschwörung in Ungarn, als auf Matthias der Druck dieser kritischesten Tage seines Lebens lastete, hatte er den Mut, nochmals um die Hand der polnischen Herzogin anhalten zu lassen, trotzdem er wohl wußte, daß man in Krakau seinen Thron bereits für verloren hielt; aber er hatte abermals Zeit gewonnen, und es war ihm gelungen, seine Gegner sorglos und übermütig zu machen.

Im Jahre 1476 beschäftigen ihn wieder großangelegte Pläne. Matthias beabsichtigt unter der Führung des Papstes ein Gegenbündnis zu organisieren, welches jener Koalition, die der Kaiser, der König von Frankreich und Karl der Kühne von Burgund gegen den Papst geschlossen hatten, erfolgreich die Spitze bieten sollte; ein doppeltes Heiratsprojekt hatte den Zweck, das Gegenbündnis zu festigen; Matthias bewarb sich um die Hand der neapolitanischen Königstochter, der Sohn des Königs von Neapel hinwieder sollte die einzige Tochter des Herzogs von Burgund ehelichen. Die Bemühungen führten nur insoferne zum Erfolge, als Matthias mit der Tochter des Königs von Neapel ein Ehebündnis schloß. Nachdem seine diesbezüglichen Versuche bei den Geschlechtern der Habsburg, Jagello, Hohenzollern, Wettin und Sforza erfolglos geblieben waren, wurde ihm endlich die Erfüllung dieses Wunsches bei dem Hause Aragonien zuteil. War es ihm nicht beschieden, verwandtschaftliche Beziehungen in Nordeuropa anzuknüpfen, so hatte er doch schließlich in Italien (Neapel und Ferrara) Fuß gefaßt.

Im Jahre 1477 nahmen die Feldzüge gegen Friedrich ihren Anfang. Schon die Ereignisse des ersten Feldzuges bestärkten Matthias in

der Meinung, «daß der Kaiser nunmehr in seiner Person sowohl den gefährlichsten Feind als den schätzenswertesten Verbündeten erkannt haben müsse.» Auf Grund dieser Erkenntnis bot Matthias dem Kaiser nicht nur Frieden an, sondern er machte ihn auf die Vorteile eines innigen Bündnisses aufmerksam. Nachdem für die Person Matthias' Heiratskombinationen nicht mehr in Betracht kamen, wollte er den Kaiser bestimmen, die Hand seiner einzigen Tochter Kunigunde dem Herzog Friedrich, seinem Schwager, zu gewähren und letzterem Mailand zu überlassen. Auf diesem Umwege gedachte Matthias nun doch die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Kaiser Friedrich herzustellen und überdies in Mailand einen Verbündeten seiner Interessen zu gewinnen.

Hingegen gab Matthias, als es sich im Jahre 1479 um Böhmen handelte, alle Verbündeten preis, deren er bei den früheren Verhandlungen prahlend Erwähnung tat. Er bedurfte ihrer eben nicht mehr, da der Vertrag des Jahres 1478 seine Eroberungen zur Genüge sicherstellte.

In der türkischen Frage entschloß er sich, ohne Zaudern Herzog Dsem als seinen «geliebten Bruder» anzuerkennen und demselben alle seine Streitkräfte zur Verfügung zu stellen, «um ihn in das Reich seiner Väter zurückzuführen», natürlich mit dem Gedanken, einen Verbündeten zu gewinnen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte er Jahre hindurch ein ganzes diplomatisches Personal mit der Aufgabe in Atem gehalten, Herzog Dsem auszukundschaften und gefangen zu nehmen.

Auch Italien trachtete er seit seiner Heirat mit Beatrix, der neapolitanischen Königstochter, immer intensiver in seine politischen Pläne einzubeziehen. Er verflocht seine eigenen Interessen mit den verschiedenen Interessengemeinschaften, welche zwischen den kleineren und größeren Staaten der Halbinsel je nach Bedarf geknüpft und gelöst wurden. Sein erstes Bemühen war, sich mit den italienischen Mächten (König von Neapel, Republik Florenz und Mailand) gegen Venedig zu vereinigen, da er am Adriatischen Meere festen Fuß fassen wollte. Matthias war alsbald von dieser gesuchten Vereinigung enttäuscht; er fand die Mächte seinen Wünschen gegenüber empörend engherzig (natürlich wahrte jeder seine eigenen Interessen), und mit einer «kühnen Wendung» trug er Venedig ein Bündnis an. Mit dem Pathos der gebräuchlichen diplomatischen Aufrichtigkeit versicherte er Venedig, «daß ihm die unsterbliche Republik teurer sei als jede andere Staatsmacht, und daß er ihre Freundschaft höher schätze als das Wohlwollen irgendeines anderen politischen Machtfaktors» (1484).

Im Jahre 1486 trägt er dem Papst Innocent VIII. ein Bündnis gegen Boccolino de Guzzino an, der sich gegen den Heiligen Stuhl empört hatte; kurze Zeit darauf jedoch wird er der Schutzherr der Stadt Ancona, welche wider den Papst kämpft, nur darum, weil er dadurch Venedig, das mit dem Papste im Bündnis steht, zu schaden hofft. Im weiteren Verlauf der Dinge bemüht er sich, den Papst zur Lösung des Bündnisses mit Venedig zu veranlassen und erklärt sich zu diesem Zwecke bereit, nicht nur der Schutzherrschaft Anconas zu entsagen, sondern dem Papste zur Unterdrückung Anconas Hilfe zu leisten.

Nach einer Unterbrechung von sieben Jahren erschien im Jahre 1489 der Gesandte von Venedig abermals in Buda. Matthias empfing ihn, zum Erstaunen der ganzen Umgebung, mit auszeichnender Liebenswürdigkeit. Dies hinderte ihn nicht, kurze Zeit darauf sich über «die Unverschämtheit» des venetianischen Gesandten zu äußern, und denselben bald danach wieder im Rahmen glänzenden geistlichen und weltlichen Festgepränges auszuzeichnen.

Um dieselbe Zeit plant er, mit dem römischen König Maximilian ein ewiges Bündnis zu schließen.

Während der letzten Jahre seines Lebens nimmt auch sein Verhältnis zu Beatrix immer mehr einen diplomatisch-politischen Charakter an. An die Stelle der ehelichen Zuneigung und Anhänglichkeit tritt im Laufe der Jahre, welche ihm den vergeblich erwarteten Sohn und legitimen Thronerben vorenthielten, die immer mächtiger werdende väterliche Liebe zu Johann Corvin in den Vordergrund. Das ist das ursprünglichste, unverfälschteste Gefühl in dem Wesen Matthias', welches die schmerzliche Pein des Vaters und politischen Machthabers verrät, der die in heißem Kampfe erworbene Krone dem Erben gesichert hinterlassen will.

Die Politik der letzten Regierungsjahre Matthias' verrät deutlich diese Tendenz. Mit Umgehung und ohne Wissen seiner Gemahlin Beatrix bemüht er sich aufs intensivste, dem Sohne, Johann Corvin, die Sympathien und Garantien für die erhoffte Thronfolge sowohl in seiner nächsten Umgebung als auch im ganzen Reiche und sogar im Auslande zu sichern. Da er indessen die Erfahrung macht, daß Beatrix, diese kluge, energische, ehrgeizige und hochgebildete Frau kein Mittel unversucht läßt, um den Thron für sich selbst zu gewinnen, so trachtet er durch Betonung von Gefühlsmomenten und durch klare Sachlichkeit, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Er erklärte ihr, «daß die Ungarn eher geneigt wären, sich in Stücke reißen zu lassen, als eine Frau auf dem Throne als Herrin über sich anzuerkennen ...., dann sei sie auch persönlich nicht beliebt ....

und das traurige Ende wäre vielleicht, daß Friedrich, Matthias' ärgster Feind, den Thron besteigen und sie beide, Beatrix und Johann Corvin, schmachvoll des Landes verweisen würde . . .» Während Beatrix ohne Unterlaß «durch Klagen, Tränen und leidenschaftliche Ergüsse» den Gatten um Erfüllung ihres Wunsches bestürmte, versuchte Matthias sie durch Zärtlichkeit zu beschwichtigen und bat sie, daran zu glauben, daß Herzog Johann sie gleich einer Mutter achten und für sie in würdiger Weise sorgen werde.

Mit unsagbarer Geduld trachtete Matthias auch während seiner qualvollen Krankheit Beatrix durch Zureden für seinen Plan zu gewinnen; er gab diese Hoffnung nicht auf und selbst mit den furchtbarsten Schmerzen kämpfend, spiegelte sich in dem ersterbenden Blicke diese seine Bitte und sein Wunsch[11]).

VII.

Es war ein kraft- und temperamentvoller Abschnitt nationaler Entwicklung, welcher Matthias zur selben Zeit auf den Thron erhob, als in Italien die Renaissance ihre umgestaltende Wirkung ausübte. Zu diesem Zeitpunkte, inmitten der Schwierigkeiten und Wirrnisse, welche auf eine längere Friedenspause folgten, erstanden in Ungarn kühne Begierden und neue kriegerische Tugenden; ein kräftiger Flügelschlag politischer Selbständigkeit machte sich bemerkbar. In Italien dagegen, wo in dieser Epoche die politische Freiheit wesentliche Beschränkungen erfuhr, nahm der schöpferische Geist der Menschen einen ungeahnten Aufschwung.

Diese Zeit, welche durch das Zusammenwirken verschiedenster Faktoren so sehr geeignet war, die Übermenschen der Renaissance zu produzieren, bewirkte auch die Ausgestaltung einer solchen Individualität wie König Matthias: In diesem Falle mußte die angeborene Genialität dem Ehrgeiz dienen.

Seine Zeitgenossen hielten ihn für ein Wunderkind; aber auch wir sind imstande rückblickend die Frühreife, Ursprünglichkeit und Universalität dieses Geistes zu erkennen. Er verläßt frühzeitig die breitgetretene Bahn des Gewohnten, um sie nie wieder zu betreten. Er sieht in den Ereignissen nicht nur den äußeren Schein, sondern erfaßt im Augenblicke das innerste Wesen der Dinge; daher urteilt er niemals oberflächlich. Sein kritischer Verstand ist mit schöpferischer Kraft gepaart, und so wird Matthias, das gekrönte Haupt einer Nation, auch Neuerer und Erfinder; er ist ebenso sehr das

---

[11]) . . . . . Nunc filium ante stantem, nunc reginam intuetur, veluti aliquid admoniturus dicturusve. (Bonf. dec. III, lib. S.)

Genie der Theorie wie des Handelns. Eine solch hervorragende geistige Begabung dokumentiert sich frühzeitig, so wie ein Naturgesetz notwendigerweise seine Wirkung ausübt. Die Kraft des Wollens, unterstützt von Mut und Elastizität, entwickelt sich rapid und in ungewöhnlichem Maße; sie stand ihm zu jeder Zeit, in jeder Situation zur Verfügung. Diese Eigenart überrascht durch die glänzenden Eigenschaften, welche das Mittelmaß weit überragen und gleicherweise die Ekstase seiner Handlungen, wie die plötzlichen Willensschwankungen produzieren. In sonderbarem, unergründlichem Gemenge treten uns in diesem Bilde die gegensätzlichsten Charakterzüge entgegen: leidenschaftliche Temperamentsäußerungen und Selbstbeherrschung; Ritterlichkeit, Wahrhaftigkeit und Heuchelei; Hochmut und Höflichkeit; Selbstüberhebung und zarte Vornehmheit; Tollkühnheit und Vorsicht; Egoismus und Generosität.

König Matthias ist der Typus des allseitig hervorragend begabten Menschen, so wie wir ihn zu dieser Zeit zahlreich in Italien verkörpert finden; denken wir an bezeichnende Namen, wie Alberti, Leonardo da Vinci, Lorenzo de Medici. Matthias ist der «uomo universale», mit spezifisch ungarischen und individuellen (in diesem Falle soldatischen) Zügen versehen. Seine kosmopolitische Weltauffassung ist ein Endergebnis, wie es die aller italienischen Renaissancegrößen war, welche bestimmt durch die Überlegenheit ihrer geistigen Kräfte weit über die Grenzen ihres Vaterlandes Einfluß zu gewinnen trachteten und deren Machtgelüste nur durch Erfolge großen Stiles befriedigt werden konnte.

Eine solche Eigenart auf dem Throne trachtet selbstverständlich ebenso die eigenen Fähigkeiten, wie die Machtstellung seines Landes und in nicht geringerem Maße äußere Beziehungen zu fremden Menschen und fremden Ländern zur Erreichung seiner Zwecke heranzuziehen. Daß ein Herrscher, der große Ziele vor Augen hat, sich in erster Linie bemüht, jene Institutionen seines Landes umzuändern und zu vervollkommnen, welche ihm für seine Absichten notwendig erscheinen, ist einleuchtend.

Matthias organisiert das Heerwesen neu. Sein erstes Bestreben ist, die Zahl der Komitatsbanderien zu vermehren. Zu König Sigmunds Zeiten mußte nach je 30 Leibeigenen ein bewaffneter Mann gestellt werden; Matthias bestimmt schon im Jahre 1458, daß nach je 20 Leibeigenen, dann im Jahre 1463, daß nach 10 Leibeigenenheimstätten je ein bewaffneter Mann zu entsenden sei. Zur selben Zeit beginnt er, den Bestand der «königlichen Brigade» zu vergrößern und zwar durch Söldner. Es gelingt Matthias, im Laufe

langer Kriegsjahre durch diese Anordnungen und durch zielbewußtes Ausbeuten aller im eigenen, wie im eroberten Lande sich bietenden Gelegenheiten das erste königlich-ungarische Kriegsheer zu formen. Den Kern desselben bildete die sogenannte «schwarze Schar», eine Truppe von böhmischen und mährischen Söldlingen, die das Kriegshandwerk als Broterwerb betrieben und durch ihre Tüchtigkeit und Verläßlichkeit bekannt waren; die große Masse des Heeres bildeten außer den Ungarn und Széklern deutsche und raizische Söldner; zu diesen gesellen sich noch die einstigen Elemente der nationalen Landwehr sowie auch die vollständig neu formierten Truppen der Kriegsschiffbemannung, der Artillerie, der Mechaniker und Gewerbsleute. Matthias löst sich also in der Kriegsführung von dem italienischen Beispiele des Condottieriwesens, bei welchem der Besitzer des Heeres selbst nicht Soldat ist, vollständig los und hält sich an die neueren Forderungen Macchiavellis: ... «der Fürst möge selbst ein Heer bilden und sich an dessen Spitze stellen .... nichts sei ihm wichtiger als die Kunst der Kriegsführung .... er lese die Geschichte des Altertums (der Römer), lerne aus den leuchtenden Vorbildern vergangener Größen und betrachte sie als nachahmenswerte Beispiele ....»

Um die Aufrechterhaltung seines Heeres zu bestreiten, gestaltete Matthias die Landessteuer um und machte sie ergiebiger. Mit einem kühnen Entschlusse hob er im Jahre 1467 das «lucrum camerae» mit dessen sämtlichen Privilegien, welche durch den Brauch eines Jahrhunderts sanktioniert waren, auf und erhob die Institution der staatlichen Steuer zum Gesetz. Als er sich von der Undurchführbarkeit eines geregelten Steuersystems überzeugt hatte, beschloß er, die Steuern anlaßweise zu heben, und führte an Stelle des lucrum camerae das jährlich zu bewilligende Subsidium ein: ein Goldstück an Stelle der 18 Denare nach jedem Haus oder nach jedem Kaminrauch.

Schließlich organisierte Matthias das diplomatische Personal, welchem außer Ungarn, und zwar meist hochgebildeten, geistlichen Würdenträgern, auch Deutsche, Böhmen und besonders Italiener angehörten.

Auf Basis dieser neuen Institutionen wuchs das Königtum zu Macht und Ansehen empor; es verwendete die Kräfte der Besten in seinem Dienste und hatte so die wertvollsten Elemente der Gesellschaft für sich gewonnen. In dieser Zeit waren die Begriffe des Königtums und der Staatsregierung nicht voneinander zu trennen, die Gesetze überdies lückenhaft und unvollkommen. Es ist daher leicht begreiflich, daß eine so machtvolle Persönlichkeit, wie die

Matthias', welche im Kampfe mit Hindernissen nur immer mehr erstarkte, jede geistige und materielle Potenz des Landes an sich riß und ausbeutete. Er hielt die vitalsten Interessen des Landes in seiner Hand vereint; die Reichsversammlung hatte nichts anderes zu tun, als für seine täglichen Bedürfnisse aufzukommen. Diese Momente erklären es, daß der Hoch- und Kleinadel, welche zurzeit seiner Wahl um die Mitte des XV. Jahrhunderts zwei voneinander scharf getrennte Gruppen bildeten, sich gleichzeitig der bezwingenden Gewalt des neuen Herrschers ergaben, ihre Sonderinteressen vergaßen, miteinander vereint sich empörten (1467) und verschworen (1471), dann aber auch gleichzeitig dem mächtigeren Willen sich fügen lernten.

Unter dieser Gewaltherrschaft gehen zwar manche adelige Vorrechte verloren, aber der allgemeinen Ordnung und Wohlhabenheit sowie dem Ansehen nach außen gereicht sie zum Vorteil. Das unsagbare Elend und Leid, welches die nach König Alberts Tode entfesselten, miteinander ringenden Leidenschaften über das Land beschworen hatten, verschwand allgemach unter der selbstbewußten, sicheren Leitung. Den unzufriedenen, zwiststiftenden Elementen stand die gefestigte Meinung und die sich wehrende Kraft der besonnenen Allgemeinheit gegenüber, so daß die turbulenten Elemente entweder weichen mußten oder ihrer Strafe nicht entgingen. Auch von den äußeren Feinden war das Land verhältnismäßig bald befreit.

Am meisten kam der geschilderte Zustand der Dinge den unteren Klassen der Gesellschaft zugute, dem besitzlosen niederen Adel und den Leibeigenen, welche immer die Opfer der inneren Unruhen waren. Es folgte ein Stadium relativer Sicherheit, im Mittelalter ein Ausnahmezustand. Wer seine Steuer entrichtet hatte, konnte, insoweit das innerhalb der Ausschreitungen einer bewaffneten, polizeilosen Gesellschaft möglich war, in Frieden leben. Matthias trachtete auch die Roheiten der Gesellschaft zu mildern, indem er das Tragen von Waffen bei Gelegenheit öffentlicher Versammlungen verbot, das Ansammeln großer Volksmengen bei den öffentlichen Handlungen der Gerichtsbarkeit beschränkte und außerdem die Autonomie der Komitate förderte.

Dem äußeren Anscheine zum Trotze waren indessen die Gegensätzlichkeiten nicht verschwunden; die Glut ehemaliger Feindseligkeiten glimmte weiter. Die Macht des adeligen Kleinbesitzes war während dieser Periode des Friedens und der Erstarkung der Komitatsautonomie fortwährend gestiegen; der adelige Großbesitz und der Hochadel (proceres et magnates) sowie die hohen

geistlichen Würdenträger hatten, in unmittelbarer Nähe des Hofes lebend und mit den höchsten Ämtern betraut, selbstverständlich ihr einstiges Selbstbewußtsein bewahrt. Beide Gruppen trachteten gleicherweise, ihr Ansehen zu mehren und sich je mehr Privilegien zu sichern.

Es war vorauszusehen, in welcher Richtung sich diese Zustände weiter entwickeln würden. Die geniale Individualität, welche ihre Umgebung nach eigener Auffassung umprägen wollte, erreichte nicht mehr als eine episodenartige Umgestaltung der Verhältnisse. Das Machtbewußtsein der privilegierten Klassen drängte zur Separierung von Königtum und Regierung, und daß Matthias während seiner Regierungszeit beide so fest in seiner Person zu einigen verstand, konnte nur eine vorübergehende Erscheinung bleiben. Nach dem Tode des Königs sehen wir plötzlich wieder die zwei geschichtlichen Gruppen voneinander getrennt ihre Rolle spielen. Der Hochadel genießt die Vorteile seiner unmittelbaren Beziehungen zum Hofe; der niedere Adel sammelt, unbefriedigt und gekränkt, seine Kräfte, um in einheitlichem Vorgehen sein Machtgebiet zu erweitern. Die lange zurückgedämmten Leidenschaften brechen hervor, und in dem erbitterten Kampfe erbleicht der Glanz der Königskrone, deren Ansehen bis dahin alle Parteien geblendet hatte. Es sinkt aber auch das Ansehen der ganzen adeligen Gesellschaft, welche allmählich unter dem Einflusse der siegreich vorwärts dringenden, glaubenslosen und genußsüchtigen italienischen Renaissance ihre einstigen kriegerischen Tugenden verloren hatte.

Diese Gesellschaft verwarf und vernichtete die Schöpfungen eines Königs, welche zu erfassen und auch zu ertragen sie nicht fähig war. Das königliche Söldnerheer, die subsidiale Besteuerung, die königlich ungarische Diplomatie und alle auf diesen Einrichtungen beruhenden Errungenschaften — sie verschwanden.

Der erste Gesetzesartikel des Jahres 1492 verpflichtet mit einer lapidaren Verallgemeinerung, über die man hätte verzweifeln können, den neuen König: «Item novitates ... per quondam Mathiam regem introductas ... aboleat ...» Sämtliche Neuerungen König Matthias' sind aufzuheben.

Und daß es Neuerungen waren, welche der Feuerseele dieses Königs entstammten, darüber herrscht kein Zweifel; seine Weltanschauung, seine Fähigkeiten, seine Pläne, sein Ehrgeiz ragten hoch über seine Zeitepoche empor, gingen ihr wesentlich voran. Er zerriß die Bande der alten Institutionen, welche den freien Atemzug dieser beschwingten Seele beengten. Er schuf Neues auf den Trümmern des Gewesenen, um sich seiner Schöpfungen sofort als

Herr zu bedienen. Er ließ die Dinge nicht langsam, organisch, zum Nutzen der Nachkommen heranwachsen, sondern beschleunigte ihr Werden im Interesse seiner eigenen Ziele mit tyrannischem Wollen. Seine Genialität fühlte sich von der neu erstandenen, glanzvollen, fremden Bildungssphäre angezogen; sie gewann Macht über ihn und erfüllte seine Seele mit der Sehnsucht nach unerreichbaren politischen Idealen. Ganze Reiche zu erobern und zu Vasallendiensten zu zwingen, sich die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, die Thronfolge des illegitimen Sohnes bei einer Nation zu sichern, deren Empfindlichkeit nicht einmal die berechtigte Herrin auf dem Throne dulden will: das waren unerreichbare Ziele. Die Begeisterung des erwachenden nationalen Selbstbewußtseins hatte ihn, den Sohn der Nation, auf den Thron erhoben und von ihm die Verwirklichung aller ihrer nationalen Hoffnungen erwartet. Es war eine unerwartete Enttäuschung, als Matthias den Idealen einer fremden Kultur allzu großen Raum gewährte und seinen spezifisch individuellen Zwecken auf neuen, ungewohnten und daher Mißtrauen erweckenden Bahnen zustrebte.

Das ist die Tragik dieser geschichtlichen Größe. Matthias durchbricht den gewohnten Kreislauf der Dinge: im eigenen Reiche durch gewalttätig eingeführte Neuerungen, im Auslande durch unersättliche Eroberungslust. Eine unüberbrückbare Kluft trennt ihn von seinen Zeitgenossen . . . . Er selbst wird zwar kein Opfer dieser vernichtungsdrohenden Tiefe, die siegreiche Kraft seiner Genialität trägt ihn. Aber alle seine Schöpfungen sterben mit ihm, und ihr spurloses Verschwinden ist das Opfer, das der Geist dieser gegegebenen Zeitepoche, welcher eine überragende Individualität voraneilen wollte, zu verlangen scheint.

Das sind die Gründe für die verschiedenartige Beurteilung der Gestalt Matthias'.

Vom Gesichtspunkte der italienischen Künstler- und Gelehrtenwelt betrachtet, ist er, Matthias Corvinus Augustus, der Lorbeergeschmückte; in den Augen der europäischen Mächte und besonders seiner Nachbarn ein raublustiger, unerträglicher Eroberer; die ungarische Gesellschaft sieht in ihm den Tyrannen. Zwei Wochen nach dem Tode seines Herren schreibt Szapolyai: «Und nun müssen wir erwägen, auf welche Weise wir Ungarn, das seiner bisherigen Unterdrückung und Beschränkung ledig ist, seine alten Rechte aufs neue verschaffen.» Nur das Volk, dessen Interessen durch die Beschränkung der adeligen Privilegien keinen Schaden erlitten, und der adelige Kleinbesitzer, der diese Beschränkung noch nicht fühlte, betrauerten ihn aufrichtig. Sie verloren an ihm den Bezwinger der

Mächtigen, den gerechten und energischen Richter aller; sie beweinten in seinem Tode den Verfall der Gerechtigkeit selbst.

Es kamen die Tage später Erkenntnis, da die Nation nicht mehr die ungewohnte Last unverstandener Neuerungen, sondern den schmerzlichen Verlust um den König empfand. In der Epoche der traurigen Dekadenz war der Ruhm, welchen einst seine Genialität und seine Erfolge errungen hatten, ein wesentlicher Faktor jener Kraft, welche die Nation erhielt und zu neuem Sein erweckte. Das Heute sieht in König Matthias, den einst die geeinte ungarische Nation auf den Thron erhoben hat, das Symbol der geschichtlichen Bedeutung eines Volkes und seines stolzen nationalen Selbstbewußtseins. In diesem Symbol blickt die ungarische Nation zuversichtlich nach dem Westen.

Maria von Habsburg, die Gattin König Ludwigs II. von Ungarn.

Von Dr. **Theodor Ortvay**, Abt von Csanád.

MARIA, die Tochter Philipp des Schönen von Habsburg und der Johanna von Castilien, wurde den 17. Sept. 1505 in Brüssel geboren. Da ihr Vater schon im folgenden Jahre, den 26. Sept. 1506 starb, ihre Mutter aber aus Schmerz über den Tod ihres Gemahls geisteskrank wurde, stand das Kind frühzeitig verwaist da. Ihre Erziehung wurde unter sorgfältiger Aufsicht der Schwester ihres Vaters, der Erzherzogin Margarete von Habsburg, Regentin der Niederlande, sowie ihres ritterlichen Großvaters, Kaiser Maximilians I., von vorzüglichen Lehrern und Erziehern: von Anna von Beaumont, Laurent Vacca und dem berühmten Adrian von Utrecht geleitet. Die Bemühungen der Erzieher wurden durch die große körperliche Geschicklichkeit, den lebhaften Geist, den heißen Wissensdrang, das gute Gedächtnis und durch das sichere Urteil ihrer Schülerin sehr erleichtert. Maria verriet stets große Lernbegierde und den Drang nach eifriger Selbstfortbildung. Hauptsächlich die Geschichte interessierte sie, als wenn sie mit frühreifer Urteilsbefähigung herausgefühlt hätte, daß diese Wissenschaft die Meisterin des Lebens sei. Jedoch brachte sie auch den Grundprinzipien der Staatswissenschaft großes Interesse entgegen, wodurch sie früh jene Fähigkeiten verriet, welche sie später auf dem ungarischen Throne und hauptsächlich als Statthalterin der Niederlande bei allgemeiner Anerkennung zu Geltung brachte.

Ihren ersten Unterricht erhielt sie in Löwen, in dem uralten Schlosse Löwenstein, wo auch ihr Bruder Karl und zwei ihrer Schwestern den ersten Unterricht genossen hatten. Maria war erst 6 Jahre alt, als die Diplomaten des Kaisers im Interesse ihrer Verlobung nach Buda an den Hof Wladislaus II. kamen. Des Kaisers Plan war, Anna, die Tochter Wladislaus', mit einem Habsburger, seinen Sohn Ludwig hingegen mit Maria zu verehelichen. Ludwig war um ein Jahr jünger als Maria, und da schon im Alter von zwei Jahren zwei Kronen, die ungarische und die böhmische, sein Haupt schmückten, war er als Bräutigam sehr erwünscht. Mächtige Beschützer und Vormünder: Papst Leo X., Kaiser Maximilian, der polnische König Sigismund unterstützten, und energische Lehrer: Bakócz, Erzbischof von Esztergom, und Johann Bornemissza, Schloßhauptmann von Buda und Graf von Pozsony, geleiteten ihn, so daß man sowohl in Ungarn als auch im Auslande vertrauensvoll der Zukunft des auserwählten Bräutigams entgegensehen konnte.

Marias und Ludwigs Verlobung kam alsbald zustande. Der Kaiser ließ Maria im Jahre 1514 von den Niederlanden nach Wien bringen, wo sie den 12. Juni ankam. Hier wurde sie von der Geistlichkeit und den Stadtbewohnern auf das festlichste empfangen. Maria stieg auf längere Zeit in der Wiener Hofburg ab. Im folgenden Jahre, 1515, als sie kaum 10 Jahre alt war, nahm das Heiratsprojekt schon eine bindendere Rechtsform an. In diesem Jahre wurde auf Vorschlag des Kaisers in Preßburg ein Fürstenkongreß abgehalten, der die Verlobung Annas mit Ferdinand und Marias mit Ludwig bestätigte und in Wien im St. Stefansdome feierlich ratifizierte. Die Festlichkeiten in Wien kosteten Kaiser Maximilian 150000 Dukaten, aber auch von seiten Wladislaus' und der Ungarn wurden sie mit solchem Glanze begangen, daß zwei berühmte deutsche Geschichtschreiber, Friedrich Christoph Schlosser und Leopold Ranke, sie als «barbarischen Luxus» bezeichnen konnten. Einen sicherlich nur schwachen Widerschein dieses barbarischen Luxus zeigt uns ein im Wiener kaiserlichen Hof-Museum befindliches «Tu felix Austria nube» betiteltes, von der Hand Wenzel Brožiks geschaffenes und von seinem Genie inspiriertes, farbenprächtiges großes Bild, welches die Aufmerksamkeit aller Betrachtenden fesselt. Während dieser Verlobungsfestlichkeiten spielte Maria mit kindlicher Grazie und einnehmender Natürlichkeit bei Gelegenheit der Empfänge, der Hoffestlichkeiten, der Hofbälle, der Hofjagden, die ihr zugewiesene Rolle. Alles war entzückt über ihre Schönheit und Lebhaftigkeit, und obwohl es offensichtlich war, daß aufrichtige Liebe die Verlobten miteinander verband, mußte dennoch vor jedermann klar sein, daß die Doppel-

heirat ein aus politischen Beweggründen geschlossenes Doppel-Bündnis war, dessen Ziel und Aufgabe, Ungarn dem Sultan und eventuell den nationalen Thronansprüchen gegenüber Österreich zu erhalten und zu sichern, nicht zu verkennen war.

Nach den Verlobungsfestlichkeiten ging Maria auf Wunsch des Kaisers nach Innsbruck, wo sie mit Anna 3 Jahre hindurch weiter erzogen wurde, bis sie von der Minderjährigkeit befreit, zur Vollstreckung der Ehe reif würde. Dies geschah erst im Jahre 1521. Im Sommer dieses Jahres kam Maria in der Schönheit entwickelter Jugend im 16. Lebensjahre nach Ungarn. Ihre Ankunft daselbst fiel in eine eben sehr traurige Zeit. Der Schlüssel des Landes, das Schicksal Belgrads war in Schwebe. Der kriegerische Sulejman beorderte Piri Pascha zur Einnahme der bedeutenden Festung. Der Staatsrat — die Tragweite der drohenden großen Gefahr erkennend — bemühte sich durch Beratschlagung und internationale Unterstützung dieselbe vom Lande fernzuhalten. Jedoch bald wurde es klar, daß weder durch Beratschlagung, noch Hilfeleistung die Gefahr abgewendet werden könne. Auf energischen Widerstand konnte man infolge Geldmangels nicht denken, der König hingegen war eher mit seiner Heirat als mit kriegerischen Verteidigungsplänen beschäftigt, und die Verteidigung Belgrads wurde tatsächlich vernachlässigt. Unter solchen Umständen konnte auch Marias Empfang in unserem Vaterlande nicht so freudenvoll sein, als er unter geordneten Verhältnissen gewesen wäre. Maria kam sozusagen in aller Stille in Buda an. Ihr Weg führte sie von Innsbruck nach Wien, von wo sie auf der Donau bis Esztergom hinabfuhr. Hier empfingen sie der Fünfkirchener Bischof und Dorothea, die Witwe des Palatin Emerich Perényi. In Alt-Ofen stiegen sie ans Ufer und von hier führten sie Ladislaus More, Franz Batthyany, Lukas Rétházi und andere in ihre zukünftige Residenz nach Buda.

Marias Erscheinung machte überall guten Eindruck. Es kann keine Rede davon sein, daß wir die Behauptung des venezianischen Gesandten Massaro als wahr anerkennen, welcher Maria als häßlich bezeichnet. Dies konnte auch später nicht als wahr gelten, als von ihren Wangen die Jugendröte längst verschwunden war. Alle noch vorhandenen Ölgemälde, Medaillen, Bronze- oder Marmorstatuen strafen die Behauptung des Venezianers Lügen. Die Erklärung dieser Schmähung ist: In den Augen Massaros konnte eine Frau nicht schön sein, die eine politische Gegnerin jener Macht war, welche er, Massaro, in Buda repräsentierte. Während ihres Aufenthaltes in Ungarn bemäntelte Maria nie ihre Antipathie Venedig gegenüber, was umso auffallender war, da ihre Königin-Vorgängerin Anna, die

Gemahlin Wladislaus', eine schwärmerische Verehrerin der reichen und mächtigen Signorina vom Meeresstrande war. Dieser Umstand war von großem Einfluß auf die Berichte der italienischen politischen Agenten und somit auch auf die Botschafterberichte Massaros, denn wenn sie auch getreue Informationen über den politischen Tatbestand gaben, waren sie doch bei Beschreibung der persönlichen Beziehungen nicht immer unparteiisch. Wenn wir aufmerksam und genau ihre Jahresberichte lesen, werden wir sofort gewahr, daß sie die politischen Gegner Venedigs trotz ihrer größeren Vorzüge immer in ungünstigerem Lichte darstellten als jene, welche mit der Dogenherrschaft sympathisierten, obwohl sie sich durch kleinere individuelle Vorzüge auszeichneten. Wenn wir von der schwulstigen Unterlippe Marias absehen, können wir sie auch in späteren Jahren eine schöne Frau nennen. Sie war mittelgroß wie ihre Brüder, Karl und Ferdinand, in ihrer Erscheinung und ihren Bewegungen vornehm und gewinnend. Jenes Ölgemälde, welches ich zufällig im Beratungssaal des Turnhuter Rathauses fand, obwohl es die Königin im vorgeschrittenen Alter darstellt, zeigt eine sehr sympathische, gewinnende Frau. Ihre großen, dunklen Augen voll Feuer und Klugheit, auf ihren charakteristisch feinen Gesichtszügen Geist und Herzensgüte, zeigt ihr Gesichtsausdruck vollkommene Hoheit. Und dieses, auf einen ausgezeichneten Meister hinweisende, getreu wiedergegebene Bildnis, strafen weder die Pinsel Jan Haecks und van Orleys, noch die Meißel Leone und Pompejo Leonis Lügen. Wenn auch Maria keine «so sehr schöne Frau» war, als welche sie Brantome bezeichnete, obwohl auch er die schwulstige Unterlippe beanstandet, und wenn auch die Behauptung ihres deutschen Biographen, daß «der Reiz des junonischen Kopfes dieser üppigen Schönheit durch die trotzige österreichische Lippe nur gehoben wurde» — nicht auf sie paßt, und wenn auch nicht wörtlich zu nehmen ist, was ein in England wohnender eifriger, vaterländischer Gelehrter sagt, daß Marias Lippen «küßlich seien», können wir doch getrost sagen, daß Maria nicht hinter ihren Schwestern: Eleonore, Isabella und Katharine zurückblieb, die alle im Rufe der Schönheit standen[1]).

---

[1]) Unter dem Striche muß ich mir in Verbindung mit diesen auf eine imposante Schöpfung der Neuzeit der auf hohem Niveau stehenden belgischen monumentalen geschichtlichen Malerei, eine Bemerkung erlauben: ich meine das in der Königlichen modernen Gemäldegalerie zu Brüssel sich befindliche Gemälde von Louis Gallait, welches die Abdankung Karls V. und Marias darstellt. Wenn der Künstler auf diesem Bilde in dem Antlitze Marias die seelische Ermattung, den selbstverzehrenden Schmerz der Seele, die körperliche und geistige Erschöpfung zum Ausdruck bringen wollte, nun so gebe ich zu, daß er mit seinem Realismus dies Ziel erreichte, doch leugne

Nachdem Maria in Buda angekommen war, wurde vor allem in Angelegenheit der Krönung verhandelt. Der den 19. November 1521 eröffnete und den 6. Dezember geschlossene Reichstag gab seine Einwilligung zur Krönung. Die feierliche Zeremonie fand den 4. Dezember 1521 zu Székesfehérvár statt, wo der Bischof von Agram, Simon Erdödy, ihr die Krone aufs Haupt setzte, worauf im folgenden Jahre, den 13. Januar, Maria mit dem großjährig erklärten, 16 Jahre alten Ludwig kirchlich getraut wurde. Auf Einladung der bei der Krönung zugegen gewesenen böhmischen Gesandten ging sie dann mit ihrem Gemahl nach Böhmen, um sich auch dort als Königin krönen zu lassen, was den 1. Juni 1522 geschah. Von der Hochzeitsreise, welche der nationale und religiöse Wettstreit der Böhmen, aber auch nicht minder Ludwigs unschickliches Benehmen in nicht geringem Maße störte, kehrten sie erst den 2. Mai 1523 nach Buda zurück.

Von dieser Zeit an hielt sich Maria mit ihrem Gemahl, abgesehen von Jagdausflügen, beinahe immer in Buda auf. Hier fand sie noch am ehesten jene vornehme Bequemlichkeit und luxuriöse Einrichtung, an welche sie gewöhnt war. Obwohl der Glanz der Budaer Burg seit dem Tode Mathias' in nicht geringem Maße verblaßt war, fand Maria doch — dank der klug glanzliebenden Vorsorglichkeit der Königin Anna, welche die hirnlose Verschwendung Wladislaus' II. paralysieren wollte, noch immer eine ziemlich vornehme Wohnung in Buda auf. Was nach dem Tode Annas von Einrichtung in der Burg dem Verfall entgegenging und von dem wertvollen Silber etwa verschleudert wurde, konnte Maria leicht aus ihrer mitgebrachten reichen Aussteuer ergänzen. Daß die Budaer Residenz Marias und Ludwigs tatsächlich vornehm sein mußte, beweist, daß die türkischen Schriftsteller, nachdem nach der Schlacht bei Mohács Buda und die königliche Burg in die Hände der Türken gefallen waren, dieselbe rühmend erwähnen.

Maria liebte Buda auch wegen seiner schönen Umgegend. Außer seiner hohen Lage an der Donau, machten den Aufenthalt dortselbst die liebliche Gegend, seine sich weit erstreckenden Wälder angenehm. Die Jagden um Buda waren immer berühmt, und konnte die Königin ihrer Jagdleidenschaft hier im reichsten Maße frönen. Jedoch umsoweniger Gefallen fand sie in ihrer neuen Heimat an

---

ich, daß dieser schreckliche Realismus aus künstlerischem Gesichtspunkte gerechtfertigt wäre. Maria entspricht auf diesem Bilde mit ihrem abgehärmten, alten, wirklich unschönen Gesichte nicht im geringsten dem Erfordernis der Ästhetik der Kunst. Die Aufgabe der Kunst kann unmöglich sein, dem Realismus auf Kosten der Ästhetik Geltung zu verschaffen.

den Staats- und Hofverhältnissen und den Zuständen des öffentlichen Lebens.

Das Land, in welches Maria kam, war ganz anders als jenes, wo sie geboren war. Die Verhältnisse des öffentlichen, des wirtschaftlichen und des gesellschaftlichen Lebens konnten auf sie in der neuen Heimat nicht begeisternd wirken, hauptsächlich nach jenen ersten Eindrücken, welche sie gelegentlich ihrer Verlobung bekam. Bei dem Pozsonyer und Wiener glänzenden Kongreß sah sie den prahlenden Reichtum eines Landes, welcher ihr und ihrer zukünftigen Schwägerin huldigte. Ein verschwenderischer Glanz blendete dort ihre Sinne. Unter diesen Eindrücken machte sie sich im Geiste ein Bild Ungarns. Die Wirklichkeit zeigte es ihr jedoch anders, als sie in die neue Heimat kam, und dieselbe von Angesicht zu Angesicht sah. Abgesehen von den Aristokraten, fand Maria ein gedrücktes, armes Volk. Die jammervolle Lage der Fronbauern wurde durch die Folgen des Bauernaufstandes noch verschlimmert. Das Ökonomiesystem war sogar auf den herrschaftlichen Domänen einseitig, primitiv, mißlich. Das Gewerbe und der Handel wurden durch drückende Mauten lahmgelegt. Hauptsächlich die Städte, obwohl sie die Oberhand gewannen dem Elend und der Unbeholfenheit der Bauern und dem niederen Adel gegenüber, konnten keinen Vergleich aushalten mit den Provinzen der Niederlande, welche sowohl durch ihre Nationalökonomie und allgemeine Zivilisation als auch durch ihre materielle und künstlerische höhere Kultur die Welt in Staunen versetzten. Die Niederlande waren das Land der Viehzucht, Meierei, des Ackerbaus, der Gärtnerei, Taubenzucht und Fischerei, des Handels und der Märkte. Dieses Land wurde von in bestem Zustande gehaltenen Land- und Wasserstraßen durchquert. In unzähligen Werkstätten wurden die berühmtesten Gewerbe betrieben. Hier wurden die flandrischen Tapeten und brabanter Spitzen verfertigt. Hier wurde das beste niederländische Tuch und Leinen gesponnen und gewebt. Hier wurden alle jene Hausgeräte verfertigt, welche im Auslande so sehr gesucht waren. Man kann sagen, daß die Niederlande der Markt- und Hafenplatz Europas waren, denn jedes Volk hatte hier seine Käufer und Besteller. In den Häfen kamen und gingen täglich unzählige Schiffe, welche teils Ware brachten, teils solche transportierten; sie brachten den ganzen Reichtum der Welt und nahmen hiefür die Produkte des Landes in Empfang. Ihr Handel wurde durch freisinnige Gesetze, unbeschränkten Kredit so blühend, wie sonst nirgends. Der unvergleichliche Fleiß und die enorme Handelsfrequenz bereicherten das Land, füllten die Börsen der Bewohner, gaben ihnen die Mittel zum Wohlleben, ja sogar zu Pracht und Luxus.

Der sibirische Hermelin, der Bernstein der Ostsee, die Edelsteine und Perlen Indiens fehlten sogar in bürgerlichen Häusern nicht. Der genueser Samt und Atlas waren ihre gewöhnlichen Kleidungsstoffe. In den bürgerlichen Speisezimmern kamen die besten Bissen auf den Tisch, Forellen, Lachse, Fasanen, Austern, Pfaupasteten, von Delikatessen: Feigen, Datteln, Orangen, von Getränken: der Malvaser, Porter, Cypernwein. Die Wohnzimmer schmückten wertvolle Kunstmöbel, teuere Bilder und Tapeten. Auf den Kredenzen prangten Silberschüsseln, silbergetriebene Krüge und venezianische Gläser. Mit einem Worte, der Niederländer schwamm in Wohlsein, hingegen bei uns, abgesehen von dem hohen Adel, jammerte überall die Armut. In erster Reihe am königlichen Hofe, dessen materielle Verhältnisse unglaublich jämmerlich waren. Die Einkünfte des Königs verringerten sich derart, daß hiedurch auch die Hofhaltung sehr in Mitleidenschaft gezogen wurde. Nicht nur die Staatsdomänen, die großen Krongüter, die Dreißigsten und Mauten, sondern auch die votierten, jedoch noch nicht eingeflossenen Steuern waren verpfändet. Wucherer und Geldmäkler herrschten im Palaste des Königs Mathias, was umso trauriger war, weil nicht nur Juden und getaufte Juden, sondern auch Prälaten und auch auf einen alten Stammbaum zurückblickende Magnaten Wucherer und Geldmäkler waren. Der König hatte, wenn er in die Kirche ging, nicht einmal so viel Kleingeld, um Almosen geben zu können. Er konnte nicht den Sold seiner Höflinge bezahlen, und mehr als einmal hatte er — wie Szerémi sagt — weder ein Mittagmahl noch Nachtmahl. Auch war es keine Seltenheit, daß er, auf dem goldbrokatenen Throne des Königs Mathias sitzend, die bei ihm sich vorstellenden auswärtigen Staatsrepräsentanten in abgenutzten, geflickten Kleidern und zerrissenen Schuhen empfing.

Es ist unmöglich, daß all diese Erfahrungen und jene Gesellschaft, welche sie in ihrer neuen Heimat fand, Marias Seele unberührt gelassen hätten. Der Hof war schon zu Zeiten Wladislaus' der traurige Schauplatz der moralischen Versumpfung, Zerfahrenheit und Verdorbenheit. Prinzipienlose, unverläßliche, käufliche, habsüchtige Menschen, ebenso viele Velleitäten spielten hier die Hauptrolle, das Hofleben kennzeichnete Geld- und Gütergier, die Sucht nach Ämtern und Einkünften und ein zu jedem Abenteuer und losen Streich, Intriguen und Kabalen bereites gemischtes ungarisches, böhmisches, polnisches, deutsches Hofgesinde, und eine große Anzahl geladener Leute und ungeladener Eindringlinge. Der König, bar jeder persönlichen Autorität, war dieser unterhaltungssüchtigen, feigen und herzlosen Umgebung, deren Spott und schonungslosen

Scherzen ausgeliefert. Obwohl Ludwig infolge seiner guten Eigenschaften sich bemühte, sich über Parteien und Machtfaktoren zu erheben, ermüdete ihn alsbald der erfolglose Kampf und vernichtete gänzlich seine männliche Tatkraft. Er wurde gleichgültig, abgestumpft, gegen Pflichterfüllung unempfindlich und willenlos, zu einem solchen, der — damit ich die auf ihn zielenden Worte des Papstes gebrauche — «weder mit eigenen Augen sehen, noch mit eigenen Ohren hören wollte.» Alle diese kläglichen Zustände beförderten noch mehr das grenzenlose Umsichgreifen des Leichtsinns, der Flatterhaftigkeit und der Gleichgültigkeit.

Es ist offenbar, daß diese Zustände für die junge, unerfahrene, unselbständige Königin keine geringe Gefahr bedeuteten. Bei Maria konnte man die Neigungen zweier Temperamente beobachten, solche, welche sie von ihrem vergnügungssüchtigen Vater und solche, welche sie von ihrer melancholischen, Vergnügen meidenden und zur Eifersucht neigenden Mutter geerbt hatte. Ihr Vater gab ernster Arbeit gegenüber der Lebenslust und dem Verkehr mit dem schönen Geschlecht den Vorrang, ihre Mutter hingegen suchte in der Abgeschiedenheit, im Meiden von Lärm und Schwelgerei, in der Enthaltsamkeit Befriedigung ihres Gemütes. In dem geistigen und sinnlichen Leben ihrer Tochter hing demnach sehr viel davon ab, inwiefern die äußeren Eindrücke: Erziehung und Umgebung, der einen oder anderen Neigung dieser beiden entgegengesetzten Naturen entsprachen. Maria wurde in einem Milieu erzogen, welches in ihr, als einer außerhalb des Wirkungskreises stehenden, leicht die Assimilationsfähigkeit befördern konnte. Sie als Niederländerin sah von frühester Jugend an die auf die Sinne wirkenden Beispiele des temperamentvollen Lebens vor sich. Sie erblickte das Licht der Welt in der Stadt der «Kieken fretter» (Hendelfresser), der unterhaltendsten Stadt Europas, wo sie, nachdem sie die Kinderjahre hinter sich hatte, überall Augenzeuge der «Maximilianischen Torheiten» und «flandrischen Freiheiten» war. Ihre moralische Welt- und Lebensanschauung, inwiefern diese in einer Kinderseele Form annehmen konnte, verschloß sich nicht instinktmäßig vor den Äußerungen des heiteren und schäumenden, hervorbrechenden Lebens. Der Hof zu Burgund stand unter Maximilian, Philipp dem Schönen und dessen Schwester Margaret, sowie auch unter Karl V., ja sogar noch später unter Philipp II. im Rufe des Leichtsinns, des Wohllebens, der Verschwendung und der leichten Sitten. Aber auch im Leben des niederländischen Volkes waren, so wie auch heute noch, tumultuöse Aufzüge, Masken- und Waffenumzüge, Haus- und öffentliche Feierlichkeiten, lärmende Bankette und schwelgerische Trinkgelage an der Tagesordnung.

Die Flamländerin scheute sich nicht, bei Wahrung des öffentlichen Anstandes ihre Freude zu bezeigen, bei Beobachtung der leichten Sitten vor der Ausgelassenheit der Koketterie. Sie liebte es, gelegentlich ihre Reize zur Geltung zu bringen, sie konnte mit ihrem Charakter und weiblichen Selbstgefühl den Anschein der herausfordernden Frivolität und der derben Sinnlichkeit vereinigen.

Das von Maria aus den Niederlanden mitgebrachte Hofgesinde: ihre Fräuleins und ihre weibliche Bedienung schienen der leichtsinnigen, um nicht zu sagen, liederlichen Auffassung des moralischen Lebens zu huldigen. Diese und die in der Burg zu Buda vorhandenen verdorbenen Geschöpfe machten daselbst das Hofleben korrumpiert, den Hof zu dem, zu was ihn Szereémi mit drastischen Worten stempelt. Maria assimilierte sich ihrem Temperamente gemäß dem sie umgebenden Lebensstrom: sie wurde vergnügungssüchtig, verschwenderisch und leichtsinnig. Die Herren, welche an der Konferenz zu Wiener-Neustadt teilgenommen hatten, sagten, dies sehend, seufzend, daß — siehe da — auch die Königin schon verdorben sei.

Nur daß die Vorzüge der Natur Marias sich gerade in dem äußerten, daß die durch die allgemeine Verderbtheit imminent gewordene Landesgefahr auf sie nicht wie auf ihren Gemahl lähmend, sondern alsbald ernüchternd wirkte. Dieser Wirbel, welcher Ludwig gleichgültig, unbeholfen, schal, in Regierungsangelegenheiten faul machte, spornte Maria in den entscheidenden Tagen der Gefahr zur Tatkraft an. Ihre Individualität beruhte im Grunde auf ihrem Willen, ihrer Entschlossenheit und ihrer Herrschsucht. Gerade wie bei ihrem Bruder Karl V., bei welchem sich bei Verwirklichung seiner Pläne der selbständige Charakter, größte Entschlossenheit, äußerste Zähigkeit zur allgemeinen Verwunderung damals äußerten, als die kriegerischen Kämpfe mit seinen erpichtesten Feinden begannen. Obwohl Maria an allen Belustigungen ihres Gatten teilnahm, machten sie doch die allgemeinen Verhältnisse, welche die Energie ihres Mannes zersetzten, immer stärker, zur Tätigkeit geneigter und geeigneter. Je schwächer sie ihren Gatten sah, umsomehr wollte sie sich instinktmäßig über ihn erheben und die Zügel der Regierung an sich reißen. Ein scharfes und aufmerksames Auge konnte schon frühzeitig bemerken, daß die aktive, politische Rolle Marias in eine Zeit zurückgreift, wo der Alltagsmensch in ihrem öffentlichen oder privaten Auftreten nichts anderes als Tanz, Vergnügen, Jagden und Turniere sah. Es mußten viele Entschlüsse vollzogen werden, vor welchen der feige Kleinmut ihres Gatten sich scheute. Denn ohne solche Vorgänge könnten wir ja den offiziellen Bericht des aufmerksamen ausländischen Gesandten nicht verstehen, daß «Maria ihrem

Gatten viele Unannehmlichkeiten verursache». Maria mischte sich tatsächlich in die Führung und Erledigung der öffentlichen Angelegenheiten. Sie nahm teil an dem Reichsrat, so auch an dem am 4. März 1526, und es ist zweifellos, daß bei jenen Staatsaktionen, welche auswärtige Hilfeleistungen ansuchten, kein geringer Teil Maria zuzuschreiben sei. In mehr als einem Falle kann man es dokumentarisch beweisen. Bei dem Aufrütteln der Instinkte Ludwigs kam nicht selten Marias Einfluß zur Geltung. Sie war jene positive Kraft, welche aus dem individuellen, negativen Element den elektrischen Funken herausschlug. Und daß Maria in einzelnen weittragenden Anordnungen, so in der Konföderation der Kalenden, beim Reichstage am Rákos, in der Entfernung der Deutschen aus dem Lande, in der Beschlagnahme der Werte der Budaer Agenten ausländischer Handelshäuser, großen Anteil hatte, ist zweifellos. Schon damals war es offenbar, daß Maria von nun an nicht das leichtsinnige, verschwenderische, tanz- und unterhaltungslustige Leben fortsetzen, sondern an der Seite ihres Gemahls, dessen moralische Gebrechen ersetzen und im Sinne der Landesinteressen handeln wolle.

Wahrhaftig groß aber wurde sie erst nach der Schlacht bei Mohács. Als sie gezwungen war zu flüchten, kam sie — körperlich zwar krank — seelisch aber mit jener männlichen Entschlossenheit in Pozsony an, daß sie das Land vom gänzlichen Verderben retten wolle. Ohne Geld und Macht bildete sie eine Landespartei, bloß mit der moralischen Kraft ihrer Persönlichkeit sicherte sie den Fortbestand Ungarns. Es will viel heißen, daß Ferdinand — als er gezwungen war, dem Lande fern zu bleiben — nicht den Palatin, sondern Maria zu seiner bevollmächtigten Statthalterin ernannte, mit welcher Ernennung nicht nur der übergangene Palatin, der gesetzmäßige Statthalter des Königs, sondern auch die Reichsstände sich zufrieden gaben, was zweifellLos bezeugt, daß alle in ihrer tiefsten Seele von der Tüchtigkeit dieser Frau, ihren hervorragenden Herrscherfähigkeiten überzeugt waren. Maria wurde in ihrer Amtstätigkeit von Prinzipientreue, unermüdlichem Geschäftseifer, überraschender politischer Nüchternheit geleitet. Sie war so sehr unparteiisch in der Beurteilung der Wahrheit, daß sie sogar Ferdinand die Strenge ihrer Prinzipien fühlen ließ. Auf ihre unerbittliche Wahrheitsliebe ist jene Eigentümlichkeit ihres Charakters zurückzuführen, welche die sie oberflächlich Kennenden als «Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit» qualifizierten.

Im ganzen weilte sie ein Jahr lang in Pozsony, welcher Ort für sie der Schauplatz der traurigsten Erfahrungen war. Nur der kleinste

Teil ihrer Umgebung war ihr bedingungslos ergeben. Bestechlichkeit und Desertion waren an der Tagesordnung. Ihr Geld und ihre zu Geld gemachten Pretiosen, welche sie mit sich gebracht hatte, gingen bald zu Ende. Für ihre persönliche Sicherheit konnte nicht einmal die Pozsonyer Burg Gewähr leisten, denn obwohl diese in den Händen Johann Bornemissas, eines ihrer Anhänger, war, zeigt sich dieser seiner felsenfesten verfassungstreuen Überzeugung gemäß nur geneigt, dieselbe dem rechtmäßig gewählten König (Ferdinand oder Szapolyai) zu übergeben. Auf auswärtige Hilfe konnte sie auch nicht rechnen, wovon sie sich in ihrem Briefwechsel mit Ferdinand und Karl hinlänglich überzeugen konnte. Infolgedessen hatte sie es nur ihrer ungebrochenen Energie zu verdanken, daß sie eine Partei bilden konnte, welcher es gelang, Ferdinand den 26. Dezember 1526 zum Könige zu wählen und den 3. November 1527 zum Könige zu krönen. Ferdinand anerkannte es dankbar, daß er die Krone Ungarns den Bemühungen Marias zu verdanken habe.

Die Sorgen und Anstrengungen dieses großen Kampfes untergruben Marias Gesundheit. Sie hatte Luftveränderung notwendig und nachdem die endgültige Erringung des Sieges über den ebenfalls gewählten und gekrönten Johann Szapolyai Ferdinands Sache war, bat sie um ihre Entlassung.

Ferdinand erfüllte — wenn auch schweren Herzens — die Bitte seiner Schwester. Maria verließ den 8. Juli 1527 noch vor der Krönung endgültig Pozsony, ging nach Wien, Wiener-Neustadt, Ung. Altenburg, Znaim, Linz, Passau, Innsbruck, doch blieb sie auch während dieser Zeit in fortwährender Verbindung mit Ungarn. Auch kam sie zur Krönung ihres Bruders nach Székesfehérvár (Stuhlweißenburg) und blieb auch in politischer Beziehung die Vermittlerin zwischen Ferdinand und den Ungarn. Ferdinand ernannte den Palatin Stefan Bathory den 7. März 1528 zu Marias Statthalternachfolger.

Beiläufig drei Jahre konnte Maria sozusagen für sich leben. Als jedoch den 1. Dezember 1530 ihre Tante Margarete in Mecheln starb, mußte sie eine noch schwierigere Mission, als die in Ungarn war, übernehmen. Der Kaiser, ihr Bruder, bot ihr die Statthalterschaft der Niederlande an, welche die Erzherzogin Margarete vom Jahre 1506 an inne hatte. Karl erkannte von Anbeginn die außerordentlichen Fähigkeiten seiner Schwester und er war überzeugt, daß Margarete niemand so gut ersetzen könne als Maria.

Maria nahm «aus Gehorsam ihren Brüdern gegenüber» am 29. Januar 1531 die ihr angebotene kaiserliche Statthalterschaft und die Regentschaft Nieder-Burgunds an. Karl stellte sie am 5. Juli 1531 im Brüsseler Palais feierlich den versammelten Reichsständen vor.

Maria stand der niederländischen Regentschaft von 1531—1556, somit 25 Jahre hindurch, vor, und während dieser Zeit entwickelte sie auf allen Gebieten des öffentlichen und amtlichen Lebens ihre großen Fähigkeiten, ihre zähe und mutige Energie, ihren politischen und diplomatischen Takt und ihre nie erschlaffende Neigung zur Kunst und Literatur. Sie konnte so weise die Situation beherrschen, daß laut einem venezianischen Gesandten «ihr Geist und Herz zur Regierung eines viel größeren Staates berufen war, weil sie gezeigt hatte, wie sehr sich körperliche Energie, Seelengröße und Genie in einer Frau entwickeln können.» Die in Brüssel akkreditierten venezianischen Gesandten Bernardo Navagero und Marino Cavalli konnten auch Marias männliche Energie, ihre Tätigkeit und ihren Verstand nicht genug rühmen.

Eines ihrer großen Verdienste erwarb sich Maria dadurch, daß sie die strengen bürgerlichen und religiösen Gesetze ihres Bruders Karl viel schonungsvoller vollführte, als dies der Kaiser getan haben würde. Obwohl dem Familienegoismus der Habsburger entsprechend ihre Lebensauffassung nicht die fortgeschrittenste war, war sie dennoch immer so umsichtig, daß sie das Aneinanderprallen der Extreme verhüten konnte. So konnte sie die strengen religiösen Verordnungen zwar nicht unvollstreckt lassen, jedoch mußten selbst die Protestanten es anerkennen, daß sie mit viel gutem und edlem Willen die Strenge der Verordnungen mäßigte. Das Resultat ihrer klugen Vermittlung und humanen Nachgiebigkeit war, daß Antwerpen, Groningen und die Omelanden der Inquisition gänzlich entgingen, Brabant beinahe ganz, und daß in Friesland nur vereinzelt, in Geldern aber erst nach dem Jahre 1550 dieselbe auftrat. Als des Kaisers rächender Zorn die niedergeworfenen aufständischen Genter auf das unbarmherzigste strafen wollte, war es das Resultat von Marias beschwichtigendem Dazwischentreten, daß ihre Strafe viel milder ausfiel, als sie geplant war.

Das Überwiegende ihres Geistes dokumentierte Maria glänzend in jenen Kämpfen, welche sie im Interesse der Erhaltung der Freiheiten und Rechte der Niederlande gegen die holländischen Anabaptisten, gegen die Hansastädte, und besonders gegen die französischen Könige Franz I. und Heinrich II. führte. In all diesen langen und schweren Kämpfen gab sie von ihrer Kaltblütigkeit und großen Umsicht die besten Beweise. Sie bestimmte die natürliche Rolle und Lage der Niederlande in den europäischen Kämpfen, wofür ihr die Gesamtstaaten Dank votierten. Der Kaiser aber gab ihr zum Dank die Turnhuter Herrschaft, was sie überaus glücklich machte.

In der Regelung jenes Verhältnisses, welches zwischen den Niederlanden und dem Deutschen Reiche obwaltete, war die Tätigkeit Marias ebenfalls sehr erfolgreich. Sie machte dem Machtwettstreit zwischen den niederländischen Provinzen und den Reichsfürsten ein Ende. Infolge des am 16. Juni 1548 zustande gekommenen Vertrages wurde die Einheit der burgundischen Provinzen und der Zusammenhang dieser mit dem Deutschen Reiche für immer gesichert. Keine geringen Verdienste hatte Maria in der Regelung der Thronfolge in den Niederlanden, in der Schaffung der sogenannten Pragmatischen Sanktion, mit welcher sie die Thronfolge in den einzelnen Provinzen, je nachdem sie in männlicher und weiblicher Linie verschieden war, einheitlich regelte. Die Stände sämtlicher Provinzen nahmen ohne Widerstand diese Sanktion an, weil schon alle von dem Gefühle des wechselseitigen Zusammenhanges und der gemeinschaftlichen Interessen durchdrungen waren. So wurde das Staatenbündnis ein einheitlicher Staat.

Nicht weniger als ihre Brüder, Karl und Ferdinand, bezeigte auch Maria Talent zur Organisation und Administration. Sie war unermüdlich in allen ihren amtlichen Agenden. Alles erledigte sie selbst, sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten. Sehr zustatten kam ihrer Energie ihre seltene Überredungskunst, vermöge welcher sie das für die Staatsunternehmungen notwendige Geld und Militär aufbringen konnte. Ebenso unermüdlich war sie in der amtlichen Repräsentation, welche mehr denn einmal schwere Lasten auf ihre Schultern wälzte. Das war hauptsächlich damals ersichtlich, als im Jahre 1549 Philipp II. auf Wunsch Kaiser Karls als Thronfolger die niederländischen Provinzen zum ersten Male besuchte. Maria begleitete ihren Neffen zu Pferde, sie trug wesentlich dazu bei, daß die reichen Provinzen in blendender Pracht ihre materielle und kulturelle Zivilisation vor dem Fürstensohne glänzen ließen.

Maria fand neben den Staatsgeschäften Zeit, ihren Fähigkeiten, Geschmack und Neigungen auch auf anderen Gebieten Genüge zu tun. Ihre Residenzen — Mecheln und Brüssel — trugen den Stempel eleganter Hauptstädte. Heute kann man in den volksleeren Straßen zu Mecheln das Gras wachsen hören. Zu Marias Zeiten pulsierte hier reges Leben, der Lärm des amtlichen Treibens und des bürgerlichen Gewerbefleißes erfüllte die Luft. Das noch heute in der Kampine im Arrondissement-Hauptort der Provinz Antwerpen gelegene Schloß Turnhut war, wenn auch nicht herausfordernd vornehm, doch seiner inneren Einrichtung und seiner reichen Sammlungen halber bedeutend. Überall, wo Maria residierte, wachte sie mit empfindlicher Fürsorge über die moralische Ordnung und Disziplin

ihres Hauses. Ihre Prinzipien waren diesbezüglich streng zu nennen und nichts charakterisiert ihre unerbittliche Strenge besser als jener Brief, welchen sie in Angelegenheit der verwilderten Sitten an den Kaiser richtete. «Unter den Großen dieses Landes — schrieb sie — wächst eine Jugend auf, mit deren Aufführung ich mich weder vertragen will noch kann; biedere Treue, Ehrfurcht vor Gott und dem König sind dahin, das Verderben ist, mit wenigen Ausnahmen, allgemein, so daß ich, wenn ich ein Mann wäre, sie nicht bloß nicht regieren, sondern sie auch kaum ansehen oder auf gleichem Fuß mit ihnen leben möchte. Gott ist mein Zeuge, wenn ich Ew. Majestät versichere, daß ich lieber mein Brot mit meinen Händen verdienen, als mit ihnen verkehren möchte.»

In Mecheln hatte sie eine vorzügliche Bibliothek und eine wertvolle Kunstsammlung, welche sie nach ihrer Abdankung nach Turnhut schaffen ließ. In ihrer Bibliothek waren teils Werke in Originalsprachen, teils in französischer und italienischer Übersetzung: Theologie, Moral und Sitten, Geschichte, Genealogie, Philosophie, Poesie, klassische und schöne Literatur. Auffällig ist es, daß unter ihren Büchern kein einziges über Religionsstreitigkeiten sich befand, obwohl niemand so sehr im Verdachte stand, die reformatorischen Lehren angenommen zu haben, als gerade sie. Ebenso auffällig ist es, daß in ihrem Bücherverzeichnis nicht ein einziges Buch vorkommt, welches über die großen Weltentdeckungen jenseits des Meeres handelt. Kaum annehmbar wäre es zu glauben, daß sie Kolumbus und seine kühnen Nachfolger nicht interessiert hätten, und deshalb muß man wahrscheinlich andere Gründe für diese Lücke ihrer Bibliothek suchen. Im Gebrauche ihrer polyglotten Büchersammlung hinderten sie keine Sprachschwierigkeiten, denn sie hatte große Sprachkenntnisse. Außer der flämischen, ihrer Muttersprache, beherrschte sie noch die spanische, französische, italienische, deutsche und englische Sprache. Sie verstand auch lateinisch und lernte später an der Seite ihres Gemahls wahrscheinlich auch die ungarische Sprache. Zur Bibliothek gehörten Kabinette mit seltenen und wertvollen Objekten, Medaillen und Raritäten.

Ihre Vorliebe für Malerei und Bildhauerei bewies sie damit, daß sie mit Erzeugnissen derselben die Säle ihrer Paläste schmückte. Sie unterstützte edelmütig die Künstler, machte zahlreiche Bestellungen bei einzelnen hervorragenderen: bei van Orley, Tizian, Leone und Pompejo Leoni. Ihre Liebe zur Baukunst verkünden die durch berühmte Meister — besonders durch Jakob Brökh — aufgeführten Bauten in Binche und Mariemont. Von ihren hier erbauten Schlössern erzählen uns die Zeitgenossen märchenhafte

Wunderdinge. Sie erbaute auch an anderen Orten prachtvolle Schlösser, so im Dorfe Pont-i-Traisne. Auch für Musik und Gesang bezeigte sie lebhafte Neigung. Ihre musikalische Begabung erbte sie von ihrer Mutter, aber nicht minder auch von seiten des Vaters, denn ihr Großvater Kaiser Max war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, Förderer und Vervollkommner der Musikinstrumente. Marias liebste Unterhaltung war Musik; daß sie in den heiteren Tagen ihres Lebens auch den Gesang kultivierte, bezeugt zur Genüge ihre Bibliothek, in welcher auch Werke für Gesang und Tanz nicht fehlen.

Die körperlichen und seelischen Strapazen, die aufregenden Sorgen, denen sie Tag und Nacht ausgesetzt war, und das immer wiederkehrende Fieber zerrütteten Marias Gesundheit gänzlich. Da sie sich müde und krank fühlte, bat sie den Kaiser dringend, sie von ihrer amtlichen Stellung zu entheben. Damals befaßte sich der Kaiser auch schon mit dem Gedanken, sich von der Welt zurückzuziehen. Es war ein Weltereignis, als er am 25. Oktober 1555 den Kronen aller seiner Länder entsagte. Gleichzeitig mit ihm verabschiedete sich auch Maria von den Ständen. Diese fühlten schmerzlich ihren Verlust und anerkannten, daß sie die weiseste und charaktervollste Frau war, die je existierte, die fleißigste und die sachverständigste, in welche sie ihre größte Hoffnung zuzeiten der Kriegsnot setzten.

Nach ihrer Abdankung zog sich Maria in das Turnhuter Schloß zurück, wo sie dem Jagdvergnügen, dem Studium und ihren Erinnerungen leben wollte. Am ergreifendsten war in ihrer Witwenschaft die Pietät ihrem Mann gegenüber. Was immer sich in ihre Erinnerungen an Ludwig Bitteres mischte, so erlosch doch nie in ihrem Herzen die Flamme der ehelichen Liebe. Sie hatte ein treuliebendes Herz, welches in jeder Phase ihres bewegten Lebens das Angedenken ihres auf dem Blutfelde von Mohács zur ewigen Ruhe gegangenen Mannes wach erhielt. Sie legte seitdem das Trauergewand nicht ab. Sogar zur Krönungsfeierlichkeit Ferdinands erschien sie im Trauerkleide. Im Trauerkleide verabschiedete sie sich von den niederländischen Ständen und im Trauerkleide ist sie in Brüssel in der Kirche zu St. Gudule auf zwei Kirchenfenstern abgebildet. Daß ihre Trauer keine bloße Äußerlichkeit war, beweist am besten, daß sie zwei Bewerber zurückwies: den Pfalzgrafen Friedrich und König Jakob V. von Schottland, «weil — sagte sie — es für sie niemand gebe, der sie ihren Mann vergessen machen könnte, und daß sie dessen Trauring mit dem keines anderen vertauschen werde.» Dieser Ring und jenes Goldherz, welches ihr Gemahl, König Ludwig, stets

bei sich getragen, waren ihre teuersten Talismane. Sie bestimmte in ihrem Testament, daß «dieses Herz samt der Kette eingeschmolzen und unter die Armen verteilt werde. Dasselbe war der Gefährte zweier Menschen bis zu deren Tode, die im Leben in der Liebe und in der Neigung nie getrennt waren; deshalb werde es vernichtet und verändere seine Form so, wie die Körper der beiden Liebenden.»

Schon im folgenden Jahre, den 13. September 1556, verließ sie Turnhut, ging nach Vlissingen und von dort begleitete sie ihren Bruder Karl nach Spanien.

Der Kaiser ließ sich in St. Just, Maria aber in Cigales nieder. Der Kaiser starb am 21. September 1558, Maria am 17. Oktober desselben Jahres, im Alter von 57 Jahren. Sie starb mit ergreifender Andacht. «Ich glaube, daß die Königin im Himmel ist, denn sie starb wahrhaft christlich,» schreibt Donna Johanna, die Tochter des Kaisers an Philipp II. Damit hat sie endgültig bewiesen, daß sie bis zu ihrem letzten Atemzug der katholischen Religion treu blieb, obwohl sie mehr denn einmal von zeitgenössischen und späteren Schriftstellern in derselben verdächtigt wurde. Ihre treue und lebendige Katholizität beweisen die beiden prächtigen Fenster, welche in dem Chor und Querschiff des Domes St. Gudule in Brüssel zu sehen sind. Wir können beide — auf Grund der dort dargestellten Dogmen — als das Glaubensbekenntnis Marias betrachten. Doch beweist ihre Rechtgläubigkeit noch jener in ihrem Testament ausgesprochene Wunsch, daß sie in einer katholischen Kirche, in der St. Benedikt-Kirche zu Cigales an der Seite ihrer Schwester Eleonore begraben werde. Ursprünglich wurde sie auch hier bestattet. Später, im Jahre 1574, wurden ihre Gebeine auf Anordnung Philipp II. in den Escorial gebracht, wo sie auch heute noch ruhen.

In unseren Augen soll dieses Grab das Sanktuarium der Pietät sein, weil Maria sich auch später noch, als sie Ungarn verlassen, für unser Land und unsere Nation lebhaft interessierte. Sie stand im regen Briefverkehr mit König Ferdinand, dessen wohlwollende Ratgeberin und Lenkerin sie blieb. Sie korrespondierte mit einzelnen ungarischen Aristokraten und Aristokratinnen, mit den Grafen der ungarischen Kammer, mit den Fürsorgern ihrer ungarischen Witwengüter, mit ihren in Ungarn verkehrenden Agenten; bis an ihr Ende verfolgte sie mit Aufmerksamkeit die vaterländischen Ereignisse und die Verhandlungen des Reichstages. Sie ließ sich Auszüge oder ganze Abschriften unserer neu verfaßten Gesetzbücher zusenden. Sie hielt sich einen ungarischen Sekretär. Mehr denn einmal leistete sie uns mit ihrem Gelde, ihrem Darlehen oder ihrer Vermittlung Hilfe. Sie war immer bereit, unsere Bitten, so

weit es ihr möglich war, zu erfüllen. Nicht wenig Sympathie gewann sie bei den Ungarn auch dadurch, daß sie ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse in Ungarn deckte, ihre Haushaltungsartikel hier besorgte, sich aus Ungarn Wein, gedörrtes Obst, Vollblutpferde, hochfliegende Falken bringen ließ. Doch viel höher müssen wir an ihr schätzen, daß sie bis zu Ende ihr Herz, ihre wahre treue Liebe uns schenkte. Sie zögerte nicht offen zu bekennen, daß «unter allen Ländern, in welchen sie herumgekommen war, sie doch am liebsten Ungarn zu ihrem Aufenthalt wählen würde.» Es wäre sehr pietätvoll, wenn unsere Akademie oder unsere Regierung ihr Turnhuter Bildnis für die Landesgalerie kopieren ließe.

Nikolaus Zrinyi, der Dichter (1620—1664).

Von Professor **Alexander de Bertha** in Paris (22. XI. 1913).

OBGLEICH mit den außerordentlichsten militärischen und politischen Gaben ausgestattet, wird die große, edle Gestalt, welche ich hier schildern will, in der ungarischen Geschichte nie anders bezeichnet, als Zrinyi, der Dichter; dies geschieht jedoch nur, um ihn von seinem homonymen Urgroßvater, dem tapferen Verteidiger der Festung Szigetvár zu unterscheiden. Und sicherlich war er ein Dichter im erhabensten Sinne des Wortes. Sein Epos und seine Idyllen überzeugen uns vollauf davon, daß der Schwung seiner Einbildungskraft, die Stärke seiner Empfindung und die Kühnheit seiner Sprache ihn gar wohl berechtigten, einen hervorragenden Platz unter den berühmtesten Meistern der Epik und Lyrik zu beanspruchen, also einen Ruhm, der für ihn bei der umfassenden literarischen Erziehung, die er genossen hatte, und bei seinen ausgesprochen künstlerischen Neigungen sicher war. Wäre er seiner jugendlichen dichterischen Schwärmerei treu geblieben, so hätte er sich nicht nur den Mühen und Gefahren des Krieges entziehen können, er hätte sich auch den Ärger und den Verdruß erspart, den ihm die Eifersucht seiner Nebenbuhler, der Generale von Beruf, bereitete.

Doch verzichtete er angesichts der mißlichen Lage seines Landes aus freiem Antriebe auf seine Dichterlaufbahn, um mit ganzer Seele ein rettungverheißendes Mittel zu suchen, wozu er von seiner glühenden Vaterlandsliebe, seinem tief religiösen Gefühl und seiner uneigennützigen Loyalität angespornt wurde. Die Lage der Ungarn war um die Mitte des XVII. Jahrhunderts überaus schwierig, da sie einer dreifachen Heimsuchung ausgesetzt waren: seit ungefähr

hundert Jahren besaß ihr Land nicht mehr seine politische Einheit, sondern bestand aus drei fast gleichen Bruchteilen — eine Zerstückelung, die durch konfessionellen Hader noch in großem Maße gesteigert wurde.

Im Innern längs der Donau und Theiß saßen die Ungarn. Sie hatten außer der Hauptstadt Buda (Ofen) eine Menge strategisch wichtiger Festungen in ihrem Besitz, unter deren Schutze sie dort nach und nach eine Art administrativer Organisation einrichteten, die sie ihren tüchtigsten Paschas anvertrauten, um den Islam an den Grenzen ihrer Eroberungen würdig zu vertreten und scharf darüber zu wachen, daß diese Plätze in ihren Händen blieben. Dieses auserlesene Beamtenpersonal milderte die Strenge der türkischen Okkupation in Ungarn ungemein und man verdankt ihr unter anderem noch heute die Akklimatisierung gewisser aus Kleinasien eingeführter Früchte. Das nationale Leben in diesem Teile Ungarns war höchst primitiv. Bei Fortpflanzung ihres Geschlechts und Erhaltung ihres Idioms führten dort die Bewohner ein kümmerliches Leben, in ungeheuren Gemeinden angesammelt oder über die unendliche Pußta verstreut, um entweder gemeinsam ihren Feinden besser widerstehen zu können oder um sich, vollkommen isoliert, leichter den Angriffen und Erpressungen der von den türkischen Festungen ausgesandten Fouragierer zu entziehen. Der Landesteil, der der Herrschaft des Halbmonds unterworfen war, drang wie ein Keil in das ungarische Landesgebiet ein und trennte es so in zwei fast gleich große Teile, die im Norden zusammenhingen. Von dort nach Osten und Südosten erstreckten sich die zehn oder zwölf ungarischen Komitate, die an Siebenbürgen grenzten und sich in der politischen Interessensphäre der siebenbürgischen Fürsten befanden, während die im Westen und im Südwesten, zwischen den Karpathen und dem Adriatischen Meere an Mähren, Österreich und Steiermark grenzend, ebenso wie Kroatien-Slavonien sich dem Hause Habsburg und Wien zuneigten. Dazu gesellte sich noch ein anderer Zwiespalt: in Siebenbürgen war es der Protestantismus, der sich mit den Bocskays, den Bethlens und den Rákoczys, den mehr oder minder freiwillig Verbündeten der Hohen Pforte, auf dem Throne festsetzte; anderseits war es der Katholizismus, der sich unter den Königen Ferdinand II., III. und IV. die ganze ungarische Aristokratie wiedereroberte, und zwar durch die Streitschriften des Kardinals Pázmány, eines der größten magyarischen Schriftsteller, und durch den Bekehrungseifer des Palatins, des Grafen Nikolaus Esterházy, des Begründers der berühmten Familie. Die politische Teilung Ungarns, die durch die Friedensverträge von Wien und Linz (1624 und 1645) bestätigt

wurde, hatte so auch einen moralischen Charakter, der ihre Bedeutung ganz besonders noch gehoben hat.

Bocskay, der am 29. Dezember 1606 starb, gibt in seinem Testament folgende Erklärung ab: «Solange die Krone sich dort oben (d. h. in Wien) in den Händen einer stärkeren Nation, als der unsrigen befindet, ist es nützlich und sogar notwendig, einen magyarischen Fürsten in Siebenbürgen zu erhalten.» Anderseits sagt Nikolaus Bethlen, der Geschichtsphilosoph, Ende des 17. Jahrhunderts, in seiner Broschüre ‚Die Taube Noahs': «Es ist also ein Glück für die magyarische Nation selbst, daß Ungarn und Siebenbürgen weder unter der Herrschaft der Türken, noch der Deutschen, noch der Magyaren zusammen sein können. Nicht unter der Herrschaft der Magyaren, weil diese beiden Länder ungeheuer viel zu schaffen machen und sich selbst zugrunde richten würden, nicht unter der Herrschaft der beiden Kaiserreiche, weil sie Gefahr laufen würden, ins Verderben zu geraten, sobald sie ausschließlich einem der beiden angehörten.»

Es sind dies Bemerkungen von unbestreitbarer Richtigkeit; außerdem kann man noch daran erinnern, daß, vom Gesichtspunkt des intellektuellen Wetteifers, für die Ungarn nichts günstiger sein konnte, als diese doppelte politische und religiöse Teilung. Sie war, um nur ein Beispiel anzuführen, die Ursache, daß man auf protestantischer Seite mehrere Gymnasien in Ungarn und Siebenbürgen gründete und zahlreiche Stipendien schuf, die noch heute an deutschen und holländischen Universitäten für ungarische Theologen bestehen; sie veranlaßte es, daß man auf katholischer Seite den Grund zur Universität in Nagy-Szombat (Tirnau) und zum Pazmanäum in Wien legte. Diese beiden wissenschaftlichen und theologischen Anstalten verdanken ihre Entstehung der großen Freigebigkeit des bereits genannten Fürst-Primas Pázmány. Daß unter den gegebenen Verhältnissen ähnliche Resultate erzielt wurden, spricht offenbar für die Lebensfähigkeit der ungarischen Nation. Indessen konnten sich ihre Söhne, und gerade die besten unter ihnen, damit nicht zufrieden geben. Sie fühlten die in dem Volke schlummernden Kräfte und sannen beharrlich auf eine vollkommene und entschiedene Zurückdrängung der türkischen Macht, die sie als die Bedingung sine qua non zur künftigen Wiederaufrichtung ihres Landes ansahen.

Für Bethlen und die Rákoczys konnte sie nur mit Hilfe eines durch die Woiwodschaften der Moldau und der Walachei vergrößerten Siebenbürgens zustande kommen. Georg Rákoczy II. hoffte dann noch Polen hinzuzufügen. Aber ihre Bestrebungen stießen sich sowohl an der Abneigung des Wiener Hofes (ein Heiratsantrag von

Gabriel Bethlen wurde dort 1626 abgewiesen) als auch an der Eifersucht der Hohen Pforte. Diese stand der ernsthaften Entwicklung jedes Staates, der bisweilen ihres Schutzes bedurfte, feindlich gegenüber. Bei Gelegenheit des Feldzugs Georg Rákoczys II. in Polen (1657) bewegte sich dieser böse Wille und diese Eifersucht in gleicher Richtung. Einerseits wollte man die Unabhängigkeitsgelüste der Fürsten von Siebenbürgen für immer dämpfen, anderseits suchte sich das Haus Habsburg die Dankbarkeit Polens zu sichern. Und wirklich sollte Wien, 26 Jahre später, den tapferen polnischen Soldaten seine Befreiung verdanken.

Pázmány und Nikolaus Esterházy, die die Politik des Matthias Corvinus fortsetzten, suchten dagegen das Heil Ungarns in seiner engen Verbindung mit Österreich. Sie waren von der Unerschöpflichkeit der österreichischen Hilfsmittel überzeugt und glaubten daher, daß Österreich nur eine ernsthafte Anstrengung zu machen brauchte, um Ungarn endgültig von den Türken zu befreien — eine Ansicht, die ihnen der reinste, gesunde Menschenverstand eingab, die sich aber als trügerisch erwies. Die Fürsorge der Herrscher, die gleichzeitig Kaiser von Deutschland und Könige von Ungarn waren, wurde nämlich durch die sie umgebenden Staatsmänner und fremden Generäle auf eine Fülle von Angelegenheiten abgelenkt, die die Ungarn absolut nicht betrafen.

Es war gegen 1640, in dem Augenblicke, wo die politischen Einflüsse des Okzidents und Orients am schärfsten mit dem Nationalgeist Ungarns zusammenstießen, und wo die katholischen und die protestantischen Eiferer ihr Wesen am heftigsten trieben, daß Zrinyi, der Dichter, auf dem Schauplatze der Geschichte erschien. Er erschien und seit seinem ersten Auftreten war man sich im ganzen Lande darüber klar, daß der glänzende Oberstallmeister des Königs von Ungarn, der junge Hauptmann der Festung Légrád und der Muraköz, zwischen den beiden Armen der Mur, der mächtige Obergespan (Präfekt) der Komitate Zala und Somogy, einer der Männer wäre, die von der Vorsehung zu Erfüllung großer Taten bestimmt sind. Diesen Eindruck machte er selbst auf Kinder. Sie fühlten sich sichtlich gehoben, wenn er sie liebkoste. Wir wissen das von Paul Esterházy, dem späteren Palatin und Fürsten, der dies in seinem Tagebuche in kindlicher Weise erzählt. Zrinyi wurde nach 1616, nach anderen 1620 in Csáktornya, dem angestammten Sitz seiner Familie, geboren. Schon seit seiner Kindheit hatte er Gelegenheit, sich über die besonders bevorzugten Bedingungen seines Lebens klar zu werden. Nachdem sein Vater Georg Zrinyi sich durch den Kardinal Pázmány zum Katholizismus hatte bekehren lassen, erhielt er 1622

die Würde eines Banus von Kroatien. Als solcher säuberte er mit Beginn des folgenden Jahres die Gegend von Légrád von den türkischen Räubern, die das Land unsicher machten, und bei seiner Rückkehr ließ er seinen Sohn an seinem Triumphzuge teilnehmen. 1627 wurde Georg Zrinyi von der Pest im Wallensteinschen Lager zu Galgócz dahingerafft. Seine Söhne Nikolaus und Peter wurden die Mündel des oben genannten Kardinals, der sie nach Nagy-Szombat führte, damit sie an der dortigen Jesuitenschule eine abgeschlossene Bildung erhielten. Außerhalb seiner Studien trachtete Nikolaus Zrinyi hauptsächlich nach einer gründlichen Kenntnis der römischen Geschichte und der lateinischen Literatur, und überdies hatte er noch das große Glück, mit seinem genialen Vormund in vertrautem Verkehr zu stehen. Der Kardinal, der eine überströmende Vaterlandsliebe besaß, prägte ihm in sehr schöner, bilderreicher Sprache seine Pflichten gegen sein Land und die ungarischen Wissenschaften ein.

Um seine Erziehung abzuschließen, ließ er den jungen Zrinyi im Jahre 1636 eine Reise nach Italien machen, wo dieser während seines Aufenthaltes in Venedig und Rom vom Reize der Poesie Tassos derart ergriffen wurde, daß er damals schon den Dichter des «Befreiten Jerusalems» zu seinem Vorbilde genommen zu haben scheint. Doch durfte er in Anbetracht des Mangels an berufenen Männern, die in dem geteilten Ungarn um die Staatsangelegenheiten Sorge getragen hätten, nicht länger zögern, sich dem öffentlichen Leben zu widmen, in welchem schon mehr als vier Jahrhunderte Unruhen herrschten, die niemals vollständig aufhörten. Er nahm die Verwaltung seiner ungeheueren Familiengüter in die Hand, wodurch er unwillkürlich in die Lage kam, die Umtriebe der Türken, die sich an allen festen Plätzen der Umgebung eingenistet hatten, aus der Nähe zu überwachen. Um sich gegen ihre Einfälle zu schützen, ließ er den Sitz seiner Väter befestigen und führte in den ihm eigenen Dörfern eine Organisation zu Schutz und Trutz ein. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten: Die zahlreichen Truppen des Paschas von Kanizsa wurden gänzlich geschlagen. Dadurch ermutigt, faßte Zrinyi den Plan, die zum Schutze seiner eigenen Besitzung getroffenen Maßregeln durch Schaffung eines stehenden nationalen Heeres zu verallgemeinern; dieses sollte allen Entwürfen und Kombinationen, welche zur Befreiung des Landes von der Herrschaft der Türken auftauchen und in Erwägung gezogen würden, zur Basis dienen.

Er war nicht übermäßig stolz auf die hohen Posten, die man ihm im kaiserlichen Heere anvertraute, — sei es, um 1643 als Anführer der kroatischen Karabiniere die Schweden zu schlagen, sei es, um 1644 dem Vorwärtsdrängen Georg Rakoczys I., des Fürsten von

Siebenbürgen, Einhalt zu tun. Er begnügte sich nicht mit der Mission eines Gesandten in Venedig, wohin man ihn zur Anbahnung eines Bündnisses gesandt hatte. Er lebte fortan nur noch seinem nationalen Ideal, in dessen Dienst er selbst seine dichterische Ader stellte. Denn obgleich der «Fall von Sziget»[1]) den Anschein hat, als ob die Dichtung nur zur Verherrlichung seines Urgroßvaters entstanden wäre, ist es doch vor allem ein Epos, das dazu bestimmt ist, die Tapferkeit der Ungarn zu erregen; ihnen allein wollte er die Ehre vorbehalten, die Türken für immer aus Ungarn zu vertreiben. Und um seinen Kompatrioten, die durch das Jahrhunderte währende Unglück ihres Vaterlandes entmutigt waren, die Überzeugung zu geben, die ihn selbst beseelte, war es wohl nötig, die Sprache der Götter zu reden. Er war ja in dem wunderschönen Alter der Jugend, wo das Bild der äußeren Welt wie in einem goldenen Schleier gehüllt erscheint, während das Schlagen des Herzens die freudigen oder klagenden Gefühle, die die Seele abwechselnd bewegen, rhythmisch begleitet. — Die «Obsidio Sigetiana» von Nikolaus Zrinyi, der «Sirene der Adria», erschien 1651 in Wien dank der Fürsorge seiner Freunde. Das Epos besteht aus 6232 ungarischen Alexandrinern, zu Strophen zusammengestellt, die je vier miteinander reimende Verse enthalten, und bildet so fünfzehn Gesänge von verschiedener Länge. Der Gegenstand des Epos ist folgender:

In den Augen des Dichters ist der heldenmütige Tod seines Urgroßvaters Nikolaus Zrinyi nicht nur eine geschichtliche Tatsache: er ist gleichzeitig ein Sühneopfer auf dem Altar des Vaterlandes, das Gott dargebracht wird, damit der Held seine Sünde, in seinem Landesgebiet die Ausbreitung der Reformation gestattet zu haben, wieder gut machte. Gott ist also heftig erzürnt über die Ungarn und er schickt den Erzengel Michael zu der Furie Alekto, daß sie den Sultan Soliman «den Herrlichen» gegen die Ungarn reize. Sie nimmt die Züge Selims, des verstorbenen Vaters des berühmten Padischahs an und erscheint ihm im Traume. Sie hat Erfolg. Bei seinem Erwachen ruft der Sultan: zu den Waffen! und er läßt sofort ein bedeutendes Heer in Adrianopel zusammenziehen. Seine Paschas — unter anderen Deliman, der türkische Herkules und der Liebhaber seiner Tochter Kumilla, — drängen zum Kriege. Soliman entschließt sich dazu, aber er weiß nicht, ob er Eger (Erlau) oder das von Zrinyi befehligte Sziget angreifen soll. Endlich entscheidet er sich für die Belagerung dieser letzteren Festung, denn er will Zrinyi für die vielen Niederlagen und namentlich für die kürzlich erfolgte Zerstörung des Lagers bei Siklós züchtigen. Zrinyi ruft Gottes Gnade an; er wird erhört, obgleich seine Verdienste

[1]) Der Heldentod des älteren Nikolaus Zrinyi in der Feste Sziget ist in Deutschland besonders durch Theodor Körners Trauerspiel «Zrinyi» (1812) volkstümlich geworden.

ebenso unbedeutend waren im Verhältnis zu der Gnade Gottes, wie es die Menge Wassers ist, von einer Schwalbe in ihrem Schnabel getragen, zu den unermeßlichen Fluten, die der Ozean faßt.

Als Soliman den Überfall von Siklós erfahren hat, richtet er sich gegen Sziget, obgleich ihm der Kadilechere von diesem Zuge abrät, weil das Opfer der tausend Schafe, die in Gegenwart des Sultans hingeschlachtet wurden, Übles weissagte. Soliman legt im Gegenteil die Vorzeichen zu seinen Gunsten aus. Aber die Türken fürchten Zrinyi so sehr, daß sie, als in der Nacht zwei losgerissene Pferde das Lager nach allen Richtungen durchlaufen, an die Anwesenheit des ungarischen Helden glauben und sich zu Tausenden untereinander töten. Indessen rüstet sich der Kommandant von Sziget zur Verteidigung des Platzes. Er schwört selbst und nimmt seinen Hauptleuten (unter denen Vite «der Herrliche» der hervorragendste ist) den Eid ab, bis zum Tode Widerstand zu leisten. Seinen Sohn Georg schickt er mit einem Brief an den König von Ungarn, trotz der inständigen Bitten des Jünglings, ihn bei sich zu behalten und sein Schicksal teilen zu lassen. Da erscheinen die Gesandten des Sultans: Halil, der Diplomat, und Demirham, der wilde Krieger. Aber weder die honigsüßen Vorschläge des ersteren, sich Soliman zu unterwerfen, noch die Drohungen des letzteren bringen Zrinyis Beschluß ins Wanken. Er wird widerstehen; greift unverzüglich die Vorhut der Türken an und tötet davon in Gemeinschaft mit Vite dem «Herrlichen» den zehnten Teil. Vite tötet Hamirvan, den Freund Demirhams, — daher die Wut des wilden Türken, dem Soliman jetzt verspricht, Sziget zu belagern. Während der Einschließung macht Zrinyi einen Ausfall, bei dem sich Vite und Demirham treffen. Ihr Zweikampf wird durch den Anbruch der Nacht unterbrochen, aber sie versprechen sich, ihn ein anderes Mal fortzusetzen. — In Anbetracht der großen Verluste, die die Türken erleiden, hält der Sultan einen Kriegsrat, in dem nach langen Erörterungen eine regelmäßige Belagerung beschlossen wird. Den Vorschlag dazu hat Rustan, der Gemahl der Kumilla, gegeben. Dieses Verhalten der Türken beweist Zrinyi die verzweifelte Lage Szigets. Er schreibt infolgedessen an seinen Herrscher, um ihm davon Kunde zu geben. Aber seine Gesandten werden ermordet. Der Sultan nimmt Kenntnis von dem Inhalt des Briefes. Während des allgemeinen Angriffs, zu dem er den Befehl gibt, dringt Deliman in die Festung ein und vollbringt dort ganz allein dank seiner Tapferkeit und seiner ungeheuren Kraft große Heldentaten. Aber er muß sich zurückziehen, und als Rustan ihm wegen seines Rückzugs Vorwürfe macht, tötet er ihn. Dann verläßt er auf Demirhams Rat das Lager, um sich dem Zorne des Sultans zu entziehen. Demirham fordert Vite zum Duell; aber ihr Zweikampf verwandelt sich in ein allgemeines Schlachtgewühl; Zrinyi sucht Vite überall in dem Getümmel; er ruft ihn vergebens; er hält ihn für tot.

Die Liebe treibt Deliman zu Kumilla, die ja jetzt Witwe ist. Sie verbringen glückliche Stunden zusammen; aber alsbald fordert Soliman die Anwesenheit seines tapfersten Soldaten, er verzeiht ihm die Ermordung Rustans. Um ihm zu gehorchen, schlägt Deliman mit Kumilla den Weg nach dem Lager ein; aber sie wird durch einen Somak, in dem ihr Geliebter ihr Wasser aus einer Quelle bringt, vergiftet; denn der Behälter enthielt früher das Blut eines Drachen. Deliman gibt sich furchtbarer

Verzweiflung hin und schwört, die Christen auszurotten. Aber Gott ist es und nicht wir, der die Angelegenheiten der Menschen ordnet; er beschützt auch Vite inmitten des feindlichen Lagers; die Türken erkennen ihn nicht und seine Frau, die türkischen Ursprungs ist, rettet ihn. Sie kehren zusammen auf dem Pferde eines getöteten Negerhäuptlings nach Sziget zurück. Aber die Wut Solimans wächst noch, als er sieht, daß alle seine Anstrengungen vergeblich sind. Er läßt indessen auf die Festung Sturm laufen, als er durch einen Brief, den ihm eine Taube bringt, erfährt, daß die Belagerten am Ende ihrer Hilfsmittel sind. Er hofft übrigens auf den Beistand der höllischen Mächte, die der Zauberer Alderan angerufen hat. — Vor der Einnahme Szigets findet ein neuer Zweikampf zwischen Vite und Demirham statt. Nachdem sie sich lange geschlagen haben — wie zwei Galeeren, die auf einander stoßen —, töten der christliche Held und der Streiter der Ottomanen sich gegenseitig. Ihr Tod scheint gleichsam ein Symbol der Gleichwertigkeit der ungarischen und türkischen Tapferkeit zu sein. — Zrinyi sieht jetzt ein, daß seine letzte Stunde gekommen ist. Er versammelt seine Soldaten im Hof des inneren Schlosses, das schon in Flammen steht, und ermahnt sie, würdig zu sterben. Hierauf legt er seine kostbarsten Kleider an und füllt seine Taschen mit hundert Dukaten, «damit sein Henker eine Belohnung fände», und um sich erkenntlich zu machen, steckt er einen Federbusch an seinen Helm und tut zwei Armbänder um seine Handgelenke. Gott bleibt indessen nicht ungerührt bei dem Tode derjenigen, die sich für seinen heiligen Namen opfern. Er schickt den Erzengel Gabriel nach Sziget, um die Mächte der Hölle zu verjagen, die den Seelen der Ungarn auflauern. Er äußert seinen Willen «nicht in ausgesprochenen Worten und Lauten, sondern in seinem eigenen, göttlichen strahlenden Willen». Der Erzengel, in der einen Hand sein flammendes Schwert, in der andern einen Palmenzweig und eine Krone, erscheint dem Zrinyi und verspricht ihm nicht nur Unsterblichkeit, sondern auch die Möglichkeit, den Sultan zu töten. Da wagt der Held einen Ausfall inmitten seiner Soldaten und, nachdem er Deliman getötet hat, dringt er bis zu Soliman vor, der von seinen Garden umgeben ist. Aber diese sind über den fürchterlichen Anblick Zrinyis so erschrocken, daß sie nicht die Kraft haben, ihren Herrn zu verteidigen. In dem Augenblick, wo der Sultan zu Pferde steigen will, wird er von dem Ungarn in Stücke gehauen. Zrinyi selbst wird von den Kugeln der Janitscharen aus der Ferne getroffen, und der Erzengel Gabriel und zwanzig seiner Gefährten tragen seine Seele auf ihren glänzenden Flügeln davon. «Und jeder Engel führt eine ungarische Seele empor, um sie Gott darzubringen. Der Chor der Engel stimmt eine göttliche Musik an und gebietet mir, meinen Gesang zu beenden», sagt der Dichter.

«Gott der Helden! Du siehst also, daß Dein Diener nicht davor zurückgeschreckt ist, Dir seine weltliche Vernichtung darzubringen; mit Strömen seines Blutes hat er ungeheure Lettern geschrieben, um sich ganz Dir durch einen solchen Namenszug zu ergeben! Sei gnädig seinem Sohne und behüte ihn um seinetwillen!»

Nach der Geschichte starb Soliman vor der Einnahme der Stadt; sein Tod wurde jedoch geheim gehalten, damit die Belagerer ihr schließlich siegreiches Werk mit demselben Eifer fortsetzten.

Wie man sieht, ist die Haupthandlung von vielen Episoden begleitet, die sie vorbereiten, beziehungsweise begründen; sie dienen zur Charakteristik der Persönlichkeiten und erklären die seelischen Prozesse, welche diese zum Handeln treiben. In gleicher Weise hat der Dichter die Nebenhandlungen auf die beiden feindlichen Völker, Ungarn und Türken, verteilt, und sie paarweise zusammengestellt. Er gibt uns die Synthese der Liebe und des Hasses, der Kühnheit und der Vorsicht, der Kraft und der List, der verschiedenen Lebensalter und Stände, beobachtet aber dabei fein den Unterschied, daß die Gefühle sich bei den Ottomanen mit größerer Heftigkeit und Wildheit äußern, als bei den Christen. Als glühender Verehrer Virgils und Tassos entlehnt er der «Äneide» und dem «Befreiten Jerusalem» mehr als ein Bild und mehr als einen poetischen Kunstgriff; die allgemeine Konzeption des Werkes aber ist ganz sein eigen und es ist in einer Sprache geschrieben, so wuchtig und dabei doch so vornehm (wie die eines Ronsard), daß es darum den Ungarn immer vorbildlich sein wird.

Die Schwierigkeiten, welche er in seinen «Idyllen» zu überwinden hatte, erforderten eine Geschmeidigkeit des Ausdruckes, die das damalige Ungarisch noch entbehren mußte, und dieser Umstand trug viel zu seinem Entschlusse bei, den Umgang mit den Musen abzubrechen, umsomehr, als dieser sich wenig mit den schweren Sorgen vertragen mochte, welche ihm die Teilnahme am Reichstage vom Jahre 1647 brachte, wo er in den Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Protestanten als Schiedsrichter anerkannt und zum Schluß zum Banus von Kroatien ernannt wurde. «Nicht mit der Feder, noch mit schwarzer Tinte, sondern mit der Schneide meines Schwertes und mit dem Blute des Feindes will ich meinen Namen verewigen!» — ruft er aus, und hat er bisher in seinen Dichtungen zur Phantasie und zum Herzen seiner Stammesgenossen gesprochen, so wendet er sich nun an ihren Verstand in seinen Werken, die die Quintessenz der Strategie und Taktik entfalten, um ihnen wissenschaftlich zu beweisen, daß Ungarn seine Befreiung von der türkischen Herrschaft nur durch die Tapferkeit und die Hingabe seiner Söhne erreichen kann. Er hat eine ganze Reihe von Prosawerken geschrieben; sie in chronologischer Folge aufzuzählen, ist leider unmöglich, weil sie nicht zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurden. Da es nun aber nicht gut denkbar ist, daß ein Dichter sich über Nacht in einen militärischen Fachschriftsteller verwandle, so geht man wohl nicht fehl, wenn man die «Betrachtungen über das Leben des Königs Mathias (Corvinus)» an den Anfang seiner Prosaschriften setzt, denn diese Arbeit gehört zu der Gattung geschichtlicher Essays, in welchen die

Erzählung nur als Faden dient, um die vielen Abschweifungen des Verfassers aneinander zu reihen, der seine Individualität niemals verleugnen kann. — Im allgemeinen haben seine «Betrachtungen» die großen Kriegstaten des großen Königs zum Gegenstand: er erklärt sie, er setzt sie ins rechte Licht, er prüft sie. Ferner tritt er in diesem Essay für religiöse Duldung ein, scheint jedoch die Gründe, die Mathias zur Eroberung Böhmens und Mährens getrieben haben, nicht recht zu verstehen. Mathias strebte diese Eroberung nicht bloß darum an, um reiche Städte zu erobern und sich auf diese Weise Geld zu schaffen; vor allem wünschte er gut eingeschulte böhmische Truppen zu besitzen, um mit ihnen den Halbmond wirksamer bekämpfen zu können.

Häufig zitiert der Verfasser fremde Autoren, so finden sich lange Stellen aus Lucanus, Bartholomaeus Gramadinus und Bonfinius, ja zum Schlusse sogar eine in kroatischer Sprache, wodurch er offenbar auf den kroatischen Ursprung seiner Familie anspielen wollte, was ihn aber nicht abhielt, seine Vorliebe für das Ungarische, dessen er sich bis an sein Lebensende bediente, zu behalten. Da die Lobsprüche, welche Zrinyi dem König Mathias wegen des Winterfeldzuges gegen Sabatz erteilte, bei manchen die Meinung hervorrief, er würde selbst bei erster Gelegenheit einen solchen organisieren, ermangelten seine Neider — und bei seinem Namen, seinem Vermögen und seinem Genie konnte es ihm an solchen nicht fehlen — nicht, eben aus diesem Werke bei Hof besonders zwei Stellen zu zitieren: Die eine, wo der Verfasser erklärt, das Königtum des Mathias sei ein von Gott gegebenes, und die andere, wo er zwischen Kaiser Friedrich, dem Habsburger, und dem erwählten König von Ungarn eine Parallele zieht, deren Schlußfolgerung dem letzteren günstig ist. Von seiten eines stolzen, allgemein geachteten und ungeheuer reichen Magnaten Ungarns, wo noch ein Wahlkönigtum bestand, waren derartige «Betrachtungen» nicht gerade beruhigend, sie mußten notwendigerweise die ganze Wirksamkeit des Autors verdächtig machen, obwohl die taktischen und strategischen Studien für ihn nur wissenschaftliches Interesse hatten. Wenn er zum Beispiel die «Annalen», «Historien», oder das «Leben des Agricola» las, paraphrasierte er die vom militärischen Standpunke wichtigsten Stellen mit seinen Aphorismen. Seine «Centuria» enthalten Gedanken aus demselben Ideenkreise; ursprünglich sollten es, wie schon der Titel sagt, hundert sein, wir besitzen aber nur 52 davon und diese haben einen hohen moralischen und philosophischen Wert.

Schließlich erwähne ich noch von Zrinyis Werken seine «Kleine Abhandlung über die Kriegskunst», fünf Meditationen in Form von

Reden und sein «Gegengift gegen den türkischen ‚Agiaume'» aus dem Jahre 1661. Es ist dies ein verzweifelter Appell an die ungarische Nation, ihr Befreiungswerk ohne fremde Hilfe zu unternehmen. Man täte aber dem Verfasser unrecht, wenn man die überaus heftige Sprache dieses Gegengiftes seinem Ärger darüber zuschriebe, daß er im Jahre 1657 nicht zum Palatin gewählt wurde. Für den Patriotismus eines Zrinyi lag das Glück nicht in der Erlangung dieser oder jener Würde und wäre es auch die höchste, sondern in dem stolzen Bewußtsein, für die ungarische Sache zu handeln, und das strategische System, welches die kaiserlichen Generale mit Montecuccoli an der Spitze verfochten, nämlich die Beschränkung der Tapferkeit und der persönlichen Initiative auf ein Minimum, konnte einem Zrinyi sowie der Mehrzahl der Ungarn niemals zusagen.

Nach dem Mißgeschick Georg Rákoczys II. in Polen konnte man übrigens glauben, daß die österreichischen Staatsmänner wohlbewußt auf die Vernichtung Ungarns hinarbeiteten. Sie taten, als ob sie die von den Paschas begangenen Freveltaten nicht bemerkten, weil sie wegen der drohenden Komplikationen mit Frankreich den Frieden mit der Hohen Pforte erhalten wollten. Und als die Türken die Stadt Nagy- Várad (Großwardein) nach langer Belagerung eroberten, wurde Zrinyi die Erlaubnis, die Festung Kanizsa dafür zu nehmen, verweigert. Schon hat er einige Vorteile erlangt, da erscheint ein kaiserlicher Bote mit dem Befehl, sein Vorhaben zu lassen. Voll Grimm wirft er seinen Säbel zur Erde und schwört sich, sobald als möglich Revanche zu nehmen. Diese bestand im Bau einer Festung am Zusammenfluß der Drau und der Mur, die bereits 1661 vollendet wurde, nachdem Zrinyi kein Bedenken getragen hatte, täglich mehrere Stunden selbst daran zu arbeiten. Aber kaum war diese neue Festung, Uj-Zrinyivár, mit einer kaiserlichen Besatzung versehen, als sie auch schon den Zorn des Großveziers Küprili-Achmed und Montecuccolis erregte. Dem kaiserlichen General war sie ein Dorn im Auge, weil sie dazu geschaffen war, den militärischen Erfolgen eines Rivalen als Ausgangspunkt zu dienen, dem die öffentliche Meinung die Autorschaft einer Broschüre zuschrieb, in welcher die Selbstgefälligkeit und Pedanterie des alten Generals «mit den Krebsfüßen» bei Gelegenheit seines unglücklichen Feldzuges in Siebenbürgen geistreich ins Lächerliche gezogen wurden. Das war das Verhältnis, in welchem die Anführer des kaiserlichen, des türkischen und des ungarischen Heeres zueinander standen, als im Frühling des Jahres 1663 der Krieg zwischen Leopold I. und dem Sultan ausbrach. Der Großvezier, der wohl wußte, daß er von seiten des

umsichtigen Montecuccoli nichts zu fürchten hatte, ergriff kühn die Offensive und bemächtigte sich eines halben Dutzend befestigter Plätze am linken Donauufer, und in der Tat machte sich der kaiserliche General kein Gewissen daraus, mit gekreuzten Armen den Waffentaten der Türken zuzusehen, in der Überzeugung, daß die Wunden, welche Ungarn geschlagen werden, auch seinen Gegner treffen mußten. Und sie trafen ihn, aber nur, um ihn zu seinem glorreichen Feldzug vom Winter 1664 anzufeuern, in dessen Verlauf er mit seinen von Paul Eszterházy und den Batthyánys angeführten Truppen mehrere befestigte Plätze einnahm und bis Eszék (Esseg) vordrang, um dort die Brücke zu zerstören, welche die Türken zu ihren Einfällen nach Ungarn gewöhnlich benutzten.

Ganz Ungarn brach bei der Kunde von diesem bewunderungswürdigen Vorstoß in lauten Beifall aus: Papst und Kaiser sandten ihm Glückwunschschreiben, Ludwig XIV. verlieh ihm den Titel eines Pairs von Frankreich und der spanische König den Orden vom goldenen Vließ. In Wirklichkeit aber führte all dies zu seinem Verderben, denn Montecuccolis Haß wird dadurch aufs äußerste entflammt. Alle Mittel sind ihm recht, seinen Gegner zu vernichten. Während Zrinyi mit seinem Heere vor der Festung Kanizsa liegt, gibt der kaiserliche General plötzlich den Befehl, die Belagerung aufzuheben, und nicht genug an dem, zieht er das türkische Heer Küprili Achmeds auf die Festung Uj-Zrinyivár, wo er seinen Beleidigungen die Krone aufsetzt, indem er erklärt, daß «dieser Schafstall» der Verteidigung nicht wert sei; er überläßt die Festung tatsächlich den Türken, welche sie vor den Augen des kaiserlichen Heeres und Zrinyis zerstören. Nun macht die Empfindsamkeit des Dichters ihre Rechte in vollem Maße geltend. Was soll er tun, um seine Feinde am Hofe zu vernichten? Er glaubt, seinen Zweck am besten zu erreichen, wenn er einen treuen Bericht an Kaiser Leopold schickt. Aber schon hat Montecuccoli wider seinen eigenen Willen mit den von Coligny befehligten Franzosen den Sieg bei St.-Gotthard davongetragen und sein Ansehen ist unerschütterlicher, denn je! — Um sich Gerechtigkeit zu verschaffen, hätte also Zrinyi zu dem berühmten Artikel der damaligen ungarischen Verfassung Zuflucht nehmen müssen, der jedem ungarischen Adeligen erlaubte, sich dem königlichen Willen zu widersetzen, und in Anbetracht des unbeständigen Charakters seines Bruders Peter, den später das beklagenswerte Schicksal ereilte, als Verschwörer enthauptet zu werden, kann man wohl annehmen, daß der Dichter von seiner Umgebung genug oft zu diesem äußersten Schritte gedrängt wurde. Die Besuche des

französischen Agenten Marquis de Guytry und des venezianischen Gesandten Sagrado in Csáktornya hingen wahrscheinlich auch damit zusammen.

Aber für Zrinyi lag die Lösung anderswo. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihn und immer klarer wurde ihm die Richtigkeit seiner trostlosen Devise: «Sors bona, nihil aliud» — «Nichts anderes, als Schicksalsgunst». So faßte er den Entschluß, sich der Gewalt des Geschickes zu entziehen. Wohl widerstrebte dem sein religiöses Gefühl, aber er hoffte, daß Gott in seinem Falle, wo Patriotismus und Loyalität nicht Hand in Hand gehen konnten, Gnade üben würde, wenn er sich selbst die Stunde wählte, um diese Welt zu verlassen. Und er verließ sie am 18. November 1664!.....

Über die Art, wie er gestorben ist, laufen verschiedene Versionen um. Nach der einen, die von dem gottesfürchtigen Paul Esterházy als richtig angenommen wird, soll er auf der Jagd von einem verwundeten Eber getötet worden sein. Aber die Erklärung dieser Version stößt auf einige Schwierigkeit aus dem einfachen Grunde, daß der Unglücksfall nur in einem Augenblick hätte eintreten können, in dem Zrinyi ganz allein war. Nun ist es aber doch unmöglich denkbar, daß ein großer Gutsherr, der auf seinen Besitzungen jagt, derartig isoliert und ohne jegliche Hilfe sein konnte. Daher glaubt man auch eher, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Nach der noch heute unter der kroatischen Bevölkerung lebenden Tradition fiel er von der Hand eines gedungenen Mörders, Namens Poka. Natürlich wurde diese Tradition in Ungarn von den Gegnern des Hauses Habsburg benutzt, den Befehl zu dieser Mordtat dem Hofe in Wien zur Last zu legen. Ergriffen sie doch gerne jede Gelegenheit, um die Einigkeit zwischen dem legitimen Herrscherhaus und den Ungarn zu stören.

Nach dem Briefe einer hochgestellten Persönlichkeit aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts an Franz Kazinczy, den Begründer der modernen ungarischen Literatur, entbehrt sowohl die Version des Unfalls, wie die des Mordes der Genauigkeit. Es liegt Selbstmord vor, aber Selbstmord nach der Art des Brutus, d. h. ein Mord, der von dem Opfer befohlen wird. Wie Brutus einem Centurio geboten hatte, ihn mit seinem Schwert zu durchbohren, so forderte Zrinyi von seinem Verwalter, ihn durch einen Flintenschuß zu töten. Tatsächlich hieß dieser Verwalter Poka, mit dem Zrinyi sich allein auf der Jagd befand. Der treue Diener wollte anfangs seinem Herrn nicht gehorchen. Dieser wandte seine ganze Überredungskunst auf und schenkte ihm ein Gut in der Gemeinde Cirkovlans, das hundert Jahre später noch seinen Nachkommen gehörte. Diese Schenkung

ist übrigens in einem autographischen, schon im voraus geschriebenen Briefe regelrecht von Zrinyi anerkannt. Aber alles war umsonst; erst als der lebensmüde Dichter seinem Diener mit dem Tode drohte, erhob dieser die Waffe gegen ihn.

Nun galt es, das Personal und die Gäste des Schlosses zu täuschen. Der Verwalter kehrte schnell ins Schloß zurück und erzählte dort, daß er seinen Herrn im Walde aus den Augen verloren habe. Bei der Suche am nächsten Morgen führte er die Leute wie durch Zufall an die Stätte, wo die Tötung stattgefunden hatte. Die wilden Tiere des Waldes hatten den Leichnam so zugerichtet, daß man selbst die Schußwunde nicht mehr entdecken konnte.

Zur Bestätigung dieses Selbstmordes kann man noch zwei Umstände herbeiziehen: Zrinyi hatte am Tage vorher seine Frau nach Triest geschickt mit dem Versprechen, ihr bald zu folgen; auch befand er sich in der ganzen Zeit vor dem unheilvollen Tage in tiefster körperlicher und seelischer Niedergeschlagenheit, wie Nikolaus Bethlen in seinen Memoiren erzählt.

Wie Zrinyi auf den Gedanken des Selbstmords gekommen ist, kann man noch besser verstehen, wenn man daran denkt, daß ihm die großen Römer immer als Vorbild dienten. Und in der römischen Geschichte galten die Charakterstärke eines Cato und die philosophische Spekulation eines Seneca gleichsam als mildernde Umstände für den Selbstmord. So sieht der Geschichtschreiber in dem geheimnisvollen Verschwinden Zrinyis die Verwirklichung einer lange gefaßten Idee. Er hat sich getötet, nicht, um sich den Pflichten, die ihm seine Geburt und sein Genie dem Vaterlande gegenüber auferlegten, selbstsüchtig zu entziehen, sondern, um nicht die Fackel der Zwietracht zwischen der Krone und der Nation in dem Augenblick zu werden, wo die enge Vereinigung der beiden zum Heile seines Vaterlandes unumgänglich nötig war. Unter ganz denselben Bedingungen geschah über zweihundert Jahre später Graf Ladislaus Telekis Selbstmord[1]). Auch er war von der öffentlichen Meinung in Ungarn zur Leitung eines heftigen, parlamentarischen Feldzugs auserlesen worden. Er wußte, daß dieser seinem Lande Schaden bringen würde, konnte ihn aber nicht öffentlich bekämpfen, ohne den Verdacht des Verrates auf sich zu lenken, weil er 1849 Beamter der Revolution und später in der Verbannung gewesen war.

So hat sich Zrinyi um einer heiligen Sache willen das Leben genommen und er verdient im hohen Maße die Nachsicht aller Men-

[1]) Siehe über diesen „Ungarische Rundschau" I, 1912. S. 91.

schen, seien sie auch noch so religiös. Paul Esterházy nennt ihn kurz nach seinem Tode den «ungarischen Mars»; Kazinczy preist ihn mit Begeisterung als Dichter, und Franz Kölcsey singt ihm Elegien in den schönsten Tönen seiner Lyra. Und was Zrinyis Epos anbetrifft, so können wir sicher sein, daß es die Zeiten überdauern wird. Seine Kraft und sein Feuer bezeugen deutlich, daß die Hand, die diese Linien zog, das Schwert ebensogut wie die Feder zu führen wußte.

Eberhard von Windecke und die ungarischen Namen.

Richtigstellungen von Dr. **Moritz Wertner.**

HEUTZUTAGE könnte es nicht mehr vorkommen, daß ein ernster und gewissenhafter Geschichtsschreiber die ausländischen Orts- und Personennamen, besonders aber die ersteren bis zur Unkenntlichkeit verballhorne. Mit Bezug auf die geographischen Objekte, wenn sie auch noch so entlegen von ihm fallen, stehen ihm geographische Lexika, beglaubigte Landkarten und anderseitige verläßliche und leicht zugängliche Quellen zur Verfügung; seine allenfallsigen Irrtümer können nur Folgen schlechten Lesens, erzwungener und erkünstelter Aussprache sein.

Nicht so waren die Verhältnisse in früherer Zeit, namentlich im Mittelalter gestaltet, und es ist kaum zu glauben, daß wir bezüglich dieser Verballhornungen aus jener Zeit auch nur eine einzige Ausnahme anführen könnten. Die Urkunden und Chroniken wurden teils in der einheimischen, größtenteils aber in der lateinischen Sprache, welche das internationale Verknüpfungsband der gelehrten Welt war, geschrieben, und somit darf es uns nicht wundernehmen, daß die ungarischen Quellen die einheimischen und noch mehr die ausländischen geographischen und Personennamen verballhornten, sowie es auch selbstverständlich scheinen muß, daß die ausländischen Schriftsteller die ungarischen Namen hie und da einfach bis zur Unkenntlichkeit entstellten. Den ausländischen Schriftstellern standen amtliche Daten, Hilfsmittel nicht zur Verfügung; sie mußten die Namen oft genug einzig und allein aus den mündlichen Angaben der in den meisten Fällen voneinander abweichenden Berichterstatter schöpfen, die sie dann ihrem an die vaterländische Sprache gewohntem Gehöre anpaßten und derart ummodelten, daß sie dieselben entweder in eine andere Sprache übertrugen oder im Geiste der phonetischen Gesetze dieser Sprache nach eigenem Gutdünken

umwandelten. Dort, wo sie einen Namen einfach ins Lateinische übersetzen — immer vorausgesetzt, daß die Übersetzung richtig war —, ist die Bestimmung des betreffenden Namens in den meisten Fällen nicht schwer; wo man aber den ungarischen Namen nur eine latinisierte oder z. B. eine germanisierte Form gab, finden wir oft, daß die Bestimmung — wenn sie überhaupt gelingt — nur das Werk langdauernden Suchens, Zufalls, anstrengender Nachforschung auf den dazu führenden, äußerst umständlichen und ermüdenden Umwegen, manchmal aber auch nur blinden Glückes und starker Kombinationsfähigkeit ist. Die richtige Deutung der verballhornten Namen ist aber etwas so hochwichtiges, daß man sich ohne dieselbe auf richtigem Wege wandelndes historisches Forschen und unwiderlegliche Erfolge nicht denken kann.

Eberhard v. Windecke († um 1442), der Biograph des Kaiser-Königs Sigmund († 1437), der seinen Gebieter auf dessen vielseitigen Reisen begleitete, hielt sich auch in Ungarn persönlich auf und kam dadurch am königlichen Hofe mit zahlreichen ungarischen Herren und Würdenträgern in Berührung. Die aus dieser Periode stammenden ungarischen Namen sind bei ihm meistens derart verballhornt, daß dieselben noch bis heute nicht vollständig klargestellt sind. Dr. Wilhelm Altmann, der Windeckes Denkwürdigkeiten im Jahre 1893 musterhaft herausgegeben, hatte auch nicht die genügenden Mittel dazu, daß er in seinem Personen- und Sachregister die ungarischen Namen quantitativ und qualitativ richtig bestimme. Da aber Windeckes Werk — welches noch nicht die gehörige Würdigung gefunden —, trotz mancher in ihm vorkommenden Unverläßlichkeiten, für den Geschichtsschreiber des Sigmundschen Zeitalters von hohem Werte ist, halte ich es für durchaus angezeigt, in den folgenden Zeilen die verballhornten ungarischen Namen im Bereiche der Möglichkeit in der nachstehenden Reihenfolge zu bestimmen, wobei zu bemerken ist, daß die nach jedem einzelnen Namen folgende Zahl sich auf die betreffende Seite der Altmannschen Ausgabe bezieht.

* * *

Altensal (12). Windecke reist über Altensal, Newensal, Rosenberg, Käsmark und Lubló nach Polen bzw. Krakau. Altensal ist somit Altsohl (= Zólyom).

Bern (157). Auf dem im Jahre 1422 in Nürnberg abgehaltenen Reichstage waren auch zahlreiche ungarische Herren, unter denen sich auch «grof Johann von Bern» befand. Dies ist kein anderer als Johann v. Perény, der noch viel später eine bedeutende Rolle

spielt und dessen Familie noch heute unter den Namen Perényi existiert. — Altmann frägt, ob Bern in Ungarn läge. Die Ortschaft Perény ist noch heute im Komitate Abaujvár, im Nordosten Ungarns.

Besingen (14). Die Markgrafen von Mähren: Jobst und Prokop ziehen 1401 durch Besingen nach Modor (= Modern); somit ist Besingen das im Komitate Preßburg (= Pozsony) gelegen Bazin, welches die Deutschen Bösing nennen. Auf Seite 157 finden wir unter den im Jahre 1422 in Nürnberg anwesenden Herren grof Peter und grof Laszlav (= Ladislaus) von Besingen, welch' letzteres gleichfalls Bösing ist. Beide Herren sind bekannt. Altmann nimmt sie unrichtig als Mitglieder der Familie Bessenyei an.

Bibenstein (14). Die obengenannten mährischen Markgrafen nahmen 1401 mehrere an der mährisch-ungarischen Grenze gelegene Burgen und Ortschaften ein, unter denen sich auch Bibenstein befand. Dies ist nichts anderes, als das im Komitate Preßburg gelegene Vöröskő, welches man im Deutschen Bibersburg nennt (1425: Pybersburg; 1441: castrum Wereskw alias Pibersburg vocatum). Heute sind nur mehr seine Trümmer zu sehen. Zu bemerken ist, daß Windecke nicht nur die im Ungarischen auf kő (= Stein) endenden Orte, sondern auch die auf vár (= Burg) endenden mit «stein» enden läßt.

Blindenburg (12, 13 usf.), soviel als das ungarische Visegrád, die alte Königsburg, die man im Deutschen Blindenburg nannte.

Cascha (9) ist Kassa, das deutsche Kaschau.

Colscher (71). Andreas zu Colscher erzbischof. Soviel als Kalocsa.

Corsie (12). Windecke reist über Zólyom, Neusohl und die Zips nach Krakau. Sein Weg beginnt in Visegrád, führt ihn nach Waitzen, Balassa (= Gyarmat) und Corsie, von welch' letzterem er nach Altsohl (= Zólyom) kommt. Somit ist es sicher, daß wir es hier mit einem Lesefehler zu tun haben; nicht Corsie soll es heißen, sondern Corfie, das heute im Komitate Hont gelegene Korpona, welches die Deutschen Karpfen nennen.

Cragenstat (454). Windecke sagt zum Jahre 1439, daß die Türken die große und die kleine Walachei, das Burzenland, Siebenbürgen und die Gegend von Temesvár an sich gebracht; bloß Cragenstat, Hermannstat und noch einige andere Burgen blieben verschont. Cragenstat ist somit Brassó, welches die Deutschen Kronstadt nennen.

Crützer (13). Zum 25. Juli 1386 sagt er, daß «Jannis de Crützer» die Königinnen Maria und Elisabeth gefangen genommen. Altmann meint nun, daß «Crützer» der Ban von Kroatien sei, indem er

«Crützer» für die Verballhornung des Namens Kroatien hält. Dies ist entschieden falsch. Hier ist von dem Prior Johann v. Palicsna die Rede, der in den ungarischen Urkunden hie und da als «crucifer» (= Kreuzritter) angeführt wird, was die Deutschen mit Kreutzer bezeichnen.

Cünen (138). Zu 1419 sagt er, daß man die Königin Barbara bei ihrem Gatten derart verleumdete, daß er von ihr nichts mehr wissen wollte. Sigmund zog gegen Ofen (= Buda), während die Königin in Großwardein (= Nagyvárad), von hier abwärts «unter die Gassen und die Cünen» bleiben mußte. Unter den Cünen sind die Kumanen (ungarisch: Kúnok) zu verstehen.

Deutzpluntz (14). Die Markgrafen von Mähren hatten 1401 unter den an der mährischen Grenze gelegenen Festungen auch Deutzpluntz erobert. Zum Jahre 1432 sagt er, daß die Hussiten nach Trencsén und Pluntz gezogen (334). Hieraus ist zu ersehen, daß Pluntz nichts anderes ist als Bolondócz, welches heute unter dem Namen Beczko im Komitate Trencsén liegt. Altmann frägt, ob Pluntz überhaupt in Ungarn gelegen sei.

Dirnowe (14, 98: Thirnowe; 279: Tirnauwe; 334: Dirnauwe) soviel als das im Komitate Preßburg gelegene Tirnau (ungarisch: Nagyszombat).

Dobenstein (14); auch eine jener Grenzburgen, welche die Markgrafen von Mähren 1401 einnahmen. Windecke erwähnt sie zwischen Vöröskő (= Bibersburg) und Bolondócz; doch ist seine Reihenfolge nicht maßgebend. Es kann etwa einer der in dieser Gegend noch befindlichen Orte Namens Dombó sein; wahrscheinlicher ist es aber, daß wir es mit dem im Komitate Nyitra (= Neutra) befindlichen Jókő zu tun haben, welches die Slovaken Dobra voda (= gutes Wasser), die Deutschen aber Guttenstein (die Übersetzung des ungarischen Jókő) nennen.

Dodancz (14). Windecke will aus Pettau nach Ungarn gegen Stuhlweißenburg (= Székesfehérvár) und Dodancz reisen. Letzteres ist — wie wir unten noch sehen werden — das im Komitate Komárom (= Komorn) gelegene Tata, welches die Deutschen Totis nennen.

Dummerszburg (454). Gelegentlich der Schilderung jenes Feldzuges, den König Albert 1439 gegen die Türken geführt, erwähnt der Verfasser, daß die Türken außer der Walachei, dem Burzenlande und Siebenbürgen auch Dummerszburg an sich gebracht. Dies ist Temesvár.

Drentze (334). Die Hussiten hatten Tirnau 1432 durch Verrat eingenommen, worauf sie gegen Bolondócz und Drentze zogen.

Letzteres ist Trencsén. Altmann frägt, ob dies eine ungarische Ortschaft sei?

Fritzbre (9). Windecke reist von Tata nach Fritzbre, von hier gegen Varasd (= Warasdin). Fritzbre ist also die Verballhornung von Veszprém.

Frowenmarg (14). Dieser Ort, der als Frauenmarkt auszusprechen ist, ist gleichfals einer derjenigen, den die Markgrafen von Mähren 1401 eingenommen. Verfasser erwähnt ihn zwischen Tirnau und dem bei Bösing gelegenen St. Georgen (= Szentgyörgy); dies ist aber zur präzisen Bestimmung nicht genügend. Auf Seite 139 finden wir jedoch, daß Sigmund mit seiner Gemahlin zu Weihnachten 1419 in Galitz, welches auch Frouwenmarkt hieß, sich aufgehalten. Da sich Sigmund zu Weihnachten 1419 in Szakolcza befunden, liegt es auf der Hand, daß auch Galitz nichts anderes ist und Frauenmarkt somit der schon vergessene deutsche Name des im Komitate Nyitra gelegenen Szakolcza ist, welches die Deutschen Skalitz nennen.

Galitz (139) = Frauenmarkt = Frowenmarg.

Garouwe (14). Verfasser erzählt, daß man Sigmund im Jahre 1399 gefangen genommen und in einem Hause zu Garouwe 18 Wochen hindurch gefangen hielt. Windecke irrt hier doppelt; die Gefangenschaft fällt in das Jahr 1401 und Garouwe ist der Familienname des Palatins Nikolaus v. Gara, der den König in seinem im Komitate Baranya gelegenen Schlosse Siklós gefangen hielt.

Gassen (138). Schon oben haben wir erwähnt, daß Königin Barbara 1419 ohne ihren Gatten in Nagyvárad und von hier nach abwärts «under die Gassen und die cünen» verbleiben mußte. Gassen heißt soviel als das ungarische Jászok und das deutschklingende Jazygier.

Gommarn (450) ist das ungarische Komárom und das deutsche Komorn.

Gowitz (9). Verfasser will über Kaschau und Iglau «uf die Gowitz in dem Zipfs» (= Zips = Szepesség) reisen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist unter Gowitz Gölnicz(-bánya) zu verstehen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß wir es hier mit Leibitz oder mit Lomnicz zu tun haben. Nach Altmann ist es unbestimmbar.

Harnstein (157). Unter den in Nürnberg versammelten Herren befand sich 1422 auch der ungarische «grof Hans von Harnstein»; auf Seite 171 finden wir, daß der Herzog von Limpach die Tochter des Grafen von Harnstein geheiratet. Wir kennen diesen Namen auch aus den ungarischen Urkunden. Im Jahre 1415 kommt ein Groff Stephan von Harrenstein vor[1]). 1436 kommt ein Burggraf von

[1]) Sopronmegyei Oklevéltár II. 27.

Harronstain, 1486 das castrum Hornsteyn vor[2]); dies ist aber nichts anderes, als die wörtliche deutsche Übersetzung der im Komitate Sopron (= Ödenburg) gelegenen Feste Szarvkő. Diese Burg kam einstens in den Besitz der aus dem Geschlechte Osl stammenden Herren von Kanizsa, infolge dessen sich die Mitglieder dieser Familie manchmal «Herren v. Hornstein» nannten. Obiger Johann v. Hornstein (Sohn des Obertavernikus Nikolaus) ist von 1406 bis 1428 bekannt. Die von Windecke angeführte eheliche Verbindung ist den ungarischen Quellen unbekannt; hiervon sprechen wir noch unten.

Hatwans (9). Windecke will von Ofen nach Hatwans, Gyöngyös, Miskolcz usw. reisen. Wir haben es somit mit der im Komitate Heves gelegenen Ortschaft Hatvan zu tun.

Heidenreichsthurn (340). Der König schickt 1431 seinen Marschalg (= Marschall = Oberstallmeister) Lorenz von dem Heidenreichsthurn in Begleitung einiger anderer Großen als Gesandte nach Mailand. Da wir aus einer aus dem Jahre 1417 stammenden Urkunde wissen, daß die Schwester (Katharina) dieses Lorenz sich mit Ulrich v. Wolffurt vermählt (worüber ich an anderer Stelle näheres berichten will) und daß derselbe Lorenz in anderen deutschen Quellen als Herr von «Ederwar» vorkommt, ist es klargestellt, daß unter ihm der bekannte Oberstallmeister Lorenz v. Hédervár dg. Héder († 1447) zu verstehen ist.

Henpel (197). Da die Familie Egmont die in Angelegenheit der Thronfolge von Geldern-Jülich-Zütphen dem Kaiser Sigmund versprochene Geldsumme nicht abgezahlt, schickte derselbe im Jahre 1424 den «Henpel marschalg von Ungern» nach Nürnberg, damit er dort die königlichen Ernennungsbriefe vernichte. Marschalg — wie wir schon gesehen — ist soviel als Oberstallmeister, aber diesen Henpel können wir trotzdem nicht genau bestimmen, weil im Jahre 1424 (aber auch ein Jahr früher und später) Nikolaus v. Perény Oberstallmeister ist und man doch aus Perényi nicht Henpel fabrizieren konnte. Es ist möglich, daß Henpel nur Vizestallmeister des Königs oder Oberstallmeister der Königin gewesen.

Nichtsdestoweniger will ich der Vollständigkeit halber noch folgendes hervorheben. Wir wissen, daß unter König Matthias I. ein sicherer Johann Ernust Obergespan von Turócz und Zólyom (= Sohl) war (1470—1471), später (1474) Ban von Slavonien und königlicher Schatzmeister wurde. Seine Gattin Margarethe war die Tochter des Herzogs Johann II. von Glogau, Witwe des Nikolaus

[2]) Csánki, Magyaroszag történelmi földrajza a Hunyadiak korában III. 589.

v. Alsó-Lindva dg. Buzád-Hahót. Der Vater dieses Johann Ernust, der denselben Namen führte, stammte angeblich aus Schwaben und führte den Beinamen Hampó, was nach einigen die ungarisierte Form von Hans (= Johann) sein soll. Johann Ernust kommt am 13. April 1528 tatsächlich als Johann Ampo vor[3]), und ist es somit durchaus nicht unwahrscheinlich, daß wir in obigem Henpel an Hampo und dadurch an den Ahn der Familie Ernust v. Csáktornya denken dürfen. Zu bemerken ist aber noch, daß es in dem im Komitate Sáros gelegenen Eperjes eine Familie Hamppo gegeben, die in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vorkommt. 1465 ist Paul Hamp(p)o städtischer Geschworener; 1491 kommt Michael Hampo vor; 1492 heißt er: domiew Michael Hampó[3a]).

Jara (157). In Nürnberg hält sich 1422 «Jara Janusz des großen grofen brüder von Ungern» auf. Hier haben wir es mit einem Lese- und Schreibfehler zu tun. Dieser Bruder des Palatins (= Großgrafen) ist Johann v. Gara († 1429).

Jergen (sant) (14) ist das im Komitate Preßburg neben Bazin (= Bösing) gelegene Szentgyörgy, deutsch St. Georgen. Altmann stellt die Frage, ob es im Komitate Fejér (= Stuhlweißenburg) liegt? Da es mit Bazin und Modor (= Modern) zusammen erwähnt wird, ist obige Bestimmung unwiderleglich.

Johannis (9). Verfasser will über Hatvan und Johannis nach Miskolcz und Kaschau reisen. Hier haben wir es mit der im Komitate Heves gelegenen Ortschaft Györgyós zu tun.

Jorgenberg (sant-) (12). Windecke will über Rozsnyó und Santjorgenberg nach Käsmark reisen; somit haben wir es mit Szepesszombat alias Szentgyörgy zu tun, einer Ortschaft in der Zips, die noch heute von den Deutschen Georgenberg genannt wird.

Karbauwe (157). Unter den 1422 in Nürnberg versammelten ungarischen Herren war auch «grof Karle von Karbauwe». Letzteres ist soviel als Krbava oder Corbavia (in Kroatien). Dieser Karl war Burggraf von Visegrád, später Ban von Slavonien. Windecke sagt aber auch, daß er «herre zu Loffelitz» war; die Erklärung dieses Namens gebe ich unten.

Kartua (157). 1422 sind in Nürnberg «grof Laszlav und grof Stephan von Kartua». Altmann ist der Meinung, daß unter Kartua Corbavia zu verstehen sei; er irrt gewaltig. Kartua ist soviel als das im Komitate Körös (= Kreutz) gelegene Gordova, welches heute den Namen Grgyevacz führt. Die beiden Herren sind Mit-

---

[3]) Óváry: Oklevél másolatok II. Nr. 83.
[3a]) Történelmi Tár 1909, Seite 127, 131, 161.

glieder der Familie Fáncsfi v. Gordova. Im Jahre 1422 sind in beiden Zweigen dieser Familie Mitglieder des Namens Stefan und Ladislaus nachzuweisen.

Kessenmatte (12). Windecke will von Igló «zu der Kessemate» und von hier nach Krakau reisen; dies ist somit die in der Zips gelegene Ortschaft Kézsmárk, die nichts anderes als das deutsche Käsemarkt (= forum caseorum) ist.

Konratstein (14, 98). Die Markgrafen von Mähren hatten 1401 auch Conratstein erobert. Zum Jahre 1404 lesen wir aber, daß man den König, den man während der Belagerung von Znaim vergiften wollte, in das von Tirnau drei Meilen weit gelegene Schloß Conradtstein gebracht. Auf einem höheren Punkte der zwischen Nádas, Jabloncza und Sándorf gelegenen Gebirgskette der kleinen Karpathen sind noch gegenwärtig die Trümmer der einst mächtigen Feste Korlátkő zu finden. Diese Burg war 1404 Eigentum des Wojwoden Stibor. Korlát ist in den alten Urkunden eine Abart des Namens Konrad und somit können wir mit aller Bestimmtheit erklären, daß unter obigem Konradstein das ungarische Korlátkő zu verstehen ist.

Koschouwe (154) ist Kaschau = Kassa.

Langendorf (98, 454). Gelegentlich der Schilderung des Todes König Alberts, nennt Verfasser den Ort seines Sterbens einmal (454) Langendorf, das andere Mal (98) «zu den langen Dörfern in Ungern». Langendorf ist nach seiner Angabe neun Meilen von Ofen nach oben gelegen. Heute ist es allgemein bekannt, daß unter diesem Langendorf das im Komitate Komorn gelegene Neszmély zu verstehen ist. Der älteste Name der Ortschaft ist entschieden deutsch. Das in dem sogenannten Itinerar von Brügge (aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts) vorkommende und bisher noch nicht bestimmte Langhedorp ist nichts anderes als dieses Langendorf.

Libelan (12). Windecke will mit Berührung von Visegrád, Waitzen, Balassa (-Gyarmat), Korpona, Zólyom, Beszterczebánya (= Neusohl), Rozsnyó, Szepesszombat, Kézsmárk und Libelan in das polnische Sandecz reisen. Altmann behauptet, daß unter Libelan das polnische Limanova zu verstehen sei; ich halte es jedoch für entschieden richtiger, in dieser Ortschaft das in der Zips gelegene **Lubló (= Lublau)** zu erkennen.

Limpach (171). Wir haben schon oben gesehen, daß nach unserem Autor der Herzog von Limbach 1422 die Tochter des Grafen von Hornstein zur Gattin genommen, daß unter Hornstein das im Komitate Sopron gelegene Szarvkő und unter dem Grafen von Hornstein ein Mitglied der Familie der Herren von Kanizsa zu verstehen sei.

Limpach ist nichts anderes als das verballhornte deutsche Lindenbach, aus dem die Ungarn Lindva und Lendva modelten. Wer dieser Herzog von Lindva gewesen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Es gab damals zwei Familien dieses Namens: die Bánfi von Alsó (= Unter) Lindva dg. Buzád-Hahót und die Szécsi von Felső (= Ober) Lindva dg. Balog. Peter, ein Mitglied der letzteren Familie (1385—1424), führte den Zunamen Herczeg und hatte drei Gattinnen. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß diese in den ungarischen Quellen unbekannte eheliche Verbindung sich auf diesen Peter Szécsi von Felsőlindva (genannt Herczeg) bezieht.

Loffelitz (157). Von dem 1422 in Nürnberg gewesenen Karl von Krbava sagt Windecke, daß er «herre zu Loffelitz» war. Hier haben wir es mit einer Verballhornung ersten Ranges zu tun, deren Richtigstellung die folgende ist. Die Herren von Krbava nannte man oft auch «Herren von Karlovicz». Windecke hörte indes nur die beiden letzten Silben des Namens, und so geschah es, daß er aus Lovicz sein Loffelitz fabrizierte.

Losentz (14). Unter den von den mährischen Markgrafen 1401 eingenommenen Orten befindet sich auch Losentz, welches Altmann mit dem im Komitate Nógrád noch befindlichen Losoncz identifiziert; diese seine Behauptung ist nicht stichhaltig. Windeckes Reihenfolge ist: St. Georgen, Bösing, Modor (= Modur), Losentz, Pozsony. Somit kann hier nur von einer im Komitate Pozsony gelegenen Ortschaft die Rede sein und dürfen wir es als sicher betrachten, daß wir es hier mit dem im Bezirke Tirnau des Pozsonyer Komitats, in der Gegend von Nádas und Szomolány gelegenen Losoncz zu tun haben.

Loszoncz (157). Unter den 1422 in Nürnberg Versammelten war auch «grof Laszlav von Loszoncz». Unter ihm ist Ladislaus von Losoncz dg. Tomaj zu verstehen.

Liebstog (49). Kaiser Sigmund bringt am 6. Jänner 1420 in Breslau in einer zwischen dem Könige von Polen und dem Deutschen Orden schwebenden Angelegenheit einen Schiedsspruch. Unter den in der hierauf bezüglichen Urkunde angeführten Zeugen befindet sich auch «Jorg Liebstog grofe von Sale». Dies ist eine der dunkelsten Verstümmelungen. Sale ist soviel als Sohl, und haben wir es somit mit einem Obergespan von Sohl zu tun. Im lateinischen Texte finden wir: «Georio Leustachii» und dies führt zur Richtigstellung. Windecke erhielt nicht die richtige Aufklärung, daß der Name des Obergespans von Zólyom laute: Georg, Sohn des Leustach, sondern er hörte nur, daß ihn die Ungarn «Lesták fia György» bzw. Leschtak's Sohn Georg nannten. Aus dem «Leschtaks Sohn» fabrizierte er das

ihm deutsch klingende Liebstog. Was jedoch die Person des Obergespans betrifft, haben wir es hier mit Georg, Sohn des Palatin Leustach von Jolsva dg. Ratold, zu tun, der 1401 als Patron von Németpróna und 1425 als Obergespan von Zólyom[4]) vorkommt und ohne Hinterlassung von Söhnen gestorben ist.

Lubstuckel (157). Unter den Nürnberger Gästen von 1422 ist auch «grof Stefan Lubstuckel», ein Ungar. Auch hier haben wir es selbstverständlich mit der Verballhornung des Lestákfi bzw. Leschtaks Sohn zu tun; zu bemerken ist aber, daß sich dieser Mann auf obigen Georgs Stammtafel nicht nachweisen läßt; doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch er aus einer der zahlreichen Familien des Geschlechts Ratold (= Rátót) stammt.

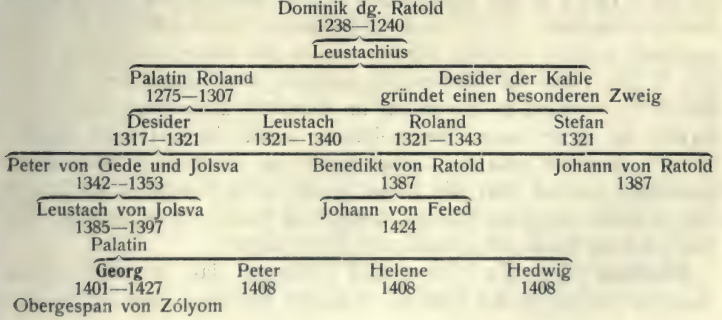
Lutsche (9). Windecke will in die Zips, «in die Lutsche», und von hier nach Ofen reisen. Es ist dies das in der Zips gelegene Löcse, im Deutschen Leutschau.

Meprogens (334). Die Hussiten hatten im Jahre 1432 Tirnau eingenommen, worauf sie gegen Trencsén, Bolondócz und Meprogens zogen. Zur Bestimmung des letzteren Ortes kenne ich keine verläßlichen Anhaltspunkte. Im Bezirke Bán des Komitats Trencsén gibt es wohl drei Orte des Namens Neporácz. Zwischen Neporácz und Meprogens besteht eine gewisse phonetische Verwandtschaft, womit ich aber durchaus nicht gesagt haben will, daß die beiden Namen miteinander identisch sind.

Mertzitze (17). Sigmund schickt 1412 ein großes Heer nach Friaul gegen die Venetianer; der Oberkommandant dieses Heeres ist Nikolaus Mertzitze. Eine Verballhornung ersten Ranges, unter der Nikolaus v. Marczal dg. Pécz zu verstehen ist, der im Jahre 1412 in einer gegen die Venetianer gefochtenen Schlacht sein Leben verlor.

---

[4]) Sopronmegyei oklevéltár II. 95. — Seine genealogische Bestimmung gibt das folgende, bisher unbekannte Stammbruchstück:



Mistgeltz (9). Verfasser reist über Hatvan und Gyöngyös nach Mistgeltz, von hier nach Szikszó und Kaschau. Mistgeltz ist somit das im Komitate Borsod gelegene Miskolcz.

Newensal (12) ist Neusohl, das ungarische Beszterczebánya.

Nuwendorf (9). Windecke will über Kaschau und Nuwendorf nach Göllnitz und Lőcse (= Leutschau) reisen. Nachdem das in der Zips gelegene Igló 1298 und 1380 als Nova villa, 1399 aber als Newendorph vorkommt, ist es klar, daß wir unter Windeckes Neuendorf nur Igló verstehen dürfen, welches noch heute den deutschen Namen Neudorf führt.

Niclas (sant) (475). Der König hält sich am 9. August 1424 «Zu sant Niclas im Werd bi Ofen» auf. «Werd» ist soviel als das deutsche «Fährte» oder das ungarische rév; somit ist hier die im unteren Piliser Bezirke des Komitats Pest gelegene Ortschaft Szigetszentmiklós zu verstehen.

Pluntz (334) ist Bolondócz (s. o.).

Rosenauwe (157). Unter den in Nürnberg 1422 versammelt gewesenen Ungarn war «Grof Jorge von Rosenauwe». Altmann meint, wir hätten es hier mit dem ungarischen Rozsny (Rosenau) zu tun, weiß aber nicht, in welchen Teil Ungarns er dieses geographische Objekt zu verlegen habe. Wir haben es aber nicht mit Rozsnyó zu tun. Windecke hatte aus dem ungarischen Namen nur die Anfangssilbe «Roz» und die Endsilbe «ony» gehört, woraus er das deutsch klingende Rosenau fabrizierte. Der Name des ungarischen Herrn ist Georg von Rozgony; er kommt von 1414 bis 1454 vor, wurde später Obergespan des Komitats Pozsony und Landesrichter.

Saffenstein (14). Unter den im Jahre 1401 durch die Markgrafen von Mähren eingenommenen und gegen Mähren gelegenen Ortschaften befand sich auch Saffenstein. Eine Ortschaft dieses Namens kennen wir in Ungarn nicht. Wenn wir aber erwägen, daß die Buchstaben s und f in der lateinischen Schrift durch einen senkrechten Strich bezeichnet werden und infolgedessen leicht miteinander verwechselt werden können, dürfen wir es als sicher annehmen, daß wir es hier nicht mit Saffenstein, sondern mit Sassenstein zu tun haben, in welchem Falle von der im Komitate Bars gelegenen Feste Saskő die Rede wäre. Heute ist nur mehr die Ortschaft Saskő-Váralja daselbst bekannt. Saskő hieße im Deutschen Adlerstein; manchmal kommt aber der Name in den alten Urkunden als Zazkő vor, welches einige als Szászkő, deutsch als Sachsenstein nehmen. Die Bezeichnung Saskő ist entschieden die richtigere.

Schallaga (178). Zu 1424 erzählt Verfasser, daß der König einen ungarischen Herrn des Namens Nikolaus Schallaga, den Neffen des

Palatins, seiner zahlreichen Verbrechen halber, zum Tode und zum Verluste seiner Güter verurteilte, das Urteil aber später in Verbannung umwandelte. Da ich über diese interessante Sache an anderer Stelle ausführlich schreiben will, begnüge ich mich hier mit der kurzen Erklärung, daß wir unter Schallaga die im Komitate Nógrád befindliche Ortschaft Salgó zu verstehen haben.

Scharppfenstein (14). Unter den im Jahre 1401 von den mährischen Markgrafen eingenommenen Grenzfestungen war auch Scharppfenstein. Altmann behauptet, es sei dies eine der in Böhmen im Bezirke Leipa befindlichen Ortschaften. Dies ist ein gewaltiger Irrtum! Scharppfenstein ist nichts anderes, als das im Komitate Pozsony in der Gegend von Szomolány und Bikszárd gelegene Éleskő, welches in wörtlicher deutscher Übersetzung Scharfenstein heißt und von dem gegenwärtig nur mehr die Trümmer sichtbar sind.

Sale (49), soviel als Sohl-Zólyom (s. o.).

Scheppelin (194, 196). Zu 1424 sagt Verfasser, daß der König «in das Werde under Ofen, heißet zu dem Scheppelin» gekommen ist. Da Sigmund sich im August 1424 auf der Insel Csepel aufgehalten, ist Scheppelin nichts anderes als Csepel. An anderer Stelle heißt es bei Windecke «das velt zu dem Scheppelin in dem Werde».

Scheppern (171) ist gleichfalls Csepel.

Sele (334). Die Hussiten sind 1432 nach der Einnahme Tirnaus «für die Sele und für die Drentze» gezogen, kurz, sie nahmen ihren Weg gegen Trencsén. Es ist fraglich, ob hier Sele die richtige Lesung ist, weil der Herausgeber zugibt, es könnte hier auch Selein gelesen werden. Wir stehen hier drei Möglichkeiten gegenüber. Es kann z. B. die im Komitate Pozsony gelegene Ortschaft Szeli sein; möglich ist auch, daß von dem im Komitate Nyitra gelegenen Selye die Rede ist; am allerwahrscheinlichsten haben wir es aber mit dem im Komitate Trencsén befindlichen Zsolna, welches im Deutschen Sillein heißt, zu tun.

Sixo (9). Windecke will über Hatvan, Gyöngyös, Miskolcz und Sixo nach Kaschau reisen. Sixo ist somit das im Komitate Abaujmegye gelegene Szikszó.

Slanderszberg (179). Zu 1423 lesen wir, daß Friedrich, Herzog von Österreich, seine in der Gegend der Esch wohnenden Untertanen bekriegt, und daß alle gegen ihn deshalb Stellung genommen, weil er unter anderen auch den Heinrich von Slanderszberg seiner Burg beraubt. Schlandersberg (einst eine Burg) existiert noch jetzt in Tirol. Windeckes Angabe füge ich vorliegender Abhandlung nur deshalb hinzu, weil dieser Heinrich in Ungarn ein öffentliches Amt be-

kleidete. Slandersperger war 1416 Burghauptmann des im Komitate Mosony (= Wieselburg) gelegenen Köpcsény (= Kittsee) und erhielt als solcher vom Könige den Befehl, die gegen Hainburg und Oroszvár (= Karlburg) ziehenden Preßburger aus Rücksicht auf die Mautsteuer nicht zu zwingen, ihren Weg gegen Köpcsény zu nehmen. 1418 und 1419 — diesmal heißt er schon Heinrich Slandersperger — ist er noch immer Burghauptmann von Köpcsény und beschuldigen ihn die Preßburger damit, daß er die Mautgebühren von ihnen ungesetzlicherweise einsammle. Am 30. September 1421 ist Henricus dictus Slandersperger nur mehr gewesener Burghauptmann von Köpcsény[5]).

Subar (19). Als sich ein Teil der ungarischen Herren im Jahre 1403 gegen Sigmund empörte, eroberte Benedikt Macrai (= von Makra) Ofen. Sigmunds Feldherren her Stibor (= Wojwode Stibor) und her Subar gelang es jedoch, die Burg zurückzuerobern und Benedikt gefangen zu nehmen. Dieser Subar ist Mitglied der aus Dalmatien stammenden Familie de Nassis und führt in den Urkunden den Namen Zubor. Er ist um 1406 königlicher Oberschatzmeister und Burghauptmann von Ofen, in welch letzterer Eigenschaft er übrigens schon früher vorkommt[6]).

Subenerhirter (19). Im Jahre 1403 zog das Heer des Königs gegen Esztergom (= Gran), wo ein ungarischer und ein deutscher Truppenkommandant die Burg des antikönigliehen Erzbischofs verteidigte. Der Name des deutschen war Subenerhirter, den auch die ungarischen Quellen kennen. Da ich die auf den ungarischen Zweig dieser Familie bezüglichen Daten an anderer Stelle ausführlich schildern will, sei hier nur soviel gesagt, daß wir es mit der aus Niederösterreich stammenden Familie Siebenhirter zu tun haben.

Suszman (19). Neben Siebenhirter war noch ein ungarischer Führer, der Esztergom 1403 verteidigte. Windecke nennt ihn Suszman. Dies ist kein ungarisch klingender Name. Aschbach[7]) sagt, daß dieser Feldherr Fussmann geheißen habe, daß ihn aber die Ungarn Lábos nannten. Wenn diese Behauptung auf Wahrheit beruht, dann haben Windecke oder seine Bearbeiter schlecht gelesen, da die Ungarn den Mann nur in jenem Falle Lábos nennen konnten, wenn der Name im Deutschen Fussmann gelautet (Fuß = láb); es ist somit noch nicht klargestellt, wie der ursprüngliche Namen gelautet.

---

[5]) Städtisches Archiv von Pozsony, Lad. 13, Nr. 2. — Lad. 15, Nr. 3. — Lad. 46, Nr. 2340. lit. DDD. — Lad. 20, Nr. 10 abc.

[6]) Über ihn und seine Familie vgl. meine Abhandlung im „Turul", Jahrgang 1907, Seite 152—155.

[7]) In seiner «Geschichte Kaiser Sigmunds», I. 221.

Sweider (340). Der König schickt im Jahre 1431 den Oberstallmeister Lorenz v. Hédervár und den Lafflay Sweider, ungarischen Oberhofmeister, mit noch anderen fünf ungarischen Gesandten nach Augsburg und von dort nach Mailand. — Vor allem ist zu betonen, daß «Lafflay» nur das Produkt schlechten Lesens ist; die richtige Lesung ist: Lasslay bzw. László = Ladislaus. Wir haben urkundliche Belege dafür, daß eines der Mitglieder dieser Gesandtschaft Ladislaus Tamási dg. Héder, kgl. Oberhofmeister, gewesen, woraus sich der Schluß ergibt, daß Tamási nicht in Sweider verballhornt werden konnte. Die Erklärung des Namens ist darin zu finden, daß dieser Oberhofmeister in der Regel als Ladislaus filius Johannis Wayvodae de Tamasi oder mit Ausstoßung des Namens seines Vaters als «Vajdafi» (= Sohn des Wojwoden) figuriert. Windeckes Gewährsmann machte aus «Weider» (= Wojwode) Sweider.

Tatans (196) ist Tata (= Totis).

Toddantz (9) ist gleichfalls Tata. Königin Barbara datiert eine ihrer Urkunden des Jahres 1425 in Tothans, welches gleichfalls Tata ist[8]).

Valcke (157). Unter den in Nürnberg 1422 versammelten Ungarn befindet sich auch «grof Stefan und grof Laszlawa von Valcke». Dies sind die Enkel des im Jahre 1367 verstorbenen Palatins Nikolaus Kont: «Stefan und Ladislaus von Ujlak», von denen Ladislaus der Vater des späteren Titularkönigs von Bosnien († 1477) wurde. Er war auch Ban von Macsó und kennen wir ihn von 1395 bis 1417. Stefan kommt urkundlich nur 1401 (unter dem Namen Palotai) vor.

Vochtenstein (157). Unter denselben Ungarn ist 1422 auch «grof Pauwel von Vochtenstein». Altmann frägt, ob wir es hier mit einem aus Ungarn stammenden Manne zu tun haben? Ganz bestimmt! Vochtenstein ist das im Komitate Sopron (= Ödenburg) gelegene Fraknó, das die Deutschen Forchtenstein genannt. Diesen Grafen Paul von Fraknó und Nagymarton (= Mattersdorf) kennen wir von 1400 bis 1437, in welch letzterem Jahre er sein Leben beschloß.

Watzener Werd (194). Windecke sollte nach Visegrád kommen, doch zog sich seine Angelegenheit derart in die Länge, daß der König unterdessen in das «Watzener Werd» kam. Da wir schon wissen, daß «Werd» soviel ist als Fährte = Furt, haben wir es hier mit der Waitzener Furt zu tun.

Wotze (450), **Woczen** (12), **Wotzen** (12) ist gleichfalls Waitzen (im Ungarischen Vácz).

Wallas (12). Windecke will über Visegrád und Waitzen nach

[8]) Fejér: Codex diplom. X. 6, 730.

Wallas, von hier nach Korpona (= Karpfen), Zólyom u. s. f. reisen. Wallas ist somit das im Komitate Nógrád gelegene Balassa (-Gyarmat).

Warasin (9). Windecke will über Tata, Veszprém und Warasin in das in der Steiermark gelegene Pettau und Marburg reisen. Warasin ist somit das ungarische Varasd, welches im Deutschen Warasdin heißt.

Wardin (138, 396). Zu 1419 sagt Verfasser (s. o.), daß die Königin Barbara in Wardin zurückbleiben mußte, von wo sie nach abwärts in das Gebiet der Jazygier und Kumanen reisen sollte. Altmann nimmt dieses Wardin als Peterwardein; dies ist falsch. Sigmund hielt sich im Jahre 1419 in Nagyvárad auf und ist auch Wardin nichts anderes als Nagyvárad, das deutsche Großwardein.

Werdin (450). Den König hat man in Werdin begraben; somit ist auch Werdin Nagyvárad (= Großwardein).

Windenburg (450). Die Leiche des Königs hatte man über Pozsony, Komorn, Esztergom und Windenburg nach Waitzen geführt. Windenburg ist nichts anderes als Visegrád, das deutsche Blindenburg.

Wurtzlant (179, 204, 454) ist das Burzenland bzw. der in Siebenbürgen unter dem ungarischen Namen Bárczaság bekannte Landstrich.

Daß Windecke zahlreiche ungarische und auf Ungarn bezügliche deutsche Namen ganz richtig gibt, beweisen uns die Namen Gran, Makra, Modor, Ofen, Ozora, Stibor, Zenge (= Zengg).

Die letzten Geschichtschreiber von Byzanz.

Von Prof. **Eugen Darkó** in Debreczen.

Wenn wir das Gesamtbild der byzantinischen Kultur betrachten, können wir darin vier Elemente unterscheiden, welche zwar in den einzelnen kulturellen Erscheinungen gewöhnlich gemischt auftreten, aber niemals untereinander so weit verschmolzen sind, daß man die fraglichen Faktoren nicht mit Leichtigkeit von einander trennen könnte. Diese vier Elemente sind: das griechische, römische, christliche und orientalische. Das griechische Element zeigt sich in der Sprache und den literarischen Traditionen, das römische im Rechtssystem und in der Organisation des Staates, das christliche in der religiösen und ethischen Auffassung am augenfälligsten; das orientalische, das den ganzen Stoff des kulturellen Lebens mit seinen feinen Fasern durch-

zieht, gibt das Kolorit des Ganzen und kommt vielleicht in der Kunst am wirksamsten zur Geltung.

Diese vier kulturellen Faktoren in eine feste Einheit zusammenzuschmieden, gegen den unausgesetzten Ansturm der angrenzenden Völker zu verteidigen, sogar unter den Barbaren und den anderen Völkern fremder Kultur fortzupflanzen: darin bestand die weltgeschichtliche Mission des byzantinischen Reiches. Tatsächlich füllen den größten Teil der byzantinischen Geschichte jene innerlichen und äußerlichen Kämpfe aus, welche um die Einigung der genannten vier kulturellen Faktoren entstanden, d. h. um die Frage, welches das herrschende Element im staatlichen und kirchlichen Leben und in der gesamten Kultur bleiben soll?

Ein Blick auf die Geschichte von Byzanz wird uns von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen. Das byzantinische Kaisertum ist in seinem Ausgangspunkte eigentlich nicht griechisch, sondern vielmehr römisch und christlich. Die römische Staatsverfassung und militärische Organisation einerseits und die christliche Religion anderseits sind die zwei mächtigen Grundpfeiler, auf welche Konstantin der Große sich stützte, als er durch die Gründung einer neuen Hauptstadt am westlichen Bosporusufer den ersten Anstoß zur Bildung des byzantinischen Kaiserreiches gab. In den ersten drei Jahrhunderten hatte noch das römische Element das Übergewicht: die Sprache des Staates und der Armee ist lateinisch, auch in der Regierung führen meistens die Männer römischer Bildung die Hauptrolle. Unterdessen dringt auch das Griechentum langsam vorwärts. Im siebenten Jahrhundert hat sich schon eine reiche prosaische und poetische Literatur herausgebildet. Selbst Justinian, der die alten Rechtsnormen noch in dem lateinisch verfaßten Corpus iuris sammeln läßt, fühlt sich gezwungen die neuen Gesetze, die sogenannten Novellen, schon in griechischer Sprache herauszugeben. Am Ende dieser Übergangsperiode wird die lateinische Sprache durch die griechische völlig verdrängt und zugleich gelangt das griechische Element allgemein zur Herrschaft. Aber das Griechentum muß seine Hegemonie auch gegen den Orientalismus sichern. Dieser Kampf wird im Zeichen der Religion geführt. Die verschiedenen dogmatischen Streitigkeiten um die Gottheit Christi, der Kampf der Nestorianer und Monophysiten, weiters der verzweifelte und aller Kultur mit Vernichtung drohende Bildersturm, sodann die Kämpfe gegen den fürchterlich schnell anwachsenden Islam, alles dies sind eigentlich die Kämpfe des Griechentums gegen den Orientalismus. Auch aus diesem Streite kommt das Griechentum im neunten Jahrhundert siegreich hervor. Da beginnt die Blüteperiode der im Zeichen des

Griechentums neu geborenen byzantinischen Kultur, die bis zum 13. Jahrhundert dauert und zugleich auch die Machtfülle des Kaisertums bedeutet. Aber die alten Feinde bleiben nicht in Ruhe. Das Kaisertum mußte in den letzten drei Jahrhunderten den Kampf ums Dasein hauptsächlich in zwei Richtungen führen: einerseits gegen die vom Orient her angreifenden osmanischen Türken, anderseits gegen die dem lateinischen Ritus folgenden und durch das römische Papsttum geführten christlichen Brüder des Okzidents.

Der Kampf gegen die Osmanen war nur ein Ausläufer jenes seit vielen Jahrhunderten dauernden Streites, welcher zwischen dem griechischen Christentum und dem im siebenten Jahrhundert entstandenen Islam fast ununterbrochen fortgesetzt wurde. Die Feindseligkeit gegenüber den Lateinern war nichtsdestoweniger eine Folge der Trennung der griechischen Kirche von der römischen, die nach langwieriger Gärung in den neunten bis elften Jahrhunderten durch die Patriarchen Photios und Kerularios besiegelt wurde. Die wirklichen Gründe dieser Trennung sind nicht in den dogmatischen Streitigkeiten zu suchen, sondern vielmehr in den tiefer liegenden Gegensätzen der nationalen Kultur und Eigenart, welche zwischen Griechen und Lateinern seit jeher bestanden. So erscheinen diese Kämpfe vor uns als Todeskämpfe des auf griechisch-nationaler Grundlage organisierten Byzantinismus einerseits gegen den durch den Islam vertretenen Orientalismus, anderseits gegen die im römischen Papsttum verkörperte lateinische Kultur. Das Byzantinertum kann den ungleichen Kampf gegen die von beiden Seiten angreifenden Feinde nicht lange aushalten. Das Reich wird im Jahre 1453 durch die Osmanen gestürzt.

Diese erschütternde Katastrophe, deren weittragende Bedeutung auch das beweist, daß manche den Anfang der Neuzeit in der Weltgeschichte gerade von diesem Ereignis rechnen, haben vier byzantinische Geschichtschreiber behandelt: 1. Laonikos Chalkondyles, der Athener, 2. Dukas, der im Dienste der manche ägäischen Inseln beherrschenden Genueser stand, 3. Phrantzes, der ein Hofbeamter der letzten Paläologen war, und 4. Kritobulos aus Imbros.

Es ist interessant, diese vier Geschichtschreiber untereinander zu vergleichen und zu untersuchen den Umfang und Ursprung ihres geschichtlichen Wissens, die Methode der Bearbeitung des historischen Stoffes, weiters den politischen und dogmatischen Standpunkt, aus welchem die einzelnen Schriftsteller die Ereignisse ihrer Zeit beurteilten. Alle diese Eigenschaften machen zusammen die geschichtschreiberische Individualität aus, deren Feststellung vor allem zur Beurteilung des Wertes ihrer historischen Angaben wichtig ist.

Über diese Fragen, d. h. die Individualität und den relativen Wert der genannten Geschichtschreiber hat sich ein französischer Gelehrter, Berger de Xivrey in seiner Abhandlung Mémoire sur la vie et les ouvrages de l'empereur Manuel Paléologue[1]) ausführlicher geäußert. Er stellt sich der bisherigen Auffassung, welche den Vorzug unter den vier Geschichtschreibern dem Chalkondyles zu geben gewöhnt ist und besonders durch Hammer, den Geschichtschreiber des osmanischen Reiches vertreten wird, gewissermaßen entgegen. Er schreibt dem Dukas und Phrantzes bei Schilderung der byzantinischen Ereignisse größeren Wert zu, wie dem Chalkondyles, denn — so lautet seine Begründung — jene behandeln aus Patriotismus den Todeskampf des byzantinischen Kaiserreiches mit größerer Aufmerksamkeit und Genauigkeit, wie dieser, der das Hauptgewicht auf die Beschreibung der Machtentwicklung des jungen Osmanenreiches legt und dabei den Anschein hat, den Osmanen gegenüber eine Art von Panegyris, seinen Landsleuten aber seine Mißbilligung und Verachtung zum Ausdruck bringen zu wollen. Diese Meinung, allerdings in gemilderter Form, d. h. ohne die Beschuldigung der Mißachtung des Vaterlandes, drang auch in die berühmte Literaturgeschichte von Krumbacher (GBL², 306) ein, dem Dukas und Phrantzes auch deshalb sympathischer waren, weil ihre Sprache der Volkssprache näher steht, die des Chalkondyles aber von der Nachahmung des Thukidydes, d. h. von einem hochgradigen Archaismus zeugt.

Diesen beiden Gelehrten gegenüber gelangte ich nach Vergleichung der vier Geschichtschreiber im allgemeinen zu abweichenden Ergebnissen[2]). Ich fand den Standpunkt Hammers vollkommen berechtigt. Mit Ausschluß jeder Polemik lasse ich hier einfach die Hauptresultate meiner Forschungen folgen.

Das Geschichtswerk von Phrantzes ist eigentlich nichts anderes, als eine auf breiterer Grundlage ausgeführte Selbstbiographie, aus welcher alle öffentlichen und intimen Momente der Tätigkeit des Herrn Protovestiarios (Obergarderobemeister) Phrantzes am leichtesten zusammengestellt werden können[3]), aber über die entscheidenden Ereignisse der Zeit gewinnen wir daraus nur ein sehr

---

[1]) Mémoires de l'Institut de France, Académie des inscriptions et belles-lettres, tome XIX. Paris 1853.

[2]) In einer Programmabhandlung, die den Titel führt: Beiträge zur Charakteristik der geschichtschreiberischen Individualität des Laonikos Chalkondyles (ungarisch), Budapest, Hornyánszky, 1907.

[3]) Das hat G. Destunis in einem umfangreichen Artikel getan, der im «Žurnal ministerstva narodnago prosvješčenija» (Jahrg. 1893. S. 427—497) erschienen ist.

lückenhaftes und einseitiges Bild. Nach seiner eigenen Person wendet er die größte Aufmerksamkeit der Hofgeschichte der letzten Paläologen zu; die eigentlichen Lenker der damaligen Ereignisse, die Osmanen, kommen bei ihm nur in dritter Reihe, die Nachbarstaaten, wie Italien, Albanien, Serbien, Ungarn und Rumänien, kaum oder oft gar nicht in Betracht. Was seine politische und dogmatische Parteistellung anbelangt, steht er vollkommen auf dem Standpunkte des kaiserlichen Hofes und zeigt dementsprechend den glühendsten Haß gegen die Osmanen und eine gewisse Antipathie gegen die römische Kirche, d. h. die Lateiner. Er webt in sein Werk eine lange dogmatische Polemik ein, wo er die griechische Orthodoxie zuerst gegen die Lateiner, dann gegen die Mohammedaner in Schutz nimmt[4]). Obschon er seine Nation für nicht ganz unschuldig erklärt, kann er über seine Brotherren, die Paläologen, die er vollkommen freispricht, nur Gutes sagen. Er beschränkt sich ausschließlich auf die bloße Erwähnung der wichtigsten Ereignisse, ohne auch in den Hintergrund dieser einen Einblick zu gewähren. Es fehlen zahlreiche feinere Details von seiner Skizze, welche gerade zur Aufhellung der kausalen Verhältnisse zwischen den einzelnen Begebenheiten notwendig wären[5]). Nur dort, wo es sich um eigenes Tun handelt, wird er ausführlich, sogar weitschweifig; seine Schilderungen der entscheidenden Weltereignisse machen den Eindruck, als wenn sie aus der Feder eines fern von der Schmiede der Geschichte lebenden Laien geflossen wären, obgleich er seine ganze Laufbahn hindurch immer zur intimsten Umgebung der byzantinischen Kaiser gehörte und dort die höchsten Ämter trug.

Seine stärkste Seite ist die Chronologie, worin er unter seinen Zeitgenossen unzweifelhaft der zuverlässigste ist. Es scheint, daß er ganz genaue Aufzeichnungen über die Ereignisse seines Lebens und des byzantinischen Hofes machte und zu diesen Angaben die wichtigsten geschichtlichen Tatsachen mit guter Erinnerungsgabe hinzufügen konnte. Manchmal sagt er genau den Monat, den Tag und die Stunde, als etwas für ihn Wichtiges geschah. Sein Werk wird, wie eine Chronik, mit strenger Beibehaltung der chronologischen Ordnung geführt und unterscheidet sich von den übrigen byzantinischen Chroniken nur darin, daß es vielmehr eine Zeitgeschichte, als eine Weltgeschichte ist.

Auch Dukas interessiert sich für die Ereignisse, die sich innerhalb der Grenze von Byzanz abspielten, am meisten. Genau so, wie

[4]) S. die Bonner Ausgabe, S. 310—323, 328—378.

[5]) Vgl. z. B. die Erzählung der Kämpfe zwischen Murad und Mustafa um die Alleinherrschaft nach dem Tode Mohammeds des I. S. Bonn. Ausg. 114—116.

Phrantzes, teilt er daraus, was außerhalb Byzanz geschieht, nur die allerwichtigsten Begebenheiten mit; um so mehr spricht er aber über die eigenen diplomatischen Missionen[6]), die er im Dienste der Genueser ausführte, manchmal auch über seine ganz geringfügigen Erlebnisse[7]). Er zeigt sich jedoch etwas maßvoller und objektiver, als Phrantzes, wenn er über sich selbst redet; aber er redet auch immer in erster Person. Die geschichtlichen Angelegenheiten, an denen er irgendwie teilgenommen hat, behandelt er in unverhältnismäßiger Breite. Was er weiß, trägt er mit löblicher Aufrichtigkeit und ganz ungeniert vor; verschweigt z. B. nichts aus den nicht immer korrekten Spekulationen seiner Herren, der Genuesen[8]). Darin unterscheidet er sich von Phrantzes, der alles unterdrückt, was die byzantinischen Kaiser in ungünstiges Licht hätte stellen können.

Dukas konnte ebensowenig, wie Phrantzes, das Wichtige vom Unwichtigen in der Geschichte trennen, und es kostet manchmal große Mühe, bei ihm unter den vielen rhetorischen Deklamationen und alltäglichen Geschwätzen die historisch wirklich wertvollen Körnchen herauszuschälen. Denn er setzt gewöhnlich jeder neueren Wendung der Geschichte eine Rede vor, die eine wundervolle Wirkung hat. Es geschieht nämlich immer das, was der betreffende Redner will, und umgekehrt tritt kaum etwas ohne vorausgeschickte Überredung ein. Und diese Reden werden manchmal in ganz ungewöhnlichen Lagen gehalten. So z. B. richtet Mustafa bei der Belagerung von Kalliupolis (Gallipoli) aus dem Bord seines Schiffes an die Gegner eine Ansprache; derselbe spricht vor der Eröffnung der Schlacht zu den Soldaten Bajazids, des feindlichen Heerführers[9]). Ein Zusammenhang zwischen den Reden und der Individualität des Redenden ist kaum zu spüren; Mustafa spricht so, wie ein raffinierter Advokat oder ein verschmitzter Demagog. Die in die Darstellung der Geschichte eingeflochtenen Reden, welche bei Herodotos und Thukydides, endlich auch bei Chalkondyles entweder zur Charakteristik der Individualität der Redenden, oder zur schärferen Beleuchtung der Lage dienen, sind bei Dukas ihrer ursprünglichen Art

[6]) S. Bonn. Ausg. S. 321, 326, 328, 334, 337.

[7]) S. Bonn. Ausg. S. 260.

[8]) S. Bonn. Ausg. S. 180. Einmal scheint er doch dieses Prinzip nicht eingehalten zu haben. Er erwähnt gar nicht den wegen Handelsinteressen geführten Kampf zwischen Genua und Byzanz im Jahre 1437 (s. Chalkondyles, S. 284—286. Bonn. Ausg.) Er fühlte sich offenbar geniert, das offene Auftreten seiner Brotherren gegen sein Vaterland vorzutragen, welches ihn in eine so unangenehme Lage brachte.

[9]) Im Jahre 1421, während der Thronstreitigkeiten nach dem Tode Mohammeds des I. zwischen Mustafa und Murad. S. Bonn. Ausg.

vollkommen entblößt und spielen eine ähnliche Rolle, wie der deus ex machina in der antiken Tragödie. Als diplomatischer Agent scheint er der falschen Meinung anheimgefallen zu sein, daß die ganze Welt sich um klug verfaßte diplomatische Noten und schlaue Reden dreht, und auf solche Weise beförderte er dieselben zu den Hauptfaktoren der Geschichte.

Ein erheblicher Unterschied ist zwischen Dukas und Phrantzes in der politischen Parteistellung zu konstatieren. Dukas, als Angestellter der Genuesen, ist ein rühriger Freund der Union mit der römischen Kirche. Dieselbe nicht aufrechterhalten zu haben, hält er für einen der größten Fehler seiner Nation, die die Katastrophe von Byzanz zur Folge hatten. Denn er scheut sich nicht, offen einzugestehen, daß infolge der Sünden der Nation diese wunderschöne Reichshauptstadt in die Hände der Ungläubigen gefallen ist.

Seine chronologischen Angaben sind nur mit gewisser Vorsicht zu benützen. Der Tradition der byzantinischen Weltchroniken folgend, gibt er gleich am Anfang seines Werkes die Zeitbestimmungen der Hauptmomente der biblischen und byzantinischen Geschichte; beim Beginn der Darstellung der Zeitgeschichte bleiben aber die Datierungen plötzlich aus und kehren nur bei den Vorbereitungen zur Belagerung von Byzanz (1452) zurück, und von da an werden sie ganz bis zum Ende des Werkes beibehalten. Seine Zeitrechnung ist nicht immer einwandfrei. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: am Anfang des Werkes setzt er von Adam bis Christus einen Zeitraum von 5500 Jahren voraus; trotzdem schiebt er die Eroberung von Byzanz durch Mohammed II. auf das Jahr 6962 hinaus, was dem Jahre 1462 unserer Zeitrechnung entsprechen würde. Er legte hier offenbar eine neue Ära, nämlich die byzantinische (von Adam bis Christus 5508 Jahre), seiner Rechnung zugrunde; aber auch so hat er sich bis auf ein Jahr verrechnet.

Kritobulos widmet sein Geschichtswerk gerade dem Besieger seiner Nation, dem Sultan der Osmanen. «Dem größten Herrscher, dem König der Könige Mohammed, dem glücklichen, siegreichen, siegverleihenden, triumphierenden, unbesiegbaren, dem Herrn des Festlandes und des Meeres von Gottes Gnade — der untertänige Diener Kritobulos» — so fängt er den dem Werke vorgesetzten und an den Sultan gerichteten Brief an, der voll von Schmeichelei und sklavischer Erniedrigung ist. Der Ton der unbedingten Verherrlichung, mit welchem er der Taten Mohammeds gedenkt, weiters das Trachten, sich selbst überall als den Retter des Vaterlandes hinzustellen, der mit seinem Einfluß die Gnade der Pforte immer erwerben konnte, erwecken in uns den Verdacht, daß er einen sehr

schwachen Charakter hatte und mit seiner Tätigkeit sowohl auf literarischem, als politischem Gebiete rein egoistischen Zielen nachjagte. Wenn er zur Verhüllung seiner Selbstsucht einen thukydideischen Ton anschlägt, gibt er verletzenderweise falsche Stimmen und verrät seine Schwäche um so mehr vor dem Leser. Er beschuldigt wegen des Falles von Byzanz nicht die ganze Nation, nur einzelne, die die Staatsgeschäfte unrichtig führten; jedoch spendet er die Anerkennung seinen Landsleuten äußerst spärlich. Die eigenen Taten, die eine gewisse geschichtliche Bedeutung hatten, unterläßt er natürlich nicht, rühmend zu erwähnen. Er wurde durch die Türken als Verwalter der Insel Imbros eingesetzt, nachdem er seine Landsleute bewog, durch jährliche Tributzahlung dem Angriff der Türken vorzubeugen. Über solche Lebensereignisse, welche für die Geschichte belanglos sind, verliert er kein Wort und weiß den Schein der Objektivität auch darin zu bewahren, daß er über sich immer nur in dritter Person redet. Diese Eigenschaften, in welchen er sich vom Dukas und Phrantzes vorteilhaft unterscheidet, hat er unzweifelhaft von Thukydides gelernt.

Auch Laonikos Chalkondyles ist ein Schüler und eifriger Nachahmer des Thukydides. Er bleibt aber an den Äußerlichkeiten nicht hängen, sondern versteht in die Tiefen seines ausgezeichneten Vorbildes einzudringen. Das ist vor allem in seiner Sprache zu ersehen, in welcher er sich nicht auf die Übernahme einzelner Wörter oder Phrasen beschränkt, wie man es gewöhnlich tut, sondern das thukydideische Prinzip der Herrschaft des Gedankens über die Form am strengsten durchführt und auf den straffen, aber prägnanten und den Ideen genau angepaßten Ausdruck das größte Gewicht legt. Sein Stil, der mit Anakoluthien, Ellipsen, Brachylogien und den übrigen syntaktischen Spezialitäten gefüllt ist, birgt keine unbedeutenden Schwierigkeiten für die Textkritik und Interpretation in sich und hat schon bisher zu Mißverständnissen und zur Mißbilligung des Autors geführt[10]). Doch bieten unter der Hülle dieses weniger durchsichtigen Stils dem ausdauernden Beobachter die reichen Schätze eines durchaus objektiven und der historischen Wahrheit methodisch nachforschenden Geistes sich dar. Er geht in der Unterdrückung der eigenen Persönlichkeit so weit, daß er sich im ganzen Werke nur einmal nennt, indem er in der Einleitung sich als den Verfasser des Werkes angibt. Deshalb befinden wir uns in der peinlichen Lage, nichts Näheres über die Lebensereignisse des Autors zu wissen.

[10]) S. meine Abhandlung «Über die Sprache des Laonikos Chalkondyles» (erschien im Auszug im «Akadémiai Értesitő», Jg. 1912. Heft 269. S. 322—334).

Chalkondyles bewährt seine Objektivität sowohl seiner Nation, als den Türken gegenüber vollkommen. Er äußert sich meistens in ganz kaltem Ton und schildert die geschichtlichen Tatsachen frei von subjektiven Zutaten. Manchmal aber drückt er Lob und Tadel ohne Rücksicht auf die Nationalität ganz offen aus. Nur in einem Punkte scheitert seine Unparteilichkeit, jedoch mehr auf indirekte Weise. Er übergeht die Stadt Rom mit Stillschweigen, während er sich mit der Geschichte und Verwaltung der übrigen italienischen Städte, wie Venedig, Genua, Firenze, Bologna, Ravenna, Pisa, Milano, Neapel, eingehend beschäftigt. Was er über die Päpste erzählt[11]), zeigt seine Antipathie unverkennbar, und daraus ist auch die furchtbare Ignoranz gegen Rom abzuleiten.

Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß er durch die zwischen Byzanz und Rom bestehenden dogmatischen Gegensätze zu dieser ablehnenden Stellungnahme verleitet wurde. Er legt absolut kein Gewicht darauf, daß er seinen orthodoxen Standpunkt gegenüber der römischen Kirche verteidige, wie es Phrantzes tut. Er sieht den Unterschied zwischen den zwei Metropolen nicht nur im Glauben, sondern auch in der Sprache und den Sitten und betont mit ersichtlichem Stolze die unversehrte Aufbewahrung der althergebrachten hellenisch-nationalen Traditionen unter der Herrschaft der römischen Cäsaren. Wir sehen, daß den Chalkondyles nicht die nach dem Schisma zugespitzten, dogmatischen Streitigkeiten, sondern solche uralte Kräfte begeisterten, welche eigentlich selbst die Urheber des Schisma waren, nämlich die altertümliche hellenische Tradition und der sich daraus nährende hellenische Nationalgeist.

Das Thema des Chalkondyles ist etwas ganz Neues in der byzantinischen Historiographie. Im Mittelpunkt seines Werkes steht nicht mehr Byzanz, sondern das junge Osmanenreich, in dessen Geschichte die Ereignisse der griechischen Fürstentümer und der übrigen Nachbarvölker wie Flüsse und Bäche in den großen Ozean von allen Weltgegenden hineinfließen. Sein Werk ist eigentlich eine Art von Weltgeschichte, in solchem Sinne des Wortes, daß er im Laufe der Darstellung die Vorgeschichte, Geographie und Sitten der einzelnen, nach der Reihe auftauchenden Völker hineinwebt, und so werden bei ihm fast alle nennenswerten Staaten der damaligen Welt behandelt. Zu einer solchen Auffassung der Weltgeschichte wurde Chalkondyles nicht nur durch den eigenen Scharfblick geführt, denn er erkannte richtig die dominierende Stellung der Osmanen im Ensemble der Völker, sondern auch durch das unverkennbare Vor-

[11]) S. Bonn. Ausg. S. 302—304.

bild des Herodotos. Alle beide schildern die Macht des Feindes und untersuchen den Ursprung und die Entwicklung dieser Macht. Herodotos schreibt hauptsächlich persische, Chalkondyles türkische Geschichte. Dieser teilt sein Werk nach der Regierungszeit der türkischen, jener der persischen Herrscher ein. In den so geschaffenen Rahmen trachten aber beide womöglich die Geschichte aller bekannten Völker einzupressen. Die Konzeption des Chalkondyles ist einer Pyramide ähnlich, die auf der Spitze die Osmanen hat, mit der Basis aber sich auf die ganze damalige Welt ausbreitet. Dagegen gleicht die Konzeption seiner Zeitgenossen, des Dukas, Phrantzes und Kritobulos, einer unregelmäßigen Wellenlinie, in welcher die Hebungen durch den Kreis der persönlichen Tätigkeit und Erfahrung, die Senkungen aber durch die außerhalb dieses liegenden wichtigsten historischen Tatsachen gebildet werden.

Jetzt können wir vielleicht besser begreifen, warum das Verfahren des Chalkondyles dem Berger de Xivrey so antipathisch schien. Es hat ihm offenbar leid getan, daß unser Autor die Osmanen ganz zielbewußt und folgerichtig in den Mittelpunkt der Geschichte gestellt hat. Wenn wir aber bedenken, daß schon in der Zeit Bajazids I. (1389—1403) der größte Teil des alten byzantinischen Kaisereiches, d. h. Klein-Asien, fast das ganze Thrazien mit Adrianopel, ein Teil von Makedonien im Besitze der Osmanen waren, weiters, daß in den Schlachten von Kossowo-Polje (1389) und Tirnowo (1393) auch Serbien und Bulgarien dem osmanischen Schwerte unterlagen, dann haben wir uns darüber gar nicht zu wundern, daß Chalkondyles, der die eigentliche Erzählung der Zeitgeschichte gerade bei dieser Periode beginnt, nicht Byzanz, sondern die Osmanen als Hauptfaktoren der Geschichte ansah und infolgedessen die osmanische Geschichte für sein Hauptthema wählte. Gewiß kann er nicht so viele Details von persönlichem Interesse mitteilen, wie seine Zeitgenossen, denn er hat die Wichtigkeit der Ereignisse nicht nach seinem eigenen Geschmack, sondern nach den Wirkungen derselben gemessen. Die Ereignisse aber, welche wirkliche historische Bedeutung und Verbindung mit der osmanischen Geschichte hatten, hat er sowohl innerhalb, wie außerhalb Byzanz mit größerer Umsicht geschildert, als jene.

Seine angebliche Verachtung der eigenen Nation wird natürlich sofort auf das richtige Maß reduziert, wenn man in seinem Werke ganz unbefangen liest. Er sagt ausdrücklich in der Einleitung[12]),

[12]) S. Bonn. Ausg. S. 4.

daß sein Lebensglück durch die Osmanen zerstört wurde, aber das hindert ihn nicht in dem Glauben des Ruhmes und des Sieges der griechischen Sprache, die schon damals vielfach auf der Welt verbreitet war, weiters in der Hoffnung der Herstellung des griechischen Kaisertums in der Zukunft, wo die Hellenen sich selbst wiederum nach der eigenen Einsicht und den eigenen Sitten regieren werden. Diese Hoffnung ist, wie bekannt, am Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der Errichtung des selbständigen griechischen Königreiches teilweise in Erfüllung gegangen, und, wenn nicht alle Anzeichen trügen, bereitet sich ein entschiedener Fortschritt in dieser Beziehung gerade in unseren Tagen vor. Diese patriotischen Wünsche hindern aber Chalkondyles auch darin nicht, daß er den Osmanen die gebührende Gerechtigkeit bei der Anerkennung ihrer unzweifelhaften Erfolge und Tugenden widerfahren läßt. Meines Erachtens zeigt sich in diesen ein echter und richtiger aufgefaßter Patriotismus, wie bei Phrantzes, dessen Urteil durch unbeschränkten Haß und maßlose Liebe dirigiert wird. Liebt denn derjenige, der, die Schwächen seiner Nation nicht verschweigend, sie die Selbstkenntnis lehrt und den Weg der Besserung ihr zeigt, das Vaterland nicht besser, als jener, der vor den Fehlern seiner Mitbürger die Augen zumacht und ihnen nur Weihrauch spendet?

Das Werk des Chalkondyles hat auch seine Schattenseiten. In der Chronologie ist er sehr schwach. Wir finden keine einzige sichere chronologische Angabe im ganzen Werke. Das hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß er die Anordnung des Stoffes nicht nach dem chronologischen, sondern dem pragmatischen Prinzip vornahm. Er legt das größte Gewicht nicht auf die zeitliche Folge, sondern das kausale Verhältnis oder das instruktive Aneinanderreihen der Ereignisse. Er will uns in den geheimnisvollen Werdeprozeß der Geschichte einführen und die Genesis der Dinge begreifen lassen, welches Verfahren der strengen chronologischen Ordnung sehr oft zu Schaden gereicht. Dazu kommen noch die Schwierigkeiten seiner Sprache, die eifrige Nachahmung des thukydideischen Stils, welche manchmal in Manieriertheit ausgeht und das Verständnis so sehr erschwert. Geschwind geht es dem Leser natürlich nicht, sich in seinem Werke zurechtzufinden und bis zum Kern vorzudringen. Im Gegenteil, man muß sich manchmal ordentlich plagen, bis die benötigte Kunde bei ihm eingezogen wird, und viele Leute verzichten eher auf eine Kunde, als ihre Bequemlichkeit. Trotzdem hat man ihn seinerzeit viel gelesen und sehr geschätzt, wie es die überraschend hohe Zahl (26) seiner heute vorhandenen Handschriften und die

rückhaltlos anerkennenden Äußerungen der Zeitgenossen beweisen[13]).

Chalkondyles gehört zu jenen Hochgebildeten, die seit der Komnenenzeit das rein-hellenische Element in allen Zweigen der Kultur immer kräftiger hervorhoben und, die byzantinische Tradition ganz bei Seite lassend, ihre Vorbilder gleich bei den alten Klassikern suchten. Er stützt sich also nicht auf die byzantinische, sondern auf die antik-hellenische Tradition. Daraus ist seine große Objektivität zu erklären, das befähigt ihn, sich auf einen höheren Standpunkt zu erheben, die Wichtigkeit der Ereignisse mit Rücksicht auf die allgemeine Geschichte zu messen und seine Konzeption über die allzu eng gewordenen Grenzen von Byzanz hinaus auf die ganze damals bekannte Welt auszubreiten. Anders seine Zeitgenossen. Phrantzes steht auf Seiten des orthodoxen kaiserlichen Hofes, Dukas der Lateiner, Kritobulos der türkischen Pforte, und deshalb sind alle drei sehr einseitig in der Beurteilung der geschichtlichen Ereignisse und ebenfalls sehr beschränkt in der Auswahl des Stoffes.

Wir können wahrnehmen, daß diese vier Geschichtschreiber nach ihrer Eigenart genau jenen vier kulturellen Faktoren entsprechen, deren Fortleben und Ringen in der byzantinischen Geschichte oben gezeigt wurde. Das hellenische Element wird durch Chalkondyles, das römische durch Dukas, das orthodox-christliche durch Phrantzes und das orientalische durch Kritobulos vertreten. Daß alle vier Elemente über das Grab von Byzanz sich je einen Fürsprecher fanden, beweist auf eklatante Weise, wie mächtig diese Faktoren selbst im Zeitalter des Niederganges und Sturzes wirkten. Es beweist aber andererseits, daß diese vier verschiedenen kulturellen Strömungen nach der tausendjährigen Geschichte des Reiches noch immer unvereinigt, scharf getrennt, sogar feindlich einander gegenüberstehen. Dem byzantinischen Kaisertum ist also nicht gelungen, das schwere Problem des Ausgleiches unter den vier bildenden Faktoren endgültig zu lösen, und deshalb mußte es zugrunde gehen.

In der traurigen Katastrophe des Jahres 1453 scheint das orientalische Element über die anderen einen überlegenen, geradezu niederschmetternden Sieg errungen zu haben. Doch können wir nicht behaupten, daß der Vertreter dieses Elementes, Kritobulos, unter den vier Geschichtschreibern den richtigen Standpunkt eingenommen

---

[13]) S. seine von dem Arzte Antonios Kalosynas verfaßte Charakteristik im Cod. Monacensis, gr. Nr. 150 fo. 1r—3v (ed Ch. Hopf: Chroniques gréco-romanes inédites ou peu connues S. 234—245) und im Parisinus reg. gr. Nr. 1779. fo. 2r—7r.

hätte. Die Geschichte der neuesten Zeit zeigt, daß das hellenische Element von seinem Grab auferstanden ist, woran der unwiderstehliche Zauber der althellenischen Kultur den größten Anteil hat. Die wunderbare Kraft dieser Kultur hat zur Befreiung des hellenischen Mutterlandes auch diejenigen ins Lager der Griechen gezogen, die während des Mittelalters durch heftige religiöse Gegensätze von ihnen getrennt waren: nämlich die Philhellenen von Westeuropa.

Chalkondyles hat also richtig gehandelt, indem er sich auf die Grundlage der reinen hellenisch-nationalen Tradition stützte und in diesem Geiste auch sein Geschichtswerk ausarbeitete. Dadurch gewann er in erster Reihe eine objektivere Basis und einen breiteren Gesichtskreis für die Beurteilung und die Auswahl des geschichtlichen Stoffes, als es seinen Zeitgenossen und Mitbewerbern gelungen ist. Weiters hat er zugleich über Byzanz' Leichnam auf das am meisten charakteristische, durchdringende und zähe Bildungselement seiner Kultur, nämlich das antik-hellenische, energisch hingewiesen und seine Neugeburt auf dem einheimischen Boden mit prophetischem Blick vorausgesehen.

Das Statut der Belgrader «Deutschenstadt» von 1724.

Ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte der neoacquistischen Provinzen.

Von Dr. **Gustav Bodenstein** in Wien.

Nach dem Frieden von Passarowitz erwuchs den Staatsmännern Karls VI. die gewaltige Aufgabe, in weiten Länderstrecken, die seit Jahrhunderten der okzidentalen Entwicklung entrückt gewesen waren, abendländische Verwaltungsformen einzuführen. Allerdings hatte man bei der Einrichtung der durch den Vertrag von Karlowitz gewonnenen Gebiete wertvolle Erfahrungen gesammelt, welche nunmehr benützt werden konnten, und so vollzog sich die Errichtung der «Administrationen» ziemlich rasch; doch wurden gerade in Detailfragen weitläufige Beratungen und Erhebungen gepflogen, so daß gar manche Einrichtungen erst mehrere Jahre nach dem Friedensschluß aktiviert werden konnten.

So war es auch hinsichtlich der Stadtverfassung Belgrads; denn bei der Wichtigkeit und hohen Bedeutung dieser Stadt, die jetzt — wie man meinte — für immer unter das habsburgische Szepter gekommen war, erwog man im Schoße der neoacquistischen Subdelegation aufs

Genaueste jeden Punkt des Statuts der Belgrader Deutschenstadt, um der Entwicklung dieses Gemeinwesens jederzeit von der Zentralstelle aus jene Richtung geben zu können, die man im Interesse der Allgemeinheit für die zweckentsprechendste hielt.

Schon bald nach der Eroberung Belgrads (August 1717) fanden sich — abgesehen von den im Gefolge der Armee befindlichen wenig seßhaften Geschäftsleuten — zahlreiche Bürger aus ungarischen, aber auch aus Städten des Reiches, insbesondere der Rheingegenden in der eroberten Hauptstadt Serbiens ein; diese siedelten sich in der der Zitadelle östlich vorgelagerten Donaustadt an, die vordem von den Türken bewohnt worden war und die besten Baulichkeiten aufzuweisen hatte, von denen allerdings der größte Teil von der Garnison belegt war. Eine Konskription der in der Donaustadt Ende November 1717 ansässigen Familien ergab schon 333 deutsch-bürgerliche Familien, denen 29 armenische, 39 raizische, 11 ungarische, 13 deutsch-jüdische und 34 spaniolische Familien gegenüberstanden[1]). Die deutschen Bürger der Donaustadt hatten Friedrich Ferry de Stadler als Stadtrichter zu ihrem Oberhaupt und sechs angesehene Bürger zu Viertelmeistern der sechs Stadtviertel gewählt, und solcherart ein provisorisches Stadtregiment geschaffen. Stadler, ein ungemein tätiger und energischer Mann, suchte diesen ersten Regungen städtisch-bürgerlichen Lebens möglichst bald auch die Anerkennung der obersten Behörden zu gewinnen. Anfänglich hatte er damit wenig Erfolg. Denn vor dem Friedensschluß — der im Juli 1718 erfolgte — waren militärische Rücksichten in jedem Belange tonangebend, und der damalige Stadtkommandant von Belgrad Feldmarschall Graf O'Dwyer hatte wenig Verständnis für die Anliegen des Stadtrichters; im Dezember 1717 erließ er den Auftrag, sämtliche Bürger der Stadt hätten unter der Aufsicht des Militärs an der Schanzarbeit teilzunehmen; widerspenstige seien eventuell mit Gewalt auf die Schanzen zu bringen; verschärft wurde diese Verfügung noch durch die Bestimmung, daß eine Stellvertretung bei dieser Arbeit durch Tagwerker unzulässig sei, eine Maßregel, welche den energischesten Widerspruch der Bürger herausfordern mußte. Aber momentan — man befand sich ja noch im Kriegszustand — half keine Weigerung, und so zogen es zahlreiche, insbesondere die kapitalskräftigeren Bürger, namentlich die aus den Rheinlanden eingetroffenen Gewerbetreibenden vor, Belgrad wieder zu verlassen; und Ende Dezember 1717 zählte man in den sechs Vierteln der Deutschenstadt nur mehr 251 deutschbürgerliche Familien, so daß

[1]) Gem. Fin.-Archiv, Allegat zum Akt vom 28. Juli 1718, Ungarn.

sich innerhalb eines Monats eine Abwanderung von 82 deutschen Familien ergab. Das war nun allerdings eine äußerst bedenkliche Folge der harten Maßregeln des Stadtkommandanten, der Belgrad lediglich als militärischen Hauptstützpunkt betrachtete, ohne die hohe Bedeutung dieser Stadt als Handelsplatz zu würdigen und damit die Notwendigkeit einzusehen, beizeiten für die Heranziehung kapitalskräftiger und unternehmungslustiger Bürger zu sorgen und die Entwicklung städtisch-bürgerlicher Verwaltungsformen, wie sie diese Ansiedler aus ihren heimatlichen Verhältnissen her gewohnt waren, entsprechend zu fördern. Stadtrichter Stadler war jedoch nicht der Mann, sich durch die Unduldsamkeiten des Grafen O'Dwyer einschüchtern oder gar von seinem Ziel abbringen zu lassen.

Schon Anfang November, also kaum drei Monate nach der Eroberung Belgrads, hatte Stadler einen Entwurf für eine vorläufige Regelung des städtischen Lebens in der Donaustadt unter dem Titel «Projekt oder Notata der hiesigen Stadtnotwendigkeiten, Beschwernissen und künftiger besserer Einrichtung»[2]) verfaßt und der in Belgrad anwesenden Kameralkommission unter dem Vorsitze des Hofkammerrates v. Rebentisch vorgelegt. In diesem Entwurfe wurde zunächst die Organisierung der Seelsorge und die Einführung einer Stolordnung gefordert; es wurde das Recht erbeten, eine Bürgerrolle anlegen zu dürfen und die Bürger in Eid zu nehmen. Gelegentlich der Bitte um die Stadtprivilegien wurde besonders die Errichtung eines Rathauses, eines Stadtschankhauses — dort sollten die Zehentweine ausgeschenkt werden, wovon man sich besonders guten Gewinn versprach — eines Stadtwaghauses und eines städtischen Bräuhauses urgiert. Von den Marketendern und «liederlichen Leutgeben» sollte die Stadt berechtigt sein, Taz und Ungelt einzuheben, um von diesen und andern städtischen Einkünften die Beamten der Stadt bezahlen und für die Pflege und Reinigung der Straßen, sowie für die Instandhaltung öffentlicher Brunnen entsprechend Sorge tragen zu können. Stadler forderte in seinem Projekt die Abschaffung aller nichtbürgerlichen Gewerbetreibenden und insbesondere strenge Verordnungen für die Nahrungsmittelgewerbe; die Bäcker und Fleischhauer sollten eigene Betriebsstätten, getrennt von den übrigen Handelsleuten, angewiesen erhalten. Ferner verlangte der Stadtrichter, es möge die Organisation von Zünften gestattet werden. Genaue Bestimmungen sollten das Marktwesen regeln. Insgesamt dreißig Punkte waren es, welche der Kameralkommission vorlagen. Die Vertreter der Hofkammer in

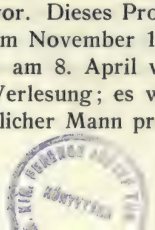
[2]) Allegat zu dem oben zitierten Akt.

Belgrad, die Hofkammerräte v. Rebentisch und Brosamer, anerkannten die Berechtigung von Stadlers Forderungen, und es wurde am 9. November 1717 unter Zuziehung des letzteren eine Konferenz beim Stadtkommandanten abgehalten, in welcher das ganze Projekt beraten und Graf O'Dwyer gebeten wurde, im Rahmen seiner Vollmachten die entsprechenden Verfügungen zu treffen, welche die Durchführung der in den obigen Punkten enthaltenen Forderungen ermöglichen sollten. Die Antworten des Feldmarschalls waren nicht sehr entgegenkommend; auf prinzipielle Punkte ließ er sich nicht näher ein und gab ausweichende und aufschiebende Erklärungen ab, wohl weil er dergleichen Dingen überhaupt wenig Interesse und Verständnis entgegenbrachte; hingegen war er über manche spezielle Beschwerde, besonders wenn es sich um Ausschreitungen der Garnison gegenüber der Bürgerschaft handelte, sehr ungehalten, sprach von «ungereimten Begehren» und erklärte, er könne den Bürgern nicht wegen jeder Kleinigkeit aufwarten. Hier war also für Stadlers Bemühungen nicht der richtige Ort, und als sich im Dezember die oben erwähnten Bedrückungen der Bürgerschaft durch das Militär ereigneten, — wobei es nach unparteiischen Berichten der in Belgrad anwesenden Kameralbeamten zu recht groben Ausschreitungen gekommen sein muß — brach der Stadtrichter den Verkehr mit dem Stadtkommandanten ab und richtete zunächst einige dringende Vorstellungen an den Kaiser und an die Hofkammer in Wien. Diese und die von den Viertelmeistern und der Bürgerschaft überreichten und von Stadler mitunterzeichneten, auch von ihm inspirierten Eingaben[3]) brandmarkten in ungemein scharfen Worten das Vorgehen des Grafen O'Dwyer. In der Einleitung wurde betont, daß man gehofft habe, es werde Belgrad, «dieser dem Erbfeind der Christenheit abgenommene weltberühmte Ort auf deutschen Fuß und Polizei gleich anderen vornehmen Städten und Festungen gebracht und mit entsprechenden Freiheiten begnadet werden», da es kaiserlicher Entscheidung zufolge in erster Linie «mit deutscher Nation» besetzt werden solle. Und nun seien z. B. von den Häusern der Stadt neunhundert der besten ohne weiters der Garnison übergeben und den einwandernden Bürgern nur schlechte Baulichkeiten angewiesen, vom Militär überdies gegen dreihundert unbewohnte Häuser durch Entfernung der Holzteile, die als Brennmaterial Verwendung gefunden, mutwillig ruiniert worden; natürlich würden durch ein derartiges Vorgehen zahlreiche Ansiedler, die die Absicht hätten, sich in Belgrad «bürgerlich zu inkorporieren», von ihrem Vorhaben ab-

[3]) Allegate ebendort.

gehalten, und die schon Anwesenden seien infolge der Molestationen durch das Militär nicht selten infolge von Diebstahl und Überfällen ihres Lebens nicht mehr sicher. Graf O'Dwyer behinderte auch durch Verzögerungen in der Paßerteilung Handel und Wandel, ohne daß Klagen und Beschwerden etwas fruchteten. Insbesondere auf die deutschen Ansiedler scheint der Stadtkommandant wegen ihres größeren Selbstbewußtseins und ihrer erhöhten Ansprüche übel zu sprechen gewesen zu sein; denn er habe erklärt — heißt es in dieser Eingabe — er wolle die deutschen Bewohner nicht als Bürger, sondern «als Bauern und Cujonen» behandeln und werde diese «Schlingel und Schelme», solange er Stadtkommandant bleibe, schon genugsam arbeiten lehren. Und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, sei er so weit gegangen, etliche Bürger, die sich bei den Schanzarbeiten durch entsprechend bezahlte Taglöhner vertreten lassen wollten, durch Soldaten gewaltsam vorführen und über zwei Stunden lang «andern zum Exempl als Sklaven herumführen zu lassen». Ja er habe sogar öffentlich geäußert, er werde den Herrn Hofkammerrat v. Brosamer, der für die deutschen Bürger interveniert hatte, samt dem Stadtrichter, den Viertelmeistern «und allen Schelmen zum Teufel jagen». Schließlich baten die Petenten um entsprechenden Schutz. Daß diese Schilderungen nicht übertrieben waren, erhellt aus gleichzeitigen Berichten der Kameralbeamten, die sich gleichfalls bitter über die Behandlung beklagten, die sie seitens des Stadtkommandanten erfuhren.

Um nun nicht nur Abhilfe gegen die verschiedenen momentanen Beschwerden zu erhalten, sondern auch die Regelung der Verfassung der Deutschenstadt Belgrads in Fluß zu bringen, hielt es schließlich Stadler für das Beste, sich selbst nach Wien zu begeben. Es ist staunenswert, mit welcher Energie der Stadtrichter seine Interessen verfocht, und wie er trotz vieler Hindernisse sein Ziel mit seltener Ausdauer verfolgte; seine Vorarbeiten für die städtische Verfassung und seine verschiedenen Projekte über diese Angelegenheit wurden denn auch richtunggebend für die Beschlüsse der Wiener Zentralstellen. Anfang April 1718 legte Ferry de Stadler, der tatsächlich in Begleitung des Viertelmeisters Karl Preckh nach Wien gereist war, der dortigen «in Neoacquisticis aufgestellten Kameralkommission» ein «Projekt oder Notata von denen in Belgrad bedrängten Inwohnern» zur Beratung vor. Dieses Projekt, das sich im wesentlichen an die von Stadler im November 1717 verfaßte Zusammenstellung anlehnte, gelangte am 8. April vor dem Plenum der genannten Kommission zur Verlesung; es wurde darin zunächst gefordert, es solle «ein erbaulicher Mann pro parocho angestellt und



die jura stolae determiniert werden». Ferner mögen strikte Weisungen erlassen werden, ob auch Lutheraner und Kalvinisten unter die Bürgerschaft aufgenommen werden dürften. Die Kommission beschloß, das «exercitium parochiale» provisorisch durch drei Jesuiten unter der Leitung des obersten Feldvikars versehen zu lassen, wofür denselben ein Betrag von 1000 fl. jährlich auszusetzen sei; der Feldvikar möge eine Stolordnung entwerfen und der Hofkammer zur Begutachtung vorlegen. Schließlich sollen in Belgrad, ebenso wie in Temesvár, nur Bürger katholischen Glaubens aufgenommen werden[4]).

---

[4]) Mit Erlaß des Hofkriegsrats vom 3. August 1718 wurde die Seelsorge tatsächlich drei Jesuiten übertragen, die seinerzeit durch Weltgeistliche ersetzt werden sollten. Doch dauerte dieses Provisorium jahrzehntelang. Vgl. hierüber Langer, «Serbien unter der kaiserl. Regierung 1717—1739» in Mitteilungen des Kriegsarchivs. Neue Folge, III. (1889), p. 222.

Man wird es in der vorliegenden Studie vielleicht vermissen, daß die Arbeit von Stefanovic-Vilovsky, «Belgrad unter der Regierung Kaiser Karls VI.» erschienen in den «Beiträgen zur neueren Geschichte Österreichs» 1908, anscheinend nicht benützt wurde. Der Grund liegt einfach darin, daß St.-V. für meine Arbeit nicht nur kein neues Material bietet, sondern sich in den betreffenden Abschnitten darauf beschränkt hat, den oben zitierten Aufsatz Langers seitenlang wörtlich abzudrucken, ohne seine Quelle anzugeben.

Man vergleiche folgende Stellen miteinander:

St.-V. pag. 31 oben: «Bald nach der Verleihung . . .» bis . . . «kein Gehör».	Langer, pag. 210, zweiter Absatz: «Bald nach der Verleihung . . .» bis: . . . «kein Gehör», auf pag. 211.

oder

St.-V. pag. 31 letzter Absatz: «Was die Erwerbs- und wirtschaftlichen Verhältnisse . . .» bis: . . . «wurde nicht bewilligt.» auf pag. 32 und die Anmerkung 35 auf pag. 75, von: . . . «Im Jahre 1723 befanden sich . . .» bis: . . . «1 Rotgießer».	Langer, pag. 211, letzter Absatz: «Was die Erwerbs- und wirtschaftlichen Verhältnisse . . .» bis: . . . «wurde nicht bewilligt.», auf pag. 212 und dann den folgenden Satz: «Im Jahre 1723 befanden sich . . .» bis: . . . «1 Rotgießer».

St.-V. bringt also Abwechslung ins Abschreiben, indem er — die Vorlage zerstückelnd — sie teils im Text, teils in der Anmerkung abdruckt.

Ferner:

St.-V. pag. 30, Absatz 4, von: «Am schnellsten entwickelte . . .» angefangen.	Langer, pag. 204, Absatz 4 von: «Am schnellsten entwickelte . . . .» bis zum nächsten Absatz.
St.-V. pag. 33, Absatz 3 von: «Das ernste Bemühen der . . .» bis pag. 34 vor Absatz 2: . . . «nichts mehr bezahlen sollen». und weiter pag. 35, Absatz 1 von: «Der Ausfuhrhandel Serbiens blieb indessen . . .» das ganze Folgende.	Langer, pag. 213, Absatz 2 von: «Das ernste Bemühen der . . .» bis pag. 214, Zeile 10: «. . . nichts mehr bezahlen sollen.», und weiter von hier: «Der Ausfuhrhandel Serbiens blieb indessen . . .» bis: . . . «hergestellt werden konnten.» und daran anschließend der erste Absatz von pag. 213.

Im zweiten Punkte wurde gefordert, daß die Bürgerschaft Immunitäten und Rechte, wie in andern Städten, ebenso Freijahre und Jahrmärkte erhalten solle. Ohne auf die ersten zwei Anregungen sich näher einzulassen, bestimmte die Kommission betreffs der dritten, daß der Bürgerschaft sechs Freijahre und das Recht zugestanden werden solle, im Einvernehmen mit den in Belgrad anwesenden Kameralbeamten die Termine der Jahrmärkte selbst zu bestimmen. Zur nächsten Forderung, die ungerechtfertigte Heranziehung der Bürgerschaft zu den Schanzarbeiten betreffend, lag eine Mitteilung des Hofkriegsrates vor, daß seit Ende März diese Arbeit beendigt sei; trotzdem wurde beschlossen, den Hofkriegsrat zu ersuchen, bei einer eventuellen Wiederaufnahme derselben die Bürgerschaft nicht dazu nötigen zu lassen und an den Kommandanten von Belgrad strenge Weisungen zu richten, er möge das «üble Traktament» der Soldaten den Bürgern gegenüber auf jeden Fall verhindern, da man sich nach den Berichten Stadlers überzeugt habe, «daß sich die Zahl der Bürger zu merklichem Schaden des aerarii bereits zu vermindern angefangen habe». Weniger unmittelbaren Erfolg hatten die Bürger Belgrads mit ihrer Forderung nach Errichtung eines Rathauses, eines städtischen Schankhauses, eines Bräu- und Waghauses, ferner der Bitte, zwei städtische Mühlen errichten zu dürfen sowie mehrere Weingärten und Waldungen verliehen zu erhalten. Man vertröstete Stadler damit, daß man sich erst mit dem Hofkriegsrat darüber beraten müsse. Das Verlangen der deutschen Bürgerschaft, es mögen die Armenier, Griechen und Juden aus der Donaustadt disloziert und ihnen — ähnlich wie den Serben — eigene geschlossene Wohnsitze angewiesen werden, fand die Kameralkommission vollkommen berechtigt und erließ daher die entsprechenden Aufträge. Diese Forderung war wohl dadurch entstanden, daß die Armenier und Juden — schon in der türkischen Zeit in Belgrad ansässig, — nach der

St.-V. pag. 35 letzter Absatz von: «Nach der Eroberung des Landes . . .» bis pag. 36 Ende des ersten Absatzes: . . . «ohne spezielle Bewilligung untersagen mußte.»

St.-V. pag. 36, erster Absatz, von: «Schon im Jahre 1724 bat der Bischof . . .» die ganze folgende Darstellung der kirchlichen Angelegenheiten samt den dazugehörigen Anmerkungen.

Langer, pag. 222, erster Absatz von: «Nach der Eroberung des Landes . . .» bis zur drittletzten Zeile: . . . «ohne spezielle Bewilligung untersagen mußte.»

Langer, pag. 223, erster Absatz: «Vom Jahre 1724 an bat der Bischof . . .» bis pag. 225.

Diese wenigen Beispiele dürften genügen, die obige Behauptung hinreichend zu bekräftigen. Es ist nicht meine Absicht, eine Besprechung der Arbeit St.-V's. — an der noch manches auszusetzen wäre — zu geben, vielmehr wollte ich blos begründen, warum ich es in meinem Aufsatze vermieden habe, mich auf die erwähnte Studie zu berufen.

Eroberung sofort die Gelegenheit benützten, die besten Häuser der türkischen Donaustadt zu okkupieren, welche ihnen die später ankommenden und in diesen Stadtteil verwiesenen deutschen Bürger gerne wieder abgenommen hätten. Viel Erfolg aber hatte der Ausweisungsbefehl nicht.

Ferner ward in dem gedachten Projekt gebeten, es mögen die Judicialia erster Instanz dem vom Grafen O'Dwyer ernannten Auditor abgenommen und dem Stadtrichter zugewiesen werden. Die Kameralkommission fand diese Anregung billig und beschloß, beim Hofkriegsrat einen entsprechenden Antrag zu stellen. Schließlich wurde ersucht, den gewählten Führern und Vertretern der Bürgerschaft gehörigen Schutz angedeihen zu lassen und deren behördlichen Funktionen entsprechende Autorität zu verschaffen; es wurde auch in diesem Sinne der Beschluß gefaßt, «der Bürgerschaft die gebetene assistenz» zu gewähren und auch mit dem Hofkriegsrate hierüber zu «concertieren».

Das Ergebnis dieser gemeinsamen Beratungen zwischen Hofkammer und Hofkriegsrat war nun allerdings vorläufig kein sehr befriedigendes. Denn zunächst harrten wichtigere Aufgaben der gemeinsamen Erledigung; es mußten die Richtlinien festgelegt werden, nach denen die neueroberten Provinzen verwaltet werden sollten, und erst später konnte auf die Sorgen der Belgrader Bürgerschaft eingegangen werden. Immerhin aber wurde Stadler die Zusicherung gegeben, daß man die Sache im Auge behalten werde, und der Stadtrichter konnte im Juli Wien mit der Überzeugung verlassen, daß seine Vorstellungen nicht vergeblich gewesen waren. Sogar der Hofkriegsrat nahm sich seiner an und gab dem Grafen O'Dwyer den Auftrag[5]), es sei allen deutschen Bürgern jede Unterstützung zu gewähren, und insbesondere der Stadtrichter Stadler seiner Würde entsprechend zu behandeln und ihm in Ausübung seiner Pflichten nicht nur keine Hindernisse zu bereiten, sondern ihm in jeder Hinsicht entgegenzukommen. Noch entschiedener lautete ein kaiserliches Reskript[6]) an die Kameralkommission in Belgrad: Nachdem nun der Friede geschlossen, sei man vor allem auf die Einrichtung Serbiens und besonders von dessen Hauptstadt Belgrad bedacht, und der Kaiser habe beschlossen, diese Stadt mit «Freiheiten und Praerogativen gleich andern derlei neuacqistierten Städten zu begnaden, worüber das weitere in nächster Zeit erfließen werde». Nach-

[5]) Hofkriegsrats-Reskript vom 21. Juli 1718. Allegat zum Hofkammerakt vom 28. Juli 1718. G. F.-A.

[6]) Hofkammerakt vom 28. Juli 1718. G. F.-A.

dem nun der Stadtrichter sich wieder auf der Rückreise nach Belgrad befinde, so möge die Kommission denselben bei seiner Ankunft feierlich in seine «Stadtrichter- und Vorsteher-Funktion admittieren» und ihn, ebenso wie die Viertelmeister, in jeder Hinsicht unterstützen und protegieren; auch der Bürgerschaft überall Beistand leisten, damit selbe möglichst an Zahl zunehme und das «gemeine Wesen in Belgrad in Flor komme». Sollten sich aber irgendwelche Unzukömmlichkeiten ergeben, die zu beseitigen die Kameralkommission nicht genügend Autorität besäße, so möge sofort die Anzeige an die Hofkammer erstattet werden, damit von Wien aus die gehörigen Maßnahmen zum Schutze der Bürgerschaft getroffenwerden könnten.

Aber trotz des guten Willens, den die Hofkammer der Belgrader Bürgerschaft gegenüber hegte, war doch bis zur endlichen Einführung der städtischen Verfassung noch ein weiter Weg. Immerhin aber hatte es Stadler durch sein energisches Vorgehen verstanden, die Wiener maßgebenden Kreise für die Sache zu interessieren; und tatsächlich griff man bei den späteren Projekten und Entwürfen, wie auch bei der endgiltigen Schlußfassung des Stadtstatuts auf seine Anregungen und Vorarbeiten zurück. Schon in der Anordnung des Stoffes verrät sich die Stadlersche Vorlage.

Dies zeigt sich in dem der Einrichtung städtischer Verwaltungen gewidmeten Abschnitte eines Projektes der Hofkammer[7]), das dieselbe zufolge eines Beschlusses der im April 1719 errichteten Hofkommission in Neoacquisticis vom 3. August desselben Jahres über die Administration Serbiens ausarbeitete. Gleich der erste Punkt dieses Kapitels — «Polizeiwesen in Städten» überschrieben — betrifft, ebenso wie in dem ursprünglichen Stadlerschen Projekt — die Seelsorge; es sei den Magistraten, heißt es dort, und es wurde wohl dabei in erster Linie an Belgrad gedacht, aufzutragen, für den Bau von Kirchen, die Bestellung von Seelsorgern und die Errichtung von Schulen entsprechend Sorge zu tragen. Es seien ferner die Gewerbe füglich abzuteilen, insbesondere den Nahrungsmittelgewerben große Aufmerksamkeit zuzuwenden; jedoch solle es dem arbitrium magistratus anheimgestellt bleiben, die Zahl der Gewerbetreibenden ad loca zu proportionieren, damit nicht an einem Ort mehr Handelsleute einer Branche sich niederlassen, als die betreffende Stadt zu ernähren imstande sei. Es wurde die Festsetzung von Maximaltaxen für Fleisch, Brot und «alle Notdurften in consumptilibus», so-

[7]) Gem. Fin.-Archiv, fasc. «Serbien», 15 573, Konvolut 26. Das Projekt ist undatiert und dürfte Ende 1719 verfaßt worden sein; größtenteils gedruckt bei Langer l. c. pag. 165 ff.

wie genaue Kontrolle von Maß und Gewicht durch ein «reguliertes» Zimentamt in Aussicht genommen. Marktmeister sollten über die Marktleute wie über die Qualität der feilgebotenen Waren die gehörige Aufsicht führen und dem Magistrat verantwortlich sein. Es sei ferner nötig, für Ärzte und Apotheken zu sorgen, eine Hebammenordnung zu erlassen, Spitäler zu errichten und insbesondere die barmherzigen Brüder zu einer Niederlassung in Belgrad zu bewegen. Für die öffentliche Sicherheit solle durch Anstellung von Wachleuten und Torhütern, wie auch durch eine Nachtwachordnung die gebotene Vorsorge getroffen werden; auch die Erlassung einer Feuerordnung wurde in Aussicht genommen. Es sei auch ratsam, in jeder Stadt ein granarium publicum zu errichten. Eine gute Bauordnung solle die Gewähr dafür bieten, daß in den Städten nur «hübsche, regulare, auch bequeme Wohngebäude» entstehen, daß geräumige freie Plätze und «regulierte» Gassen angelegt werden. Um die Bautätigkeit zu heben, solle jedermann, der ein neues Haus baut, eine wenigstens vierjährige Steuerfreiheit bewilligt werden. — Die Organisation der Gewerbetreibenden in Zünften sei nur unter gewissen Kautelen zu gestatten. Weitere Bestimmungen betrafen verschiedene polizeiliche Befugnisse der städtischen Magistrate, und schließlich wurde die Erlassung einer Reihe weiterer «Ordnungen» angekündigt, welche — um nur einige zu erwähnen — die Einrichtung eines Waisenamtes, das Dienstbotenwesen, die Organisierung einer Stadtbuchhalterei zum Gegenstande haben sollten.

In diesem Projekte der Hofkammer ist die weitgehende Liberalität sowie die große Rücksichtnahme auf spezielle Wünsche der Belgrader Bürgerschaft bemerkenswert; jedenfalls waren dieser Hofstelle auch die Stadlerschen Projekte vorgelegen, und die eifrigen Beratungen, die über den Gegenstand seinerzeit gepflogen worden waren, kamen der Angelegenheit jetzt zugute. Andrerseits ist in dem gedachten Entwurfe so vieles in Aussicht genommen, dessen Durchführung in Belgrad, der eben erst dem orientalischen Kulturkreis entrückten Stadt, wohl kaum innerhalb kurzer Frist möglich gewesen wäre. Erfreulich ist aber immerhin der gute Wille, den die Hofkammer an diese Sache wandte.

Mit der Einrichtung der «Administration» in Serbien vollzog sich ein für Belgrad sehr erfreulicher Personenwechsel in der obersten Leitung der städtischen Angelegenheiten. An die Spitze der serbischen Verwaltung trat nämlich im September 1720 Prinz Karl Alexander von Württemberg, welchem General O'Dwyer im Oktober auch das Stadtkommando übergeben mußte. Dem neuen Ver-

waltungschef wurden klare und präzise Weisungen[8]) über seine Aufgaben mitgegeben, in denen auch der Stadt Belgrad in fürsorglicher Weise gedacht wurde[9]). Sehr richtig wurde hervorgehoben, es sei auf das «Polizeiwesen, die pretia rerum, Richtigkeit des Maßes und Gewichtes, Sauberkeit der Gassen, Visitation der Kamine und Rauchfänge», sowie auf Vorkehrungen in «Feuer- und Gesundheitssachen» eine ganz besondere Aufsicht zu halten. Die Landesregierung habe in dieser Hinsicht eine umso größere Verantwortung, als in einem solchen «ex novo von allen möglichen Leuten zu besiedelnden Ort wie Belgrad» von einer umsichtigen Verwaltung die Wohlfahrt der Bewohner nicht nur der Stadt, sondern des ganzen Landes abhänge. Ein Hauptaugenmerk möge die serbische Administration darauf lenken, daß niemand anderer als Deutsche und Katholiken als Bürger in das Belgrader Gemeinwesen neu aufgenommen werden, und daß die Raizen, Armenier und Griechen nur getrennt von den Deutschen, gleichsam als eine «abgesonderte Communität», zu dulden seien. Ferner müsse als unverrückbares Prinzip stets vor Augen gehalten werden, daß die deutsch-katholischen Inwohner Belgrads auch ohne Einrechnung der Besatzung jederzeit an Zahl stärker seien, als die andern Nationen und «Schismatiker» zusammengenommen. In diesen wenigen Sätzen waren die Richtlinien gegeben, nach denen sich die serbische Administration hinsichtlich der Verwaltung Belgrads zu halten hatte. Nach der endgiltigen Fixierung dieser leitenden Prinzipien war der Zeitpunkt gekommen, auch die definitive Regelung der Belgrader Stadtverfassung energisch in die Wege zu leiten.

Die kaiserliche Administration für Serbien erließ unterm 30. Juni 1721 ein Dekret an die Bürgerschaft von Belgrad, in welchem dieselbe aufgefordert wurde, «zu Beratschlagung gemeiner Stadtangelegenhetien zusammenzutreten» und ein Projekt über die Organisierung des Stadtmagistrates vorzulegen. Diese Beratungen innerhalb der Bürgerschaft[10]) beanspruchten geraume Zeit. Ihr Resultat bildete ein «unvorgreifliches Projekt, die künftige Einrichtung der in dem Königreich Serbien liegenden Haupt- und Grenzstadt Belgrad betreffend», welches der kaiserlichen Administration im Laufe des Jahres 1722 vorgelegt wurde[11]). Dieses äußerst weitschweifige Elaborat, welches im Grunde genommen nur eine ungemein erwei-

---

[8]) Unterm 7. September 1720.

[9]) Langer, l. c. pag. 190 ff.

[10]) Stadler scheint daran nicht mehr teilgenommen zu haben; wenigstens wird sein Name nicht erwähnt; jedoch ist auch bei dem neuerlich vorgelegten Projekte zu erkennen, daß seine seinerzeitigen Eingaben als Vorlagen dienten.

[11]) Undatiertes Allegat zum Akt «Ungarn», 18. Februar 1724, Gem. Fin.-Archiv.

terte Fassung der schon in den vorhergehenden Jahren überreichten Propositionen darstellt, enthielt unter anderen selbstverständlich auch eine Reihe von Forderungen, mit denen sich die kaiserliche Administration in Belgrad — die nun ihre Äußerung darüber abzugeben hatte — keineswegs einverstanden erklären konnte. In ihrem am 13. August 1723[12]) an die Hofkammer erstatteten Referate gaben die Belgrader Administrationsräte über jeden Punkt des vorliegenden Projektes der Belgrader Bürgerschaft ihr ausführliches Gutachten ab, wobei sie in eingehender Weise die Gründe darlegten, weshalb sich die Aufnahme einzelner dieser Punkte in das zu erlassende Stadtstatut nicht empfehle; im großen und ganzen aber befürwortete die Administration die Vorschläge des bürgerlichen Projektes. Dieses Referat bildete das Substrat der Schlußberatungen der neoacquistischen Hofkommission in Wien, die sich am 9. September und am 19. November 1723 mit der Angelegenheit befaßte[13]). Zunächst wurde festgelegt, daß «bei Regulierung und Einrichtung des Belgrader Stadtmagistrates und der alldasigen Bürgerschaft die norma der ungarischen Freistädte» in ihren Hauptpunkten als richtunggebend beibehalten werden könne, daß jedoch in den herauszugebenden Erlässen dieser Umstand nur ja keine Erwähnung finden solle, da sonst zu besorgen wäre, daß man «ex parte regni Hungariae auf die Incorporation der neu-acquirierten Provinzen zu insistieren Anlaß nehmen würde»[14]). Nach Fixierung dieses Leitsatzes wurde in die Spezialberatung der einzelnen Punkte eingegangen, wobei zwischen den Vertretern der Hofkammer und jenen des Hofkriegsrates nicht selten bedeutende Meinungsverschiedenheiten zutage traten. Jedoch gelang es trotz aller Hindernisse, die Angelegenheit so weit zu fördern, daß am 19. Februar 1724 dem Kaiser, zugleich mit einem kurzen Referate über das Ergebnis der gemeinsamen Beratungen, ein Reskript an die Administration in Serbien vorgelegt werden konnte, welches — auf den 18. Februar zurückdatiert — von Kaiser Karl VI. unverändert gutgeheißen wurde. Dieser Erlaß bildet den Abschluß der jahrelangen Aktion zur Organisation des Belgrader Stadtmagistrates; er enthält in drei Abschnitten teils Direktiven für die serbische Administration hinsichtlich der Verwaltung von Bel-

---

[12]) Ebendort.

[13]) Die Protokolle als Beilagen zu demselben Akt vom 18. Februar 1724.

[14]) In diesem Sinne wurde auch in dem unten erwähnten kaiserlichen Reskripte vom 18. Februar 1724 der Administration vertraulich eingeschärft, «in neoacquistischen Einrichtungssachen von dem Königreich Hungarn vollständig zu abstrahieren», um den ungarischen Ständen nur ja keinen Anlaß zu ihren Prätensionen zu geben.

grad, teils organisatorische Bestimmungen betreffs der städtischen Autonomie, sowie eine Reihe von Privilegien und Rechten für die Bürgerschaft, deren Gesamtheit wir füglich als das Stadtstatut der Belgrader Deutschenstadt bezeichnen können.

Der kaiserliche Erlaß bestimmt zunächst, daß in der Donaustadt von Belgrad nach «Norma und Herkommen anderer Städte» ein Stadtrichter als Oberhaupt erwählt werden solle, welchem die «competente inspection» über die anderen Ratsmitglieder und die Bürgerschaft zustehe, der aber in wichtigeren Angelegenheiten ohne Beiziehung der ersteren keine Entscheidung zu treffen habe. Sowohl in publicis wie auch in judicialibus entscheide die absolute Stimmenmehrheit, in letzter Instanz aber die kaiserliche Administration. Dieser Stadtrichter solle von den allgemeinen Anlagen befreit sein und außerdem ein «utile» von 150—200 fl. aus den städtischen Einkünften beziehen[15]).

Aus den Mitgliedern des Rates sollen der Stadthauptmann, der sein Amt lediglich als unbesoldetes bürgerliches Ehrenamt, ohne einen den kaiserlichen Offizieren vergleichbaren Rang zu besitzen, versehen werde, ferner der Stadtkämmerer, welcher stets ein bemittelter angesehener Bürger sein müsse, damit das aerarium civitatis keinen Schaden nähme, dann der Stadtwagmeister, der die Befugnis zur Einhebung der «Ziment-» und Waggelder besitze, und schließlich der Spitalvater erwählt werden. Dem Stadtkämmerer sei ein jährlicher Gehalt von 100 fl. zu bewilligen, die Entschädigung des Stadtwagmeisters jedoch sei von der Administration im Einvernehmen mit der Bürgerschaft zu bestimmen. Das Waggeld wäre möglichst gering zu bemessen und zwischen den Transito-Waren und jenen, die in loco verbleiben, ein Unterschied derart festzulegen, daß von den ersteren etwa $^1/_2$ Kr., von letzteren hingegen 1 Kr. für den Zentner eingehoben werden solle.

Die Amtsdauer der vorgenannten kommunalen Würdenträger wurde mit zwei Jahren bemessen und zugleich bestimmt, daß jedem von ihnen ein beeideter Bürger aus dem engeren Rat zur Kontrolle beigegeben werden sollte.

Es sei ferner ein Stadtsyndikus oder Notar zur Führung des Stadtprotokolls, Errichtung der Testamente und Inventarien usw. zu er-

---

[15]) Die Administration hatte vorgeschlagen, dem Stadtrichter ein Drittel aus den Strafgeldern zuzuweisen, welche Anregung aber von der neoacquistischen Hofkommission aus dem Grunde keine Berücksichtigung fand, da sonst gegebenenfalls der Stadtrichter in willkürlicher Weise anstatt Freiheitsstrafen lieber höhere Geldstrafen verhängt hätte, um seinen Anteil möglichst zu vergrößern.

nennen, dem ein Fixum von 300 fl. und außerdem die «sportulae cancellariae» [16]) bewilligt wurden.

Auch eine Stadtfahne sollte die Deutschenstadt führen dürfen und einen Stadtfähnrich sowie einen Stadtleutnant — beide unbesoldete Ehrenposten — bestellen.

Der nächste Punkt bestimmte die Ernennung eines Marktrichters, dem die Regelung des Marktwesens gegen angemessene Bezahlung obliegen sollte, deren Höhe später zu bestimmen wäre.

Behufs Unterstützung des Wagmeisters wurde die Anstellung eines Wagdieners bewilligt, dem von jedem Gulden Waggeld ein Groschen als Entlohnung gebühren sollte, ein Bezahlungsmodus, durch den man nicht mit Unrecht die Interessen des Stadtsäckels zu fördern hoffte.

Vier Nachtwächter mit je 6 fl. Monatssold wurden angestellt, welche einerseits auf dem Stadtturm Feuerwache halten sollten, andrerseits aber auch den Gerichtsdienern zum Beistand verpflichtet waren.

Der Bürgerschaft wurde aufgetragen, eine Stadtuhr anzuschaffen, zu deren Betreuung der Stadtuhrrichter — ein Uhrmacher — mit einem Monatssold von 4 fl. bestellt werden möge.

Ein «Stadtkaminfeger» sollte im Interesse der Feuersicherheit der Stadt seines Amtes walten.

Auch alle diese Magistratspersonen haben eine Funktionsdauer von zwei Jahren, nach deren Ablauf von der Administration die «renovatio magistratus» in der Weise vorzunehmen ist, daß der Stadtrat zunächst drei Kandidaten aus seiner Mitte für die Stadtrichterstelle nominiere, deren einen die Administration provisorisch zu ernennen habe, bis diese Wahl bzw. Ernennung von Wien aus bestätigt werde. Im übrigen seien alle bürgerlichen «officia» von der Stadt, d. h. der Bürgerschaft zu verleihen und von der Administration nach Eintreffen der Ratifikation des Hofkriegsrates und der Hofkammer zu bestätigen. Der Stadtkämmerer sei der serbischen Landesverwaltung zur Rechnungslegung verpflichtet, wie überhaupt die Administrationsbuchhalterei die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben der Stadt zu überprüfen habe.

«Zur Informierung» der Jugend wäre die Anstellung eines tüchtigen Schulmeisters nötig, welcher seine Befähigung durch ein Examen vor den PP. Soc. Jesu als provisorischen Pfarrverwesern zu erweisen haben werde; dieser Schulmeister sei sodann vom Magistrat

---

[16]) Hiefür sollte die Administration eine eigene Taxordnung entwerfen und zur Approbation nach Wien schicken.

förmlich zu ernennen und ihm die Exemption «ab oneribus personalibus» zuzugestehen, jedoch sonst kein Gehalt anzuweisen, da selber «von der instruction der Jugend sein Auskommen zu hoffen habe». Es wäre ferner «pro principio zu nehmen», daß der anzustellende Lehrer die Jugend in keiner andern als der deutschen und lateinischen Sprache zu unterweisen habe, da in Belgrad «die deutsche Muttersprache einzuführen sei».

Bezüglich der städtischen Einkünfte wurde folgendes bestimmt: Für die Aufnahme in die Bürgerrolle solle eine Gebühr von 10 fl. entrichtet und die aus diesem Titel eingehenden Beträge zur Anschaffung von Feuerlöschrequisiten verwendet werden. Die Strafgelder wären ohne jeden Abzug an die Stadtkasse abzuliefern; ferner seien die Wag-, Wochenmarkt- und Standgelder, ebenso die Gebühren für die Zimentierung ad aerarium civitatis abzuführen. Die Besoldungen des Wagmeisters und des Marktrichters wären aus diesen Einkünften anzuweisen. Von den Wirtshäusern und Kaufläden der ersten Steuerklasse sei eine Abgabe von 30 Kr. monatlich, von den übrigen Schank- und Bierhäusern sowie «Gewerbs- und Handwerksläden» monatlich 5 Groschen an die Stadtkasse zu entrichten. Der Stadt wird dreimal im Jahre, und zwar zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, jedesmal durch acht Tage «nomine publico et in commodum civitatis» der Weinausschank unter der Bedingung gestattet, daß den Gastgewerbetreibenden während dieser Zeit keinerlei Beschränkung im Ausschank auferlegt werden dürfe. Der Stadt werden zugleich 12 Viertel Weingärten und 100 Joch Äcker geschenkweise überlassen.

Bei Todesfällen habe der Syndikus die entsprechenden Inventarien aufzustellen, und es sei von jedem Gulden liegenden oder beweglichen Gutes 1 Kr. «Sterberecht» einzuheben und an die Stadtkasse abzuführen, jedoch nur von dem durch Schulden nicht belasteten Betrage. Falls ein Nachlaß durch Schulden überlastet wäre, somit kein unbelasteter Betrag zur Inventierung käme, sei eine Gebühr von einem Reichstaler, gleich 1 fl. 30 Kr. zu erheben.

Betreffs verschiedener weitergehender Petita der Stadt wird bestimmt, daß die Führung des Grundbuchs dem Kamerale vorbehalten bleiben und ebenso der «proventus hievon» dem kaiserlichen Aerar zukommen solle. Das Jus gladii wird der Stadt nicht zugestanden, vielmehr alle Kriminalangelegenheiten dem serbischen Generalats- und Landauditoriat zugewiesen.

Hinsichtlich des Vormundschaftswesens wird die Administration ermächtigt, zwei oder drei vom engeren Rat der Stadt vorgeschlagene, durch gute Sitten ausgezeichnete und in «Gerichts-,

Wirtschafts- und Raittungserfahrenheiten hervorragende» Männer zu Mitgliedern der Vormundschaftsbehörde zu ernennen, als deren Vorsitzender der jeweilige Stadtsyndikus zu fungieren haben werde.

Diese Vormundschaftsbehörde habe sich in ihrer Tätigkeit nach den Bestimmungen der niederösterreichischen «Gerhabschaftsordnung» zu richten und jedes Jahr der Administration Rechnung zu legen.

Dem Magistrat wird die Führung eines Stadtprotokolls aufgetragen, der Stadt ein Siegel verliehen, über dessen Bildnis und Umschrift später detaillierte Weisungen ergehen sollten[17]).

Es wird ferner die Erlassung einer Feuerordnung in Aussicht gestellt, die jener der Stadt Brünn nachgebildet werden soll.

Die näheren Umstände der Wirksamkeit der Belgrader Magistratspersonen solle eine später zu erlassende Instruktion bestimmen, deren Entwurf ehestens vorzulegen sei.

Betreffs der Gewerbetreibenden wird bestimmt, daß deren Zahl von der Stadtvertretung und der Administration im gegenseitigen Einvernehmen beschränkt und fallweise festgesetzt werden möge; so seien z. B. gegenwärtig acht gewöhnliche und zwei französische Bäcker zu konzessionieren, denen der Brotpreis allmonatlich vorzuschreiben wäre; die Zahl der Fleischhauer wird mit 12 fixiert und dem Magistrate strenge aufgetragen, auf die Güte des Fleisches sowie auf dessen Preis und richtiges Gewicht genauestens Aufsicht zu halten. Alle übrigen Gewerbetreibenden sollen gleichfalls in der erforderlichen Anzahl — soviel deren die Stadt zu ernähren imstande sei — fixiert werden.

Der Magistrat wird ermächtigt, das inmitten der Stadt gelegene, einem Armenier gehörige Bad abzulösen und daraus ein Stadtbad «mit gut christlicher Ordnung» zu machen.

Betreffs der Wirtshäuser hatte die Administration gemäß den Anträgen der bürgerlichen Gastgewerbetreibenden Belgrads vorgeschlagen, deren Zahl, die sich damals gerade auf 140 belief, auf 48 zu restringieren. Dieser Vorschlag wurde in Wien nicht akzeptiert, da durch eine so plötzliche und tief einschneidende Maßregel zahlreiche Existenzen vernichtet würden. Der kaiserliche Erlaß ordnete vielmehr an, es seien keine neuen Wirtshauslizenzen mehr zu verleihen und die durch Todesfälle oder Auswanderung freiwerdenden nicht neuerlich zu vergeben. Gelegentlich dieses Punktes wurde der Administration auch noch aufgetragen, über die Art der staatlichen

[17]) Vergleiche über diese spätere Regelung Langer l. c. pag. 210.

Besteuerung der Gast- und Schankhäuser, sowie über die Verpachtung des Branntweinschankes Vorschläge zu erstatten[18]).

Niemandem in Belgrad sollte es erlaubt sein, ein doppeltes Handwerk zu betreiben, dagegen sei es gestattet, neben einem Gewerbe auch noch eine bäuerliche Wirtschaft zu besitzen. Der Hausierhandel soll nur gelegentlich der Jahrmärkte gestattet, der Magistrat aber berechtigt sein, Hausierlizenzen auch sonst zu vergeben, wenn das Interesse der Bürgerschaft darunter nicht leide.

Die Organisation der Belgrader Handwerksleute in Zünften möge einem späteren Zeitpunkte vorbehalten bleiben, bis man sich über «den Fortgang und die Aufnahme dasiger Gewerbschaften» ein abschließendes Urteil gebildet habe. Daher könne auch vorläufig von der Einverleibung dieser Zünfte in die Wiener Hauptlade keine Rede sein.

Betreffs der Seelsorge wurde verfügt, daß die Jesuiten auch weiterhin «provisorie» die Pfarrangelegenheiten und die «cura animarum» besorgen sollten, und unter einem die Anordnung getroffen, daß solange der Plan der neuen Belgrader Fortifikationen nicht endgiltig feststehe, weder die alte Pfarrkirche restauriert, noch die Erbauung eines neuen Gotteshauses gestattet werden dürfe. Die in Wien übliche Stolordnung wurde mit den für Belgrad nötigen Änderungen versehen und dortselbst eingeführt.

Für die höhere Ausbildung der Jugend wurde die Gründung vorläufig einer Lateinschule ins Auge gefaßt, welche klassenweise eröffnet werden sollte; die oberste Leitung derselben wurde den Jesuiten übertragen, die Magistri aber sollten, da die Unterrichtssprache deutsch und die Erziehung überhaupt ganz in deutschem Geiste erfolgen sollte, aus Wien bzw. aus den deutschen Erbländern berufen werden. Für die Erhaltung dieser Lateinschule hätten die Jesuiten Sorge zu tragen, die hiefür durch die Überlassung etlicher anbaufähiger Praedien in der Umgebung Belgrads entschädigt werden sollten. Bau- und Brennmaterial für die Schule hatte das Kamerale beizustellen.

Der Stadt wurde die Bestellung eines Stadtphysikus aufgetragen, dem ein Jahresgehalt von 150 fl. aus der Stadtkasse zu erfolgen sei. Zugleich wurde die Errichtung einer Stadtapotheke angeordnet und der Magistrat berechtigt, eine — «ritis examinibus approbierte» — beeidete Stadthebamme zu ernennen. Zur Erbauung eines Spitals

[18]) Die Administration hatte die Besteuerung eines Wirtshauses (Schildes) mit 50 fl. jährlich, eines Weinschankes (Kranzes) mit 30 fl. und eines Bierschankes mit 25 fl. vorgeschlagen, welche Auflage aber von der neoacquistischen Hofkommission zu hoch befunden wurde.

wird ex aerario ein entsprechender Baugrund und Baumaterialien im Werte von 600 fl. und seitens des Generalkriegskommissariates zwölf Betten gewidmet, im übrigen die Verwaltung des Spitales dem Magistrate übertragen, der die bezüglichen Geschäfte durch den Spitalvater zu versehen haben werde.

Der Deutschenstadt wird ein schon vor zwei Jahren provisorisch zugewiesenes Gebäude nunmehr endgiltig als Rathaus in freies Eigentum übertragen, auch dem Magistrat befohlen, dortselbst seine Kanzleien zu eröffnen und den städtischen Weinschank zu betreiben [19]).

Die Verleihung der Marktfreiheiten wurde in allernächste Aussicht gestellt und zugleich verfügt, daß zwei Jahrmärkte und zwar vom Feste Sancti Johannis Baptistae (24./VI.) bzw. Sanctorum Apostolorum Simonis et Judae (28./X.) angefangen jedesmal durch 14 Tage — da diese Termine für die türkischen Kaufleute die bequemsten seien — sowie drei Wochenmärkte, am Dienstag, Freitag und Samstag gehalten werden sollen. Die Marktgebühren haben dem Stadtsäckel zuzufließen.

Die Beschränkung der Anzahl der Juden sowie die Fixierung der Toleranzgelder wurde einem späteren Zeitpunkte vorbehalten.

Der Stadt wurde die Errichtung einer städtischen Mühle unter der Bedingung zugestanden, daß der Mühlzins an das Aerar abgeführt werde.

Schließlich wurde der Administration die Abgrenzung des Burgfriedens der Stadt aufgetragen. — Zur Hebung der Bautätigkeit, insbesondere behufs rascher Fertigstellung der öffentlichen Gebäude der Stadt, wurde die Anordnung getroffen, es habe das Fortifikationsbauamt Kalk und Ziegel zu mäßigem Preise an die Bauunternehmer abzugeben.

Zum Schlusse wiederholte das kaiserliche Edikt nochmals den Leitsatz, daß in dieser Stadt — da sie doch den Namen «Deutschenstadt» führe, — «keine anderen als deutsche und zwar, wie es der allerhöchste Befehl und das institutum neoacquisticum ausdrücklich bestimmt, lediglich der römisch-katholischen Religion zugetane Personen» unter die Bürgerschaft aufzunehmen seien. Den Raizen wäre in «ihrer abgesonderten Communität» eine ähnliche städtische Verfassung zu geben; da jedoch zur Genüge bekannt sei, «zu welch

[19]) Andere Forderungen der Stadt, die die Bürgerschaft in ihrem Elaborat erhoben hatte, wurden abgeschlagen: so blieb das Mahlrecht und die Einhebung der Mahlgelder, die Stadtwagenmaut und der Fischdienst dem Ärar gewahrt. Auch die Maut- und Dreissigstfreiheit der für die Gewerbetreibenden einzuführenden Rohprodukte wurde nicht bewilligt.

großem Nachteil und Schaden der christlichen und deutschen Bürger dieses Volk, nicht minder andere Nationen, besonders die Juden, gereichen, so habe als Prinzip zu gelten, daß die Raizen auf eine möglichst geringe Anzahl zu restringieren, weil — so erklärte Karl VI. schließlich — «es des Kaisers Absehen sei und es dabei unveränderlich zu verbleiben habe, daß allda zu Belgrad als dem äußersten Grenzort und Vormauer der ganzen Christenheit die deutsche Nation allezeit die prinzipalste tam quoad activitatem, quam numerum sein müsse.»

Mit diesen programmatischen Worten schloß der Erlaß, der die endgiltige Regelung des städtischen Lebens in der Deutschenstadt Belgrads begründete; diesem Programm wurden alle getroffenen Verfügungen genau angepaßt, und solcherart ein Werk geschaffen, das in glücklicher Weise einerseits den Interessen des Staates entsprach und andrerseits auch den Bedürfnissen der neuen Bewohner Belgrads, die ja aus geordneten städtischen Gemeinwesen des heiligen römischen Reiches oder der Länder der Stephanskrone gekommen waren, in jeder Hinsicht gerecht wurde.

Es dauerte noch Jahre bis die einzelnen Bestimmungen dieser städtischen Verfassung ins Leben traten, aber der Anfang einer gedeihlichen Entwicklung war gegeben; und was besonders die Durchführung des oben zitierten Programms betrifft, so liefern Häuserkonskriptionen [20]) von Belgrad den Beweis, daß tatsächlich diese Stadt zu jener Zeit ganz deutsch gewesen ist, und daß das Serbentum — in diesen Jahren national fast vollständig verdrängt — nur der im Jahre 1739 erfolgten Wiederaufrichtung der türkischen Herrschaft seine Haltung in Belgrad zu danken hatte.

Wenn im vorstehenden der Versuch unternommen wurde, die Entstehung einer städtischen Verfassung in einem neoacquistischen Lande zu schildern, so geschah dies auch in der Absicht, zu zeigen, mit welcher Gründlichkeit die beteiligten Behörden ihre Aufgabe auffaßten, wie sowohl die neoacquistische Hofkommission, als auch die mit ihr kooperierenden Hofstellen und Ämter jedem Detail weitgehende Aufmerksamkeit zuwendeten und in absolut nicht bürokratischer Weise nicht selten fiskalische Rücksichten zugunsten von Maßnahmen zurücktreten ließen, die in erster Linie dem Aufschwung und Wohlstand der neuerworbenen Gebiete galten und erst in zweiter Hinsicht für das Ärar ersprießlich waren. Man möge aus diesem kleinen Beitrag zur Geschichte der neoacquistischen Verwaltung ersehen, welche bemerkenswerte Kulturarbeit die Staats-

[20]) Aus dem Jahre 1728. G. F. A. Fasc. 15573.

männer Karls VI. und ihre Mitarbeiter nicht nur in großen Fragen, sondern auch bei der Einrichtung kleinerer Verwaltungsorganismen geleistet haben.

Die Grenzen Albaniens.

Von **Desiderius von Szegh.**

Wer sich einmal in die psychologische Untersuchung der orientalischen Frage vertieft hat, den muß es von allem Anfang an klar gewesen sein, daß die Feststellung der Grenzen sowie der staatsrechtlichen Stellung des künftigen Albaniens auf nicht geringe Schwierigkeiten stoßen wird.

Die Lage Albaniens, seine Rassenelemente und auf Grund derselben sein Beruf zur Erhaltung des Gleichgewichtes müssen den Blick der Mächte auf die zwei divergierenden Gruppen lenken, welche im Orient einander stets gegenüberstanden. Die eine, mit aggressiver Absicht, dient den slawischen Aspirationen; die andere, defensiv, bezweckt die Erhaltung des Gleichgewichtes auf dem Balkan, das heißt, daß die Balkanstaaten mit neutraler Politik die Rolle der Türkei übernehmen, welche mit ihrer Neutralität den europäischen Mächten das Gegengewicht bot. Um aber diese Rolle bekleiden zu können, war es für die Balkanstaaten vor allem notwendig, unter sich in Frieden zu leben und die Grenzen jedes einzelnen strengstens festzustellen, damit ihre Erklärung vor dem Kriege sich bewahrheite: sie wollen Europa beweisen, daß sie das, was die diplomatische Arbeit in Jahrzehnten nicht zu leisten vermochte, weil diese nach ihrer Meinung von egoistischen Absichten geleitet war, mit den Waffen erreichen werden: definitiv Ruhe und Frieden auf der Halbinsel schaffen, weil sie auf der Basis von Recht und Ordnung stehen, mit anderen Worten: den Balkan den Balkanvölkern zurückgeben. Suum cuique!

Es hat aber den Anschein, als ob der eine und der andere der Verbündeten auf dem Balkan, wenn von der Feststellung der Grenzen Albaniens die Rede ist, vom ursprünglichen Wege abweichen wollte, und zwar nicht nur im eigenen Interesse, zur Befriedigung seines Heißhungers, sondern auch der Mächtevereinigung zuliebe, welche im Dienste der slawischen Aspirationen bei jeder Phase der orientalischen Frage aggressiven Tendenzen huldigt.

Das autonome, unabhängige Albanien kommt. Dieser Beschluß ist gebracht, obwohl anfangs auch die Frage aufgetaucht war, ob das albanesische Gebiet nicht besser unter die Verbündeten aufgeteilt werden sollte? Und dieselben Absichten, von welchen sie damals

geleitet waren, als sie von einem autonomen Albanien nicht einmal hören wollten, sind auch jetzt vorherrschend, wo sie die Grenzen Albaniens möglichst eng ziehen und den künftigen albanesischen Staat schon von vornherein seiner Lebensfähigkeit berauben wollen. Und es ist offenbar, daß der Standpunkt, welcher für die Schaffung des unabhängigen Albaniens kämpft, seine Intentionen nur dann erfüllt sehen und das Prinzip, welches ihm den Gedanken der Schaffung Albaniens eingab, nur dann verwirklicht sehen wird, wenn das ganze albanesische Volk in einer staatlichen Gemeinschaft zusammenschmilzt. Nicht darum handelt es sich, daß ein Albanien entstehe, sondern daß diese Rasse von anderthalb Millionen Seelen nicht unter die Oberhoheit eines anderen Balkanstaates gerate und dadurch unterdrückt, seines Charakters beraubt, mit seiner Unzufriedenheit, seinen explosiven Bestrebungen nicht weiter solchen Tendenzen diene, welche eine Konsolidierung unmöglich machen und die orientalische Frage mit allen eventuellen Komplikationen wieder akut werden lassen.

Das ist eine Frage von europäischer Bedeutung und greift so tief in das europäische Gewebe, daß eine Außerachtlassung der wahren Tatsachen oder eine in gewissen Interessen befangene Entscheidung sich furchtbar rächen kann. Es muß zugegeben werden, daß die Entscheidung nicht nur aus politischen Gründen schwer ist, sondern auch darum, weil Albanien und das albanesische Volk in Europa entweder gar nicht oder nur sehr oberflächlich bekannt ist. Sind doch ganze Gegenden sozusagen noch nicht einmal geographisch entdeckt! Große Strecken Landes sind von Europäern noch nicht besucht worden, die geographischen Kenntnisse sind allenthalben höchst mangelhaft — wie sollte man also das Volk selbst, dessen eigenartige Verhältnisse, Empfindungen und dessen Stellung unter den übrigen Balkanvölkern kennen?

Der Verfasser machte Albanien schon vor Jahren zum Gegenstande seines Studiums, er durchforschte das Land, besonders die Gebiete, welche bei der Grenzregelung strittig sind, er beobachtete das Leben der Albanesen, ihre Verhältnisse, ihre Auffassung der Balkanfrage im allgemeinen und in ihrem Verhältnisse zu den slawischen Völkern insbesondere, und mit diesen Daten und Erfahrungen ausgerüstet, versucht er es nun, die Frage durchaus unbefangen zu beleuchten.

I.

Die Albanesen geraten bei Feststellung der Grenzen des künftigen Albaniens sozusagen mit sämtlichen Balkanverbündeten in Widerspruch; sie stoßen im Westen auf montenegrinische, im Norden auf

serbische, im Osten auf serbische und bulgarische, im Süden auf griechische Ansprüche. Am aggressivsten ist den Albanesen gegenüber der serbische Standpunkt, und dieser gibt denn auch der Diplomatie am meisten zu schaffen.

Als es überhaupt noch eine Frage war, ob ein selbständiges Albanien entstehen soll, vertraten die Serben die Ansicht, daß das albanesische Volk kein staatenbildendes Element sei, daß die Nordalbanesen eigentlich Serben seien, daß es ein selbständiges Albanien eigentlich niemals gegeben habe — daß sie also nur ihr ererbtes Recht auf Albanien geltend machen. Diese Argumente haben sie auch jetzt nicht aufgegeben, wo die Albanesen zurückgedrängt werden sollen, und darum müssen wir uns auch mit diesen Forderungen beschäftigen, obwohl solchen Verdrehungen geschichtlicher Tatsachen eine ernsthafte Entgegnung kaum gebührt.

Wir können jedermann einfach auf Zeugnisse der Geschichte verweisen. Es ist festgestellt, daß die Albanesen neben den Basken das älteste Volk Europas und zugleich die ältesten Bewohner des Balkans sind, vor allem die ersten Ansiedler jenes Gebietes, auf welchem sie heute in kompakter Masse leben, und wenn in der Geschichte ein Teil des Albanesentums albanesisches Staatsleben zeigt, so erscheint dies eben in Skutari, Kroja, Durazzo, Kavaja, Elbassan, Berat und in all den Gebieten, auf welche Serbien zu allererst Anspruch erhob. Hier und in diesen Ortschaften herrschten die Castriotas, Thopias, Muzakis und andere. Es würde zu weit führen, die Gründe darzutun, warum das Albanesentum sich eine staatliche Existenz von größerem Umfange und längerer Dauer nicht zu schaffen vermochte; die Hauptsache war jedenfalls, was übrigens auch der staatsgründenden Fähigkeit des Serbentums von großem Nachteile war und zum Verfall des Reiches Duschans führte: der Partikularismus. Tatsache bleibt es, daß die Albanesen ein Staatsleben hatten, daß sie sich auch der türkischen Eroberung gegenüber länger zu halten vermochten, als jedes andere Balkanvolk, und daß die osmanische Herrschaft, nachdem die Unterwerfung erfolgt war, sich nur durch besondere Institutionen, durch besondere Begünstigungen und Privilegien das Albanesentum sichern konnte — hat es doch zum Beispiel über Skutari hinaus nördlich bis zur Linie Prizren-Djakova-Ipek, kurz dort, wo die kleinen Gebirgsstämme, die «Malcùr-»en (Malissoren) wohnen, staatliche Behörden oder Garnisonen niemals gegeben und die Albanesen lebten dort nach ihren selbständigen Gesetzen und in ihrer selbständigen Stammesorganisation, wie ja übrigens auch der große Geschichtsschreiber der Südslawen, Konstantin Jireček erklärt, daß

die Herrschaft der Griechen, Bulgaren, Italiener, Serben und Türken über die Albanesen nur dem Namen nach in Geltung war.

Und während der osmanischen Herrschaft gab es auch unter solchen Verhältnissen zahllose Aufstände, wie solche das Albanesentum selbst noch im letzten Jahrhunderte durchgemacht hat. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (seit der Gründung der Liga von Prizren) ist kaum ein Jahr vergangen, ohne daß bald hier, bald dort die Albanesen nicht zu den Waffen gegriffen hätten teils für ihre alten Rechte, teils zur Erpressung neuer Privilegien.

Das Serbentum sollte besonders den Aufstand nicht vergessen, welcher nach der Berliner Konferenz zur Verhinderung der Durchführung des Vertrages ausgebrochen ist. Die Albanesen widersetzten sich bewaffnet dem Berliner Vertrage, damit Montenegro die ihm zugesprochenen Gebiete von Plava und Gusinje nicht erhalte, trotzdem die Türkei selbst auch Truppen gegen die Albanesen schickte. Montenegro war schließlich gezwungen, sich mit der Pforte auszugleichen, welche ihm statt Plava und Gusinje das Flußgebiet des Zem überließ. Doch auch davon konnte Montenegro wegen des Widerstandes der Albanesen nicht Besitz ergreifen, worauf ein neuer Ausgleich zustande kam und Montenegro endlich Dulcigno erhielt, und auch dies konnte es nur unter einer Flottendemonstration der Großmächte in Besitz nehmen.

Dieser eine Fall beweist auch schon zur Genüge die große Empfindlichkeit, mit welcher die Albanesen jedwede slawische Aspiration von ihrem Grund und Boden abwehrten, und so stehen die Behauptungen in historischer Beleuchtung da, welche das nationale Rassengefühl, die Unabhängigkeit und die historischen Rechte des Albanesentums in Abrede stellen wollen.

Das fanatische Festhalten an seiner Unabhängigkeit ist eben einer der grellsten Züge der albanesischen Rasseneigentümlichkeit, und bei objektiver Betrachtung der Dinge muß man zugeben, daß seit dem jungtürkischen Regime gerade die Anhänglichkeit des Albanesentums an seine Unabhängigkeit, seine ererbten Rechte und Sitten den Aspirationen sämtlicher Balkanstaaten neue Kraft verlieh. Das Albanesentum hat als initiierende Kraft das höchste Vertrauen erweckt. Man hat in ausgiebigem Maße darauf gerechnet, daß, sobald die jungtürkische Regierung in ihrer Konsolidierungsarbeit auch in der europäischen Türkei an die Herstellung der Ordnung und an die Festigung der staatlichen Souveränität geht, die Albanesen zufolge ihrer eigenartigen Stellung und ihrer urwüchsigen Unabhängigkeit diesen Bestrebungen Widerstand leisten werden, welches Vorgehen, wenigstens dem äußeren Anschein nach, in Europa berechtigt

erscheinen wird, während der Antagonismus der übrigen Nationalitäten solchen eventuellen Verfügungen gegenüber niemals moralisch gerechtfertigt wäre, haben sie doch gerade unter dem Vorwand des Mangels einer Konsolidation jahrzehntelang die sogenannte «makedonische Aktion» betrieben. Und die Rechnung war richtig. Seit dem Jahre 1908 begannen die Albanesen dreimal den Kampf für ihre Rechte und Privilegien, welche — wie immer geartet sie auch sein mögen — immerhin die geduldeten Attribute eines unabhängigen Zustandes waren. Und im Grunde genommen war der Aufstand der Albanesen von Kossowo vom Jahre 1912 die Brücke der Kriegserklärung der Balkanstaaten und somit auch der späterhin erreichten Erfolge.

Die Albanesen der europäischen Türkei kämpfen seit längerer Zeit und mit größerer Zähigkeit für freiheitliche Schlagwörter und Privilegien, als die anderen Nationalitäten. Ein solcher albanesischer Kampf bildete auch die Einleitung zum jetzigen Balkankrieg. Und wenn seitens der Verbündeten der Einwurf laut wird — und die Serben haben nicht gesäumt, ihn laut werden zu lassen — daß die Albanesen doch neben den Türken kämpfen, so muß betont werden, daß die Serben den Grund davon nicht nur kennen, sondern durch die in Rede stehenden Grenzfragen auch dokumentieren.

So absurd es auch klingen mag, ist es doch Tatsache, daß den Albanesen ihr Verhalten im gegenwärtigen Balkankriege auch nur von dem Bestreben, ihre Unabhängigkeit und ihre Rassenexistenz zu erhalten, diktiert ist. Sie kämpfen mit der türkischen Herrschaft um die Respektierung ihrer Rechte, um die institutionelle Sicherung derselben, sie fordern die Anerkennung ihrer Sprache, sie urgieren die Erweiterung ihres nationalen Lebens, sie lassen zeitweise die zwischen den einzelnen Stämmen bestehenden partikularistischen Interessen schweigen und fixieren ihre Forderungen in einer einheitlichen Autonomie, — solange aber der status-quo besteht, das heißt, solange die Türkei in solchem Maße Herr der Halbinsel ist, daß ihr Besitz bis an die albanesischen Vilajets reicht, solange können sie diese Autonomie aus Selbsterhaltungstrieb nicht so auffassen, daß diese die Tendenz hätte, sie von der Türkei loszureißen. Die Führer des Albanesentums waren sich nämlich von jeher klar darüber, daß ihr Leben, sich selbst überlassen, zwischen feindliche Bestrebungen eingekeilt, montenegrinischen, serbischen, bulgarischen und griechischen Aspirationen ausgesetzt, voll Widerwärtigkeiten und ein ewiger Kampf wäre. Der Verfasser hatte seinerzeit Gelegenheit, mit zahlreichen albanesischen Führern zu sprechen und begegnete oft der Auffassung, deren Endziel die einheitliche Autonomie für

ein solches Gebiet war, wo das auf mehrere Vilajets verteilte albanesische Volk vereint leben würde, seine Sprache, seine individuelle Kultur, sein nationales und Rassenleben entwickeln könnte, doch hörte ich niemals die Ansicht, daß eine Trennung vom ottomanischen Reiche wünschenswert wäre, eben wegen der Aspirationen der umwohnenden Rassen.

Dieser Rassenerhaltungstrieb stellte die Albanesen auch jetzt auf die Seite der Türken und ihr Standpunkt wurde gerade durch die Bestrebungen der Serben gerechtfertigt, denn die zwei großen serbischen Länder, Montenegro und Serbien, wollen ein tatsächlich sehr großes Stück albanesischen Landes unter sich verteilen. Die Albanesen kannten diese Absichten und wußten sehr gut, daß ihnen die Slawen viel mehr nehmen wollen, als die türkische Herrschaft ihnen zu nehmen überhaupt imstande wäre. Darum hat auch das Albanesentum für seinen größten Gegner jederzeit das Slawentum gehalten und hat dies auch in jahrhundertelangen Kämpfen bewiesen. Ein größerer Gegensatz, als der zwischen Albanesentum und Slawentum kann gar nicht gedacht werden.

Bei Ausbruch des Balkankrieges mußte sich das Albanesentum sofort darüber klar sein, daß, sobald die Verbündeten siegen und eine Aufteilung unvermeidlich wird, fremde Staaten, vor allem Serbien, auch auf solche Gebiete Anspruch erheben werden, auf welche hinsichtlich der Einwohnerschaft auch das Albanesentum sich ein Recht formulieren könnte, und wenn auch zwischen den vier verbündeten Staaten eine Verständigung möglich wäre, so schien diese zwischen den Albanesen und den Verbündeten ausgeschlossen.

Als Beweis dürfte die Mitteilung des albanesischen Memorandums genügen, welches unmittelbar vor Ausbruch des Krieges verfaßt wurde und die folgenden Forderungen enthält:

Schaffung eines einheitlichen albanesischen Verwaltungsbezirkes, welcher aus den Vilajets Janina und Skutari, im Vilajet Kossovo aus den Sandschaks Prizren, Novibazar, Pristina und Ipek, ferner aus dem Kaza Kalkandele und im Vilajet Monastir aus den Sandschaks Elbassan und Dibra bestünde.

Betrachten wir nun diese Gebiete etwas näher. Nach Genehmigung der Errichtung eines unabhängigen Albaniens fordern die Griechen von den oben angeführten Gebieten den südlichen Teil des Vilajets Janina und den Sandschak Korica; in den westlichen Teil des Sandschaks Skutari wollen sich die Serben und Montenegriner teilen; ebenso erheben sie Anspruch auf die erwähnten Sandschaks im Vilajet Kossovo, außerdem fordern die Serben für sich den Sandschak Dibra im Vilajet Monastir — also ver-

langen die Rivalen für sich mehr, als die Hälfte des albanesischen Gebietes, und so ist es nicht zu verwundern, daß eine Verständigung zwischen den Albanesen und den Verbündeten ausgeschlossen war, ebenso natürlich aber ist es auch, daß nach den Jahrhunderte alten Gegensätzen die Albanesen im entscheidenden Augenblicke sich lieber der osmanischen Macht anschlossen; hatten sie doch von den Verbündeten das allerwenigste zu erwarten.

Damit ist aber auch der Teil der Frage entschieden, ob die Befreiung der Balkanvölker den Balkan tatsächlich den Balkannationalitäten zukommen ließe, wenn das Albanesentum unterdrückt und Albanien in der beabsichtigten Weise aufgeteilt werden würde.

II.

Wenden wir uns nun der praktischen Seite der Abgrenzung des albanesischen Gebietes zu. Gerecht kann die Feststellung der Grenze nur dann sein, wenn sie auf ethnographischer Basis geschieht. Diese allein bietet das Prinzip, daß der Balkan das Eigentum der Balkanvölker bilde, sie allein sichert das für ganz Europa so wichtige Resultat, daß auf der Halbinsel endlich Friede herrsche. Verkürzt darf niemand werden, jeder muß erhalten, was ihm von Rechts wegen gebührt. Aber gerade aus diesem Grundsatze ergibt sich naturgemäß, daß das Stigma des Rassencharakters im aufzuteilenden Gebiet nicht auf fiktiver Basis gesucht werden darf, sondern der Verhältniszahl der Einwohner angepaßt werden muß.

Der slawische Standpunkt verficht Altserbien; die Grenzen des letzteren versteht er aber in einem Umfange, welcher nicht einmal den historischen Tatsachen entspricht (das wirkliche Altserbien oder Rascia war nämlich viel kleiner, als die Serben jetzt glauben machen wollen), noch weniger aber der heutigen wirklichen Situation. Nun hat aber über die, auf die einzelnen Gebiete der europäischen Türkei angewandten historischen Grundlagen der größte serbische Gelehrte und Balkanforscher Jovan Cvijič folgendes geschrieben: «In polemical works on Macedonian ethnography it is customary to introduce historical rights of Serbia or Bulgaria. But if one attributed such a considerable importance to historical rights, it would be to remake the map of Europe from top to bottom and one would be at a loss to know where to stop.»

Diese Worte sind durchaus zutreffend für einzelne Gebiete, welche die Serben auf historischer Grundlage beanspruchen, wo sie jedoch den Albanesen gegenüber in verschwindender Minderheit leben oder in der kompakten Masse der Albanesen überhaupt nicht zu finden sind. So ist also jede Berufung auf die historischen Grundlagen ver-

geblich, besonders dem Albanesentum gegenüber, welches solche Unterscheidungen umso weniger akzeptieren kann, als es sich, sobald historische Auseinandersetzungen oder die Aufstellung von Rechten zur Sprache kommt, darauf berufen kann, daß es das von ihm bewohnte Gebiet auf Grund des jus primae occupationis sein eigen nennt, nicht nur als das älteste Volk des Balkans, sondern überhaupt Europas.

Bei der Feststellung der Grenzen Albaniens bietet strittigen Stoff die nördliche, östliche und südliche Grenze — im Westen bildet das Adriatische Meer die natürliche Grenze. Im Süden stellt die griechisch-albanische Grenze, im Osten die bulgarisch-albanische und serbisch-albanische, im Norden die serbisch-albanische Grenze der Diplomatie reichliche Fragen. Als Grundprinzip darf aber nach dem obigen nur das eine akzeptiert werden: jedes Gebiet soll dem Staate angeschlossen werden, dessen Volk auf dem betreffenden Gebiete mit überwiegender Majorität herrschend ist. Freilich läßt sich dieser Grundsatz mit voller Strenge überall nicht durchführen, schon aus geographischen und auch aus Billigkeitsgründen; stärkere Abweichungen davon können für die Zukunft bedenkliche Folgen in sich bergen.

Bevor wir auf die Grenzlinien hinweisen, schicken wir eine albanesische Statistik voraus, welche im obenerwähnten Memorandum enthalten ist und die Verhältniszahlen der Bevölkerung in den einzelnen Gebieten wie folgt darstellt:

Im Vilajet Skutari wohnen 430 000 Albanesen, darunter 120 000 röm.-kath.; Vilajet Janina: 460 000 Albanesen, darunter 150 000 altgläubige (orthodoxe oder griechisch-nichtunierte), die übrigen sind Mohammedaner; im Sandschak Korica sind von 180 000 nur 30 000 nicht Albanesen, sondern Bulgaren und Kutzo-Walachen; im Sandschak Elbassan 180 000 rein albanesisch; im Sandschak Dibra 270 000, davon 210 000 Albanesen, die übrigen Bulgaren; im Sandschak Prizren sind von 280 000 Einwohnern nur 40 000 Serben; im Sandschak Pristina 190 000 Albanesen und 60 000 Serben; im Kaza Kalkandele 60 000 Albanesen und 20 000 Serben; die Serben sind nur im Sandschak Novibazar in der Mehrheit: 100 000 Serben neben 80 000 Albanesen.

Dies wäre die albanesische Statistik, welche wir jedoch im Verlaufe unserer Untersuchung ausschalten, um dem Vorwurfe der Befangenheit und Einseitigkeit auszuweichen. Wir haben sie hier nur festgenagelt, um auch die albanesische Auffassung vor Augen zu haben. Zu bemerken ist noch, daß in obiger Statistik der Sandschak Ipek fehlt, welcher ebenfalls als albanesisches Gebiet zu betrachten ist.

Bei der Feststellung der Grenzlinien zeigt sich wegen heftiger Kollision der Interessen eine Schwierigkeit dort, wo Albanien sich mit serbischem Boden und serbischem Interesse berührt; weshalb wir das Hauptgewicht auf die Darstellung dieser Gebiete legen werden.

Das Vilajet Skutari steht über jedem Streite, denn niemand bezweifelt es, daß daselbst die ganze Bevölkerung rein albanesisch ist; im ganzen werden nur einige westliche Gebiete von den Montenegrinern beansprucht; doch auch diese behaupten nicht, daß z. B. die Stadt Skutari nicht ausschließlich albanesischer Nationalität wäre.

Auf gewisse Gebiete des Vilajets Janina erheben nun die Griechen Anspruch, und die Feststellung der griechisch-albanesischen Grenze wird in der Tat keine leichte Aufgabe sein. Nach der Vilajeteinteilung klammern sich z. B. die Albanesen an das ganze Vilajet Janina, wo das albanesische Element zweifellos überwiegend ist, dagegen ist aber die südliche Ecke, in größerer Allgemeinheit gesprochen der Sandschak Janina, genauer genommen das Gebiet, welches südlich der vom Mecovo den Vojussa entlang bis zur südöstlichen Ecke des Sandschaks Argyrokastro gezogenen Linie liegt, stark gräzisiert, und zwar teils durch die Schulen, teils durch die Kirche, teils aber auch infolge Indolenz der türkischen Verwaltung, welche die Kraft und den Wert des Albanesentums nie zu würdigen wußte. Auf diese Weise könnte der Sandschak Janina Gegenstand von Verhandlungen sein, wiewohl es als Standpunkt auch respektiert werden muß, daß die Hauptstadt Südalbaniens den Albanesen nicht genommen werde. Das wäre aber auch das meiste, was von Südalbanien losgetrennt werden könnte; der Bezirk Leskovik wäre unbedingt mit Albanien zu vereinigen.

Dies ist die Südgrenze, bzw. die auf ethnographischer Basis geregelte griechisch-albanesische Grenzfrage.

Bei den Ostgrenzen begegnen wir bereits slawischen Ansprüchen, daher die Feststellung dieser Grenze bereits komplizierter ist.

Vom Vilajet Monastir fällt der ganze Sandschak Elbassan an Albanien; wenigstens ist von seiten der Verbündeten kein ernster Wunsch laut geworden, welcher den Anspruch auf diesen Sandschak betreffen würde. Was geäußert wurde, kann nicht ernst genommen werden, denn die Einwohnerschaft dieses Sandschaks ist doch ausschließlich albanesisch, und das Gebiet, welches er umschließt, ist das Herz des ganzen Albaniens.

Die Albanesen selbst fordern den größten Teil des Vilajets Monastir. Tatsächlich gibt es auch im östlichen Teil des Vilajets zahlreiche albanesische Kolonien, und das Albanesentum hat auch die von Mona-

stir östlich, unter dem Prilep gelegenen Gebiete in ansehnlichem Maße überschwemmt. Doch lassen sich gegen so umfangreiche Forderungen der Albanesen bezüglich dieses Vilajets schon Einwendungen erheben. Dagegen ist aber auch der slawische Standpunkt nicht gerecht, welcher außer dem Sandschak Elbassan auf den Gebieten der übrigen Sandschaks dieses Vilajets mit dem Albanesentum nicht teilen will.

Ohne uns auf die statistischen Daten des obenerwähnten albanesischen Memorandums stützen zu wollen, können wir auf Grund slawischer, besonders serbischer Angaben konstatieren, daß die Gegend östlich von Ochrida, sowie der ganze östliche Teil des Sandschaks Korica und der überwiegende Teil des Sandschaks Dibra ethnographisch albanesischen Charakter trägt, insofern in diesen Gebieten die albanesische Bevölkerung überwiegt.

Ein extremer serbischer Chauvinist und Statistiker (Spiridion Gopčevič) kommt in einer Zusammenstellung der Nationalitäten dieser Gebiete zu dem Resultate, daß von 30 Ortschaften des Sandschaks Korica, die er untersucht hat, neun (und zwar Goritza, Pljesch, Poljani, Vaštemija, Pirk, Araljup, Petrušin, Čerava, Bulgarec) eine überwiegend albanesische Bevölkerung haben; dabei aber kann auch er nicht leugnen, daß noch in unzähligen anderen Ortschaften Albanesen wohnen, ganz abgesehen davon, daß er wiederholt die Mohammedaner als «Serben mohammedanischer Konfession» verbucht, trotzdem sie Albanesen sind.

In der Gegend von Ochrida stellt er eine überwiegend albanesische Bevölkerung in folgenden Ortschaften fest: Tateša, Bogorci, Delogošdi, Poum, Mislježda, Kurešišta, Radolišta, Zagradžani, Novoselo, Džepin, Ljin, Vargovo (Frgovo), Rajče, Velišta, Piškupad, Hudumiščin, Mumulišča. In der Gegend von Dibra: Dibra, Stabljevo, Zabčan, Letim, Trebista, Kodžadžik, Mireš, Gorica, Homes, Vrben, Krakornica, Ničpur, Stresomir, Reč, Nistrovo, Beličica, Ribnica, Sence, Bogdevo, Sčirovica, Rajičica, Dobovo, Brodec, Lovkovija, Nivijišta, Makelari, Zogaj, Grekaj, Malemtaica, Okeštun, Mašveica, Melan, Minkaj.

Die auf Dibra bezüglichen Daten des slawischen Statistikers bedürfen starker Korrekturen. In dreiunddreißig Ortschaften weist er eine albanesische Mehrheit aus von den 144 Ortschaften, über welche er die Untersuchung durchführte. Er selbst aber konstatiert auch, daß außer den dreiunddreißig albanesischen Ortschaften noch fünfundfünfzig andere eine mohammedanische Mehrheit besitzen, die er freilich Serben nennt, wo doch die mohammedanische Bevölkerung dieses Sandschaks albanesisch ist, und er selbst bemerkt, daß an

vielen Orten die slawischen Mohammedaner — albanesisch sprechen. Übrigens bleiben die neueren slawischen Statistiker nicht bei der alten Terminologie und nennen nunmehr die mohammedanischen Slawen albanisierte Slawen. Nach dieser Korrektur der Daten, respektive nach Beseitigung ihrer tendenziösen Färbung läßt sich konstatieren, was auch von slawischer Seite zugegeben wird, daß in der Gegend von Dibra unter 144 Ortschaften achtundachtzig eine absolute albanesische Mehrheit haben. In achtundfünfzig kleineren Orten bilden die Slawen die Majorität, doch auch unter diesen gibt es nur zweiundzwanzig Orte, wo die Bevölkerung rein slawisch ist. Im allgemeinen und auch auf Grund meiner eigenen Untersuchungen kann ich behaupten, daß bezüglich der Bevölkerung des Sandschaks Dibra die Angaben des albanesischen Memorandums die Wirklichkeit ausdrücken.

Alles in allem ist vom Vilajet Monastir an Albanien wenigstens der westliche Teil des Sandschaks Korica abzugeben, welcher vom Grammos über Korica mit Einschluß des Maliksees den Čeravafluß entlang bis zum Ohridasee reicht. Dies ist das Minimum, welches auf ethnographischer Basis vom Sandschak Korica den Albanesen zugebilligt werden muß. Von der südlichen Spitze des Ohridasees können die Grenzen alternative bestimmt werden. Nach der wirklichen ethnographischen Lage müßte schon das östliche Ufer des Ohridasees albanesisches Gebiet umfassen und von hier aus nach Norden gehend würde der Sutjeska Reka, Turija Planina, Stogovo Planina und Jama Bistra Planina, wo bereits das Vilajet Kossovo beginnt, die Grenzlinie bezeichnen. Dagegen würde den extremsten slawischen Ansprüchen gegenüber das Minimum, welches die Albanesen erhalten müßten, aus dem Gebiete bestehen, welches das westliche Ufer des Ohridasees, dann weiter nach Norden der Lauf des Schwarzen Drim bis Dibra, von hier der Lauf des Radika bis Skudrine, dann der Lauf des Golema Reka über den Galičnik bis zum Paß des Rudoka Planina umschließt. Letzterer liegt bereits im Vilajet Kossovo. Natürlich gehört der ganze Sandschak Elbassan ungeteilt zu Albanien.

Nimmt man auch die hier beschriebene weiteste Grenze, so gelangen vom Vilajet Monastir noch immer sehr ansehnliche Teile, welche ausschließlich oder doch gemischt albanesische Bevölkerung haben, in den Besitz der Verbündeten, und zwar sind dies die auch nach den statistischen Aufnahmen der slawischen Quellen ausschließlich oder doch überwiegend von Albanesen bewohnten Ortschaften:

in der Gegend von Monastir (Bitolj): Pribilci, Sveta, Kažanj, Zlokučani, Kisovo;

in der Gegend von Prilep: Vrbovci, Aldanci, Nerovo, Gornje und Dolnje Žituse, Bohorino, Belušino, Zakrenovo, Saždovo, Desovo, Crni lišta;
in der Gegend von Kičevo: Žubrino, Novoselo, Plasnica, Ostrogolica, Papradista, Barni, Zajas;
in der Gegend von Resna: Kozijak, Bukovo;
in der Gegend von Prespa: Papli Vineni;
in der Gegend von Hlerin (Florina): Leskovce;
in der Gegend von Kostur: Negovan, Lehovo, Kuteca, Darda, Bradajca, Vrapče (Rapšišta).

Außerdem gibt es noch sehr viele Ortschaften, besonders im Sandschak Korica, wo vermischt mit anderen Nationalitäten Albanesen in großer Anzahl leben.

Wenden wir uns nun dem gewichtigen Vilajet Kossovo zu, wo bei der Feststellung der Grenze die albanesischen und serbischen Interessen am heftigsten kollidieren. Dies ist das schwierigste Kapitel der Frage. Die Gegensätze bzw. Ansprüche waren bereits oben erwähnt, hier wollen wir die statistischen Daten festhalten.

Das Vilajet Kossovo besteht aus den Sandschaks Üsküb, Prizren, Pristina, Ipek, Sjenica und Plevlje. Dieses Gebiet nennen die Serben Altserbien, wiewohl historisch das wirkliche Altserbien oder Rascia, wie schon erwähnt, sich nicht auf das ganze Gebiet erstreckte. Die Statistik der Zahlenverhältnisse der Nationalitäten dieses Vilajets haben wir von albanesischer Seite bereits gesehen, betrachten wir nun die amtliche serbische Statistik. Während der mazedonischen internationalen Reformaktion, im Jahre 1907, verfaßten die Serben eine statistische Zusammenstellung über die angeführten Sandschaks (mit Ausnahme jenes von Üsküb) in der Absicht, die Aufmerksamkeit Europas auf die dortigen Verhältnisse des Serbentums zu lenken und die Ausdehnung der Reformaktion auch auf diese Gegend zu erwirken. Sie stellten fest, wo in den betreffenden Sandschaks Serben wohnen, sie stellten auch die Seelenzahl der Bevölkerung fest; ihre Aufnahmen machten sie in 170 Ortschaften des Sandschaks Ipek, 150 Plevlje, 599 Pristina, 103 Prizren, 171 Sjenica zusammen in 1191 Ortschaften. Der Titel des statistischen Werkes ist: «Données statistiques sur la partie de la Vielle Serbie du vilayet de Kossovo, qui a été exclue des reformes.» Das in beschränkter Anzahl von Exemplaren erschienene Werk befindet sich in meinem Besitze, so daß ich die folgenden Daten daraus schöpfe.

Das Resultat dieser Summierung erscheint in dieser Zusammenstellung:

Auf dem Gebiete wohnen Serben:

a) Altgläubige	Patriarchisten . . .	282,539	309,852
	Exarchisten . . .	27,313	
b) Musulmanen	Albanisierte Serben	208,768	258,936
	Turkisierte Serben	50,168	
	Zusammen		568,788 Seelen

Auf dem Gebiete wohnen Albanesen:

a) Katholiken	17,050	
b) Musulmanen.	107,300	
Zusammen		124,350 Seelen,

das heißt auf dem genannten Gebiete bzw. in dessen statistisch untersuchten Ortschaften lebt eine Bevölkerung von 693 138 Seelen.

Schon auf den ersten Blick ist der tendenziöse Charakter dieser statistischen Einteilung erkennbar; vor einer Konklusion muß sie also desselben entkleidet werden. Der Kenner der Balkanverhältnisse weiß zum Beispiel, daß, wenn serbische Schriften und Erklärungen von serbischen Exarchisten sprechen, darunter eigentlich immer Bulgaren zu verstehen sind, wie es ja auch keine albanisierten und turkisierten Serben, sondern nur Albanesen und Türken gibt. Als Serben können in der europäischen Türkei nur die serbischen Patriarchisten akzeptiert werden, die übrigen knetet die Propagandabewegung in die serbische Nationalität um. Auf dieser Basis leben in den untersuchten Ortschaften des Sandschaks 282 539 Seelen serbischer Nationalität, so viel bekennen sich in der Tat als Serben und fühlen verwandtschaftliche Bande zum Serbentum. Demgegenüber leben auf dem erwähnten Gebiete 410 599 Seelen anderer Nationalität und davon sind 333 118 Albanesen, das heißt um 150 579 Seelen mehr, als Serben. Wenn wir also die statistischen Daten des albanesischen Memorandums auch ganz außer acht lassen, kann ausschließlich aus serbischen Quellen festgestellt werden, daß in einem ansehnlichen Teile des Vilajets Kossovo das albanesische Element die Majorität hat; besonders groß ist die Überzahl in den Sandschaks Ipek, Pristina und Prizren, wobei noch berücksichtigt werden muß, daß die Serben nur in jenen Ortschaften Aufnahmen machten, wo neben den Albanesen auch Serben leben, die Ortschaften aber mit rein albanesischer Nationalität einfach ignorierten.

Nimmt man die Nationalitätsverhältnisse sämtlicher Ortschaften des Vilajets, so ist das Resultat für die Albanesen noch günstiger. Und hier stütze ich mich wieder auf serbische statistische Aufnahmen. Darnach gibt es in den Sandschaks des Vilajets Kossovo

2222 Gemeinden (abgerechnet die Sandschaks Sjenica und Plevlje, wo das serbische Element in der Mehrheit ist, daher auch die Albanesen kein Gebiet dieser Sandschaks beanspruchen). In 958 dieser Gemeinden hat das albanesische Element die Mehrheit, indem es drei Viertel des Kontingents erreicht oder übersteigt, in 590 Gemeinden gibt es überhaupt keine Serben, sondern nur Albanesen; doch erst bei detaillierter Untersuchung zeigt es sich, welche Sandschaks bzw. Gemeinden albanesischen Charakter haben.

Im Sandschak Üsküb gibt es 747 Ortschaften, davon ist in 110 die Mehrheit albanesisch, in 49 aber die Bevölkerung rein albanesisch.

Der Sandschak Pristina hat 576 Gemeinden, wovon 281 überwiegend und 165 rein albanesisch sind.

Der Sandschak Ipek hat 359 Gemeinden, davon 249 überwiegend, 159 aber rein albanesisch.

Im Sandschak Prizren sind von 440 Gemeinden 324 überwiegend und 217 rein albanesisch.

Wie aus diesen Angaben ersichtlich ist, leben auch nach serbischen Aufnahmen im Sandschak Pristina Serben und Albanesen zu gleichen Teilen; das müssen jedoch auch die Serben zugeben, daß in den Sandschaks Ipek und Prizren die Albanesen die überwiegende Majorität besitzen, und welch riesige Mehrheit müßte sich in diesen Sandschaks ergeben, wenn auch diese Angaben der Serben nicht befangen wären! Die Verhältniszahl ist für die Albanesen in Wirklichkeit noch günstiger, was jedermann bezeugen kann, der sich auch nur einmal in Altserbien aufgehalten hat; der konnte sich davon überzeugen, daß selbst auf urserbischem Boden das Serbentum stark zurückgegangen ist. Das überaus assimilierungskräftige Albanesentum hat — wobei ihm freilich in dieser Gegend die türkische Herrschaft oft behilflich war — mit unglaublicher Konsequenz seine Sprach- und Nationalitätsgrenze nach Norden geschoben und das serbische Element aufgesogen. Das sind Wahrheiten, welche auch das Serbentum nicht in Abrede stellen kann. Wertvolle Beiträge zu den Eroberungen des Albanesentums in Kossovo enthält das Werk «Na Kosovu» des früheren serbischen Konsuls in Pristina, jetzigen Königlich Serbischen Litoralegouverneurs Ivan Ivanits, dessen Resümee die wehmütige Erkenntnis ist: «Na Kosovu je svaki dan sve manje Srba» — in Kossovo werden die Serben von Tag zu Tag weniger. So spricht ein Fachmann, dessen Beobachtungen sich auf den ganzen Sandschak Pristina erstreckten, von welchem, wie wir gesehen haben, die Serben heute noch behaupten, daß sie ihn wenigstens in gleicher Anzahl wie die Albanesen bewohnen. Ivanits gesteht selbst, daß in allen bedeutenden Städten des Sandschaks das albanesische Element die

überwiegende Mehrheit hat, daß sie also durchaus albanesischen Charakter tragen. Kačanik und Ferizovitsch sind zum Beispiel rein albanesisch, in Pristina (dem Sitze des einstigen altserbischen Kaisertums) gibt es 18 883 Albanesen und 2345 Serben, Vucsitrn hat 1290 albanesische und 210 serbische Häuser, in Mitrovic leben 7200 Mohammedaner und 800 Serben.

Wir wiederholen jedoch, daß in dieser Gegend die ethnographische Grenze nicht mit ganzer Strenge festgehalten werden kann; dem Serbentum wird man Konzessionen machen müssen. Es fragt sich nur, wie groß diese sein sollen? Übermäßig oder unverhältnismäßig dürfen die Albanesen nicht verkürzt werden. Nach dem obigen kann hier wieder die Grenze alternative gezogen werden, und zwar mit Rücksicht auf Billigkeit.

Wenn wir als Basis die Grenze weiter, als das Vilajet Monastir gefaßt, nehmen, bei welcher die Jama Bistra Planina die östliche Spitze wäre, dann wären bei Erweiterung der Grenze des Vilajets Kossovo fortsetzungsweise die östlichen Grenzen Albaniens der Bukovik, der Padalista Reka, ferner wäre nordwärts albanesisches Gebiet die Stadt Gostivar, dann fortsetzend der Lauf des Vardar bis Husseein-Sah, dann wäre am Kossovo wenigstens der Fluß Lepanac die Grenzlinie. Nördlich von Ferizovič würde der Sandschak Pristina in zwei geteilt, so daß die Demarkationslinie beiläufig an Gilan vorüberginge. Auch bei der Feststellung dieser Grenzerweiterung fiele ein ansehnliches Gebiet albanesischen Charakters den Serben zu, denn das Albanesentum hat doch seine Grenzen schon bis in die äußersten Ostteile dieses Vilajets vorgeschoben, so daß in der Gegend von Kumanovo, Kočani und Kratovo bereits unzählige albanesische Dörfer bestehen.

Die enger gezogene Grenze wäre der Rudoka Planina-Paß, dann der Sar Planina-Sattel, ferner der Lauf des Tetovska Reka von seinem Quellengebiet bis Tetovo (Kalkandelen), dann der Lauf des Vardar von seiner Biegung ablenkend bis zum Lyuboten, dann gegen Nordost gewendet der Tschernoljevo planina und der Obilje (Djetsits) planina. Im Norden würde der Sandschak Ipek die Grenze abschließen. Hier bemerken wir, daß die letztere Grenzbestimmung schon an die Hunderttausende von Albanesen von Albanien ausschließen und zu fremden Untertanen machen würde.

Die Serben und deren Protektoren wollen sich, wie es den Anschein hat, auch mit so großen Konzessionen nicht begnügen und fordern nicht nur Kalkendelen, sondern auch Prizren, Djakova und Ipek mit dem dazugehörigen Gebiete. Es wäre ein verhängnisvoller Mißgriff, wenn die Großmächte dem zustimmen würden. Wir haben ja aus

den serbischen statistischen Daten gesehen, wie gering in den Sandschaks Ipek (hierher gehört auch Djakova) und Prizren das Serbentum ist. Noch klarer wird die Lage, wenn wir diese Daten noch weiter zergliedern. Besonders drei Städte: Prizren, Djakova und Ipek werden gefordert. Was sehen wir aber, wenn wir diese Gegenden aus dem engeren Kreise des Sandschaks herausreißen?

Nach serbischen statistischen Daten gibt es in der Gegend von Prizren 266 Gemeinden, 233 derselben werden von der albanesischen Majorität bewohnt, in 181 Gemeinden wohnen überhaupt nur Albanesen.

Die Gegend von Djakova hat 153 Gemeinden, 150 derselben werden von der albanesischen Majorität bewohnt; 116 Gemeinden haben rein albanesische Bevölkerung.

Die Gegend von Ipek hat 206 Ortschaften, 93 derselben haben albanesische Mehrheit, 48 aber rein albanesische Bevölkerung.

Die Ortschaften, in welchen Orthodoxe (altgläubige), das heißt Serben überhaupt nicht leben, sind namentlich die folgenden:

In der Gegend von Prizren: Poluže, Drenovac, Senovace, Pustoselo, Gornji und Donji Koznik, Zatrice, Ponorac, Bublje, Lobićevo, Potok Čifljak, Dobridol, Seroš, Danjane, Vranjaka, Nošpale, Gornje Potočane, Dolnje Potočane, Ratkovac, Radoste, Geća, Zrze, Sapinice, Mala Hoča, Brestovac, Nogovce, Celine, Ljandovica, Mamuša, Ostrozub, Bjelanica, Blace, Guncate, Ladrovice, Tumičina, Banja, Lapusnik, Potrke, Trpeza, Crnilug, Drenovac, Turjake, Ljubizda, Crnovrane, Miruša, Dragobilje, Moralija, Madžare, Jačište, Milanoviće, Pogarusa, Goriće, Semetište, Nisor, Krvoserija, Dobrodoljan, Senik, Maličevo, Karadžica, Kabaš, Grajkovce, Gjinovce, Savrovo, Vraniće, Staravučina, Novake, Neprobiste, Pećane, Zaplužane, Breznja, Bučeselo, Plavlje, Renjce, Kapre, Zjum, Bjelobrde, Brut, Zlatare, Blja, Zapluze, Bradošan, Kuke, Kosovce, Plehina, Vlašnja, Poulice, Hočazagradska, Beluči, Ljubičevo, Eškovo, Lez, Kustendin, Leskovac, Spruža, Jablanica, Manastirište, Skorobista, Grčare, Rogomana, Suhodol, Pilav, Borovjani, Slatina, Renaš, Semanje, Žur, Vrbnica, Dobrust, Mirine, Barlovce, Džeći, Sahija, Prebreće, Sticni, Bidza, Redžepija, Gostil, Nang, Kolesnjan, Unište, Losnja, Kalise, Radomir, Cereni, Pljaštan, Doda, Šuljani, Vila Bustrica, Čaja, Buzkamahola, Topoljani, Novaseja, Kokoljani, Sajinovce, Rapča, Krstac, Pakisa, Zapad, Komarište, Očikle, Orčuša, Borja, Crnoljevo, Orisak, Šištevac, Kruševac, Globočica, Zlipotor, Brod, Baćko, Likance, Mlike, Vranište, Kukuljani, Lukovišta, Dragaš, Rades, Restelica, Leštani, Opoljska, Ćafa, Ćale, Reka, Krakovište, Novoselo, Brezne, Rensa, Plaminike, Šutman, Milačiči, Paličiće, Ljuma, Dubrava, Budakovo, Postište, Venešt, Limjan, Skoš, Kras.

In der Gegend von Djakova: Firza, Žubin, Vogov, Pruš, Zjulfe, Gogjen, Moglica, Rače, Petrušan, Gusar, Grcin, Lipovac, Kušovac, Delin, Bistadzin, Smać, Švanjsko, Doljan, Rogovo, Kabaš, Kućendin, Dedaj, Ljubizda, Romaja, Lukinje, Zajum, Krajik, Gjonoj, Kajuš, Mazrek, Planja, Gražup, Miljaj, Demoj, Zbrući, Mebjuć, Trektat, Gjolifat, Kazaldžik, Zakriš, Kostur, Jelšan, Vranište, Nikolici, Goljan, Ležajit, Vahnja, Džinaj, Kišaj, Stipša, Debarac, Trapapoj, Bituči, Morina, Berevica, Panoševci, Burjaha-Stublje, Popovce, Smolivce, Sišmanovo, Baba i Boks, Djeva, Guska, Brekovce, Skornica, Jagošce, Meja, Ramac, Rupaj, Bojan, Doljašac, Pacaj, Racajt, Dobroša, Martul, Bradosan, Debljibar, Meče, Vraniče, Kraljan, Luka, Zabel, Vranovce, Gornje und Donje Radiše, Rakovica, Ždrelja, Vujci, Letince, Kodralje, Gjerim, Osek-Ajules, Osek-Ujpašeš, Trajkanice, Dolnje und Gornje Novoselo, Janoš, Paljabardh, Dobridže, Saptaj, Hrastovce, Gornje Kodralja, Požarevac, Ljumbardh, Luka post, Luka šiper, Dečane, Crnobreg, Prilep, Junik, Gornja Botuša, Baba, Šaljć Gočej, Taoć, Bardani, Fšaj, Gruma, Ljepaj.

In der Gegend von Ipek: Unimir, Rodiševa, Gornja Glina, Srednja Glina, Donja Glina, Rakitnica, Strehavce, Istiniće, Ljubanici, Bjelaj, Duboko, Kruševo, Romune, Rodnobrado, Donje und Gornji Zabrgje, Lipljan, Ponor, Crnopрčane, Dragonje, V. und M. Ukča, Pantina, Lešane, Krinčani, V. und M. Jablanića, Svagja, Ranmiće, Cerovik, Grabovac, Kupusce, Bohčice, Reka, Crvenobreg, Vahša, Vrelo, Studenica, Resnik, Novoselo, Izbice, Koričane, Braćijak, Bradovac, Dobro polje, Crnobreg, Kosica, Skoš.

Hieraus ist es klar ersichtlich, daß insofern noch von weiteren Konzessionen die Rede sein könnte, einzig und allein Ipek und dessen Umgebung in Betracht käme. Dagegen könnte in diesem Falle von einer Aufteilung des Sandschaks Prizren gar keine Rede sein; dieser müßte in seinem ganzen Umfange samt dem Kaza Kalkandele, dessen Bevölkerung übrigens auch überwiegend albanesisch ist, albanesischer Besitz werden.

III.

Die Grenzregulierung hat noch einen wichtigen Gesichtspunkt, welcher nicht ignoriert werden darf: daß es auch im besonderen Interesse des Serbentums liegt, dem Königreiche Serbien möglichst wenig albanesische Untertanen zu verschaffen. Im albanesischen Volke herrscht ein ungezügelter Antagonismus gegen das Slawentum und dieses Element zu vermehren kann unmöglich Staatsinteresse sein. Wie immer die Grenzregulierung ausfallen möge,

wird eine Aufnahme von Bewohnern albanesischer Nationalität gewiß unvermeidlich sein, die Sache aber zu forcieren und in das Königreich Serbien mit Gewalt rein albanesische Gebiete einverleiben zu wollen, wäre ein verhängnisvoller Fehler. Vom Albanesentum von Kossovo erhält Serbien auch bei der ausgedehntesten Grenzregulierung ohnedies stark über hunderttausend Seelen und dieses Albanesentum von Kossovo ist eine besonders harte Nuß, weil in den albanesischen Bewegungen der letzten Jahrzehnte gerade dieses Element immer die Führerrolle gespielt hat. Dieses Element im Zaume zu halten, wird dem Königreich Serbien genug Sorge bereiten, und darüber können sich die Serben keiner Täuschung hingeben, daß das unter ihr Szepter geratende Albanesentum sich nicht leicht in die geänderten Verhältnisse hineinfinden wird; mit Kanonen und Maschinengewehren kann man es ja zeitweise dämpfen, da es über solche moderne Kampfmittel nicht verfügt und seit 1908 hat auch Djavid Pascha es dreimal gebändigt; Friede jedoch herrschte nur so lange, als der Belagerungszustand dauerte und das reguläre Militär nicht abgezogen war. Dann erneuerten sich die Aufstände immer wieder und die Guerillakämpfe blieben auf der Tagesordnung. Die materielle Kraft des türkischen Reiches wurde von der ununterbrochenen Reihe der Aufstände erschöpft; die Ruhe des mächtigen Reiches war erschüttert: Was hat da wohl das Königreich Serbien zu erwarten? Ist es unter solchen Umständen zweckmäßig, mit unvernünftigen Aspirationen die Gesamtheit des Albanesentums gegen sich aufzureizen und so die voraussichtliche albanesische Nationalitätsbewegung noch zu kräftigen und noch unangenehmer zu gestalten? Eine vernünftige Politik müßte darauf bedacht sein, wenigstens das Heraufbeschwören von Konflikten zu vermeiden, wo Gegensätze doch auch von selbst in genügender Menge auftreten werden. Die serbische Theorie, daß die Bevölkerung Nordalbaniens zum Teil serbischen Ursprungs ist, kennen wir; ob sich aber wohl ein lebendiger Albanese finden wird, welcher geneigt wäre, diese Theorie zu akzeptieren und daraus die Konsequenz zu ziehen? Denn eine gefährlichere Nationalität, als die Albanesen mit ihren eigenartigen Verhältnissen und ihren eigenartigen Lebensumständen, läßt sich gar nicht denken, wofür die neueste Geschichte und der verhängnisvolle Niedergang der Türkei einen ausgiebigen Beweis liefert.

Die Albanesen und hauptsächlich die nördlichen Albanesen brauchen schon zufolge ihrer traditionellen Lebensverhältnisse eine eigene Autonomie und können in kein anderes Staatssystem eingefügt werden, weil sie ihre Jahrhunderte alten Sitten, ihre eigenartige Lebensweise, ihr individuelles konstitutionelles Empfinden

nicht aufgeben können. Es muß also für eine staatliche Organisation gesorgt werden, welche in ihren eigensten Verhältnissen wurzelt und sich daraus weiter entwickeln kann. So müssen die Traditionen in der Seele des Volkes mit der Entwicklung der Zukunft unter Anbahnung von Kulturwegen verknüpft werden, wie doch auch die bosnische Administration im Grunde genommen seinerzeit auf die alten Rechte und Institutionen basiert wurde und dann ohne Erschütterung ausgebildet werden konnte. Ein solches Vorgehen könnte auch in Albanien die Entwicklung sichern und die Ruhe herstellen. Auch die Reformen des jungtürkischen Regimes haben am Albanesentum nur darum Schiffbruch gelitten, weil sie mit diesen psychologischen Motiven der Verwaltungskunst nicht gerechnet haben. Über Nacht wollten sie Verwaltungsprinzipien, welche den bisherigen festgewurzelten Verhältnissen diametral zuwiderliefen; zur Geltung bringen, welche das Volk aus seinem Geleise in eine ganz fremdartige Welt schleuderten und naturgemäß nur feindliche Gefühle auslösten.

Die Stammesverfassung in Nordalbanien kann mit einem Federstrich nicht beseitigt werden und wenigstens in ihren Elementen müssen die Einrichtungen berücksichtigt werden, welche in bezug auf das Strafrecht, die partikulare Zergliederung, die sozialen und öffentlichen Institute bestehen, was aber nur einem speziell albanesischen Staatswesen möglich ist; in die Institutionen eines anderen Staates lassen sich diese ungewöhnlichen Gesichtspunkte nicht einstellen, wenn nicht ein Staat im Staate aufwuchern soll — für eine Nationalität. Doch jedem Kenner von Land und Leuten ist es klar, daß sogar bei der einheitlichen albanesischen Autonomie große Schwierigkeiten auftauchen werden. Am Laufe des vereinigten Drimflusses allein sind nicht weniger als sechzehn Gebirgsstämme angesiedelt: die Stämme Dukagjin, Kabaš, Merture, Sači, Malizi, Haši, Bitüči, Gaši, Krasniči, Nikaj, Sala, Sosi, Pulti, Toplana, Dusmani und Slaku, die sich gegenseitig befehden und denen auch eine rein albanesische Autonomie nur sehr schwer begreiflich machen wird, daß sie mit Rücksicht auf das einheitliche nationale Interesse ihre Sonderstellung aufzugeben haben. Dabei reicht das Gebiet von acht dieser Stämme in die Gegend hinüber, auf welche die Serben beharrlich Anspruch erheben: in die Gegend von Djakova und Prizren. Eine albanesische Verwaltung, albanesische Autonomie, welche mit den lokalen Verhältnissen und Umständen rechnen und sich darnach einrichten kann, wird doch Resultate erzielen, welche bei einer bedingungslosen Einverleibung in ein fremdes Staatswesen und bei Einführung einer fremden Administration kaum zu erwarten sind.

Auch die scheinbar kleinlichen Gesichtspunkte, welche, wie wir zugeben, nur der Kenner der albanesischen Verhältnisse beurteilen und schätzen kann, besitzen eine große Wichtigkeit, so sehr, daß die Ruhe und Entwicklung dieses Gebietes in nicht geringem Maße von ihnen abhängt, weshalb es ein europäisches Interesse ist, bei der Grenzregulierung alle heißhungrigen Aspirationen fernzuhalten.

Im Interesse der Albanesen pflegt man auch subjektive Argumente anzuführen, daß zum Beispiel dem albanesischen Staate das fruchtbare, flache Gebiet nicht entzogen werde, welches die Serben teils in den Vilajets Kossovo und Monastir, teils in der Umgebung von Dibra für sich beanspruchen. Die subjektiven Argumente können aber auch mit solchen objektiven Gründen ergänzt werden, welche sich aus den spezifisch albanesischen Verhältnissen ergeben und eine größere Beweiskraft besitzen, als jene, und trotzdem sie geradezu entscheidend sind, habe ich sie noch niemals anführen hören, was ich nur dem Umstande zuschreiben kann, daß zu ihrer Eröffnung spezielle Lokalkenntnisse nötig sind.

Die fraglichen ebenen Gebiete im Norden erstrecken sich gerade um die Städte, bei denen es der Diplomatie die größten Schwierigkeiten bereiten wird, festzustellen, wohin sie gehören sollen. Das sind die wiederholt erwähnten Städte Prizren, Djakova und Ipek. Tiefliegende Gründe sprechen dafür, daß diese Städte Albanien nicht entrissen werden, wenn eine wirtschaftliche Katastrophe und politischer Hader in diesen künftigen serbisch-albanesischen Grenzen nicht akut werden sollen. Wir verweisen nur auf die einen beträchtlichen Teil Albaniens umfassende wirtschaftliche Wirkung Djakovas und dessen eigenartige Rolle, denn unter allen ist diese am bezeichnendsten, und geben gerne zu, daß diese Rolle Djakovas in Europa noch wenig bekannt ist, da das Gebiet, von welchem die Rede ist, die sogenannte «Malcija Djakovs», im Jahre 1903 zum erstenmal von einem Europäer betreten wurde, von dem bosnischen Ingenieur Karl Steinmetz («Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens», S. 22). — Unter Malcija Djakovs sind eigentlich drei starke mohammedanische Albanesenstämme zu verstehen: die Krasnitsch-, Gasch- und Bitütschstämme, genau genommen gehören aber auch die Nikaj- und Merturstämme dazu, insofern ihr Marktplatz ebenfalls Djakova ist.

Und in dieser handelsgeschäftlichen Bedeutung äußert sich der Einfluß Djakovas auf das umliegende albanesische Gebiet. Dieser Einfluß muß nämlich in Albanien mit ganz anderem Maße gemessen werden, als in jedem anderen Kulturstaat. Im ganzen inneren Gebiete Nordalbaniens gibt es keine Ortschaft, auch keine nennenswerte

Stadt, da nur aus zerstreuten Häusern bestehende Dörfer vorhanden sind, welche die seit Jahrhunderten besuchten und entwickelten Marktplätze in absehbarer Zeit ersetzen könnte. Ein solcher Platz ist, wie erwähnt, auch Djakova für ein sehr ansehnliches Gebiet. Wird Djakova abgesperrt, so hört das Leben bei den genannten Stämmen auf; alles wird gelähmt, wie dies bei dem zwischen den Stämmen häufig wütenden Hader schon wiederholt der Fall war. Darum richtet sich auch die ganze «Malcija Djakovs» nach den Albanesen von Djakova, der Einfluß derselben auf die umwohnenden Stämme ist beispiellos gewaltig, denn sie haben die Gewalt in Händen, den Marktplatz Djakova wann immer abzusperren, wodurch es den benachbarten Stämmen im strengsten Sinne des Wortes unmöglich wird, ihre Produkte zu verwerten und ihren Bedarf zu decken. Auch nach Norden fällt ein anderes Emporium sehr weit, welches übrigens auch wegen der Verkehrsverhältnisse schwer zugänglich wäre, nach Süden aber müßten sie ganz Nordalbanien durchqueren, um den nächsten Marktplatz — Skutari — zu erreichen. Dieser Zustand wird am besten beleuchtet durch die Tatsache, daß die Angehörigen der Stämme Nikaj und Merturi, welche seit Menschengedenken mit dem Stamme Krasnitsch Blutrache üben, jeden Freitag sich versammeln und jeden Montag wieder gemeinsam zurückkehren, weil sie nach Djakova nur durch das Gebiet des Stammes Krasnitsch gelangen können. Da sie sich selbst von der Blutrache nicht zurückhalten lassen, schützen sie sich wenigstens, indem sie den Marktplatz in Karawanen besuchen.

Welche Zustände müßten da eintreten, wenn Djakova diesen Stämmen verloren ginge und sie auf diese Weise der Quelle ihrer materiellen Existenz beraubt würden? Eine wirtschaftliche und soziale Katastrophe käme über sie und, gegen diese drohende Gefahr ankämpfend, fänden sie des beständigen Haders kein Ende. Und mit dem Grenzverkehr lassen sich solche wirtschaftliche Probleme nicht lösen. Zur Ableitung einer Überproduktion wäre ein solcher Verkehr geeignet, doch den einzigen wirtschaftlichen Puls großer albanesischer Gegenden einer fremden Macht ausliefern, wäre weder zweckmäßig, noch gerecht. Dabei wird die übrigens rein albanesische Bevölkerung Djakovas selbst ausschließlich von Angehörigen der Stämme Krasnitsch, Bitütsch, Gasch und Hasch gebildet, die der Umgebung aber von den Angehörigen der Miridita Fani-Bajrak. Und was wir hier von Djakova sagen, gilt auch für Prizren, welches ebenfalls der einzige wirtschaftliche Knotenpunkt großer albanesischer Gebiete ist, unter anderem auch der Sammelplatz der mächtigen und fanatischen Ljuma-Albanesen.

Die Bestrebungen, welche dem künftigen Albanien die größeren, der Grenze zunächst liegenden Städte entreißen wollen, müssen im allgemeinen fast ohne Ausnahme und in erster Linie nach solchen Gesichtspunkten beurteilt werden, denn es ist im vollsten Maße Tatsache, daß diese Städte die wirtschaftlichen Arterien des albanesischen Staates bilden. Die Albanesen waren ziemlich unruhige Untertanen des ottomanischen Reichs, und die türkischen Behörden hatten, besonders gegen die an der Peripherie wohnenden Albanesen, nur das eine Mittel, einzelne, in ihren Händen befindliche Städte und Märkte ihnen zeitweise zu verschließen. Einer der wildesten Stämme Nordalbaniens sind z. B. die Lurja, welche von den Albanesen selbst als «džin t'egra» (wilde Menschen) bezeichnet werden. Sie gehören nur nominell zum Sandschak Dibra; eigentlich sind sie vollkommen unabhängig, und in dieser Lage beugten sie sich einzelnen Anordnungen der Behörde nur dann, wenn diese ihnen mit der Absperrung des Marktes in Dibra drohte. Für ihre Wildheit ist es bezeichnend, daß von ihren 300 Familien 250 unter Blutrache stehen; es kommt vor, daß ein Lurja-Albanese 10—15 Jahre hindurch sein festungsartiges Kula (Wohnhaus) nicht verläßt, aus Furcht vor der Blutrache, kurz: es herrscht vollkommene Anarchie auf dem Gebiete; die Drohung, den Markt von Dibra abzusperren, hat aber immer gewirkt, denn schon zufolge der geographischen Verhältnisse können sie — in den Bergen eingeschlossen — anderwärts eine Verbindung mit der Außenwelt nicht suchen. Diese Fragen, sowie ihre Folgen sind durchaus nicht so geartet, daß sie bei der Grenzregulierung ignoriert werden könnten.

Ethnographische, ökonomische, juristische und internationale Gesichtspunkte sprechen dafür, daß die von Albanesen in kompakten Mengen bewohnten Gebiete, in welchen sie sich nach eigener Organisation, in ihrer eigenartigen Lebensweise und ihren eigenen Verhältnissen eingerichtet haben, mit Albanien vereinigt werden, — um nicht auf Gladstones Wahlspruch hinzuweisen, welchen die Balkanstaaten immer zitierten und am Anfange des Krieges auf ihre Fahne schrieben: «Der Balkan gehört den Balkanvölkern.» Sobald Ausnahmen gemacht werden und einzelne ihres unanfechtbaren Rechtes beraubt oder daran verkürzt werden, ist das Prinzip bereits verletzt, und anstatt die orientalische Frage endgültig zu lösen, wird nur der Samen neuer Verwicklungen ausgestreut.

Die Anfänge des Freiheitskampfes der Griechen gegen die Perser.

Von **Stefan Heinlein.**

DIE von den Persern unterworfenen kleinasiatischen Griechen empörten sich gegen ihre Unterdrücker. Die Athener sandten ihnen einige Schiffe zur Hilfe. Da nun der Perserkönig die Athener dafür bestrafen wollte, wurden diese Schiffe der Anfang alles Übels sowohl für die Griechen, wie für die Barbaren[1]). So wußten es wenigstens die Griechen, und demnach war mindestens ihrer Auffassung nach der Aufstand ihrer kleinasiatischen Landsleute nicht nur zeitlich, sondern auch ursächlich der Anfang der griechischen Freiheitskämpfe, der Beginn jenes großartigen Kampfes zwischen Persern und Griechen, dessen einzelne Episoden nicht nur dem Verstande, sondern auch dem Herzen eines jeden Gebildeten tief eingeprägt sind.

Der Aufstand der kleinasiatischen Griechen, insbesondere der Ioner gegen die Perser, dem sich aber auch nichtgriechische Stämme anschlossen, ging nun von Milet aus, und die erste Handlung der Aufständischen war die Beseitigung der Tyrannis in den dem Perserkönig unterworfenen Städten. Nun aber war Milet jene Stadt, die den Druck der Perserherrschaft am wenigsten zu fühlen hatte, da sie wenigstens formell eigentlich mit dem Perserreiche verbündet war, und zwar unter denselben Bedingungen, wie früher mit dem lydischen Reiche des in späterer Zeit von den Griechen schier vergötterten Kroisos. Aristagoras aber, der an der Spitze der Rebellen stand, war der Tyrann dieser Stadt und legte erst beim Ausbruche der Revolution die Tyrannis nieder.

Über dieses seltsame Ereignis erzählt der Historiker dieses Aufstandes, Herodot von Halikarnass, etwa das Folgende. Aristagoras, von seinen naxischen Freunden dazu aufgefordert, will Naxos sich und dem Perserkönige unterwerfen. Er bedrängt daher den Artaphernes, den Bruder des Perserkönigs Dareios und Satrapen jener Provinz, ein Heer gegen Naxos zu senden. Artaphernes, seinen Vorstellungen Gehör schenkend, rüstet mit Einwilligung des Dareios ein solches Heer aus, stellt an die Spitze desselben seinen Vetter Megabates, dem sich auch Aristagoras, der die Verantwortung für das Gelingen des Unternehmens übernommen zu haben scheint, samt den Tyrannen der übrigen Griechenstädte anschließt. Da aber entsteht ein Zwist

[1]) *αὗται δὲ αἱ νέες ἀρχὴ κακῶν ἐγένοντο Ἕλλησί τε καὶ βαρβάροισι.* Hdt. V. 97.

zwischen Megabates und Aristagoras, und Megabates, um sich zu rächen, sendet den Naxiern Botschaft, so daß sie ihre Stadt in Verteidigungszustand setzen und die Perser nach viermonatlicher vergeblicher Belagerung unverrichteter Sache abziehen müssen. Aristagoras fürchtet sich, daß man ihn für das Mißlingen zur Verantwortung ziehen und ihm die Tyrannis wegnehmen wird, und sinnt darum auf Empörung[2]). Zu derselben Zeit bekommt er auch eine geheime Botschaft von seinem Schwiegervater und Vorgänger Histiaios, der dazumal schon seit Jahren als Berater und Freund des Königs am Hofe des Dareios in Susa lebte, seinen dortigen Aufenthalt aber als Gefangenschaft betrachtet und nun seinen Schwiegersohn auffordert, sich gegen die Perser zu empören, da er hofft, er werde dann den König veranlassen können, ihn in seine Heimat zurückzusenden. Aristagoras, dadurch in seinem Vorhaben bestärkt, versammelt seine milesischen Freunde, unter ihnen auch den berühmten Historiker und Geographen Hekataios, um sich, um sich mit ihnen zu beraten. Da meint nun Hekataios, man dürfe mit den Persern, in Anbetracht der ihnen zur Verfügung stehenden Machtmittel, überhaupt keinen Streit anfangen. Als er aber niedergestimmt wird, stellt er den Antrag, man möge die in dem Miletos benachbarten Apollotempel der Branchiden aufbewahrten Schätze zur Verstärkung der Flotte verwenden, damit man den Persern wenigstens zur See Widerstand leisten könne. Als nun auch dieser Antrag abgelehnt, der Aufstand nichtsdestoweniger beschlossen wird, sendet man den Jatragoras zu der aus Naxos zurückgekehrten, jedoch noch bei Myus versammelten griechischen Flotte. Hier gelingt es dem Jatragoras mit List, die bei der Flotte weilenden griechischen Tyrannen gefangen zu nehmen. Nun proklamiert Aristagoras öffentlich die Revolution. Um die Milesier zu gewinnen, legt er die Tyrannis nieder, führt die Isonomie ein und tut dasselbe in den übrigen ionischen Städten[3]). Die einen Tyrannen vertreibt er, andere nimmt er gefangen und liefert die Gefangenen ihren Mitbürgern aus. Hierauf geht er nach Sparta und Athen, um von diesen Staaten Hilfe zu bekommen. Sparta verhält sich ablehnend; die Athener geben ihm 20 Schiffe. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, um die Perser zu reizen, bewegt er die durch die Perser aus Thrakien nach Kleinasien verpflanzten Paionier, in ihre Heimat zurückzukehren. Den-

---

[2]) *ἅμα δὲ ἐπίεζέ μιν ἡ δαπάνη τῆς στρατιῆς ἀπαιτεομένη, ἀρρώδεέ τε τοῦ στρατοῦ πρήξαντος, κακῶς καὶ Μεγαβάτῃ διαβεβλημένος ἐδόκεέ τε τὴν βασιληίην τῆς Μιλήτου ἀπαιρεθήσασθαι. ἀρρωδεών δὲ τούτων ἕκαστα ἐβουλεύετο ἀπόστασιν.*

[3]) *καὶ πρῶτα μὲν λόγῳ μετεὶς τὴν τυραννίδα ἰσονομίην ἐποίεε τῇ Μιλήτῳ, ὡς ἂν ἑκόντες αὐτῷ οἱ Μιλήσιοι συναπισταίατο, μετὰ δὲ καὶ ἐν τῇ ἄλλῃ Ἰωνίῃ τωυτὸ τοῦτο ἐποίεε.*

selben gelingt es auch, vor den sie verfolgenden Persern die Küste zu erreichen und nach Chios zu gelangen, von wo sie nach Lesbos und von dort in ihre Heimat geschafft werden. Als die 20 Schiffe der Athener und die 5 Schiffe der ihnen beigetretenen Eretriaeer anlangen, beschließt Aristagoras, Sardes, den Sitz des Satrapen Artaphernes, anzugreifen. Er selbst bleibt in Milet zurück und sendet anstatt seiner seinen Bruder Charopinos und den Milesier Hermophantos. Das Heer der Rebellen erobert, ohne Widerstand zu finden, die Stadt; kann aber der Burg, in die sich Artaphernes einschließt, nicht Herr werden. Da bricht aus Zufall in der Stadt ein Feuer aus, dem auch der dortige Tempel der Kybele zum Opfer fällt. Dadurch erregt, erheben sich die in der Stadt befindlichen Perser und Lydier gegen die Griechen, und diese flüchten zur Küste. Das inzwischen versammelte persische Heer der Provinz folgt ihnen auf dem Fuße, erreicht sie bei Ephesos und bringt ihnen hier eine gewaltige Niederlage bei.

Die Empörung erscheint also in dieser Erzählung als das eigenste Werk des Aristagoras. Was ihn zur Empörung trieb, war erstens Furcht wegen des mißlungenen Feldzuges gegen Naxos, zweitens die aufwieglerische Botschaft seines Vorgängers Histiaios. Daß beides zufällig zur gleichen Zeit eingetroffen sein soll, zeigt, daß wir es hier eigentlich mit der Verbindung zweier verschiedener Traditionen zu tun haben, deren eine in Aristagoras, die andere in Histiaios den eigentlichen Urheber der Revolution erblickte. Was nun die Botschaft des Histiaios betrifft, so suchte ich im Jahrgange 1909 der «Klio» nachzuweisen, daß dies eine auf einer von seinem Todfeinde, dem Satrapen Artaphernes, erfundenen und in Verkehr gesetzten Verleumdung beruhende Anekdote ist. Aber wenn ich mich, wie in so mancher anderen Beziehung, auch darin geirrt haben sollte, daß die durch Artaphernes erhobene Anklage lediglich Verleumdung war, so viel glaube ich jedenfalls annehmen zu müssen, daß Histiaios seine ehrgeizigen Pläne im Rahmen des Perserreiches selbst verwirklichen wollte, die Abschüttelung des Perserjoches also dem Aristagoras wohl kaum angeraten hat. Auch wäre er kaum imstande gewesen, durch eine einfache Botschaft den Aristagoras zu einem solchen Schritte zu bewegen, was auch Herodot einsah, da er die Botschaft lediglich dazu benützte, um den Aristagoras in seinem schon vorher gefaßten Beschlusse bekräftigen zu lassen. Was nun das zweite Motiv, das Fehlschlagen des Feldzuges gegen Naxos, betrifft, so hat Duncker[4]) glänzend erwiesen, daß Megabates den

[4]) Geschichte des Altertums. VII. 34. Anm.

Naxiern keine Botschaft senden konnte. Man möchte eher den Aristagoras damit beschuldigen, dies getan zu haben. Wäre aber dies der Fall gewesen, so hätte die ionische Tradition dies wohl kaum verschwiegen, ja, in das Gegenteil umkehrend, dem Megabates zur Last gelegt, da die Ioner ihm dies als Verdienst angerechnet hätten, die Perser aber ihm diesen Vorwurf nicht erspart haben würden. Es ist also am einfachsten, diese Episode ganz zu streichen, obzwar es immerhin möglich ist, daß Aristagoras und Megabates sich gegenseitig des Verrates beschuldigten. Im übrigen aber ist an der Erzählung Herodots nichts auszusetzen, und das Mißlingen des Feldzuges gegen Naxos war vielleicht im Zusammenhange mit der möglicherweise durch Megabates erhobenen Beschuldigung, aber auch ohne dieselbe, in Anbetracht der von ihm wahrscheinlich übernommenen Verantwortung geeignet, dem Aristagoras den Gedanken der Abschüttelung des Perserjoches einzuflößen.

So sehr aber dies Ereignis auch genügt haben mag, den Aristagoras selbst perserfeindlich zu stimmen, auf seine Landsleute konnte es nicht den geringsten Eindruck machen. Schon darum entstehen in uns Zweifel, ob überhaupt er es war, der die Revolution entfachte. Bei näherer Prüfung der Überlieferung werden diese Zweifel noch bedeutend stärker. Da ist vor allem die Niederlegung der Tyrannis. War er der Urheber der Revolution, so war dieser Schritt mindestens unbedachtsam gewählt. Es heißt, er tat ihn, um die Milesier zum Anschlusse zu bewegen. Aber mußte er da nicht fürchten, nachdem er seine Macht niedergelegt, von seinen Landsleuten einfach beiseite geschoben zu werden? Wäre es da nicht zweckmäßiger gewesen, im Besitze der Macht, den Krieg gegen die Perser zu beginnen und die Niederlegung der Herrschaft als Siegeslohn seinen Landsleuten zu versprechen? Weiters ist es aber auch fraglich, ob es ihm dadurch möglich gewesen wäre, seine Landsleute in ein so waghalsiges Unternehmen zu stürzen? Die Motive, die ihn zu diesem Schritte bewogen, konnten nicht lange verborgen bleiben. Mußte da nicht sein Vorgehen das größte Mißtrauen erwecken? Mußte man da nicht fürchten, durch die selbstsüchtigen Ziele eines ehemaligen Tyrannen in ein aussichtsloses Unternehmen gestürzt zu werden, um in dem Falle, wenn dies Unternehmen wider Erwarten gelingen sollte, das Joch der Perser mit dem eines ehrgeizigen Mannes zu vertauschen? Ich glaube daher kaum, daß, wenn Aristagoras es gewesen wäre, der die Revolution ins Leben rief, er sich dieses Mittels bedient hätte, um die Sympathie seiner Landsleute zu gewinnen, und daß, wenn er dies dennoch getan hätte, ihm dadurch auch gelungen wäre, seine Landsleute zum gefügigen Werkzeuge

seiner Absichten zu machen. Auch diese Bedenken sprechen also gegen die Richtigkeit der Darstellung Herodots, die in Aristagoras den Urheber der Revolution erblickt.

Diese Bedenken vermehren sich noch, wenn man die entschieden tendenziöse Färbung der Erzählung Herodots in Betracht zieht. Die ganze Bewegung sollte nur dazu dienen, um die Rachelust des Aristagoras zu befriedigen, und die Befreiung vom Tyrannenjoche soll nur das Mittel gewesen sein, durch das er das ionische Volk diesem seinem Ziele dienstbar machte. In diesem Sinne wird die Flucht der Paionier aus Kleinasien und der Zug gegen Sardes erzählt. Nun aber ist evident, daß die Flucht der Paionier nicht von Aristagoras ausging, da dieselben sich in diesem Falle nach Milet gewendet hätten, wo man gewiß schon Schiffe in Bereitschaft gehalten haben würde, um sie in ihre Heimat zu schaffen. Noch wichtiger ist, was wir über den Zug gegen Sardes aus anderer Quelle[5]) erfahren. Nach dieser Quelle ging diesem Zuge eine Belagerung Milets durch die Perser voran. Die Aufhebung dieser Belagerung war daher, wie dies Grundy (The great Persian war) ausführte, die Folge, also wahrscheinlich auch der Zweck des Vordringens der Ioner gegen Sardes. Das Verschweigen der Belagerung Milets bei Herodot dient also sichtlich dazu, die Ioner als den angreifenden Teil erscheinen zu lassen und auf sie und ihren Führer, Aristagoras, die ganze Schuld an dem Unheil zu schieben. Noch durchsichtiger wird die Tendenz, wenn man die Erzählung über den Feldzug gegen Sardes im Zusammenhange damit betrachtet, was Aristagoras dem Kleomenes ausgeführt haben soll, als er ihn bewegen wollte, den Ionern zu helfen. So betrachtet, erscheint dieser Feldzug, der auf Grund der Erzählung Plutarchs als ein zur Entsetzung Milets unternommener, genialer, kühner und erfolgreicher Schachzug zu betrachten ist, einfach als erste Etappe in der Ausführung des von Aristagoras gefaßten und dem Kleomenes vorgetragenen unsinnigen Planes, das Perserreich zu stürzen, so daß also Aristagoras auch nach der Weigerung des Kleomenes an diesem seinem Plane festgehalten hätte. Die Tendenz der Darstellung Herodots ist somit, den Freiheitskampf der Ioner als eine auf einen unausführbaren Plan des Aristagoras zurückgehende Unternehmung lächerlich zu machen.

Hinzutritt noch ein drittes Moment. Der erste revolutionäre Akt war die Gefangennahme der griechischen Tyrannen. Dieser mußte knapp nach der Rückkehr aus Naxos erfolgen, da die griechische Flotte dazumal noch vor Myus lag, die Kontingente der einzelnen

[5]) Plutarch. de malign. Her. 24.

Städte also noch nicht in ihre Heimat zurückgekehrt waren. Wie mag es nun dem Aristagoras gelungen sein, in der kurzen Spanne Zeit, die seit der Aufhebung der Belagerung verflossen, während die Flotte vor Myus vereint war, eine solche Bewegung anzufachen, Leute anzuwerben, die Sympathie der Truppen zu gewinnen, sich mit den Rebellen zu beraten und den Putsch vorzubereiten? Grundy bemerkt mit Recht (a. a. O. p. 84), daß dies unglaublich ist, daß die Revolution schon vor der Rückkehr aus Naxos beschlossen worden sein muß. Ja, Grundy meint, die Ioner seien schon vor dem Zuge gegen Naxos entschlossen gewesen, zu revoltieren; der Zug habe ihnen nur Gelegenheit zur Konzentration und dadurch zur Ermöglichung des Aufstandes geboten; er sei also durch den mit den Rebellen im Einverständnisse handelnden Aristagoras eben zu diesem Zwecke veranstaltet worden. Damit fiele aber das bei Herodot angegebene Motiv gänzlich hinweg, und es entstände wieder die Frage, was den Aristagoras bewog, an einer Bewegung teilzunehmen, die ihm die Tyrannis kostet. Man könnte nun zwar annehmen, der Beschluß sei schon vor dem Feldzuge gegen Naxos gefaßt worden, aber Aristagoras habe sich erst später, infolge des durch Herodot angegebenen Motives, der Bewegung angeschlossen. Ich kann jedoch kaum glauben, daß, wenn die Ioner schon vor dem naxischen Feldzuge entschlossen waren, zu revoltieren, sie sich erst nach demselben über die ihnen zur Verfügung stehenden Machtmittel beraten und das Mutterland um Hilfe angegangen hätten. Ich halte es daher für wahrscheinlicher, daß, auch wenn man schon früher dergleichen Absichten hegte, der endgültige Beschluß der Revolution erst während dieser Expedition gefaßt wurde. Da ist es nun schon Macan (ad Her. V. 34) aufgefallen, daß Herodot, der sonst über die Chronologie der Revolution nicht absonderlich gut unterrichtet ist, weiß, daß die Belagerung dieser Inselstadt vier Monate dauerte. Diese viermonatliche Dauer muß eine besondere Bedeutung gehabt haben, und eine solche hatte sie, wenn diese viermonatliche Abwesenheit der Tyrannen und ihrer Soldaten es war, die die Revolution verursachte. War aber dies die Ursache der Revolution, so ist dieselbe natürlich nicht von dem abwesenden Tyrannen Aristagoras, sondern, wie dies auch der erste Akt der Revolution zeigt, von den Tyrannenfeinden Ioniens, besonders Milets, ausgegangen.

Aus allen den angegebenen Gründen glaube ich, schließen zu dürfen, daß Aristagoras nicht der Urheber der Revolution war. Daß die in Herodot verewigte Tradition ihm den Vorwurf machte, aus eigensüchtigen Zielen dieselbe angefacht zu haben, ist nicht von Bedeutung, denn ein solcher Vorwurf wird gegen jedermann erhoben,

der in einer mit Niederlage endenden Bewegung eine führende Rolle spielte. Dem Herodot insbesondere muß es noch dazu gefallen haben, die Ioner als durch einen ehrgeizigen Mann düpiert darzustellen. Der Anschluß des Aristagoras erfolgte also vielmehr erst, nachdem die Revolution schon endgültig beschlossen war. Den Grund, der ihn zum Anschlusse bewog, wird Herodot wohl richtig angegeben haben. So betrachtet, ist dann auch die Niederlegung der Tyrannis leicht verständlich. Diese Niederlegung war eben keine freiwillige. Daß sie dies nicht gewesen, erleuchtet auch aus der Erzählung Herodots. Erzählt doch dieser selbst, Aristagoras hätte sich darum empört, weil er fürchtete, daß man ihm die Tyrannis wegnehmen werde. (*τὴν βασιληίην τῆς Μιλήτου ἀπαιρεθήσεσθαι*). Da wäre es doch wirklich seltsam, wenn er, um seine Landsleute zu gewinnen, dieselbe freiwillig niedergelegt hätte. Die Niederlegung derselben war also nicht ein durch Aristagoras angewandtes Mittel, um die Ioner in einen Kampf mit den Persern zu verwickeln, sondern sicherlich jene Bedingung, die ihm, als er, mit den Persern verfeindet, dieselbe ohnedem nicht mehr zu behaupten hoffte, bei seinem Anschlusse von den Rebellen gestellt wurde, die also, wie auch hieraus erhellt, unter den Tyrannenfeinden Milets zu suchen sind.

Die wiederholte Erwähnung des Hekataios durch Herodot zeigt, daß der milesische Historiker eine bedeutende Rolle unter den Rebellen spielte. Bei den Griechen kam es häufig vor, daß Männer, die ihren Ruhm auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur begründeten, sich zugleich als Staatsmänner und Feldherren hervortaten. Der erste Antrag des Hekataios soll nun gewesen sein, man möge gegen die Perser überhaupt keinen Krieg anfangen [6]). Wenn Herodot sagt, daß er mit diesem Antrage nicht durchgedrungen ist, so ist dies nur eine Folgerung aus den späteren Ereignissen. Betrachtet man mit Herodot die Abschüttelung des Perserjoches als ursprüngliches Ziel der Rebellen, die Beseitigung der Tyrannis nur als ein Mittel, um die Volksgunst zu gewinnen, so erscheint Hekataios als ein Gegner des Aufstandes. Was hat er aber dann in der Beratung der Rebellen zu suchen, zu der man doch gewiß nur solche Leute zuzog, die wenigstens mit dem eigentlichen Ziele der Revolution einverstanden waren? War aber das ursprüngliche Ziel der Rebellen bloß die Beseitigung der Tyrannis, so konnte sehr wohl der Antrag gestellt werden, man möge bei der Ausführung dieses Vorhabens einem Streite mit den Persern womöglich auszuweichen suchen. Da ist es nun bemerkenswert, daß die Gefangennahme der

---

[6]) *οὐκ ἔα πόλεμον βασιλέι τῶν Περσέων ἀναιρέεσθαι.* Hdt. V. 36.

Tyrannen ohne Einmengung von Seiten der Perser geschah, daß man also ganz im Sinne des Hekataiosantrages gehandelt zu haben scheint. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob die Ioner auch erwarten durften, nach der Vertreibung der Tyrannen mit den Persern in Frieden zu bleiben. Das Bestehen der Tyrannis in den den Persern unterworfenen griechischen Staaten in einem Zeitpunkte, als im übrigen Griechenlande die Tyrannen größtenteils schon vertrieben waren, scheint dafür zu sprechen, daß die Perser dazumal die tyrannische Regierungsform in den Griechenstädten begünstigten. Trotzdem glaube ich, es hätte sich mit den Persern ein Abkommen treffen lassen. Das starke Hervorheben der Interessengemeinschaft zwischen Tyrannis und Perserherrschaft bei Herodot (IV, 137) in der Istrosszene, scheint einigermaßen tendenziös zu sein und dem Zwecke zu dienen, einen Beweis zu liefern, daß die Alkmaioniden keine Gemeinschaft mit den Persern haben konnten. Daß die Perserfürsten sich nach der Ermordung des Pseudosmerdis darüber berieten, ob sie dem Reiche eine demokratische, oligarchische oder monarchische Verfassung geben sollen, wie dies Herodot (III, 80 ff.) erzählt, ist natürlich eine unwahrscheinliche Anekdote, die aber nichtsdestoweniger zeigt, daß wenigstens Herodot die Perser in dieser Beziehung für ziemlich tolerant hielt, was wohl kaum der Fall gewesen wäre, wenn sie hartnäckig auf das Bestehen einer bestimmten Regierungsform in den ihnen unterworfenen Staaten bestanden hätten. Die Unterstützung der Naxischen Oligarchen, die Einführung der demokratischen Regierungsform durch die Perser in den ionischen Städten gleich nach der Niederwerfung des Aufstandes, scheint mir dafür zu sprechen, daß die Perser schon dazumal auch in den griechischen Städten sich mit einer andern Regierungsform hätten befreunden können, vorausgesetzt, daß die neuen Inhaber der Gewalt sich als treue Untertanen bewährten. Ich glaube also, das ursprüngliche Ziel der Rebellen sei nur die Beseitigung der Tyrannis gewesen, man habe gehofft, dies auch ohne einen Kampf gegen die Perser zu erreichen, und diese Politik nahe ihren Vertreter in Hekataios gefunden.

Als nun aber durch die Beseitigung der Tyrannis der erste Akt der Revolution vollzogen, vielleicht ihr dazumal noch einziges Ziel erreicht war, mußte man suchen, die eigenen Machtmittel zu steigern, um dadurch bei etwaigen Verhandlungen die Perser zur Anerkennung der neuen Lage der Dinge geneigter zu machen, oder, sollte dies nicht gelingen, ihnen Widerstand leisten zu können. In diesem Zeitpunkte wird Hekataios den Antrag gestellt haben, die

Branchidenschätze zur Verstärkung der Flotte zu verwenden. Der Antrag wurde abgelehnt.

Die Bedeutung dieses Ereignisses wird erst klar, wenn man im Anschlusse an Macan und Bury diesen Antrag des Hekataios im Zusammenhange mit dem auf eine Anfrage von Argos gegebenen delphischen Orakel betrachtet, das den Untergang der Stadt Milet prophezeite. Bury[7]) meint nämlich sehr scharfsinnig, Aristagoras hätte dazumal, als er in Griechenland weilte, auch von Argos Hilfe gebeten, die Argeier hätten darüber das delphische Orakel befragt, die Orakelstätte aber hätte, um die Argeier von der Hilfesendung abzuhalten, den Ruin Milets prophezeit. Vor ihm hat schon Macan (ad Herod. VI, 19) die Vermutung ausgesprochen, der im Orakel enthaltene Vorwurf, daß Milet Böses ersinne, beziehe sich auf den Hekataios-Antrag. Bury bemerkt hierzu mit Recht: «This conjecture may seem insufficient, for the proposal of one citizen would not involve the city in offence seeing that the city rejected the proposal.» Wir können noch hinzufügen, daß die Pythia eher Ursache gehabt hätte, die Milesier zu beloben, als ihnen eine Rüge zu erteilen, und über ihr Vorgehen aufgebracht, sie durch ihr Orakel um die Hilfe der Argeier zu bringen. Bury meint daher: «Though the Milesians rejected the idea of Hecataeus at the outset, yet the Branchid priests knew well that, as time went on and the Milesians were hardpressed, the temptation to forget their scruples and borrow the temple-treasures would become almost irresistible, especially as there was the cogent argument that if they did not themselves use them, the precious things would fall into the hands of the enemy. Certainly it would have surprising selfdenial if the Milesians persisted in their resolution up to the final catastrophe. Hence it is reasonable conjecture that when the oracle was given to Argos, it was known at Delphi, that the men of Miletus contemplated, or the Branchid priesthood apprehended a seizure or forced loan of Didymaean treasures.» Auch diese Erklärung scheint mir ungenügend zu sein. Wir kennen in dem Zeitraume zwischen der Ablehnung des Hekataios-Antrages und dem Verweilen des Aristagoras in Griechenland kein Ereignis, das die Ioner bewegen hätte können, den schon gefaßten Beschluß zu ändern, oder die Priester berechtigt hätte, einen Umschwung in den Absichten ihrer Landsleute zu fürchten. Zudem glaube ich, daß der Hekataios-Antrag in einer engeren Beratung der Anführer besprochen und wohl kaum ausposaunt wurde, oder man doch mindestens Vorsorge traf, daß der-

[7]) The Epicene Oracle concerning Argos and Miletos. Klio II (1902).

selbe den Branchiden nicht zu Ohren komme, damit dieselben die Schätze nicht verbergen können, so daß es mir schwer begreiflich erscheint, wie die delphische Priesterschaft davon Kenntnis erhalten konnte. Vielleicht läßt sich aber diese Schwierigkeit auf eine andere Art lösen. Als Aristagoras die Argeier um Hilfe anging, wird er sicherlich gewußt haben, daß man diesbezüglich die Pythia befragen wird, und da muß er bedacht gewesen sein, eine günstige Antwort zu provozieren. Ist es da nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß er hierzu den abgelehnten Hekataios-Antrag, über den man damals in Hellas noch nicht unterrichtet war, gebrauchte? Ist es nicht möglich, daß er um sein Ziel zu erreichen, d. h. die Orakelstätte günstig zu stimmen, ausposaunen ließ: im Falle der Besiegung der Ioner werde der Branchidentempel von den Persern geplündert werden; ja die Ioner selbst, von ihren Landsleuten verlassen, würden gezwungen sein, sich an den Tempelschätzen zu vergreifen und dieselben zu ihren eigenen Zwecken zu verwenden schon darum, damit sie nicht von ihren Feinden gegen sie verwendet werden mögen? Das war gewiß spitzfindig ausgedacht. Er hat sich aber darin verrechnet, daß er den durch die Drohung natürlicherweise erweckten Stolz der Priesterschaft nicht in Betracht zog. War es doch die Ansicht derselben, wie dies aus den Legenden über die Angriffe der Barbaren auf Delphi hervorgeht, die Gottheit würde ihren Tempel selber zu schützen wissen. Zudem mußte der Inhalt der Drohung in den Augen der Priester als ein arges Verbrechen erscheinen, als dasselbe Verbrechen, weswegen später Gut und Blut der Phoker demselben delphischen Gotte verfiel. Es ist zwar richtig, daß das Verbrechen nicht ausgeübt wurde, aber die Auffassung in Delphi war dem Wortlaut Herodots (VI, 86) gemäß: *τὸ πειρηθῆναι τοῦ θεοῦ καὶ τὸ ποιῆσαι ἴσον δύνασθαι*, und eine Drohung war doch noch ärger als eine Versuchung. So konnte es geschehen, daß er gerade eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung erreichte.

Nun wird es uns auch klar, warum der Antrag des Hekataios verworfen wurde. Es war wohl kaum Bigotterie, was die Ioner davon abhielt, sich an den Tempelschätzen zu vergreifen, sondern Rücksicht auf das delphische Orakel, von dem man wußte, welchen Einfluß es in Hellas hatte. Von dem Raube der Tempelschätze wurde also darum Abstand genommen, weil man die festländischen Staaten um Hilfe angehen und darum die Gunst des Orakels nicht verscherzen wollte. Den Antrag, in Hellas Beistand zu suchen, scheint Aristagoras gestellt zu haben, da er es ist, der dahin gesandt wird. Der Antrag des Hekataios wird daher auf seine Vorstellungen verworfen worden sein. Man mußte eben dazumal wählen, entweder dem An-

trage des Hekataios gemäß die Branchidenschätze zur Verstärkung der Flotte anzuwenden und auf die Hilfe des Mutterlandes verzichten, oder dem Antrage des Aristagoras gemäß die Hilfe des Mutterlandes zu erwerben suchen, dann aber auf die Branchidenschätze verzichten. Die Rebellen entschlossen sich zu letzterem, und dies war wahrscheinlich der Augenblick, in dem die Führerschaft von Hekataios auf Aristagoras überging.

Der Wechsel in der Führerschaft und das an Hellas gestellte Hilfegesuch mußte nun wieder wichtige Folgen für das Schicksal des Aufstandes haben. Die Führerschaft des Aristagoras ließ den ursprünglichen Zweck der Rebellen verdunkeln und gab dem Unternehmen ein ausgesprochen perserfeindliches Gepräge. Die Einmengung fremder Staaten konnten sich die Perser keinesfalls gefallen lassen, was die bei Herodot bewahrte Überlieferung so ausdrückt, daß Dareios nicht so sehr auf die Ioner als auf die Athener erzürnt war. Diese zwei Momente scheinen also eigentlich das Einschreiten der Perser im Interesse der vertriebenen Tyrannen verursacht, ein Verständnis zwischen den Parteien verhindert zu haben.

Vielleicht mag dies auch dazu dienen, um den Gegensatz zwischen Artaphernes und Histiaios zu erklären. Der auf das Prestige des Reiches eifersüchtige Perser mag nach diesen Ereignissen von Konzessionen und Versöhnung nichts mehr wissen gewollt haben. Er wird gemeint haben, daß hier nur mehr von exemplarischer Strafe die Rede sein kann. Demgegenüber hält der mit seinen Landsleuten sympathisierende Grieche vielleicht noch immer das ursprüngliche Ziel der Revolution, die Beseitigung der Tyrannis, vor Augen und hofft, da dies nicht in unbedingtem Gegensatze zu den Interessen des Reiches zu sein scheint, auf dieser Basis ein Unterdrücken der Revolution auch ohne Blutvergießen bewerkstelligen zu können. Die oben angeführte Schilderung über den Zorn des Dareios und das von diesem dem Histiaios gegenüber gezeigte Wohlwollen scheint darauf hinzudeuten, daß Histiaios sogar den Perserkönig selbst zu überreden wußte, die Gemüter der Ioner auf diese Art durch ihn beschwichtigen zu lassen und dann die ganze Kraft des Reiches zur Erweiterung der Reichsgrenzen durch Eroberung bis dahin unabhängiger griechischer Staaten zu verwenden. Die Verteidigung des ursprünglichen Zieles der Ioner durch Histiaios mag dann dem Artaphernes den Einfall gegeben haben, Histiaios habe selbst durch Anraten der Beseitigung der Tyrannis die Revolution angefacht. Ja, wenn es mir somit auch wenig wahrscheinlich dünkt, daß er etwa, um sich scheinbar Verdienste um Persien zu erwerben, als er von den Unruhen Kenntnis erhielt, im Einverständnisse mit

Aristagoras und anderen Rebellen durch seine Ratschläge selbst die Unzufriedenheit schürte, und sich dann erbot, seine Landsleute zu beschwichtigen, so wäre es doch nicht gerade ausgeschlossen, daß er wenigstens später, als die Revolution schon beschlossen oder vielleicht auch durchgesetzt war, mit den Rebellen in Verbindung getreten ist, aber nicht so sehr mit Aristagoras und der perserfeindlichen Partei, sondern eher mit jener anderen, an deren Spitze Hekataios stand, die aber, seitdem Aristagoras die Führerschaft ganz an sich gerissen, in den Hintergrund trat, ihren Einfluß verlor.

Der Mißgriff des Aristagoras wird dann, wie schon erwähnt, bewirkt haben, daß das delphische Orakel trotz der Ablehnung des Hekataios-Antrages sich ungünstig äußerte. Die direkte Folge dieses Orakels war dann, wie dies schon Bury ausführte, daß Argos keine Hilfe sandte. Aber vielleicht kann auch eine andere Weigerung mit diesem Orakel in Verbindung gesetzt werden. Es kann als allgemein zugestanden gelten, daß die Haltung Spartas bei Herodot (VI, 76) ungenügend motiviert ist. Die Erzählung über den Plan Susa zu erobern, hat, wie schon angedeutet, lediglich den Zweck die stolze Zuversicht des Aristagoras lächerlich zu machen und bietet dem Herodot Gelegenheit die Beschreibung der Königsstraße unterzubringen. Die Bestechungsgeschichte stammt vielleicht aus echter Volksüberlieferung, ist aber so anekdotenhaft, daß sie zur Motivierung eines so wichtigen Beschlusses ungeeignet erscheint. Wenn man hingegen bedenkt, daß die spartanischen Könige durch eine eigene Behörde mit der delphischen Orakelstätte in beständigem Verkehre waren (Herod. VI, 57), wenn man hinzunimmt, daß die Autorität dieser Orakelstätte angeblich genügte, die Spartaner zu einem Kriege wider die Peisistratiden zu bewegen[8]), so wird man kaum fehlgehen, wenn man das Verhalten Spartas mit dem delphischen Orakel in Verbindung setzt. Das Verhalten der übrigen peloponnesischen Staaten wird dann durch das Verhalten Spartas bestimmt worden sein. So wurde der Antrag des Hekataios durch Aristagoras verhängnisvoll für das Schicksal der Revolution.

Man würde nun annehmen, daß das Ausbleiben der Hilfe des Mutterlandes, besonders nach der Rückbeorderung der athenischen Schiffe die Ioner bewog, nunmehr im Sinne des Hekataios-Antrages mit den Branchidenschätzen zu verfahren. Auch Aristagoras wird dazumal dagegen nichts mehr einzuwenden gehabt haben, da er ja keine Rücksicht auf Delphi haben mußte, ja, der Orakelstätte feind-

---

[8]) Hdt. V. 62. Hier ist nur wichtig, daß man dies glaubte, nicht, ob es tatsächlich so war.

lich gesinnt sein mochte. Daß der Antrag dennoch unausgeführt blieb, scheint mir dafür zu sprechen, daß Bury und Niebuhr recht haben, wenn sie meinen, die Schätze seien dazumal nicht mehr im Branchidentempel gewesen. Wohin sind nun diese Schätze, die besonders von Kroisos herrührten, geraten?

Eine spätere, in der Zeit Alexanders des Großen aber schon verbreitete, vielleicht zuerst durch Kallisthenes aufgezeichnete Legende erzählte nun, der Branchidentempel sei von den Branchiden selbst, die es unter Xerxes mit den Persern hielten, seiner Schätze beraubt worden[9]). Die Branchiden wären nach der Übergabe der Tempelschätze aus Furcht vor Strafe für das Sakrileg und den Verrat mit den auf Flucht begriffenen Persern zusammen gezogen. Xerxes hätte dann den Tempel verbrennen lassen, die mit ihm freiwillig gezogenen Priester aber in Sogdiana angesiedelt, wo Alexander der Große ihre Nachkommen vorfand und dieselben für die Sünde ihrer Vorfahren büßen ließ[10]). Die Behauptung, der Branchidentempel sei auf Befehl des Xerxes nach seiner fluchtartigen Rückkehr aus Griechenland geplündert und zerstört worden, mag sie nun schon früher von einem älteren Schriftsteller, etwa dem Ktesias[11]), ausgesprochen worden sein, oder nicht, ist sicherlich falsch, da Herodot ausdrücklich sagt (VI, 19), der Tempel sei bei der Einnahme Milets im ionischen Aufstande zerstört worden, und die Richtigkeit dieser Angabe durch die von Morgan aufgefundene Inschrift unterstützt wird[12]).

[9]) *ἱερὸν ὑπὸ τῶν Βραγχιδῶν σεσύλητο ἐπὶ Ξέρξου περσισάντων.* Strabo XVII. 1. 43.

[10]) Strabo XIV. 1. 5 u. XI. 11. 4. Vgl. auch Suidas s. v. *Βραγχίδαι.* Curtius Rufus VII. 5. 23—35. Plutarch de sera num. vind. 12. Diod. XVII. Inhaltsang.

[11]) Dies meint Friedrich Reuss: Ktesias' Bericht über die Angriffe der Perser auf Delphi. Rhein. Museum. N. F. 60 (1905), p. 144—147. Ktesias berichtete nämlich nach dem Auszuge des Photios über zwei Perserexpeditionen gegen Delphi. Die erste wurde durch Mardonios nach der durch Ktesias vor die Schlacht von Salamis gesetzten Schlacht von Plataiai unternommen. Dabei fand der in der Schlacht von Plataiai verwundete Mardonios bei einem entsetzlichen Hagelwetter seinen Tod. Der Zug scheint also resultatlos gewesen, die Geschichte desselben die persische Version der von Herodot und den von ihm abhängigen Schriftstellern erzählten Expedition gegen Delphi zu sein. Die zweite Expedition wurde auf Befehl des Xerxes nach der Schlacht von Salamis durch den Eunuchen Matakas ausgeführt und endete mit der Plünderung Delphis. Von dieser zweiten Expedition meint nun Reuss, dieselbe hätte nach Ktesias eigentlich dem Branchidenheiligtum gegolten, Ktesias hätte sich aber so ungenau ausgedrückt, daß Photios den Zug irrtümlich auf den delphischen Tempel bezog. Was fangen wir aber dann mit den Angaben Plutarchs (Numa 9) und des Historikers Epaphus (Müller F. H. G. IV p. 404) an, die doch mit dem Berichte des Ktesias zusammenzuhängen scheinen, obzwar der erstere nur eine Verbrennung, der letztere neben der Plünderung auch eine Verbrennung des Heiligtums erwähnt?

[12]) Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres 1902. p. 97.

Es scheint also hier eine Verwechselung des Artaphernes oder Dareios mit Xerxes vorzuliegen. Obwohl nun vielleicht, gerade von dieser fehlerhaften Zeitangabe abgesehen, die ganze Erzählung bloß auf mündlicher Überlieferung zu beruhen scheint, so verdient sie dennoch, in Anbetracht des durch einen Zeitgenossen erzählten und somit doch als Tatsache zu gelten habenden Strafgerichtes, wenigstens in ihren Hauptpunkten volles Vertrauen. Wir werden daher als Tatsache betrachten dürfen, daß die Tempelschätze von den Branchiden freiwillig den Persern übergeben wurden. Das Verbrechen, für das ihre Nachkommen büßen mußten, war nach Strabo *ἱεροσυλία* und *προδοσία*. Die *ἱεροσυλία* wurde an dem ihnen anvertrauten Tempel begangen, der durch sie der Gottheit gehörigen Schätze beraubt ward. Die *προδοσία* begingen sie am Volke der Hellenen durch Übergabe der Schätze an den Nationalfeind. Auch die übrigen Quellen behaupten, der Verrat sei im Interesse der Perser geschehen[13]). Die Zeitangabe hingegen ist, wie soeben bemerkt, fehlerhaft. Die Übergabe der Schätze an die Perser muß noch vor der Einnahme Milets unter Dareios stattgefunden haben. Wann geschah sie nun? Ich glaube, der wahrscheinlichste Zeitpunkt ist die durch Plutarch erwähnte Belagerung Milets vor dem Feldzuge gegen Sardes, mit der den Tempelraub schon Bury in Zusammenhang brachte. Dann wäre es nämlich leicht erklärlich, daß der Hekataios-Antrag auch nach und trotz dem durch das delphische Orakel verursachten Mißerfolge des Aristagoras nicht ausgeführt wurde. Auch wäre das Vorgehen der Priesterschaft unter den dazumal obwaltenden Umständen leicht erklärlich. Die Tempelschätze waren nämlich damals von den Ionern und den Persern gleicherweise bedroht, denn auch den letzteren, selbst wenn sie sonst keine Plünderungsabsichten hegten, muß es daran gelegen gewesen sein, zu verhindern, daß die Schätze durch die Ioner gegen sie verwendet würden. Gelang es also den Priestern nicht, die Schätze schon vorher anderswo in Sicherheit zu bringen, so hatten sie nur zu wählen, ob sie dieselben den Persern oder ihren Landsleuten ausliefern sollten. Daß sie das erstere wählten, ist von ihrem Standpunkte aus leicht verständlich. Es war gewiß ein großes Unglück, wenn die Gottheit der ihr geweihten Schätze verlustig wurde. Aber es gab ein noch größeres Unglück, nämlich das, wenn der Tempel der Zerstörung anheimfiel und die Gottheit heimatlos ward. Eine Zerstörung des Tempels

[13]) Quia templum quod Didymaeon appelatur in gratiam Xerxis violaverant. Curt. Ruf. VII. 5. 23. *ὅτι οἱ ἐν Διδύμοις τῆς Μιλησίας οἰκοῦντες Ξέρξῃ χαριζόμενοι τὸν νεὼν τοῦ ἐπιχωρίου Ἀπόλλωνος τοῖς βαρβάροις προϋδοσαν καὶ ἐσυλήθη τὰ ἀναθήματα πάμπλειστα ὄντα.* Suidas s. v. *Βραγχίδαι.*

aber war von Seiten der Griechen nicht zu befürchten, wohl aber von Seiten der Perser. Es war also wichtiger, den Zorn der letzteren zu besänftigen, deren Sieg ja auch das delphische Orakel vorhersagte. Ja, ich wäre darum sogar geneigt, zu glauben, daß als eigentliche Sünde der Branchiden beim Strafgericht unter Alexander dem Großen nicht so sehr die Übergabe der Tempelschätze, als vielmehr das Verlassen des Tempels betrachtet wurde. Ihr Ziel bei der Übergabe der Tempelschätze war immerhin die Rettung des Tempels vor Zerstörung, das Ziel der Flucht hingegen war nur Rettung des eigenen Lebens vor dem Zorne der Griechen, und die Zerstörung des Tempels konnte als Konsequenz dieses Verlassens betrachtet werden. Der Tempelraub kam daher vielleicht nur in zweiter Linie in Betracht, da er aber geeignet war, Alexander den Großen als griechischen Nationalhelden erscheinen zu lassen, wurde er von den Alexanderhistorikern besonders betont. Als dann nach der Übergabe der Schätze an die Perser das unerwartete Vordringen der Ioner gegen Sardes das Zurückweichen der persischen Armee verursachte, mögen die Branchiden, aus Furcht vor der Rache ihrer Landsleute, dem Wortlaute Strabos gemäß, mit den auf Flucht begriffenen Persern zusammen gezogen sein. Da nun die Erinnerung an das damalige Zurückweichen der Perser durch diejenige an die Flucht des Xerxes aus Griechenland bald aus dem Gedächtnis der Griechen verdrängt wurde, so mag auch dies zur Verwechslung des Artaphernes mit Xerxes beigetragen haben. Die Zerstörung des verlassenen Tempels erfolgte wahrscheinlich, wie Herodot angibt, bei der Einnahme Milets. Die endgültige Niederlassung der Branchiden in Sogdiana mag sogar erst unter Xerxes geschehen sein, was dann zur Erklärung der Verknüpfung seines Namens mit der Geschichte der Branchiden beitragen würde.

Nun sucht Niebuhr[14]) nachzuweisen, daß die in Delphi aufbewahrten Schätze des Kroisos ursprünglich dem Branchidentempel galten und auf eine von den dortigen Priestern verheimlichte Art nach Delphi gebracht wurden. Von allen Schätzen wird sich dies wohl kaum behaupten lassen. So scheint mindestens der goldene Löwe den Tempelbrand überstanden zu haben, also von vornherein diesem Tempel geweiht worden zu sein. Aber auf einen Teil der Tempelschätze mag Niebuhrs Hypothese tatsächlich zutreffen, nur sind dann natürlich die Weihgeschenke weder, wie Niebuhr glaubt, durch die Alkmaioniden und Aristagoras, noch, wie Bury zu meinen

[14]) Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert. Mitteil. d. Vorderasiat. Gesellsch. 1899. 3. Heft.

scheint, durch die Branchiden selbst, sondern durch die Perser dahingeschafft worden. Da ist z. B. das kuriose Weihgeschenk der Goldziegeln (Herod. I, 50). Es sieht aus, als ob dies für das Schatzhaus des Großkönigs bestimmte, eingeschmolzene Weihgeschenke gewesen wären[15]), die später nach besserer Überlegung dem Apollo, den man schon im Datiszuge für sich zu gewinnen suchte (Herod. VI, 97), als Eigentümer zurückgestellt wurden. Wann mag dies nun geschehen sein, wenn es überhaupt geschah? Vielleicht dürfte man da an die Botensendung des Xerxes nach Griechenland denken (Herod. VII, 132—133), und dann dies Geschenk mit der zweideutigen Haltung Delphis im griechischen Freiheitskampfe in Verbindung setzen. Die Perserexpedition nach Delphi war in diesem Falle ein gewöhnlicher Raubzug Abenteuer suchender Soldaten, wie dies schon Pomtow in seiner scharfsinnigen Abhandlung[16]) ausgeführt hat. Das Orakel, das den Barbaren Vernichtung prophezeite, wenn sie Delphi plündern, wird dann vielleicht nicht so sehr die wirkliche Ursache der Schonung Delphis gewesen sein, sondern eher nur dem Mardonios dazu gedient haben, das persische Heer von der Plünderung abzuhalten und die Schonung zu rechtfertigen; mag aber auch vielleicht nur von den Griechen dazu verwendet worden sein, um die wahre Ursache der Schonung Delphis durch die persische Hauptarmee zu vertuschen; konnte man sich ja darauf berufen, daß das Orakel durch das Umkommen der gegen Delphi gezogenen Abenteurer eigentlich erfüllt wurde und das Schicksal derselben die Hauptarmee von einem weiteren Versuche abhielt.

Die einst im Branchidentempel angehäuft gewesenen Schätze waren also zur Zeit des Feldzuges gegen Sardes wahrscheinlich schon im Besitze der Perser; und dies mag die Ursache dessen gewesen sein, daß der Hekataios-Antrag nicht ausgeführt wurde und Hekataios die ihm durch Aristagoras entrissene Führerrolle nicht zurückerwerben konnte. Der Versuch einer Versöhnung der Ioner und Perser war seit dem bewaffneten Einschreiten der Perser aussichtslos, und konnte derselbe auch dem Histiaios nicht gelingen. Unter solchen Umständen scheint Hekataios ganz in den Hintergrund getreten zu sein.

Über sein späteres Wirken erfahren wir aus Herodot (V, 125), er habe im Gegensatze zu Aristagoras, der den Milesiern riet, ent-

---

[15]) Nach Herod. III. 96 wurde das als Provinzialsteuer eingesandte Edelmetall zusammengeschmolzen, in Faßform gebracht und so im königlichen Schatzhause aufbewahrt.

[16]) Hans Rudolf Pomtow: Die Perserexpedition nach Delphi. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Bd. 129 (1884), p. 227—263.

weder auf der Insel Sardo oder in Myrkinos einen Zufluchtsort zu suchen, ihnen angeraten, die Insel Leros zu befestigen und dort zu verbleiben, bis der Kampf zu Ende ist. Dieser Nachricht ist vielleicht nur so viel zu entnehmen, daß er als Antagonist des Aristagoras galt. Viel wichtiger ist, was über sein Wirken nach dem Niederwerfen des Aufstandes Diodor (X. 25. 2) berichtet. Darnach wäre er von den Ionern als Abgesandter an Artaphernes gesandt worden. Als nun Artaphernes ihm gegenüber bemerkte, daß er den Ionern mißtraue, weil dieselben in Anbetracht des ihnen bei der Unterdrückung des Aufstandes von den Persern zugefügten Leides den Persern übelgesinnt sein würden, soll Hekataios ihm geantwortet haben: „*εἰ τὸ πεπονθέναι κακῶς τὴν ἀπιστίαν περιποιεῖ, τὸ παθεῖν εὖ ποιήσει τὰς πόλεις Πέρσαις εὐνοούσας.*" Diese Bemerkung wäre dann von umwälzender Bedeutung für die Lage der Ioner nach dem Aufstande gewesen, denn Diodor erzählt als Folge derselben: „*ἀποδεξάμενος δὲ τὸ ῥηθὲν ὁ Ἀρταφέρνης ἀπέδωκε τοὺς νόμους ταῖς πόλεσι καὶ τακτοὺς φόρους κατὰ δύναμιν ἐπέταξεν*".

Man denkt bei diesem durch Diodor uns erhaltenen Histörchen unwillkürlich an den Rat, den Bias dem Kroisos gegeben haben soll (Herod. VI, 42) und vermutet darin ein erdichtetes Apophthegma. Aber die Erzählung Herodots, der, ohne den Hekataios zu nennen, über eine Verhandlung der ionischen Gesandten mit Artaphernes zu berichten weiß, deren Folge gewisse, durch Artaphernes ins Leben getretene gesetzliche Vereinbarungen und sich auf die Steuer betreffende Bestimmungen gewesen sein sollen, die auf die Ioner beruhigend wirkten, zeigt, daß wir es hier nicht mit Sage, sondern mit Geschichte zu tun haben. Herodot fügt noch hinzu, Mardonios, der Schwiegersohn des Königs Dareios, habe im nächsten Jahre in den ionischen Städten anstatt der Tyrannis die Demokratie eingeführt. Daß dies in ganz Ionien der Fall war, ist eine Übertreibung Herodots, die uns aber nicht berechtigt, die Nachricht ganz einfach zu verwerfen. Daß die Einführung der Demokratie eine Folge der Intervention des Hekataios war, wird von Herodot natürlich nicht behauptet, da derselbe der Intervention des Hekataios überhaupt nicht gedenkt. Aber die kurze zeitliche Aufeinanderfolge der Intervention und der Aufrichtung der Demokratie in Verbindung mit dem Ausdrucke Diodors „*ἀπέδωκε τοὺς νόμους ταῖς πόλεσι*" macht es immerhin möglich, einen Zusammenhang zu vermuten. Daß die Einrichtung der Demokratien nicht durch Artaphernes, sondern durch Mardonios geschehen sein soll, wird sich vielleicht auf die eine oder die andere Art erklären lassen. Hekataios ist also, trotzdem er im Aufstande eine bedeutende Rolle spielte, von seinen Lands-

leuten als geeignet betrachtet worden, um die Perser, ja den Artaphernes selbst zu besänftigen, und es scheint ihm dies auch gelungen zu sein. Dies bestärkt uns daher in unserer Vermutung, er habe von Anbeginn an getrachtet, einem Konflikte mit den Persern auszuweichen. Als ihm dies nicht gelang, trat er, ohne mit den Rebellen zu brechen, in den Hintergrund und überließ die Führung dem Aristagoras. Erst nach der Niederwerfung des Aufstandes arbeitete er wieder an der Versöhnung, und da gelang es ihm vielleicht sogar das ursprüngliche Ziel der Revolution nicht nur im Einvernehmen mit den siegreichen Persern, sondern sogar durch diese selbst durchzuführen. Man wird ihn also vielleicht, wenn Vergleiche zwischen so weit voneinanderliegenden Epochen gestattet sind, einigermaßen den Franz Deák der Ioner nennen dürfen. Die Harmonie zwischen Ionern und Persern endgültig herzustellen, gelang dem Hekataios natürlich ebensowenig, wie ein ähnliches Streben auch dem Deák nicht gelang. Die Erinnerung an die von den Persern an ihnen verübten Grausamkeiten hielt die Unzufriedenheit der Ioner ebenso wach, wie das Andenken des Freiheitskampfes die der Ungarn.

Die Novelle von der Treulosen Witwe in Ungarn.

Von Professor **Artur Weber.**

Die unter dem Namen «Treulose Witwe», «Witwe oder Matrone von Ephesus» bekannte Erzählung bürgerte sich allmählich bei den verschiedensten Völkern Europas und Asiens ein, und errang auch nach und nach eine ziemlich große Popularität. Aus orientalischem Ursprung hervorgehend, kam sie nach dem Westen, wo sie im Laufe der Zeiten verschiedene Gestaltungen erhielt. Infolge der allgemeinen Strömung finden wir auch in der ungarischen Literatur mehrere Bearbeitungen dieses Stoffes. Diese können in zwei Gruppen eingeteilt werden. In die eine gehören diejenigen, die auf westeuropäischen Quellen beruhen, in die andere eine einzige Fassung, die orientalischen Ursprungs ist.

In Europa verbreitete sich diese Erzählung in verschiedenen Gestaltungen, die alle auf drei Haupttypen zurückzuführen sind. Diese sind: die lateinische Erzählung des Petronius, die der Historia septem sapientium und ein Kapitel aus Voltaires Roman Zadig, das seinerseits chinesischen Ursprungs ist. Die Bearbeitungen der deutschen, französischen und englischen Literatur sind alle aus diesen drei Erzählungen hervorgegangen.

Die lebhafte Wirkung, die der Westen auf die ungarische Literatur ausübte, hatte zur Folge, daß die ungarischen Varianten dieser Geschichte auch den erwähnten drei Archetypen entstammen. Auf Grund der Erzählung von Petronius entsteht ein Gedicht von Johann Kis. Die Geschichte der Historia septem Sapientium finden wir in der ungarischen Übersetzung derselben, im Poncianus (neu herausgegeben und mit einer lehrreichen Einleitung versehen von Gustav Heinrich, 1898). Nach Voltaire tritt uns dieselbe in einem durch diesen französischen Aufklärer beeinflußten Roman von Dugonics und in einem Gedicht von Verseghi entgegen, während die Quelle der Novelle Jókais, die denselben Gegenstand behandelt, bis jetzt noch nicht ermittelt ist.

I. Bearbeitungen westlichen Ursprungs.

Unmittelbar an die Erzählung des Petronius schließt sich das Gedicht «Die Matrone von Ephesus» von Johann Kis an. Kis, ein zu seiner Zeit geachteter und gefeierter, heute schon ziemlich vergessener Dichter, war evangelischer Superintendent zu Sopron (Oedenburg). Dieser Stoff reizte ihn besonders, um einen moralischen Grundgedanken hineinzulegen, so daß er um 1806, sich eng an Petronius anlehnend, die Geschichte in 184 gereimten Alexandrinern behandelte. Das ganze Gedicht kann als eine Auflösung des lateinischen Originals in ungarische Verse betrachtet werden. Höchstens vertreten moralische Bemerkungen und Abschweifungen den individuell moralisierenden Charakter des Dichters. Daß seine Quelle Petronius allein gewesen, beweist nicht nur die inhaltliche Übereinstimmung; Kis selbst beruft sich direkt auf «die abgedroschene uralte Fabel» des Petron, die er dem ungarischen Publikum zugänglich machen will. Im ganzen Gedicht ist eine einzige Stelle, die erwähnenswert ist:

ein Anachronismus, der voraussetzt, daß man zur Zeit des Petronius schon Pistolen und Schießpulver gekannt hat[1]).

Die Historia septem sapientium wurde im XVI. Jahrhundert unter dem Titel «Geschichte des Poncianus» ins Ungarische übersetzt. Die auf einem lateinischen Texte beruhende Übersetzung erschien zuerst in Wien im Jahre 1573. Den Übersetzer derselben kennen wir nicht. Wie in allen europäischen Bearbeitungen dieser Märchensammlung finden wir auch hier die Geschichte von der treulosen Witwe. Sie bildet die vierzehnte eingeschobene Erzählung, die von der Treulosigkeit der Frauen überzeugen will. Die Übersetzung schließt sich eng an das Original an, so daß sie keinen selbständigen Wert hat und nur als eine vereinzelte Erscheinung des uralten Stoffes in der alten ungarischen Literatur einige Beachtung verdient. Trotzdem gebührt ihr ein wichtiger Platz in der Entwicklung des ungarischen Prosastils.

Um dieselbe Zeit wie Johann Kis behandelte auch ein anderer ungarischer Dichter denselben Stoff. Dies war Franz Verseghi, dessen humoristisches Gedicht («Frau Szentesi») im Jahre 1806 erschien. Es kann als das beste Gedicht des Verfassers gelten, der sich besonders auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft als Verfechter der phonetischen Schreibweise und des lebenden Sprachgebrauchs hervortat, und der außerdem nach deutschen Originalen Romane schrieb. Er nimmt seinen Stoff aus dem «Zadig» Voltaires, wo unsere Geschichte in dem «Le nez» betitelten Kapitel enthalten ist. Während aber Voltaire sie nur skizzenhaft in ihren Umrissen erzählt, vertieft sich Verseghi in die Situation, und erreicht besonders durch detailliertes Bloßlegen der Motive und Bewegungsgründe der handelnden Personen eine psychologisch viel vollkommenere innere Wahrheit und Treue. Auch weiß er das Ganze viel interessanter und erfreulicher zu gestalten, da er es mit einer einheitlich humoristischen Auffassung behandelt und darin nur einen einfachen Scherz sieht, durch den der Gatte seiner Frau beweisen will, daß sie ebenso schlecht, wie andere von ihr verspottete Frauen sei, und der also keine Bitterkeit hinterläßt.

Frau Szentesi kommt eines Tages — so lautet der Inhalt — ganz empört von einem Besuch nach Hause. Sie war bei einer verwitweten Freundin, die, um den bei dem Tode ihres Gatten gelobten Eid zu halten, einen Fluß in ein anderes Bett leiten läßt, da sie zum zweiten Mal heiraten will. Über diese Untreue läßt sich Frau Szentesi in gar starken Ausdrücken aus, wobei sie fest behauptet, nie so eine Tat begehen zu können. Bei dem Gemahl ist eben sein Freund Lesneki zu Gaste, der einst vergebens um die Liebe der Frau Szentesi gebuhlt hat. Er gibt dem über seine Frau aufgebrachten Gatten den Rat, sie auf die Probe zu stellen, um sie von ihrem törichten Hochmut zu heilen. Der Mann gibt an, eine längere Reise in die Hauptstadt unternehmen zu müssen, dem sich die Gattin nach schwerem Abschied unterwirft. Als Tröster in ihrer Einsamkeit bleibt Lesneki bei ihr. Bald kommen aber Briefe von ihrem Mann, die über eine angebliche

---

[1]) Die Angabe von Samuel Krausz (Ethnographia 1904, S. 266), daß Stephan Széchenyi ein deutsches Gedicht, das diesen Stoff nach Petronius bearbeitet hat, übersetzt habe, ist ganz irrtümlich. In seinen Tagebüchern finden wir nur die Abschrift, nicht aber die Übersetzung eines deutschen Gedichtes.

Krankheit klagen, und endlich vernimmt sie auch die Todesnachricht von seinem Arzte. Währenddem hat Lesneki es verstanden, ihre Gunst nach und nach zu erlangen. Er tröstet sie, als sie schlechte Nachrichten von ihrem Manne erhält, ja er geht bald noch viel weiter: er gesteht ihr seine Liebe. Alles wird mit immer wachsender Teilnahme aufgenommen. Als nun aber die Todesnachricht eintrifft, da bricht sie in die heftigsten Klagen aus, die bei dem anwesenden Lesneki einen fingierten Nervenkrampf hervorrufen, der ihn angeblich bei ähnlichen Gelegenheiten schon seit seiner Jugend immer überrascht. Ihm zu Liebe läßt Frau Szentesi natürlich von ihrem Weinen ab und erkundigt sich, ob das Übel nicht zu heilen wäre. Nun erfährt sie, das einzige Mittel, wodurch dies geschehen könne, sei eine menschliche Nase, die er fortwährend an seinem Halse tragen müßte. Trotz allen seinen Bemühungen ist es ihm noch nicht gelungen, sich eine Nase zu verschaffen, so daß er der Möglichkeit einer Genesung schon völlig entsagt hat. Bald darauf kommt der Leichnam, den man von der Hauptstadt per Wagen auf das Gut gebracht hat, an. Als Frau Szentesi ihn erblickt, bricht sie wieder in großes Jammern aus, worauf auch bei Lesneki der Krampf wieder zum Ausbruch gelangt. Voll Schrecken sieht sie die Folgen ihrer Unbesonnenheit; schnell entschlossen ihn zu heilen, ergreift sie ein Messer und eilt zu dem Leichnam ihres Mannes, um ihm die Nase abzuschneiden. Doch dieser ergreift ihre Hand und verhindert die Tat mit den Worten: «Ohne Nase mich zu begraben ist noch schlimmer, als einen Fluß in eine andere Richtung zu leiten.»

Diese Geschichte ist im Anschluß an Voltaire mit humoristischer Weitschweifigkeit, aber größerer psychologischer Wahrheit dargestellt als im «Zadig». Voltaire läßt die Witwe, über die sich Azora, die Gemahlin Zadigs, so sehr empört, den Fluß zwei Tage nach ihrem Schwur eigenhändig in ein anderes Bett leiten; Verseghi macht das viel wahrscheinlicher, indem er der Frau ein halbes Jahr zur Gesinnungsänderung gewährt und sie auch viel zarter behandelt, da sie die Arbeit nicht selbst übernimmt, sondern sie durch andere Leute vollbringen läßt. Ebenso erscheinen die Umstände bei dem angeblichen Tod des Mannes im ungarischen Gedicht viel glaubwürdiger und natürlicher als bei Voltaire.

Eine nur wenig abweichende Gestalt der Erzählung Voltaires finden wir in dem 1808 erschienenen Roman «Cserei» von Andreas Dugonics, der eigentlich eine Bearbeitung des «Zadig» ist. Daher enthält er auch die Geschichte von der «Treulosen Witwe». Weitläufiger ist das ganze erzählt, mit veränderten Namen, doch beweist der ungarische Bearbeiter, der Mitglied des Piaristenordens war, wenig Selbständigkeit und Phantasie, aber um so mehr Naivität. Seine wichtigste Änderung, die er in der Erzählung vorgenommen, bezieht sich auf das Heilmittel. Statt der Nase kann der Freund nur durch den Fuß eines Gestorbenen geheilt werden, den man ihm auf den Rücken legen muß. Die anderen Änderungen Dugonics' sind von geringer Bedeutung; als besonders charakteristisch für ihn muß seine unglaubliche Weitschweifigkeit, mit der er aus einigen Zeilen ganze Seiten machen kann, noch einmal erwähnt werden.

Maurus Jókai, der beliebte ungarische Romanschriftsteller, hat im Jahre 1894 ein «Märchenbuch» (Mesékönyv) veröffentlicht. In demselben tritt uns der erste Teil der Geschichte von der treulosen Witwe anekdotenmäßig entgegen. Der Titel derselben ist bei Jókai: «Wozu man den Grassamen

gebrauchen kann.» Die übrigens ganz kurze Anekdote lautet folgendermaßen:

«Geben Sie mir für einen Groschen Grassamen — sagt eine in Trauer gekleidete Frau, indem sie in den Kaufladen tritt. — Wozu brauchen Sie den Grassamen? fragt der Kaufmann. — Ich will ihn ausstreuen, damit Gras daraus wachse. — Wohin wollen Sie ihn streuen? Haben Sie denn einen Garten? — Jawohl: ich habe keinen Garten. Ich wohne in einem Gesindehaus; in dessen Hof aber wächst das Gras auch von selbst; auch Spinat und Dille wachsen dort von selbst. — Wozu brauchen Sie aber dann Grassamen für einen Groschen? — Sie müssen wissen, ich bin eine arme Witwe. Vorige Woche ist mein Mann gestorben; Gott sei dem Armen gnädig. — Ja, ich habe ihn gekannt. Er war Hutmacher. — Er war ein sehr guter Mensch, und hatte Erdäpfel so gerne. — Ja, wenn sie schon zu Branntwein gebrannt waren. — Sie haben recht, so hat er sie gern gehabt. Auch jetzt würde er sie noch gern haben, wenn er nicht gestorben wäre. Doch mußte er den bitteren Tod erleiden und mich als traurige Witwe hier zurücklassen. Wer wird jetzt dem ganzen Dorf die Hüte machen? — Der liebe Herrgott ist gut, er wird schon dafür sorgen. — Er hat auch schon dafür gesorgt. Aus der Stadt kam ein Hutmachergesell, der die Werkzeuge des Dahingegangenen kaufen würde; man braucht nämlich recht viel Werkzeuge zu dem Handwerk; aber der Arme hat kein Geld; da hat er halt gedacht, daß er mich heiratet; dann kann er gleich die Werkzeuge mit bekommen. — Willigen Sie nur sogleich in seinen Antrag. — Wenn das so leicht wäre! Mein armer Seliger (auch jetzt noch werden mir die Augen feucht, wenn ich an ihn denke) hat in seiner letzten Stunde mein Ehrenwort genommen, daß ich im Falle seines Todes solange nicht heirate, bis Gras auf seinem Grabe wächst. — Ah so! Jetzt verstehe ich Sie. Dazu brauchen Sie also den Samen? Zu diesem Zweck werden Sie auch für zwei Kreuzer genug haben. — Wie gut es ist, wenn man seine Sorgen einem guten Menschen anvertraut. Jetzt bleiben mir drei Kreuzer, die ich anderswo ganz gut verwenden kann. — Auf ein wenig Schnaps für den Bräutigam. — Jawohl! Eben wollte ich es sagen. Vielen Dank für Ihren guten Rat. Gott soll Sie auf allen Ihren Wegen beschützen, selbst die Enkel Ihrer Enkelkinder, da Sie die Angelegenheit der armen Witwen so sehr am Herzen haben.»

Diese Anekdote gehört offenbar in die Gruppe unserer Märchen, die durch Voltaire beeinflußt worden ist. Obgleich Jókai selbst seine Quelle nicht mehr angeben konnte und behauptet hat, seine Novelle ganz aus eigener Erfindung geschrieben zu haben, ist die Ähnlichkeit doch so unverkennbar, daß man annehmen muß, es mit einer unbewußten Wirkung zu tun zu haben.

Ebenso scheint dieses Motiv bis zu dem ungarischen Volke vorgedrungen zu sein, da wir es auch in einem ungarischen Volksmärchen bearbeitet finden. Dasselbe wurde in der Zeitschrift «Magyar Nyelvör» (Ungarischer Sprachwart. 1904) mitgeteilt. Eine Bauersfrau schmäht über eine Bekannte, weil sie zum zweitenmal geheiratet hat. Sie selbst wollte das niemals tun. Der Nachbar erzählt ihr darauf die Geschichte von der treulosen Witwe. Zwei Gevattersleute hatten zwei Frauen, die ihnen ewige Treue schwuren. Die eine starb und hatte so keine Gelegenheit, ihr Versprechen zu erfüllen, die andere aber blieb am Leben. Einmal

möchte aber der Witwer zum zweitenmal heiraten, wozu er sich schon eine Witwe ausgesucht hat, die ihn auch gerne nehmen würde. Darüber aber ist sein Freund nicht sehr erbaut; er beruft sich auf seine eigene Frau, die niemals heiraten würde, wenn sie Witwe bliebe. Da der andere dies bezweifelt, gehen sie eine Wette ein. Sie wollen die Frau auf die Probe stellen. Nach dem Nachtessen fühlt sich der Ehemann auf einmal recht unwohl, er muß sich ins Bett legen, und endlich stirbt er auch. Die Frau bemerkt nicht, daß alles dies nur fingiert wird. Der Herr Gevatter fängt an, sie zu trösten. Er will sie beruhigen, und kommt ihr endlich auch mit seinem Heiratsantrag, den sie auch nach einigem Zögern annimmt. Nun glaubt aber der neue Verführer einen angeblichen Fehler gestehen zu müssen; doch kümmert sich die Frau nicht viel darum; schnell entschlossen beschuldigt sie ihren Mann, ein noch viel unangenehmeres und abscheulicheres Laster gehabt zu haben. Bei dieser Lüge kann sich der totgeglaubte Gatte nicht mehr zurückhalten, er springt aus seinem Bette und überhäuft seine Frau mit Vorwürfen.

II. Die Erzählung orientalischen Ursprungs.

Die bisher behandelten Varianten gehen alle auf westeuropäische Quellen zurück. Umso wichtiger ist daher eine Bearbeitung, die zweifellos orientalischen Ursprungs ist und die, wie mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, direkt aus mohammedanischer Quelle zu uns herüberkam.

Diese Bearbeitung ist auch für die allgemeine Geschichte der Novelle von der Treulosen Witwe von großer Bedeutung. Sie weist Übereinstimmungen mit verschiedenen Varianten derselben auf, so daß man annehmen muß, es mit einer älteren und ursprünglicheren Fassung zu tun zu haben, als welche uns in den voneinander ziemlich abweichenden europäischen Gestaltungen vorliegen.

Der Titel genannter Erzählung, von Lazarus Petrichevich Horváth verfaßt, lautet «Die Witwe von Ephesus». Sie erschien im Jahre 1840 in der ungarischen Zeitschrift «Athenaeum», und wir finden in derselben so verschiedenartige Elemente, daß an eine Kompilation seitens des ungarischen Schriftstellers nicht gedacht werden kann. Er selbst gibt auch — obgleich ungenau — seine Quelle an. Unter dem Titel finden wir nämlich die Bemerkung: «Nach mosleminischer Tradition». Es ist also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Horváth eine orientalische Erzählung benutzt hat. Doch ist diese Bemerkung so ungenau, daß wir daraus keine weiteren Schlußfolgerungen auf das Original ziehen können. Zu diesem Zweck müssen wir die Erzählung selbst zu Hilfe nehmen. Hier finden wir einige fremde Ausdrücke, die der Verfasser erklärt und die auf seine Quelle schließen lassen. Wir finden vier solche Ausdrücke: csaus, raušan «auf Persisch mugarres. Jedem dieser Worte wird durch Horváth die Erklärung beigefügt. Csaus «bedeutet auf Persisch Schutzmann», raušan «auf Persisch eine schräge, mit einem Deckel versehene Öffnung an der Decke des Zimmers, die die Sonnenstrahlen ausschließt, aber doch frische Luft in das Gemach läßt»; muadsen ist «der zum Gebet Rufende»; mugarres ist eine Volkssitte, «bei welcher man dem Verurteilten einen großen Kuchen auf den Kopf legte, von dem jeder Anwesende aß und dann den Rest ihm ins

Gesicht warf». Zweimal erklärt also Horváth selbst, daß er persische Ausdrücke gebraucht, auch findet man die ersten drei wirklich in der persischen Sprache, nur dem vierten konnten wir nicht auf die Spur kommen, so daß man annehmen muß, es mit einer ungenauen Aufzeichnung zu tun zu haben. Demnach können wir behaupten, daß Horváth eine persische Erzählung benutzt hat.

Horváth verstand verschiedene Sprachen. Einer alten adeligen Familie Siebenbürgens entstammend, machte er sich durch Verbreitung englischer und französischer Kultur und Literatur in Ungarn sehr verdient. Später unternahm er verschiedene Reisen, die ihn in den vierziger Jahren selbst in den Orient führten. Das Erscheinen seiner Novelle fällt jedoch in eine frühere Zeit, so daß man sich mit der Annahme begnügen muß, er habe seine Erzählung aus zweiter Hand von einem jener Orientreisenden, deren es damals in Ungarn mehrere gab, vielleicht vom Grafen Edmund Zichy, in deutscher Sprache aufgezeichnet oder aber in deutscher mündlicher Überlieferung erhalten. Horváth scheint aber auch einige Änderungen gemacht zu haben, was selbst durch den Titel bewiesen wird, der ursprünglich nicht im persischen Original stehen konnte, da ja unsere Fassung mit der Erzählung des Petronius nichts zu schaffen hat. Der Titel stammt von Horváth, der denselben aus Petronius, Lafontaine, Lessing oder einer anderen Bearbeitung kennen konnte.

Die in dem Märchen vorkommenden verschiedenen Elemente weisen alle auf einen orientalischen Ursprung hin; sämtliche Motive desselben stimmen mit den orientalischen Märchenmotiven überein. Aus der näheren Betrachtung wird man erkennen, wie wichtig diese Fassung für eine Erklärung der allgemeinen Verbreitung dieses Stoffes ist.

Horváths Bearbeitung ist eine Rahmenerzählung. Die Tendenz stimmt mit der der «Historia septem sapientium»[2]) überein: ein König muß überzeugt werden, daß man auf Frauentreue nicht bauen kann, da ihr Hauptcharakterzug Treulosigkeit und Unbeständigkeit ist. Diese Tendenz ermöglichte es, daß dieses Märchen auch in die «Historia» aufgenommen werden konnte. Wir haben es aber mit einem von dieser ganz abweichenden Rahmen zu tun, da die Geschichte eigentlich an König Salomo angeknüpft ist. Salomo will bei seiner Heirat mit Balkis, der schönen Königin von Saba, seiner Frau ein Kissen machen lassen, zu dem sämtliche Vögel mit ihren Federn beisteuern sollten. Er läßt die Vögel durch den Wiedehopf, den Csaus der Vögel, berufen, doch alle verweigern die Erfüllung seines Wunsches. Endlich kommt ein alter Adler an die Reihe; als dieser erfährt, für wen Salomo die Federn braucht, erzählt er ihm die Geschichte von der treulosen Witwe und bewegt dadurch den König, auf seinen Wunsch zu verzichten.

Die Rahmenerzählung hat sich nach Benfey in Indien entwickelt. Die Fabel von der Treulosen Witwe ist ihrerseits auch indischen Ursprungs[3]).

---

[2]) Das Hauptmotiv des Rahmens, nämlich die zurückgewiesene Königin, die den Jüngling des eigenen Frevels beschuldigt, kommt außer der Historia, in der Geschichte von Josef und der Frau Potifars, Phaedra und Hyppolitos, in Firduzis Sahname und auch bei Bocaccio (Decamerone II. Tag, 8. Erzählung) vor.

[3]) Bewiesen durch Grisebach: Die treulose Witwe. (Ich habe die vierte Auflage benutzt.)

Außerdem finden wir auch in anderen Bearbeitungen derselben wenn nicht den ganzen Rahmen, so doch einige Elemente desselben, und besonders seine Tendenz. Deshalb kann man daraus folgern, daß unser Märchen schon in seiner ursprünglichen Heimat einen Beweis für die Untreue der Frauen liefern wollte. Die moralische Tendenz des Rahmens stammt also noch aus Indien. Sie kommt in allen Bearbeitungen des Stoffes entweder durch den tragischen Ausgang oder in Gestalt der Satire zum Ausdruck. Selbst der frivol-lüsterne Petronius kann sich nicht ganz dieser Tendenz erwehren und wie unbewußt macht er die höhnische Bemerkung: «vidua non minus misericors, quam pudica».

Im Rahmen unserer Erzählung haben wir jedoch auch Elemente, die durch einen indischen Ursprung nicht erklärt werden können. Dies ist die Rolle Salomos und der Vögel. Salomo, der weise König der Juden, ist die Lieblingsgestalt der orientalischen Märchenbildung. Die Sagen von Salomo kamen schon in den ältesten Zeiten zu den verschiedensten orientalischen Völkern[4]). Sie entwickelten sich zuerst bei den Juden, die den ursprünglich ganz anders gearteten König später als Vorbild hinstellen und ihn als mächtigen und weisen Fürsten behandeln[5]). Die Gestalt Salomos, wie wir sie aus der Heiligen Schrift[6]) kennen, ist schon stark von diesen Sagen beeinflußt. Diese Sage weist zwei Punkte auf, an die sich dann eine weitere Sagenentwicklung anknüpfte. Der eine Punkt ist die Weisheit des Königs, der andere sein Verhältnis zu den Frauen. In den verschiedenen auf die Juden zurückgehenden Salomo-Sagen dominieren besonders diese zwei Elemente.

Die sagenhafte Gestalt Salomos findet bald darauf bei anderen im Verkehr mit den Juden stehenden Völkern Zugang. In Arabien wohnten vor dem Auftreten des Mohammed viele Juden, die mit den Eingeborenen in regem Verkehr standen. Sie vermittelten denselben ihre nationalen Sagen, die sich endlich die Araber selbst aneigneten. Mohammed berücksichtigte bei der Gründung seiner Lehre auch den jüdischen Glauben auf Grund mündlicher Überlieferung, ohne den Talmud oder die jüdische Schrift gekannt zu haben. Mit dem jüdischen Glauben übernahm er auch die Gestalt Salomos als Propheten und die an ihn anknüpfenden Sagen der Araber. So kam Salomo selbst in den Koran[7]). In Arabien macht die Sage aus ihm auf Grund seiner übermenschlichen Weisheit einen mächtigen Zauberer, der über alle lebenden Wesen regiert. Er gebietet auch den Geistern, die er durch seinen Zauberring beschwören kann. Vor allem aber ist er Herr der Vögel, denen er oft zuhört, da er auch ihre Sprache versteht. Als Gebieter der Vögel tritt er uns auch in einer Erzählung von «Tausend und einer Nacht» entgegen, die nur in zwei Handschriften (in Barcelona und Beirut) dieser Märchensammlung vorkommt. Die Erzählung führt den Titel «Salomo und das Schloß Ad», und ist von V. Chauvin in seinem großen Werk mitgeteilt[8]). Wir treffen darin auf mehrere Elemente unseres

[4]) Vgl. über die mohammedanischen Salomo-Sagen: Weil, Biblische Legenden der Muselmänner. 1845.

[5]) Stade: Geschichte des Volkes Israel. I. 299ff.

[6]) I. Buch der Könige. K. 4—11.

[7]) Weil S. 1—11.

[8]) Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux arabes publiés dans l'Europe chrétienne de 1810 à 1885. V. S. 37. 1901.

Rahmens. Der König, als Gebieter der Vögel, der sie zum Erfüllen seiner Wünsche gebrauchen will, und besonders die Rolle des Adlers sind gewiß in beiden Märchen gemeinsamen orientalischen Ursprungs. Sie kamen zweifellos in Arabien zu dem aus Indien stammenden Rahmen hinzu, da ja Salomo in Arabien als allmächtiger Zauberer und Herr der Vogelwelt bekannt war.

Die Frauen sind das andere wichtige Motiv der Salomo-Sage. Wir kennen den Einfluß der Frauen auf seine Regierung aus der Heiligen Schrift. Der Sage nach hat er auch Macht über alle Frauen gehabt. Als er aber seinen Zauberring im Kampfe mit Aschmedai verliert, geht er dieser Macht verlustig. Dies erklärt, warum er so oft von seinen Frauen verlassen wird, wie wir diesem Motiv in der Sage von Salomo und Morolf häufig begegnen.

In seinem Verkehr mit den Frauen bildet der Besuch der Königin von Saba die interessanteste Episode. Diese Frau wurde eine der beliebtesten Gestalten der Sage. Von den arabischen Juden übernahmen sie auch die Araber und identifizierten sie mit einer aus Südarabien stammenden Königin namens Bilkis (Balkis oder Belkis), die der Sage nach Salomos Frau wurde[9]).

Der von Horváth gebrauchte Name Balkis weist auf die arabische Sage hin, in welcher er allein vorkommt, und derselben zufolge ist Balkis auch bei Horváth die Frau Salomos. Somit erhellt, daß uns hier eigentlich eine in Arabien entstandene orientalische Erzählung vorliegt. Wir wollen aber nun Horváths Bearbeitung weiter verfolgen.

Der Adler will also Salomo überzeugen, daß man den Frauen nicht vertrauen kann, und dies will er mit einer Geschichte beweisen, bei welcher er selbst Augenzeuge war. Es ist die Geschichte der treulosen Witwe. In seinem Bericht bildet sie aber nur den letzten Teil. Zuerst finden wir eine Erklärung der Umstände, wie er dazu kam, sich von der Untreue der Frauen zu überzeugen, darauf folgt die Beschreibung einer orientalischen Hochzeitsfeier, und endlich finden wir am Schluß die eigentliche Fabel von der treulosen Witwe.

Er erzählt von einer großen Hungersnot, die im Reiche der Vögel geherrscht hat. Der damals noch junge und kräftige Adler wird betraut, ein reicheres und fruchtbareres Land aufzusuchen. Auf seiner Reise kommt er in eine Stadt, wo man eben die Hochzeit eines jungen Paares feiert. Die ganze Stadt ist beleuchtet, Zauberer und Tausendkünstler zerstreuen die Gäste. Besonders einer erregt allgemeine Verwunderung. Er bläst in ein Horn, worauf ein Sack vom Himmel fällt, aus dem ein kleiner grüner Mann herausspringt und sich als Seiltänzer produziert. Plötzlich wird der Hof in den schönsten Garten verwandelt. Der junge Ehemann trinkt aus einer der neu entstandenen Quellen, wird aber dadurch verzaubert. Er glaubt sich in eine fremde Stadt versetzt, wo die Männer ohne Bärte herumlaufen. Mit seinem großen schwarzen Bart erregt er allgemeines Aufsehen,

---

[9]) Der jüdische Einfluß wird auch durch eine Stelle bei Horváth selbst belegt: „Als der Adler seine Geschichte beendet hat, fügte er in jüdischer Sprache hinzu: ab una disce omnes.“ Im Original stand also ein jüdisches Zitat, das Horváth durch eine bei uns ebenso oft gebrauchte Sprache, die lateinische, am besten zu übersetzen glaubte.

so daß man ihn vor den Richter bringt. Dort wird ihm der Bart abgeschnitten und er befragt, ob er noch ledig sei. Da er bejaht, wird er nach den Gesetzen des Landes gezwungen, sich eine Frau zu wählen. Die Frauen sind sämtlich verschleiert, doch hat er das Glück, gerade die sehr schöne zwölfjährige Tochter des Richters zu erhalten. Man feiert die Hochzeit, wo auch viel Wein getrunken wird, von dem der junge Ehemann, sich in fernem Lande wissend, trotz den Geboten des Mohammed, recht viel genießt. Der ungewohnte Genuß aber verfinstert sein Gedächtnis, und als die junge Frau ihr Gesicht enthüllt, ruft er, von ihrer Schönheit betroffen, ganz unsinnig aus: Bei Allah, sie ist noch schöner als meine Frau. Da er sich so verraten, will man ihn bestrafen, doch er wehrt sich dabei und versetzt dem ersten besten Angreifer eine Ohrfeige. Diese traf aber seinen wirklichen Schwiegervater und hat zur Folge, daß er aus dem Traume zur Wirklichkeit erwacht. Da man seiner Erzählung keinen Glauben schenken will, läßt sich auch der Schwiegervater verzaubern und erlebt dieselbe Geschichte. Der Zauberer wird reichlich belohnt, worauf man sich zum Festessen zurückzieht und auch der Adler vollauf bedacht wird.

Den Motiven dieser Erzählung begegnen wir in den Märchen des Ostens auf Schritt und Tritt. Die Rolle des Zauberers, die Kunststücke bei Gelegenheit einer großen Festlichkeit, das Zauberhorn, die Verwandlung des Hofes in den Prachtgarten, die Quelle, deren Wasser den Menschen in eine andere Welt hinüberzaubert, sind alles alte Bekannte aus «Tausend und einer Nacht». Besonders das letzte Motiv hängt mit dem aus dieser orientalischen Sammlung bekannten Zauber, der Verwandlung des Menschen durch Wasser oder Obst und der Versetzung desselben durch den Zauberer in ganz fremde Gegenden, zusammen.

Außer den primär orientalischen Elementen haben wir es hier auch mit später hinzugekommenen zu tun. Diese sekundären Motive beziehen sich besonders auf die moralische und religiöse Auffassung der Mohammedaner[10]). Ein interessanter ethnographischer Charakterzug ist der folgende: man will sich ein ganz fremdes, grundverschiedenes Volk vorstellen, unter welches der Ehegatte in seinem Traume versetzt ist; darum wird er unter Menschen gebracht, die keinen Bart haben und wo der bärtige Mann großes Aufsehen erregt. Dies beweist auch, daß unsere Erzählung bei einem Volke entstanden sein muß, wo ein bartloser Mann als etwas Fremdartiges betrachtet wurde. Die Araber haben wirklich lange, schwarze, glatte Bärte, die das Hauptmerkmal des Stammes bilden. Ein späteres Element bildet das Verbot, Wein zu trinken, das bei dem recht fremdartig gedachten Volke auch nicht vorhanden ist. Die Phantasie jedoch erstreckt sich nicht soweit, um sich die Frauen anders als nach mohammedanischer Sitte vorstellen zu können. So treffen wir sie selbst in der Fremde schön züchtig verschleiert an. Als ein den Arabern eigentümlicher Zug kann ihre Freigebigkeit gegen die Tiere, hier gegen den Adler, betrachtet werden.

An diese Erzählung, die ohne Zweifel auch aus Arabien hervorgegangen ist, knüpft sich nun die Geschichte von der treulosen Witwe an. Nach dem Nachtessen zieht sich das junge Paar in sein Gemach zurück, wo die

[10]) Für die Verhältnisse der Araber vgl. Diercks: Die Araber im Mittelalter. 2. Auflage. 1882.

junge Frau vor der Umarmung von ihrem Gatten verlangt, er solle auf das Schwert und den Koran schwören, zum zweiten Male nicht zu heiraten. Sie geloben sich nun gegenseitig ewige Treue, und am nächsten Tag setzt der Adler seine Reise fort.

Der Schwur ist eines der wesentlichen Elemente der Fabel. In der chinesischen Darstellung wird er durch die Treulosigkeit einer anderen Witwe, im Talmud durch einen weisen Spruch hervorgerufen; bei Petronius fängt die ganze Geschichte mit dem Tode des Ehegatten an, ebenso fehlt der Schwur in den französischen Fableaux und in den westlichen Varianten der «Historia septem sapientium». Wir treffen ihn aber in der türkischen Verzweigung der letzteren Märchensammlung, dem aus einer arabisch-persischen Bearbeitung übersetzten «Kirk vezir» (Vierzig Visiere)[11]). Hier schwören ein Schneider und seine junge Frau sich ewige Treue aus übergroßer Liebe; der den andern überlebende Teil soll keine neue Ehe eingehen, sondern den Grabstein von früh bis zum Abend umschlungen halten. Hier haben wir also den Schwur, dessen Motivierung mit unserer Erzählung übereinstimmt, aber auch weiter geht, da er noch nähere Bestimmungen enthält.

In einem andern Märchen[12]) des Syntipas-Kreises haben wir den Schwur in ähnlicher Gestalt. Ein junger Kaufmann und seine Frau versprechen sich vor einer Reise des letzteren gegenseitig ewige Treue. Die Frau bricht sie ihm natürlich sofort. In dem weiteren Verlauf ist dies Märchen von unserem ganz verschieden, nur der Schwur verbindet die zwei miteinander.

Der Schwur kommt also in mehreren, meist orientalischen Varianten vor, jedoch in so verschiedener Form, daß keine aus der anderen hervorgegangen sein kann.

Ein anderer wichtiger Charakterzug unserer Erzählung ist das Zurückgreifen bis zur Hochzeit. Die arabisch-türkische (Kirk vezir), indische [Daça-kumara-tscharita[13]) und Pantschatantra[14])], lateinische (Petron), und sämtliche europäische Varianten fangen nur nach der Hochzeit oder gar erst beim Tode des Gatten an. Die Erzählung Horváths weist hiemit eine Ähnlichkeit mit der chinesischen und einer im Talmud befindlichen Fassung auf. Dort wird das ganze Leben des Tschwang-söng, eines chinesischen Weisen, berichtet und die Umstände seiner dritten Heirat mit Tiänsche ausführlich behandelt. Im Talmud lernen wir die ganze Erziehung der Frau, Berurja, wie auch ihre Heirat kennen[15]).

Der bis jetzt behandelte Teil unserer Erzählung steht also einer persisch-arabisch-türkischen und einer chinesischen, eventuell hebräischen Variante am nächsten.

Bei den heutzutage im mohammedanischen Orient herrschenden Verhältnissen erscheint der Schwur in eigentümlichem Licht. Die Polygamie der Mohammedaner widerspricht einer solchen ewigen Treue. Dieser Widerspruch wird aber beseitigt, wenn wir die ursprünglichen Verhältnisse

---

[11]) Ad. Keller: Li romans des sept sages. 1836. S. XV—XVIII.

[12]) S. Krausz teilt dasselbe mit. (Ethnographia 1904, S. 269.)

[13]) Benfey: Pantschatantra I. S. 436ff.

[14]) Benfey: II. S. 303ff.

[15]) Grisebach. S. 70—71.

in Betracht nehmen. In Indien, der Urheimat unserer Erzählung, war Monogamie Sitte. Von hier kam das Märchen früh zu den Arabern, um eine Zeit, da diese auch noch Anhänger der Monogamie gewesen. So blieb die ursprüngliche Gestalt des Märchens unversehrt, auch nachdem sich die moralische Auffassung der Araber in späterer Zeit von Grund aus verändert hat. Dieser Umstand beweist übrigens, daß diese Fabel schon vor Mohammed nach Arabien verpflanzt wurde, wo sie von den poetisch beanlagten Beduinen der Wüste, bei denen die Dichter des Orients noch lange Zeit in die Schule gingen, behandelt und bald nach Persien übermittelt wurde. So konnte unser Märchen nach Persien herübergekommen sein, und darum konnte sich Horváth auf eine persische Quelle berufen.

Bei der Rückreise kommt der Adler in dieselbe Stadt, wo er große Trauer findet. Der junge Mann ist gestorben, seine Witwe ist untröstlich und nicht von dem Toten zu trennen, so daß sie ihn selbst im Friedhof nicht allein lassen will. Sie will auf seinem Grabe sterben. Der Adler bleibt in ihrer Nähe, damit ihr in der Nacht kein Leid geschehe. Ein auffallend schöner Fremdling, der sich ihr naht, bestürmt sie mit Liebesanträgen, denen die traurige Witwe nicht lange widerstehen kann. Sie will die Nacht mit ihrem neuen Liebhaber im Friedhof verbringen, dieser muß aber in die Stadt, da er beim Stadttor einen Gehenkten zu bewachen hat, den seine Verwandten vom Galgen stehlen könnten. Beruhigend macht ihm die Frau den Antrag, in dem Falle könnte man ja den Leichnam ihres Mannes an dessen Stelle hängen. Sie will ihn selbst verstümmeln lassen, da sie hört, daß dem Verbrecher eine Hand und ein Auge fehle. Bei diesen Worten entpuppt sich aber der Verführer als ein höheres Wesen, der vor Gott gelobte Schwur hat Geistergestalt angenommen, um an dem treulosen Weibe Rache zu nehmen. Mit einem großen Yatagan ersticht er die Witwe am Grabe ihres Mannes.

Diese Geschichte hat eine große Ähnlichkeit mit der Erzähluung des Petronius. Gemeinschaftliche Elemente sind: die Sterbegedanken der Witwe, ihre Leichenwacht, die Ankunft des Verführers, sein Liebesantrag; das Motiv des gestohlenen Verbrechers und des verstümmelten Leichnams ist auch schon berührt. Doch gibt es auch andere Elemente, die in beiden Erzählungen ganz verschieden sind. Bei Petronius rettet der hinzukommende Soldat die Witwe vom Hungertod, er verbringt mit ihr drei Tage in großem Liebesglück, während dem wird einer der von ihm bewachten Verbrecher tatsächlich gestohlen, worauf sie den Leichnam wirklich an dessen Stelle hängen. Wenn unsere Erzählung aus der Petrons hervorgegangen wäre, würden diese Motive durch die Märchenbildung nicht vernachlässigt worden sein. Beide scheinen aus verschiedenen, aber einem gemeinsamen Ursprung entstammenden Quellen geschöpft zu haben.

Nun fragt es sich aber, ob unsere Fassung nicht vielleicht aus einer europäischen Bearbeitung der «Historia septem sapientium» hervorgegangen ist. Ob nicht vielleicht eine mohammedanische Erzählung auf Grund der «Historia» entstand, die dann durch Horváth übersetzt wurde? Dies würde nicht unmöglich sein, ich halte es aber doch nicht für wahrscheinlich. Hier finden wir auch verschiedene Unterschiede; erst eine späte Bearbeitung «Diokletians Leben» von Hans Bühel (1412) hat eine größere Ähnlichkeit, indem hier der neue Geliebte die ruchlose Frau in seiner Empörung über ihren schändlichen Antrag ebenfalls tötet. Die orientalischen

Motive in Horváths Erzählung und das späte Erscheinen von Bühels Gedicht machen es unmöglich, daß jene aus diesem geschöpft habe.

Um das Ende des XII. Jahrhunderts behandelte auch ein in Spanien wohnender jüdischer Dichter, Josef ibn Zabára, die Fabel von der treulosen Witwe[16]). Seine Makame weist verschiedene Ähnlichkeiten mit Petronius und auch mit Horváths Erzählung auf. Fuchs und Panther streiten in derselben miteinander[17]); der Fuchs erzählt die Geschichte, die er nach dem Tode des Gatten beginnt; der Leichnam wird hier tatsächlich vom Galgen geraubt, die Witwe gräbt ihren Mann wieder aus der Erde und hängt ihn verstümmelt an die Stelle des Verbrechers, worauf sie der Geliebte heiratet. Es ist möglich, daß Zabára Petronius gekannt hat, doch scheint er auch noch eine andere Quelle gehabt zu haben. Vielleicht hat er aber aus derselben Quelle geschöpft, aus der die Bearbeitung des Petron, der Historia und auch unsere Variante stammt. Diese Annahme erscheint besonders durch den Verkehr der Araber und Juden in Spanien begründet, da jene die Erzählung aus ihrer Heimat mitgebracht haben konnten. Von ihnen konnte Zabára seinen Stoff bekommen haben.

Es ist behauptet worden, der Leichnam-Diebstahl sei römischen Ursprungs. Außer seinem Vorhandensein in dieser orientalischen Gestalt widerspricht dieser Annahme das römische Recht, nach welchem der Leichnam eines Delinquenten seiner Familie ausgeliefert wurde. So hatten sie es gar nicht nötig, ihn rauben zu lassen. Im Orient hingegen finden wir den Diebstahl recht begründet. Dort wird die Hinrichtung als Schande betrachtet. Andernteils wird der Beerdigung im Koran große Wichtigkeit beigemessen. Darum setzen die Angehörigen eines Hingerichteten selbst ihr Leben daran, seinen Leichnam beerdigen zu können. Dies Motiv trifft man auch oft in orientalischen Märchen.

Der Ausgang der Fabel war schon in ihrer ursprünglichen Gestalt tragisch, wie dies aus sämtlichen orientalischen (indisch, türkisch, hebräisch, chinesisch und bei Horváth) Fassungen hervorgeht. In der indischen Urfabel wurde die Frau wahrscheinlich wegen ihres Treubruches bestraft. Bei den Arabern paßte sich auch der Ausgang der mohammedanischen Auffassung an, und so wird hier ihr Tod wegen Verletzung ihres Versprechens hervorgerufen, da die Mohammedaner das einmal gegebene Wort als heilig betrachten. Diese Moral erscheint uns viel gesünder und verständlicher, als der in den westlichen Bearbeitungen auftretende leise Spott oder die Frivolität des Petron.

Sämtliche Elemente von Horváths Erzählung weisen also auf einen mohammedanischen und näher arabischen Ursprung hin. Daraus können wir folgern, daß sie in ihrer ganzen uns bekannten Gestalt in Arabien entstanden ist.

Wie erwähnt, messe ich dieser ungarischen Bearbeitung einige Wichtigkeit bei. Es ist die einzige direkt aus dem Orient herübergekommene Fassung dieses Stoffes. Außerdem erklärt sie aber auch einige wichtige, bis jetzt noch nicht bewiesene Punkte in der allgemeinen Geschichte dieses Märchens, besonders, wie und durch wen es nach Europa verpflanzt wurde.

[16]) Mitgeteilt von Krausz a. a. O. S. 312.

[17]) Das Gespräch der Tiere erinnert an die Erzählung im Pantschatantra, wo der Affe dem Krokodil die Geschichte erzählt.

Sämtliche ältere Varianten dieses Stoffes kann man in zwei Gruppen: eine asiatische und eine europäische, einteilen. Jene sind voneinander sehr verschieden, letztere aber, die alle aus Petron oder der «Historia septem sapientium» schöpfen, stehen sich inhaltlich viel näher. Der Ausgangspunkt der asiatischen Bearbeitungen ist Indien, wo wir die Fabel merkwürdigerweise bloß schon in zwei ziemlich weiter entwickelten Gestalten vorfinden[18]). Von hier kam sie nach China, wo sie, an die chinesische Auffassung sich anschmiegend, vollständig verändert wurde[19]). Ebenfalls weiterentwickelt ist die Geschichte der Berurja im Talmud, die auch aus Indien hervorging. Von dort kam das Märchen, das uns dann im türkischen «Kirk vezir» entgegentritt, nach Arabien. Hier mußte aber auch eine andere Gestaltung der Fabel entstanden sein, der mehrere für die europäischen Bearbeitungen wichtige Varianten entsprungen sind. Die eine derselben scheint ein kleinasiatisches Märchen gewesen zu sein, das dem Petronius den Stoff zu seiner Erzählung lieferte. Dies ist sehr wahrscheinlich, wenn man die Abhängigkeit der Milesier von den Persern und ihren regen Verkehr, wie auch ihre Vorliebe für schlüpfrige Erzählungen, den sogenannten milesischen Märchen, in Rechnung bringt[20]). Nach Kleinasien war es also von Persien aus verpflanzt worden. Ebenso konnte es auch aus Persien in den Talmud gelangt sein, während es der spanische Jude Ibn Zabára direkt von den Arabern haben konnte.

In Europa fand diese Geschichte besonders seit der «Historia septem sapientium», die die Übersetzung einer orientalischen Märchensammlung ist, Verbreitung. In den orientalischen Fassungen jedoch ist das Märchen von der treulosen Witwe nicht vorhanden, so daß ihr Auftauchen in Europa ziemlich rätselhaft erscheint[21]). Selbst in den mutmaßlichen Quellen der «Historia», weder in dem hebräischen «Sandabar», noch im griechischen «Syntipas», ist sie enthalten. So konnte man keinen sicheren Aufschluß finden, wie eigentlich diese Erzählung in die «Historia» kam. Die Theorie, daß sie von den Kreuzfahrern vom Osten herübergebracht worden[22]), konnte nicht stand halten, da man ja im Orient keine ähnliche Fassung kannte, und weder der Ort noch das Volk der Vermittlung näher zu bestimmen war[23]).

Die ungarische Erzählung erhellt uns genügend das Dunkel. Sie beruht auf einer aus dem Arabischen genommenen persischen Übersetzung. Dies bietet einen Beweis dafür, daß dies Märchen in Arabien auch in dieser Gestalt, die dann die Quelle sämtlicher europäischer Bearbeitungen (Voltaires und die von ihm inspirierten Erzählungen ausgenommen)

---

[18]) Benfey (S. 436—461) behandelt mehrere Varianten derselben.

[19]) Grisebach. S. 59.

[20]) Dunlop-Liebrecht: Geschichte der Prosadichtungen. 1851. S. 4.

[21]) Nur im „Kirk vezir" ist sie in einer ganz abweichenden Gestalt erhalten.

[22]) Grisebach. S. 82.

[23]) Benfey erwähnt zwar das Fortleben unseres Märchens im Orient, doch dies bezieht sich auf die der indischen Fassung verwandten Varianten. Ebenso das von Keller (a. a. O. S. CLIX) erwähnte Märchen in Tausend und eine Nacht. Für eine der Erzählung der „Historia" ähnliche Gestaltung hatte man im Orient bisher keinen Beweis.

wurde, gelebt hat. So können die Erzählungen des Petronius, des Talmud, die der Historia, die von Zabára und von Horváth erklärt werden[24]).

Nachdem festgestellt worden, daß dies Märchen bei den Arabern verbreitet war, kann auch eine Erklärung seiner Verpflanzung nach Europa mit größerer Sicherheit versucht werden. Ich glaube, daß es durch die Araber in Spanien nach Europa vermittelt worden ist. Ibn Zabára bearbeitet es nämlich im XII. Jahrhundert; um dieselbe Zeit entsteht auch die erste lateinische Gestaltung der «Historia», die des Johannes de Alta Silva, in der wir auch die treulose Witwe behandelt finden. Unsere Geschichte war mit den Arabern nach Spanien gekommen, von wo sie infolge des regen Verkehrs, der im Mittelalter zwischen arabischer und westeuropäischer Kultur stattfand, in den Besitz des französischen Mönches gelangen konnte.

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

Das Wittenberger Rektorat des Grafen Emerich Thurzó.

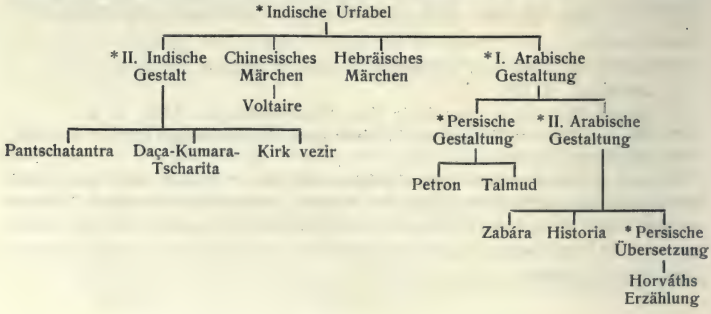
Von Dr. **Levente Závodszky**, Gymnasialprofessor.

Graf Emerich Thurzó von Bethlenfalva wurde zu Bitse im Trencsiner Komitat am 11. September 1598 geboren. Sein Vater war Palatin von Ungarn und Organisator der Lutheraner, seine Mutter Elisabeth war die Tochter des Palatin-Statthalters Michael Czobor von Czobor-Szentmihály.

Der vortreffliche Vater ließ dem einzigen Erben seines Namens, den er wie seinen Augapfel hütete, die sorgfältigste Erziehung angedeihen. Religion und Vaterland und die ungarische Verfassung, welche die Rechte jener beiden sicherte, waren heilig in den Augen des großen Palatins, der von seiner Kirche als eifriger Glaubensgenosse von puritanischer Gesinnung, von seinem Vaterlande als ruhiger, ernster Politiker, als unerschütterlicher Hüter der Freiheit, als vereinigendes Band zwischen Thron und Nation betrachtet wurde.

Dieser Geist leitete den Vater auch in der Erziehung seines Kindes. Die ersten Keime des Glaubens streuten im elterlichen Hause die Geistlichen

[24]) Um eine bequemere Übersicht der Verzweigung des Märchens zu ermöglichen, stelle ich hiermit seinen Stammbaum zusammen:



von Bitse, Johann Nozitus und Elias Lányi, die Direktoren der vom Palatin gegründeten Schule, in die empfängliche Seele des Jünglings, während ihn die Meister Hermann und Johann Paludinus in die Kenntnis der lateinischen und deutschen Sprache, sowie der weltlichen Wissenschaften einführten.

Es waren erst 1—2 Jahre vergangen, seit die siegreiche Nation die Punkte des Wiener Friedens und die darin zugesicherte Religions- und Verfassungsfreiheit zum Gesetz erhoben hatte; aber der Aufmerksamkeit des ersten Landesbeamten entging die zunehmende Gegenreformation nicht. Beide Parteien sahen den nahen Kampf voraus und rüsteten zu demselben. Auch Thurzó waffnete die Seele seines Kindes mit dem Panzer der evangelischen Religion, damit es als Erbe seines Namens und Vermögens seinen Platz behaupten könne. Er errichtete selbst auf seinen ausgebreiteten Gütern Schulen, für die er geschickte Lehrer, für die Kirchen dagegen Geistliche auf eigene Kosten ausbilden ließ, und zwar in Wittenberg, an der Quelle der lutherischen Religion. Er beabsichtigte auch, seinen Sohn dahin zu schicken und, um ihn gehörig vorzubereiten, gab er ihm den wittenberger Professor Meister Jeremias Spiegel zur Seite. Der Unterricht des jungen Emerich in der Religion und Rhetorik, sowie in der Logik, Geschichte, Mathematik und Dichtkunst und selbstverständlich auch in der lateinischen Sprache wurde systematisch betrieben, da ja gerade die klassischen Reden als Muster für den Unterricht in der Rhetorik dienten. Um sich an die Öffentlichkeit zu gewöhnen, besuchte er häufig die Schule des Superintendenten von Bitse Elias Lányi, ja, sein Vater verschaffte ihm sogar einen Studiengenossen in der Person seines Neffen Georg Zrinyi, der jedoch in geistiger Beziehung mit Emerich nicht Schritt halten konnte; auch war er kränklich und gab mithin mehr nur den Spielkameraden für den begabten Jüngling ab.

Wenn die Reichsangelegenheiten den Palatin vom Hause fernhielten, was oft genug vorkam, leitete ihn die Zärtlichkeit seiner Mutter, der die Briefe des Vaters zu Hilfe kamen, worin er seinen Sohn durch die Aussicht auf kleinere Geschenke ermunterte und antrieb; später nahm er ihn auf einzelne Reisen mit, z. B. nach Tokaj, Nagyszombat (Tirnau) und Pozsony (Preßburg), wo der 10jährige Knabe bei dem Krönungsmahle des Königs Matthias II. als Truchseß fungierte.

Als sein Vater sah, daß sein an Leib und Seele wohl entwickelter Junge für die Universitätsstudien reif sei, ging er an die Vorbereitungen zur Abreise. Seine Bemühungen wurden erfolgreich unterstützt durch ein Empfehlungsschreiben des Königs, welchem er das seinige beischloß. Nachdem er ihn dermaßen versehen hatte, entließ er ihn am 7. Juli 1615 aus dem elterlichen Hause in Begleitung seines Erziehers Jeremias Spiegel, des Kammerdieners Franz Armpruster[1]), des ersten Dieners Georg Turchányi, Stephan Daróczy und des Waffenträgers Johann Christoph Küenburg. Der Gesellschaft schlossen sich einige Studenten an, nämlich Isak Lányi, Sohn des Elias, Samuel Bartossovitz, Nikolaus Molitoris und Daniel Paulinyi.

Die außerordentliche Reise, die vielen interessanten, sehenswürdigen Neuigkeiten übten einen mächtigen Eindruck auf Emerichs Seele. Im Wagtal mußte er noch von einigen Verwandten Abschied nehmen; in Pozsony

[1]) Er hatte auch einen deutschen Gesellschafter.

bewirtete ihn der Vater seines Kammerdieners, in Wien war ihm Martin Scultéty, der Sekretär des Palatins, zu Diensten, in Prag gingen ihm die Hofagenten Lazarus Henkel und Laurentius Ferenczffy an die Hand, in Dresden begleiteten ihn die Sekretäre des Kurfürsten Johann Georg Koppel und Hoë und in Abwesenheit des Fürsten bewirtete ihn dessen Bruder Herzog August. Er unterließ es nicht, die Sehenswürdigkeiten der Städte zu besichtigen und zeichnete seine Reiseerlebnisse sorgfältig auf, die er nach seiner Rückkehr unter dem Titel: «Iter Vitebergense» auch niedergeschrieben hat[2]). Seine lange Reise, die über Freiburg und Mittweida ging, war am 2. August zu Ende. Nachdem er im «Schwarzen Bären» abgestiegen war, ging er ans Wohnungsuchen; er fand es nämlich nicht geraten, bei dem Quästor Andreas Uswald zu wohnen, den ihm sein Vater ausersehen hatte, da dessen Angelegenheit wegen seiner Unregelmäßigkeiten und Übertretungen bereits vor den Kurfürsten gelangt war. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, und am 6. kam er auch schon mit Kaspar Fluth, dem Leiter der Wittenberger Apotheke, überein, demzufolge die Verköstigung von 4 Personen wöchentlich auf 28 Taler festgesetzt ward, wozu noch besonders gerechnet wurde das verzehrte Bier, Wein, dann die Beleuchtung und andere Ausgaben.

Nachdem die Wohnungsfrage erledigt war, interessierte man sich für die Universität. Erasmus Schmidt, Professor der griechischen Sprache, gab ihnen Auskunft, und noch an demselben Tage, d. i. am 6., schrieb er mit Johann Daróczy und Johann Christoph Küenburg bei dem Rektor Valentin Wilhelm Forster, dem Doktor beider Rechte, seinen Namen in die Universitätsmatrikel, indem er Gott bat, daß sein Unternehmen von Segen begleitet sein möge.

Da Georg Thurzó das Wohlergehen seines Kindes am Herzen lag, empfahl er ihn der Fürsorge der Universitätsprofessoren, worauf diese, sowie der Rektor, ferner Leonhard Hutter (Dr. theol.), Balthasar Meißner (Dr. theol.), Erasmus Schmidt (Professor der griechischen Sprache), Friedrich Balduin (Dr. theol. und Oberinspektor der sächsischen Kirchen) dem berühmten und freigebigen Palatin mit Freuden ihre Dienste zur Verfügung stellten und ihn versicherten, daß sie, soviel an ihnen liege, die Universitätsstudien seines Sohnes zu fördern bemüht sein würden.

Emerich war auf das Wohlwollen seiner Professoren nicht so sehr auf dem Gebiete des Studiums angewiesen, als vielmehr zum Schutze gegen seine Studiengenossen. Durch sein ausländisches Wesen, seine Kleidung und Gewohnheiten stach er von den reichsdeutschen Hörern ab, die ihn, wiewohl ohne Ursache, anfangs verspotteten; aber der Kurfürst nahm Emerich samt seinen Genossen in Schutz und trug den Professoren auf, «der mutwilligen Universitätsjugend die Verhöhnung ernstlich zu untersagen». Diese hörte auch ohnedies auf, da Thurzó durch seine Liebenswürdigkeit, sein vornehmes Wesen, seine bei einem am 19. von ihm gegebenen Gastmahl zu Tage getretene Freigebigkeit, seine bei öffentlichen

[2]) Iter Vitebergense, hoc est, brevis ac succincta descriptio eorum, quae tam Vitebergae, quam alibi locorum, eundo ac redeundo illustrissimus comes ac dominus, Emericus Thurzo de Betthlenfalva, supremus ac hereditarius comes de Arwa etc. vidit, et summa industria observavit ab anno 1615. die septima Julii, usque ad annum 1616. diem 2. mensis Junii, aetatis suae anno 18.

Disputationen immer mehr auffallende Befähigung die Spötter nicht nur verstummen machte, sondern sie auch für sich gewann.

Inzwischen lernte er fleißig, trieb Theologie und Philosophie, besuchte die Disputationen und nahm sogar auch Teil daran. Er interessierte sich für das Universitätsleben und fehlte niemals, wenn einer zum Doctor theologiae oder iuris promoviert wurde, oder wenn die Hörer ihr Magisterexamen ablegten[3]). Bei dergleichen Anlässen zeichneten ihn seine Professoren mit ihrer Aufmerksamkeit aus, der Rektor hieß ihn neben sich Platz nehmen[4]), ein anderesmal wurde er zu einer öffentlichen Disputation[5]) oder zu dem auf die Promotion folgenden offiziellen Gastmahl eingeladen[6]).

Die Freigebigkeit des Palatins gegen die Universitätsprofessoren und Hörer und die allgemeine Achtung, mit der ihn die Lutheraner auszeichneten, Emerichs Talent und die mächtige Befürwortung des Kurfürsten trugen ihre Früchte. Diesen Umständen und besonders dem Befehle des Kurfürsten ist es zu verdanken, daß, als am 24. Oktober die Zeit der Rektorwahl gekommen war, die Professoren einstimmig Emerich Thurzó zum Rektor der Universität wählten. Er wurde durch Balthasar Meißner, Dr. theol., und Jakob Martini von seiner Erwählung verständigt, die er denn auch, obwohl zögernd, annahm.

Nach zwei Tagen hielt er eine juridische Vorlesung über die Frage: «Darf man Fremde in den Staatsverband aufnehmen?» Er beantwortete die Frage verneinend. Bei der Dissertation unterstützten ihn Christoph Wolfgang Krakau, Karl Kostitz, beide adelige Jünglinge, Daniel Fenners, Heinrich Platner, Edler Johann Christoph Küenburg, Emerichs Waffenträger, und Heinrich Findell.

Die feierliche Installierung geschah am 28. Oktober in der Schloßkirche. Dahin begaben sich alle und Emerich nahm seinen gewöhnlichen Platz ein, während die Professoren in das Sanktuarium traten und eine förmliche Beratung darüber hielten, wen sie zum Rektor wählen sollten. Unterdessen spielte die Musik und der Kirchenchor sang, wodurch Emerich zur Andacht, zum Gebet gestimmt wurde. Balthasar Meißner und Jakob Martini, als Abgeordnete der Professoren, kamen zu ihm und geleiteten ihn in das Sanktuarium, wo ihm der gewesene Rektor das Rektorat antrug. Nachdem er für ihr Wohlwollen gedankt hatte, nahm er, sich ihrem Beschlusse unterwerfend, das Ehrenamt an. Zum Prorektor wurde ihm zur Seite Ernst Hettenbach, öffentl. ord. Professor, Dr. phil. et med., gewählt.

Dann kamen sie aus dem Sanktuarium heraus, traten auf die Erhöhung neben dem Altar und nahmen dort Platz; in der Mitte der gewesene Rektor, zur Rechten Emerich, der neue Rektor, und zur Linken der Prorektor. Dann hielt der scheidende Rektor eine feierliche Rede über das Thema: «Soll das Duellieren an den Universitäten gestattet werden?» Er hielt es

---

[3]) Am 1. Oktober begann die Magisterprüfung von 32 Studenten, denen jedoch der Rektor, wie gewöhnlich, den dritten Tag erließ.

[4]) Am 11. August, als der Professor der Dichtkunst Johann Rodenboresius zum Dr. theol. promoviert wurde.

[5]) Zur juridischen Disputation, am 25. September, welche der öff. ord. Professor Bartholomaeus Reusner leitete.

[6]) Am 29. September zum Promotionsschmaus von fünf Doktoren juris.

nicht für richtig und wünschte in seiner Ausführung die möglichste Einschränkung des Duells.

Nach Beendigung seiner Rede erklärte er feierlich Emerich zum Rektor und Hettenbach zum Prorektor und übergab Emerich das Szepter; dieser reichte es dem Prorektor, der es dann in die Hände der Pedelle zurückgab. Auf ähnliche Weise geschah die Übergabe der Universitätsschlüssel, sowie des Siegels. Dann zog er den Rektorornat, die rotseidene «Epomis» an, worauf nach Beendigung der Feierlichkeit der abtretende Rektor von seinem Amte Abschied nahm, den mittleren Platz Emerich überließ und ihn als neuen Rektor begrüßte, worauf der neue Rektor zum Altar trat und, auf die Kniee sinkend, ungefähr $^1/_4$ Stunde betete und sich den Segen und die Gnade Gottes erflehte, daß sein Regiment glücklich sein möge.

Aus der Kirche geleitete man den neuen Rektor in seine Wohnung. Vor ihm gingen die Pedelle und Professoren, neben ihm zur Rechten der Prorektor, zur Linken aber der gewesene Rektor. In seiner Wohnung beglückwünschten sie ihn aus Anlaß seiner Erwählung und gelobten ihm mit Handschlag Treue, worauf alle nach Hause gingen, indem sie den Ornat und das Szepter bei ihm zurückließen.

Als Emerich allein geblieben war, wandte er sich in andächtigem Gebet zu Gott: «Herr, Jesus Christus, stehe mir bei mit deiner Gnade und segne mich in diesem schweren Amte des Rektorats, führe mich mit deinem heiligen Geiste, daß ich fromm lebe, gerecht regiere, die Unschuldigen und Gerechten beschütze und beschirme, die Verirrten bestrafe, aber nicht aus Leidenschaft, sondern aus Liebe zu Gesetz und Gerechtigkeit; fern sei von deinem Diener die Schmeichelrede und Unverschämtheit; es regiere auf deinem heiligen Berge die reine und gerechte Religiosität und Herzensfrömmigkeit. Herr, laß deine Feinde irre werden und die Verirrten sich bekehren. Wende gnädig ab von uns die zwar wohlverdiente Strafe des Krieges, der Seuche und Hungersnot, bewahre uns vor Feuer und Wassernot, gib deinem Volke Heil, Frieden und Eintracht, daß ein jeglicher in seinem Amte fromm und heilig wandle.»

Für Thurzó war diese Wahl eine große Ehre. Zwar verdankte er sie nicht seinen wissenschaftlichen Verdiensten; dies war aber auch gar nicht nötig. Die Universität hatte auch schon vor ihm ähnliche Rektoren gehabt, so im Jahre 1588 den ungarischen Baron Franz Bánffy von Losonc, den Sohn des Obergespanes von Doboka und siebenbürgischen fürstlichen Rates Wolfgang Bánffy, ebenso im Jahre 1602 Prinz August von Sachsen, der das hundertjährige Stiftungsfest der Universität feierte und vier Jahre lang die Rektorwürde bekleidete. Die Wittenberger Universität hatte keine Autonomie; maßgebend war der Wille des Kurfürsten, der auch über die Besetzung der Lehrstühle verfügte. Übrigens stand sie damals in ihrer Blüteperiode, denn die Zahl der Hörer an den vier Fakultäten betrug über 2000. Dem Rektor und Prorektor zur Seite stand der Rat, der in Disziplinsachen auch richterliche Gewalt übte; in zweifelhaften Fällen fällte die Universität das Urteil oder entschied über die Kompetenz der weltlichen Obrigkeit.

Und der Rat hatte alle Hände voll zu tun; denn Zechen, Schwelgen, Kneipgelage, Schlägerei, Duelle, Schuldenmachen gehörten nicht gerade zu den Seltenheiten; hiezu kamen die häufigen Gastmähler, bei denen sich auch nach dem bescheidenen Magistermahl von 7—8 Gängen das fleißige

Zechen bis tief in die Nacht erstreckte, bis man die neugebackenen Magister entweder in die benachbarten Betten schleppen mußte, oder bis sie selbst auf wackeligen Beinen nach Haus wankten[7]).

Das Rektorat Emerichs erfüllte auch seinen Vater mit Stolz. Bei seinen Handlungen pflegte er sonst seinen Vater um Rat zu fragen, doch jetzt war es der großen Entfernung wegen nicht möglich, und als er deshalb in einem vom 30. Oktober datierten Brief seinen Vater von der Wahl verständigte, bat er ihn mit folgenden Worten um Verzeihung: «Wenn ich in dieser Hinsicht etwas verschuldet habe, will ich als gehorsamer Sohn gerne die Rüge ertragen.» Der Vater beruhigte ihn jedoch, er solle nur getrost jene Würde annehmen, die schon vor ihm mehr als ein Graf und Fürst mit Ehren bekleidet hatte, wenn er sich derselben würdig erachte.

Thurzó gab sich auch redliche Mühe, seinem Amte Genüge zu leisten. Mit gesteigertem Fleiß übte er sich in der deutschen Sprache in der Gesellschaft seines Kammerdieners Franz Armpruster und ging auch in seinem Benehmen, im Gegensatz zu seinen ausschweifenden Vorgängern, der Jugend mit gutem Beispiel voran. Er lernte fleißig und als am 6. November Leonhard Hutter, öffentl. ord. Professor und Dr. theol., über die Vereinbarkeit der Lehren Luthers und Calvins eine Disputation hielt, bei welcher Magister Hieronymus Weixelberg, Adjunkt der philosophischen Fakultät, sein Gegner war, nahm auch Thurzó mit Bewilligung des Vorsitzers an der Debatte, während welcher von 7—10 Uhr morgens zwei Magister ihre Einwendungen gemacht hatten, teil und füllte die noch übrige Zeit mit seinen Ausführungen aus, die wahrscheinlich der Vereinigung das Wort sprach, und erreichte damit einen so großen Erfolg, daß sich sein Ruf sogar bis zu den benachbarten Universitäten erstreckte[8]).

Das Ansehen und die Beliebtheit des neuen Rektors nahm bei der studierenden Jugend und bei den Professoren zu. Am 8. November bat ihn Friedrich Balduin, öff. ord. Professor, Dr. theol. und Oberinspektor über die Kirchen des Kurfürstentums Sachsen, zum Taufpaten seines neugeborenen Knäbleins. Emerich kam der ehrenden Aufforderung auch nach, denn er achtete und liebte Balduin, und der Säugling erhielt bei der Taufe den Namen Johann.

Prorektor Ernst Hettenbach überließ Thurzó gelegentlich auch sein Amt; am 23. November leitete er die Senatssitzung. Die Tagesordnung wurde eröffnet durch einen Erlaß des Kurfürsten, worin er die Universität verständigt, daß er wegen Mangels an Gerste den Preis eines Kruges «cuculus» (Kukuk genannten Bieres) auf 4 «nummis Germanicis» festgesetzt habe. Dann wurde ein anderer Befehl verhandelt, daß Jakob Martini zum

---

[7]) Potationes tamen strenuae in multam usque noctem protrahuntur, utique dum alii e magistris recentioribus multo Lyaeo onerati in vicinos lectulos efferuntur, alii vix recto talo domum discedunt. — Aus Thurzós Tagebuch.

[8]) Der Titel der Disputation ist folgender: An sycretismus fidei religionis inter Lutheranos et Calvinianos ideo iniri possit vel debeat, ut Antichristi tyrannis coniunctis viribus et studiis facilius et felicius infringi et reprimi possit. — Wahrscheinlich unter dem Eindruck dieser Abhandlung widmete ihm zwei Jahre später Hutter seine Arbeit: Irenicum vere Christianum sive de Synodo et unione Evangelicorum.

Dr. theol. promoviert werden solle, wenn er seiner philosophischen Vorlesung entsage, weil es nicht Usus sei, gleichzeitig Logik, Politik und Theologie vorzutragen. In dieser Angelegenheit wurde kein endgiltiger Beschluß gefaßt. In dritter Linie kam ein Empfehlungsschreiben des Kurfürsten zur Verhandlung, daß Buchner zum Professor der Poetik gewählt werde; dies wurde jedoch an den Kirchenrat gewiesen, wie auch der in der Angelegenheit des Mylius geschriebene Brief des Kurfürsten. Gleichzeitig wurde beschlossen, die wichtigeren und feierlicheren Akten unter dem Namen Thurzós, die unbedeutenderen unter dem des Prorektors herauszugeben. Sein wachsendes Ansehen wurde noch gesteigert durch einen an die Universität adressierten Brief des Kurfürsten, worin Thurzó mit dem größten Wohlwollen empfohlen wurde. Den Brief erhielt er am 24. November und ließ ihn als amtliches Schriftstück vor den Senat gelangen.

Am 27. November ließ der Stadtrat einen Räuber enthaupten und schenkte den Kadaver der Universität. Tobias Tandler, öff. ord. Professor, Dr. phil. et med., sezierte im gewöhnlichen Seziersaal von 7—9 Uhr morgens und von 2—4 Uhr nachmittags daran herum und präsentierte die einzelnen Teile von 9—10 und von 4—5 Uhr. Bei den ersten sechs Schnitten war auch Emerich zugegen und hörte die demonstrierenden Erklärungen über die menschliche Haut, Fett, Muskeln, Eingeweide, Magen, Verdauung, Leber, Spermagefäße, Kopf, Herz und Lunge mit an; die folgenden Teile aber sah er sich nicht an, teils weil er auch anderweitig beschäftigt war, teils weil es ein ihm ungewohnter Anblick war. Es waren übrigens im Seziersaal der Universität mehrere Tierskelette von Löwen, Sperlingen, Fröschen, Mäusen usw.

Als Rektor hatte er auch die Universitätsmatrikel in Verwahrung. Diese günstige Gelegenheit benützte er und sah sie am 1. Dezember von Anfang an durch. Damals hatte die Universität bereits fünf Matrikeln, und zwar die erste 1502—1550, die zweite 1550—1565, die dritte 1565—1585, die vierte 1585—1609 und die fünfte 1609—1615, als man ihn für das Wintersemester zum Rektor gewählt hatte. Er schrieb sich die interessanteren Daten heraus, darunter die zwei ersten Rektoren der Universität: Martin Polith, der im Wintersemester von Sankt Lukas (18. Oktober) bis zum Feste der Apostel Philipp und Jakob (1. Mai) das Amt bekleidete, und Bartholomäus Kranapell, der im nächsten Semester Rektor war (1. Mai bis 18. Oktober). Im Jahre 1508 hatte unter dem Rektorat des Nikolaus Vridimontanus auch Luther seinen Namen für das Wintersemester eingetragen mit den Worten: «Frater Martinus Luder von Manszfeldt.»

Am 4. Dezember war theologische Disputation. Wolfgang Francz, Dr. theol., leitete sie: «Darf man oder kann man jemand zur Aufnahme der Religion zwingen?» Sein Gegner war Magister Hieronymus Nimann, Adjunkt der philosophischen Fakultät. Auch bei dieser Gelegenheit nahm Thurzó Anteil.

Am 7. Dezember feierte man nach altem Gebrauch, mit verschobenem Termin, das Fest der hl. Katharina, die man als Patronin der Wissenschaft und Literatur verehrte, bei welcher Gelegenheit Georg Wecker, Dr. phil. et med., ord. öff. Professor der Physik, die Festrede hielt.

Am 13. Dezember war wieder Senatssitzung.

Da sich die Besetzung des Lehrstuhls für Poetik ohnehin schon lange

hinausgezogen hatte und den Hörern daraus nur Schaden erwuchs, wurde Buchner auf Befehl des Kurfürsten bald darauf für den erledigten Lehrstuhl gewählt. In Angelegenheit der theol. Doktorwürde Jakob Martins wurde jedoch auch damals nicht entschieden, obwohl die Herren vom Kirchenrat ihn empfohlen hatten, doch mit der Bedingung, daß er seine philosophische Wirksamkeit auch weiterhin fortsetze.

Am 18. Dezember bewarben sich ihrer zwei um den höchsten medizinischen Grad und um das Lizentiat und hielten unter dem Vorsitze des Prorektors Ernst Hettenbach und des Seniors der medizinischen Fakultät eine Disputation über die Paralysis, die vormittags auch Thurzó mit Vergnügen anhörte.

Als das Jahr zur Neige ging, versammelte sich die Hörerschaft in Friedrichs theologischem Auditorium. Der Rektor im Epomis genannten rotseidenen Ornat nahm das oberste Katheder ein, neben ihm zu beiden Seiten standen die Pedelle in ihren Ornaten, in den Händen die Szepter, die Abzeichen der Fakultäten. Die obersten Bankreihen waren von den Professoren, die unteren von der Jugend besetzt, die Thurzó zum Fleiß aneiferte. Dann ließ er durch den Universitätssekretär die Gesetze vorlesen, worauf er den Studenten die Achtung vor den Gesetzen und den Gehorsam ans Herz legte, den Professoren aber herzlichen Dank für ihr Erscheinen sagte.

Indem man Gott dankte für seine gnädige Hilfe, wurde das Jahr beschlossen. Die feierliche Eröffnung war am 7. Januar. Da ihn Polykarp Lyser, Dr. und Professor der Theologie an der Schwesteruniversität Leipzig, zu seiner Hochzeit einlud, zog er am 12. Januar dahin und kam dort am nächsten Tage, nachmittags 3 Uhr, an. Die Leipziger Studenten empfingen ihn feierlich, dann besah er am 14. die Sehenswürdigkeiten der Stadt, Auerbachs Warenhalle, die neben der in Frankfurt a. M., der sogenannten römischen, die größte ist, ferner die Kollegien, Kirchen, die Universitäts- und Stadtbibliothek. Am darauffolgenden Tage besichtigte er das Schloß, dann veranstaltete er ein Mittagsmahl und lud dazu Polykarp Lyser, den Rektor der Universität, ferner die Professoren der Beredsamkeit, Geschichte, griechischen Sprache und Physik, sowie den Schloßhauptmann ein.

Als er am 17. nach Wittenberg zurückkehrte, erhielt er die traurige Nachricht, daß vor 2 Tagen Theodor Sieber, Professor der Beredsamkeit, gestorben war, und so kam er gerade zu dessen Bestattung.

Nach diesem Trauerfall nahm die Arbeit an der Universität ihren weiteren Verlauf. Am 29. wurde unter Leitung des Prof. und Dr. theol. Balthasar Meißner eine Disputation gehalten über Hiobs Ausspruch: «Scio, quod redemptor meus vivit etc.» Sein Gegner war Magister Salamon Lenz. Thurzó erschien nicht nur bei der Disputation, sondern nahm auch lebhaften Anteil daran, indem er darlegte, daß das hebräische Wort Goël im Texte nicht einen solchen Erlöser bedeutet und bezeichnet, der Belohnung in Aussicht stellt, und seine Meinung drang auch durch[9]). Er interessierte sich sehr für die Bücher. Er ließ seine Reden drucken, unterstützte die armen Jünglinge bei der Drucklegung ihrer Dissertationen, er kaufte selbst Bücher, wie schon sein Vater getan hatte, der eine schöne Bibliothek besaß,

[9]) Vocabulum Goël Hebraeum non notare seu designare ibi talem redemtorem, qui pretium aliquod interponat, edocui atque evici.

und wohin immer er kam, versäumte er nicht, die Bibliotheken zu besichtigen. Am 10. Februar nahm er die wittenbergischen der Reihe nach in Augenschein, und zwar nicht nur die Universitätsbibliothek, wo er meist nur neuere Verfasser fand, sondern auch die der einzelnen Professoren, wo er besonders bei Georg Wecker, dem Professor der Physik, neuere Schriftsteller, und bei Johann Wankel, Professor der Geschichte, schöne alte Manuskripte und Werke fand und die liebreiche Sorgfalt desselben für seine Bibliothek wahrnahm. Hier kam ihm auch Luthers Manuskript in die Hand, in welchem seine von 1516—1520 geschriebenen Werke enthalten waren, mit seiner Weisung am Anfange, daß man alles kritisch lesen und nur das behalten müsse, was man für richtig halte[10]).

Am 16. Februar hielt die Universität eine Trauerfeier zum Andenken an den am 6. Januar verstorbenen Herzog August von Sachsen. Thurzó aber hatte kein ungarisches Trauerkleid. Er half sich so, daß er von den ungarischen Jünglingen einen einfachen Anzug lieh und als Mente (Mantel) seinen schwarz gefärbten Schlafrock benützte. Der Trauerzug ging aus dem Friedrichschen Auditorium in die Schloßkirche, wo Dr. Friedrich Balduin eine Denkrede in deutscher Sprache hielt.

Der Ruf Thurzós drang auch bis Ungarn und darum zog zuerst Franz Paczóth, dann am 22. Februar Baron Johann Osztrosith nach Wittenberg, um die unter seiner Leitung stehende Universität zu besuchen. Am folgenden Tag schrieben sie mit noch einem Dritten bei Emerich in seinem Amte ihre Namen in die Matrikel und Dekan Dr. Georg Wecker nahm sie unter die Hörer der philosophischen Fakultät auf.

Seine freie Zeit verwendete Thurzó möglichst nützlich. Am 1. März studierte er das dortige Schloß und die darin befindliche Kirche mit den Grabmälern Luthers und Melanchthons, dann erweiterte er durch Ausflüge seine Kenntnisse. So hielt er sich vom 12.—14. März in Pretsch bei Johann Löser auf, wo er die Burg, deren Bibliothek und schöne Gemälde besichtigte.

Am 19. März nahm der Senat auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg den gewesenen Erzieher Thurzós, den Magister Hieronymus Spiegel, wieder in das Professorenkollegium auf und erhob ihn auf den erledigten Lehrstuhl für Beredsamkeit. Emerich wurde die Aufgabe zuteil, seinen geliebten früheren Lehrer feierlich in sein Amt einzuführen. Bald darauf kamen Disziplinarfälle an die Reihe, wie der des eidbrüchigen Olearius und Hegyi, den Kolb verwundet hatte, und des Sceffanus, der in der Stadt Aufruhr verursacht hatte. Nach Beendigung der Senatssitzung wurde das Urteil im Scabinatusschen juridischen Auditorium verkündigt.

Am 24. März begann die Magisterprüfung von 46 Universitätshörern. Nachdem sie sich vorher beim Dekan der philosophischen Fakultät Georg Wecker gemeldet hatten, begaben sie sich zum Rigorosum in den großen Saal. Nach erfolgreicher Prüfung wurden sämtliche Professoren und Magister eingeladen, wobei es jedem frei stand, zu fragen. Am festgesetzten Tage, punkt 12 Uhr, begaben sich die Kandidaten in das Auditorium der Mediziner, wo sie sich an die zu beiden Seiten aufgestellten und mit

---

[10]) Omnia probate, quod bonum est, tenete, cum iudicio igitur legenda sunt omnia etc.

Teppichen bedeckten Tische setzten und auf die Ankunft der Magister warteten. Die Bitterkeit des Fragens wurde von Zeit zu Zeit mit gutem Rheinwein versüßt. So dauerte dies zwei Tage lang, da am Nachmittage des zweiten Tages der Rektor gewöhnlich die für den dritten Tag anberaumte Prüfung erließ. Ähnlich verfuhr auch Thurzó und ermunterte nach beendigter Prüfung die Jünglinge, daß sie fromme und tapfere Männer sein und dem Vaterland und der Kirche zur Ehre gereichen möchten. Die Inauguration fand am 29. März statt.

Sowohl die Magister- als auch die Doktorpromotion hatte ihre feierliche Formalität. Am Vortag der theologischen Doktorpromotion durchzogen die Boten des Doktorandus mit zwei Universitätspedellen, die, mit feierlichem roten Ornat angetan, das Silberszepter einhertrugen, die Stadt und die ganze Universität und luden die Studenten zur Promotionsfeier, die Professoren auch zum darauffolgenden Gelage ein. Eine gleiche Einladung erging auch an die Schwesteruniversität Leipzig. Am festgesetzten Tage begaben sich die Geladenen zusammen paarweise in die Schloßkirche. Den Zug eröffneten Trompeter, dann folgten Kinder mit Wachskerzen in den Händen. Ihnen folgten die Adjunkte der philosophischen Fakultät, die Handschuhe und andere lederne Geschenke, sowie den Doktorhut trugen. Hinter ihnen schritten die Pedelle in ihren roten Talaren mit den silbernen Szeptern vor dem Rektor, der einen von den Geladenen sich an seine Linke zum Begleiter erbat. Ihm folgten die Universitätsprofessoren und die Geladenen paarweise. Die kirchliche Feier wurde mit Musik eröffnet, indessen man sich auf die mit Teppichen bedeckten Stühle und Bänke niederließ. Den ersten Platz nahm natürlich der Rektor ein, dann reihten sich die Professoren und Geladenen an. Nachdem alle Platz genommen hatten, bestieg der promovierende Professor (Promotor) die Kanzel und hielt eine entsprechende Rede; dann wandte er sich an den Dekan mit der Bitte, ihm die Macht zu erteilen, den Kandidaten zum Doktor promovieren zu können, der unterdessen vor dem Altar in stiller Andacht betete. Nachdem der Promotor die Vollmacht vom Dekan erhalten hatte, erteilte er dem Kandidaten den Doktortitel, worauf dieser die Kanzel bestieg unter den folgenden Begleitworten des Promotors: «Nimm diesen erhabenen Platz ein, von welchem aus du, sei es hier, sei es anderswo, deine Zuhörer unterrichten kannst.» Dann schlug er ihm die Bibel auf und forderte ihn auf, eine Stelle herauszusuchen und vorzulesen. Hierauf trat der Pedell unter die Kanzel und hob das Szepter in die Höhe, damit der Kandidat, dasselbe berührend, den Eid ablege, daß er bis zu seinem letzten Atemzuge der evangelischen Religion treu bleiben, von ihren Lehren nicht abweichen, sondern sie vielmehr, soviel in seiner Macht steht, beschützen wolle. Nach dem Eide erklärt ihn der Promotor feierlich zum Doktor und setzt ihm den schwarzseidenen Doktorhut auf, umarmt und küßt ihn und steckt ihm einen goldenen Ring an den Finger, zum Zeichen der mit der Fakultät geschlossenen Ehe; dann betet er zu Gott, daß er den neuen Doktor mit Glück und Segen geleiten möge.

Dann tritt aus der Reihe der Geladenen ein Kind hervor und bittet den neuen Doktor, über irgend eine Frage einen Vortrag zu halten. Der Aufgeforderte spricht vor allem den Geladenen seinen herzlichen Dank aus dafür, daß sie mit ihrem Erscheinen den Glanz und die Pracht des Festes erhöht haben, und beginnt seinen Vortrag. Unterdessen bringen die

Adjunkte der philosophischen Fakultät, während die Studenten Spalier stehen, ihre Geschenke herbei und legen sie nieder; nach beendigter Rede steigt der Promovierte von der Kanzel, worauf ihn die übrigen Doktoren der Theologie zum Altar geleiten, um ihn gleichsam der heiligen Dreifaltigkeit vorzustellen. Nach Beendigung der Feier begleitet man den neuen Doktor aus der Kirche an den Ort des Gastmahls, wo er zur Linken des Rektors Platz nimmt; dann wird er dem Volk vorgestellt. Das reichliche Mahl findet erst spät abends seinen Abschluß.

Ähnlich ist auch die Promotion des Doctor juris, wobei jedoch der Kandidat nicht einen schwarzen, sondern einen rotseidenen Hut bekommt, und anstatt der Bibel gibt man ihm ein Corpus juris in die Hand.

Die Promotion der Magister ist schon bedeutend einfacher. Der Schauplatz derselben ist nicht die Kirche, sondern das Kollegium, und der Promotor ist der Dekan der philosophischen Fakultät. Sie erhalten auch kein Geschenk, ihr Hut ist auch nicht aus Seide, sondern aus veilchenblauem Stoff. Nachdem sie den Ring erhalten und aus dem ihnen vorgelegten Buch gelesen haben, hält der erste neue Magister einen kurzen Vortrag, der zweite aber sagt im Namen seiner sämtlichen Genossen den Professoren und Zuhörern Dank für ihr Erscheinen. Nach der Feier begeben sich die Professoren mit je einem Magister zur Linken nach dem Kloster, wo sie ein vom Dekan veranstaltetes Mahl erwartet. Dies ist schon einfacher als der Doktorenschmaus, pflegt aber um so lauter zu sein und länger zu dauern.

Thurzós Rektorat ging zu Ende. Noch einmal fungierte er amtlich, als am 22. April Leonhard Hutter und Emerich Hettenbach eine theologische Disputation hielten. Die noch übrige Zeit verwendete er auf Reisen. Vom 23.—28. April besuchte er Bitterfeld, Halle, Martisburg und Naumburg, weil ihn sein Vater nicht nach Hamburg ließ. Der Gesundheitszustand des alten Palatins verschlimmerte sich nämlich fortwährend und wurde infolge der qualvollen Gicht immer bedenklicher. Anstatt Hamburg stellte er ihm Venedig in Aussicht und drang gleichzeitig auf seine Heimkehr. Emerich mußte sich also zur Rückreise vorbereiten.

In den letzten Tagen warb er für seinen lieben gewesenen Professor Jeremias Spiegel um die Hand der Anna Reichard, Stieftochter des Professors der griechischen Sprache Erasmus Schmidt. Am 5. Mai war er auch bei der Verlobung zugegen. Als er am 11. Mai die Rektorschaft niederlegte, sprach er in seiner Festrede von der Tyrannei der Türken und ihrem Haß gegen die Christen, dann übergab er sein Amt dem Dr. med. und Professor der höheren Mathematik Ambrosius Rhodius und legte ein feierliches Glaubensbekenntnis ab. Darnach bewirtete er die ganze Universität samt dem Rektor.

Der Schmaus war noch nicht zu Ende, als die Kutschen seines Vaters ankamen, beladen mit Geschenken und mit den Briefen des Palatins. Als er Tags darauf die Aufträge seines Vaters erledigt und für die Hausapotheke seiner Mutter Arzneien eingekauft hatte, schickte er seine Bücher und sein Gepäck am 13. Mai ab. Noch an demselben Tage besuchte er die Lutherstube, wo der Reformator vom Teufel versucht worden war, sah außer einem schwarzen Fleck an der Wand nichts anderes und begab sich am nächsten Tag, von seinen Professoren begleitet, auf den Weg. Sie geleiteten ihn bis nach Pretsch, wo sie sich noch im Rahmen eines

Mahles endgiltig verabschiedeten, und Emerich langte durch die Lausitz und Schlesien am 2. Juli in Bitse an, wo sein Vater den langentbehrten Sohn im Kreise der versammelten Nachbarn empfing.

Die Temeser Gespanschaft und die Stadt Temesvár.

An geographisch-historischen Monographien ist bei uns kein Mangel, wohl aber fehlt es noch immer an einer auf modernem wissenschaftlichem Niveau stehenden, zusammenfassenden Geographie Ungarns, da die einschlägigen Werke Johann Hunfalvys bereits veraltet sind. Diesem Übelstande sucht die «Landes-Monographien-Gesellschaft» einigermaßen abzuhelfen, indem sie in ziemlich umfangreichen, reich illustrierten Bänden die Monographien der einzelnen Komitate und größeren Städte veröffentlicht — ein Riesenunternehmen, von dem schon etwa zwanzig Bände vorliegen. Der zuletzt erschienene Band behandelt das Temeser Komitat und die Stadt Temesvár. Von diesem Bande sind die die Geschichte dieser beiden Munizipien behandelnden Partien als Separatdruck erschienen. Beide haben den an der Schwelle des Patriarchenalters stehenden Domherrn der Csanáder Diözese, Dr. Eugen Szentkláray, einen unserer eifrigsten Geschichtsforscher, zum Verfasser. Auf breiter Grundlage, mit Benutzung des von ihm und anderen gesammelten reichen Materials und seines großen Werkes: «Hundert Jahre aus der Geschichte Südungarns», führt er die Geschichte des Komitats bis zum Jahre 1867, jene der Stadt bis 1850, die Darstellung der Ereignisse der neuesten Zeit einer jüngeren Kraft überlassend.

Die Temeser Gespanschaft ist nicht nur eines der umfangreichsten und heute blühendsten Komitate des Landes, sondern sie hat vermöge ihrer Lage an der Südgrenze, in allen Epochen der Geschichte Ungarns eine bedeutsame Rolle innegehabt. Seit unvordenklichen Zeiten die Durchzugsstelle einer Unzahl von Völkerschaften (Thraker, Agathyrsen, Goten, Gepiden, Hunnen, Avaren, Franken, Slaven etc.), ist das Komitat reich an Fundstätten der Urzeit und des Altertums. Unter den Römern bildete es einen Teil Daziens. Als die Ungarn von ihrem heutigen Gebiete Besitz ergriffen, waren jenseits der Theiß Slaven und Bulgaren ansässig, welche zum Teil verdrängt, zum großen Teil unterjocht wurden. Eine engere Angliederung an das Reich bewerkstelligte erst König Stephan I. (der Heilige), der zugleich mit der Csanáder Diözese auch die Csanáder Gespanschaft organisierte. Aus dieser wurde später das Temeser Komitat ausgeschaltet, dessen Geschick mit denen des Landes innig verflochten ist. In der Türkenzeit stand es unter der Botmäßigkeit der Osmanen, die es 164 Jahre lang behaupteten, bis Eugen von Savoyen am 12. Oktober 1716 die Temesvárer Festung nach mehr als einmonatiger Belagerung einnahm. Die Türken ließen das einst blühende Komitat in einem jämmerlichen Zustande, fast ganz entvölkert zurück. Nach einem im Wiener Hofkammerarchiv aufbewahrten Ausweise aus dem Jahre 1717 fanden sich nach dem Abzug der Türken im ganzen Komitat bloß 408 elende Dörfer mit insgesamt 13 824 Häusern vor. 190 Ortschaften waren vollständig unbewohnt. Von den Ungarn, die das Komitat einst in großer Zahl bevölkerten, war kaum mehr eine Spur; ihre Stelle hatten Serben und Walachen eingenommen. Prinz Eugen von

Savoyen, der am 18. Oktober 1716 an der Spitze der christlichen Heerscharen seinen Einzug in Temesvár hielt, beschloß, das «Temeser (oder Temesvárer) Banat» — wie man diese Gegend jetzt zu nennen begann — «für den Kaiser möglichst nützlich zu machen». Mit der Arbeit der Regeneration betraute er den General der Kavallerie Grafen Claudius Florimundus Mercy, dessen «Haupt-Einrichtungs-Werk» nach längeren Verhandlungen in Wien gutgeheißen wurde, mit der Modifikation, daß man aus dem Entwurfe alles, was an die ungarische Komitatsorganisation erinnerte, ausmerzte. Es wurde eine «Landes-Administration des Temeser Banats» eingesetzt, die unter dem Vorsitze Mercys aus militärischen und zivilen Beamten bestand. Es wurde eine Kolonisierung von Deutschen eingeleitet, die man Jahre hindurch fortsetzte. Den Ansiedlern wurden verschiedene Freiheiten und materielle Begünstigungen in Aussicht gestellt. Es waren hauptsächlich Gewerbetreibende, deren Einwanderung man begünstigte. So kamen aus Laibach Maurer, aus Tirol Bergarbeiter. In den Jahren 1722 bis 1723 trafen etwa 600 Familien ein, die man von Donauwörth zu Schiffe in das Banat befördert hatte — lauter arme Leute, wie es im amtlichen Berichte hieß, «meistens Bettler». Von größerem Umfang war die deutsche Kolonisation in den Jahren 1724 bis 1727. Agenten warben unter Trommelwirbel im Elsaß, in Hessen, Flandern, Baden, der Pfalz und in Oberbayern Kolonisten, denen Geldvorschüsse gewährt und goldene Berge versprochen wurden. Sogar bereits seßhafte Kolonisten wurden in ihre alte Heimat ausgesandt, «zur Hereinbringung ihrer im römischen Reich seienden Freunde». Die Einwanderer — lauter hergelaufenes Volk, das nichts zu verlieren hatte — stellten sich in Wien vor und erhielten pro Kopf 1 Fl. 30 Kr. als Reisespesen. Sie wurden auf Segelschiffen nach Pancsova gebracht. Die dritte Kolonisierungsperiode hebt mit dem Jahre 1727 an. Jetzt kamen die Einwanderer nur spärlich, da die Rheinprovinzen schon sehr entvölkert waren und die Behörden der Auswanderung Schwierigkeiten in den Weg legten. Jene, die dem Rufe folgten, erhielten nebst den Reisespesen Hausstellen, Ackerboden, Saatkörner, Weingärten, Weideplätze und Holz zum Hausbau. Ihre Häuser mußten sie selbst bauen. Ganz neue deutsche Gemeinden kamen unter Mercy nur in geringer Zahl zustande. Meist wurden die deutschen Ankömmlinge in den bereits vorhandenen Dörfern, von der serbischen und walachischen Bevölkerung tunlichst separiert, angesiedelt. Auf die letzten zwei Jahre des Mercyschen Regimes fällt die Kolonisierung von Italienern und Spaniern, welche zur Seidenraupenzucht, als Arbeiter in den Seiden-, Tuch- und Papierfabriken, sowie zur Reiskultur und zum Gartenbau verwendet wurden. Aus den Nachbarkomitaten kehrten etwa 3000 Ungarn in ihre alte Heimat zurück. Im Ganzen mochte die Bevölkerung des Banats unter Mercy 30—35000 Seelen betragen haben. Die Seelsorge wurde den Jesuiten anvertraut, und nach dem Tode des Bischofs Graf Ladislaus Nádasdy, zu dessen Diözese das Temeser Banat gehörte, besetzte man den Csanáder Bischofsstuhl mit Deutschen (Baron Albert Frankenstein, Nikolaus Stanislavich, Graf Artur Franz Engl von Wagram). Den Jesuiten waren auch die Schulen anvertraut. Andersgläubige wurden nicht zugelassen; der deutsche Magistrat von Temesvár, der sich am 1. Januar 1718 konstituierte, gab den Befehl aus, «daß zuvörderst alle und jede Ungläubige, als da seyendt Heyden, Juden, Türkhen, Lutheraner und Calvinisten, ja sofort alle andere Ketzer,

was Orts und Nahmens dieselben seyn mögen, von der Stadt gleich abzuschaffen und auf keine Weys gedulden».

Umfassend war die Tätigkeit Mercys auf dem Gebiete der wirtschaftlichen, finanziellen, kommerziellen und industriellen Einrichtung. Für Ackerbau hatten die deutschen Kolonisten anfangs so sehr keinen Sinn und vor dieser Beschäftigung eine solche Scheu, daß man Zwangsmittel in Anwendung bringen und die Ansiedler in den Agenden der Landwirtschaft unterweisen mußte. Noch im Jahre 1725 mußte Mercy den Befehl ergehen lassen, «daß die Untertanen zur Besorgung des Ackerbaues angehalten und angeeifert, auch ihnen hierzu die gehörige Einleitung gegeben und zur Ziehung der Viehzucht angehalten werden». An einzelnen Orten wurde die Reiszucht eingebürgert, selbst mit der Indigoproduktion wurden Versuche gemacht. Großes Gewicht wurde auf die Weinzucht, den Gartenbau, die Viehzucht gelegt. Mercy förderte das Handwerk und den Handel; er gründete in Temesvár die «deutsche Commerciensocietät», neben der die «Orientalische Compagnie» (Griechen) fortbestand. Die Nachfolger Mercys in der Verwaltung des Temeser Banats waren durchwegs österreichische Generale deutscher, französischer, englischer, italienischer, ja, selbst russischer Herkunft. Unter Maria Theresia, die eine neue Kolonisierungsaktion einleitete, wurde die Verwaltung, die bis dahin rein militärisch gewesen, in eine militärische und kamerale (zivile) umgestaltet. Im Jahre 1777 gab die Kaiserin-Königin ihre Einwilligung zur «Provinzialisierung» des Temeser Banats und zur Wiederherstellung des Temeser Komitats, die am 22. Juni 1779 in feierlicher Weise vor sich ging. Erster Obergespan war Graf Christoph Niczky, derselbe, der mit der Wiederherstellung des Komitats betraut war und die Vorarbeiten durchgeführt hatte. — Joseph II. setzte die Ansiedlung von Deutschen fort, auch veranlaßte er den Verkauf der im Temeser Komitat gelegenen ärarischen Domänen. Der Verkauf fand im Feilbietungswege statt.

Nach dem 1848/49-er Freiheitskampfe wurde das Temeser Komitat neuerlich seiner Autonomie beraubt, indem die absolutistische Regierung es in den neu errichteten Landesteil «Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat» einbezog, an dessen Spitze ein k. k. Statthaltereirat gestellt wurde. Dieser Zustand währte ein Jahrzehnt hindurch; im Jahre 1860 wurden die alten Komitate und damit auch die Temeser Gespanschaft wiederhergestellt.

Die Geschicke der Stadt Temesvár als des Sitzes und Kerns des Temeser Komitats, sind mit denen des letzteren eng verflochten. Als Komitatszentrum war Temesvár eine «Festung» (vár), worunter jedoch nicht eine Festung im modernen Sinne zu verstehen ist. «Vár» heißt nach Paul Hunfalvy ursprünglich Einfriedung, und diese war denn auch die Hauptsache. Temesvár hatte bloß einen Erdwall (földvár), dessen Errichtung etwa auf die Mitte des X. Jahrhunderts n. Ch. angesetzt werden kann. Die älteste Spur der Temeser Festung finden wir in der St. Gerhardslegende (Mitte des XI. Jahrhunderts); hier begegnen wir dem Temeser Erzdekanat (Kirchensprengel). Es bestand nämlich ein enger Konnex zwischen den Erzdekanaten und den Komitaten; die Existenz eines Temeser Erzdekanats setzt diejenige des Temeser Komitats voraus. Geschriebenen Denkmälern von der Temesvárer Festung begegnen wir erst Anfangs des XIII. Jahrhunderts in dem Donationsbriefe, mit welchem König Emerich im Jahre 1203 das jenseits der

Leitha gelegene Bessenyö einem österreichischen Kloster überträgt. In neuerer Zeit haben Vermessungen, die militärischerseits vorgenommen wurden, die Struktur der Temesvárer Festung mit ziemlicher Genauigkeit festgestellt. Sie war eigentlich eine «Wasserburg», wie sie bei ähnlichen Bodenverhältnissen auch anderwärts bestanden. Rechts vom Temesflusse, umgeben von unregelmäßigen Wasseradern, Wildwassern und Sümpfen, erhob sich die aus Erde aufgeworfene und mit Wällen umgebene Burg (Festung), innerhalb welcher die Häuser des Comes (Obergespans), des Hofrichters und Kastellans, die Wohnungen der Festungsoffiziere und -Mannschaft, einige Wirtschaftsgebäude und ein Magazin Platz fanden. Im letzteren wurden die Produkte der Festungsdomäne und der Zehent aufbewahrt. In einer Ecke der Festung steht ein aus Holz gezimmerter Wachturm. Außerhalb der Wälle lehnen die Zelte, Ställe, Gärten der «Jobágen» (Hörigen) an die Festung, weiterhin dehnen sich die Weiden und Wälder aus.

Die Erd- oder Wasserburg erhielt sich bis zum XIV. Jahrhundert, als der erste ungarische König aus dem Hause Anjou, Karl Robert, seinen Sitz nach Temesvár verlegte, wo er sich sicherer fühlte, als in der Hauptstadt. Im Temeser Komitat waren dazumal die Kumanen ansässig, mit denen der König verwandtschaftliche Beziehungen aufrechthielt. Auch konnte er von Temesvár aus die südlichen Teile des Landes besser im Auge behalten und verteidigen. Selbstverständlich war die primitive Erdburg keine des Königs würdige Residenz, und so beschloß denn Karl Robert den Bau eines königlichen Palais und die Umgestaltung der alten Erdburg. In dieser selbst war für ein königliches Palais kein Platz, wohl aber auf der sogenannten Insel (Sziget) an der südöstlichen Ecke der Burg, die von dieser durch einen schmalen Seitenast der Temes getrennt war. Vermutlich schon im Jahre 1307 wurde der Bau, zu welchem der König italienische Bauarbeiter verwendete, in Angriff genommen. Acht Jahre lang währten die Bauarbeiten und der König nahm wiederholt Anlaß, sie zu besichtigen und sich von ihrem Fortgang zu überzeugen. Die Reste dieses Königspalais wurden vor zehn Jahren aufgedeckt, als die auf demselben Platze stehende Artilleriekaserne restauriert wurde. Da fand man in einer Tiefe von 6 Metern das mächtige Gemäuer eines Gebäudes, das vermöge seiner Situierung nicht zur einstigen Burg Johann Hunyadis gehören konnte, die sich gleichfalls hier erhoben hatte. Eugen Szentkláray stellte im Vereine mit militärischen und bürgerlichen Fachmännern in unwiderleglicher Weise fest, daß die unter dem einstigen Hunyadi-Kastell gefundenen Ruinen den Charakter der Profan-Architektur des XIV. Jahrhunderts aufwiesen und daß sie nur die Trümmer des Temesvárer Palastes Karl Roberts sein können. Anfangs Mai 1315 bezog der König mit seiner ersten Gemahlin das neue Fürstenschloß. Von dem riesigen Hofpersonal fanden bloß die obersten Würdenträger im Schlosse Unterkunft; für die übrigen war eine große Anzahl von Nebengebäuden errichtet. Da sich Karl Robert Handel und Industrie angelegen sein ließ, blühte die neue Residenz rasch empor und Bonfini nennt Temesvár in seinen «Decades» «oppidum excultum aedificiis». So ist denn Karl Robert als der Begründer der Stadt Temesvár anzusehen. Acht Jahre lang residierte der Hof in Temesvár, acht Jahre lang war dieses die Hauptstadt Ungarns. Im Frühjahr 1323 siedelte der Hof nach Visegrád über.

Wenige Jahre später schon nahmen die Türkeneinfälle ihren Anfang, denen Temesvár, vermöge seiner Lage, in erster Linie ausgesetzt war. Am 24. September 1397 eröffnete der vom König Sigmund in Angelegenheit der Verteidigung der Grenzfesten nach Temesvár einberufene Reichstag seine Beratungen; es war die erste Beratung der Stände, zu der auch die Städte eine Berufung erhalten hatten. Eine neue Glanzepoche nimmt für Temesvár ihren Anfang, als der größte ungarische Heerführer jener Zeit, Johann Hunyadi, zum Temeser Obergespan und Kapitän von Nándorfehérvár (der alte, ungarische Name Belgrads) ernannt wurde. Hunyadi widmete alle seine Fürsorge der Vorbereitung des Feldzuges gegen die Türken und der Instandsetzung der Verteidigungswerke des Temeser Gebiets und der Stadt Temesvár. Nachdem er den Türken mehrere Niederlagen beigebracht hatte, machte er sich an die Herstellung, richtiger den Wiederaufbau der Festung, den er nach ganz neuen Plänen, auf Grund seiner eigenen strategischen Erfahrungen ausführen ließ. Er bezog das ganze Stadtgebiet in den Bereich der neuen Festung ein, ließ an exponierten Stellen feste Ziegelbasteien errichten, während auf der von Sümpfen geschützten südlichen und westlichen Seite die vorhandenen Wälle durch Erddämme, pfahlbauartige Schutzvorrichtungen etc. befestigt wurden. Noch später, als Temesvár bereits unter der Herrschaft des Islam stand, rief ein türkischer Schriftsteller hingerissen aus: «Die Stadt voll hoher Türme und großer Kirchen ist ganz wundervoll.» Das Hunyadi-Kastell selbst war eines der monumentalsten Gebäude Ungarns. Auf Kosten des Aerars gebaut, war es der sehnlichste Wunsch Hunyadis, es für sich und seine Familie als Eigentum zu erwerben. Hiezu verhalf ihm die ewige Geldnot des Königs Ladislaus V. Einmal schon hatte Hunyadi dem König 8000 Goldgulden geliehen, für welche er die Temeser Festung samt Appertinenzen als Pfand erhielt. Als er nun dem König im Jahre 1456 neuerliche 12000 Goldgulden lieh, übergab ihm Ladislaus V. das «castrum Themeswar, simul cum honore comitatus Themesiensis» neuerdings «ad tenendum, possidendum et habendum» bis zur Zeit, da die ungarischen Könige ihm oder seinen Erben die 20000 Goldgulden zurückzahlen würden.

Wir übergehen die vom Autor gebotene ausführliche Schilderung der Türkenkriege und der bedeutsamen Rolle, die der Stadt Temesvár in ihnen zugefallen. Wie das Komitat, so ward auch die Stadt Temesvár türkisch, und erst im Jahre 1716 wurde das osmanische Joch abgeschüttelt. Mercy, der neue Gouverneur, erhielt von Prinz Eugen von Savoyen die Weisung, nur römisch-katholischen Deutschen die Ansiedlung in der Stadt zu gestatten, da nur diese des vollen Vertrauens würdig seien. So wurden denn deutsche Kolonisten berufen («damit lauter Teutsche und Cathol. Bürger in ermeldte Stadt Temeswar eingenohmen werden, denen auch zu desto mehrerer Populirung (!) 6 fray jahre, nebst deren gewöhnlichen Immuniteten, Freyheiten und Privilegien, wie es in anderen derley Städten gewöhnlich, bewilliget werden»), ein deutscher Magistrat eingesetzt etc. Was das für ein hergelaufenes Gesindel war, das zur Bevölkerung Temesvárs herangezogen wurde, ist daraus ersichtlich, daß allein im Jahre 1718 vierzehn Hinrichtungen vollstreckt wurden. Bei der Richterwahl fanden derartige Exzesse statt, daß man die «Bürgerschaft» zu anständigem Betragen ermahnen mußte, «da es sehr missfällig zu vernehmen gewesen, dass sich gesamte Bürgerschaft bei der fürgewesten Wahl ungebürlich betragen

habe, welches Betragen ihnen schärfstens zu untersagen seie». Ein großes Ereignis war für Temesvár der zweimalige Besuch des Kaisers Joseph II. Zum erstenmal kam er im Jahre 1767; er hatte sich jeden feierlichen Empfang, ja sogar die Ausbesserung der Straßen verbeten, «maßen Se. Majestät die Reysse im Banat meisten theils zu Füss zu machen gedenke». Als Joseph II. die Stadt zum zweitenmal besuchte (im Jahre 1773), zählte sie 6718 Seelen; sie hatte 156 Privathäuser im Werte von 555 872 Fl., auf die jedoch 324 789 Fl. Schulden intabuliert waren. Die Stadt ward damals beim Kaiser bittstellig, er möchte gestatten, daß die «neuen deutschen Meiereien» nach ihm «Josephstadt» benannt werden dürfen. Bei der Wiedereinverleibung des Temeser Gebiets in das Mutterland wurde Temesvár zur königlichen Freistadt erhoben[1]).

Die zahlreichen schönen Reproduktionen alter Illustrationen, Stiche und Karten erhöhen den Wert der Szentkláryschen Arbeiten, die bei aller Gründlichkeit den Vorzug haben, daß auch der Laie sie mit Genuß lesen kann.

I. Peisner.

Das Theater in Temesvár.

Nach der Befreiung des Banats von der Türkenherrschaft nahm das kulturelle Leben seiner Hauptstadt, des zur vielfachen historischen Berühmtheit gelangten Temesvár, einen großen Aufschwung. Reger Verkehr mit den benachbarten deutschen Städten, besonders mit Versez, und mit dem auf dem Wege nach Siebenbürgen, also an dem Hauptverkehrswege liegenden Arad, wobei Temesvár immer das Zentrum aller Bildungsbestrebungen geblieben, verursachten die weitere große Entwicklung. Die Geschichte dieser lokalen Kultur, welche jedoch auch mit den literarischen Bestrebungen des Zeitalters immer Schritt gehalten hat, zeigt uns mit höchst charakteristischen Zügen, wie aus dem Boden einer reindeutschen Stadt ungarische Kultur, ungarische Kunst herauswachsen, wenn das patriotische Gefühl in den leitenden Männern lebt.

Temesvárs Bevölkerung war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsch und serbisch, und die beiden Nationalitäten hatten auf die städtische Verwaltung gleichen Einfluß. In kulturellen Beziehungen aber hat die deutsche Bildung natürlich das Terrain ganz erobert — der Geschichtsschreiber M. Bél schreibt in seiner «Descriptio Comitatus Temesiensis» schon im Jahre 1726 von Temesvár als einer Stadt deutschen Charakters —, und das sehen wir in erster Reihe an ihrer Schaubühne, wo serbisch nur ausnahmsweise hier und da gespielt wurde.

Nach den bisher bekannten Daten der Bühnengeschichte Ungarns[2]) sind bei uns die ersten deutschen Theater in Pozsony (1730 bzw. 1741), in Pest und Nagyszeben (1771), in Kassa (1781) und in Buda (1783) entstanden. Nach neueren Forschungen[3]) aber erwies sich, daß der Temes-

[1]) Temes Vármegye története. — Temesvár sz. kir. város története. — Irta Dr. Szentkláray Jenő. — Országos Monográfia-Társaság. Budapest.

[2]) Bayer, Geschichte der ungarischen nationalen Schaubühne. (A magyar nemzeti játékszín története.) Budapest 1877. Bd. II. S. 272—273.

[3]) Wir nennen von diesen nur die zwei ungarischen Abhandlungen, welche uns

várer städtische deutsche Magistrat schon 1753 über hiesige Schauspieler verfügte und daß er sich schon im Jahre 1757 mit dem Gedanken eines ständigen Theaters befaßt hat, ohne zu einem endgültigen Entschluß in dieser Angelegenheit zu gelangen. Die Idee taucht auch in späteren Protokollen der Stadt öfter auf, bestimmtere Belege aber haben wir nur seit dem Jahre 1776, von welcher Zeit an das Rathaus des serbischen Magistrats zu diesem Zwecke benutzt wurde und die Landesadministration «dem raitzischen Magistrat» gestattet, daß die Wohnung des Amtsschreibers «denen Comedianten zur Carderobbe eingeraumet werde». Vom Jahre 1781, als der serbische Magistrat aufgelöst wurde, dient das ganze Gebäude zum Theater und 1795 ist es sogar mit beinahe 10000 Gulden Kosten für diesen Zweck umgebaut worden. — Alles in allem können wir annehmen, daß die deutschen Musen in Temesvár den vierten, ständigen, ungarischen Platz gewannen, und zwar spätestens 1776.

Leider wissen wir bis auf 1784 weder, welche Schauspielertruppe hier die Bühne in Pacht genommen hatte, noch, welche Stücke hier aufgeführt wurden. Über letzteres kann ich vielleicht bei dieser Gelegenheit auf ein Datum hinweisen, das bisher der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen ist. Nach Goedeke (V. 346) sind von dem in Nagyszeben und Linz tätigen Schauspieler und Verfasser mehrerer Theaterstücke, später auch Bühnenzensor Benedict Domini Anton Cremeri (1752—1795) ein einaktiger «theatralischer Versuch», betitelt Die Wahl nach der Mode oder so etwas geschieht öfter im Jahre 1773, im folgenden Jahre aber ein dreiaktiges Lustspiel unter dem Titel «Man prüft, ehe man verurteilt» zu Temesvár erschienen[4]). Wenn wir nun annehmen können, daß diese Schauspiele hier auch aufgeführt wurden, so haben wir zwei Folgerungen hervorzuheben: erstens, daß (wenn in diesen Jahren Cremeri in Temesvár war), nicht 1776, sondern schon 1773 als bestimmter Anfangstermin des Temesvárer Schauspiels zu betrachten wäre, und zweitens könnte man vielleicht durch weitere Forschungen feststellen, bei welcher Schauspielertruppe Cremeri in dieser Zeit engagiert war, also wer in diesen Jahren das Temesvárer Theater gepachtet hat.

Bis auf diese Daten kein neues Licht geworfen wird, bleibt der erste bekannte Theaterdirektor Josef Schmallöger, der in Ungarn sozusagen überall den Boden für das deutsche Schauspiel vorbereitete, bearbeitete. Es ist kaum anzunehmen, daß er oder seine Nachfolger mit einem erstklassigen Ensemble hier erschienen. Die besseren Kräfte blieben doch nur in Wien, und für diese waren selbst Pozsony und Pest nur kleinere Provinzstädte, umso weniger kamen sie dann bis Temesvár. Das Publikum aber, an den deutschen Vortrag gewöhnt, wartete Jahrzehnte hindurch bei jeder Saison ungeduldig auf die deutsche Gesellschaft und erschwerte dadurch die Lage der hier und dort langsam schon erscheinenden, mit schlechten

---

zur Quelle dienten: 1. Berkeszi J., Temesvárs Schaubühne im XVIII. Jahrhundert und die ersten ungarischen Theatervorstellungen. (Temésvár színészete a XVIII. században és az első magyar színi előadások.) Temesvár, 1898. — 2. Fekete M., Geschichte der Temesvárer Schauspielkunst. (A temesvári színészet története.) Temesvár, 1911.

[4]) In dieser Zeit, und zwar seit 1771, hatte zu Temesvár nur Matthias Heimerl die Erlaubnis, eine Druckerei erhalten zu können.

materiellen Verhältnissen kämpfenden ungarischen Schauspieler. Und solche gab es am Ende des Jahrhunderts schon überall. Vielleicht auch in Temesvár.

Im Jahre 1794 verlangt man vom Magistrat eine Subvention für die ungarische Schauspielkunst. Diese wurde ihr nicht zugesprochen und wir wissen auch nichts von ihren Vorstellungen.

Inzwischen pachteten das deutsche Theater Ignatz Schiller (ein Temesvárer Dilettant), Franz Divald und Johann Kuntz. Aus dem Jahre 1799 ist uns auch ein Theaterzettel erhalten: den 18.-ten April dieses Jahres wurde Salieris komische Oper La Fiera di Venezia oder der Jahrmarkt von Venedig gegeben. In dieser Zeit war schon Franz Runner Direktor, der sich hier allgemeiner Volkstümlichkeit erfreute. Wir wissen auch, daß er 1796 Mozarts «Zauberflöte» hier aufführen ließ, und der Umstand, daß man seit ungefähr 1790 öfter auch Opern gegeben hat (in der Saison monatlich 7—8 mal), wirft auch auf das Publikum ein günstiges Licht. Von den späteren Direktoren nennen wir noch den wohlbekannten Namen Ludwig Cibulkas, der auch das Pester Theater längere Zeit hindurch pachtete[5]). 1825 und dann 1832 kam wieder eine ungarische Gesellschaft[6]), und zwar eine der besten. Selbst Frau Déry bemerkt, daß es in Temesvár, in dieser «noblen kleinen Stadt», eine ganze Opernwelt gab[7]).

Ein Beweis der hohen Bildung der Stadt ist der Umstand, daß in den Dreißigerjahren in Temesvár schon eine Theaterzeitung erscheinen konnte: Kritische Beurtheilung der Temesvárer Bühneleistungen für Gebildete. Das Theater selbst hat ein hohes Niveau erreicht. Der Pächter, Direktor Theoder Müller (1831—1840) bezahlte der Stadt für das Theater 2000 Fl. Jahresmiete. Vielleicht sind auch die beiden Daten interessant, daß die Herstellung des Gebäudes (1832) 40000 Gulden kostete, und daß Müller in der Wintersaison den Schauspielern schon 37830 Gulden Gage bezahlte.

Das intelligente Publikum wünschte immer bessere Leistungen, und von nun an können wir auch die Temesvárer Bühne schon als erstklassiges Provinztheater betrachten. Ein bemerkenswertes Datum ist uns aus den fünfziger Jahren erhalten: im Jahre 1852, also in den Zeiten des alles verdeutschenden Absolutismus, spielte man in Temesvár meist ungarische Opern (Kúnok, Báthory Mária). Vielleicht ist dies nicht nur ein Zeichen des patriotischen Gefühls der Stadt, die auch an dem Freiheitskriege 1848—49 opferwilligen Anteil nahm, es kann dieser Beleg auch die erste Erscheinung einer neuen Generation bedeuten, die nunmehr nicht nur ungarisch fühlte, sondern auch ungarisch sprechen wollte. Der Wunsch, auch ungarische Schauspiele hören zu können, wuchs im Publikum mit jeder Generation, langsam aber sicher. Drei Jahre endlich nach dem 1867er Ausgleiche mit der Dynastie gelang es wenigstens abwechselnd mit den deutschen Schauspielertruppen auch ungarische Schauspieler nach Temesvár

---

[5]) Inzwischen waren hier noch Pächter: Konstantin Paraskovitz, Ludwig Bladl, Ludwig Gindl, Malericza und Vidák, Hirschfeld und Scotty und Franz Herzog.

[6]) Frau Dérys Tagebuch. (Déryné naplója.) Herausgegeben von J. Bayer. Budapest, S. a. Bd. II. S. 359—360.

[7]) Nach Müller waren hier die Pächter bis 1867: Alex. Schmiedt, Kreibig, Fr. Szabó, F. Stampfer, Edw. Reimann.

zu bringen, und fing ein beinahe 30jähriger Kampf zwischen den beiden Schauspielertruppen an um die Frage, wer hier Besseres leisten könne. Es ist nicht zu leugnen, daß die größere Praxis, bessere materielle Verhältnisse und das bereits eroberte deutsche Publikum und die weit größere Anzahl der vorhandenen Opern und Dramen den deutschen Gesellschaften lange Zeit hindurch den Vorrang sicherten. Der Wettstreit selbst aber war natürlich für Bühne und Publikum nur vorteilhaft, und allmählich ist die Zeit vorüber, wo die ungarischen Gesellschaften sich immer nur auf die nationale Begeisterung, nicht aber auf die Kunst und den Erfolg ihrer Leistungen berufen mußten. Die Generation aber, die schon zur Zeit dieses Wetteifers erwuchs, achtete die ungarische Sprache als Muttersprache, und als sie ihren Platz in der Gesellschaft eingenommen hatte, war die Laufbahn des deutschen Schauspiels zu Temesvár beendet. Von 1899 an wird im Temesvárer Theater nur ungarisch gespielt.

Leider ist das Repertoire der alten Temesvárer Bühne kaum mehr zusammenzustellen. Wahrscheinlich aber war es mit dem der anderen deutschen Theater Ungarns identisch. Dr. Rudolf Gálos (Temesvár).

Lenaus Schulzeugnisse.

Diese wichtigsten Dokumente aus der Jugendzeit des Dichters befinden sich in den Schulmatrikeln des Piaristengymnasiums zu Budapest und liefern eine Anzahl interessanter Daten zur Biographie Lenaus. Sie zeigen, daß Lenau von der ersten Klasse an das Piaristengymnasium in Pest und nicht die Ofner Schule besucht hatte, wie wiederholt behauptet wurde[1]). Sie weisen auch die Namen einiger seiner Lehrer auf. Der Direktor der Schule war zu jener Zeit Glycerius Aigl (1761—1830), aus Sasvár (Sassin) im Nyitraer (Neutraer) Komitat gebürtig, ein sehr gebildeter Mann. Er war, als Lenau in die Schule trat, 52 Jahre alt. Er stand im 28. Jahre seiner Lehrtätigkeit und im sechsten seines Direktorats. Michael Róth († 1841) aus Káposztafalva im Zipser Komitat, stand im 32. Lebensjahre, im zehnten seiner Lehrtätigkeit, und wurde später Direktor des Gymnasiums. Josef Szüts aus Sátoraljaujhely war ein Mann von bedeutender Bildung, der außer dem Ungarischen und Lateinischen auch deutsch, französisch, italienisch und slowakisch sprach. Er war damals 32 Jahre alt und lehrte seit neun Jahren[1]) Auch die Namen der Hauslehrer sind in den Matrikeln erhalten. In der zweiten Klasse der Grammatik war es Josef Cserni; in der dritten Venantius Godenich von Godenberg aus Istrien, der 1819 seine Inaugurationsdissertation (Diss. inaug. medica de tine) der medizinischen Fakultät der Pester Universität vorlegte. In der vierten Klasse war Lenaus Hauslehrer der zweitjährige Hörer der Philosophie Johann Klausrigler und von der I. Humanitätsklasse an der aus den Biographien des Dichters wohlbekannte stud. jur. Josef Kövesdy.

[1]) Den Inhalt dieser Zeugnisse hat zuerst Gustav Heinrich mitgeteilt. (Egy. Philol. Közl. 33, 309. 1909.)

[2]) Diese Daten entnahm ich den handschriftlichen Matrikeln des Gymnasiums. Vgl. auch das Buch von Alex. Takáts: Geschichte des Budapester Piaristenkollegiums.

Die beiden Wohnungen der Familie: Basteien-Gasse 266 und Alstergasse 215, sind ebenfalls angegeben.

Über das erste Schuljahr berichtet die Matrikel nicht, nur das gedruckte Programm: «Juventus Gymnasii Pesthiensis apud Scholas Pias e studiis secundi semestris in classes relata. Anno MDCCCXII. Pesthini, Typis Matthiae Trattner.»

In «Schola grammatica anni Primi» befindet sich unter den Eminentes als neunter «Nicolaus Nimbsch». Die Klasse bestand aus 107 Schülern. Über die nächsten Jahre liegen folgende Dokumente vor:

Numerus	Cognomen et Nomen	Aetas Religio	Gens seu Natio, Locus Natalis, Comitatus	Pater vel Tutor, aut Curator. Eius Conditio Habitatio	Locus, in quo anno superiore frequentavit	Nomen Hospitis, Platea Nrus Domus	Nomen Instructoris, aut Correpetitoris
Iuventus Gymnasii Pesthiensis in Schola Secunda Grammat. Anno 1812/13.							
79	Nimbsch Nicolaus	10. R. C.	Hung. Csadat C. Torontal.	Vitricus Fogl Carolus Civis Pesth	Pesth	Apud Par. Basteyngasse 266	Cserni Jos.
Iuventus Gymnasii Pesthiensis in Schola III. Grammaticae Anno 1813/14.							
58	Nimbsch Nicolaus	11. R. C.	Hungar. Csadatin. C. Torontal	Vitricus Vogl Carolus medicus Pesthini	Pesthinum	Basteyen 266	Godenberg Venantius Med. Stud. 3. an.
Iuventus Gymnasii Pesthiensis in Schola 4ta Grammaticae Anno 1814/15.							
50	Nimbsch Nicolaus	12. R. C.	Hung. Csatád C. Torontal	Vitr. Vogel Med. Pesthini	Pesth	Basteyen 266	Klausrigler Joan. Phil. 2. An.
Iuventus Gymnasii Pesthiensis in Schola Hum. An. I. Anno 1815/16.							
46	Nimbsch Nicolaus	13. Rom. Cath.	Hungarus Csadat C. Torontal	Vitr. Carolus Vogel Medicinae Doctor Pesthini	Pesthini	Alstergasse 215	Jos. Kövesdy 3 An. Jurista

Numerus	Cognomen, Nomen, Aetas, Religio	Natio, Locus Natalis, Comitatus vel Provincia	Pater vel Tutor, aut Curator, eiusque Conditio, Habitatio	An Stipendiatus vel Alumnus Convictus	Classis				
					Morum	Ex Doctrina Religionis	Ex omnibus universe Studiorum argumentis	Ex lingva et Litt. Hung.	
								Inter Incipientes	Inter Proficientes
Informatio de Secundi Anni Grammatistis Gymnasii Pesthiensis Scholarum Piarum pro primo Semestri Anni 1813.									
82	Nimbsch Nicolaus 10 R. C.	Hung. Csadat C. Torontal	Vitricus Fogl Carolus Civis Pesth	—	Cl. 1	Em.	Cl. 1 4	Em.	—

Josephus Cal. Szüts e S. P.
II da Gram. et Ling. Hung. Professor et Catecheta.

Glycerius Aigll e S. Piis.
Director Gymnasii.

Numerus	Cognomen, Nomen, Aetas, Religio	Natio, Locus Natalis, Comitatus vel Provincia	Pater vel Tutor, aut Curator, eiusque Conditio, Habitatio	An Stipendiatus vel Alumnus Convictus	Classis				
					Morum	Ex Doctrina Religionis	Ex omnibus universe Studiorum argumentis	Ex lingva et Litt. Hung.	
								Inter Incipientes	Inter Proficientes

Informatio de Tertii Anni Grammaticis Gymnasii Pesthiensis Scholarum pro Primo Semestri Anni 1813/14.

									Callet
57	Nimbsch Nicolaus Ann. 11 R. C.	Hungar. Csadat C. Torontal	Vitricus Vogl Carolus Medicinae Doctor Pesthini	Non	Clas. 1	Em.	Eminens 29 nus		

Michael Róth m. p. e Scholis Piis Tertiae Grammaticae Professor et Catecheta. — Josephus Csertö m. p. e Scholis Piis, Professor Lingvae Hung. in Classe Incipicent. — Glycerius Aigll e S. Piis, Director Gymnasii.

Informatio de Tertii Anni Grammaticis Gymnasii Pesthiensis Scholarum Piarum pro Secundo Semetri Anni 1814.

									Callet
57	Nimbsch Nicolaus Ann. 11 R. C.	Hungarus Csadat Com. Torontal	Vitricus Vogl Carol. Medicinae Doctor Pesthini	Non	1	Em.	Eminens 24 nus		

Unterzeichnet dieselben, wie im ersten Semester.

Informatio de Quarti Anni Grammaticis Gymnasii Pesthiensis Scholarum Piarum pro Primo Semestri Anni 1815.

50	Nimbsch Nicolaus Ann. 12 R. C.	Hungarus Csadat C. Torontal	Vitricus Vogel Carolus Medicinae Doctor Pesthini	Non	1	1	Clas 1 ae 16 tus	1	—

Michael Róth m. p. e Scholis Piis, Quartae Grammaticae Professor, et Catecheta. — Josephus Calas. Villiger e Sch. Piis, Professor Ling. Hungar. — Glycerius Aigll e Sch. Piis, Director Gymnasii.

Informatio de Quarti Anni Grammaticis Gymnasii Pesthiensis Scholarum Piarum pro Secundo Semestri Anni 1815.

50	Niembsch Nicolaus Ann. 12 R. C.	Hungarus Csadat C. Torontal	Vitricus Vogl Carolus Medicinae Doctor Pesth	Non	Cl. 1	Em.	Clas 1 3 us	Em.	—

Unterzeichner dieselben, wie im ersten Semester.

Das Zeugnis aus dem zweiten Semester des Jahres 1813 kann ich nicht mitteilen, weil der betreffende Band der Informationes verschollen ist. Von der Prüfung in Sátoraljaujhely, die nach Schurz (I, 21) mit glänzendem Resultat gelang, findet sich am dortigen Gymnasium keine Spur, weil es

ein Privatexamen war. Aber das Zeugnis, welches Lenau in die Hand bekam, ist bekannt; es gibt an, daß der Jüngling «Anno 1816—17 privatim absolvit primam Humanitatem diligenter». Das Zeugnis von der zweiten Humanitätsklasse aus dem Jahre 1818 teilt Castle in der großen Ausgabe (III, 5) mit. Die Klassen waren sehr stark: 1812 zählte die zweite grammatische Klasse 127, 1813 die dritte 106 Schüler.

Robert Gragger.

Das erste Faust-Drama auf der ungarischen Bühne.

Vor Goethes «Faust» hat die deutsche Bühne ihr Publikum vorerst mit Klingemanns «Faust» bekannt gemacht, und der letztere Dichter soll durch die boshafte Bemerkung, er wolle seinem eigenen Werke keine Konkurrenz machen, veranlaßt worden sein, im Jahre 1829 als erster Goethes «Faust» in Braunschweig auf die Bühne zu bringen (H. Laube, Das norddeutsche Theater, Lpg. 1872. S. 80—81). Auch die ungarische Bühne brachte zuerst Klingemanns Drama, noch bevor sie an eine theatralische Darstellung der Goetheschen Dichtung denken konnte, und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil die ungarische Bühne in ihren Wanderjahren, wie jede andere, die Spektakelstücke bevorzugte, und dann auch darum, weil die ungarische Übersetzung von Goethes «Faust» (I. Teil) von Stefan Nagy erst 1860 im Druck erschien. Im Sinne der bestehenden Zensurregeln durften die ungarländischen Bühnen nur solche Stücke aufführen, welche auf einer Wiener Bühne wenigstens zweimal schon gegeben worden waren. Dies war hauptsächlich für die deutschen Theater maßgebend, wurde aber auch von den ungarischen befolgt, obwohl die Ausspielung der Kontrolle überaus leicht ging, weil die ungarischen Behörden die bestehende Regel nur bei auffallenden Gelegenheiten anwandten und höchstens einen direkten Erlaß der Statthalterei gehörig berücksichtigten. Immer aber würdigten die ungarischen Bühnen die Wiener Theater der Aufmerksamkeit, so oft dort ein wirkungsvolles Stück gegeben wurde, welches auch in Buchform zugänglich gemacht wurde. So kam es, daß die ungarischen Bühnen nach dem Wiener Beispiel zuerst Klingemanns Drama gaben, als sie an die Aufführung von Goethes «Faust» nicht einmal zu denken wagten.

J. Schreyvogel schreibt in seinem Tagebuche vom 7. November 1814: «Nach und unterm Essen las ich Klingemanns «Faust», ein wildes Produkt, das aber die Kasse füllen kann» (herausg. von Karl Glossy, II. Teil, Berlin 1903. S. 79). Der praktische Verstand Schreyvogels traf das Richtige, als er in Klingemanns Drama statt des künstlerischen Wertes das vielversprechende Kassastück erkannte. Bis zur Aufführung mußte aber das Stück erst das Fegefeuer der Wiener Zensur durchmachen, und was Zensor Zeitler über die Umarbeitung des Stückes schreibt, ist ein belustigender Beitrag nicht nur zur Geschichte der Zensur im allgemeinen, sondern insbesondere der Wiener Zensur, denn — wie Glossy in seinen Anmerkungen erwähnt — «das Stück mußte für Wien gänzlich umgearbeitet werden». Mit Befriedigung schreibt Zeitler über die Umarbeitung: «Nun ist es ein bloßes Schaustück geworden (!), in welchem der Gang der Handlung schwach motiviert (!), daher (!) auch ganz unanstößig ist. Das bekannte Märchen vom Faust ist als ein Beispiel menschlicher Ver-

irrung ausgestellt (!) und soll nach der Bearbeitung mehr erraten, als verstanden werden» (!!!). Nicht minder ergötzlich ist auch, wie Zeitler sich das Drama als sittenverbesserndes Gelegenheitsstück denkt: «Dem Vernehmen nach hat die Direktion dieses Stück für die Fasten- oder Adventzeit bestimmt; bekanntlich war in früheren Zeiten «Faust» ein Volksstück für Aschermittwoch u. dgl. gewesen. Es ist auch wirklich die Tendenz, ganz vom Laster abzuschrecken und nicht dahin zu führen» (Glossy, Anmerkungen, S. 441—2). Klingemanns Drama ist dann in dieser, nach Wiener amtlichen Regeln zugestutzten, reingebürsteten und der Beschränktheit des Auditoriums angepaßten Gestalt wirklich zur Aufführung gelangt, und zwar am 14. März 1816 im Theater an der Wien. Seine Laufbahn in Ungarn beginnt um 10 Jahre später. Das erste sichere Datum haben wir vom 5. Dezember 1827, als die ungarisch-siebenbürgische Theatergesellschaft auf ihrer zweiten Sezession wieder in die Hauptstadt gelangte. Übersetzer war der Theaterdirektor Franz Komlóssy; ob er sich treu an das Original gehalten oder sich mehr der Wiener Bearbeitung gefügt hat, wissen wir nicht, weil die Übersetzung nicht im Druck erschienen ist und das Souffleurbuch bisher nicht aufzufinden war; aus dem Umstande jedoch, daß mit diesem Stücke unsere Provinzschauspieler sich vor das ungarische Publikum der Hauptstadt wagten, läßt sich folgern, daß es ein gut zusammengespieltes Stück von erprobter Wirkung gewesen sein und auch vor 1827 schon wiederholt gegeben worden sein muß und auch die Übersetzung resp. Bearbeitung so gut sein mochte, daß man ihretwegen die literarische Welt der Hauptstadt nicht zu scheuen brauchte. Auch über die Wirkung des Stückes in Pest haben wir keine Nachricht, denn erst 7 Jahre später erscheinen die ersten gedruckten Kritiken, als die Ofner ungarische Theatergesellschaft sich 1833 hier niederließ und bis Ostern 1837 beisammenblieb, um sodann mit dem größten Teil ihrer Mitglieder die erste Garde des 1837 eröffneten ersten ständigen ungarischen Theaters zu bilden. Die erste und einzige Aufführung des Stückes in Ofen hat am 15. Februar 1834 stattgefunden, «bei, wenn auch genug schauderhaftem, so künstlerisch doch sehr geringem Interesse» — was vor allem dem Darsteller des Faust zuzuschreiben ist, der unvorbereitet auftrat und auf sein Spiel keine Sorgfalt verwandte. Richtig spielten nur Frau Kántor (Helena) und Herr Nagy (Dieter Faust), teilweise auch Frau Pály (Käthe), obwohl letztere ebenso falsch deklamierte, wie Herr Bartha. Mit dieser schwachen Aufführung war das Schicksal des Stückes endgültig entschieden.

Unter den Provinzaufführungen zeigt die in Szatmár (23. Februar 1834) in ihrem ganzen Charakter deutlich, daß die Schauspieltruppen der Provinz in dem Drama nur ein Spektakelstück für das Sonntagspublikum erblickten. Schon der marktschreierische Titel verrät dies: «Doktor Faustus, der berühmte Zauberer aus Moguntzien oder die Begehung der vier Todsünden. Großartiges, schauerliches, phänomenales Trauerspiel.» Der Kritiker tadelt an Faust (Eranosz, der seine Rolle verhältnismäßig noch am besten gab), daß er in Stiefeln und Sporen auftritt, «weil diese Tracht damaliger Zeit nur den Soldaten gebührte»; und nicht minder merkwürdig war es auch, daß der Darsteller des Mephisto — wegen Mangels an Personal — zwei Rollen spielen mußte, die «andere» aber auch in Mephistos Kostüm gab! Dem Tadel fügt der Kritiker noch die folgenden charakteristischen Ratschläge für die Truppe hinzu: «Solche Schaustücke gehören

überhaupt nicht auf die Szatmárer oder eine ähnliche kleine Bühne; eine solche Gesellschaft ist bei dem Mangel an nötigen Requisiten nicht imstande, eine solche Vorstellung zu veranstalten, selbst wenn ihre Mitglieder dessen auch fähig wären. Wenn sie also nicht wollen, daß wir ihnen gegenüber in unseren Wünschen unbillig werden, mögen sie solche Stücke nicht auf die Bühne bringen... Gleichzeitig möge es ihnen als Warnung dienen, daß unser Publikum große Stürze, Stöße und Faustschläge nicht schön findet und sich daran nicht ergötzt, was es mit dem Befremden bei Fausts und Mephistos letzten Kämpfen genügend bewiesen hat.» So hat die Szatmárer Aufführung Klingemanns Drama tief unter dessen Verdienst herabgesetzt.

Der Schauspieler Eranosz scheint an «Faust» eine Glanzrolle gehabt zu haben, denn am 30. September 1834 spielte er dieselbe auch in Kolozsvár als Gast, hatte aber auch hier nur in einzelnen Szenen Erfolg, während er in den Hauptcharakter kein Leben zu bringen vermochte. Der Rezensent hebt seine «feste, männliche, zürnende Stimme», seine Fertigkeit in der Deklamation, seine Gesten, welche oft sehr richtig, manchmal aber übertrieben sind, seine Mimik, welche «Studium ahnen läßt», hervor. Sein von der Natur erhaltenes Material ist gut, «er ist aber nicht geschickt genug, dasselbe zu einer Einheit zu gestalten». Was aber die psychologische Auffassung und die künstlerische Ausgestaltung der Rolle betrifft, da ist er noch «ein schwacher Bürger» (sic!). Nur in der ersten, sowie in der Vergiftungsszene war er geschickt. — Unter allen Darstellern hat nur Frau Déry (Käthe) ihre «höchst interessante Rolle mit Vollendung» aufgefaßt.

Zufällig gelangte Klingemanns «Faust» in Kolozsvár überhaupt nicht mehr zur Aufführung; umso beachtenswerter ist es dagegen, daß das Stück, trotz den Mißerfolgen in der Provinz, am 19. August 1839 ins Pester Nationaltheater einzog. Auf die Aufführung wurde hier die größte Sorgfalt verwendet; Tänze und Gruppierungen wurden abgesondert einstudiert, der Theatermaler schuf neue Dekorationen, die nötigen Maschinen verfertigte der Maschinenmeister des Theaters und außerdem versprach der Theaterzettel noch Ign. Seyfrieds Musik. Das Publikum erschien trotz der Sommerhitze in schöner Zahl, um dieses, «Legendendrama» benannte Spektakelstück anzuschauen — doch weder Darstellung, noch Dekoration oder auch das reichlich verschwendete bengalische Feuer vermochten das Stück zu retten, über welches ein Kritiker schreibt: «Dieses Stück, bei dessen Aufführung wir nicht zu entscheiden vermochten, ob der Verfasser, die Schauspieler oder das Publikum mehr zu bedauern sind, ist trotz allen Anstrengungen Fausts durchgefallen und bleibt, wenn es auch wieder aufersteht, eine Mißgeburt.» Die Dekorationen nennt der Kritiker zum Teil überraschend, setzt aber hinzu: «Mit dem fortwährenden Abbrennen des bengalischen Feuers könnte man in Zukunft die Lungen des Publikums verschonen.» Diese Schonung war weiterhin nicht vonnöten, denn das Stück wurde nicht mehr gegeben, und so hat Klingemanns «Faust» nicht nur in der Provinz, sondern auch im Pester Nationaltheater nur eine Aufführung erlebt — dem vornehmeren Teile des Publikums war Goethes Dichtung so vertraut, daß eine so spießbürgerliche Bearbeitung der Faustsage auf dasselbe keine Anziehungskraft ausüben konnte. Zu Ende der Dreißigerjahre vermochten den Klingemannschen «Faust» nicht einmal die Kunststücke des Theatermeisters auf der Bühne zu erhalten.

Fünf Jahre später wandte sich zum erstenmale die Aufmerksamkeit des Pester ungarischen Theaters Goethes «Faust» zu. Die Zeitschrift «Honderü» meldete 1844 «als bemerkenswerteste Überraschung auf dem Gebiete des Dramas», daß Martin Lendvay zu seinem Benefiz den «Faust» gewählt hat. «Das Werk wird in der Übersetzung unseres braven Szigligeti mit einer auf dieser Bühne noch nicht gesehenen Pracht und Vollendung ausgestattet und die Aufführung wird alles dort bisher Gebotene überbieten.» Einige Wochen nach dieser Meldung teilte das Blatt mit, daß die Vorstellung wegen Erkrankung der Frau Lendvay verschoben wird, «weil die Mitwirkung der Künstlerin in dieser Vorstellung unentbehrlich ist». Der dauernde und ernste Charakter dieser Erkrankung, dann aber die Scheidung der Frau Lendvay von ihrem Gatten, war auch auf die Aufführung von Goethes «Faust» von Einfluß. Der schöne Plan ist Plan geblieben und leider nie ausgeführt worden, doch auch so beweist er die große Ambition der alten ungarischen Bühnenkunst, denn im Jahre 1844 war es für diesen Beschluß durchaus nicht von Bedeutung, daß Goethes «Faust» in der Deinhardsteinschen Bearbeitung schon nach elf Vorstellungen (1839—1841) vom Repertoire des Wiener Hofburgtheaters abgesetzt wurde. Dort freilich konnte er seit 1850 in einer neuen Bearbeitung Wurzel schlagen, bei uns dagegen war die Zeit der ambitiösen Lendvays vorbei, und so knüpft sich die Erinnerung an die erste Aufführung eines Faustdramas in Ungarn an den Namen Klingemanns.

Josef Bayer.

Drei Briefe des Grafen Mailáth an den Fürsten von Pückler-Muskau.

Mitgeteilt von Dr. Josef Trostler.

Johann Graf Mailáth, dessen tragisches Ende vielleicht für immer ein unlösbares Rätsel bleiben wird, gab vom Jahre 1840 an in Pest das Taschenbuch «Iris» heraus[1]). Für die zwei ersten Jahrgänge stand ihm Siegmund Saphir, ein Neffe oder Vetter des berüchtigten Humoristen gleichen Namens, als Mitredakteur zur Seite[2]). Das Taschenbuch unterschied sich in mancher Beziehung von allen ähnlichen Unternehmungen der vierziger und fünfziger Jahre. Es stand im Dienste jenes Programms, dessen Verwirklichung Mailáth stets als die Aufgabe seines Lebens betrachtet hat. Ein enges Zusammenwirken österreichischer und ungarischer Schriftsteller sollte ermöglicht und dem immer mehr hervortretenden politischen Antagonismus der beiden Nachbarvölker erfolgreich entgegengestellt werden. Die populärsten Dichter des österreichischen Vormärz gewann Mailáth für sein Taschenbuch. Wir begegnen den Namen Friedrich Halms, J. N. Vogls,

[1]) Iris. Taschenbuch für das Jahr 1840. Herausg. von J. Graf Mailáth und Dr. S. Saphir. Erster Jahrgang. Pest. Verlag von Gustav Heckenast. Erschien bis 1846. Wurzbach (Biograph. Lexikon des Kais. Österreich. XVI. S. 304) und Krones (A. D. B. XX. S. 105) verwechseln das Taschenbuch mit dem späteren gleichfalls von Mailáth herausgegebenen „Deutschen Almanach Iris" 1847—1848.

[2]) Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon XXVIII S. 232.

L. August Frankls, Betty Paolis, H. Landesmanns (Hieronymus Lorm), des unlängst wiederentdeckten W. Meinhold, J. G. Seidls, Eduards von Bülow, des Wiener Orientalisten und Mitglieds der Ung. Akademie Hammer-Purgstall; und hier trat auch Ad. Stifter mit seinen ersten Skizzen und bedeutsamen Novellen vor das Publikum[3]), wie ja auch seine späteren Werke meist in Pest erschienen sind. Der Jahrgang 1840 brachte eine Szene aus Grillparzers Lustspiel «Weh dem, der lügt» (S. 76 f.), und mit dem Stoffkreise des Taschenbuches hängt es zusammen, wenn Moritz Hartmann sich mit dem Plane einer Wesselényi-Dichtung trägt[4]). Hier haben wir (vor allem in den historischen Skizzen Mailáths) die Quellen vieler gleichzeitigen deutschen Bearbeitungen ungarischer Stoffe zu suchen, und umgekehrt fanden hier auch die ungarischen Dichter manche Anregung. Liest man z. B. das Gedicht «Die Zigeuner-Familie» (1840. S. 261 bis 262), das Levitschnigg, den Herausgeber des berüchtigten Buches «Kossuth und seine Bannerschaft» (Wien, 1850. 2 Bde.), zum Verfasser hat, und das als Text eines Stahlstiches von Barabás erschien, so wird man unwillkürlich an ein ähnliches Gedicht von Petőfi erinnert, dem gleichfalls ein Barabás'sches Gedicht zugrunde liegt.

Im Mai 1840 hielt sich der berühmte und kühne Weltfahrer Hermann Fürst von Pückler-Muskau, auf der Rückreise nach Deutschland begriffen, einige Tage in Pozsony auf[5]), wo er in den Kreisen der ungarischen Aristokratie verkehrte. Mailáth wurde mit ihm bekannt und bat ihn um einen Beitrag für sein Taschenbuch; der Fürst sagte zu, und in der Tat finden wir im III. Jahrgang 1842 (S. 105 f.) «Eine ländliche Erinnerung von den Ufern des Bosporus»[6]) vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, wie sich Pückler nach seinem 1831 erschienenen populärsten Werke (Stuttgart. 4 Bde.)[7]) zu nennen pflegte. Die «ländliche Erinnerung» ist die Beschreibung eines Ausfluges am Bosporus, ein Reisebild in Heines Manier, welche bei den Schriftstellern des Jungen Deutschland so beliebt war. Man findet auch hier jene Eigentümlichkeiten des Stils, die Sucht, das Erlebte pikant darzustellen und alles im Glanze des eigenen Ichs zu spiegeln, die den Fürsten zu einer lebenden Sensation der Zeit gemacht

---

[3]) 1841 erschienen: die „Felblumen" (S. 223 f.); 1842: Der Hochwald (S. 267 f.); 1843: Die Narrenburg (S. 231 f.); 1845: Der Hagestolz (S. 277 f.); 1846: Die Schwestern (S. 335 f.), vgl. Emil Kuh, Zwei Dichter Österreichs. Pest 1872. S. 450 f.

[4]) „. . . ein Gedicht von vielleicht 500 Versen, das ich jetzt schreibe: Graf Wessheleny, ein hübscher ungarischer Stoff." Brief Hartmanns an A. Meissner vom 20. Februar 1842. (Vgl. Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlasse M. Hartmanns. Herausg. und eing. von Dr. Otto Wittner. Prag 1911. Bibliothek d. Schriftsteller aus Böhmen. Band XXX. S. 170 f.) Das Gedicht blieb Fragment.

[5]) Vgl. Ludmilla Assing, Fürst H. von Pückler-Muskau. Hamburg. 1873. II. S. 164 f.

[6]) Wieder abgedruckt in: Reisetagebücher und vermischte Aufsätze des Fürsten H. von Pückler-Muskau. Herausg. von L. Assing. 1873 I. S. 443—452.

[7]) Vgl. Briefwechsel und Tagebücher. Herausg. von L. Assing. Berlin 1873. I. S. 101.

haben[8]). Es ist natürlich oder wenigstens leicht erklärlich, wenn Mailáth sich alle Mühe gab, seinem Taschenbuch die Mitwirkung Pücklers zu sichern. Er hat an ihn drei Briefe geschrieben. In dem ersten wird Pückler an sein Versprechen erinnert, in dem zweiten wird die Bitte erneut, und der dritte ist das Dankschreiben eines überglücklichen Redakteurs, der seinen Lesern einen Beitrag aus der Feder des berühmten Verstorbenen bieten kann. — Die Briefe befinden sich in der Handschriftensammlung der königl. Bibliothek zu Berlin.

1.

Verehrtester Fürst!

Als ich im verflossenen Mai in Pressburg die Ehre hatte Ihnen anzuzeigen dass ich die Iris für 1842. allein redigire[9]), waren Sie so gütig mir einen Beitrag für das Taschenbuch zuzusagen. Ich brauche wol nicht zu versichern, oder auszudrücken, wie werthvoll mir diese Zusage ist, und wie sehr ich mich freue, wenn ich die Iris mit Ihrem Namen schmücken kan. Hierin liegt Ursache, und wie ich von Ihrer Güte hoffe, auch Entschuldigung, dass ich Sie mit diesem Schreiben belästige. Ich bitte Sie nochmals inständigst mich mit einem Beitrag für das Taschenbuch Iris für 1842 zu beehren; unsere Censurverhältnisse zwingen mich beizufügen, dass ich das Manuscript der Iris 842 längstens im März 841. der Censur einschicken muss; es ist also keineswegs Unbescheidenheit, sondern nothwendige Folge meiner Stellung als Redakteur, wenn ich Ihnen diese Zeit ins Gedächtniss rufe. Wenn Sie die Güte haben wollen, mich durch einen Beitrag zu beglücken, um was ich nochmals inständigst bitte, so adressiren Sie selben nach Pest an Buchhändler Hekenast, Verleger der Iris, oder an mich, nach Wien, bei Buchhändler Tendler, oder Wien in der ungrischen Hofkanzlei, bei dem Kanzler Graf Mailáth abzugeben. Ich habe die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu sein

verehrtester Fürst ihr ergebener Diener

Pest am 31/10ber 840.

Johann Graf Mailáth.

2.

Verehrtester Fürst!

Viele male danke ich schon jetzt für den Beitrag, den Sie so gütig sind mir für die Iris 1843. zu versprechen, und bedauere andererseits eben so lebhaft, wenn die Iris 842. nicht das Glück haben kan die Reihe der Mitarbeiter durch Ihren Namen zu schmücken. Abgesehen davon dass ich unendlichen Werth darauf lege, einen Aufsaz von Ihnen zu haben, sind noch zwei besondere Ursachen die mir dies höchst wünschenswerth machen; erstens ist der vorige Mitredakteur Dr Sigmund Saphir von der Redaktion zurückgetreten, weil die Iris seiner Unüberlegtheit wegen für 1841. keinen Beitrag ihrer Feder aufweisen konnte; zweitens weil ich in dem Fall dass Sie mir ihre Unterstüzung entziehen, auch auf einen

[8]) Vgl. Vossische Zeitung. 1902. 12. Sept.
[9]) Vgl. das Vorwort. Iris. 1841. V.

Beitrag des griechischen Gesandten Prokesch[10]) Verzicht leisten muss, der für das Jahr 841. mit Ihnen zugleich zurückgetreten ist, und von dem ich auch jetzt nur dann einen Beitrag aufnehmen kan, wenn ich mich Ihrer Mitwirkung erfreuen darf. Ich bitte Sie also recht sehr, und inständig mir was immer, und wenn es noch so klein ist, für 842. zuzusenden. Am besten unmittelbar hieher an den Verleger Gustav Hekenast, bis Ende März, wenn es Ihnen nämlich möglich ist meiner Bitte Gehör zu schenken. Sie verzeihen, dass ich Sie mit diesem Schreiben belästige, aber ich glaube dass der Inhalt dieses Briefes selbst, mich vor Ihnen desshalb entschuldigen wird. Ich habe die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu sein

verehrtester Fürst ihr ergebenster Diener

Johann Graf Mailáth.

Pest am 9/ Februar 1841.

3.

Pest am 23/3—41.

Verehrtester Fürst!

Sie sind ein Fürst unter den Fürsten, der liebenswürdigste unter den Sterblichen! ich kan Ihnen nicht genug danken für den Beitrag den Sie mir für die Iris gesendet; Sie haben mir als Redakteur ein kostbares Geschenk gemacht, und mich aus einer unangenehmen Lage befreit, in die ich ohne ihren Aufsatz dem Dr Saphir gegenüber gerathen wäre. Empfangen Sie nochmals meinen herzlichsten innigsten Dank dafür! Diesen Dank auszusprechen ist der einzige Zweck der vorliegenden Zeilen, u. wie ich hoffe, Entschuldigung, dass ich ihre kostbare Zeit auf ein paar Minuten durch diesen Brief in Anspruch nehme.

Den Brief an Antonieff[11]) werde ich auf sicheren diplomatischem Weg (ist diess kein Widerspruch?) besorgen, so bald ich nach Wien komme, was binnen wenig Tagen geschehen dürfte. — Mit ausgezeichnetester Hochachtung ihr ergebenster

Johann Graf Mailáth.

---

[10]) Anton Prokesch, später Graf von Prokesch-Osten, österreichischer Diplomat, seit 1834 bevollmächtigter Minister in Athen. Vgl. v. Zeissberg ADB. XXVI. S. 641.

[11]) Antonieff, russischer Diplomat (?), Bekannter Pücklers, über den Näheres nicht zu ermitteln war.

Die Heiratspolitik Ludwigs des Großen.

Von Bischof **Wilhelm Fraknói.**

DIE Vorarbeiten zu einem größeren Werke über die politischen Beziehungen Ungarns zum Hause Habsburg vor der Schlacht bei Mohács veranlaßten den Verfasser, die Heiratspolitik König Ludwigs I. von Ungarn zum Gegenstande eingehender Untersuchung zu machen. Die Ergebnisse seien — als Auszug der im Januarheft 1913 der «Budapesti Szemle» erschienenen Abhandlung — im folgenden mitgeteilt.

Die Hauptrichtungslinien der Heiratspolitik Ludwigs des Großen hatte bereits der Vater vorgezeichnet. Durch seine eigene Ehe mit der Piastentochter Elisabeth bahnte König Karl Robert seinem Geschlechte den Weg auf den polnischen Thron. Die Ehe seines jüngeren Sohnes Andreas mit Johanna von Neapel sollte den ungarischen Anjou das Königreich beider Sizilien erwerben.

Um etwaigen Ansprüchen der böhmischen Luxemburger auf Polen vorzubeugen, verlobte er 1338 seinen erstgeborenen Sohn Ludwig der dreijährigen Tochter des Markgrafen Karl von Mähren, des ältesten Sohnes des Königs Johann. Das kleine Mädchen wurde bereits im nächsten Jahre an den Hof Karl Roberts gebracht, damit es «die ungarische Sprache und die ungarischen Sitten» erlerne. Kurz nach seiner Thronbesteigung (1342) kam der junge König mit Markgraf Karl dahin überein, daß die Eheschließung stattfinden werde, sobald Margarethe ihr zwölftes Jahr erreiche.

Obwohl Ludwig drei Jahre später den Kurs seiner Politik änderte und sich dem Gegner der Luxemburger, Kaiser Ludwig dem Baiern näherte, hielt er, ritterlich gesinnt, an seinem Verlöbnis fest. In den Dienst seines neuen politischen Bündnisses stellte er den jüngeren Bruder, den dreizehnjährigen Herzog Stefan, den er mit der um sechs Jahre älteren Tochter Kaiser Ludwigs, Johanna, verlobte (1345). Die Vermählung erfolgte jedoch erst im Herbste 1350.

Der Tod der jungen Königin Margarethe (September 1349) hatte inzwischen das Familienband zwischen der ungarischen Dynastie und den Luxemburgern gelöst. Ihr Vater, der unterdessen nicht bloß auf den böhmischen Thron gelangt, sondern auch deutscher König geworden war, beeilte sich das Band zu erneuern. Kaum war ihm ein Sohn geboren worden, als er schon für ihn am ungarischen

Königshofe eine Braut suchte. Da weder König Ludwig, noch Herzog Stefan Töchter hatten, fiel sein Blick auf die junge Prinzessin Anna, die Tochter Herzog Heinrichs von Schweidnitz und Enkelin Karl Roberts, die bei ihrer Großmutter, der Königinwitwe Elisabeth heranwuchs, und deren Hand dem böhmischen Königshause zugleich den künftigen Erwerb der schlesischen Herzogtümer Schweidnitz und Jauer verhieß. Ende 1350 wurde die elfjährige Anna dem elf Monate zählenden Wenzel verlobt. Dieser starb aber nach wenigen Monaten. Um so früher sollte Anna nun Königin und Kaiserin werden. Im Februar 1353 verschied Karls IV. Gemahlin; schon im nächsten Monate warb er um die vierzehnjährige Anna, und bereits im Mai fand die Vermählung zu Ofen (Buda) mit größtem Pompe statt.

Wenige Wochen nachher machte dort König Ludwig selbst Hochzeit. Nach dem Tode der ersten Gattin hatte er vier Jahre gezögert, einen neuen Ehebund einzugehen, da er die Möglichkeit, sich den neapolitanischen Thron durch eine entsprechende Heirat zu sichern, nicht ungenützt lassen wollte. Aber nun erstickten sein liebeglühendes Herz und seine flammenden Sinne die kalte Berechnung politischer Zweckmäßigkeit. Am Hofe seiner Mutter weilte neben Prinzessin Anna noch eine fürstliche Maid: Elisabeth, die Tochter seines Vasallen, des Stefan Kotromanović von Bosnien, mütterlicherseits eine nahe Anverwandte der Königinwitwe von Ungarn. Eine in der Heimat, in der Atmosphäre blutiger Kämpfe erworbene fast männliche Tapferkeit und Energie verliehen der aus der glücklichen Mischung polnischen und südslawischen Blutes hervorgegangenen sinnlichen Schönheit und idealen Anmut der bosnischen Fürstentochter gesteigerten Reiz, dem der siebenundzwanzigjährige König nicht zu widerstehen vermochte. Nach der Vermählung des deutschen Königs beschloß er plötzlich, Elisabeth zu ehelichen. Er wollte nicht einmal so lange säumen, bis der Papst vom obwaltenden Ehehindernisse der Blutsverwandtschaft dispensiert haben würde. Erst nach den am 30. Juni stattgefundenen Hochzeitsfeierlichkeiten richtete das junge Paar das Dispensationsgesuch an Papst Urban V.

Als ob er nun einen Fehler gut machen müßte, beeilt sich Ludwig, sogar die Möglichkeit dessen auszuschließen, daß seine Kinder dereinst seinem Beispiele folgen und auf Kosten der Pflicht, die sie ihrem Lande schulden, je der Stimme des Herzens Gehör schenken. Am 15. September 1353 schließt er eine «ewige Liga» mit dem deutschen König und verpflichtet sich, inbetreff der Heiraten seiner zu gewärtigenden Kinder nichts «ohne den Rat, die Zustimmung und Bewilligung» König Karls bestimmen zu wollen.

Es währte lange, bis Karl IV. sich auf diesen Vertrag berufen konnte. Sechzehn Jahre hindurch war der Ehe König Ludwigs der Kindersegen versagt. Da jedoch Ludwigs Bruder, Herzog Stefan — außer einem Sohne, Johann — ein Töchterchen besaß, erhob Kaiser Karl gar bald in Ansehung dieser Prinzessin die Forderung, die gemäß der Liga von 1353 noch gegenstandslos war: im Jahre 1356 erwirkte er anläßlich eines Besuches zu Raab die Verlobung seines Neffen, des Markgrafen Jodok von Mähren mit der fünfjährigen Elisabeth. Das Verlöbnis wurde 1361 erneuert: da inzwischen sowohl Herzog Stefan, als dessen Sohn des Todes abgegangen waren, durften die Luxemburger von der Hand der jungen Herzogin Elisabeth, des einzigen Sprößlings der ungarischen Königsfamilie, den künftigen Besitz Ungarns und Polens erwarten.

Das gegen den Schützling Ludwigs, den Patriarchen von Aquileja gerichtete Bündnis Kaiser Karls und Herzog Rudolfs IV. von Österreich entfremdete König Ludwig dem Hause Luxemburg und legte ihm die Auflösung des Verlöbnisses seiner Nichte mit dem Markgrafen Jodok nahe. Anfänglich scheint er Elisabeths Hand einem seiner neapolitanischen Verwandten zugedacht zu haben; dann aber beschloß er, Herzog Rudolf, dessen schrankenlos hochfliegende Pläne ihm wohl bekannt waren, von der Seite des kaiserlichen Schwiegervaters abzuziehen, indem er ihm Aussicht auf den ungarischen Thron eröffnete. Gern willigte Rudolf darein, daß sein jüngerer Bruder, Herzog Albrecht, Elisabeths Gatte werde; daß Albrecht mit einer Nichte des Kaisers verlobt war, bildete — in der Erwartung des päpstlichen Dispenses — ebensowenig ein Hindernis, als daß Elisabeth die Braut Jodoks war. Zwischen König Ludwig und den Herzogen von Österreich kam ein förmlicher Erbvertrag zustande: nach dem Ableben Ludwigs, seiner Mutter und seiner Nichte, bzw. nach dem Abgange der von ihnen abstammenden männlichen und weiblichen Linien sollten die Länder der ungarischen Krone an Herzog Rudolf und dessen Brüder, bzw. deren gesetzliche Erben fallen; umgekehrt sollten, falls die Familien Herzog Rudolfs und seiner Brüder im Mannesstamme und von der Weiberseite ausstürben, in deren Ländern König Ludwig, dessen Mutter oder Nichte, bzw. ihre in männlicher oder weiblicher Linie abstammenden Erben nachfolgen.

Die feierliche Verlobung fand im März 1362 zu Ofen statt, und König Ludwig verpflichtete sich eidlich, «seinerzeit» für die Vollziehung der Ehe Sorge zu tragen.

Bereits im nächsten Jahre söhnten sich sowohl Ludwig, als Herzog Rudolf mit dem Kaiser aus, ja es kam sogar ein Bündnis zwischen

den drei Herrschern zustande. Dieser Umstand machte es Kaiser Karl unmöglich, offen auf die Auflösung des Verlöbnisses der Herzogin Elisabeth mit Albrecht von Österreich zu dringen; um so nachdrücklicher bemühte er sich, den gefährlichen Ehebund insgeheim zu hintertreiben, indem er den Papst zu bestimmen suchte, daß er die Dispensation vom Hindernisse der Blutsverwandtschaft verweigere. Zwei Gesandtschaften, die Ludwig 1363 und 1364 zwecks Erwirkung des Dispenses nach Avignon sandte, kehrten unverrichteter Dinge zurück; im Mai 1365 — am Tage der Ankunft Kaiser Karls in Avignon — gab dann der Papst König Ludwig kund, daß er den Dispens aus gewichtigen Gründen nicht gewähren könne, und drohte mit Exkommunikation und Interdikt, falls der König trotzdem die Eheschließung veranlassen würde. Urban V. hatte jedoch, als er den ungarisch-österreichischen Ehebund zu vereiteln trachtete, gar nicht die Absicht, einen ungarisch-böhmischen Bund zu fördern: dem französischen Papste schwebten die Interessen der französischen Dynastie vor Augen und er empfahl schon nach einigen Tagen dem König von Ungarn, seine Nichte dem Bruder König Karls V., Herzog Philipp von Burgund, zu vermählen.

Im Juli 1365 verschied Herzog Rudolf auf italienischer Erde, ehe er noch von der Verweigerung des Dispenses Kenntnis erlangte. Albrecht, der nun das Oberhaupt der Familie wurde, teilte nicht die ehrgeizigen Pläne des Bruders und wünschte nichts mehr, als die friedliche Entwirrung der Verwicklungen. So war denn für Kaiser Karl die Zeit gekommen, seine Absichten offen zu bekennen. Im November erschien er mit außerordentlich vornehmem Gefolge zu Buda, um für sein fünfjähriges Söhnlein Wenzel — den er allerdings bereits als drei Monate alten Säugling der Tochter des Burggrafen von Nürnberg verlobt hatte — die Hand der Herzogin Elisabeth zu erbitten. König Ludwig hegte Bedenken wegen der Ansprüche Herzog Albrechts und wünschte die Angelegenheit, falls sie zwischen dem Kaiser und dem Herzog nicht gütlich geordnet werden könnte, vor eine Versammlung deutscher und ungarischer Fürsten und Herren zu bringen, der auch der König von Polen beiwohnen sollte. Es gelang jedoch dem Kaiser, die Sache auf den Weg friedlicher Vereinbarung zu leiten: er trug Herzog Albrecht die Hand seiner eigenen Tochter, der achtjährigen Elisabeth, an, und Albrecht willigte gerne in den Tausch. So konnte denn im März 1366 zu Prag die Verlobung der ungarischen Prinzessin mit Wenzel stattfinden; zugleich wurden die zwischen König Ludwig und den Herzögen von Österreich abgeschlossenen Bündnisse und Erbverträge für ungültig erklärt und die wechselseitige Rückgabe der bezüglichen Urkunden

vereinbart. Im Juni brachte Kaiser Karl seinen Sohn nach Pozsony, wo dessen Bund mit der bereits dreizehnjährigen Herzogin Elisabeth die kirchliche Weihe erhielt, und die beiden Verlobten zum Zeichen der Eheschließung die folgende Nacht in einem Bette schliefen.

Zwei Jahre später verlobte Kaiser Karl eine seiner Töchter einem Verwandten König Ludwigs, dem Herzog von Durazzo.

Die Bande naher Schwägerschaft hielten jedoch Karl IV. nicht von einem kühnen Versuche ab, dem Erbrechte Ludwigs in den Weg zu treten. Die Luxemburger hatten mit Böhmens Throne auch das Streben der Przemysliden nach Gründung eines großslawischen Reiches, zunächst deren Ansprüche auf den polnischen Thron übernommen. Im Jahre 1369 machte nun Kaiser Karl dem König Kasimir den Vorschlag, vom Papste die Legitimation und Erbfähigkeitserklärung der unehelichen Tochter Kasimirs zu erwirken und diese dann seinem Sohne Wenzel — dem Bräutigam der Elisabeth von Ungarn — zu verloben.

Kasimir ging auf das Anerbieten ein, das auch an der päpstlichen Curie günstige Aufnahme fand. König Ludwig aber zögerte nicht, gegen das treulose Vorgehen die nötigen Schritte zu unternehmen. Er sandte den Bischof von Waitzen nach Avignon, dessen energisches Auftreten den Papst rasch umstimmte. Urban V. gab eine Erklärung ab, daß die Legitimation der Tochter des Königs von Polen nicht auch deren Befähigung zur Thronfolge enthalte, da letzteres durch die vertragsmäßig begründeten Rechte König Ludwigs ausgeschlossen sei. Und da Ludwig sowohl die Verlobung seiner Nichte mit Wenzel, als diejenige Karls von Durazzo mit der Kaisertochter aufgehoben und erstere dem Herzog Philipp von Tarent, letzteren Marien von Durazzo verlobt hatte, löste auch der Papst das Verlöbnis Elisabeths und Wenzels, das «in Ungarn allgemein tiefe Unzufriedenheit erregt habe», und kam den neuen Eheplänen mittelst Erteilung der erforderlichen Dispensationen entgegen.

Einige Monate später (im Herbst 1370) verschied König Kasimir, und Ludwig bestieg ohne Hindernisse den polnischen Thron. Die ungarische Nation, die die Verwirklichung der slawischen Ideale bereits zweimal vereitelt hatte: zu Ende des IX. Jahrhunderts durch die Landnahme, zu Ende des XIII. Jahrhunderts mittelst der Besiegung Ottokars II., erreichte nun dasselbe zum dritten Male, indem sie die Vereinigung Böhmens mit Polen verhinderte.

Seines eigenen verletzenden Vorgehens gegen König Ludwig, und der nicht minder verletzenden Behandlung, die ihm dieser angedeihen ließ, ungeachtet wendete sich Kaiser Karl bereits in den ersten

Tagen des Jahres 1372 mit einem neuen Heiratsplane an König Ludwig.

Herzogin Elisabeth befand sich nicht mehr unter den Lebenden; in den letzten Jahren (1369—1371) waren aber König Ludwig selbst nacheinander drei Töchter: Katharine, Maria und Hedwig, geboren worden. Eine dieser Prinzessinnen wünschte der Kaiser seinem zweitgeborenen Sohne, dem Markgrafen Sigismund von Mähren zur Frau. Zunächst richtete im Auftrage des Kaisers der Herzog von Teschen eine vorsichtige Anfrage an den Verwandten König Ludwigs, Herzog Ladislaus von Oppeln, der damals das Amt des Palatins von Ungarn bekleidete; nachdem solcherart der Weg geebnet war, kam der Herzog von Teschen im Februar 1372 nach Visegrád, wo er für Sigismund feierlich um die Hand einer Tochter König Ludwigs warb. Ludwig erklärte sich bereit, eine seiner Töchter Sigismund zur Gemahlin zu geben, behielt sich jedoch die Bezeichnung der Tochter, die er ihm vermählen wolle, für später vor. Denn er hoffte noch immer, daß seiner Ehe ein Sohn entstammen werde, und wünschte für den Fall, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllen und seine älteste Tochter ihm in der Regierung nachfolgen würde, sich die Freiheit der Entschließung zu wahren in der Frage, welchem Herrscherhause der Gatte angehören solle, der mit der künftigen Königin den Thron teile.

Erst im folgenden Jahre (1373) entschied Ludwig, daß seine zweite Tochter, Maria, Sigismunds Gemahlin werden solle. Nun konnten auch die Ehepakten abgefaßt und von Kaiser Karl und König Ludwig beschworen werden. Nach wenigen Wochen verpflichtete sich Ludwig abermals mit feierlichem Eide auf den Ehevertrag; ja er versprach zugleich, den Papst durch eine besondere Gesandtschaft ersuchen zu lassen, daß er ihn zur Einhaltung jenes Vertrags gegebenenfalls vermittelst der Exkommunikation zwingen möge.

Doch alle diese Garantien erwiesen sich als unfähig, die Heiratspolitik Ludwigs irgendwie zu hemmen. Im Frühjahr 1374 schickte er eine Gesandtschaft nach Frankreich und ließ dem Herzog von Orléans, dem zweiten Sohne König Karls V., eine seiner Töchter, «die er später namhaft machen werde», antragen: falls die bezeichnete Prinzessin vor der Verlobung verstürbe, wolle der König eine andere an ihrer Statt nominieren, doch könne er nach der Verlobung der ersten frei über seine beiden anderen Töchter verfügen; und zwar solle die bezeichnete Prinzessin das neapolitanische Reich und die französischen Besitzungen der Anjou erben.

König Ludwig wurde zu seinem Vorschlage durch die Erwägung bestimmt, daß der Plan einer französischen Ehe den Erfolg der

Schritte, die er zum Zwecke des Erwerbs von Neapel beim Heiligen Stuhle unternommen hatte, wesentlich zu begünstigen vermöge. Auch die Antwort des französischen Königshofes wurde durch die Aussicht auf das neapolitanische Erbe beeinflußt. König Karl nahm nämlich das Anerbieten Ludwigs mit der Einschränkung an, daß, falls die Erklärung des päpstlichen Stuhles in betreff der Zusicherung der neapolitanischen Sukzession «in kurzem» erwirkt werden könnte, die erstgeborene Tochter König Ludwigs, Herzogin Katharina, die Braut sein solle; falls aber jene Erklärung «Aufschub erlitte», solle König Ludwig nach freiem Belieben die Braut bezeichnen, doch müsse er seinen Entschluß dem nach Ungarn zu entsendenden Gesandten Karls mitteilen. Ludwigs Bevollmächtigte stimmten dem zu.

Die ungarischen Gesandten begaben sich von Paris nach Avignon; die Verhandlungen, die sie am päpstlichen Hofe führten, zeitigten jedoch nicht das gewünschte Resultat, denn der Papst hielt an seinem Standpunkte fest, daß er Johanna ohne vorgängiges ordentliches Verfahren nicht des Thrones entsetzen könne.

Die Gesandten des Königs von Frankreich trafen im Dezember 1374 zu Buda ein. König Ludwig bestätigte den Pariser Vertrag, bezeichnete, dem Wunsche König Karls «aus überschwenglicher brüderlicher Liebe» willfahrend, Katharina als «Braut und künftige Gattin» des französischen Herzogs und bestellte ihr das Königreich Neapel nebst den französischen Besitzungen der Anjou als Mitgift; er bedang sich jedoch, daß, wenn Katharina vor ihrem Gatten ohne Leibeserben des Todes abginge, Neapel und alles Übrige an ihn heimfallen, andererseits Katharina, falls sie ihren Gatten überlebte, nach französischer Sitte gehalten und behandelt werden sollte.

Einige ungarische Großen begleiteten die französischen Gesandten in ihre Heimat, um König Karls Zustimmung zu diesen Nachtragsbedingungen zu holen.

Noch ehe sie sich aber ihres Auftrages entledigten, verfügte König Ludwig auch über seine beiden jüngeren Töchter.

Im Sommer 1374 hatte sich am ungarischen Königshofe ein neuer Freier gemeldet. Herzog Leopold von Österreich wünschte für seinen ältesten Sohn Wilhelm eine Tochter des Königs Ludwig zu erlangen. Sicherlich nicht ohne vorher durch Ludwig dazu ermuntert zu sein, stellte er am 18. August 1374 eine Erklärung aus, seinen Sohn mit der Herzogin Hedwig von Ungarn vermählen zu wollen.

Auch Kaiser Karl betrieb die Heiratsangelegenheit seines Sohnes. Er erwirkte zunächst vom Papst die Dispensation Sigismunds und Mariens vom Hindernisse der Blutsverwandtschaft. Das bewog

König Ludwig, die Sache auch seinerseits um einen Schritt vorwärtszubringen. Im März 1375 sendete er den Erzbischof von Gran, den Palatin, den Hofrichter und den Woywoden von Siebenbürgen nebst zwei polnischen Generalkapitänen an den kaiserlichen Hof nach Brünn; die Genannten gaben im Namen ihres königlichen Herrn und im eigenen die eidliche Versicherung, alles zu tun, damit Herzogin Maria sofort nach vollendetem zwölften Jahre Sigismund als Ehegattin übergeben werde, und verpflichteten sich ferner, binnen fünf Monaten die gleichen eidlichen Versicherungen von mindestens achtzig Großen Ungarns und Polens dem Kaiser zu verschaffen. Die Teilnahme polnischer Herren an der Gesandtschaft schien anzudeuten, daß Ludwig seine zweite Tochter zu seiner Nachfolgerin in Polen zu bestimmen gedenke; ob er auf Mariens Haupte mit der polnischen auch die ungarische Krone vereinen wolle, mußte völlig ungewiß bleiben, umso eher, als er eben im März 1375 sich in feierlicher Urkunde verpflichtete, seine jüngste Tochter Hedwig dem Herzog Wilhelm von Österreich zur Ehegefährtin zu geben.

Trotzdem solcherart bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1375 sowohl Mariens, als Hedwigs Hand vergeben war, ließ König Ludwig zu Ende des Jahres durch seine nach Frankreich entsendeten Gesandten abermals die Erklärung abgeben, er wolle, falls Katharina vor dem Vollzuge ihrer Ehe mit Herzog Ludwig von Orléans stürbe, diesem eine andere Tochter oder eine seiner Nichten vermählen. War schon letztere Ergänzung von loyalem Geiste diktiert, so stand Ludwig nicht an, als seine Gesandten (Anfang 1376) die zustimmende Antwort König Karls heimbrachten, die ausdrückliche Erklärung hinzuzufügen, das für den Fall des Ablebens Katharinas gegebene Versprechen beziehe sich bloß auf jene Töchter und Nichten, die «zurzeit noch keinem andern verlobt sind».

Katharina starb wirklich bald darnach. Doch König Ludwig trug dem Herzog von Orléans weder eine seiner Töchter, noch eine Verwandte an. Er ließ den Plan des Erwerbs von Neapel und der französischen Heirat völlig fallen.

Die ehelichen Verbindungen mit den Häusern Luxemburg und Habsburg beschäftigten ihn jedoch fortdauernd aufs angelegentlichste.

Im Juni 1378 brachte er, begleitet von seiner Gemahlin und zahlreichen Großen, Hedwig nach Hainburg, wo der Erzbischof von Gran den neunjährigen Herzog Wilhelm mit der achtjährigen Prinzessin in der Pfarrkirche unter den üblichen Hochzeitszeremonien kopulierte. Wie seinerzeit Wenzel und Herzogin Elisabeth verbrachten die kindlichen Brautleute die folgende Nacht in einem Bette.

Auch Kaiser Karl erlebte es noch, daß die Verlobung seines Sohnes Sigismund mit der Herzogin Maria am ungarischen Königshofe mit gewohntem Gepränge stattfand. Aber er verschied (am 29. November 1379), ohne die Gewißheit gewonnen zu haben, daß Sigismund mit der künftigen Gattin den ungarischen Thron teilen werde.

Daß König Ludwig Sigismund für Polen ausersehen hatte, ward einigermaßen schon aus der Tatsache ersichtlich, daß er ihn im Jahre 1381 mit einem Heere gegen die rebellischen polnischen Großen schickte. Im Juli 1382 ließ er dann die nach Sillein zusammenberufenen polnischen Magnaten Marien und deren Gatten als Herrscher annehmen.

Aber er hielt bis zu seinem wenige Wochen nachher (11. September) eingetretenen Tode sowohl die ungarischen, als die polnischen Stände im Ungewissen darüber, ob er die Verbindung der beiden Kronen oder deren Teilung zwischen seinen beiden Töchtern wünsche. Seine mit großer Findigkeit verfolgte Heiratspolitik führte gar bald zu gefahrvollen Krisen.

Das Grab der Königin Gisela in Passau.

Vom Wirkl. Geheimrat Baron **Julius Forster.**

I.

DIE Lösung der Frage, ob Gisela, die Gemahlin Stefans, unseres ersten, heilig gesprochenen Königs, die Schwester des deutschen Kaisers Heinrich II., in Passau, im Kloster von Niedernburg begraben sei, unternahm nach längerer Zeit wieder Dr. Wolfgang Maria Schmid, königl. Konservator des königl. bayrischen Generalkonservatoriums.

Über die Bestattung Giselas in Veszprém in Ungarn besitzen wir nur äußerst spärliche und unverläßliche Nachrichten. Bloß die ungarisch-polnische Chronik (um 1200) erwähnt, daß sie in Ungarn gestorben ist, und fast dreihundert Jahre später behauptet Bonfinius, auf Grund der Ergänzung eines seinerzeit im Dom von Veszprém vorhanden gewesenen fragmentarischen Inschriftsteines, daß die Königin in Veszprém begraben worden sei.

Dieser Angabe widersprechen jedoch unter anderem auch die Pilgerfahrten, die die Ungarn im XIV. und XV. Jahrhundert nach Passau zu dem Grabe der selig, ja oft auch heilig genannten Königin unternahmen.

Bei weitem zahlreicher und glaubwürdiger sind die Nachrichten, die von der Beerdigung Giselas in Passau Kunde geben.

Über die Authentizität der entgegengesetzten Behauptungen hat der berühmte Geschichtschreiber Georg Pray eine heftige Kontroverse hervorgerufen, indem er im Jahre 1744 zugunsten der Veszprémer Bestattung Stellung nahm. Eine widersprechende Meinung äußerte Róka, Domherr von Vácz (Waitzen). Diese literarische Fehde währte bis zum Jahre 1779. Doch der Veszprémer Bischof Dr. Ignaz Koller (1762—1773) selbst war entgegengesetzter Ansicht, unternahm er doch Schritte zur Überführung der Asche Königin Giselas von Passau nach Veszprém.

Jetzt nach mehr als 300 Jahren regt Dr. Schmid die Frage wieder an und entscheidet sie auch nach seiner Überzeugung, teils auf Grund der historischen Daten, teils durch die Beweiskraft der bei der Öffnung und Untersuchung von Giselas Grab in der Niedernburger Klosterkirche erzielten Forschungsresultate.

Betrachten wir zunächst die wichtigsten Beweise. Schmid beruft sich auf den bayrischen Geschichtschreiber Johann Thurmair, genannt Aventinus, der im Jahre 1517 in Passau weilte und in seinen unter dem Titel «Annales ducum Bojoariae» bekannten Aufzeichnungen unter den Ereignissen des Jahres 1045 erwähnt, daß «der Kaiser von Ungarn zurückkehrend . . . Gisela, die Gemahlin Stefans des Heiligen mit sich nimmt und sie in Passau unterbringt, wo in der Kirche der frommen Frauen ihr Mausoleum gezeigt wird, das die Ungarn besuchen». — An anderer Stelle äußert er: Im Jahre 1095 verscheidet Gisela, die Mutter Emerichs des Heiligen, und wird im Jungfrauenkloster begraben.

Aventinus beruft sich auf Schritovius, einen Schriftsteller, der Mitte des XV. Jahrhunderts wie folgt berichtet: «Als König Stefan im Jahre 1038 verschied, zog Gisela nach Passau, läßt sich bei den dortigen Nonnen einkleiden und stirbt als ihre Äbtissin im Jahre 1095, wie dies dort aus dem Epitaph ihres Grabes ersichtlich ist.»

Die Angaben des Aventinus werden bekräftigt von Martin Hoffmann, fürstbischöflichem Gerichtsbeistand in Bamberg, der in seinen Annalen des Bamberger Bistums folgendes sagt: «Im Jahre 1041 ließ Peter, König von Ungarn, die Königin Gisela, deren Hilfe und Mitwirkung er in überwiegendem Maße seine Macht zu verdanken hatte, ihres Vermögens entblößt, einkerkern.» Aus dem folgenden Jahre 1042 erwähnt er, daß Heinrich III. die befreite Gisela nach Deutschland zurückführt, wo sie sich in das Kloster Niedernburg zurückzog, an dessen Spitze sie als Äbtissin gestellt wurde.

Schmid führt aus, daß Aventinus seine Angaben, die auch mit den Aufzeichnungen des erwähnten Hoffmann übereinstimmen, auf kritisch gesichtete Quellen gegründet hat. Der Bericht des Aven-

tinus, der die Identität Königin Giselas mit der Niedernburger Äbtissin erwiesen hatte, wurde sowohl im Auslande, wie auch in Ungarn von den Schriftstellern, die sich mit der Geschichte der Königin befaßten, akzeptiert. Es machte sich in dieser Beziehung kein Zweifel geltend, bis Pray den Anstoß zu der erwähnten literarischen Fehde gab.

Man muß Schmid durchaus beipflichten, wenn er sagt, daß die Frage sich noch heute auf der von Aventinus vorgezeichneten Basis bewege, mit dem bedeutenden Unterschiede jedoch, daß wir heute, im Besitze der modernen kritischen Behelfe, in der Lage sind, die Quellen der aventinischen Aufzeichnungen vollkommen auf ihren Wert zu prüfen. Aus jenen Aufzeichnungen folgert Schmid die nicht anzuzweifelnde Tatsache, daß Kaiser Heinrich III., der das Pfingstfest des Jahres 1045 in Ungarn begangen hatte, Gisela, die durch die meineidigen Könige Peter und Aba ihrer ganzen Habe entblößte Königinwitwe, die in Ungarn unter den ständigen Wirren auf ein ungefährdetes Dasein nicht rechnen konnte, nach Pfingsten 1045 mit sich nach Deutschland nahm.

Gisela mochte vor Mitte Juni in Passau angelangt sein, wo sie im Kloster der Niedernburger Benediktinerinnen den Schleier nahm, dort als Äbtissin starb und begraben wurde.

Daß die Beisetzung Giselas tatsächlich in der Niedernburger Kirche stattgefunden hat, will Schmid nicht nur auf Grund der angeführten geschichtlichen Daten beweisen, sondern auch durch die jeden Zweifel ausschließende Aufstellung der Frage, ob sich unter den beiden Grabsteinen, und zwar unter dem aus dem XI. Jahrhundert stammenden Originalgrabstein, auf dem die Äbtissin Gisela erwähnt wird, und unter dem im XV. Jahrhundert errichteten Hochgrabmal, auf welchem die Äbtissin Gisela als Gattin Stefans bezeichnet wird — tatsächlich die Reste der Königin befinden? Die Grabsteine befinden finden sich in der Marienkirche des Klosters, am Südende des kurzen Querschiffes, in der südöstlichen Ecke der einst nach der heiligen Agathe, später nach den drei Königen benannten Kapelle.

Auf dem unteren Grabsteine, der den Boden deckt, ist ein einfaches Vortragkreuz zu sehen. Seitwärts des Kreuzendes stehen zwei Adler, während die Aufschrift: Gisyla Abbatissa den Längsbalken des Kreuzes umrahmt. Die Deutung der am Rande des Grabsteines befindlichen Inschriftenreste ist bis heute nicht geglückt, Géza Stöhr jedoch, der die Frage mit Bezug auf Schmids Forschungen behandelt («Religio» 1913, Nr. 33), ist der Meinung, daß die Inschrift zu lesen wäre: (M)oribundis s(angui)s (I)h(es)u crucifix(i) redempt(ori)s.

Über diesem Grabstein wurde auf das umgebende Postament am

Anfang des XV. Jahrhunderts das zweite Grabdenkmal angebracht, auf dessen, mit Maßwerken verzierten Arkaden ein zweiter, ebenfalls mit Inschriften versehener Grabstein sich befindet. Auf diesem letzteren ist gleichfalls ein Kreuz und an dem oberen Ende des Kreuzes sind zwei Adler und die Inschrift: Gisyla Abbatissa zu sehen. Die an den vier Rändern des Steines befindliche lateinische Inschrift lautet übersetzt: «Im Jahre des Herrn 1095, nona may, starb die ehrwürdige Frau Gisela, Schwester des heiligen Kaisers Heinrich, Gattin König Stefans von Ungarn, Äbtissin dieses Klosters und wurde hier begraben.»

Der königliche Konservator Schmid, ein ausgezeichneter Fachgelehrter, der bei der Untersuchung von vor- und frühgeschichtlichen Grabstätten, aber besonders neuerdings bei den archäologischen Arbeiten an den Königs- und Kaisergräbern im Dome zu Speyer, wie auch bei den Zweibrückener und Neustädter Gräbern außerordentlich reiche Erfahrungen gesammelt hat, erhielt die Erlaubnis zur Erforschung des Giselagrabes von dem Bischof von Passau, Dr. Sigmund Freiherrn von Ow. Die Aufdeckungsarbeiten erfolgten im Sommer 1908. Es wurde festgestellt, daß das obere Grabdenkmal, der darunter befindliche ursprüngliche Stein und das Grab selbst zueinander gehören. In diesem gemauerten Grabe fand man die sorgfältig gesammelten und geordneten Reste von Giselas Skelett samt dem Schädel. Aus der Untersuchung des Grabes ging hervor, daß es erst zurzeit der Errichtung des zweiten Denkmals geöffnet wurde, um über das Vorhandensein des königlichen Leichnams volle Gewißheit zu erlangen. Hierauf ist das Grab aufs neue vermauert und das zweite Grabdenkmal errichtet worden, so, daß man von oben nicht mehr in das Grab gelangen konnte.

Die Tatsache, daß die Königin hier begraben war, muß durch die vorgenommene Untersuchung erwiesen worden sein, sonst hätte man doch in der Inschrift des oberen Steines nicht vermerken können, daß die Königin «hier begraben wurde».

Außerdem konnten auch noch die Spuren einer kleinen Öffnung an der westlichen Schmalseite des Grabes festgestellt werden. Die Äbtissin Eisenack, die 1774 starb, wünschte neben Gisela zu ruhen. Als sie bestattet wurde, öffnete man die östliche Mauer von Giselas Grab durch die Entfernung einiger Steine so weit, daß man in das Grab wohl hineinblicken, nicht aber hineingelangen konnte. Diese Öffnung wurde dann wieder — jedoch nur oberflächlich — vermauert.

Das Datum 1095 als Angabe des Todesjahres konnte, nach Schmid, nur einer irrtümlichen Aufzeichnung oder einem Versehen des Steinmetzen zufolge in die Inschrift gelangt sein. Doch so wenig der

Umstand, daß der obenerwähnte Martin Hoffmann Giselas Abreise von Ungarn nach Deutschland in das Jahr 1042, anstatt ins Jahr 1045, versetzt, an dem Tatbestande etwas zu ändern vermag, ebensowenig kann die unrichtige Jahreszahl gegen die Tatsache der wirklich stattgehabten Beerdigung das geringste besagen. Das Skelett läßt auf ein Lebensalter von ungefähr 70 Jahren schließen, so daß man für das Ableben Giselas die Zeit um 1060 annehmen kann.

Dies wären kurz zusammengefaßt die Resultate der vom königl. Konservator Schmid vorgenommenen Untersuchungen. Wir schulden ihm den aufrichtigsten Dank dafür, daß er das Dunkel, das den Tod und die Bestattung der Gemahlin unseres Staatengründers umhüllte, erhellt hat; Dank auch für den Hinweis auf die Unhaltbarkeit der Berichte von der Teilnahme Giselas an der Blendung Vazuls und an der Verbannung seiner Söhne, an der als Strafe für ihre Übeltaten in Ungarn erfolgten Ermordung. Schließlich hat Schmid in dankenswerter Weise darauf hingewiesen, daß die Berichte einiger Schriftsteller, die, um Gisela von den angeblichen Übeltaten reinzuwaschen und diese einer anderen Person zu unterschieben, Stefan eine zweite Frau, namens Gisela, nehmen ließen, der Wahrheit nicht entsprechen.

In Ungarn haben sich zurzeit zwei gelehrte Jesuiten, Ludwig von Tomcsányi und Dr. Ladislaus von Velics mit der Frage befaßt. Der letztere erklärt sich entschieden für Passau als Begräbnisstätte Giselas. Tomcsányi nimmt für Veszprém Partei, ist jedoch geneigt, zuzugeben, daß die Argumente der für Passau stimmenden Gelehrten an Wahrscheinlichkeit viel für sich haben.

Wie immer es sich mit der Meinung dieser Gelehrten verhalten möge — die neuerdings aktuelle Frage der Heiligsprechung Giselas, die Renovierung des Grabes und der Grabkapelle bleiben von den erörterten Fragen unberührt; diesbezüglich steht die Initiative in erster Reihe dem Bischof von Passau, Baron Ow, zu. All dies steht jedoch nicht in unmittelbarem und unbedingtem Zusammenhange mit dem Vorhandensein der Gebeine.

Der Wunsch des Veszprémer Bischofs Koller war, wie erwähnt, daß die Asche Giselas von Passau heimgebracht und in der Gruft der ungarischen Könige bestattet werde. Der damalige Fürstbischof von Passau, Graf Firmian, befürwortete diesen Wunsch, doch in Rom war man der Ansicht, es müsse, bevor die Asche Giselas in einem Grabe mit den schon heilig gesprochenen ungarischen Königen bestattet würde, der Prozeß der Heiligsprechung erledigt und zu diesem Behufe in erster Linie in Ungarn selbst nach den Grundlagen der Heiligsprechung geforscht werden.

Die Angelegenheit ruhte dann für lange Zeit. Nun regt sich erneutes Interesse für sie, denn es ist zweifellos, daß die Identifizierung der Reste Giselas und die geplante Restaurierung einer Gedächtniskapelle zu Ehren Giselas mit der Heiligsprechung zusammenhängen.

Die Heiligsprechung hat sich selbstverständlich auf durchaus stichhaltige Argumente zu gründen. Wir sind mit Schmid überzeugt davon, daß die in dem Grabe Giselas aufgefundenen Gebeine ihre Überreste sind, und, daß ihr Grab vor der Errichtung des oberen Grabmals geöffnet worden ist, dünkt uns ein schlagender Beweis dafür, daß man vor der Errichtung eben dieses Grabdenkmals die Identität feststellen wollte.

Man behauptet, daß inbezug auf Gisela der kirchliche Kultus: der cultus ecclesiasticus nicht existiert habe, — allein weder der Nachweis dieses, noch derjenige des «cultus privatus» — für den wir übrigens literarische Belege haben — ist unbedingt erforderlich. Ja selbst der Nachweis der Identität, cognitio corporis, ist nicht unumgänglich, denn wir haben eine große Anzahl von Heiligen, bei denen von der Identifizierung abgesehen werden mußte, da ihre Leichen nicht vorhanden waren.

Die Heiligsprechung kann also auch ohne diese Voraussetzungen erfolgen und ebenso kann die Kapelle, wo Gisela, laut der erwähnten Quellen, bestattet wurde, der Verehrung der Königin geweiht werden. Auch der Errichtung anderweitiger Erinnerungsstätten zu Ehren der Königin steht selbstverständlich kein Hindernis im Wege.

Zweifellos steht fest, daß der alte Grabstein das Grab der Äbtissin Gisela bezeichnet, und die Inschrift des im XV. Jahrhundert errichteten Hochgrabes ihrerseits beweist, daß die Äbtissin die Gattin Stefans des Heiligen war und dort beerdigt wurde. Wenn nun der Bischof von Passau, wie wir hören, die Absicht hat, die Grabstätte Giselas, zu der einst die Ungarn gepilgert sind, und die Kapelle in einen würdigeren Zustand zu setzen, so ist es für Ungarn eine Pflicht der Pietät gegen seinen heiligen König, den Gründer des ungarischen christlichen Königreiches, und gegen seine Gemahlin, die bei dem großen Werke an seiner Seite gestanden hat — an der Ausführung des geplanten Werkes mitwirkend teilzunehmen.

Und Ungarns hohe Geistlichkeit, die stets vorangeht, wo es Hingabe an edle Werke gilt, die in den Bischöfssitzen, die einst der große König begründet hat, für das Gedeihen der Religion und des Vaterlandes ihre fruchtbare Wirksamkeit entfaltet: sie wird sich das schöne Vorrecht, bei diesem Werke Führer zu sein, gewiß nicht nehmen lassen.

Gegenüber der obigen Darstellung wurde jüngst wieder behauptet,

daß Königin Gisela nicht in Passau begraben wurde, sondern in Veszprém. Bonfini hätte in der letzteren Stadt einen zerbrochenen Grabstein gesehen, dessen Inschrift gelautet hätte: Hier ruhen die Gebeine der Gattinnen der heiligen Könige Pannoniens. Nach Bonfini ruhten hier die Gebeine der Gisela und Olhait (Adelhaid), der Gattinnen Stefans des Heiligen und Ladislaus des Heiligen. Ein anderer Grabstein, der aus Veszprém nach Makrancz bei Kassa geriet, bewahrt das Andenken der Gisela, der Gründerin der Veszprémer Kirche. Auch die Chronik Hartwiks bezeichnet Gisela als Gründerin der Veszprémer Kirche. Gisela ist also in Ungarn gestorben und begraben. Der Passauer Grabstein spricht von einer 1095 gestorbenen Gisela, die Stefans des Heiligen 1038 gestorbene Gattin um so weniger sein kann, als nach allen unseren historischen Zeugnissen König Stefan seine Gattin nicht überlebt hat.

Auf diese Einwände, die jetzt nicht zum erstenmal laut werden, habe ich folgendes zu bemerken:

Bonfini, der sich die Frage stellt, ob König Ladislaus verehelicht war, erscheint dies doch «ziemlich gewiß» schon «aus irgendeinem Epitaphium über jenes Grab, welches in der Veszprémer Basilika, in welcher irgendein Bischof die Gebeine der Königinnen Gisela und Olhait zusammentragen ließ». Der Vers lautet: Hier liegen die Gebeine der Gattinnen . . . Ladislaus, der heiligen Könige Pannoniens.

Das ist also der schlagende Beweis, einer nebensächlichen Bemerkung Bonfinis über Ladislaus ehelichen oder unverheirateten Stand entnommen!

Unsere Chroniken machen weder von der Grabstätte der Gattin Stefans, noch Ladislaus' Erwähnung.

Bonfini aber schließt von einem verstümmelten Grabschriftstein (wir wissen nicht, ob er das Bruchstück gesehen hat oder nur darüber hörte), von welchem aber eben das Stück mit den Namen der Königinnen fehlt, auf «irgendein» Grab (wir wissen nicht, ob es noch existierte, ob er es gesehen hat oder er nur davon hörte), in welches «irgendein» Bischof die «zusammengetragenen» Gebeine der Gemahlinnen des in Fehervár begrabenen Stefans und des in Várad begrabenen Ladislaus in späterer Zeit zusammenlegen ließ.

Über die Begrabung in Veszprém und die Grabstätten der Gemahlinnen der größten Könige Ungarns, sowie über das später stattgefundene Zusammentragen ihrer Gebeine, soll also ein zur Zeit Bonfinis nicht mehr existierendes Fragment von einer Inschrift des nur Bonfinis Aussage nach und in späterer Zeit errichteten Grabes der unumstößliche Beweis sein!

Die Behauptung des ohnehin nicht immer verläßlichen Bonfini, auf den nicht mehr existierenden und ihm nicht zu Gesicht gekommenen Steinfragmenten hätten sich die Namen Giselas und Olhaits befunden, scheint uns gegen den Passauer Stein, der deutlich besagt, daß die Gattin Stefans des Heiligen dort begraben ist, nichts zu beweisen.

Von dem Makranczer Denkstein (NB. nicht Grabstein) habe ich wohl Kenntnis, denn ich war es, der diesen Stein vor dem Ruin gerettet hat, und zwar durch die Vermittlung der Herren Myskovszky und Alexander Fodor, damals Stadtpfarrer von Sepsi, jetzt Probst-Domherr zu Kassa, der unter den Ruinen der Kirche die sieben Bruchstücke des Denksteines hervorsuchte, die dann im Museum der Stadt Kassa untergebracht wurden.

Diese Gedächtnistafel ließ der Erzbischof von Reggio in Calabrien, der das Bistum von Veszprém 1503 in commendam erhielt und im Jahre 1511 in Italien starb, zur Erinnerung an die Gemahlinnen der zwei heiligen Könige anfertigen.

Diese Tafel beweist nichts gegen den Passauer Stein, der deutlich besagt, daß Königin Gisela «hier begraben» ist.

Aus der Gegenüberstellung der Jahreszahlen 1038 und 1095, Daten des Ablebens König Stefans und Giselas, ergibt sich tatsächlich durchaus kein Beweis gegen die Passauer Bestattung. Wenn der Verfasser des Artikels besonderes Gewicht darauf legt, daß «unser erster König nach dem Zeugnis aller historischen Quellen seine Gemahlin überlebt hat», so wäre es wünschenswert, daß er diese Behauptung, welche dem allbekannten Tatbestand widerspricht, auch bewiese, — doch könnte dies an sich noch nichts gegen den Stein beweisen.

Möglicherweise beanstandet derselbe Verfasser — wiewohl er dies nicht erwähnt — den Passauer Stein wegen des allzuhohen Alters Giselas, das im Sinne der Inschrift, die das Jahr 1095 als Sterbejahr angibt, über 100 Jahre betragen haben müßte, doch kann auch dies gegen die in Passau stattgefundene Beisetzung nichts beweisen. Bei der hundertjährigen Gedächtnisfeier der Schlacht von Borodino, die von Franzosen und Italienern vor kurzem begangen wurde, konnte man die Anwesenheit mehrerer Personen feststellen, die Zeugen der Ereignisse von 1812 waren. Weshalb wäre es also ausgeschlossen, daß Gisela 106—110 Jahre alt geworden ist?

Allein der königlich bayerische Konservator Schmid selbst nimmt in seiner Untersuchung den Tod Giselas um das Jahr 1060 und somit ein Lebensalter von 70 Jahren an. Die Tatsache des Ablebens und des Begräbnisses jedoch bleibt hiervon unberührt. Hunderttausende haben der Asche Rákoczys, seiner exilierten Anhänger, Helene Zrinyis,

Thökölys das Geleite durch das ganze Land bis zur Beisetzungsstätte in Kassa und Késmárk gegeben. Die Beisetzung geschah am 29. und 30. Oktober. Und die unter erstrangiger fachmännischer Mitwirkung herausgegebene Sammlung der Gesetzartikel vom Jahre 1906 verlegt, schon nach einigen Wochen, das Begräbnis auf den 5. bzw. 6. November. Weshalb konnten sich auch die Chronisten vor Jahrhunderten in ihren Aufzeichnungen nicht geirrt haben und weshalb konnte ein Steinmetz zu jener Zeit nicht einen Irrtum begangen haben?

Die Berufung auf die Chronik Hartwiks, der Gisela für die Stifterin der Veszprémer Kathedrale hält, ist sicherlich kein Beweis gegen den Passauer Grabstein.

Die Zeitangabe 1095 kann infolge einer unrichtigen Aufzeichnung oder eines Versehens des Steinmetzen in die Inschrift gelangt sein. Ein falsches Datum oder andere Fehler widerlegen aber nicht die Tatsache, wie aus einigen Beispielen — die Reihe ist unendlich lang — hervorgeht:

Leopold I. ließ ein äußerst prunkvolles Diplom in bezug auf die Probstei von Bozók ausstellen, datiert vom 33. März. Dieser Irrtum galt nicht als Beweis gegen die tatsächliche Ausfertigung des Diploms und gegen den Vollzug seiner Bestimmungen.

In einem unserer Gesetze war von einem Unterrichtsminister und von einem Kultusminister die Rede, — nichtsdestoweniger gab es nur einen Minister für Kultus- und Unterrichtswesen.

Koloman v. Thaly wurde von Tausenden zu Grabe geleitet. In den über das Begräbnis erschienenen Berichten wird der Sterbetag verschieden angegeben. Die Trauerbriefe geben verschiedene Daten als Tag des Todes an.

Was endlich die Bemerkung des Artikels anlangt, daß der ungarische hohe Klerus durch Beiträge zu dem Passauer Denkmal seine Opferwilligkeit am unrichtigen Orte betätigen würde, sei uns die Bemerkung gestattet, daß man ein Urteil hierüber wohl besser den hohen Mitgliedern des Episkopates selbst überläßt. Daß in Ungarn sich kein Grabdenkmal befindet und man zur Erhaltung desselben nicht beitragen kann, findet seine Begründung darin, daß es dem Veszprémer Bischof Ignaz Koller nicht gelungen ist, die Reste von Passau nach Ungarn zu bringen und Gisela infolgedessen in unserem Vaterlande keine Kapelle hat.

Sollte die Selig- oder Heiligsprechung von den befugten Kreisen in Angriff genommen und durchgeführt werden, so wird Gisela gewiß auch in Ungarn ihre Kapelle haben; doch bis dahin wollen wir es nicht bemäkeln, daß ungarische Bischöfe durch ihre Spende zur

Herstellung der Kapelle beitragen wollen, wo sich Grabdenkmäler befinden mit Inschriften, daß Königin Gisela, die Gemahlin desjenigen heiligen Königs, der die Bistümer in Ungarn errichtet hat, dort begraben ist.

II.

Von anderer Seite wird mir ein Vorwurf daraus gemacht, daß ich mich trotz Herimannus Augiensis auf Aventinus stütze und den Bestattungsort Giselas auf Grund des Werkes v. Schmid «endgültig» nach Passau «verlegt» habe, und zwar mit der Klausel, daß es eine Pflicht des ungarischen Episkopates ist, zu den Kosten der dortigen Grabkapelle beizutragen. Ich konnte die Ruhestätte der Gemahlin Stefans des Heiligen weder mit noch ohne Klausel nach Passau endgültig «verlegen», sondern habe mich nur denen angeschlossen, die dieselbe in Passau vermuten; eine apodiktische Entscheidung zu fällen, ist mir nicht in den Sinn gekommen, sogar berief ich mich auf die Meinung zweier gelehrter Jesuiten, deren einer für Passau, der andere für Veszprém Stellung nimmt, und führte wiederholt den Bischof Koller von Veszprém an, der von der Richtigkeit dieser Annahme so überzeugt war, daß er für die Überführung der Asche der Königin von Passau nach Ungarn eine lebhafte Tätigkeit entfaltete; auch konnte ich mit gutem Rechte die Pilgerfahrten erwähnen, welche noch im XIV. und XV. Jahrhundert von den Ungarn nach Passau — zu Giselas Grabe! — unternommen wurden. Und wenn Aventinus auch mit Geringschätzung zur Jahrmarktsliteratur geworfen wird (welche, nebenbei bemerkt, manches Kostbare enthält), kann dies die Autorität des Herimannus Augiensis in keiner Weise erhöhen, der — ad annum 995! — aufzeichnet: «gisela . . inibi (d. h. in Ungarn) consenuit —», als ob das Altwerden der Königin ihre Bestattung in Passau notwendigerweise ausschließen müßte! Und wie kann man sich entrüsten, wenn ich, von der Errichtung einer Gedächtniskapelle sprechend, an die stets bewährte Opferwilligkeit des ungarischen Episkopats appelliere, wo doch von der Gemahlin des Königs die Rede ist, der die Bistümer gündete und bei seinem großen Bekehrungswerke an der vielgenannten Königin eine tatkräftige Stütze hatte?! Dagegen, daß die Ungarn zur Erhaltung ungarischer Denkmäler im Auslande beitragen — was sie bisher schon in vollem Maße getan haben — ist doch nach Vernunft und Billigkeit nichts einzuwenden.

Gegen die Möglichkeit einer Bestattung wird Herimannus ins Treffen geführt, weil Aventinus nur «Gerede» enthält und als Zeuge nicht angerufen werden kann; mit Herimannus ist dann die Sache

wie ein «Roma locuta» abgetan. Ein Historiker, wie Pauler, findet dagegen auch in Herimannus «Gerede», und er scheut sich nicht, Aventinus zu zitieren, wie er auch die Acta Altahensis wiederholt anführt — eine Hauptquelle des Aventinus. Ich selbst habe Herimannus nicht erwähnt, — in den Augen meines Gegners ein Verbrechen —, Schmid jedoch tut es, wovon mein Gegner sich leicht überzeugen konnte. Den deutschen Gelehrten trifft also erst recht kein Vorwurf. Herimannus zitierte ich im Gedenkbuche König Bélas III., wo ich sage, daß «für die Frage — wie wir glauben — nach Paulers Meinung die kurze, aber verläßliche Angabe des gleichzeitigen Herimannus in Reichenau entscheidend ist» — in der Besprechung von Schmids Buch konnte ich Herimannus mit Recht umgehen, da ich mich auf die Daten beschränkte, welche das Ableben, resp. die Bestattung der Königin in Veszprém oder Passau bestätigen. Herimannus aber berichtet nur, daß Gisela in einem wohltätigen Leben in Ungarn alt geworden ist, und kein Wort davon, daß sie auch gestorben ist. Das ist merkwürdig. Pauler zitiert wiederholt Hermannus. Hermannus-Aug., Herimannus, Hermann von Reichenau und Hermannus Contractus, so, daß, wer in den Quellen nicht gut bewandert ist, Herimannus und Hermannus Aug. und Hermann von Reichenau ruhig für zwei Personen halten kann. Für Pauler ist Hermanns Behauptung entscheidend, indem er sagt: «Die alte Königin war noch (zu König Abas Zeiten) im Lande, ist auch dort geblieben, dort alt geworden und hat ihre Ruhestätte — wenigstens wurde noch nach Jahrhunderten ihr Denkstein dort gezeigt — in der Kathedrale zu Veszprém gefunden.» Fürwahr, eine mißlungene Textierung! Die alte Königin ist alt geworden, noch in Ungarn weilend, — dort gestorben, ihr Denkstein wurde wenigstens gezeigt — aber kein Beweis geführt, daß Gisela im Lande gestorben und in Veszprém begraben worden ist. Pauler kann uns somit in dieser Frage nicht maßgebend sein.

Merkwürdig ist es auch, daß Herimannus zu älteren, auf ein halbes Jahrhundert zurückreichenden Ereignissen, welche auch er nur von anderen übernommen hat, mit Bezug auf das Jahr 995 sagt, daß Gisela in Ungarn alt geworden ist. Jawohl, und zwar noch an Stefans Seite, da doch schon bei Stefans Tode gesagt werden konnte, daß sie inmitten ihrer Wohltaten alt geworden ist. Hermannus aber verzeichnet später auch die Ereignisse seiner eigenen Zeit von 1043 bis 1054. Wie konnte er, der so gut unterrichtet war, sich damit begnügen, von der «Witwe des ungarischen Königs Stefan, der Schwester des römisch-deutschen Kaisers Heinrich II.» in seinem Berichte über das Jahr 995 nur so viel

zu sagen, daß sie — als er nach Verlauf eines halben Jahrhunderts seine Berichte niederschrieb, — bereits alt geworden ist! Sind doch in jener Zeit, von welcher Hermannus berichtet, weit wichtigere Dinge geschehen. Warum sagt er nicht mehr? und warum erwähnt er, trotz seiner «vorzüglichen» Informationen, nicht, wie schmählich die Witwe Stefans, die Schwester des römisch-deutschen Kaisers von den Nachfolgern Stefans Peter — in den Stefan und Gisela ihre Hoffnung gesetzt hatten — und von Aba behandelt worden ist, die die verwitwete Königin grausam beraubten und bedrängten? — Es wird mir vorgehalten, daß Hermann es unmöglich verschwiegen hätte, daß eine Frau, die Stefans Witwe und die Schwester des römisch-deutschen Kaisers war, Nonne geworden ist. Warum aber sollte er davon sprechen, wenn er die viel wichtigere Tatsache verschweigt, wie sie von den Nachfolgern ihres Gemahls behandelt und beraubt wurde? Wenn er darüber nicht spricht, so erklärt sich das damit, daß er von alledem einfach keine Kenntnis hatte. Gisela hatte an Bedeutung viel zu viel verloren, als daß ihre Person inmitten der schweren Kämpfe um den Thron noch Interesse hätte beanspruchen können. Wie kommt es, daß Hermannus Abas Schwur nicht erwähnt, mit welchem dieser dem Kaiser Heinrich gelobte, Gisela alles zurückzugeben, was Stefan ihr hinterlassen und er ihr unbarmherzig entrissen hatte? Warum erwähnt Hermannus nicht, daß der Kaiser Stefans Witwe gegen Peter und Aba beschützte? Anstatt dessen verzeichnet er, daß sie alt geworden ist. Das wüßten wir auch ohne Hermannus und ohne «hundert» Aventinus, so wie wir auch wissen, daß sie sich an der Seite des heiligen Königs an dessen heiligem Werke mit heiligen Handlungen betätigte. — Darauf hinzuweisen, daß Reichenau gar nicht so weit von Passau liegt, ist überflüssig. Vor allem muß ich bemerken, daß die Entfernung für die damaligen Verhältnisse groß genug war, dann aber ist es gewiß von größerer Wichtigkeit, daß das Leben Giselas unter den Nachfolgern Stefans bedroht war, und daß zu ihrem Schutze Kaiser Heinrich III. mit den ungarischen Königen einen Vertrag schloß, — wichtiger, sage ich, als die Tatsache, daß Gisela ins Kloster gegangen ist. Und von alldem bei Hermann kein Wort! Da es jedoch in dem jetzigen Zeitalter der vollkommensten Verkehrsmittel auch noch vorkommt, daß man von Persönlichkeiten, die die Arena der öffentlichen Tätigkeit einmal verlassen haben, nicht mehr weiß, ob sie noch am Leben sind oder nicht — brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn in bezug auf Gisela und ihr Klosterleben die Informationen des «ausgezeichneten» Hermannus lückenhaft waren. Viel verwunderlicher ist es, daß trotz den Verheerungen in unseren

Archiven, in den Aufzeichnungen unserer Bistümer und Abteien keine Erwähnung, keine einzige Meldung vom Ableben, vom Begräbnisse und von der Ruhestätte der Witwe jenes Königs zu finden ist, der das ungarische Reich gegründet und die Ungarn zum Christentum bekehrt hat.

Erwähnenswert finde ich noch folgendes: Stefan und Gisela hatten Peter für den Thron zweifellos darum bestimmt, weil sie in ihm die einzige Garantie des Christentums und damit auch des Bestandes des ungarischen Reiches zu sehen glaubten. Den übrigen königlichen Prinzen trauten sie nicht, — die konnten leicht auf Abwege geraten. «Der große, weise und heilige» Staatsmann, der, nach Paulers Worten, «in jeder Faser Ungar war», der mit starker Hand und nach reiflicher Überlegung mit unbeugsamem Willen zur Sicherung des Fortbestandes seiner Nation die Neuorganisation des Landes durchführte, zögerte auch mit Verletzung der Árpád-Sprossen und mit Hintansetzung der verwandtschaftlichen Bande nicht, zur Sicherung der Thronbesteigung Peters den Sohn seines Vetters Michael, den Prinzen Vazul, blenden zu lassen und die Söhne seines anderen Vetters, Ladislaus Szárs, zu verbannen. Doch hat Peter die an ihn geknüpften Hoffnungen in keiner Hinsicht erfüllt: die Ungarn hat er sich vollkommen entfremdet und hat mit seinem brutalen Vorgehen, welches auch Gisela und die Bischöfe nicht schonte (zwei der letzteren vertrieb er), dazu beigetragen, daß das Heidentum wieder die Oberhand gewinnen wollte und die unzufriedenen Ungarn sich in Aba Samuel einen neuen König erwählten, alsbald auch die verbannten Söhne Ladislaus Szárs zurückberiefen. Konnte wohl inmitten dieser Thronstreitigkeiten, inmitten der Kämpfe des Christentums mit dem Heidentum die Witwe, die nicht nur von Aba, sondern auch von ihrem Günstling Peter beraubt worden war, auf Schonung rechnen? Konnte sie bei den empörten Ungarn auf Gnade rechnen, die von den Nachfolgern Stefans aller Güter und jedes Schutzes beraubte Witwe, die mit Stefan zusammen als Gründer des Christentums und der neuen Ordnung betrachtet wurde und Peter auf den Thron verholfen hatte? Worauf konnte sie rechnen, da ihr Günstling, der gesalbte König, vertrieben und geblendet worden war? Was war für sie noch zu erwarten, da nach der Rückkehr der verbannten Prinzen Andreas und Levente die Losung erklang, alle Priester und Bischöfe zu töten, den alten Glauben herzustellen, und da der zu ihrer Begrüßung aus Fehérvár nach Pest gekommene Bischof Gellért (Gerhard) mit seinen Amtsbrüdern niedergemacht wurde?

Ist es glaublich, daß die trauernde Witwe, da sie noch vor Ablauf

der dreijährigen Trauerzeit von den Nachfolgern ihres Gemahls drangsaliert wurde, unter solchen Umständen in Ungarn hätte bleiben wollen? Wer konnte ihr eine Zuflucht bieten? Vielleicht die des Martyriums gewärtigen Bischöfe? — Es ist doch natürlich, daß Gisela, sobald Heinrich III. sich in Ungarn zeigte, die günstige und schickliche Gelegenheit ergriff, sich in würdiger Weise in ihr Vaterland zurückzuziehen, wo sie, wenn schon nicht das Herzogtum, welches Stefan ihr nach dem Tode Heinrichs II. angeblich zu erwerben wünschte, so doch jedenfalls auf ihre alten Tage Ruhe fand. Ebenso natürlich war es, der damaligen Auffassung entsprechend, daß sie ins Kloster ging, wie ihre Mutter, die im Niedermünster-Kloster zu Regensburg starb, oder ihre Schwester Brigitta, die ebenfalls in Regensburg den Schleier nahm, oder ihre Schwägerin, die Witwe des Kaisers Heinrich II. Daß Gisela eben Niedernburg wählte, mag durch den Umstand veranlaßt worden sein, daß hier ihre Tante (auch des Kaisers Heinrich II.) Äbtissin war, und daß gerade für dieses Kloster Heinrich II. große Spenden machte und Stiftungen errichtete.

Und zum Schlusse noch eine Bemerkung. Wenn wer immer in Ungarn auf den Gedanken käme, den vom Erzbischof von Reggio im XVI. Jahrhundert der Königin Gisela gewidmeten Denkstein neu zu setzen oder ihr ein anderes Denkmal zu errichten, wird gewiß keiner von denen, die sich jetzt für Passau ereifern, dagegen eine unduldsame oder geringschätzige Einwendung erheben, im Gegenteil: man würde den Gedanken mit größter Freude begrüßen, denn die in Passau betätigte Pietät schließt eine in Veszprém zu betätigende keineswegs aus.

Die diplomatische Vorbereitung der Schlacht von Varna (1444).

Von Professor **David Angyal.**

ÜBER den Friedensbruch und Friedensschluß von Szeged habe ich vor kurzem eine Abhandlung veröffentlicht, die in manchen Punkten der allgemein angenommenen Ansicht über diese Ereignisse entgegentrat. Aus den Äußerungen, welche auf meine Erörterungen Bezug nahmen, scheint hervorzugehen, daß die Beweisführung der Abhandlung nicht überzeugend gewirkt hat, und daß man mir einseitige nationale Motive zuschrieb, besonders in der Beurteilung der Rolle Johann v. Hunyads. Ich will daher noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen, da ich in mancher Hinsicht zu einer anderen Auffassung gelangt bin,

und da ich hoffe, durch eine veränderte Gruppierung der Argumente ein klareres Resultat erzielen zu können.

Die diplomatischen Ereignisse, welche dem letzten zur Rettung des byzantinischen Reiches geführten europäischen Feldzug als Vorspiel dienten, werden gewöhnlich dem Johann Dlugosz ungefähr wie folgt nacherzählt: Johann Hunyadi führte einen siegreichen Feldzug gegen die Türkei im Jahre 1443. Er konnte Adrianopel nicht erreichen, doch seine Siege erlahmten den Mut des kühn vordringenden Sultans. Als nun König Wladislaw I. im folgenden Jahre gegen die Türkei zog, in der Hoffnung, mit der Hilfe der abendländischen Flotte den Sultan nach Asien zurückzudrängen, überraschte ihn eine türkische Gesandtschaft in Szeged, die ihm äußerst vorteilhafte Friedensbedingungen anbot. Der König und seine Umgebung nahmen sie an und bekräftigten den Frieden mit einem feierlichen Eidschwur. Der Kardinal Legat Cesarini schwieg (Cardinali nequid quam dissauadente, sagt Dlugosz), jedoch nicht lange, denn ein Brief der päpstlichen, burgundischen und venezianischen Schiffskommandanten machte ihm klar, daß alles geschehen sei, um den Rückzug des Sultans aus Asien abzusperren. Auch ein Brief des griechischen Kaisers aus Sparta eiferte in schmeichelnden und hoffnungsvollen Worten für den Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Mit dem Hinweis auf diese Briefe erweckte Cesarini den Kriegsmut des Königs und seiner Ungarn mit begeisterten Worten und mit der Vorspiegelung des hohen Kampfpreises, indem er zugleich das Gewissen des Königs durch die Erwägung beruhigte, daß ohne Zustimmung des Papstes kein Friede mit den Ungläubigen geschlossen werden kann. Und nun wurde, um mit Gibbon zu reden, der Krieg auf demselben Platze erklärt, wo der Friede beschworen worden war.

Diese Erzählung gibt im ganzen ein falsches Bild der Situation. Es ist unrichtig, daß die Friedenspunkte der Türken in Szeged als eine Überraschung auf den König gewirkt hätten. («Monstro similis novitas ipsa putabatur»). Nein, diese Neuigkeit war gar nicht so schrecklich am Ende Juli des Jahres 1444, da dem ungarischen Hof die wesentlichsten Bedingungen schon seit Anfang desselben Jahres bekannt waren, wie wir jetzt aus einer Publikation Alphons Hubers wissen (Archiv f. österr. Geschichte, Bd. 86). Schon Huber hat mit Recht darauf hingewiesen, daß durch seine neue Quelle die Erzählung des Dlugosz, daß schon Hunyad und der Despot Georg Brankovics hinter dem Rücken des Königs Wladislaw die Friedensverhandlung mit dem Sultan im geheimen angefangen hätten, jeden Halt verlor. Die Öffentlichkeit dieser Verhandlungen und deren folgerichtige Durchführung seit dem Ende des Winterfeldzugs von 1443 werden

auch durch manche Notizen in Jorgas «Notes et Extraits» (T II. 401), ja selbst durch den Brief des griechischen Kaisers klargestellt, da aus diesem Briefe hervorgeht, daß in Sparta die Verhandlungen schon einen Monat vor dem Friedensschluß in Szeged sehr wohl bekannt waren. Die Nachricht über diese heimlichen Verhandlungen schöpfte Dlugosz aus dem Berichte des Andreas Palatius de Palatio, der den ganzen Feldzug von Varna an der Seite des Königs beobachtete und manche wertvolle Nachricht über dieses Ereignis niederschrieb, jedoch durch einen gewissen Hang zum Phantastischen und auch durch Voreingenommenheit gegen Hunyadi den Wert seiner Berichte beeinträchtigte. (Monumenta Medii Aevi Hist. Res. Gestas Poloniae illustrantia T XII. 459.) Wir dürfen jedoch seine Auffassung, daß der Friedensschluß von Szeged einer Hofintrige zuzuschreiben sei, nicht gänzlich außer acht lassen. Denn die Bedingungen, welche man in Szeged beschwor, waren im wesentlichen dem Hofe längst bekannt und hatten dennoch keinen hemmenden Einfluß auf die Kriegsvorbereitungen. Diese Vorbereitungen zeigten zwar keine große Opferfreudigkeit, jedoch die Zuversicht war groß, und das serbische Territorium, welches der Sultan dem ungarischen Reiche anbot, war eine winzige Gabe im Verhältnis zu der großen Errungenschaft, welche man seit Ende 1443 sicher erwartete.

Die Befreiung des griechischen Reiches, die Vertreibung der Ungläubigen aus Europa schien eine nahe, fast greifbare Möglichkeit nicht nur in der erregten Phantasie des warmfühlenden Kardinallegaten, sondern auch in den Augen des kühler denkenden Johann von Hunyad und in den Träumen des jungen, großmütigen und ehrgeizigen Wladislaw Jagello.

Der junge König schrieb aus Ofen den 7. Juli 1444 an die Stadt Florenz: Wenn der Donauübergang gelingt, «speramus, confidimus impiam Sectam Maumetti ultra partes ultramarinas expellere» (Jorga: Notes et Extraits T II. 405).

Es vergingen nur drei Wochen nach der Niederschrift dieser stolzen Worte und der König beschwor Friedensbedingungen, die unermeßlich weit hinter seinen Hoffnungen zurückblieben, und die ihm schon seit einem halben Jahre bekannt waren. Darum erscheint uns dieser Frieden fast gar nicht aus dem Sachlichen der diplomatischen Situation entstanden zu sein; nicht politische Ernüchterung — denn davon finden wir in den Quellen keine Andeutung — hat ihn hervorgebracht, sondern irgendwelche Motive höfischer Art, die wir noch näher bezeichnen werden.

Ähnliche Vorgänge müssen auch damals entscheidend gewesen sein, als der plötzlich abgeschlossene Frieden ebenso plötzlich gelöst

wurde. Den Brief des griechischen Kaisers, welcher vom 30. Juli aus Sparta datiert ist, hat der Ungarkönig wohl nicht in Szeged gelesen und gewiß nicht vor dem 4. August, an welchem Tage sich der Hof neuerdings und feierlichst für den Krieg erklärte. Größere Bedeutung muß derjenigen Nachricht bei Dlugosz zugeschrieben werden, die sich auf die Briefe der Schiffskommandanten bezieht. Dieser Moment hat auch auf die späteren Geschichtsschreiber großen Eindruck gemacht, da das plötzliche Auftauchen der italienischen und burgundischen Flotten in der Nähe der asiatischen Küste als eine sehr einleuchtende Erklärung für den Friedensbruch erschien. Dlugosz hat diese Nachricht aus einem Briefe, den Aeneas Sylvius am 18. Oktober des Jahres 1445 an Leonhart Laiming, Bischof von Passau schrieb. Wir wissen schon aus Zeißbergs Untersuchungen, wie Dlugosz, als Sekretär des Kardinals Zbigniew Olesnicki, zu den Briefen des Aeneas Sylvius kam. (Zeitschrift für die öst. Gymnasien, Wien 1871.) Der erwähnte Brief des Aeneas Sylvius ist eine gedrängte Darstellung der vierjährigen ungarischen Geschichte unter Wladislaw I. Darin ist unter anderem auch folgendes zu lesen: «Die Ungarn erhielten in Szeged einen ziemlich günstigen Friedensschluß, als sie aber erfuhren, daß die päpstliche und burgundische Flotte in den Hellespont eingefahren sei, hatten die Übermütigen den Frieden gebrochen auf Treiben des Kardinals Cesarini, der über den Frieden mit den Ungläubigen» die schon oben erwähnte Erklärung abgab. Diese wenigen Worte des Aeneas Sylvius bilden die schmale Grundlage, auf welcher Dlugosz und seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag mit mehr oder weniger Rhetorik ihre Darstellung aufbauten.

Wir wollen ja nicht behaupten, daß Aeneas Sylvius der Wahrheit widerspricht; wir müssen jedoch bedenken, daß er nur in flüchtiger Eile erzählt. Seine Flüchtigkeit ist schon daran erkenntlich, daß er der venezianischen Schiffe gar nicht gedenkt und die Friedensbedingungen nur oberflächlich erwähnt.

Wir könnten seine Erzählung auch mit chronologischen Daten widerlegen. Es ist bekannt, daß der Friede von Szeged am 4. August schon für nichtig erklärt wurde. Wir können nun aus den Daten der Jorgaschen Publikation feststellen, daß die Nachricht von der Ankunft der Flotte am erwünschten Orte vor dem 4. August unmöglich in Szeged anlangen konnte. Wir wollen jedoch die chronologischen Daten beiseite lassen, da man einwenden könnte, daß auch nach dem 4. August neue Friedensbestrebungen sich bemerkbar machten, welche vielleicht mit diesen Schiffsnachrichten widerlegt wurden. Entscheidend für diese Frage ist der Umstand, daß man am ungarischen Hofe während des ganzen Frühjahrs und Sommers 1444 un-

möglich an der Reise der italienisch-burgundischen Flotten zweifeln konnte. Der König, wie aus seinem angeführten Briefe vom 7. Juli ersichtlich, zweifelte nicht an der Ausfahrt der Schiffe. Der venezianische Senat benachrichtigte am 4. Juli den Kardinallegaten, daß die venezianische Flotte schon am 22. Juni die Anker lichtete, und daß die burgundische ihr bald folgen werde. Der Kardinal rechnete mit solcher Gewißheit auf das pünktliche Eintreffen der Schiffe im Bosporus, daß er im Juni den Senat von Venedig bat, einen Teil der Galeeren von dort nach der Donau herauffahren zu lassen, um die Überfahrt der Christen bei Nikopolis zu erleichtern. (Jorga: Notes et Extraits, Paris 1912, Serie II. 175, 176.) Außer diesen direkten Daten müssen wir noch erwägen, daß Venedig in diesem Jahre einen ständigen Gesandten, den Johann Reguardatis in Ungarn hatte, der für den Krieg an der Seite Cesarinis agitierte. Auch Alfonso von Aragonien, König von Neapel, schickte damals Gesandte nach Ungarn. Der Papst hoffte durch die Siege Hunyadis und der Flotte Griechenland der Union zu gewinnen; Venedig verlangte aus der erhofften Beute Gallipoli und Saloniki, während Alfonso Athen und Patras in Besitz zu nehmen wünschte. Unter solchen Umständen konnte kein maßgebender Faktor am ungarischen Hofe irgendeinen Zweifel an der maritimen Hilfe hegen. Die Fahrt und die Ankunft der Flotte wurden gewiß in Hofkreisen oft erwähnt, gewiß auch von Cesarini zur Stärkung des Kriegsgedankens oft hervorgehoben, doch konnten sie unmöglich diese Rolle bei dem Friedensschluß und dessen Lösung spielen, welche ihnen seit Aeneas Sylvius, richtiger gesagt seit Dlugosz, allgemein zugeschrieben wird. Aeneas Sylvius hatte in seiner Eile das fortdauernde Interesse an der Fahrt der Flotte zu einer epigrammatisch zugespitzten Szene kondensiert und diese Kondensation wurde später mit vielen Variationen als historische Wahrheit ausgeschmückt.

Wir wollen nun aus diesen Erörterungen folgern, daß weder beim Friedensschluß von Szeged noch bei dem Bruche desselben Momente der äußeren Politik maßgebend waren. Die Feststellung dieser Tatsache ergibt nicht nur negative Resultate, sondern scheint uns auch positiv für die Richtigstellung des Zeitbildes notwendig zu sein. Denn wenn wir an der bisherigen Überlieferung festhalten, so sind wir schlecht unterrichtet über den andauernden und niemals verminderten Optimismus, von welchem in diesem denkwürdigen Kriegsjahre bis zur Katastrophe alle jene europäischen Machthaber erfüllt waren, die an diesem teils riligiöse, teils politische Machtzwecke verfolgenden Kriege teilnahmen.

Wenn wir nun die wirkliche Ursache der überraschenden diplomati-

schen Wendungen erkennen wollen, so müssen wir bedenken, daß während des ganzen Jahres eine starke polnische Partei in der Umgebung des Königs und auch die Stände des Königreichs Polen gegen die Wiederaufnahme des Krieges kämpften, weil sie die Rückkehr des Königs nach Polen in Anbetracht der inneren Wirren des Reiches zu wünschen Ursache hatten. Diese Friedenspartei kämpfte mit einer anderen polnischen Gruppe, welche für den Weltruhm des jungen Jagello begeistert war, und zu dieser Gruppe gesellte sich eine ungarische Kriegspartei, die besonders von den päpstlichen und venezianischen Gesandten unterstützt wurde. In diesen Parteikämpfen wurde auch die Fahrt der Flotte als Argument gebraucht, doch die Entscheidung des Kampfes hing von den Machtverhältnissen der Parteien und nicht von Momenten der erwarteten europäischen Hilfe ab.

Wir können daher mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Szenen in Szeged auf die Schwankungen dieser Parteikämpfe zurückzuführen sind, wie auch die ungenügende Vorbereitung des Krieges teilweise durch diese sich wechselseitig hemmenden Strömungen zu erklären ist.

Näheres über diese Parteikämpfe zu erforschen, wäre eine Aufgabe für sich. Soviel wissen wir genau, daß der Führer der polnischen Kriegspartei, der von dem in dieser Hinsicht wohl unterrichteten Dlugosz für den Friedensbruch verantwortlich gemacht wird, der Dekan von Krakau, der geheime Ratgeber und Schatzmeister des jungen Königs, Nicolaus Lasoczky, war. Nun müssen wir wissen, daß Lasoczky zu den Freunden des Johann v. Hunyad gehörte, und gewiß nichts unternahm, was die Bestrebungen seines mächtigen Gönners verhindern konnte. Folglich wird auch Hunyadi an der Lösung des Friedens mitgewirkt haben. Es ist, wenn wir seine ganze Laufbahn betrachten, kaum wahrscheinlich, daß er früher Ratschläge im Sinne des Friedens gegeben hätte. Die Nachricht des Byzantiners Ducas, daß Hunyadi die Verantwortung für den Friedensschluß mit den Worten abgelehnt hätte, *ἐγῶ δεσπόζομαι, οὐ δεσπόζω*, klingt wahrscheinlich (Bonner Ausgabe 219).

Was nun den Kardinallegaten Cesarini anbelangt, so ist gewiß, daß sein Eifer der polnischen Friedenspartei sehr lästig wurde. Ihr Groll wirkt noch jetzt in der Geschichtsschreibung nach und verdunkelt die helle Gestalt des Kardinals. Er eiferte für den Krieg, weil er an den Sieg glaubte. Der höchste Befehlshaber zu Lande, Hunyadi, teilte diesen Glauben, und man könnte eher ihn als den Kardinal des Leichtsinns zeihen. Man beschuldigte schon gleich nach der Schlacht von Varna den Kardinal wegen seiner Aufforderung

zum Eidbruch. Dieser Vorwurf wäre wohl niemals erhoben worden, wenn Wladislaus siegreich zurückgekehrt wäre. Der Kardinal handelte im guten Glauben. Der König schwor nämlich seinen ersten Eid im Sinne des Krieges im April des Jahres 1444, er brach diesen ersten Eid, indem er den Frieden zu Szeged mit einem neuen Eid bekräftigte. Der Kardinal erhob seine Stimme gegen diesen Eidbruch und konnte kein anderes Mittel zur nachträglichen Aufhebung desselben wirksam machen, als die damalige maßgebende kirchliche Auffassung über die Unmöglichkeit eines christlich-türkischen Vertrags ohne päpstliche Einwilligung. Er tat nichts, was sich nicht vereinigen ließ mit den Worten, die er an den Papst schrieb: Pro fide cupio et vovi mori.

Die Servienten und Familiaren im ungarischen Mittelalter.

Von **Julius Szekfü**, Vize-Archivar in **Wien**.

DIE Servientes und Familiares sind im Mittelalter eine Klasse der ungarischen Gesellschaft gewesen. Zur Erforschung ihrer Rechtsverhältnisse ist der Verfasser durch den Umstand angeregt worden, daß er bei seinen Untersuchungen über das durch König Ferdinand I. in Siebenbürgen 1551—1556 eingerichtete Administrativsystem, ihren häufigen Spuren begegnet ist, und zwar so, daß zur Würdigung der Reformen des habsburgischen Königs die Kenntnis ihrer Rechtsstellung unerläßlich erfordert schien. Seine Forschungen hat der Verfasser auf das urkundliche Material gegründet, wobei er zum Ausgangspunkte jene allgemein bekannte Tatsache genommen, daß der erste König Ungarns, Stefan der Heilige, durch seine Reformen derartige Rechtsinstitute und gesellschaftliche Vorbedingungen geschaffen hat, welche die analoge Entwicklung der ungarischen Gesellschaftsklassen mit jenen der westlichen Völker, namentlich Deutschlands, ermöglichten [1]).

[1]) Diese, der deutschen Rechtstypik analogen Erscheinungen der ungarischen Gesellschaft können mit einiger Verallgemeinerung in den früheren Jahrhunderten als feudale, in den späteren als ständische Elemente bezeichnet werden. Über die letzteren hat Geisa v. Ferdinándy eine wertvolle Untersuchung geliefert in dem Werke: Die ständischen Elemente in der ungarischen Verfassung, Budapest 1907 (ungarisch). — Mit den uns näher interessierenden feudalen Elementen befaßt sich die neuere Rechtsgeschichte weniger, und in dem verbreiteten zusammenfassenden Werke Akus. von Timons (Ung. Verfassungs- und Rechtsgeschichte, Berlin 1901) ist ihre Untersuchung sehr in den Hintergrund gedrängt. Die älteren ungarischen Rechtshistoriker haben jedoch ein beständiges Augenmerk auf die Wirkung der

Auf dem Gebiete der deutschen Rechtsentwicklung ist das Wort familia vom IX. und X. Jahrhunderte an, in seiner Anwendung auf den kirchlichen Besitz, der beständige Sammelname für die auf diesem seßhafte Bevölkerung. Familia S. Petri, familia Bambergensis ecclesiae faßt jeden, den Knecht wie den Freien, in sich, wofern er nur auf den Ländereien der betreffenden Kirche, in irgendeiner rechtlichen Abhängigkeit von ihr, seinen Wohnsitz hatte. Später, mit der Entfaltung des Feudalwesens, erscheinen die in der familia zusammengefaßten einzelnen Volksklassen auch unter besonderen Namen, darunter vornehmlich einesteils die arbeitenden, gewerbetreibenden Kategorien (aratores, vinitores, pistores), deren Beschäftigung aus ihrer Benennung ersichtlich ist, andernteils diejenigen, die keine Handarbeit für den Grundherrn verrichten, sondern in seiner nächsten Umgebung zu persönlicher, höfischer, oft militärischer Dienstleistung verpflichtet sind. Diese letzteren sind die vornehmeren Glieder der familia, und ihre Benennung ist anfänglich sehr verschieden: servientes, famuli, familiares, ministri, ministeriales, curiales, clientes, milites, nobiles, von welchen die Ausdrücke ministerialis und officialis sich später in weitem Umfange verbreiteten[2]).

Zu ähnlichen Bildungen auch auf dem Gebiete der ungarischen Rechtsentwicklung hat anfangs der private Landbesitz, die Schaffung des grundherrlichen Eigentumsrechtes, gefehlt. Dieses wurde durch Stefan I. eingeführt, indem er aus der stammesgenossenschaftlichen Feldgemeinschaft für sich selbst, für die von ihm gestifteten Kirchen und Klöster sowie zugunsten einzelner Ländereien ausgeschieden hat.

---

deutschen Verhältnisse genommen, so Ad. Franc. Kollár: Historiae iurisque publici regni Ungariae amoenitates, Vindob. 1783, G. Bartal: Commentarii, Posonii, 1847, Gedeon Ladányi: Verfassungsgeschichte des Königreichs Ungarn bis zum Frieden von Szatmár, I. Debreczen 1871 (ung.); ferner Emerich v. Hajnik, welcher westliche besitzgeschichtliche Analogien nachgewiesen und im ungarischen Rechte der Einwirkung des Hofrechtes, der deutschen Territorialentwicklung, der kirchlichen familia nachgegangen ist; vgl. von ihm: Die Verfassung und das Rechtsleben Ungarns unter den Arpaden (ung.), 1872, S. 142, 218, 225, 285; Die erbliche Obergespanschaft in der ungar. Verfassungsgeschichte (ung.), Bpest, 1888. Harold Steinacker hat folglich, als er (Mitt. d. Inst. für öst. Gf. 28) die ganze ungarische Rechtshistorik der Unkenntnis der deutschen Rechtsentwicklung geziehen und zum Vater dieser einseitigen Betrachtungsweise gerade Hajnik ernannt hat, sein über Timon und dessen Richtungsgenossen gefälltes Urteil ohne Grund verallgemeinert.

[2]) Vg. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte 5, S. 190 ff. und 428; Lamprecht: Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter 1, S. 146 ff.; Schröder: Lehrbuch d. deutschen Rechtsgeschichte 1907, S. 447, und über die neue Literatur: Keutgen: Die Entstehung der deutschen Ministerialität (Vierteljahrsschrift f. Social- u. Wirtschaftsgeschichte, 1910, S. 1 ff.).

Der Beginn der Entwicklung ist am deutlichsten an den Besitztümern der durch Stefan und seine unmittelbaren Nachfolger gegründeten Benediktinerklöster ersichtlich. Schon im XI. Jahrhundert treten die Leute des ungarischen kirchlichen Gutsherrn in zwei Gruppen auf. In der ersten die mit Urproduktion oder Gewerbetätigkeit beschäftigten Handarbeiter und Knechtesippen, in der anderen das unter dem Namen ministri oder ministeriales vorkommende Hausgesinde. Die letztere Klasse hatte beritten dem kirchlichen Grundherrn zu dienen. Bezeichnend für diese ist, daß in den Gesetzen Ladislaus des Heiligen unter dem Namen ministri diejenigen kirchlichen Dienstleute vorkommen, welche der Stiftungsbrief von Tihany im Jahre 1055 mit dem Namen equites bezeichnet. Am Ausgange des XI. Jahrhunderts versieht diese Ministerklasse die Verwaltung des kirchlichen Gutes, der Abt wählt aus ihr seine Schaffner und Sendboten und es vertritt ihn bei der Ausübung der aus seinem Eigentumsrechte fließenden Rechtshandlungen einer von ihnen als suus minister.

Diese ministri genannte, auf dem Kirchengute seßhafte Gesellschaftsklasse sondert sich auf diesem Punkte ihrer Entwicklung nach zwei verschiedenen Richtungen. Der eine Teil hat den berittenen Dienst schon am Ende des XII. Jahrhunderts in seinen Familien erblich gemacht und diese Familien hatten unter genau festgesetzten Rechtsverhältnissen ihren Wohnsitz auf dem kirchlichen Gute. Ihre Benennung ist anstatt ministri bereits jobagiones, jobagiones exercituantes, sodann joubagiones equites ecclesie servicium impendentes[3]). Diese Klasse ist immerfort unter der Gerechtsame des kirchlichen Grundherrn verblieben, konnte ihren Besitz nur mit der Bewilligung des Grundherrn und nur einem gleichfalls kirchlichen Untertanen — später kirchlichen Adeligen genannt — verkaufen, welcher das auf dem Besitze lastende servitium von ihm übernahm. Der Besitz dieser Art wird später praedium genannt, und daher stammt die Benennung praedialistae für die kirchlichen Adeligen, welche, wenn auch nicht in großer Anzahl, bis zum Aufhören des ständischen Ungarn fortbestanden haben.

Zur näheren Kenntnis der von uns untersuchten Gesellschaftsklasse müssen wir den anderen Teil der ministri in Betracht nehmen, diejenigen, welche zur Kirche nicht im erblichen Dienstverhältnisse standen. Von den in genau festgesetzten Rechtsverhältnissen lebenden kirchlichen Adeligen und sonstigen Untertanen hatte der Grund-

---

[3]) Vgl. über ihre Rechtsstellung in der Neuzeit: Josef Ozorai: Die kirchlichen oder praedialen Adeligen und ihr Besitz (ung.). Esztergom 1887.

herr beständig Männer zu seiner persönlichen Bedienung in seine nächste Umgebung, an sein Hoflager gezogen, welche er zu Sendungen und auch zur Verwaltung seines Grundbesitzes verwendete. Diese sind die Beamten der grundherrlichen Hofhaltung, curiales comites, palatini, judices curiae, judices terrestres, welche von Fall zu Fall ernannt wurden und in deren Familie das Amt sich nicht vererbte. Sie bilden den Kern einer sich entwickelnden Gesellschaftsklasse, welche infolge der langsamen Änderung der Besitzverhältnisse erst in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts in größeren Massen auftritt[4]).

Das kirchliche Grundeigentum, durch Stefan den Heiligen begründet, hat sich ohne Schwierigkeiten in beständiger Geltung erhalten. Das Grundbesitzrecht der Laien hat sich um so langsamer und schwieriger entwickelt. Stefan hat wohl die organisierte Macht der Geschlechtsverbände vernichtet, aber das Bewußtsein der Blutsverwandtschaft hat auch ferner die Mitglieder der einzelnen Sippen verbunden erhalten und im Rahmen der letzteren den Fortbestand der Feldgemeinschaft noch weit über ein Jahrhundert hinaus gesichert. In der zweiten Hälfte des XII. und am Anfange des XIII. Jahrhunderts lockert sich endlich das Band der Blutsgemeinschaft vollständig, der bis dahin gemeinsame Sippschaftsbesitz wird aufgeteilt und es entwickelt sich eine weltliche Großgrundbesitzerklasse als Rechtsnachfolgerin des geschlechtsgenossenschaftlichen Gemeinbesitzes[5]).

Nachdem sich derart das private Grundeigentum völlig entwickelt hat, werden auch auf den weltlichen Besitztümern ähnliche soziale Elemente wahrnehmbar, wie wir sie auf den kirchlichen Gütern von vornherein antreffen. Neben der unfreien, ackerbauenden und gewerbetreibenden Dienerklasse wird auch hier die Anstellung solcher Personen zur Notwendigkeit, welche dem Gutsbesitzer höfische, gutsverwalterische und militärische Dienste leisten. Die sozialen und politischen Verhältnisse haben im XIII. Jahrhundert die rasche Zunahme dieses häuslichen, höfischen Personals vielfach erleichtert.

---

[4]) A. v. Timon hat (a. a. O. S. 277, 546) bei der Untersuchung der Klasse der familiares dieselbe von den Praedialisten nicht unterschieden. Unsere Untersuchung nimmt, im Gegensatze zu ihm, diese Unterscheidung zu ihrer Grundlage.

[5]) Die Geschichte der ungarischen Feldgemeinschaft hat Karl Tagányi ins Klare gebracht; vgl. Geschichte der Feldgemeinschaft in Ungarn, Ung. Revue Jg. 1895, S. 103ff.; Dorf und Feldgemeinschaft (ung.) im Közg. Lex. I, S. 615. Bezüglich der Geschichte des weltlichen Privatgrundbesitzes hat aber die ungarische Literatur selbst Vorarbeiten kaum aufzuweisen. Daten über die Auflösung der geschlossenen Sippschaften finden sich bei Johann Karácsonyi: Die ungarischen Geschlechtsverbände bis zur Mitte des 14. Jhrdts. (ung.), 3 Bände.

Aus drei Quellen wurde der Bedarf der Großgrundherrn an Dienstleuten gedeckt. Die eine Quelle waren die ärmeren Familien der Geschlechtsverbände gewesen, welchen nach der Durchführung der stammesgenossenschaftlichen und sodann der agnatischen Güterverteilung so wenig Grundbesitz verblieben war, daß die Familienmitglieder von diesem nicht leben konnten und sich darum in den Dienst der reicheren Grundherren begaben. So wird ein Mitglied des genus Ajka zum Reisigen eines Herrn, ein anderes zum nobilis probus des Gespans von Szolnok. Sehr viele treten auch in den Dienst der Kirche; so überläßt ein Gesippe des genus Csermeny sein Gut dem Domkapitel von Neutra, um von diesem ernährt zu werden, weil er nimia fuerit oppressus paupertate[6]).

Die zweite Quelle war die Freilassung, bei welcher der gewesene Sklave zwar frei wurde, gewöhnlich aber weder eine liegende noch eine fahrende Habe erhielt, von welcher er hätte leben können, so daß er gezwungen war, sich um einen Dienst umzusehen[7]). Sehr viele traten endlich aus den Reihen der königlichen Burgvölker in den Dienst der Großgrundherren bei der völligen Auflösung der königlichen Burgenverfassung am Beginne des XIII. Jahrhunderts über. Ein beträchtlicher Teil der Burgländereien ging in private Hände über, auch die Abhängigkeit der noch im königlichen Eigentume behaltenen Burgengüter lockerte sich. Ein Burghöriger des Komitates Borsod ist von seiner Kindheit an der Diener (servitor) des Palatins, der König befreit ihn erst später von der Burghörigkeit[8]); zwei Burghörige des Komitates Gömör kämpfen jahrelang im Dienste eines Privatmannes, erwerben sich sogar ein Gut in einem anderen — dem Neograder — Komitate, bis sie vom Könige später geadelt werden[9]). Bei der Vergabung der Burgländereien durch den König sind zwar viele dort angesessene burghörige Krieger gefreit, d. h. geadelt worden, ein großer Teil derselben ist jedoch im Dienste des neuen Gutsherrn, der privaten Großgrundbesitzer geblieben.

Die nämlichen Verhältnisse haben auch auf das Kirchengut einge-

---

[6]) Karácsonyi a. a. O. 1, S. 83. — 1264: Fejér: Cod. dipl. 4[3], S. 241, Karácsonyi 1, S. 377.

[7]) Schon im 13. Jahrhundert lautete die beständige Formel der Freilassung dahin: perpetuam sibi contulit libertatem, talique videlicet tenore, ut ubicunque voluerit, liberam habeat manendi facultatem, 1219: Wenzel: Codex dipl. Arpadianus continuatus, 6, S. 403. — Vgl. R. Békefi: Die Sklaverei in Ungarn unter den Arpaden (ung.), Budapest 1901.

[8]) 1266: Wenzel 8, S. 147.

[9]) 1268: Wenzel 8, S. 200. — 1287 über die Preßburger Burghörigen: Castrenses ejusdem castri servientes comitis Johannis, Cod. dipl. patrius Hungaricus, 2, S. 19.

wirkt und hier ebenfalls die Entwicklung einer zahlreichen, im persönlichen Dienste der Grundherren stehenden Kriegerklasse veranlaßt, zu welcher die Nachkommen der früheren ministri, die Hofbeamten und Güterverwalter, solcherart nur den ersten Ansatz bildeten. Auf dem weltlichen und kirchlichen Großgrundbesitze ist der Sammelname all dieser, ohne Zuteilung von Leihegütern, nur zu persönlichen Diensten angestellter Personen von der Mitte des XIII. Jahrhunderts an die familia, und die zu ihr gehörenden Individuen werden, wenn sie Heeresdienst leisten, als servientes, auch famuli und familiares, vom Ende des XIV. Jahrhunderts an ausschließlich als familiares bezeichnet, während die haushaltführenden, höfischen und güterverwaltenden Personen offiziales heißen.

Die Kriegsdienstleute werden oft in den seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts zahlreicher erhalten gebliebenen königlichen Donationsurkunden erwähnt, wo der König es dankbar hervorhebt, daß der Betreffende entweder im Gefolge eines Herrn am Kampfe teilgenommen hat, oder selbst ein solches Gefolge hatte. So Stefan V.: Idem . . . . cum honesta et armata familia, in exercitu nostro, quem in Greciam simulcum baronibus nostris miseramus, coram omnibus in ipso insultu seu devastacione regni Gręcię claruit tamquam miles strenuus[10]). Diese armata familia besteht, wie aus den Urkunden festzustellen ist, aus den in den Dienst des Großgrundbesitzers getretenen servientes, im Verhältnisse zu welchen derselbe beständig als der Herr — dominus — erwähnt wird[11]). Der hier erwähnte serviens ist nichts anderes, als der in den Dienst des Großgrundbesitzers eingetretene Reisige, ein berittener Kriegsknecht, welcher dem Grundherrn als seinem dominus gehorcht, unter seiner Führung und auf seinen Befehl in den Krieg

---

[10]) 1270: Wenzel 12, S. 12.

[11]) Im J. 1274 hat Joannes, Sohn des comes Conradus, gegen die einbrechenden Deutschen cum sua armata familia gekämpft, wobei ihm aus derselben drei servientes fielen; Wenzel 12, S. 110. — In 1300 sind die Teilnehmer einer Fehde: magister Chak filius Petri palatini cum sua familia et cum familia magistri Mathei fratris sui et unacum ipso Michaele filio Mauricii et suis servientibus et cum servientibus ejusdem Lorandi de Kezeu, Wenzel 10, S. 407. — Der Ausdruck serviens wird am Ausgange des 13. Jahrhunderts verwendet, in der Mitte des folgenden Jahrhunderts tritt an seine Stelle das synonyme familiaris. Zuweilen finden sich beide vereinigt: in 1280 verleiht der Zipser Propst ein Gut dem Stephano filio Chene, fideli et familiari servienti nostro; Knauz: Mon. eccl. Strig. 2, S. 122. — Daß der serviens der Nachfolger des minister ist, hat der Spezialist des angiovinischen Zeitalters, Anton Pór, bemerkt, Századok (ung. Zeitschrift) 1890, S. 217, wo er erklärt, daß das Wort serviens «auf jeden freien Diensteleistenden gepaßt hat, vom letzten Hausdiener bis zum ersten adeligen Herrn».

zieht, und in Entgeltung seines Heeresdienstes auf dem Gute am Hofe seines Herrn ernährt wird. Das älteste Vorkommen des Wortes finden wir im Gesetzbuche Stefans des Heiligen: Volumus ut unusquisque senior seu dominus suum habeat militem, idest servientem, nec aliquis alter illi suadeat antiquum deserere seniorem et ad se venire. (I, cap. 21). Die Rechtsstellung dieser Kriegsknechte ist durchaus dieselbe, wie jene der auf den Kirchengütern beobachteten ministri; diese kommen auch manchmal unter dem Namen servi equestres vor, und werden in den Urkunden von den einfachen leibeigenen Sklaven, den servi, scharf unterschieden[12]). In der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ist, aus den eben angedeuteten drei Quellen fließend, bereits am Hofe eines jeden Großgrundbesitzers eine große Anzahl solcher Reisigen anzutreffen. So fielen im steierischen Feldzuge König Stefans V. zwei Verwandte und 70 Servienten des comes Paulus aus dem Geschlechte Gutkeled[13]), ein andermal wurden 50 Servienten des comes Abraham im Kampfe gegen die Deutschen verwundet[14]), bald wieder ist die Rede vom Tode einer unermeßlichen Menge der Servienten[15]).

Das Verhältnis zwischen serviens und dominus war auf einen beiderseitig bindenden Vertrag begründet. Zum serviens konnte sich ein Untertan ebensogut, wie ein Freier und Adeliger verdingen. Am Ausgange des XIII. Jahrhunderts regelt ein Gesetz den Eintritt der Adeligen in den Servientenstand: Item statuimus, quod nobiles servire valeant, quibuscunque voluerint sua spontanea voluntate. Et si qui potentum huiusmodi nobiles ad sibi serviendum vi vel potencia artaverint, aut ipsos propter hoc in personis vel facultatibus leserint .... excommunicationem ex nunc latam incurrant ipso facto ... (1298, art. 33). Das Dienstverhältnis der Servienten ist also am Ende dieses Jahrhunderts ein gesetzlich anerkanntes Rechtsinstitut. Der Ausdruck sua spontanea voluntate weist auf den Vertragscharakter des Servientenverhältnisses hin. Der Vertrag dürfte zumeist mündlich abgeschlossen werden, eine besondere Formel hat sich hierfür in der ungarischen Urkundensprache nicht ausgebildet. In dem Vertrage sicherte sich der Herr militärische Dienste, dem Diener wurde von dem gewöhnlich über Burgen verfügenden dominus der Schutz

---

[12]) A pannonhalmi főapátság története (Gesch. der Erzabtei Martinsberg (ung.), 1, S. 570; Reg. Varad. Nr. 95, 162, 184, 278, 322, 329, 333; der serviens eines Waitzner Domkapitulars hat eine ancilla (ebenda, Nr. 381).

[13]) 1291, Wenzel, 5, S. 66.

[14]) 1294, Wenzel, 10, S. 136.

[15]) 1292, Wenzel, 12, S. 530.

seiner eigenen Person, seiner Familie und seines Besitzes gewährleistet. Da der serviens seinem Herrn weder als Ackerbauer, noch als Handwerker, sondern nur militärisch diente, mußte die Sorge für seinen Lebensunterhalt, seine Ernährung, Bekleidung und Wohnung von dem dominus übernommen werden. Manchmal bekam der Servient auch wohl von seinem Herrn zur Belohnung seiner Dienste ein Gut. Eine derartige Gutsverleihung bildete wohl nur die nachträgliche, wahrscheinlich freiwillige, im Vertrage nicht ausbedungene Entlohnung schon geleisteter servientischer Dienste[16]). Durch diese Entlohnung sollte das Verhältnis des serviens zum dominus jedenfalls stärker befestigt werden[17]). So finden wir bereits in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts Servienten, welche in der Familie des Herrn durch zwei aufeinanderfolgende Generationen dienen[18]).

Während des Bestandes des Vertrages war der serviens ebenso, wie der Hintersasse, der Gerichtsbarkeit des dominus unterworfen, wie dies E. v. Hajnik nachgewiesen hat[19]). Verdingte sich also ein

---

[16]) In 1255 schenkten die Johanniter von Gran einen Weingarten Symeoni fideli servienti nostro pro stipendio sui fidelis servitii nobis exhibiti duorum annorum, Knauz, Mon. eccl. Strig., 1, S. 430 (= Wenzel 2, S. 263); in 1255 schenkt Tristan comes preconum de terra nostra hereditaria dem Aegydius, welcher a puericia nobis fideliter servivit in omnibus nostris arduis negociis, maxime autem in persecutione Tartarorum, cum omnes cognati et servientes nos dereliquerunt . . . ipse nobiscum cum magna fidelitate permanens, Wenzel 11, S. 422. — Vgl. 1272, Wenzel 12, S. 59; 1275, ibid. 12, S. 159; 1282, Codex dipl. comitum Károlyi, 1, S. 15; 1291, Wenzel 5, S. 56; 1330, Codex dipl. Andegavensis, 2, S. 463.

[17]) Zwei Herren verleihen im J. 1300 dem comes Andreas ein Gut, pro serviciis et effusione sanguinis eiusdem Andreae factis pro ipsis, wobei sie sich verpflichteten, daß sie im Falle, wenn der Beliehene oder einer seiner Erben im Besitze des Gutes wie immer gestört würde, tenerentur eos expedire propriis suis laboribus et expensis; Wenzel 5, S. 251. Die letztere Formel ist auch bei Bekräftigung der Kaufverträge gebräuchlich; hier beweist sie den privatrechtlichen Charakter des Servientenverhältnisses.

[18]) Der Palatin Nikolaus verleiht im J. 1284 ein Gut einem fideli, qui idem primo patri nostro Henrico bano . . . et demum nobis in diversis casibus fortunae suam personam opponere non formidans; Cod. dipl. patrius 7, S. 189.

[19]) Hajnik: Gerichtsverfassung und Prozeßordnung aus der Zeit der Arpaden und der Könige aus gemischten Häusern, (ung.) S. 16, unter Berufung auf eine Exemption aus d. J. 1246: qui contra jobagiones vel servientes eiusdem in ipsis terris existentes agere voluerint, coram domino ipsorum primo et per consequens coram nobis ordine judiciario exequantur. — In 1290 werden alle officiales, servientes und jobagiones eines dominus von der Gerichtsbarkeit des Komitates ausgenommen und der grundherrlichen untergeordnet, wobei es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nur um die Anerkennung der tatsächlich bestehenden Zustände handelt; Wenzel 10, S. 433.

Edelmann als serviens, so schied er dadurch für die Dauer des Vertrages aus der Kompetenz der für die Gemeinfreien bestimmten Gerichte aus, war fortan von staatlichen Behörden überhaupt nicht zu belangen. So wird wegen einer Mordtat des serviens nicht er, sondern sein Herr mit dem Verluste seiner Güter bestraft[20]), wie auch anderseits die Entschädigung für die Tötung oder körperliche Verletzung des serviens dem dominus zufällt[21]).

Wenn man die ganze Entwicklung überblickt, wie sie vom miles des Zeitalters Stefans des Heiligen und vom minister der ersten Benediktinerabteien bis zur armata familia des ausgehenden XIII. Jahrhunderts ihren Fortgang genommen hat, so muß man des feudalen Elementes schon auf den ersten Blick gewahr werden. In dem Zeitpunkte, als Stefan der Heilige das private Grundeigentum begründete, finden wir auf dem Gundbesitze Kriegsdienstleute, die, zu dem Grundherrn in Dienstverhältnis stehend, Adelige sowohl wie Nichtadelige sein können, jedenfalls aber während des Bestehens des Dienstverhältnisses dem Grundherrn allein gehorsam sind, ausschließlich unter seine Gerechtsame fallen und dadurch von der königlichen Gewalt gänzlich ausgenommen sind. Die Werkzeuge der sozialen und politischen Machtentfaltung des Großgrundbesitzes waren im deutschen Rechtsgebiete die Ministerialen, in Ungarn die Servienten. Hat sich auch die Gesetzgebung, abgesehen von dem oben erwähnten Dekrete des Jahres 1298, in diesem Zeitraume mit den Servienten nicht beschäftigt, so finden sich doch schon Spuren davon, daß die familia des Privatmannes verpflichtet war, an der Verteidigung des Landes unter dem Oberbefehle des Königs teilzunehmen[22]). Das rein vertragsmäßige, privatrechtliche Servientenverhältnis bekommt dadurch, daß der serviens der Landesverteidigung zugezogen wird, eine öffentlich-rechtliche Beziehung, und hierdurch gewinnt das Rechtsinstitut am Ende des Jahrhunderts, mit der vollständigen Ausgestaltung des Großgrundbesitzes, einen feudalen Charakter[23]). Am Beginn des XIV. Jahhunderts gibt es auch

---

[20]) 1267, Cod. dipl. patrius 6, S. 148.

[21]) 1295, Wenzel 12, S. 577. — 1304, Cod. dipl. comitum Károlyi 1, S. 37.

[22]) 1270; die gewesenen Burghörigen von Locsmánd erhalten von ihrem Grundherrn (dominus suus) einen Besitz tali condicione et pacto, quod . . . in recompensationem ipsius terrae praefato comiti et suis heredibus servire tenebuntur, eundo cum eo ad curiam domini regis et ad exercitum cum armis decentibus, quociens expedierit et placuerit comiti memorato; Wenzel, 8, S. 321.

[23]) In diesem Sinne wurde schon von Ladányi, a. a. O. 1, S. 45 das erwähnte Gesetz Stefans d. Heil. ausgelegt: ihm zufolge bedeutet «das miles id est serviens nicht die freien Dienstleute des Königs, sondern die bewaffneten Knechte einzelner

dafür Beispiele, daß der dominus mit der Gesamtheit seiner Servienten in den Dienst eines noch mächtigeren Herrn eintritt und selbst zu dessen Servienten wird. So hat auf Grundlage des servientischen Dienstverhältnisses eine der augenfälligsten Eigenheiten des westlichen Lehnwesens, die Abstufung und Hierarchie der feudalen Verpflichtungen, auch in Ungarn Eingang gefunden[24]).

Die Vorbedingung dieser raschen Entfaltung des feudalen Elementes war neben der Ausbildung des Großgrundbesitzes besonders das Verschwinden der patrimonialen Grundlagen der monarchischen Zentralgewalt, wie dieses sich seit dem Anfange des XIII. Jahrhunderts stufenweise vollzog. Das Königtum hat die Königlichen Burgdomänen teils verschenkt, teils verloren, und fand dem aufstrebenden Großgrundbesitze gegenüber immer weniger Rückhalt. Die Folge davon war, daß am Ende dieses Jahrhunderts die armata familia der Großgrundbesitzer von diesen sehr oft gegen die monarchische Gewalt, und nur äußerst selten zum Schutze des Landes verwendet wurde. Mit der Hilfe des Servientenstandes strebt der Großgrundbesitz seinem Ziele, der territorialrechtlichen Ausgestaltung seiner sozialen Machtlage, zu.

Zur familia wurden außer den Kriegsknechten auch die officiales gerechnet[25]). Aus den Gutsinventaren der Benediktinerabteien des XI. und XII. Jahrhunderts konnte festgestellt werden, daß die Äbte .das Verwaltungspersonal der Stiftsgüter aus den Reihen der be-

---

Magnaten, und es sei hier nicht von der jeden freien Mann verpflichtenden Landesverteidigung, sondern von einer Art feudaler Privatverpflichtung die Rede, d. h. davon, daß der König von diesen Herren für seine ihnen zugewendete Gunst verlangt habe, sie mögen, wenn auch nicht persönlich, so doch durch das Aufgebot ihrer bewaffneten Diener seinen Befehlen Folge leisten.» Timon, a. a. O. S. 272 lehnt diese Erklärung ab und kommt seinerseits zu dem Ergebnis, daß der betreffende Gesetzartikel einfach nicht verständlich sei. — Die der stefaneischen Verfassung innewohnenden feudalen Elemente hat neuestens Árpád von Károlyi nachgewiesen (Die Arpaden als Organisatoren des ung. Nationalkönigtums und der Gesellschaft in der Festschrift Árpád és az Árpádok).

[24]) 1313, Codex dipl. comitum Zichy 1, S. 146, 186. Vgl. Anton Pór in Századok, Jg. 1890, S. 217 ff.

[25]) Das Wort officialis kommt in demselben Sinne, in welchem es auf die mit einem officium betrauten Hintersassen der deutschen Kirchengüter im 10.—12. Jahrhundert Anwendung fand (vgl. v. Below, Territorium und Stadt, S. 308), zuweilen auch auf ungarischem Rechtsgebiete vor, z. B. in einer Angelegenheit der Tyrnauer Nonnen: illa area seu curia, quae extra claustrum ipsarum est, in qua officiales earum, videlicet capellani, sutores et pistores commorantur; Wenzel 8, S. 93. — Vgl. noch Geschichte der Martinsberger Erzabtei (ung.), Urkunden, 1, S. 678, 716, 719; Gesch. der Abtei Tihany (ung.), Urkunden, 1, S. 529, 531; Reg. Varad. Nr. 379.

rittenen Dienstmannen von Fall zu Fall ernannten[26]). Nach der Ausbildung des Großgrundbesitzes wird das Wort officialis ungefähr gleichbedeutend mit den in der deutschen, besonders der österreichischen und steirischen Rechtsentwicklung gebräuchlichen Ausdrücken officialis, officinarius, Amtmann. Die officiales verwalten den Grundbesitz, treiben die dem Herrn gebührenden Einkünfte ein, vertreten die Person des Grundherrn vor den öffentlichen Beurkundungsstellen (Loca credibilia), — bei welchen Handlungen regelmäßig der Ausdruck pro domino suo erscheint, — und üben die dem Grundherrn über die Hintersassen seines Gutes zustehende Gerichtsbarkeit aus[27]). Die periferischen Organe der Güterverwaltung führen gewöhnlich den Titel curialis comes oder castellanus[28]), die am Hofe des Grundherren wohnenden zentralen Wirtschaftsverwalter je einen nach ihrem Wirkungskreise verschiedenen Titel. Auf den Benediktinergütern finden wir am Anfange des XIII. Jahrhunderts einen camerarius, magister pistorum, claviger[29]); unter den Servienten des Graner Erzbischofs, welche an seiner Seite gegen den Herzog von Österreich kämpfen, sind die vornehmsten der palatinus curiae, der magister paniferorum und eine Menge magistri und comites ohne nähere Bezeichnung[30]). Ähnlich werden mit dem Sammelnamen officiales nostri erwähnt neben dem palatinus der judex curiae, comes terrestris, oder am Hofe des Preßburger Gespans ein conservator castri, ein curialis comes, ein comes hospitum castri[31]). Alle diese stehen, ebenso wie die militärischen Mitglieder der familia, mit dem Grundherrn als ihrem dominus in einem Vertragsverhältnisse. Dieser Umstand unterscheidet sie von den deutschen Hofbeamten, dem Marschall, Truchsessen, Kämmerer, mit welchen sie durch ältere ungarische Rechtshistoriker, Kollár und Bartal, identifiziert worden sind. Die deut-

---

[26]) Lad. Erdélyi: Die Rolle der Jobagionen in der ungarischen Gesellschaft, im Jahrbuch der Martinsberger Erzstiftshochschule (ung.), 1910 bis 1911, S. 207.

[27]) Den richterlichen Wirkungskreis des officialis in der grundherrlichen Gerichtsbarkeit hat schon Hajnik erkannt, a. a. O. S. 97.

[28]) Dem Kastellan obliegt es, zu sorgen für aratura et aliis curis domesticalibus et provisionibus tamquam pater familias et procurator providus, 1320, Cod. dipl. com. Zichy 1, S. 188. — Königin Maria schreibt 1264: cursus metarum et circumstantias possessionum Wyhel et per eandem pertinentes, sicut credimus, scivistis ad plenum, quia antequam contulissimus monasterio S. Martini, tu in eadem fuisti officialis noster; Gesch. der Martinsberger Erzabtei 2, S. 326.

[29]) 1233, a. a. O. 1, S. 716.

[30]) 1291, Wenzel 5, S. 51.

[31]) 1284, Wenzel 4, S. 267; 1263, Bartal 1, S. 352.

schen Hofbeamten sind gewöhnlich Ministeriale gewesen, die ungarischen aber Glieder der familia, die deutschen haben ihr Amt nach und nach in ihrer Familie erblich gemacht, die ungarischen sind beständig im Vertragsverhältnisse geblieben. Die ungarische Entwicklung begann der ihr vorangehenden deutschen ähnlich, in feudalisierender Richtung, aber im XIV. Jahrhundert stockte diese Entwicklung und schlug abweichende Bahnen ein[32]).

Inmitten der langwierigen Thronstreitigkeiten des beginnenden XIV. Jahrhunderts war die königliche Gewalt auf das tiefste gesunken und die Macht des Großgrundbesitzes näherte sich jener der deutschen Territorialherren am meisten. Der oben angeführte Artikel des Dekretes von 1298 hatte dadurch, daß er den Adeligen (und natürlich auch den Nichtadeligen) die Eingehung dauernder privater Dienstverhältnisse gestattete, der auf dem Großgrundbesitze bisher ohne rechtliche Anerkennung ausgebildeten familia eine gesetzliche Grundlage verschafft. Die Großgrundbesitzer konnten sogar mit Erlaubnis des Gesetzes auf ihren Ländereien eine große Anzahl immer schlagfertiger Kriegsknechte halten. Hatte der Großgrundbesitzer zudem noch ein königliches Amt inne, so lag ihm die Möglichkeit nur zu nahe, sich auch die staatlichen Organe der Verwaltung gefügig zu machen und dadurch seine Privatmacht — ähnlich jener der deutschen Landesherren — zu einer halbstaatlichen zu erheben.

Das typische Beispiel einer solchen Privatmacht bietet am Beginn

---

[32]) Auf den königlichen Domänen haben sich ebenfalls sehr früh ähnliche Bildungen entwickelt. Die königlichen ministri nahmen in der Mitte des 11. Jahrhunderts den Rang zwischen dem Gespan und den Gemeinfreien ein; zu den größeren ministri zählten auch die königlichen Kapläne; am Ausgange des 13. Jahrhunderts werden noch ministeriales regis genannt, in ähnlicher Stellung, wie die am Anfange desselben Jahrhunderts die familiares regis waren. Auch die familia regis kommt vor, zu welcher ein familiaris juvenis, aulae nostrae miles, serviens noster gehört. Der serviens regis des 12. Jahrhunderts jedoch, welcher im 13. Jahrhundert zum nobilis wird, war kein Mitglied der königlichen familia, sondern bedeutete Gemeinfreie, welche nicht im Dienste eines privaten Großgrundbesitzers standen und aus diesem Grunde stolz den Namen eines königlichen Servienten trugen. Der königliche familiaris ist im 13. Jahrhundert völlig gleichbedeutend mit demselben Ausdrucke der deutschen kaiserlichen Kanzlei; vgl. Waitz, a. a. O. 6, S. 294. — Vgl. noch Gesch. der Tihanyer Abtei (ung.) 1, S. 490, 492; Gesch. der Martinsberger Erzabtei 1, S. 605; Cod. dipl. patrius 5, S. 6. Knauz: Mon. eccl. Strig. 1, S. 283; 2, S 359. Wenzel 3, S. 255; 4, S. 216, 311; 8, S. 303; 10, S. 295; 11, S. 366; 12, S. 619. Pauler: Geschichte der ung. Nation zur Zeit der Árpáden (ung.) 1, S. 430; Lad. Erdélyi: Ungarische Gesellschaftsklassen auf Grund der Gesetze des 11. Jahrhunderts (ung.), S. 65 ff.; Valentin Hómann: Das Stiftungsjahr des Agramer Bistums in Turul (ung. Zeitschrift), Jg. 1910, S. 104.

des XIV. Jahrhunderts der Wirkungskreis des siebenbürgischen Wojwoden Ladislaus, welcher die völlige Verschmelzung der Amtsgewalt des Wojwoden mit dem privaten Machtkreise des Amtsinhabers erkennen läßt. Die Staatseinkünfte im östlichen Landesteile lagen sämtlich in seiner Hand; die Gold- und Salzbergwerke, die Gespanschaften von Hermannstadt, des Szeklerlandes, von Bistritz, die freien Städte gerieten alle, von der staatlichen Verfügungsphäre losgerissen, in seinen privaten Rechtskreis. Ausdrücke, wie per totum territorium pertinens ad dominum waivodam, per suam tenutam, per districtum domini wayvodae, bezeichnen zugleich den Privatbesitz des Wojwoden als Großgrundherrn und sein Amtsgebiet. Falls es noch irgendeine von ihm unabhängige Macht auf diesem Gebiete gibt, strebt er auch sie in den eigenen Rechtsbereich hineinzunehmen; zu diesem Zwecke läßt er, in medio capituli sedens, seinen eigenen Sohn zum Bischof wählen, und willigt zuletzt in die freie Bischofwahl nur unter der Bedingung, wenn eine ihm genehme Person gewählt wird. Seine Macht beruht aber auf den aus seinen Privatbesitzungen ernährten Eigenmännern, den Kriegern der armata familia und auf seinem Hausgesinde. Wir sehen ihn in seinem Hause schalten, als er freies Geleit für sein Gebiet erteilt, um ihn stehen sein Burgvogt, dessen Verwandte, eine Menge comites, notarii, d. h. Leute, welche als vornehme Glieder der familia sich am Hofe ihrer Herrn aufhalten, dessen öffentliche und privatrechtliche Funktionen ausüben, und den österreichischen Ministerialen vergleichbar neben ihrem Herrn bereits bis zu einem gewissen Grade einen beratenden Körper bilden [33]).

Der Macht des Wojwoden Ladislaus durchaus gleichgeartet war die Matthäus Cháks, der Geschlechter Aba und Omode, wie auch der

---

[33]) Mon. Hung. Vatic. 1^2, S. 117, 155, 174, 201, 205, 215 ff., 226 ff., 374; Fejér, Cod. dipl. 8^1, S. 389. — Vgl. Anton Pór: Der siebenbürgische Wojwode Ladislaus (ung. Sep.-Abdruck aus d. Erdélyi Muzeum, 1893). — Charakteristisch kennzeichnet der Kardinallegat Gentilis das Verhältnis des Wojwoden zu seinen Leuten, als er ihn in den Bann tut: eiusque vasallos, comites, castellanos, judices et jobagiones fore a qualibet sui fidelitate ac homagio absolutos (Mon. Hung. Vatic. 1^2, S. 372). Desgleichen nennt auch König Ludwig I. die im Servientendienste stehenden: servientes eorum videlicet vasalos, colonos, caniferos, pedites (1378, Ung. Nat.-Museum in Budapest, Urkundensammlung). — Diese landesherrliche Macht der Großgrundbesitzer hat — von der Natur des servientischen Dienstverhältnisses abgesehen — Ferdinandy a. a. O. S. 25 und vor ihm Ladányi erkannt. Die Bezeichnung des ungarischen Hochadels als magnates war im 13. Jahrhundert gleichbedeutend mit dem Terminus ministeriales maiores der steierischen Rechtsentwicklung, vgl. Fr. v. Krones in den Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, Bd. 1, S. 309 ff.

Herrn von Güssing und der anderen Großgrundbesitzer. Die unter solchen Verhältnissen auf den Thron gelangte Dynastie der Angiovinen sah sich vor die Aufgabe gestellt, diese Entwicklung des Großgrundbesitzes zur territorialen Macht möglichst aufzuhalten. Doch war die Entwicklung des Großgrundbesitzes und mit ihm des servientischen Dienstverhältnisses nicht mehr rückgängig zu machen. Angiovinischen Könige haben daher einerseits den Wunsch der Großgrundbesitzer nach einem noch engeren Anschluß der familia an ihre Person befriedigt, anderseits doch das derart gestärkte Machtgebilde für Staatszwecke auszunützen gesucht. Im Interesse des ersteren Zieles eximiert König Karl I. in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit konsequent die Großgrundbesitzer samt ihrer familia von den Gerechtsamen der Komitate, stellt so alle Servienten[34]) unter die grundherrliche Gerichtsbarkeit und legalisiert dadurch die in der Arpadenzeit meistens ungesetzlich ausgebildete Praxis[35]).

Zur weiteren Ausgestaltung des Servientenverhältnisses (vom XIV. Jahrhundert an kann man Familiärverhältnis sagen) sind die Maßnahmen der angiovinischen Könige auf dem Gebiete des Heerwesens von der größten Wichtigkeit gewesen. Wie wir sahen, bestand am Ende des XIII. Jahrhunderts die militärische Macht der Großgrundbesitzer aus der armata familia, welche infolge der Schwäche des Königtums zu rein persönlichen Zwecken der Großgrundbesitzer verwendet wurde. Unter der starken Hand Karls I. und Ludwig I. sind die Großgrundherrn gefügiger geworden und haben ihre militärischen Kräfte dem König für staatliche Zwecke zu Gebote gestellt. Den Hauptbestandteil dieser von den Grundbesitzern aufgestellten Kriegsmacht bildeten die Familiaren. Der Banus von Machó hat dem König Ludwig non sine effusione sanguinis primorum famulorum et cliencium suorum gedient[36]). Egidius von Böszörmény hat als serviens des siebenbürgischen Wojwoden vier Jahre lang in Italien gekämpft[37]), im Heere des nach Ozora entsen-

[34]) Am Anfange des 14. Jahrhunderts werden die Servienten zuweilen mit dem Worte familiaris bezeichnet, um die Mitte dieses Jahrhunderts verschwindet der serviens langsam und an seine Stelle tritt überall der familiaris.

[35]) Zimmermann-Werner: Urkundenbuch, 1, S. 381; Cod. dipl. Andegav. 2, S. 118; Cod. dipl. patrius 3, S. 85. Diese grundherrliche Gerichtsbarkeit erschien bereits in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts als ein altherkömmliches, vgl. Königin Maria 1391: cum antiqua consuetudine regni nostri requirente quilibet nobiles et viri ecclesiastici suos jobagiones et famulos impossessionatos ad instar jobagionum in suis possessionibus commorantium ipsimet iudicandi habeant facultatem; Gesch. der Martinsberger Erzabtei 2, S. 582.

[36]) 1345, Cod. dipl. patrius 2, S. 83.

[37]) 1350, Cod. dipl. Andegav. 5, S. 411.

deten Erlauer Bischofs treffen wir dessen Familiaren an[38]), in den neapolitanischen Kriegen Ludwigs I. rekrutieren sich die Söldnerkontingente aus den Familiaren der Anführer[39]). Die königliche Verordnung zum Kriegsaufgebot richtet sich dementsprechend an den dominus cum omnibus gentibus et familiaribus suis[40]).

Die ständige Bezeichnung der durch die Großgrundbesitzer aufgestellten Kriegskontingente ist seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts das banderium, welches wiederum aus Servienten und Familiaren zusammengesetzt ist[41]). Demgemäß kommen mit formelhafter Regelmäßigkeit die Ausdrücke: sub banderio, sub banderio et in familiaritate, sehr oft in comitiva et familiaritate, als die Nachfolger der armata familia vor[42]). Wie aus den urkundlichen Daten hervorgeht, haben den Kern der Banderien die im Dienste der Großgrundbesitzer, der Banderieninhaber, stehenden

---

[38]) 1364, Cod. dipl. patrius 1, S. 221.

[39]) 1380, familiares domini Benedicti bani in exercitu ... militantes, Történelmi Tár (ung. Zeitschrift), Jg. 1910, S. 6.

[40]) 1384, Elemer Varjú: Gesch. der Familie Bánffy von Losoncz aus dem Geschlechte Tomaj (ung.), Urkundenbuch 1, S. 374.

[41]) 1413 hat ein familiaris des Grafen Pipo von Ozora in den venetianischen Feldzügen und in den inneren Unruhen beständig sub banderio ipsius comitis Piponis domini sui gekämpft (Történelmi Tár, Jg. 1884, S. 238), 1416 kämpft im bosnischen Feldzuge sub banderio Piponis eine große Anzahl von Adeligen mit (ibid. S. 419), 1421 finden wir einen Familiaren sub banderio domini sui (Emerich von Pálócz) in Böhmen im Kampfe gegen die Hussiten (Cod. dipl. comitum Károlyi 2, S. 59).

[42]) 1428 ein Dienstmann des Grafen Ujlaki: unacum eodem domino suo ac sub banderio et in familiaritate ejusdem continue procedendo, Thallóczy-Áldásy, Urkundenbuch zum Verhältnisse Ungarns zu Serbien, S. 78; — 1432 ein Familiare des Graner Erzbischofs kämpft in familiaritate et sub banderio domini sui gegen die Böhmen, Ung. Nat.-Museum, Familienarchiv Hanvay; — 1435 in comitiva et familiaritate domini sui (Lad. Pethö de Gerse), Cod. dipl. patrius 5, S. 229; 1443 in comitiva seu familiaritate ... Ladislai de Maroth, Ung. Nat.-Museum, Urkundensammlung; 1456 in comitiva et familiaritate Johannis de Hunyad, Cod. dipl. patrius 1, S. 354; 1456 schreibt Johann Hunyadi aus der Belgrader Schlacht: multi enim ex familiaribus et hominibus nostris vulnerati et aliqui mortui sunt, Thallóczy-Áldásy a. a. O. S. 208; 1426 König Siegmund über einen Feldzug in die Walachei: fidelis noster Stephanus filius Jacobi dicti Dobo de Ruzka familiaris fidelis nostri ... archiepiscopi Strigoniensis sub banderio ejusdem domini archiepiscopi in exercitum nostrum regium ... contra Turcos instauratum hac vice exercituantium more asseritur fore profecturus, Hazai Oklevéltár (Cod. patrius), einziger Band, S. 382; an demselben Feldzuge hat Johann Kállai als Mitglied des Banderiums des Johann Maróti teilgenommen, ipsoque Johanne bano et predicto Johanne ceterisque familiaribus et gentibus suis more exercituantium in eisdem partibus nostris Transalpinis de speciali majestatis nostre mandato remanentibus, Fejér Cod. dipl. 10^6, S. 876.

Familiaren gebildet, welche der Grundbesitzer auf königlichen Befehl aufgestellt und persönlich in den Krieg geführt hat. Das ganze XV. Jahrhundert hindurch bestanden nicht nur die privaten, sondern auch die amtlichen Banderien aus diesen Elementen. Diese wurden nicht von den Großgrundbesitzern nach ihrem Besitzstande, sondern von den großen Würdenträgern des Landes auf Grund ihres Amtsgebietes aufgestellt; nachdem aber die Würdenträger durchwegs Großgrundbesitzer waren, findet man auch in ihren Banderien viele Familiaren[43]). Die Zahl der in die Banderien Eingegliederten wurde durch jene Familiaren beträchtlich vermehrt, welche selbst eigene Familiaren auf ihren Gütern gehabt hatten, weil die letzteren unter der Führung ihres Herrn im Heere jenes dominus kämpften, dem ihr Herr untergeben war[44]). Die Größe der Banderien war folglich nicht nur durch die Ausdehnung des Grundbesitzes des betreffenden Herrn bestimmt, sondern auch durch die Zahl der besitzenden adeligen Familiaren. In dieser Weise befanden sich im Banderium des mächtigen Großgrundbesitzes außer den auf seinen eigenen Gütern erhaltenen Familiaren auch die begüterten Adeligen der Umgegend. Die größten Magnaten, die Garai, Ujlaki, von Cilli, Hunyadi haben infolge der großen Ausdehnung ihrer Ländereien viele reiche Familiaren in ihren Machtkreis ziehen können, welche mit ihren Eigenmännern das Banderium zu einer ganzen Armee anschwellen machten, so daß ein solcher Großgrundherr manchmal über die Kriegskräfte eines ganzen Landesteils verfügt hat.

Auf Grund dieser Entwicklung kann festgestellt werden, daß das Banderialsystem, d. h. das System der auf der Grundlage des liegenden Besitzes zu staatlicher Dienstleistung aufgestellten Privatheereskontingente nicht italienischen Ursprungs ist, auch nicht erst von den Angiovinen eingeführt wurde, sondern eine seit der Entstehung des Großgrundbesitzes beständig vorhandene militärische Einrichtung war, welche wir schon in der armata familia kennen gelernt haben, und welche im angiovinischen Zeitalter bloß staatliche Anerkennung und Organisierung erfahren hat. Die Familiaren der Banderien des XV. Jahrhunderts sind die Standesnachfolger der

---

[43]) 1434 schreibt der Szekler Gespan an die Kronstädter Bürger, daß er ihnen gegen die Walachen zu Hilfe eilt, jam enim dies sexta est transacta, cum familiaribus nostris nunciavimus, ut ipsi sine mora more exercituali accedere debeant, quos speramus in brevi adesse et nisi iidem nos prevenerint, ... vestri in succursum non lentis passibus, sed celere equitatu progrediemur, Szekler Urkundenbuch (ung.) 1, S. 128.

[44]) 1458 dienten zwei Familiaren des Varader Bischofs unter Johann Hunyadi non sine magna eorum sed et fratrum proximorum et charorum familiarium, sanguinis effusione, Cod. dipl. comitum Károlyi 2, S. 318.

Servienten des XIII. und der ministri und equites des XI. und XII. Jahrhunderts. Da die schwache Zentralgewalt der aufstrebenden feudalen Machtorganisation keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, wurde die armata familia als ein Werkzeug der landesherrlichen Bestrebungen benutzt. Die Anjous fühlten sich nicht genügend stark, den Großgrundbesitz um seine öffentlich-rechtliche Bedeutung zu bringen und die Form seiner Machtentfaltung, die familia zu vernichten. Sie haben das privatrechtliche Verhältnis der Familiaren zum Grundherrn zur Grundlage des staatlichen Kriegsdienstes genommen. Dadurch hat die feudale Entwicklung in Ungarn ihren Höhepunkt erreicht, auf welchem sie dann durch die Gesetzgebung König Sigmunds über das Banderialsystem befestigt und geregelt wurde. Diese Organisation hatte den großen Mangel, daß der Grundherr zu seinem Könige nur in einem öffentlich-rechtlichen Verhältnisse stand, während die Familiaren an ihren Herrn durch den Dienstvertrag, also ein viel praktischeres, stärkeres, weil privatrechtliches Band, gebunden waren. Wenn der König eine kraftvolle Persönlichkeit war und selbst über großen Privatbesitz folglich über ausgedehnte Familiarenverbände, mit einem Worte über eine private Kriegsmacht verfügte, konnte er den Großgrundbesitz leicht dazu zwingen, seine Banderien in staatlichen Dienst zu stellen. Dies gelang aber schon Sigmund nicht vollständig, ebensowenig wie Johann Hunyadi, welcher in entscheidenden Momenten nicht über die Kriegsmacht des Landes, sondern nur über seine familia verfügte. Nur Matthias I. konnte die Zentralgewalt wiederum soweit stärken, daß der Kriegsdienst des Großgrundbesitzes zu staatlichen Zwecken beständig verfügbar war; er mußte aber später doch einsehen, daß die königliche Gewalt gegen die vereinten Machtmittel der Großgrundbesitzer nicht immer ausreiche, weshalb er auch die Begründung eines vom Banderialsystem unabhängigen stehenden Heeres in Angriff nahm.

Die im Banderium vereinigten Familiaren zeigen in ihrer sozialen Lage eine viel größere Abstufung, als wir es im XIII. Jahrhundert gesehen haben. Die vornehmsten Familiaren, welche selbst mächtige Kriegsherren waren, schlossen sich gewöhnlich nur zum Zwecke kriegerischer Dienstleistung mit ihren eigenen Scharen den Truppen ihres Herrn an. Die kleineren, Edelleute sowie Nichtadelige, hielten sich auf den Gütern des Grundherrn auf; ihre Dienstpflicht blieb stets zeitlich begrenzt[45]). Darin liegt der eigentümlichste Zug dieser

[45]) Darum kommt häufig der Ausdruck tunc familiaris vor, z. B. Szekler Urkundenbuch 1, S. 231; — dimissus 1438, Codex dipl. patrius 2, S. 282.

Entwicklung. Die Klasse der Dienstleute konnte sich nicht in einen erblichen Stand verwandeln, die Familiaren konnten ihren Dienst nicht auf ihre Nachkommen vererben. Zum Entgelt des Dienstes bekommen sie auch fernerhin Nahrung, Wohnung und Verpflegung[46]), Fälle der Güterschenkung werden erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts häufiger. Die adeligen Familiaren[47]) mußten sich bei solchen Güterschenkungen eine Beschränkung ihres adeligen Besitzrechtes gefallen lassen, indem das vom dominus ihnen vergabte Gut beim Aussterben der Familie des Empfängers nicht an den König, sondern an die Rechtsnachkommen des Schenkers anheimfiel[48]). Johann Corvinus erlaubte zwar einem seiner Familiaren, über das ihm geschenkte Gut in Ermangelung eines Leibeserben testamentarisch zu verfügen oder es zu verkaufen, behielt jedoch sich und seinen Erben ein Vorkaufsrecht vor[49]). Die Familiaren haben ihre eigenen adeligen Erbgüter mit vollen adeligen Rechten besessen, bezüglich aber der vom dominus erhaltenen Güter erfuhren sie eine von den Adeligen verschiedene Behandlung, welche im großen und ganzen als eine Verminderung der adeligen Freiheiten anzusehen ist. In dieser Hinsicht verdienen die Verhältnisse der Besteuerung und Gerichtsbarkeit eine besondere Beachtung.

Bei der Steuerauflegung wurden die Familiaren den Hörigen ähnlich behandelt: sie waren gleich diesen zu Steuerentrichtung verpflichtet, wurden aber von dieser Pflicht gewöhnlich durch eine besondere Exemption des Reichstages befreit. Nach dem G. A. 3 des Jahres 1411 werden jene Familiaren, welche de curia dominorum suorum victibus et amictibus sustentantur, von den Steuern befreit, aber nur dann, wenn ihr Herr sie bei den steuereintreibenden Behörden als solche anmeldet. Der G.-A. 4 v. J. 1478 befreit alle Familiaren, sowohl jene, welche ein allodium haben (also adelig sind), wie jene, welche von ihren Herrn erhalten werden, von der Entrichtung der dica. Am Ausgange des XV. Jahrhunderts wurde diese Befreiung zu einer ständigen Gewohnheit[50]). Die im Dienst-

---

[46]) G.-A. 4, 1478: domus allodiales nobilium ac familiarium eorundem, qui expensis dominorum suorum nutriuntur.

[47]) Mehrere adelige Familiären als beratender Körper werden am Hofe der Losonczi erwähnt: plurimorum proborum nobilium verorum familiarium scilicet nostrorum, Varjú a. a. O. 1, S. 625.

[48]) 1478, Hazai oklevéltár, S. 436.

[49]) 1496, Cod. dipl. patrius 2, S. 374.

[50]) Eine Ausnahme bildet der 2. (Ofener) G.-A. d. J. 1467: Nobiles autem regni intelligantur, qui habent meram nobilitatem a regibus, seu privilegium nobilitatis Hungariae, sive tales sub...regio, sive sub ecclesiis, sive sub quacunque alia jurisdictione degant, alii autem omnes solvant.

verhältnisse stehenden Adeligen waren sonach tatsächlich steuerfrei, doch nicht auf Grund ihrer adeligen Freiheit wie die nicht dienenden Edelleute, sondern auf Grund einer von Fall zu Fall vorgenommenen Exemption.

Ähnlich beschränkend wirkte auf die adelige Vollfreiheit das Dienstverhältnis auf dem Gebiete der Gerichtsbarkeit. Die Familiaren sind — wie wir es schon in der früheren Zeit gesehen haben — nicht befugt, vor den Gerichten der Gemeinfreien zu erscheinen; vor den staatlichen Gerichtsbehörden sind nicht sie, sondern ihre Herren verantwortlich. Im Falle der öffentlichen Gewalttätigkeit, welche im ungarischen Mittelalter wohl am häufigsten vorkommt, werden nicht die wirklichen Täter, die Familiaren und sonstigen Hörigen, zur Rechenschaft gezogen, sondern der dominus, auf dessen Befehl sie gehandelt haben. Der dominus wird vorgeladen und verurteilt, er kann dann im eigenen Wirkungskreise kraft seines grundherrlichen Rechtes seine Familiaren bestrafen[51]). Bei den königlichen Amnestien ergeht die Begnadigung gleichfalls an den Großgrundbesitzer allein, seine Dienstleute werden nur durch ihn derselben teilhaftig[52]).

Infolge der Gesetzgebung des XV. Jahrhunderts sind also die Familiaren nach ihrem Dienstantritte nicht mehr im vollen Besitze ihrer adeligen Freiheiten. König Sigmunds decretum maius (G.-A. 6) macht die Grundherren für die durch ihre Dienstleute verursachten Schäden verantwortlich: de castris, officiolatibus ipsorum et cum potentiis dominorum suorum, a quibus hujusmodi castra, possessiones et officiolatus pro honore obtinent, — doch können sie sich an ihren Dienstleuten schadlos halten durch die Beschlagnahme ihrer Güter oder durch ihre Verhaftung — non obstante nobilitatis privilegio. Bei der Bestätigung der persönlichen Freiheit der Adeligen (G.-A. 24 v. J. 1458) wird bei den königlichen und privaten Familiaren eine Ausnahme gemacht. Das grundlegende der adeligen Vorrechte, wonach die Adeligen vor gesetzlicher Verurteilung nicht zu verhaften sind, wird betreffs der Familiaren im G.-A. 4 vom J. 1468 suspendiert, wo ausgesprochen

---

[51]) 1452: ex parte Joannis Thar, Gregorii Magni et Zenthe, familiarium ejusdem domini Thomae, idem dominus Thomas coram uno judice nobilium judicium et justiciam facere teneatur; Gesch. des Martinsberger Erzstiftes 3, S. 524.

[52]) 1403: cum omnibus suis... familiaribus, potentiis, et auxiliis, Fejér Cod. dipl. 10⁴, S. 215. De familiaribus vero quorumcunque aemulorum... decernimus, quod in presens gratia ipsis generaliter computetur. 1459 begnadigt König Matthias I. den Nikolaus Ujlaki und dessen homines et familiares ad eum pertinentes, Cod. dipl. comitum Károlyi 2, S. 327.

wird, daß diejenigen, welche gegen ihren Herrn ein größeres Delikt begangen haben oder ihm eine Verrechnung schuldig sind, ohne gesetzliches Urteil verhaftet werden können. Nach G.-A. 33 vom Jahre 1486 kann der dominus seine untreuen servitores, wenn sie ihm entflohen sind, verhaften lassen und im Gefängnis halten, non obstante privilegio et immunitate nobilitatis. Jener Grundherr, welcher einen entflohenen Diener in seinen Dienst aufnimmt, ist verpflichtet, denselben auf die Aufforderung des rechtmäßigen Herrn zu entlassen, sonst wird er in duplo homagio servitoris verurteilt (G.-A 34 vom J. 1486). Der G.-A. 33 vom J. 1486 stellt folgenden Unterschied auf: 1. si qui nobiles et possessionati castra vel alia officia ab ipsorum dominis tenuerint (diese werden über Ansuchen des Komitates durch den Herrn bestraft); 2. diejenigen Dienstleute, welche nicht in Offiziolaten angestellt sind, sondern stipendium dumtaxat ab eorum dominis habuerint et in propriis suis domibus manserint aut aliter dominis ipsorum serviverint (diese haben sich vor dem Komitate zu rechtfertigen). Nach G.-A. 24 vom J. 1492 ist für Schäden, welche durch den Kastellan und Offiziale verursacht werden, der Herr verantwortlich; wo aber die Tat ohne das Wissen des dominus geschehen ist, können diese die Entschädigungssumme a suis familiaribus, castellanis seu officialibus eintreiben, sie verhaften lassen und im Gefängnis halten, non obstante nobilitatis, liberae conditionis et alterius cujuslibet dignitatis privilegio[53]).

Das Familienverhältnis wirkte auch in Beziehung auf die Militärpflicht auf die adelige Freiheit beschränkend. Der nicht im Dienst stehende Adelige war Mitglied des Komitatsbanderiums, während der adelige Familiare — wie wir schon sahen — unter der Fahne seines dominus zu dienen hatte. Die im Hausdienst des Grundherrn angestellten Familiaren waren von der Militärpflicht über-

[53]) Bei dieser Auffassung der Gesetzgebung ist es nicht zu verwundern, daß die Macht der Großgrundbesitzer auf ihren adeligen Dienstleuten schwer lastete. Ladislaus Kanizsai ließ z. B. den Johann Ablánczy wegen einer Privatstreitigkeit verhaften, in eademque captivitate ad mortem miserrimam et turpissimam necem in vinculis detentur, bis ihn Kanizsai im J. 1475 unter der Bedingung freiließ, daß Ablánczy sich fortan lebenslänglich auf Kanizsais Gute aufzuhalten habe und in dessen Diensten als perpetuus jobagio fieri deberet et familiaris (Ung. Nat.-Museum, Familienarchiv Kisfaludy). — Johann Kanizsai begnadigte im J. 1511 den Adeligen Nikolaus Sydo, welcher ihn als seinen naturalis dominus mit Schimpfreden geschmäht hatte, doch unter der Bedingung, daß Sydos Güter in Kanizsais Eigentum übergehen sollen und Sydo sich ihm samt seiner Gemahlin iugo perpetuae servitutis unterwerfe. Falls Sydo den Kanizsai wegen dieses Zwanges verklagen würde, sei Sydo zu 200 Gulden und Verlust seiner Ehre zu verurteilen. (Ung. Landesarchiv zu Budapest, Dipl.-Abteilung Nr. 22183.)

haupt frei etiamsi nobiles essent (G.-A. 29 des Szegediner Reichstages vom Jahre 1459).

Diese, auf dem Gebiete des Steuer-, Gerichts- und Militärwesens ermittelten Daten lassen deutlich erkennen, daß die Adeligen durch das Familienverhältnis Privatmännern unterworfen worden sind, wodurch die wichtigsten Vorrechte der Gemeinfreien, besonders die den Adeligen zustehende persönliche und Steuerfreiheit, weiter ihre Zugehörigkeit unter die Gerichtsbehörden der Gemeinfreien, wie auch die für dieselben gültige Form der Militärpflicht mehr oder weniger eine Änderung, Verminderung und Schmälerung erlitten haben. All dies geschah unter der beständigen Zustimmung der Zentralgewalt und des gesetzgebenden Körpers. Daraus ist leicht zu ersehen, daß der westlichen Feudalität ähnlich gestaltete Elemente in der ungarischen Verfassung seit der Auflösung des patrimonialen Königtums nicht bloß faktisch, außer- und widerrechtlich, sondern von der Gesetzgebung beständig beachtet und gutgeheißen aufgetreten sind. Diese Elemente sind also wohl als integrierende Bestandteile des damaligen ungarischen Verfassungslebens anzusehen. Die Wichtigkeit dieser Feststellung wird größer, wenn wir ins Auge fassen, in wie weitem Umfange sich das Familienverhältnis infolge der vollständigen Entwicklung des Großgrundbesitzes ausgebildet hatte.

Schon der Ausbau des Banderialsystems hatte eine zahlreiche Hofhaltung auf dem Herrensitze des Großgrundbesitzers notwendig gemacht. Die Personen dieser Hofhaltung versahen im Frieden die Verwaltung des Großgrundbesitzes, — die niedriger stehenden Dienstleute verrichteten die zur Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse der Gutsbewohner nötigen gewerblichen, auch landwirtschaftlichen Arbeiten; im Falle eines Krieges oder einer Fehde bildeten sie den Kern des Banderiums. Das im Familiarverhältnis stehende Verwaltungspersonal des Gutes, die Offiziale, Kastellane, übten auch in dieser Periode die richterlichen Funktionen des Gutsherrn aus, nahmen die ihm gebührenden Abgaben ein, verwalteten die vom Staate an die Großgrundbesitzer abgetretenen Einkünfte, auf dem Kirchengute die zehnten[54]). Diese Offiziale hielten auch

[54]) 1357 wird es dem Offiziale aufgetragen, die Gemeinde regere et proposse suo... populis et habitatoribus decorare, populosque habitatoresque ab aliorum insultibus tueri et in eorum libertatibus et iuribus conservare, item terragium, munera, fructus, pisces, pecora et alias quaslibet utilitates einzunehmen, Gesch. der Martinsberger Erzabtei 2, S. 431. — Im J. 1352 ist seine Pflicht: 1. eollectas, munera, exactiones einzunehmen, 2. die Gerichtsbarkeit auszuüben, Gesch. der Abtei von Bakonybél (ung.), Urkundenbuch 1, S. 329.

selbst Familiaren, welche einerseits ihre Vertreter in den amtlichen Obliegenheiten waren, andererseits zu häuslichen Arbeiten aufgenommen wurden. Der Großgrundbesitzer beherbergte also auf seinen Gütern eine große Menge Leute von verschiedenster Beschäftigung und Rangordnung. Auf der niedrigsten Stufe dürften die gewerblichen Arbeiter stehen[55]), welche meistens aus den Reihen der Hörigen zu Dienstleuten erhoben wurden. Für die Klasse der Hörigen, in diesem Zeitalter durchweg Jobbagionen genannt, bedeutete der Eintritt in das Familiarverhältnis eine Standeserhöhung. Deshalb verhängt der G.-A. 47 vom J. 1514 als die größte Strafe an einige Hörige, daß sie in das Familiarverhältnis nicht mehr aufgenommen werden dürfen[56]). Neben diesen befanden sich auf den Gütern noch landlose, arme Edelleute, ferner begüterte Adelige, welche zu höheren Ämtern des Hofdienstes verwendet wurden. Der Vorsteher der gewerbetreibenden Diener und des engeren Haushaltes war der provisor curiae, in der Regel ein Adeliger. Auch in den Gesetzen werden die in den Höfen der Grundbesitzer angestellten seneschalli, pincernae, dapiferi erwähnt. Es ist wahrscheinlich, daß sich ähnliche besondere Ämter von Mundschenken, Kellermeistern, Türhütern, Jägermeistern in kleineren Haushaltungen nicht entwickelt haben, sondern deren Funktionen von Fall zu Fall durch die am Hofe sich ohne bestimmte Arbeit aufhaltenden Familiaren verrichtet wurden, welche die verschiedensten Dienste versahen, Briefe bestellten, Nachrichten trugen, Aufträge des Grundherrn am städtischen Markt erfüllten, und in Ermangelung besonderer Aufträge am grundherrlichen Hofe müßig herumlungerten[57]). Auf großen Gütern waren in der Rangordnung dieses höfischen Personals, der domestici familiares, die Aufseher der verschiedenen Dienerkategorien die vornehmsten, der magister tavernicorum, dapiferorum, ferner der castellanus, dispensator, magister curiae, provisor. Eine noch höhere Stellung hatten die Verwandten des Grundherrn inne, hauptsächlich junge Leute, welche zum Zwecke ihrer ritterlichen Erziehung in Begleitung ihrer

---

[55]) servientes nobilium, videlicet aratores, fabros, praediales et sartores victum et amictum de curiis nobilium habentes (G.-A. 29, v. J. 1459), artifices (G.-A. 3, v. J. 1467).

[56]) nemoque in curia principis vel dominorum ac nobilium ex eis famulari unquam possit et nullus eorum ad aliquem honorem promoveatur.

[57]) Im J. 1453 werden sie treffend genannt: famulus de domo mea, et de pane meo ac de postergo meo, Hazai Oklt. S. 417 ff.

eigenen Familiaren im Hause des mächtigen Verwandten wohnten und gelegentlich zu militärischen Diensten verwendet wurden[58]).

Die nähere Kenntnis dieser höfischen Ämter ist erst nach der Durchsicht des massenhaft vorhandenen Privaturkundenmaterials des XV. Jahrhunderts zu erhoffen. Dabei wird zugleich auch jene Verwandtschaft näher festgestellt werden können, in welcher diese ungarischen Ämter zu den entsprechenden deutschen stehen mochten.

Ebenso eingehende archivalische Forschungen wären in betreff der königlichen Familiaren notwendig. Derzeit kann nur so viel festgestellt werden, daß die seit der Regierung der Anjous beständig vorkommenden aulici regii, aulae familiares, juvenes aulae nostrae, nicht Mitglieder der königlichen Leibwache waren, wie man gewöhnlich annimmt, sondern teils am königlichen Hofe, neben den Kämmerern und Hofmeistern, höfische Dienste verrichteten, — wobei sie häufig zu vertraulichen und schwierigen Sendungen verwendet wurden, — teils königliche Besitztümer, Burgen und Komitate verwalteten. Sie leisteten Heeresdienst nicht als Mitglieder der näher nicht bekannten königlichen Leibwache, sondern jeder von diesen aulici und milites hatte, namentlich im 15. Jahrhunderte, eine besondere Jahresrente vom Könige bezogen, wofür er eine besondere Truppe aus seinen eigenen Kriegsknechten bereithalten mußte, mit welcher er dem Könige zu folgen, auch in dem Fall verpflichtet war, wenn weder das Kriegsaufgebot der Gemeinfreien, noch die amtlichen und privaten Banderien einberufen werden konnten. Solche Truppen der höfischen Dienstleute waren den Anjous in ihrer dynastischen Politik ebenso nötig wie dem Könige Sigmund bei seinen zahlreichen ausländischen Reisen.

Die Institution scheint eben wegen dieses Umstandes zur Zeit Sigmunds einen beständigen Charakter angenommen zu haben, da dieser wenig Einfluß auf die ungarischen Grundbesitzer hatte und darum

---

[58]) Vgl. das Schreiben des Stefan Drugeth von Homonna an die Witwe Anna von Császlócz v. J. 1416: Intimaveritis enim nobis, uti nos filium vestrum Nicolaum in familiarem nostrum et nostro sub nomine assumpseremus. Unde scitote, quod nos ipsum Nicolaum filium vestrum in familiarem nostrum et nostro sub nomine assumpsimus. Ita videlicet quod ipse Nicolaus semper et continue cum octo equis sit promptus et paratus decenter, quia scituri, quod dominus noster rex in brevi intervallo iter suum versus Cassoviam arripiet . . . et quando nos iter nostrum in obviam seu in conspectum domini regis arripere voluimus, tum ipse Nicolaus una nobiscum cum octo equis ire et properare debeat. Als Gegendienst dafür verspricht der dominus: Nos etiam universas possessiones et hereditates vestras contra quaslibet molestaciones et impediciones tueri protegere et defensare pretendimus et volumus (Ung. Nat.-Museum, Familienarchiv Kállay).

gezwungen war, sich mit eigenen Truppen zu versorgen. Die Organisierung dürfte in ihren äußeren Beziehungen nach deutschem Vorbilde geschehen sein: die von Sigmund ausgestellten, Familiarität verleihenden Urkunden weisen selbst in der Abfassung ihres Kontextes eine Verwandtschaft mit den von der deutschen Reichskanzlei in ähnlichen Angelegenheiten ausgegebenen Urkunden auf[59]). Wichtiges Landesinteresse erhielt die Institution in der Jagellonenzeit, als die Bewachung der Grenzfestungen gegen die Türken den aulici huzarones, den aule regie familiares anvertraut wurde. Diese bewachten für ein vom Könige in barem Gelde bezahltes Jahresgehalt die Grenzfestungen mit ihren eigenen selbstgedungenen Mannschaften, zumeist ihren Familiaren. Ihre vorgesetzte Behörde war nicht der Grenzhauptmann oder Banus, sondern unmittelbar der königliche Hof[60]). Was die Vorsteher der am königlichen Hofe beschäftigten Handwerker, Diener und Lakaien betrifft, so finden wir hier dieselben Verhältnisse, welche wir am Hofe der Großgrundbesitzer gesehen haben.

Die Untersuchungen über den Einfluß des Familiarverhältnisses auf die mittelalterliche Verwaltung Ungarns werden durch den Umstand äußerst erschwert, daß die Geschichte der ungarischen Verwaltungsorgane — ausgenommen die bahnbrechende Lebensarbeit Hajniks — noch durchaus in ihren Anfängen ist. Solange es an Spezialforschungen und Monographien über die einzelnen Ämter fehlen wird, kann man sich unmöglich eine auch nur annähernd zutreffende Meinung über den allgemeinen Entwicklungsgang bilden. An dieser Stelle können wir nur über die Wirksamkeit der Familiaren auf dem Gebiete der Verwaltung einige Daten zusammenstellen, in erster Reihe über das Amt des Siebenbürger Wojwoden und des Szekler Gespans.

Es ist allgemein bekannt, daß die Besetzung beider Ämter, sowie

---

[59]) Der Zusammenhang der ungarischen und der reichsdeutschen Verwaltungsverhältnisse zur Zeit Sigmunds ist noch ungeklärt und wird auch kaum eher zu klären sein, bevor die ungarische Akademie der Wissenschaften die längst versprochene Herausgabe ihrer Urkundensammlung oder Regesten aus der Zeit Sigmunds nicht in Angriff nimmt. In diesem Zeitalter wird die Familiarität von der deutschen Reichskanzlei auch ungarischen Untertanen verliehen (vgl. Regesta imperii, Altmann, Nr. 802).

[60]) Königliche Schatzmeisterrechnungen 1525—26, bei Engel: Monumenta Ungrica 198 ff. und Magyar Tört. Tár. (ung. Zeitschrift) XXII. 79., 162 ff. — Ludwig II. ernennt einen Hauptmann nobilibus universis aulicis nostris levis armaturae in partibus Temesiensibus et Sebesiensibus servientibus (1525, Ung. Landesarchiv, Diplomat. Abteilung Nr. 24135).

die Ernennung der übrigen Großwürdenträger des Landes eine königliche Prärogative war. Der König ernannte die ihm beliebigen Personen zu Wojwoden oder Szekler Gespanen und verständigte hievon die Siebenbürger Landeseinwohner in einem Befehle, in welchem er sie anwies, denselben gleich wie ihm selbst gehorsam zu sein. Nicht nur der gewaltige Matthias I., sondern auch der machtlose Wladislaw II. hat diese Würdenträger ihrer Ämter entsetzt[61]). Natürlich hat der Wojwode sowie der Gespan eine öffentlichrechtliche Würde bekleidet, aber aus der Art der Ernennung und Absetzung, welche im ganzen Mittelalter der patrimonialen Zeit der Arpaden ähnlich blieb, geht deutlich hervor, daß dem Wojwoden gegenüber dem Könige grundsätzlich gar keine, am wenigsten eine verfassungsrechtliche Bürgschaft zu Gebote stand. Sein Verhältnis zum Könige beruhte tatsächlich auf der jeweiligen Lösung einer Machtfrage. Wenn der Wojwode bei seiner ohnehin großen Machtgewalt noch ein bedeutendes Familienvermögen zur Verfügung hatte und etwa noch auf die autonomen Gebiete Siebenbürgens einen Einfluß sich zu gewinnen wußte, konnte der Wojwode sich leicht selbständig machen, d. h. aus einem verfassungsmäßigen Amtsinhaber zu einem territorialen Machthaber werden, wie wir es schon beim Wojwoden Ladislaus gesehen haben. Ähnlich dürfte im 15. Jahrhundert die Macht des Johann Hunyadi, Nikolaus Ujlaki, Stefan Bátori, später Johann Szapolyai gewesen sein.

Die militärische und die zivile (Justiz-, Finanz-, Polizei-) Verwaltung waren mit Ausnahme einiger spezieller Zweige in die Hände des Wojwoden und Szekler Gespans gelegt. Im 15. Jahrhunderte waren beide Ämter beständig einer einzigen Person anvertraut, welche einen regelmäßigen Gehalt bezog; anfangs in Naturalien, aus den Einkünften der ihr anvertrauten königlichen Besitztümer und aus amtlichen Einnahmen, später auch im Bargelde (12—15 000 fl.). Alle anderen Organe dieser Verwaltung erhielten ihre Bezahlung nicht vom Könige. Hinsichtlich des 15. Jahrhunderts kann man genau feststellen, daß in Siebenbürgen von sämtlichen Staatsbeamten der Wojwode und Szekler Gespan allein Bezüge aus der königlichen Schatzkammer genossen haben.

Dieser königliche, nichtautonome Verwaltungsapparat bestand aus Beamten, welche man in zwei Gruppen teilen kann. In die erste

---

[61]) 1493 schreibt Wladislaw II.: quia nos wayvodatum illarum partium ac comitatum Siculorum a fidele nostro ete. Stephano de Bathor... salva gracia et benivolencia nostra erga eundem auferentes, — verleiht er das Amt neuen Wayvoden, — de quorum fide et fidelitate plene confidimus, Szekler Urkundenbuch (ung.) 3, S. 124.

gehörten die zentralen Funktionäre, welche am Hofe des Wojwoden tätig waren, so die Vizewojwoden und deren Stellvertreter, die Mitglieder der wojwodalen Kanzlei: Notare, Protonotare, Schreiber, Sekretäre. In die andere kann man die auf dem wojwodalen Gebiete tätigen Lokalbeamten einreihen, welche die königlichen Domänen und Regalien im Namen des Wojwoden verwalteten, so das Personal des Zollwesens, Münzwesens, Erz- und Salzbergwerke, des Salzverschleisses usw.

Von all diesen sind jene Organe zu unterscheiden, welche dem Wojwoden als Privatmanne unterworfen waren. Die famuli und familiares des Wojwoden kommen häufig vor, sein dapifer, sein aulae juvenis, viele Offiziale, wie dies auch natürlich ist, weil die Wojwoden immer Großgrundbesitzer gewesen sind, wenn auch ihre Güter nicht immer in Siebenbürgen gelegen waren. So finden wir unter den Anjous beständig Mitglieder der Familien Laczkfi und Losonczi als Wojwoden, welche Familien in der westlichen Reichshälfte große Güter hatten. Ein Protonotar des Wojwoden Ladislaus Losonczi erscheint pro domino suo und in Vertretung der ganzen Familie in einer Angelegenheit der Losonczischen Familie vor dem Palatin. Der nämliche Protonotar tritt auch als Rechtsanwalt des Michael Losonczi vor dem Palatin auf[62]). Aus den diesbezüglichen Urkunden ist festzustellen, daß dieser Protonotar ein familiaris eines Mitgliedes der Losonczischen Familie gewesen ist, und daß dieser Losonczi sodann, als er Wojwode geworden, seinen Familiaren in das Amt eines wojwodischen Protonotars ernannt hat, ohne daß derselbe dabei aus dem Familiarverhältnisse ausgetreten wäre. Beispiele ähnlicher Verquickung des privaten und amtlichen Wirkungskreises des Wojwoden kommen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts vor. Der wojwodale judex curiae vertagt einen Prozeß bis zur Rückkehr des Wojwoden, wo dann diese Sache vier Männer, darunter der dapifer des Wojwoden, entscheiden sollen[63]). In diesem Falle üben der judex curiae und dapifer, also Familiaren, die richterliche Funktion der wojwodalen Amtsgewalt aus. Dem Familienverhältnisse entsprechend, nennt der Wojwode gewöhnlich seine Beamten officialis noster, noster homo officialis[64]).

Aus diesen und anderen Daten kann man ermitteln, daß in Siebenbürgen die Organe der königlichen Verwaltung vom Wojwoden er-

[62]) 1380 u. 1382, Varjú, a. a. O. 1, S. 367, 369, 514, 520.

[63]) Cod. dipl. comitum Zichy, 1, S. 122. — Vgl. Wenzel, 12, S. 207.

[64]) Vgl. Varjú, a. a. O. 1, S. 47, 263; Fejér, Cod. dipl. 8^2, 237, 9^1, 734, 9^3, S. 201, 358; 9^4, S. 361. Szekler Urkundenbuch 1, S. 36.

nannt wurden, und zwar in der Regel aus den Reihen seiner Familiaren, welche er von seinen eigenen Gütern mit sich gebracht hatte. Besonders anschaulich ist dies bei der Ernennung des Stuhlgespans von Aranyosszék im Jahre 1469. Der Wojwode und zugleich Szekler Gespan Nikolaus Csupor de Monoszló verständigt die Insassen von Aranyosszék: Quia nos nobilem Joannem Feyes pro suis serviciis in medio vestri, quo ad partem scilicet nostram comitem eligavimus et deputavimus, so mögen sie demselben gehorsam sein und die Einnahmen ihm, aut homini suo per ipsum ad id deputato einzahlen. Nach einem Monate schreibt der Vizewojwode den Aranyosszékern mit Berufung darauf, daß der Wojwode dominus scilicet noster graciosus scribit nobis, ut sua magnificencia honorem comitatus sedis praedictae, durante suo beneplacito, nobili Joanni Feyes, familiari suo dedisset et contulisset, ipseque Joannes Feyes in persona sua hunc Ambrosium familiarem suum presencium scilicet ostensorem vestri in medium deputavit, so mögen sie nun auch diesem Ambrosius gehorsam sein. Und schließlich erfahren wir aus einem königlichen Prozeßvertagungsbefehle, daß Feyes in den Truppen seines dominus, des Wojwoden, gegen die Böhmen kämpft[65]). Der Wojwode ernennt also für ein öffentliches Verwaltungsamt einen seiner Familiaren, welcher trotzdem weiter im Dienste des Wojwoden als seines Privatherrn verbleibt; wenn diesen gerade dieser Privatdienst in Ausübung seines Amtes verhindert, überträgt er seine Befugnisse auf einen seiner eigenen Familiaren. Dabei ist der Vizewojwode gleichfalls vom Wojwoden ernannt, und folglich steht der Aranyoser Bezirk nicht unter königlicher Jurisdiktion, sondern unter jener des Wojwoden und seiner Privatleute[66]).

Bezüglich der öffentlichen Funktionäre läßt sich auf siebenbürgischem Gebiete seit der Zeit König Sigmunds das ausschließliche Ernennungsrecht des Wojwoden mit Sicherheit feststellen. Die Kenntnis des Familiarverhältnisses aber berechtigt uns auch zu der Folgerung, daß der Wojwode dieses Ernennungsrecht nicht nur in den vorerwähnten und in sonstigen Einzelfällen, sondern durchwegs zugunsten seiner Familiaren als seiner zuverlässigsten Vertrauensmänner ausgeübt hat. In welchem Maße infolge des patrimonialen Charakters

[65]) Szekler Urkundenbuch 1, S. 211—214.

[66]) Diesen Sachverhalt hat schon Johann Connert: Die Rechtsinstitute der Szekler (ung.), 1901, S. 120 verwendet und — soweit es die Ungeklärtheit des Familiarverhältnisses gestattete — richtig interpretiert. — Vgl. über ähnliche Verhältnisse bei der Domänenverwaltung Zimmermann-Werner 2, S. 352, wo ein Vizekastellan einen königlichen Befehl nicht annehmen will, weil er in Abwesenheit des Kastellans absque domino suo respondere non valeret.

der Verwaltung die Staatsgewalt zurückgedrängt wurde, dafür bietet ein drastisches Beispiel die Beschwerde der Szekler im Jahre 1493 gegen den Wojwoden und Szekler Gespan Stefan Báthory[67]). Die Familiaren des Wojwoden waren auf den in seine Hände gegebenen königlichen Festungen konzentriert, von wo aus sie die Bevölkerung unter einem stetigen Drucke hielten. Zu diesem Zwecke ließ der Wojwode auch neue Burgen bauen. Die zu der Burg gehörenden staatlichen Einnahmen wurden durch die Familiaren erhoben, desgleichen übten sie die königliche Gerichtsbarkeit aus. Die umliegenden freien Szekler Dörfer waren ihnen derart vollständig ausgeliefert. Die einzige Abgabe der Szekler, die signatura boum, wurde gleichfalls durch die Familiaren eingetrieben. Auch die Herstellung der Musterlisten und neue Einteilung in die drei Klassen der Szekler geschah durch den Wojwoden und seine Leute[68]). Unter solchen Umständen wollte der Wojwode, auf seine Familiaren gestützt, seine öffentliche und private Macht in eins verschmelzen. Indem er seine Familiaren inmitten der freien Szekler ansiedelte, strebte er, den freien Szeklerbesitz seinem dominialem Wirkungskreise einzuverleiben. Zu diesem Zwecke verheiratete er die Szekler Erbtöchter noch in unmündigem Alter mit seinen Familiaren, et hereditates Siculicas earundem occupavit, et hoc praeterea, ut familiares suos in nostri medium moraturos condescendere faciat. Den direkten Verkehr der Szekler mit dem Könige erschwerte er in jeder Weise. Dieselben sind genötigt, den König zu bitten, den vor ihm als Abgesandten der Szekler Universität (ex pocioribus Siculorum) erscheinenden wojwodalen Familiaren keinen Glauben zu schenken. Das Endziel des Wojwoden ist die Vererblichung seines Amtes: dicit quod wayvodatum Vra Mtas in perpetuum sibi contulisset, also mit einem Worte, die von der Reichsgewalt unabhängige Landesherrlichkeit[69]).

---

[67]) Herausgegeb. bei Engel: Gesch. d. ungarischen Reichs und seiner Nebenländer 3, S. 41 und Szekler Urkundenbuch 1, S. 274.

[68]) Kön. Mandat vom J. 1473, Szekler Urkundenbuch 1, S. 220.

[69]) Wladislaw II. läßt 1499 anläßlich der Bestätigung der Szekler Freiheiten die Übermacht des Wojwoden fortbestehen: Comites pro tempore constituti semper teneant homines et famulos suorum in singulis sedibus pro habendis et exequendis iuribus et proventibus birsagiorum et famulus comitis debeat residere in oppido seu villa sedis, Szekler Urkundenbuch 3, S. 142. Die Szekler unternehmen 1508 einen entschiedenen, freilich erfolglosen Versuch zum Abschütteln der auf ihnen lastenden patrimonialen Macht: sie verbieten bei Güterverlust, ne aliquis eorum ad servitia predicti wayvodae nostri se conferret familiaris ejusdem wayvodae extitisset (a. a. O. 1, S. 317).

Dieselben Verhältnisse finden wir auf anderen Gebieten der Verwaltung, welche vom Wirkungskreise des Wojwoden eximiert und einem vom Könige ernannten Oberbeamten unterstellt waren. An der Spitze des siebenbürgischen Salzwesens stand der Salzkammergraf, von welchem wir aus der Zeit Sigmunds und Matthias I. wissen, daß er die Salzkämmerer und ihre vicecomites aus seinen Familiaren ernannt hatte. Einzelne siebenbürgische Steuergattungen hat am Ende des 15. Jahrhunderts der königliche Thesaurar wiederum durch eigenen Familiaren verwalten lassen. Während der Wojwodschaft Johann Szapolyais war die Burg und Domäne Fogaras dem Ofner Kastellan anvertraut, welcher dieselbe durch seinen Familiaren und sonstigen Servitoren verwalten ließ[70]).

Nachdem das Familiarverhältnis keine siebenbürgische Spezialität war, dürften in den sonstigen Zweigen der königlichen Verwaltung die Verhältnisse der Oberbeamten zu ihren Familiaren ähnlich gewesen sein. Die königlichen Einkünfte samt Münzprägung wurden durch die königlichen Kammern gehandhabt, welche von 1335 an, seit der Regelung der Goldwährung, beständig an einen Oberbeamten verpachtet waren, welche dem Könige eine jährliche Pachtsumme bezahlten, dafür aber alle Angelegenheiten durch eigene, ihrer Gerichtsbarkeit unterworfene Familiaren besorgen ließen[71]). Die Angiovinen haben also auf dem Gebiete der Finanzverwaltung denselben Standpunkt eingenommen, wie im Heerwesen und in der siebenbürgischen Verwaltung. Sie begnügten sich, die betreffenden Oberbeamten möglichst fest in ihren Händen zu halten — die Verträge der Kammergrafen lauteten gewöhnlich nur auf ein Jahr —; der Sorge für alle anderen Funktionäre entledigten sich die Könige, indem sie ihre Anstellung und Versorgung dem Kammergrafen als privatem Verwaltungsherrn überließen. Ähnlich wird der Oberdreißiger allein vom Könige ernannt, seine Unterbeamten sind dann aus den Reihen seiner Familiaren von ihm selbst ausgewählt. Die von Matthias I. erwähnten zwei Arten der Verwaltung: in arendam

---

[70]) Die Ausschaltung all dieser Verwaltungszweige aus der Kompetenz des Wojwoden mag eine jener Maßregeln gewesen sein, welche die Könige seit den Angiovinen gegen die im abgeschlossenen Siebenbürgen von ihren Familiaren gestützten Wojwoden anzuwenden genötigt waren. Demselben Zwecke dienten die häufigen Reisen der Könige oder die Sendungen ihrer aulici nach Siebenbürgen. Desgleichen strebten die Angiovinen an, womöglich einen Wojwoden zu haben, dessen Besitz sich nicht in Siebenbürgen, sondern westlich von der Donau vor den Augen der Könige befand.

[71]) Vgl. die diesbezüglichen Urkunden in Tört. Tár, Jg. 1911, S. 1; — weiter L. v. Thallóczy: Gesch. des lucrum camerae (ung.), S. 35 und Fr. Eckhart: Gesch. des kön. Steuerwesens in Ungarn bis z. J. 1323 (ung.).

und administrative stützen sich auf das Familiarverhältnis. Die erste haben wir bei der Vergabung der königlichen Kammern, die zweite bei dem Wojwodalamte gesehen. Das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur höchsten Finanzbehörde gewordene königliche Thesaurariat war auch administrative eingerichtet: Oberhaupt vom Könige ernannt, alle andere Funktionäre Familiaren des Thesaurars[72]).

Hinsichtlich der übrigen Zweige der königlichen Verwaltung wären eingehendere archivalische Einzelforschungen notwendig, um den Nachweis zu liefern, daß die palatinalen, oberstlandrichterlichen und sonstigen königlichen Ämter gleichfalls allein in der Person des Höchstbeamteten vom Könige abhängig waren, während alle anderen Beamten vom Chef des betreffenden Verwaltungszweiges ernannt wurden und zu ihm im Privatdienstverhältnis standen. Die weitere Forschung müßte sich auch auf einzelne Spezialfragen des Familiarverhältnisses erstrecken, welche wir jetzt nicht näher beleuchten konnten. So wäre besonders das Entstehen des Großgrundbesitzes aus der Stammverfassung und aus der geschlechtsgenossenschaftlichen Feldgemeinschaft zu untersuchen, wodurch die wirtschaftlichen Grundlagen des Familiarverhältnisses aufgedeckt würden. Desgleichen wäre die Untersuchung der Familiarität in den südlichen Gegenden, in Kroatien, Dalmatien und Bosnien notwendig, wobei sich wahrscheinlich italienische Einwirkungen herausstellen würden. Lehrreich wäre noch eine Darstellung des Einflusses der ungarischen Familiarität auf die von der ungarischen Kultur abhängigen Gebiete, vor allem auf die Moldau und Walachei.

Auf eine tiefere Kenntnis der Familiarität gestützt, wäre dann notwendig, einzelne Züge des Gesamtbildes der ungarischen mittelalterlichen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte umzuändern. Die staatliche Verwaltung war infolge des großen Einflusses des Großgrundbesitzes in viel höherem Maße von privatrechtlichen Beziehungen durchdrungen, als es die neueren ungarischen Rechtshistoriker bisher angenommen haben. Sie erfuhr seit dem 13. Jahr-

---

[72]) Vgl. Bunyitay: Mon. eccl. 1, S. 99. — Quellen z. Gesch. Siebenbürgens aus sächs. Archiven 1, S. 302, 310, 427, 437. — Magy. Tört. Tár 22, S. 158. — Engel: Mon. Ungrica, 204, 220, 232. — Das königliche Tavernikalamt war ebenso eingerichtet: der Oberbeamte, der magister tavernicorum regalium, schreibt im J. 1465, daß er eine Reise machen muß und deswegen necessarium nobis habeatur egregium Demetrium de Kowachy vicemagistrum thavarnicorum regalium familiarem et vicegerentem nostrum specialem hic Budae nostra in persona pro executione honoris nostri magistri thavarnicatus relinquere, Iványi: Regesten z. Gesch. der Stadt Bartfeld (ung.) 1, Nr. 1578.

hunderte eine patrimoniale Ausgestaltung, deren Träger das Familiarverhältnis war. Dieses Verhältnis muß der deutschen Feudalität analog gedeutet werden, doch hat die deutsche Verwaltung, von der Ministerialität ausgehend, die verschiedenen Phasen des Feudal- und Ständewesens bis zu jener Entwicklungsstufe durchwandert, auf welcher im 16. bis 18. Jahrhunderte die monarchische Gewalt in beständigem Kampfe mit dem Ständetum den Beamtenstaat und damit die Grundlagen der modernen Staatsverwaltung geschaffen hat. Die ungarische Verwaltung hat diesen Entwicklungsgang nicht durchgemacht. Das anbrechende 16. Jahrhundert hat sie noch in der von den Familiaren getragenen patrimonialen Form vorgefunden. Die Herrscher aus dem Hause Habsburg waren von Anbeginn bestrebt, die in ihren westlichen Besitzungen durch kollegial organisierte Zentralbehörden ausgeübte Verwaltung auch in Ungarn einzuführen, wobei sie der vorhandenen primitiveren Verwaltungsform zu viel Anpassungs- und Veränderungsfähigkeit zutrauten. Die ungarische Verwaltung geriet seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts in das Fahrwasser der ständischen Entwicklung, welche dem Beamtenstaate überall vorangeht. Der Zeitraum von da an bis zum Jahre 1848 wird eben dadurch charakterisiert, daß das Königtum in seinem Bestreben nach einer modernen Verwaltungsorganisation mit einem auf dem patrimonialen Verhältnisse gestützten Ständetum kämpfen mußte, zu einer Zeit, in welcher dieser Kampf im westlichen Europa schon lange ausgetragen war.

In verfassungsrechtlicher Hinsicht hatte das Familiarverhältnis eine große Wirkung auf die Rechtsstellung des gemeinen Adels ausgeübt. Die gleiche Freiheit der Adeligen und ihre direkte öffentlich-rechtliche Abhängigkeit vom Könige, wie diese nach dem Zeugnisse Verbőczis als Grundtatsachen der mittelalterlichen Entwicklung von Timon und anderen Rechtshistorikern angenommen werden, erscheinen in Beziehung auf das Familiarverhältnis in einem anderen Lichte. Wir haben gesehen, daß große Massen der Adeligen in dienstliche Abhängigkeit von Privatleuten gerieten. Dadurch kamen im Adel selbst Klassen mit unterschiedlicher Rechtsstellung zustande. Es ist natürlich, daß der gemeine Adel, insofern er noch nicht im Dienstverhältnis war, die weitere Entwicklung des Familiarwesens hemmen wollte. Das war ihm auf dem Gebiete der Komitate möglich, welche die Stätten des ständischen Daseins und der öffentlich-rechtlichen Betätigung des Gemeinadels waren. Es war für ihn ein Lebensinteresse, daß ein geschlossener Stand der Großgrundbesitzer nicht zur Ausbildung gelange, und daß das Komitatsleben vom Einflusse des Großgrundbesitzes unberührt bleibe. Schon im Jahre 1435 hat

der Gemeinadel ein Gesetz dagegen zu erwirken gewußt, daß Familiaren (auch die des Königs nicht ausgenommen) als Stuhlrichter aufgestellt werden[73]). Demselben Zwecke diente die Ausschließung der bewaffneten Familiaren und Hörigen aus der Komitatsjurisdiktion (G.-A. 65: 1486). Der Vizegespan war beständig vom Obergespan ernannt und sein Familiare gewesen, — gegen diesen Gebrauch bedeutet der G.-A. 60: 1486 eine Reaktion des Gemeinadels, indem er den Obergespanen die Pflicht auferlegt, einen angesehenen Mann des betreffenden Komitates zum Vizegespan zu ernennen.

Die Zurückdrängung der Familiaren zugunsten des nicht dienenden Gemeinadels ist aber erst durch das Verbőczische Tripartitum durchgeführt worden. Sein Mittel dazu war die Verschweigung der rechtlich differenzierten Stellung der Adeligen. Verbőczi erwähnt in seinem Werke die Familiaren nur gelegentlich[74]) und bringt über sie derart unklare, einander widersprechende Bemerkungen, so daß ihre privat- und öffentlich-rechtliche Stellung aus seinem Werke fast rätselhaft erscheint. Der Grund dieses Verfahrens ist aus seiner Darstellung der Verhältnisse des Hochadels zu erkennen. Danach sei der adlige Stand ein durchaus geschlossenes einheitliches Ganzes, welches auch die Hochadeligen, die barones regni, umfaßte. Kein Adliger habe mehr Vorrechte als der andere; ein hochadeliger Stand bestehe nicht, die Unterscheidung des Hochadeligen beruhe bloß auf einer stylistischen Ungenauigkeit. Alle Vorrechte stünden den Adeligen als solchen zu, und jeder Adelige habe alle Vorrechte. Dieser Lehre mußte auch eine geschichtliche Grundlage unterschoben werden. Daher findet Verbőczi schon zur Zeit Stefans des Heiligen viele Adelige, welche conditionaria tamen quadam servitute collectarumque ex parte colonorum suorum solutione regibus obnoxii erant, bis die Goldene Bulle sie auch von diesen befreit hätte (! part. 2. tit. 14). Außer diesem bevorrechteten Adel sei kein anderer Stand gewesen, sondern nur Leibeigene. Die minderen Rechte der nobiles unius sessionis finden nur eine gelegentliche Erwähnung. Die besondere Stellung und offenbar privatrechtliche Abhängigkeit der kirchlichen Adeligen wird gänzlich vernachlässigt. Von der spezialen Stellung der Familiaren spricht Verbőczi überhaupt nicht, sondern erklärt einen Teil derselben für vollberechtigte Adelige, einen anderen schlechtweg für Hörige.

Zum Verständnis dieses Vorgehens müssen wir uns daran erinnern, daß Verbőczi in seinem Werke auch vom Besitz- und Erbrechte, im

---

[73]) Decretum majus, G.-A. 2, doch wurde diese Bestimmung nicht ausgeführt.
[74]) part. 1. it. 82, 122; part. 2. tit. 23, 27, 48, 68, 82; part. 3. tit. 25, 26.

Verhältnis zu der Feldgemeinschaft, kein der Wirklichkeit entsprechendes Bild gegeben hat. «Es ist zweifellos, daß das von Verbőczi kodifizierte Recht vom vorherigen Rechte in vielen Sätzen abwich und auch sein Gesetz jene Rechtsgewohnheiten nicht aus dem Leben zu verdrängen vermochte; nichtsdestoweniger hat aber seine Kodifikation dieselben in ihrer Fortbildung aufgehalten, indem sie jene ihres rechtlichen Charakters entkleidete und auf ein außerrechtliches Leben im Kreise der privatwirtschaftlichen Tätigkeit beschränkte. So geschah es besonders mit der Feldgemeinschaft, welche Verbőczi mit keinem Worte erwähnt, begreiflicherweise, weil sie zu seinem durch das römische Recht inspirierten System im schroffsten Gegensatze stand. Seine Lehrsätze, laut welcher die Grundherrn ihre Güter kraft eines wahrhaften und zweifellosen Eigentumsrechtes besitzen, den Bauern hingegen nur der Arbeitslohn gebührt, usw., sind zu einem guten Teile nur die logischen Konsequenzen seines Systems, und standen z. B. gerade in Siebenbürgen, wo das Tripartitum formell zum Landesgesetze erhoben wurde, zu dem lebendigen Rechte im schreiendsten Widerspruche»[75]). Diese Feststellung, welche auf die genaue Vergleichung des Tripartitums mit dem ganzen urkundlichen Material als der Erkenntnisquelle des lebenden Rechtes begründet ist, läßt uns auch das Verhalten Verbőczis gegenüber der Familiarität erklärlich erscheinen. Er ging über das ganze tatsächlich lebende Rechtsinstitut mit Stillschweigen hinweg, weil dasselbe nicht «die logische Konsequenz seines Systems» gewesen ist. Da andrerseits das Institut der Familiarität die Machtstellung des Hochadels förderte, war auch im Interesse der tagespolitischen Bestrebungen die Betonung der Geschlossenheit und Ausschließlichkeit des adeligen Standes notwendig[76]). Es wäre gegen die politischen Bestrebungen der Szapolyaischen Partei der schwerste Schlag gewesen, wenn der Hochadel sich als besonderer Stand organisieren und als solcher dem Gemeinadel als ein gleichwertiger staatsrechtlicher Faktor hätte entgegentreten können. Die Kraft der Partei lag in der politisch ungeschulten und leicht lenkbaren Masse des Gemeinadels. Diesem war alles daran gelegen, daß auch ein Ujlaki und Báthory staatsrechtlich nur soviel gelte, wie der allerletzte landlose Edelmann. Deshalb mußte im Tripartitum die una eademque libertas des Adels als Grundlage des ungarischen Staates erklärt werden. Und deswegen mußte es verschwiegen werden, daß eine

[75]) Tagányi in Dorf- und Feldgemeinschaft, a. a. O.

[76]) Den Einfluß der politischen Parteistellung Verbőczis auf die Abfassung des Tripartitums hat Wilhelm Traknéi in seiner Verbőczibiographie und andernorts hervorgehoben.

große Menge von Adeligen im Dienste anderer Adeligen stehe, daß in dieser rechtlichen Sonderstellung vielen Adeligen ein großer Teil der adeligen Freiheiten abhanden gekommen sei.

Die von Verbőczi gezogenen Grundlinien des ungarischen Ständewesens haben sich im Leben verwirklicht. Die zwischen den Leibeigenen und vollrechtlichen Adeligen stehenden Klassen verkümmern allmählich im Laufe des XVI. und XVII. Jahrunderts. Wir finden zwar noch immer Familiaren auf den Schlössern und Höfen der Großgrundbesitzer, sie spielten sogar noch auf dem Gebiete des Kriegswesens, eine wichtige Rolle, doch war ihnen nur als Adeligen möglich, eine öffentlich-rechtliche Stellung zu behaupten, ganz wie dies Verbőczi in seinem Werke, dem Programme des heraufkommenden ständischen Zeitalters, vorgezeichnet hat. Im Kreise der königlichen Hofhaltung begegnen wir ihnen während der ganzen Dauer des Ständewesens, und ihr Verhältnis zu ihrem Herrn macht sich noch im XVIII. Jahrhundert als eine ungarische Besonderheit bemerklich, welche mit dem westlichen Beamtenstaat nicht vereinbar ist[77]).

Das Schwert Gottes.

Von Professor **Bernhard Heller.**

«DIE Geschichte des Schwertes bedeutet die Geschichte der Menschheit», meint Burton, der dieser Geschichte des Schwertes ein umfang- und inhaltreiches Werk gewidmet hat, das jedoch leider nicht so weit gediehen ist, auch der Sage des Schwertes gerecht zu werden[1]). Eben nach dieser Seite hin wollen wir hier sein Vorhaben weiterführen.

Indem wir dabei von Attilas gottgesandtem Schwerte ausgehen, haben wir das Bewußtsein, daß wir mit unserem Beitrag eine Schuld der ungarischen nationalen Sagenforschung mindern. Wohl hat unsere Geschichtsuntersuchung festgesetzt, daß die ungarische

[77]) Im J. 1776 wird von den Leuten des Kalocsaer Erzbischofs in Kottingbrunn behauptet: «Die herrschaftlichen Beamten, wie Verwalter, Gärtner, Diener, gehörten zur Familie der Herrschaft, ob dieselbe abwesend oder anwesend sei. Sie seien ein Membrum dieser Familie und werden ex natura von dieser erhalten.» Der n.-ö. Kammerprokurator bemängelt diese Auffassung als eine unverständliche; vgl. Fr. Tezner: Die landesfürstliche Verwaltungsrechtspflege in Österreich vom Ausgang des 15. bis z. Ausg. des 18. Jhts. 2, S. 168. — Näheres über den Gegenstand siehe «Aufsätze (Sitz.-Ber.) aus dem Kreise der histor. Wissenschaften», herausgeg. v. d. Ung. Akademie der Wiss., Bd. XXIII, Nr. 3. Julius Szekfü: Serviensek és familiarisok, Budapest 1912, S. 1—122.

[1]) Richard F. Burton, The Book of the Sword. London 1884. — The history of the sword is the history of humanity p. XI.

Hunnensage diese Überlieferung vom gottgesandten Schwert Attilas gar nicht kannte[2]). Dennoch lebt heute dieser Zug wie ein Stück ureigenstes Nationalgut in der allgemeinen Anschauung, im Mund und Sinn unserer Kinder.

Verbreitung findet diese Anschauung durch die Schule. Den ersten, ohne Zweifel den stärksten Anstoß hat sie durch Aranys Buda halála bekommen, wo Attila vom Kriegsgott Hadúr mit diesem Schwerte ausgezeichnet wird. Der Kampf zwischen Attila und Buda um die Hunnenherrschaft spiegelt sich sinnbildlich in ihrem Kampf um dieses Schwert. Buda brachte es heimtückisch an sich, doch es entgleitet seiner sündenschwachen Hand, seine Anhänger verlassen ihn und versöhnen mit der göttlichen Waffe den zürnenden Attila. Von diesem Schwerte erstrahlt des Hunnenvolkes Reich, Ruf und Ruhm.

Arany selbst verweist schon für diesen Zug vom Schwerte, das aus der Erde wächst, auf unsere Volksmärchen[3]). Gyulai, der sich eben damals mit der Herausgabe und Erforschung unserer Volksüberlieferungen befaßte, nimmt eine noch reichere Übereinstimmung der Sage von Attilas Schwert mit unseren ungarischen Volksmärchen an: «Die Viehherden zerstreuen sich auf den üppigen Triften, da blutet auf einmal das Lieblingskalb des Hirtenknaben, eine Erzspitze, die aus der Erde dringt, hat seinen Fuß verletzt und siehe, die Schwertspitze, Gottes Schwert, beginnt zu wachsen, eine Flamme schlägt aus ihm empor, — wie wir dies in unseren Volksmärchen hörten»[4]).

Der ungarischen Sagenforschung fällt nun die Aufgabe zu, fürs erste die einschlägigen Angaben in Märchen und Sage möglichst reichhaltig zusammenzustellen, dann ihr Wesen zu beleuchten und, wenn möglich, ihren Ursprung und Zusammenhang festzustellen.

Fassen wir daher die Aufzeichnungen über Attilas Schwert ins Auge; hören wir das Zeugnis der Volksmärchen an; halten wir Umschau bei verwandten Heldensagen des Abend- und Morgenlandes; gehen wir den etwaigen Spuren dieses Volksglaubens in Sitte und Gebrauch nach. Zum Schlusse lassen wir dann das Licht der Vergleichung auf die Sage vom Schwerte göttlichen Ursprungs fallen.

Attilas Schwert.

Allgemein wird Jordanes als älteste erhaltene Quelle für die Überlieferung von Attilas Schwert angeführt. In Wirklichkeit ist uns aber

---

[2]) Bleyer Jakob: A magyar hún monda germán elemei (Die germanischen Elemente der ungarischen Hunnensage), p. 10, 11.

[3]) Buda halála, IX. Gesang, 5. Anm.

[4]) Gyulai, Emlékbeszéd Arany János fölött (Gedenkrede über Arany).

auch folgendes Bruchstück aus Priskos Rhetors Bericht erhalten: *ἔσεσθαι δὲ οὐκ εἰς μακρὰν τῆς παρούσης αὐτῷ* (Attilae) *δυνάμεως αὔξησιν. σημαίνειν καὶ τοῦτο τὸν Θεὸν τὸ τοῦ Ἄρεος ἀναφήναντα ξίφος, ὅπερ ὂν ἱερὸν καὶ παρὰ τῶν Σκυθικῶν βασιλέων τιμώμενον, οἷα δὴ τῷ ἐφόρῳ τῶν πολέμων ἀνακείμενον, ἐν τοῖς πάλαι ἀφανισθῆναι χρόνοις, εἶτα διὰ βοὸς εὑρεθῆναι.* Attilas schon vorhandene Macht erfuhr eine Steigerung. Angedeutet wurde sie dadurch, daß des Ares göttliches Schwert wieder zum Vorschein kam, welches, dem Leiter der Kriege zugeschrieben, schon von den scythischen Königen als heilig verehrt wurde, in früheren Zeiten aber verschwand und jetzt vermittels eines Rindes wieder aufgefunden ward [5]).

Dieses Bruchstück wird glücklich durch den ausführlichen Bericht des Jordanes ergänzt: «Wiewohl Attila schon von Natur aus hoch strebte, steigerte sich sein Selbstvertrauen noch durch das aufgefundene Schwert des Mars, das den Königen der Scythen stets für heilig gegolten hat. Der Geschichtsschreiber Priscus trägt den Anlaß, wie es entdeckt worden, folgendermaßen vor. Als einmal ein Hirt ein Kalb seiner Heerde hinken sah, die Ursache dieser Wunde aber nicht fand, verfolgte er, beunruhigt, die Blutspuren und gelangte endlich zu einem Schwert, auf welches das grasende Tier unachtsam getreten war; er grub es aus und trug es schnurstracks zu Attila. Dieser, erfreut vom Geschenke, wähnte, hohen Sinnes wie er war, er sei zum Herrn der ganzen Welt bestellt und durch das Schwert des Mars sei ihm die Gewalt über die Kriege übertragen» [6]).

Bedenken wir nun, daß der Geschichtsschreiber der Goten ein Jahrhundert nach Attila lebte, daß Priskus, die eigentliche Quelle unserer Überlieferung, den Hunnenkönig und sein Volk aus eigener Anschauung kannte, so wird es klar, daß sie eine Auffassung spiegeln, die nicht jünger ist als Attila selbst und die im Glauben seiner Untertanen gelebt haben mußte.

Den nächsten Bericht über die Gestaltung oder Mißgestaltung dieses Volksglaubens verdanken wir Lambert, einem Mönch des XI. Jahrhunderts. Als sich der König (Heinrich IV., sechs Jahre vor dem Gang nach Kanossa) zu Odenhausen aufhielt, so erzählt Lamberts Chronik, da geschah es, daß Leopold von Merseburg, ein Liebling des Königs, mit dem er vertraulichst Rat und Umgang pflegte, unversehens vom Pferde glitt und von der eigenen Waffe durchbohrt alsbald verschied. . . . . Es ward aber bemerkt (notatum

[5]) Dieses Bruchstück, das ich nirgends angeführt finde, ist auch von Mommsen mitgeteilt in seiner Jordanesausgabe: Monumenta Germaniae Historica, Auctores antiquissimi, V, 1. r. 106, Anm. 1.

[6]) Ibidem, p. 105, 106, Jordanes: De origine actibusque Getarum, XXXV.

autem est), daß dies dasselbe Schwert war, mit dem einst der hochberühmte Hunnenkönig Attila zum Verderben der Christen und zur Verheerung Galliens arg gewütet hat. Dieses hatte nämlich die Königin der Ungarn, die Mutter des Königs Salomon, dem Baiernherzog zum Geschenk gegeben dafür, daß auf sein Anstiften der König ihren Sohn in sein königliches Erbe eingesetzt hatte; der Herzog Otto hatte es dem Sohne des Markgrafen Dedi, dem jüngeren Dedi als Beweis und Pfand inniger Zuneigung verliehen; als dieser (Dedi) verschied, kam es an den König und durch den König an diesen Leopold. Mehrere nun, die dem Herzog Otto zugeneigt waren, deuteten es als Gottesurteil, daß er (Leopold) von eben jenem Schwerte getötet wurde, das Herzog Otto angehört hatte, dafür, daß, wie man erzählte, eben er den mächtigen König gereizt hatte, Otto zu verfolgen und aus dem Palaste zu verstoßen. Über dieses Schwert ist nun zu lesen in der Geschichte der Geten, die auch Goten genannt werden, daß es einst dem Mars eigen war, von dem die Heiden lügnerisch behaupteten, er sei der Leiter der Schlachten und der erste Erfinder der Kriegswaffen; dieses leicht versteckte Schwert nun fand nach langer Zeit ein Hirt nach der Blutspur seines Rindes, dessen Fuß es, als dieses im Grase weidete, verwundet hatte; dieser brachte es zum König Attila, dem nun von allen Wahrsagern verkündet wurde, dieses Schwert sei vom Schicksal zur Vernichtung des Erdkreises, zum Verderben vieler Völker bestimmt. Wie sich diese Weissagung bewahrheitet, das beweisen noch heute die Trümmer gar mancher gallischen Stadt, — derart, daß die Barbaren dieses Schwert selbst das Strafgericht Gottes oder Gottes Geißel nannten[7]).

So wächst die Sage zusehends von Priskus bis Lambert. Nicht nur in Attila selbst, auch in seinem Schwerte fürchtete man die Geißel Gottes. Nicht nur der hochstrebende Sinn Attilas, nein, alle Wahrsager seines Zeitalters sehen darin ein Geschenk des Schicksals. Das Merkwürdigste ist aber wohl, daß Lambert die Geschichte des Schwertes bis zu seiner eigenen Zeit weiterführt. Wenngleich er auf seiner Pilgerreise nach Jerusalem sich auch in Ungarn aufgehalten hatte, können wir trotzdem in seiner Aufzeichnung keine ungarische Überlieferung sehen. Andererseits wäre es ungerecht, Lamberts Mitteilung, wie es geschehen ist, als «Märchen eines Wissenskrämers» zu brandmarken. Sein Herausgeber Hesse rühmt ihm nach, daß er sich möglichst frei hielt vom Aberglauben der zeitgenössischen Schriftsteller, die Ammenmärchen für Wahrheit ausgaben[8]), — besonders aber hebt er hervor, daß Lambert nach Wahr-

[7]) Mon. Germ. Hist., Scriptores V. Lamberti Annales p. 185, zum Jahre 1071.
[8]) Ibidem p. 143.

heit strebte[9]). Wenn er sich nun darauf beruft, daß «notatum est», es ist verzeichnet, so hat er offenbar aus dem Volksglauben geschöpft. Das Volk aber mußte von dem außergewöhnlichen Tod Leopolds von Merseburg mächtig ergriffen worden sein. Die französische Heldensage soll uns so manches Beispiel dafür bieten, daß man den Ursprung und die Geschichte des Schwertes viele Geschlechter weit verfolgte. Bei Attilas Schwert war die Richtung dieser Vorstellung fest vorgezeichnet. Das Mittelalter sah in den Ungarn die Nachkommen der Hunnen, das Erbe Attilas fällt demnach den ungarischen Königen anheim. Sie haben derart auch über Attilas Schwert zu verfügen. Lambert gibt also den Dolmetsch dieser mittelalterlichen Anschauung ab.

Doch auch mit Leopold von Merseburg endet noch die Sagenüberlieferung über Attilas Schwert nicht. Reinhold Steig[10]) weist auf die Stelle in Johann Fischarts Gargantua hin über «Königs Etzels aus Ungarn hochgeadlet Unglückschwert», für dessen Geschichte (bis auf Leopold) Fischart sich auf die Mansfeldsche Chronik beruft; dann setzt er fort «welches zu unserer Zeit der Duc Dalba bei Mühlberg seltsam soll ausgegraben haben; und niemand weiß, wo er mit hinkommen.» So bekämen wir nun folgende Kette der Schwertbesitzer: Attila, die Könige Ungarns, Otto von Bayern, Dedi, Leopold von Merseburg, der Herzog von Alba.

Wunderschwerter im Volksmärchen[11]).

Im Volksmärchen begegnen wir nicht selten einer wunderwirkenden Waffe. Doch gestaltet sich diese selten zum Rückgrat, zum Leitmotiv des Märchens, — wie z. B. Das Zaubermesser in Nr. 576 von Antti Aarne's Verzeichnis der Märchentypen[12]).

Im Brüdermärchen findet sich dieser Zug gewöhnlich[13]). In der Fassung bei den Brüdern Grimm steht auf dem Drachenberg eine kleine Kirche, und auf dem Altar stehen drei gefüllte Becher und dabei war die Schrift, «wer die Becher austrinkt, wird der stärkste

---

[9]) Ibidem p. 144.

[10]) Wilhelm Grimm, Die deutsche Heldensage. 3. Auflage von Reinhold Steig. Gütersloh 1889, p. 353.

[11]) Herr Schulinspektor Dr. Berze Nagy hatte die besondere Güte, für dieses Kapitel die Angaben der ungarischen Märchenliteratur über unser Motiv bibliographisch zusammenzustellen.

[12]) FF Communications No. 3, Helsinki 1910, p. 28.

[13]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 60. J. A. Macullah, The Childhood of fiction, London 1905, p. 381—383. Bei Antti Aarne, Nr. 300, 303, 304. Höchst bemerkenswert die Ausführungen bei Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. II, 49—59. Berlin 1877.

Mann auf Erden, und wird das Schwert führen, das vor der Türschwelle vergraben liegt.» Der Jäger macht sich an das Schwert, ohne getrunken zu haben, vermag es aber nicht von der Stelle zu bewegen. Da trinkt er die drei Becher aus, nimmt das Schwert auf und führt es leicht.

In einer der zwei sizilianischen Fassungen dieses Märchens zieht jeder der beiden Brüder sein Zauberschwert aus dem Garten; in der anderen erhalten sie durch die Dankbarkeit eines freigelassenen Fischleins zwei Rüstungen, zwei Schwerter, zwei Geldbeutel[14]).

Verwandt mit dem Brudermärchen ist «Der gelernte Jäger» (Grimm 111), wo ebenfalls die Motive vom Wunderschwert, vom Drachentöter und von der Zeugenschaft der Drachenzungen vereinigt sind. An der Wand des Turmgemachs, wo die Königstochter gehütet wird, hängt ein Schwert von reinem Gold, darauf strahlt ein goldener Stern und der Namen des Königs; ein versiegelter Brief macht es kund: wer den Säbel hätte, könnte alles ums Leben bringen, was ihm vorkäme.

Bedeutsamer für unseren Gegenstand ist das 92. Märchen bei Grimm: «Der König vom goldenen Berg». Der Held hat einen Erbschaftsstreit dreier Riesen zu schlichten, wobei es sich um ein Schwert, um einen Mantel, der unsichtbar macht, und um Zauberstiefel handelt. Das Schwert tut Wunder, sobald sein Besitzer ruft: «Köpfe alle runter, nur meiner nicht», da liegen die Köpfe schon auf dem Boden.

Von mehreren Geschenken ist das eine zuweilen ein Schwert. Z. B. in 97. der K.H.M. («Das Wasser des Lebens») erhält der jüngste Königssohn ein Schwert, das ganze Heere vernichtet.

Die meisterhafte Untersuchung Mannhardts über unseren Gegenstand führte zu reichen Ergebnissen. In den Kreis seiner lichtvollen Vergleichung zieht er nicht nur eine Fülle von Märchen (darunter zwei siebenbürgische), sondern auch die deutsche Siegfrieds- und die keltische Tristansage. Glänzend weist er nach, daß alle wesentlichen Züge dieses Märchens (p. 57: Kampf gegen Ungeheuer auf einem Berge, Erlangung eines sieghaften Zauberschwertes im Augenblicke des Kampfes, Ausschneiden der Zungen, Bewährung als Sieger durch dieselben, Schlaf auf dem Kampfplatz) sich schon an Peleus, den Vater des Achilles, knüpften. Er findet hierin einen unumstößlichen Beweis gegen Benfeys Aufstellung,

---

[14]) Laura v. Gonzenbach, Sicilianische Märchen. Leipzig 1870. Von den Zwillingsbrüdern (39), Von den zwei Brüdern (40). Ähnlich wachsen drei Lanzen aus den Fischgreten, bei Cosquin, Contes de Lorraine I, 60.

«daß die Märchenstoffe durchweg buddhistischen Ursprungs und in verhältnismäßig später Zeit nach Europa gelangt seien» (p. 78).

Wesentlich ist hier also das sieghafte Zauberschwert, in der Peleis geradezu ein gottgesandtes Schwert: Hephaistos hatte es geschmiedet, Hermes im Auftrage der Götter dem Peleus überbracht[15]).

Eine bemerkenswerte ungarische Variante des Brüdermärchens hat Ignaz Halász aufgezeichnet: «Tündérszép Majlona, Die feenschöne Majlona[16]). Sonne, der eine Bruder, vermag nicht Prinzessin Majlona zu erobern. Mond gewinnt sie ihm und scheidet sich von ihr als seiner Bettgenossin durchs Schwert. Wie in vielen unserer Märchen zieht auch hier der Held mit einem schlechten Sattel, schlechtem Füllen und schlechtem Schwert aus, doch sein Füllen erweist sich als Zauberroß, sein Schwert als Wunderwaffe.

In einem verwandten Märchen vom Königssohn Mirko hat dieser Prinz, sein Freund Mezei sowie ihr Feind Hundskopf, den sie bekämpfen, je ein Wunderschwert; wenn Hundskopf ruft: «Schwert aus der Scheide», setzt es von selbst Hiebe; über Mirkos und Mezeis Schlaf wacht das Schwert, daß ihnen keine Fliege nahen kann[17]).

Die Brüder im Märchen von der feenschönen Majlona heißen Sonne und Mond. Dieser Namen, verknüpft mit dem Zauberschwert,

---

[15]) Bei Mannhardt, p. 49, 50, besonders die in der Anmerkung angeführte Scholie.

[16]) Aus seinem Nachlaß mitgeteilt in Magyar Nyelvőr, 1908, XXXVII, 185—187, 237—238, 284—286, 333—335. In der ungarischen Zeitschrift Ethnographia (1906, XVII, 216) habe ich die nahen Beziehungen zwischen dem Brüdermärchen und der Amicus-Ameliussage nachzuweisen gesucht. Augenfällig werden diese Beziehungen nun in unserer Tündérszép Majlona. In der Sage wird Amelius vom Aussatz befallen, Amicus opfert seine beiden Kinder und heilt mit ihrem Blut den Freund. Im Majlona-Märchen wird der selbstaufopfernde Mond zu Stein, Sonne, sein Bruder, schlachtet seine beiden Kinder und zaubert mit ihrem Blut den Bruder ins Leben zurück. In der Sage sowohl wie in unserem Märchen werden die geschlachteten Kinder wieder lebendig. Diese Motivreihe (der Freund wird aus Selbstaufopferung zu Stein, vom Blute der Kinder seines Freundes wird er entzaubert, die getöteten Kinder werden lebendig) besteht auch unabhängig vom Brüdermärchen, KHM Nr. 6. Über die ungarischen Fassungen s. Mailand, in Magyar Népköltési Gyüjtemény (Sammlung ungarischer Volksdichtung) VII, p. 574.

[17]) Kriza, Vadrózsák, Kolozsvár 1863, 436—449. Zweite Ausgabe in Magyar Népköltési Gyüjtemény XII, 145—163, in der Parallele, M. N. Gy. X, 74—84, fehlt das Schwertmotiv. Ebenso im Venusvogel bei Gaal (Magyar népmese gyüjtemény, herausg. von Kazinczy und Toldy III, 1—15). — Dem Ruf «Schwert aus der Scheide» folgt die Waffe auch in M. N. Gy. I, 369. Im Märchen von Zöldike (Gaal III, 52) führt ein Schwert die Aufschrift: «Ich fürchte nur vor Einem», ein anderes: «Ich fürchte vor Keinem». — Vgl. Bognár Teofil: Idegen eredetü népmeséink (Ungarische Volksmärchen fremden Ursprungs) 1894, p. 73. — Die Märchenart erinnert an Das Wasser des Lebens (Grimm 97), s. auch Antti Aarne, Nr. 551.

leitet uns zu einem weiteren ungarischen Märchentypus hinüber. Da wird ein Land verdunkelt, weil Sonne und Mond in die Hand eines Drachen geraten sind. Der Held zieht gegen den Drachen. Csinos Agragyi (Magyar Népköltési Gyüjtemény IX, 62) läßt vom Schmied des Königs Schwerter verfertigen. Doch hält keines stand, auf einen Hieb brechen sie. Endlich schmiedet er eines, dessen Klang über sieben Reiche hörbar ist. In einem verwandten Märchen braucht der Held nur zu sagen: «Hau drein, mein liebes Schwertchen», da fährt sein rostiges Schwert aus der Scheide, gleitet zurück, geht unablässig[18]).

Wie hier das Heldenschwert Rost ansetzt, so verrät auch sonst die Wunderwaffe durch ihr Außeres nicht ihre außergewöhnliche Bestimmung. Königssohn Többsincs (Ohnegleichen) findet nicht in den ihm angebotenen glänzenden Klingen, sondern in einem versteckten Schwert die hilfreiche Waffe[19]). Ein Soldat, der den Schlangenkönig verschont hat, bekommt von diesem einen Apfelschimmel, ein schmutziges Hemd, ein rostiges Schwert. Wie er einschläft, fährt dies von selbst aus der Scheide. Drei Jahre hindurch mäht es die Feinde des Königs[20]).

Noch ein — zwei Beispiele für das Zauberschwert im ungarischen Volksmärchen. Balga Tamás (Der törichte Thomas) erhält ein Schwert, das für ihn Sorge trägt, solange er ihm zu gebieten weiß[21]).

Der Sohn des Grünen-Königs erringt von jedem der drei Teufel, an die seine Schwestern verheiratet sind, mit List je einen Zaubergegenstand: ein Tuch, das unsichtbar macht, einen Ring, der weckt, ein wundertätiges Schwert[22]).

Der wunderstarke Königssohn umgürtet sich mit einem Schwert, auf dessen Gehenke es heißt: «Wer dies Schwert anlegt, wird sehr stark.» Sofort gewinnt er die Kraft, mit Eichenstämmen wie mit Stäbchen zu spielen[23]).

Hervorzuheben ist das Schwert, mit dem Világszép Sárkány Róza befreit wird. Das goldzahnige Wunderkind erwirbt ein vom Wind gezeugtes Zauberroß; er badet in einer Wunderquelle, sein Leib wird gestählt, als ob ihn ein Erzpanzer deckte. Unter den Weiden reißt er sich ein Schwert heraus, das mit der Spitze aufwärts aus

---

[18]) Merényi, Sajóvölgyi eredeti népmesék. I. Pest 1862, 3—62 Az Ólombarát.
[19]) Gaal, Magyar Népmesegyüjtemény I, 88.
[20]) A deresalmás paripa (Der Apfelschimmel), Magyar Nyelvör VI (1877) 520, 521.
[21]) Gaal I, 43.
[22]) Pap Gyula, Palócz népköltemények. Sárospatak 1865, p. 114.
[23]) A csudaerös királyfi (Der wunderstarke Königssohn). Magyar Nyelvör IX (1880), p. 231—235.

der Erde wächst; wird seine Hand müde, so schneidet, sticht, tötet das Schwert selbst[24]).

Hier haben wir das der Erde entwachsene Schwert, auf das Johann Arany bei Attilas Schwert hinweist. Er konnte jedoch dabei das noch bei weitem beachtenswertere Märchen vom Knaben, der das Geheimnis wahrt, vor Augen gehabt haben. Dieses Wunderkind hat gleich bei seiner Geburt die Scheide eines Schwertes an seiner Seite, in ihrem Garten wächst ein Schwert; mit dem Knaben zugleich wird auch die Scheide und das Schwert immer größer, bis er dieses in jene steckt. In bedenklicher Lage erklirrt das Schwert von selbst. Der König von Ungarn nimmt den kleinen Knaben zu sich. Doch der türkische Kaiser fordert ihn für sich, denn seine Tante, eine Hexe, hat es auf den Knaben abgesehen. Fünfzehn türkische Soldaten kommen ihm entgegen, doch das Schwert des Jünglings fährt aus der Scheide und haut die Türken zu Brei; dann kehrt es in die Scheide zurück, ohne den Sultan verletzt zu haben. Nachts will die Hexe das Schwert holen; es schneidet ihr die eiserne Nase ab. Am Morgen bietet der Sultan ein schreckliches Herr auf; doch das Schwert des jungen Ungarn dreht sich so flink, daß ihn kein Hieb trifft, während die Türken zu Haufen fallen[25]).

Auch hier wächst also das Schwert aus der Erde, ebenso wie im vorhergehenden Märchen, wie im sizilianischen Brüdermärchen, oder wie im lotharingischen (Le fils du pêcheur) die drei Lanzen. Doch das Wunderkind des ungarischen Märchens wird gleich mit der Scheide eines Schwertes geboren und hiedurch berufen, die Waffe zu führen, die gleichzeitig mit dieser Scheide wächst. Das Märchen, daß ein Knabe seinen Traum, der ihm königliche Macht verheißt, verheimlicht, scheint ziemlich verbreitet zu sein. Doch dafür, daß dieser Gegenstand mit dem Motiv von dem wachsenden Schwerte verknüpft wird, kenne ich keine anderen Beispiele, als aus der ungarischen Märchenliteratur[26]).

So mancher Zug der hier erörterten Märchen ist auch in die Heldensage eingedrungen. Für keine ist dieser enge Zusammenhang mit dem Märchen so klar, wie für die germanische Heldensage.

---

[24]) Merényi, Dunamelléki eredeti népmesék I, 98—114.

[25]) A titkolódzó kis fiú és kardja (Der geheimniswahrende Knabe und sein Schwert), bei Erdélyi, Népdalok és mondák (Volkslieder und Sagen) III, 8. Variante dazu, Ethnographia XVI (1905) 103—110. Die Literatur bei Berze Nagy, Magyar Népköltési Gyüjtemény X, 579. — Vgl. Bognár Teofil, Idegen eredetü népmeséink. Budapest 1894, p. 45, 52.

[26]) Auch Antti Aarne Nr. 725 gibt diesen Märchentyus ohne das Schwertmotiv. Ebenso fehlt dies im armenischen Märchen vom Traumseher. Örmény regék (Armenische Märchen), ins Ungarische übersetzt von Gopcsa, Budapest 1911, p. 47.

Das göttliche Schwert in der germanischen Heldensage.

Das Brüdermärchen, Der König vom goldenen Berge, Der gelernte Jäger, in denen wir dem Wunderschwert begegneten, gehören zu den sogenannten Siegfriedsmärchen (50, 60, 90, 91, 92, 93, 111). Die Brüder Grimm heben diese Beziehung folgendermaßen hervor: «Der Wunderdegen (den der Held des Märchens in dem Erbstreit der Riesen an sich bringt) ist das herrliche Schwert Balmung. Er bekommt es gleichfalls voraus, und geht nun, ohne zu teilen, mit dem erworbenen fort. Jene Wunderkraft des Schwerts ist bedeutend, denn wie alle Köpfe vor ihm fallen, so erstarren alle Lebendigen vor dem Ägirshelm (Hildegrein), der nach der nordischen Sage ebenfalls zu dem Hort gehörte»[27]). An diesem Musterstück wird das Gesuchte, sagen wir das Romantische dieser Vergleichung klar. Die Brüder Grimm suchen auch dann den Mythus im Märchen, wenn in Wirklichkeit Märchenelemente in die Mythe eingedrungen sind[28]).

Doch es ist nicht zu leugnen, die germanische Heldensage macht einen überaus ausgiebigen Gebrauch von märchenhaften Waffen. Odins Speer Gungnir hält im Flug nicht inne[29]), der Hammer Mjolnir fliegt, so weit Thor es will, wonach er will, verfehlt niemals sein Ziel, kehrt von selbst in Thors Hand zurück und kann so klein werden, daß er ihn unter seinem Rocke tragen könne[30]). Freyrs Schwert schwingt sich von selbst, wenn ein furchtloser Held es führt; er übergibt es seinem Diener Skirnir; waffenlos erliegt er dem Feuerdämon Surt[31]).

Diese Waffen werden von den Göttern selbst geführt. Unserer Betrachtung stehen jene Waffen näher, die wohl übermenschlichen Ursprunges, aber für Menschen bestimmt sind. Solche Waffen schmiedet Loki, sehr häufig irgendein Zwerg; ihr berühmtester Meister ist der Schmied Völund, Wieland. Loki verfertigt das Schwert Läwatein, das in einer Lade von Eisen unter neuen Schlössern bewahrt wird[32]). Das Schwert des Zwerges Daïn besitzt Hogni; mit diesem Daïnsleif wird nie ein Hieb vergeblich geführt, und

---

[27]) KHM III, 169.

[28]) Das richtige Verhältnis von Volksmärchen und nordischer Sage sucht festzustellen: Friedrich von der Leyen: Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Berlin 1899, mit dem Ergebnis, «daß sie (die nordischen Mythen) aus dem Märchen und nicht das Märchen aus ihnen entstanden sei» (p. 6).

[29]) Snorris Skáldskaparmál, Die Edda, übersetzt und erläutert von Hugo Gering. Leipzig u. Wien 1893. p. 365.

[30]) Ibidem p. 366.

[31]) Skirnismól, Gering, Die Edda, p. 52, Anm. 1.

[32]) Fjolsvinnsmól, Gering, Die Edda, p. 134.

nimmer heilt die Wunde, die es geschlagen[33]). Völund wird vom König Nidhod gefesselt und seines Schwertes beraubt[34]). Die Walküre Swawa gibt dem Helgi seinen Namen, und zum Namensgeschenk verrät sie ihm den Ort, wo 46 Schwerter verborgen sind; eines davon birgt im Knauf Ruhm, im Griff Kühnheit, in der Spitze Angst, auf Rücken und Schild ist als Zauberrune ein Drachen eingegraben[35]). Doch eben dieser Helgi fällt von Dags rächender Hand, denn Dag erhielt seinen Speer von Odin selbst[36]).

Ebenfalls auf Odin führt seinen Ursprung das berühmteste Schwert der germanischen Heldensage zurück: Sigurds Garm. König Volsung, Sigmunds Vater, Sigurds Großvater, gibt seine Tochter Signy dem ihr verhaßten Siggeir zum Weibe. Am Hochzeitstage erscheint ein einäugiger Greis, den Hut tief ins Gesicht gedrückt. (So erscheint Odin häufig.) Das Schwert, welches er in der Hand hält, stößt er in den Baumstamm, der mitten in der Halle das Dach überragt, daß es bis ans Heft hineinfuhr, und spricht: «Wer dies Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir als Geschenk empfangen; und er wird es selber bestätigen, daß er niemals ein besser Schwert in seiner Hand gehalten hat, als dieses.» Die Versammelten erproben der Reihe nach Kraft und Glück; das Schwert rührt sich nicht von der Stelle. Endlich tritt Sigmund, König Volsungs Sohn, hinzu und zog es aus dem Stamme, als läge es lose vor ihm[37]). Der Geschwisterliebe Sigmunds und Signys entspringt Sinfjotle. Sigmund und Sinfjotle fallen in Siggeirs Hände. Er läßt ihnen ein Grab graben, das er durch eine Felswand in zwei teilt; auf die eine Seite läßt er Sigmund, auf die andere Sinfjotle einsperren ,damit sie, wenngleich getrennt, doch den gegenseitigen Jammer fühlen. Durch Signys List erhalten sie Odins Schwert, sägen damit die Scheidewand entzwei und entkommen. Sigmund führt den Kampf gegen die Feinde der Volsungen fort. In einer Schlacht streckt er so viele Hundinge nieder, daß seine beiden Arme bis zur Achsel hinauf blutig wurden. Da mischte sich ein Mann ins Schlachtgewühl, in blauem Mantel, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, einäugig, mit einem Speer in der Hand. Sigmund geht kühn los auf Odin — denn er war's —, doch sein Schwert zerspringt an Odins Speer. Sigmund fällt. Den Sterbenden sucht auf der Walstatt sein Weib Hjordis auf, gesegneten

---

[33]) Snorris Skáldskaparmál, Gering, Die Edda, p. 385.
[34]) Vólundarkviþa, Gering, Die Edda, p. 144.
[35]) Helgakviþa, ibid. p. 152.
[36]) Ibidem p. 178.
[37]) Die Sage von den Volsungen und Nibelungen. Aus der altnordischen Volsunga-Saga frei übertragen von Dr. Anton Edzardi. Stuttgart 1881, p. 7, 8.

Leibes; Sigmund ermahnt sie, die Schwertstücke wohl zu wahren, daraus soll ein gutes Schwert geschmiedet werden: Gram, mit dem ihr Sohn Sigurd, dessen sie genesen wird, unvergeßliche Heldentaten vollbringen wird; sein Name wird genannt werden, so lange die Welt besteht[38]).

Als Sigurd herangewachsen ist, schmiedet ihm Regin ein Schwert. Sigurd haut damit auf den Ambos, das Schwert springt in Stücke. Einem zweiten Geschmiede ergeht es ebenso. Da verlangt Sigurd von seiner Mutter die zwei Stücke von seines Vaters Schwert Gram. Aus diesen schmiedet nun Regin ein Schwert. Sigurd schlägt damit auf den Ambos, dieser geht auseinand, das Schwert selbst bleibt ohne Scharte. Er wirft eine Flocke Wolle in den Strom, das Schwert zerschneidet die schwimmende Wolle. Dies ist Sigurds berühmter Gram[39]).

Im Nibelungenlied tritt an Grams Stelle Balmung, an Stelle eines Märchenmotivs jenes andere: daß Siegfried von den beiden Söhnen der Nibelungen angerufen wird, ihren Erbstreit zu schlichten, und daß er sie beide mit ihrem Balmung tötet.

Neben Siegfried steht Dietrich von Bern im Vordergrund der deutschen Heldensage; ihre gegenseitigen Beziehungen spiegeln sich in der Geschichte ihrer Schwerter. Die Rabenschlacht erzählt, daß Siegfried von Dietrich besiegt wird und gezwungen ist, seinen Balmung an den Sieger abzugeben[40]). Doch gewöhnlich gilt für Dietrichs Schwert Eckesahs, ein Kunstwerk der Zwerge[41]). Dietrich bemächtigt sich auch des von Alberich geschmiedeten Nagelrings[42]). Zum Kampf gegen Sigurd leiht er sich das Schwert Mimine[43]), dessen Meister Velint (= Völund — Wieland) als berühmtester Schmied galt nicht nur der germanischen, sondern, wie wir sofort sehen sollen, auch der französischen Heldensage.

Berühmte Schwerter in den Chansons de Geste[44]).

Wieland, der Schmied, tritt in mannigfache Beziehungen zur französischen Heldendichtung. Es ist allerdings nicht zu verwundern,

---

[38]) Volsunga-Saga XI, XII, Edzardi p. 30, 31.

[39]) Volsunga-Saga XV, Edzardi 39, 40; Gering, Die Edda, p. 369.

[40]) Wilhelm Grimm: Deutsche Heldensage. Göttingen 1829, p. 213.

[41]) Ibidem 56—59.

[42]) Ibidem 59, 79.

[43]) Ibidem 59.

[44]) Als Quellen für das Nächstfolgende diente nebst einigen Chansons de Geste: Gaston Paris: Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1905[2]. — Gustav Gröber: Grundriß der romanischen Philologie, II, 1. Straßburg 1902. — Léon Gautier: Les Épopées françaises, I—IV, sowie dessen Chanson de Roland-Ausgabe. Tours 1900[25].

wenn die in Island entstandene Karlamagnus-Saga die berühmtesten Schwerter von Wieland verfertigen läßt. Doch setzt Gaston Paris alte Überlieferungen für folgende Erzählung der Saga voraus. Karl der Große hat vor seinem Palast einen Stahlhügel aufgerichtet, um die Schwerter an diesem Hügel zu erproben. Einmal bringt der Jude Malakin d' Ivon als Lösegeld für seinen Bruder Abraham drei Schwerter, Geschmiede des Galant von England; Karl erprobt sie an seinem Stahlhügel; das erste schneidet ihn durch, bricht aber auch selbst an der Spitze etwas ab, daher sein Name Courte oder Courtain, — dies bekommt Ogier; die beiden anderen sind Almace und Durandal, Turpins und Rolands Schwert[45]).

Doch nicht bloß die Saga lautet derart. Nach Gautiers Zusammenstellung wird Durandal von zehn Chansons de Geste dem Galand und einzig im Fierabras-Roman dem Munificans zugeschrieben[46]). Dieser Roman legt sich seine eigene Schwertgenealogie zurecht[47]). Ein Vater hat drei Söhne: Galand, Magnificans und Ainsiax[48]). Jeder dieser drei Brüder schmiedet je drei Schwerter. Ainsiax verfertigt Baptême, Florence und Graban, die dem Fierabras gehören; Munificans nebst Durandal noch Sauvagine und Ogiers Cortant. Von Gallas (Wieland)stammen: Flamberge, Hauteclere und Joyeuse. (Flamberg wird von Maugis dem Renaut de Montauban geschenkt.)

Auch sonst eignete man Schwerter gerne Wieland zu. Als König Ludwig den Raoul de Cambrai zum Ritter weiht, umgürtet er ihn mit einem Schwert, auf das Galan seine ganze Sorgfalt verwendet hatte. Nach Durandal ist dies die trefflichste Waffe[49]).

Durandal.

Verfolgen wir vorerst Durandals Geschichte, wie sie sich im Rolandslied spiegelt. Im Tale Moriane erhält Karl der Große dies Schwert von einem Engel, mit der Weisung, daß er damit seinen tapfersten Ritter auszeichne. Roland wird es zuteil[50]). Reliquien weihen dieses Stück: ein Zahn Sankt Peters, Blut des heil. Basilius, Haar des heil. Dionysos, ein Stück vom Kleide Marias (2346—8).

[45]) Paris, Histoire poétique de Charlemagne, p. 370. Gautier, Épopées françaises, III, 74.

[46]) Gautier, Chanson de Roland ad v. 926.

[47]) Mitgeteilt bei Grimm, Deutsche Heldensage, S. 43 und von Tarbé in seiner Ausgabe des Girard de Viane, Reims 1850, Glossaire s. v. Munificans p. 199.

[48]) Grimm, ibid. S. 57, ahnt den Zwerg Alberich in diesem Ainsiax.

[49]) Raoul de Cambrai, ed. P. Meyer, A. Longnon (Société des Anciens Textes, 1882) v. 486—493. Die Herausgeber verweisen p. 363 auf Völunds Rolle im Fierabras, in Huon de Bordeaux, in Garin de Montglane.

[50]) 2318 u. ff. In der Chronik von Weihenstephan übergibt der Engel das Schwert in Regensburg; Paris, Hist. poétique de Charlemagne, p. 294.

Vor seinem Tode zählt Roland die Länder auf, die er mit Durandals Hilfe erobert hat. (In der einen Fassung gedenkt er auch Ungarns.) (2322 u. ff.) Als Rolands Tod naht, will ihm ein Sarazene, der sich tot gestellt hat, sein Schwert entreißen, doch der Held fühlt, daß ihm jemand naht, der nicht zu ihm gehört, und streckt den Schwerträuber mit seinem Olifant zu Boden (2274 ff.). Damit Durandal nicht in Feindes Hand gerate, schlägt er ihn zehnmal an den Felsen, doch Durandal erleidet weder Bruch noch Scharte; er versucht's ein zweites, ein drittes Mal; vergeblich; da beweint er sein gutes Schwert (2344 ff.).

Doch Dichter und Chroniker des Mittelalters wissen auch von einer anderen Art, wie Roland sein Schwert erworben. Aspremont, eine Chanson de Geste, erzählt, daß Roland den Elmont besiegt, ihm Durandal wegnimmt und mit diesem zum Ritter geweiht wird[51]). Eine spanische Chronik (Crónica general de España) malt mit vielen einzelnen Zügen den Kampf aus, in welchem der junge Karl vom Heiden Braimant das Schwert Durandal erringt[52]). In einer späten französischen Sagengestaltung führt Karl der Große selbst Durandal. Einmal wieder verliert Roland dies Schwert aus der Scheide; er flüchtet in Karls Lager, bestürmt den Kaiser, das Schwert zurückzuerobern, denn wenn es in der Hand der Heiden bleibt, so ist ihnen Spaniens Besitz gesichert. Roland eilt zurück und findet das Schwert im Rasen[53]).

Roland vermochte also Durandal nicht zu zertrümmern. Was geschah denn doch mit dem Schwert? Das Rolandslied schweigt hierüber. Doch die Heldensage fordert eine Antwort. Die französische Überlieferung wird von skandinavischen Aufzeichnungen ergänzt. Da schickt nun Karl mehrere Ritter nach einand, damit sie Durandal der Hand Rolands entwinden. Sie vermögen es nicht. Er schickt auf einmal fünf, einen für jeden Finger, — vereint bleiben sie auch machtlos. Da erkennt der Kaiser, daß nur ein ebenbürtiger Ritter Roland das Schwert abnehmen könne. Er selbst betet, und zieht es dann leichterdings aus Rolands Hand; den Griff, da er voll von Reliquien, behält er, die Klinge schleudert er weit ins Meer, — niemand ist würdig, sie nach Roland zu führen[54]). Ähnlich klingt der epische Bericht, daß vor seinem Tode Roland selbst sein Schwert in eine totbringende Giftquelle schleudert[55]). Eingehender und dich-

[51]) Gröber, Grundriß, S. 540; L. Gautier, Épopées françaises III, 87, 366.

[52]) G. Paris: Hist. poét. de Charlemagne 237 (vgl. noch 233, 242).

[53]) Nach dem Mainet, G. Paris: Hist. p. de Charl. 476, 488.

[54]) L. Gautier ad Chanson de Roland 2944, nach der Karlamagnus-Saga und der Keiser Karl Magnus-Kronike.

[55]) Mitgeteilt bei Gautier, Épopées françaises III, 506.

terischer schmückt Galiens li restoré den Vorgang aus. Durandal dringt einen halben (nach einer Handschrift einen ganzen) Fuß tief in den Felsen; doch da er Jesus' Namen eingegraben trägt, bleibt er unversehrt; Roland betet, das Schwert möge in die Hände eines solchen Helden geraten, der das Christentum so verteidigt, wie er. Dann wirft er es in den Bach, den das Blut von 20 000 Franken und 200 000 Sarazenen rötet. Da kommt der Held Galien hin, sucht die Waffe im Blut; doch weder er, noch ein anderer konnte ihrer je habhaft werden[56]).

Diese Überlieferung hält also nach Rolands Tod niemanden mehr für Durandals würdig. Dennoch hat ihn mancher Dichter seinem Helden zugesprochen. So erzählt Radulfus Tartarus in seinem lateinischen Gedicht von Amicus und Amelius, daß die Königstochter Rolands Schwert, welches ihrem Vater von Karl dem Großen geschenkt worden, im geheimen dem Amicus gibt[57]). Ebenso behauptet von Doon de Mayence sein Dichter, daß er Durandal erworben habe[58]). Ein italienisches Gedicht (Viaggio di Carlo Magno in Ispagna) sorgt noch romanhafter für seinen Helden. Galeant, der Sohn Oliviers und einer portugiesischen Königstochter, schwört Mohammed ab und rächt Oliviers Tod; der sterbende Roland überreicht ihm Durandal; Karl der Große läßt ihn von der Hand des toten Roland zum Ritter schlagen und belehnt ihn mit Durandal. Galeant fällt vor Saragossa im Kampf gegen Baligant; sterbend legt er Durandal in Karls Hände zurück[58a]).

Doch eine einheitliche Überlieferung hat sich nicht entwickelt. So konnte der Geschichtschreiber Mézeray noch im XVII. Jahrhundert behaupten, Karl der Große habe Roland in Blaye begraben, mit ihm sein Horn und sein Schwert[59]). Toller wird das Spiel der Phantasie, wenn in spanischen Romanzen Durandal zur Person, zum Helden der Romanzen wird[60]). Und noch heute wird in der Abtei von Roncesvalles Durandal gezeigt, nicht als Schwert, sondern als eine Art von Streitkolben, an dessen Ende eine Kugel befestigt ist[61]).

---

[56]) Gautier, Ép. fr. III, 330—2, nach Galiens li restoré.

[57]) Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies . . . . Herausgegeben von Konrad Hoffmann. Erlangen 1882². p. XXVII, v. 114—124.

[58]) Gröber, Grundriß, p. 799.

[58a]) Gautier, Épopées fr. III, 332—3.

[59]) Mézeraye, Histoire de France I, 340, 341, angeführt bei Gautier, Épopées fr. II, 665.

[60]) G. Paris, Hist. poétique de Charl. 211; Gautier, Ép. fr. III, 552.

[61]) Henri Bourgeois, Eine baskische Rolandsage. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin 1910. XX, S. 213—4.

Joyeuse.

Völund gilt im Fierabrasroman auch für den Meister von Karls des Großen Schwert Joyeuse. Der Mainet hingegen läßt es vom Meister Isak schmieden, im Tal Josué, und schon von Chlodwig, dem ersten Frankenkönig, führen[62]). Die auf Joyeuse bezüglichen Angaben hat schon G. Paris zusammengestellt[63]). Girart von Amiens erzählt, daß dies Schwert dem Pipin gehörte; dessen Bastarde wollten es rauben, doch Karl errang es zurück. In der spanischen Chronik bekommt der König Joyeuse von der sarazenischen Königstochter Galienne zum Geschenk. Das Rolandslied (und die Karlamagnus-Saga) verknüpfen Joyeuse mit der Lanze des Longinus, welche die Brust des gekreuzigten Jesus öffnete: die Spitze dieser Lanze habe Karl in den Griff seines Schwertes eingefügt. Wilhelm von Malmesbury berichtet, Karls Lanze sei dieselbe, «mit welcher der römische Centurio (Longinus) den unglücklichen Sterblichen aus einer teuern Wunde die Pforten des Paradieses erschloß.» Diese schätzbare Lanze übersandte Hugo Capet dem englischen König Ethelstan zum Geschenk.

Der Name Joyeuse ward auch zum Schlachtruf der Franken; ähnlich bedienen sich im Rolandslied die Heiden des Namens Précieuse, den das Schwert des Emirs Baligant führt.

Der Epenzyklus, in dessen Mittelpunkt Guillaume von Orange steht, verkündet, sein Held habe Karls des Großen Joyeuse erhalten[64]). Andererseits zeigte man in der Abtei zu Saint-Denis noch im XVII. Jahrhundert dieses Schwert[65]).

Hauteclaire.

Ebenfalls als Kunstwerk Wielands wird im Fierabrasroman das dritte berühmte Schwert der französischen Epik gepriesen: Oliviers Hauteclaire. Seine Sagengeschichte wird uns im Girart de Vienne, dem Epos des Bertrand de Bar-sur-Aube, überliefert. Sein Herausgeber, Tarbé, bezeichnet es geradezu als Heldengedicht der Schwerter, in dem nicht nur Roland und Olivier, sondern auch Durandal und Hauteclaire einander gegenüberstehen[66]). Hauteclaire erhält

---

[62]) Romania IV, 326.

[63]) Hist. poét. de Ch. 373—4.

[64]) Le Couronnement de Louis, ed. Langlois (Société des anciens textes fr. 1888) 2500. Aliscans ed. Rolin, Altfranzösische Bibl. (Leipzig 1897) 493, 1100, 1223, 1248.

[65]) G. Paris, Hist. poét. de Charl. p. 373, Anm. 1, und Paul Meyers Beitrag p. 544.

[66]) Le Roman de Girard de Viane, ed. P. Tarbé, Reims 1850, p. XIII. — Ein bedeutender Teil des Gedichtes, auch die Geschichte des Schwertes, ist von Ludwig Uhland übersetzt.

Olivier, als im Zweikampf mit Roland sein früheres Schwert zersplittert. Es ward ihm vom Juden Joachim beschert. Dieser Joachim kam mit Pilatus nach Vienne, zur Zeit, als Gott die Juden durch Vespasianus bestrafte. (Von Pilatus bis Karl dem Großen mußte er ein recht ehrbares Alter erreicht haben.) Joachim hatte dies Schwert vom Herzog Buevon um den Preis eines mit Schätzen beladenen Maultieres erstanden. Einst hatte es Closamont, Kaiser von Rom, besessen. Closamont fiel von der Hand Maucon de Val Fondées; sein Schwert glitt aus der Scheide ins Gras, von dem es überwachsen wird. Nach langer Zeit stießen Schnitter darauf, deren einer seine Sense daran zerhieb. (Ähnlich wie das verwundete Rind auf die Spur von Attilas Schwert leitet.) Man hob es aus der Erde und brachte es dem Papst. Dieser bewundert das Kunstwerk, liest ab, es sei Hauteclaire, vom Meister Munificans in Rom geschmiedet, und bewahrt es im Schatze Sankt Peters. Von dort brachte es Pipin und schenkte es später dem Herzog Buevon. Von diesem erwirbt es Joachim, hütet es mehr als 100 Jahre und schenkt es jetzt Olivier.

Sonstige europäische Schwertsagen.

Auch sonst weist die französische Dichtung des Mittelalters, vorzüglich in der Artusepik, einige namhafte Schwerter auf. An Odins Schwert in der Volsunga-Saga erinnert König Arturs Escalibor, den sein Vater in einen Marmorblock gestoßen hatte und den einzig Artur aus dem Marmor zu ziehen vemag, sich derart als echter Nachkomme seines Vaters erweisend[67]). Ein Schwert Arturs aus der Zeit der Sintflut erwirbt Doon de Mayence[68]). Perceval hat zu bekunden, daß er der beste Ritter ist; er lötet ein zerbrochenes Schwert, das niemand zusammenfügen konnte[69]). Märchenhaft erscheint auch das Schwert, das nicht abgeschnallt oder nicht aus der Scheide gezogen werden kann. Der Held, der es löst oder herauszieht, erweist sich würdig, die Hand der Tochter des früheren Schwertbesitzers zu gewinnen[70]).

Unter den spanischen Schwertern ist Cids Tizona das berühmteste. Ein anderes ist auch in die ungarische Sage gedrungen. Zum Kampf gegen die Türken kam auch der Spanier Alonzo de Zuniga nach Ungarn. Er schloß mit dem Herrn der Burg Revistye Waffenbrüderschaft. Als Zuniga von Karl dem V. zurückberufen wird, gibt ihm

[67]) Estoire du Saint Graal, Gröber, Grundriß, p. 523.

[68]) Doon de Mayence, Gröber, Grundriß, p. 799.

[69]) Bei Gaucher de Dourdan, Gröber, Grundriß, p. 506; über die Weiterbildung dieses Motivs s. ibid. p. 510.

[70]) Chevalier as deux epées, Gröber, Grundriß, p. 516 Robert de Blois, Beaudous, ibid. p. 835.

Revistye den «Ring der Treue», der ihn sichert, daß sein Lieb sich nie von ihm wendet; er wieder gibt dem Revistye ein Schwert, darauf steht: «Wer diesen Säbel schwingt, um sein Liebstes in der Welt zu schützen oder zu rächen, ist gewiß, daß sein Gegner durch dieses Schwert fällt»[71]).

Das Wunderschwert gehört natürlich nicht nur der germanischen und romanischen Sage an. Wieland der Schmied wurde mit Hephaistos und mit dem finnischen Ilmarinen verglichen. Das Lied von Völund läßt diesen als Sohn des finnischen Königs erscheinen. Doch zeichnet sich Ilmarinen nicht durch Schwertverfertigung, sondern durch die meisterhafte Gestaltung eines Weibes aus.

In der vogulischen Volksdichtung ist das Schwert göttlichen Ursprungs nicht selten: das heilige Schwertlein mit eiserner Spitze, das von Numi Tâ'rem zur Erde gesandte heilige Schwertlein mit eiserner Spitze[72]). Doch diese Schwerter höherer Abstammung werden, soweit ich sehe, von Göttern und anderen übermenschlichen Wesen geführt, nicht von Menschen.

Hingegen schmiedet Hephaistos nicht nur für Menschen. Agamemnon erhält das für Zeus verfertigte Szepter (Ilias II, 101). Für Achilles schmiedet er Schild, Panzer und Helm zum Kampf gegen Hektor (Ilias XVIII). Unvermeidlich mußte daher Aeneas seine Rüstung, das schicksalbestimmende Schwert von Vulcanus erhalten (Aeneis VIII, 621). Als Venus die Waffen von ihrem Mann Vulcanus für Aeneas erbittet, beruft sie sich darauf, daß er solche weder der Thetis, für Achilles, noch der Aurora, für Memnon, versagt habe (VIII, 383, 384). Heinrich von Veldeke rühmt von Aeneas Schwert, es sei schärfer und fester als Eckesahs, als Miminc, als Nagelrinc[73]).

Das Märchenmotiv, daß der Held seine Ansprüche durch die Handhabung einer Waffe höheren Ursprungs rechtfertigt, war schon den Griechen bekannt. Herodotos (IV, 9, 10) erzählt, daß die skythischen Könige von Skythes abstammen, der einzig von den drei Söhnen des Herakles den Bogen zu spannen vermochte, den sein Vater in Skythien gelassen hatte. Diesen Zug scheint Voltaire nachzuahmen, indem er den Bewerbern der Princesse de Babylone die Aufgabe stellen läßt, Nimrods Bogen zu spannen. Bekannter ist die Sage von Theseus. Aegeus läßt für seinen Sohn, den Aethra auf die Welt bringen wird, Schwert und Schuhe unter einen schweren Stein legen.

---

[71]) Magyarische Sagen, Märchen und Erzählungen von Johann Grafen Mailáth. Stuttgart-Tübingen 1837. I, 115—131: Das Schwert Zuniga.

[72]) Munkácsi Bernát, Vogul népköltési gyüjtemény (Sammlung vogulischer Volksdichtung) II, 1, Budapest 1892, p. 133, 138, 139, 144; II, 2, Bpst. 1910, p. 36.

[73]) W. Grimm, Die deutsche Heldensage. Göttingen 1829, p. 56.

Theseus wächst heran, hebt den Steinblock und erwirbt das Schwert[74]).

Wie im heutigen Volksmärchen, so dient auch in den märchenhaften Bestandteilen des griechischen Mythos das gottverfertigte Schwert zur Ausrottung der Ungeheuer. So tötet Perseus mit der Harpe, seinem eigenartigen Attribut, dem sichelartigen Schwert, welches Hephaistos geschmiedet hat, das Meerungeheuer, von dem Andromeda bewacht wird[75]). Herakles wieder erlegt mit einer derartigen Harpe die Hydra von Lerna[76]).

Am merkwürdigsten aber ist das Schwert des Peleus, in der Peleis, dem Peleusepos, welches Mannhardt aus dem Apollodor und aus mannigfachen Hinweisen zusammengestellt hat[77]). Peleus, der Vater des Achilles, lebt als Jüngling am Hofe des Königs Akastos. Er wird verleumdet, er habe sich der Königin sträflich nahen wollen. Akastos läßt den unschuldig Angeklagten auf den Berg Pelion aussetzen, wo fürchterliche Tiere hausen: ist er schuldlos, dann wird er ja gerettet werden. Im Auftrage der Götter bringt ihm Hermes die von Hephaistos geschmiedete *μάχαιρα*. Peleus streckt damit die wilden Tiere nieder und steckt die Zungen in seine Jagdtasche. Die Diener des Akastos brüsten sich, sie hätten die gefährlichen Ungeheuer ausgerottet. Doch Peleus bezeugt seine Heldentaten mit den ausgeschnittenen Tierzungen. Als Peleus schläft, nimmt ihm Akastos sein Schwert weg und will ihn töten, doch begnügt er sich schließlich damit, daß er das Schwert verbirgt; ohne diese Wehr, meint er, müsse Peleus den Kentauren erliegen. Doch mit Chirons Hilfe findet Peleus seine Waffe.

Morgenländische Sagen.

Indien, Persien, Japan.

Es konnte der Versuch nicht ausbleiben, auch auf dem Gebiet der Schwertsage für Indien eine Sonderstellung zu beanspruchen. Friedrich von der Leyen meint, auch hier seien die Begriffe durch die Inder geschärft und gesteigert worden[78]). Ich finde nirgends Zeugnisse für diese Annahme. Freilich konnten ähnliche Vorstellungen auch bei den Indern nicht fehlen. So gibt z. B. Gott Siva einem Getreuen

[74]) Plutarchos, Parallele Lebensbeschreibungen, Theseus.

[75]) Roscher, Lexikon der . . . Mythologie, s. v. Perseus, c. 2021; ursprünglich war die Waffe des Perseus ein Stein, dann ein Schwert, seit dem V. Jhdt. die Harpe.

[76]) Euripides, Ion 192.

[77]) Wilh. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1877. II, 49—59.

[78]) (Herrigs) Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. CXVI (1906), S. 22.

ein Schwert, das seinem Besitzer den Sieg sichert, ihn vor Gefahren schützt und dahin trägt, wohin er wünscht[79]). Bedeutsam ist folgende Sage. Brahma zeugte den Schwertgott. Dieser erschien auf der Spitze des Himalayas, die Grundlagen der Erde erschütternd und die Wolke erleuchtend. Brahma vertraute seine Waffe, das Schwert, dem Shiva, damit dieser die Welt von den Asuras, den mächtigen Dämonen befreie. Shiva, nachdem er dies Werk verrichtet, übergibt das Schwert dem Vishnu, dieser dem Marici, dieser dem Indra, der Luftgott den Wächtern der Himmelsgegenden; diese verleihen es dem Manu, dem Sohne der Sonne, zum Dienst gegen die Übeltäter. In dieser Familie ist es seither geblieben[80]).

Auch die persische Heldensage konnte der ausgezeichneten Waffen nicht entraten. Die Keule mit dem Stierkopf, der sich Feridun im Schah-nameh bedient, blieb eines der Reichskleinodien der Perser[81]).

Daran erinnert das Schwert des Mikado, eines der drei staatsrechtlichen Symbole der japanischen Kaiserwürde. Der Mythos führt dieses Schwert auf einen Drachen zurück. Susano-o, der Meeresgott tötete den achtköpfigen Drachen, in dessen Körper die glänzende Waffe gefunden wurde[82]).

Doch für die Vorstellung von Attilas Schwert scheint uns die japanische Sage viel aufschlußreicher, auf welche B. Balogh v. Barátos unsere Aufmerksamkeit lenkte[83]).

Iharebiko, der Held der japanischen Vorzeit, hat einen Traum. Ihm erscheint der Sonnengott Amaterasu und verspricht ihm, er schicke ihm einen Führer und verhelfe ihm zum Siege. Tags darauf kommt ein Mann namens Taka Kurachi ins Lager in der Hand ein herrliches Schwert. Vor Iharebiko geführt, sagt er folgendes: «Heute Nacht erblickte ich im Traume den großen Gott des Himmels, der verkündete mir, daß er ein Schwert vom Himmel herabwerfen werde. Es ist dies das Schwert, mit dem Ninigi, als er vom Himmel niederstieg, den Gipfel des Kirischma-Berges herabschnitt und das er dann auf den Berg steckte mit der Verheißung, daß solange dieses Schwert dort steht, seine Nachfolger ihre Macht auf Erden nicht verlieren können. Morgen langt hier Iharebiko an, der irdische Nachfolger der himmlischen Götter, um Yamato zu erobern. Übergib

[79]) Cosquin, Contes populaires de Lorraine I, 219.

[80]) Burton, The Book of the Sword. London 1884, p. 214, 215.

[81]) Adolf Fr. Graf v. Schack, Heldensagen des Firdusi, Cotta, Einleitung I, p. 91, Anm. 2.

[82]) Über dieses Schwert bietet die ungarische Zeitschrift Ethnographia zwei bemerkenswerte Abhandlungen, XXII (1911) p. 205, 207 von Róheim, p. 209—211 von Pröhle.

[83]) Barátosi Balogh Benedek, Dai Nippon II, 24, 25.

ihm dieses Schwert, mit dem er alle seine Gegner besiegen kann, und sage ihm, daß er es dann an seinen früheren Platz zurücksende. Bei diesen Worten warf er das Schwert aus der Höhe. Als ich des Morgens erwachte, fand ich die Spitze meines Zeltes durchbohrt und bei meinem Bett das Schwert bis zum Griff in die Erde versenkt. Nun überbringe ich dir dieses Schwert und stelle mich mit meinem ganzen Volk in deinen Dienst, denn gegen Götter vermögen wir nicht zu kämpfen.» Iharebiko umgürtete sich mit dem Schwert. In diesem Augenblick stieg ein Aar vom Himmel herab. — Dies war der vom Sonnengott verheißene Führer. Zweifellos beansprucht diese Parallele zu der Sage von Attilas Schwert besondere Beachtung.

Jüdische Vorstellungen.

Der Heiligen Schrift ist der Ausdruck «Schwert Gottes» recht geläufig, doch wird er ausnahmslos im bildlichen Sinne gebraucht, Gottes Macht oder Gottes Strafe zu bezeichnen, ebenso wie Assyrien «Gottes Zuchtrute» genannt wird (Jesaja X, 5), — ein Bild, das, wie öfter bemerkt worden, zu der Vorstellung einer «Geißel Gottes» führte. In der Heiligen Schrift ist niemals die Rede davon, daß Gott einen Menschen mit einer Waffe ausgezeichnet hätte.

Umso merkwürdiger erscheint der Traum, den das zweite Buch der Makkabäer (XV, 12—16) dem Judas (Makkabi) zuschreibt: er erblickte den Propheten Jeremias, wie er für das Volk und die heilige Stadt betete. «Dann habe Jeremias die Rechte ausgestreckt und dem Judas ein goldenes Schwert gegeben, die Übergabe aber mit folgender Anrede begleitet: Nimm hin das heilige Schwert, das Gott gegeben, damit sollst du die Feinde schlagen!» Daß der Makkabäer tatsächlich ein Schwert bekommen hätte, wird nicht erwähnt, — im Gegenteil berichtet das erste Buch der Makkabäer (III, 12), Juda habe stets das von Apollonius erbeutete Schwert geführt, — es scheint sich also bloß um einen ermutigenden Traum zu handeln.

Einen leisen Anklang an eine Schwertsage verrät folgendes Gleichnis des Midrasch (der jüdischen Legende), das an Mosis Schicksal anknüpft, der das Volk bis zum gelobten Lande führt, dieses aber selbst nicht betreten darf. Er gleicht, meint der Midrasch, einem Mann, der den König ehren wollte, und ihm ein scharfes Schwert zum Geschenk brachte. Da sagt der König: schneidet ihm den Kopf damit ab[84]). Vielleicht bewahrt dieses Gleichnis eine matte Spur von der verbreiteten Auffassung, daß Könige die Meister großer Werke verhindern wollen, ihre Kunst auch in den Dienst

[84]) Deuteron. Rabba 9, 6 (ed. Warschau p. 117[c]), die Parallelen bei S. Krauß, Attila kardja (Attilas Schwert), im Jahrbuch der ung. isr. lit. Gesellsch. 1899, p. 300.

anderer zu stellen: Daedalus wird der Freiheit beraubt, der Schmied Wieland gelähmt. Der Bulgare Sinan, Erbauer der Selim-Moschee zu Adrianopel, wird vom Sultan gefangen gehalten, will vom Minaret der Moschee herabfliegen, stürzt und stirbt[85]).

Auf eine eigenartige Gestaltung der spätjüdischen Sage macht S. Krauß aufmerksam[86]). Schon in der Bibel kommt dem Stab Mosis eine nicht geringe Bedeutung zu, die dann in der späteren Sage steigt. In der einen Fassung nun tritt an Stelle des Stabes ein Schwert: im flammenden Dornbusch wird Moses ein Schwert geboten, mit dem er seine Wunder- und Machttaten ausführte, ferner die Zauberer ausrottete. So konnte dann auch die arabische Legende im Stabe Mosis das Schwert Alis praeformiert sehen[87]).

Arabische Schwertsagen.

Das heidnische Arabertum hatte einen ganz eigenartigen ritterlichen Sinn entwickelt, aus dem auch eine besondere Verehrung für die Waffen erwuchs. Manche wurden von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, setzten einen Stammbaum an und stiegen im Ansehen. Oft führte man sie in eine uralte Vergangenheit, in die Zeit Davids, Âds zurück. Aus der Heidenzeit wurde so manches Schwert bewahrt. Im zweiten Jahrhundert der Hedschra streiten zwei Familien, welche das Schwert des Abû Dsahl besitze; im IV. Jahrhundert bewahrte man in Hadramaut das Schwert des heidnischen Helden Durejd b. al-Simma. Eine noch reichere Überlieferung weist das Schwert des Amr b. Madîkarib auf: Samsâma, «dem kein Hieb versagt», geheiligt ward es durch die Glaubenssiege des Helden Châlid b. Sa'îd, der dasselbe erbeutet hatte; der Chalife Al-Mahdî kaufte es für die Schatzkammer an; der Chalife Al-Wâthik wollte es restaurieren lassen, dadurch wurde es unbrauchbar[88]).

Der Chalife Al-Mutawakkil erwirbt einen Speer des Propheten[89]).

Das berühmteste Schwert der muslimischen Legende ist dasjenige Alis. Professor Goldziher meint, es wären zwei Schwerter Alis zu

---

[85]) Über diesen Zug s. Goldziher, Orientalische Baulegenden, Globus LXXXVI (Braunschweig 1904, 4. Aug.), p. 89, 90.

[86]) Im angeführten Jahrbuch p. 308.

[87]) Tabari I, 464, 14. Diesen Hinweis, wie so vieles Andere, verdanke ich meinem verehrten Meister Prof. Goldziher. — Eine soeben erschienene Sammlung, Micha Josef bin Gorion, Die Sagen der Juden, Frankfurt 1913, teilt auch Schwertsagen mit, p. 118—121; in der einen zieht ein König aus, um das Flammenschwert der Cherubim zu erringen.

[88]) Einiges nach Friedr. Wilh. Schwarzlose, Die Waffen der alten Araber aus ihren Dichtern dargestellt. Leipzig 1886, p. 36, 92; das Meiste nach Ign. Goldziher: Muhammedanische Studien. Halle 1881. I, 11; II, 358, 359.

[89]) Tabarî III, p. 1437 (Prof. Goldziher).

unterscheiden, eines, Dû-l-fikâr, welches Muhammed von einem Ungläubigen erbeutete und dem Ali schenkte, ein anderes, das vom Himmel herabgesendet sei[90]). Doch vielleicht handelt es sich immer um Dû-l-fikâr, nur möchte die eine Überlieferung die andere übertönen. Eine überaus ähnliche Abweichung in der Überlieferung konnten wir für Rolands Durandal festsetzen, nach der einen wurde dies Schwert Karl dem Großen von einem Engel überreicht, nach der anderen mußte es Roland selbst oder Karl der Große einem Ungläubigen abringen.

Nach einer Legende hätte Muhammed Dû-l-fikâr vom abessynischen Negus zum Geschenk bekommen und Ali geschenkt; in der Schlacht von Kerbela habe es der unglückselige Husejn geführt, gegenwärtig sei es im Besitze des Mahdi. Daneben steht die Überlieferung, daß Dû-l-fikâr vom Engel Gabriel aus dem Himmel gebracht wurde[91]).

Im Rolandslied bringt der Engel das Schwert Karl dem Großen, und dieser gibt es Roland. Dem entspricht vollkommen der Bericht, daß Gabriel das Schwert Dû-l-fikâr Muhammed überreicht und dieser es dem Ali verleiht. — Ali spaltet damit den Schädel des Marhab, des jüdischen Riesenkriegers der Burg Chejbar. Dieses Schwert erscheint auf dem Wappen der zejditischen Fürsten in Sana'a in Yemen. Es ist auch auf der Fahne abgebildet, die Don Juan in der Schlacht bei Lepanto den Türken abgenommen hat und die jetzt im Museo del Arsenale zu Venedig bewahrt wird. Burton, dem wir diese Angaben verdanken, führt auch einen Hadîth-spruch an: es gibt kein Schwert wie Dû-l-fikâr, es gibt keinen Helden wie Ali[92]).

Auch eine förmliche Parodie der christlichen Schwertsagen finden wir in einer arabischen Chronik der Kreuzzüge. Da wird erzählt, daß die Muhammedaner die Stadt Antiochia, die in den Händen der Christen war, bestürmten. Der Führer der Belagerten war Sandschîl (Saint Gille?). In seiner Bedrängnis ersann Sandschîl eine List. Er übergab einem Mönch ein Schwert, daß er es vergrabe. Darauf streute der Mönch die Lüge aus, ihm sei Christus erschienen und habe ihm den Ort bezeichnet, wo sein (Christi) Schwert verborgen sei. Man gräbt, findet das vermeintliche Christusschwert, die Christen fassen Mut und schlagen den Angriff der Muslime zurück[93]).

[90]) Muh. Studien II, 359, Anm. 5.

[91]) Clément Huart nach den Überlieferungen der persischen Schiiten in Revue de l'Histoire des Religions. Paris 1889. XIX, 361.

[92]) Burton, The Book of the Sword. London 1884, p. 141.

[93]) Abû-l-Mahâsi ibn Taghrî Birdî's Annals ed. William Popper. University of California Publications. Berkeley 1912, p. 304 (Prof. Goldzihers Mitteilung).

Diese Parodie ist noch nicht so giftig wie der Hohn Voltaires, der erzählt, daß für die Jungfrau von Orléans der Erzengel Michael die Rüstung aus dem Empyreum bringt: die Waffen Deborahs, den Nagel Jaëls, die Schleudersteine Davids, den Kinnbacken, mit dem Simson die Philister schlug, die Klinge, mit der Judith Holofernes köpfte. (La Pucelle, II. Gesang.)

Doch im Hinblick auf die Attila-Sage verdient weit eher Antars Schwert unsere Beachtung, nicht des geschichtlichen Antars, sondern des Romanhelden, den 32 Bände eines Ritterromans verherrlichen. Sein Schwert wird ihm durch Gottes Gunst verliehen und führt den Namen Zâmi, das Blutdürstende.

In der Wüste erblickt Antar einmal zwei kämpfende arabische Reiter. Er stellt ihren Zweikampf ein. Der jüngere trägt die Ursache ihres Zwistes vor. Sie, die beiden Kämpfer, sind leibliche Geschwister. Ihr Großvater war ein mächtiger König seiner Zeit. Als er einst seine Heerden mustert, vermißt er sein Lieblingskamel. Der Hirt gesteht, daß dies Kamel sich von den übrigen entfernte, er folgte ihm, bis er erschöpft ward, da faßte er einen Stein, schleuderte ihn gegen das Kamel, das vom Wurf durchbohrt wurde. Der König (der Großvater der Kämpfer) ließ sich zum toten Kamel führen und erkannte im Stein einen Meteor. Ein Künstler schmiedete daraus ein meisterhaftes Schwert, für das er mit einem Mantel belohnt wurde. Er besingt sein Kunstwerk: Scharfes Schwert, niemand kann ihm widerstehen, doch wer ist, der es schwingen könnte? Da ruft der König: ich schwing es und wie schwinge ich es — und haute dem Schmied den Kopf ab. Das Schwert bewahrte der Großvater in seinem Schatz. Als er starb, vermachte er es seinem Sohn, dem Vater der beiden Streiter. Dieser übergab das Schwert dem jüngeren Sohn, damit er sich der Gewalttätigkeit seines älteren Bruders erwehre. Der Jüngere hat das Schwert in der Wüste vergraben, eben in der Gegend, wo sie Antar angetroffen hat. Nach dem Tode ihres Vaters hatte nämlich der Ältere sein Erbe angetreten. Er sucht vergeblich das Schwert. Da fordert er es vom Bruder. Dieser gestand, er habe das Schwert vergraben, führt auch den Bruder auf diesen Platz, doch findet er das Vergrabene nicht. Antar schilt den gewalttätigen Älteren; dieser will Antar töten, wird aber von ihm niedergestreckt. Der gerettete Jüngling eilt, die Herrschaft zu übernehmen. Als Antar zufällig im Sande der Wüste gräbt, stößt er auf die Scheide, zieht das zweischneidige Schwert hervor, es sprüht Blitze, ein derartiges haben die Kosru's nicht, es schneidet fast ehe es berührt. Antar erblickt hierin eine Fügung des Herrn des Himmels und die Vorausverkündigung, daß sein Ruhm

stets wächst[94]). Er rühmt in einem Gesange von diesem Schwert, daß es Felsen spaltet[95]).

Diese romanhafte Erzählung vom Schwerte Antars bietet sich mancher Vergleichung dar. Der Held gewinnt das Schwert, um das Geschwister streiten, dies ist das Märchenmotiv, das durch Balmung berühmt geworden. Ein Hirt findet den Meteor, dies erinnert an Attilas Schwert, das von einem Hirten aufgefunden wird. Das Schwert ist in die Erde versenkt, Antar stößt auf dasselbe, — dies emporwachsende Schwert ist dem ungarischen Märchen geläufig. Den Meister, der die Waffe schmiedet, tötet der König, — dies erinnert an die schon erwähnte Vorstellung der Daedalus- und Wielandsage, wonach Herrscher es verhindern, daß ein Kunstwerk, das sie besitzen, ein zweites Mal zustande gebracht werde.

Schwertkultus.

Neben dem Schwert, das von Gott gesendet erscheint, haben wir auch das Schwert ins Auge zu fassen, welches selbst als Gott oder als Verkörperung der Gottheit angebetet wurde.

Auch wo das Schwert nicht angebetet wurde, konnte es verehrt werden .Schwerter, wie andere Trophäen, bewahrte man oft an geweihten Orten. Dafür bietet uns schon die Bibel ein Beispiel: das Schwert Goliaths, durch eine Hülle geschützt, wird vom Priester Achimelech hinter dem Efod verwahrt. (I. Sam. XXI, 10.) Das Schwert des Mardonius wurde als Trophee auf der Akropolis im Tempel der Athene gehütet[96]). Nach dem Tode des Fernan Gonzalez zogen die Christen Spaniens mit seinem Schwert gegen die Ungläubigen[97]). Aus Schillers Drama (I, 11) ist bekannt, daß die Jungfrau von Orléans sich zur Waffe ein Schwert erliest, welches unter der Kriegsbeute auf dem Kirchhof zu Fierboys lag, — wobei Schiller seiner alten Quelle folgte.

Für den eigentlichen Schwertkultus, die Schwertanbetung, verdanken wir das denkwürdigste Zeugnis dem Herodot (IV, 62). Er berichtet, daß man in Skythien in jedem Bezirk einen künstlichen Hügel aufschichtete, auf jeden Hügel wurde ein altes eisernes

---

[94]) Antar-Roman, Kairo 1306, II, 21—23; besungen XXV, 14.

[95]) VIII, 56, X, 47; doch knüpft sich diese Durandalsche Eigenschaft im Roman eher an Dû-l-hajjât, das Schwert des Hârith, VIII, 37. Auch Antars Tochter Unejtharat besitzt ein solches Meisterschwert.

[96]) Burton, The Book of the Sword, p. 212.

[97]) De Puymagre, Les vieux auteurs castillans, 1890, II, 154, 155, angeführt bei L. Gautier, Épopées françaises II, 1892², p. 333, Anm. 1.

Schwert aufgepflanzt, als heiliges Bild des Ares. Diesem Schwert wurden alljährlich Opfer dargebracht, Pferde, Rinder, aber auch Menschen, je einer von hundert Gefangenen.

Nehmen wir dazu, was Ammianus Marcellinus (XXXI, 2, § 23) von den Alanen berichtet: bei ihnen ist weder Tempel, noch Heiligtum zu sehen, nicht einmal eine Hütte mit einem Strohdach, sondern nach barbarischem Ritus stecken sie ein nacktes Schwert in die Erde und verehren es als den Kriegsgott der umherliegenden Gegenden gottesdienstlich.

Dieses als Gott verehrte Schwert hat J. P. Six auf einem alten Basrelief erkannt, das zu Pteria in Kappadozien aufgefunden wurde[98]).

Als Dsingiskhan den Thron bestieg, nahm er auch dieses Schwertopfer vor[99]).

Die ungarische Forschung hat diesem Gegenstand ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Der Graf Géza von Kuun findet diesen selben Schwertkultus, der von Herodotos und Jordanes bezeugt wird, auch in dem Schwerte des heil. Stephans verkörpert, das bei der Krönung vom König nach den vier Weltgegenden geschwungen wird. Er weist auch darauf hin, daß bei Dálnok (Kom. Háromszék, Siebenbürgen) ein derartiges, in die Erde gestecktes Schwert aufgefunden wurde[100]).

Überaus gehaltvoll sind die Ausführungen Géza Nagys über unseren Gegenstand. Er führt eine ganze Reihe merkwürdiger Funde an: Schwerter aus dem XIII.—XV. Jahrhundert wurden im Innern der Wälder oder auf dem Gipfel eines Berges senkrecht in die Erde gesteckt aufgefunden. Nagy findet den Schwertkult auch bei den Bulgaren, das in die Erde gesteckte Schwert auch bei Tungusen und Mongolen, sowie bei den Vogulen[101]).

Wie zäh sich dieser Schwertkult erhielt, dafür erbringt De Goeje ein sehr lehrreiches Zeugnis des Abu Hâmid. Dieser spanisch-arabische Schriftsteller des XII. Jahrhunderts erzählt, daß zur Zeit des Kalifen Hischâm (VIII. Jahrhundert) Maslama ibn Abd-el-Malik den Stamm Taberselân in Derbend (Bâb-el-abvâb) zum Islam bekehrte. Als er sich anschickte, Derbend zu verlassen, begaben sich die Mos-

[98]) Verslagen en Mededeelingen der Koninglijke Akademie van Wetenschapen. Letterkunde. Tweede Reeks. Vierte Deel. Amsterdam 1874, p. 229. Das Bas-Relief selbst ist abgebildet in: Exploration archéologique de la Galathie et de la Bithynie, par G. Perrot, E. Guillaume, J. Delbet. Paris 1872, pl. 50.

[99]) Burton, The Book of the Sword, p. 227 (ohne Angabe einer Quelle).

[100]) Relationum Hungarorum cum oriente gentibusque orientalis originis Historia antiquissima. Kolozsvár 1892, I, 175, 176.

[101]) Nagy Géza, A szkitákról (Von den Scythen). Ethnographia V (1894), 308—310.

lime zu ihm und trugen ihm ihre Besorgnis vor, daß nach seiner Abreise die Rechtgläubigen von den Nachbarstämmen angegriffen werden. Da beruhigt sie Maslama, indem er sein Schwert zieht und sagt: «So lange dieses mein Schwert mit euch bleibt, wird euch niemand abtrünnig.» Die Moslime errichteten nun eine Steinnische für das Schwert und stellten sie auf den Hügel, auf den Maslama gestiegen war. «Noch heute»—schreibt Abu Hâmid im Jahre 1162—befindet sich das Schwert dort und die Menschen pilgern dahin. — De Goeje weist auch auf Kazvîni hin, der kürzer ähnliches berichtet: In Derbend erhebt sich ein Hügel, auf dem Hügel eine Moschee, in der Nische der Moschee steht ein Schwert, das man auf Maslama ibn Abd-el-Malik ibn Mervân zurückführt.

Wohl ließen sich Beispiele für den Vorgang finden, daß ein moslimischer Eroberer, wie hier Maslama, mit der Zeit zum Heiligen, zum Welî einer Gegend wird. Doch in diesem Falle sucht de Goeje den Ursprung dieser Schwertverehrung tiefer. Er erblickt darin einen Überrest des Kultus, der von Herodot beschrieben worden. Er kann sich umso eher auf Jordanes und Ammianus Marcellinus berufen, da er das in den Schluchten des Kaukasus ansässige Volk der Taberszalân für verwandt hält mit den Alanen, von denen Ammianus Marcellinus erzählt. Zum Islam bekehrt, pilgerten die neuen Mohammedaner noch weiter zu diesem Schwert, knüpften es aber an das Andenken eines moslimischen Eroberers[102]).

Merkwürdig ,noch in unseren Tagen wurde in der Moschee von Honsak ein Schwert bewahrt, von dem überliefert wird, es habe dem Feldherrn Abu-Muszlim angehört[103]). Da wir auch in Honsak auf dem Boden Dagistans, des Kaukasus, stehen, so gilt auch für das angebliche Schwert Abu Muszlims die Erklärung de Goejes: der vorislamitische Schwertkult wurde an eine Moschee und an einen moslimischen Helden geknüpft.

Aber nicht nur der Deutung bedürftige Spuren des Schwertkultus leben noch heute, sondern auch der Glaube, daß sich im Schwert eine Gottheit birgt. Munkácsi hat eine vogulische Volksüberlieferung aufgezeichnet, die diesen Glauben klar spiegelt. Der Gott Ajäsz (Sohn des Hauptgottes Numi-Târem) führt Krieg gegen den Gott Têk. Als sie sich versöhnen, schenkt Têk sein Schwert dem Ajäsz. Dieser spricht folgenden Zauberspruch über das erhaltene Geschenk: «Zur Zeit, wo die Welt des Menschen beginnt, soll dieses spitze

[102]) M. J. de Goege: Mededeeling betreffende den Zwaardcultus. Verslagen en Mededeelingen der Koninglijke Akademie van Wetenschapen. Letterkunde. Tweede Reeks. Vijfde Deel. Amsterdam 1876, p. 105—107.

[103]) A. Cunynghame, Travels in the Eastern Caucasus. London 1872. p. 207. (Mitteilung Prof. Goldzihers).

Schwert, soll dieser berühmte Säbel zu einem blutopfer-, speiseopfer-empfangenden kleinen Gott werden.» Als solche Gottheit wird die Waffe verehrt[104]).

Schlußbetrachtung.

In den Vorstellungen vom gottgesandten Schwerte begegnen sich Märchen, Mythus, Legende und Sage. Es ist ein Märchenmotiv, wenn der Held seinen Anspruch auf eine Waffe höheren Ursprungs dadurch erweist, daß er allein sie zu handhaben vermag, — solcher Art ist der Bogen des Herakles, das Schwert des Theseus, Antars, Arturs Escalibor und in der Volsunga-Saga Sigurds Garm. Ein märchenhafter Zug ist es, wenn der Held den Zwist der Erben derart schlichtet, daß er das umstrittene Schwert sich selbst erwirbt, — so gewinnt Siegfried seinen Balmung, so Antar seinen Blutdürster. Ein Märchenmotiv ist es ferner, wenn der Held sich der göttlichen Waffe zur Ausrottung der Ungeheuer und wilden Tiere bedient, wie Perseus und Herakles der Harpe, Peleus seiner Machaira. Aus einem Mythus wird das japanische Krönungsschwert, welches einem Drachen entstammt, abgeleitet; mythisch ist das von den Vogulen verehrte Schwert, das selbst zu einer Gottheit geworden ist. Die Legende wirkt mit, z. B. wenn Durandal und Du-l-fikâr von einem Engel gebracht werden oder wenn das Schwert auch Reliquien birgt. Sagenhaft wird der Vorgang dadurch, daß er an geschichtliche Personen anknüpft, an Attila, an Ali, an Karl den Großen, oder auch von einem tatsächlichen Gegenstand ausgeht, wenn z. B. die Stierkeule der persischen Reichskleinodien auf Feridun zurückgeführt wird.

Wenn wir nun die Sage von Attilas Schwert in ihre Bestandteile zerlegen, finden wir kaum einen Zug, der ausschließlich ihr eigen wäre. Das Schwert wächst aus der Erde, schon Arany und Gyulai haben auf das der Erde entwachsende Schwert im ungarischen Märchen hingewiesen. Auch Oliviers Hauteclaire wird im Grase aufgefunden, als sie eine Sense durchschneidet. Antars Schwert ward in die Erde vergraben; er gräbt es heraus.

Attila wird das Schwert gebracht. Ebenso gerät Durandal durch Karl zu Roland, Du-l-fikâr durch Mohammed zu Ali; im Gleichnis des Midrasch wird das Schwert dem König zum Geschenk gebracht. Das japanische Schwert wird von Taka Rurachi für den Vaterlandsgründer Iharebiko gefunden, dem es im Traum verkündet war. Arany, der die japanische Sage nicht kennen konnte, läßt auch Attila

---

[104]) Munkácsi Bernát, Vogul népköltési gyüjtemény (Sammlung vogulischer Volksdichtung). II. Band, 2. Heft. Budapest 1910. p. 32—35.

einen Traum schauen und ihm des Morgens durch Bulcsu das von einem Hirten gefundene Schwert überreichen. Ein ähnlicher Traum ermutigt auch Juda, den Makkabäer, der in der Wirklichkeit das Schwert gar nicht erhält.

Die Rolle des Attilaschen Schwertes endet nicht mit dem Tode des Hunnenkönigs: bis Salamon bewahrten es die Könige Ungarns, im XI. Jahrhundert hat es ein Gottesgericht zu üben, im XVI. Jahrhundert wird es vom Herzog von Alba ausgegraben. So setzt auch Joyeuse seine Laufbahn nach Karls des Großen Tod in der Hand Willehalms fort. Doch am üppigsten wucherte die Sage von Durandal; die Ependichter sprechen es um die Wette ihrem Helden zu; ein Geschichtsschreiber berichtet, Durandal sei beim Kopfe Rolands begraben und die Abtei von Roncesvalles zeigt es heute noch unter ihren Reliquien. Dem ließe sich noch das Schwert Samsâma an die Seite stellen, das Jahrhunderte hindurch von Kalifen zu Kalifen bewahrt wurde, sowie Du-l-fikâr, das auch lange Zeit in der abbassidischen Familie vererbt wurde und heute noch dem Mahdi angehört.

Der Kern der Vorstellung vom Schwerte Gottes ist wohl dieser: Gott erliest einen Sterblichen, weiht ihn zu seinem Kämpfer und übergibt ihm mit dem göttlichen Schwerte die Herrschaft über die Menschen. Einem solchen Schwerte sind wir im Laufe unserer Untersuchungen mehreremal begegnet. Unter den Märchen bloß in der ungarischen Fassung des «Geheimnisbewahrenden Knaben». Solcher Art ist Iharebikos vaterlanderwerbendes Schwert, das ihm der Sonnengott beschert; solcher Art ist Du-l-fikâr, das der Engel Gabriel für Ali bringt; derart Durandal, das der Engel Karl dem Großen für seinen tapfersten Helden überreicht. Hierher gehört ferner das Schwert des Theseus, sowie Sigurds Garm.

Wo ist nun der Ursprung der Sage von Attilas Schwert zu suchen? Zwei Wege scheinen dahin führen zu können: der eine durch die germanischen Überlieferungen, der andere durch die skythischen Glaubensvorstellungen. Die arabische und die altfranzösische Sage ist viel jünger als Priskos Rhetors Bericht; übrigens weist die französische Schwertsage, da sie als ersten Meister ihrer Waffen Wieland bezeichnet, selbst auf germanische Vorbilder hin.

Ich selbst hatte früher einmal die Anschauung vertreten, daß die germanische Volksauffassung, wie sie besonders in der Volsunga-Saga ihren Niederschlag gefunden, die Untertanen Attilas zum Glauben an das göttliche Schwert ihres Beherrschers zu stimmen vermochte. Heute aber, wenn ich die Kette der Zeugnisse überblicke, die den Schwertkultus seit Herodot beurkunden, bei den Alanen,

bei Dschingiskhan, in den Wäldern Siebenbürgens bis zum XV. Jahrhundert, im Kaukasus seit Abu Hâmid bis zu unseren Zeiten, bei den Vogulen bis heute, so wird mir klar: Zu Attilas Zeiten wurde ein in die Erde gestecktes Schwert aufgefunden, in dem man das Sinnbild des Kriegsgottes oder gar einen Gott selbst sah, so daß es dem König Attila als Bürgschaft für die Herrschaft über die Welt gelten konnte.

Zwischen Herodot und Attila liegt rund ein Jahrtausend. Viele Jahrhunderte also hatten die Schwertsage vorbereitet, die dann selbst sagenfortzeugend Jahrhunderte hindurch weiterwirkte, zur Anregung für die Vorstellung der Dichter und für die Gedanken der Forscher, zur Nahrung für den Sinn der Kinder und der Völker.

Die griechische Quelle zu Shakespeares zwei letzten Sonetten.

Von Professor **Stephan v. Hegedüs.**

DIE Lösung der Frage über Shakespeares Wissen und seine literarische Bildung ist eine interessante, aber schwere Aufgabe der Forschung. In seinen Tragödien streut er mit verschwenderischer Hand Perlen eines bewunderungswürdigen und weitausholenden Wissens aus. Die im geheimnisvollen Dunkel verschwindenden Bahnen seiner Entwicklung, die einfachen Lebensverhältnisse, die Plackereien seiner Laufbahn stehen im Gegensatz zu den, riesige Perspektiven eröffnenden Details und zur philosophischen Tiefe seines «Hamlets» oder «Sommernachtstraumes», seines «Sturmes» oder «Lears», zu dem Zeitgemäßen seiner Riesendramen, zu den überraschenden Feinheiten vieler seiner Lustspiele, aber auch zu dem reichen Seelenleben seiner Lyrik. Die Quelle manchen Details ist an und für sich ein Problem, auch kann man außerdem, nebst der aufgefundenen Quelle, die Kenntnis früherer oder zeitgenössischer Bearbeitungen voraussetzen. Jedenfalls haben die Shakespeareforscher reiches Material gesammelt, das auf Shakespeares weitausgebreitete Belesenheit hinweist.

Auch ich stehe einem ähnlichen Problem gegenüber. Die Untersuchung der letzten zwei Sonette Shakespeares führt zu griechischer Quelle, obzwar es allbekannt ist, daß Shakespeare sehr wenig griechisch wußte.

Die Frage ist nun: konnte Shakespeare — von dem Ben Jonson wahrscheinlich mit Recht geschrieben hatte, daß er, wenn auch ein

wenig Latein, desto weniger griechisch wußte, — aus griechischer Quelle schöpfen? Ich muß gestehen, daß ich mit verzehrender Neugierde den im XIII. Jahrgang des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Jahre 1878 (S. 158—162) erschienenen interessanten Artikel W. Herzberg's über die griechische Quelle der Sonette Shakespeares durchlas. Der Artikel gibt auch an, wie dieses wissenschaftliche Problem entstanden.

Freiherr von Friesen, der hervorragende Shakespearekenner, entdeckt in Herders «Ideen zur Geschichte und Kritik der bildenden Künste» eine Bemerkung, sagen wir: einen geistreichen Einfall, der folgendermaßen lautet: «Was ist holdseliger als ein schlafendes Kind? Die Kunst und das Epigramm erfreute sich also sehr am schlummernden Amor. Man solle ihm nicht nahen, sprach diese (sic); auch im Schlafe traue man ihm nicht. Oder er wird im Schlummer gefesselt, seine Pfeile werden ihm genommen; seine Fackel wird in eine Quelle getaucht, damit sie erlösche, und es erglüht die Quelle, sie wird ein Lustbad der Liebe.» Friesen, unter dem Einfluß dieses Bildes, dachte sofort an das Sonett Shakespeares, welches wunderbarerweise ganz leicht unter Suggestion dieses Gedankens hatte entstehen können. Amors Fackel erwärmt die kühlen Wellen, und der warme Quell wirkt heilend, aber das kranke Herz kann er nicht heilen. In Shakespeares Seelentiefe formte sich ein Phantasiegebild zu einem wunderschönen Gedanken, der in ihm vielleicht durch eine neben irgendeine Quelle gestellte Amorstatue erweckt wurde, die sich mit einer Fackel über das Wasser neigt. Dieses Bild mag Shakespeares Seele so ergriffen haben, daß er in der Begeisterung nicht nur ein, sondern zwei Sonette schrieb, die zwei letzten, die wahrlich als ausgezeichneter Epilog der wunderbaren Sammlung dienen, einer Sammlung, die von Shakespeares seelischer Entwicklung ein wahres Spiegelbild abgibt. Es mögen die beiden Sonette hier folgen:

Sonett 153.

(Übersetzt von Otto Gildemeister.)

Cupido ließ die Fackel ruhn und schlief;
Das merkte von Dianens Jungfraun eine,
Und tauchte sein herzbrennend Feuer tief
In einen kalten Talquell dort im Haine;
Der borgte von der heil'gen Liebesglut
Lebend'ge, ew'ge Hitze, und noch heute
Ist er ein siedend Bad, das Wunder tut
An seltsamen Gebresten kranker Leute.

Dein Blick hat Amors Fackel neu entfacht,
Und sieh, der Schalk prüft sie an meinem Herzen;
Ich ganz erkrankt, auf Badekur bedacht,
Besuchte jenen Quell, ein Mann der Schmerzen,
Doch half er nicht: ein Bad nur heilt den Brand:
Das Augenpaar, wo Amor Feuer fand.

Sonett 154.

Der kleine Liebesgott lag einst und schlief,
Die herzverglüh'nde Fackel ihm zur Seite,
Und sieh, ein Nymphenchor zusammenlief,
Der seine Jugend keuschem Leben weihte.
Die Schönste nahm das Feuer, das die Brust
Zahlloser Treuverliebter schon entfachte;
So kam es, daß den Feldherrn heißer Lust
Jungfrauenhand im Schlafe wehrlos machte.
Der Brand erlosch im kühlen Quell alldort;
Der Quell jedoch, die ew'ge Hitz' empfangend,
Ward nun für Siech' ein Bad und Zufluchtsort.
Ich aber, Heilung für mein Herz verlangend,
War dort und fand: das Feuer süßer Triebe
Macht Wasser heiß; kein Wasser kühlt die Liebe.

Friesen lenkte Herzbergs Aufmerksamkeit auf die Vermutung, ob es nicht möglich wäre, den Stoff des Shakespearschen Sonetts in der antiken Plastik zu finden, oder ob das ursprüngliche Motiv nicht in einem poetischen Bilde vorhanden sei.

Herzberg konnte sich die Bearbeitung dieses Motives nicht recht vorstellen, weder in der Plastik, noch auf Wandmalerei oder Vasenbildern. Er äußert sich folgendermaßen: «Eine in das Wasser geworfene brennende Fackel kann in Marmor oder Erz doch nicht dargestellt werden; die Alten hätten sich sicherlich nicht an einen so ungefügen Vorwurf gemacht.»

Er versuchte, ein Gemälde mit ähnlichem Motiv in den Museen aufzufinden. Es gelang nicht. Daraufhin forschte er in der klassischen Dichtung, und zwar natürlicherweise in der lyrischen und Epigrammendichtung. Diese Forschung führte auf ein überraschendes Resultat. Es ist bekannt, daß das IX. Buch der berühmten Anthologia Palatina Aufschriften von Denkmälern enthält oder im allgemeinen solche Gedankengsplitter, die in Verbindung mit dem antiken Mythos sich auf einzelne Szenen desselben beziehen. In diesem Buch fand Herzberg ein Epigramm, das in so enger Beziehung zu Shakespeares letztem Sonett steht, daß die Schöpfung des britischen Genies fast zur Übertragung wird. Es ist dies das Epigramm Nr. 637 der Antho-

logia Palatina, bezeichnet als *Μαριανοῦ Σχολαστικοῦ* (Vom Scholastiker Marianos.) Es lautet in Übersetzung:

Hier am Fuß der Platanen, im weichlichen Schlaf verloren
Schlummerte Eros und ließ Nymphen die Fackel zurück.
Aber die Nymphen zusammen: Was zögern wir? Möchten wir damit
Menschlichen Herzen zugleich, sprachen sie, löschen die Glut!
Aber das Wasser entflammt' an der Fackel sich, und die erot'schen
Nymphen ergießen seitdem Wasser zum Badegenuß.

(Übersetzt von Dr. G. Thudichum. Griechische Dichter. Herausg. von Osiander & Schwab.)

Herzbergs glücklicher Fund spornte mich zu weiterer Forschung an. Zuerst suchte ich die übrigen Epigramme dieses Marianos auf.

Zu bemerken ist, daß Krumbacher (in der Geschichte der Byzantinischen Literatur, München 1897, S. 726) vom Aufschwung der Epigrammendichtung sprechend, — deren schönstes Denkmal die von Agathias bewerkstelligte, ‚*Κύκλος*' betitelte Sammlung aus den Werken zeitgenössischer Epigrammendichter ist — folgende Epigrammendichter erwähnt: Christodoros, dessen Epigramme über die Statuen des Leukippos-Gymnasium das zweite Buch der Anthologia Palatina bilden, ferner Johannes Gaza, der die Ekphrase einer Weltkarte gibt, und gleich darauf den Scholastiker Marianos und den gleichfalls Scholastiker Agathias, dessen Sammlung die Grundlage der großen Sammlung des Konstantinus Kephalas bildet, die im X. Jahrhundert erschien und gleichzeitig das Wertvollste der Anthologia Palatina abgibt.

Aber kehren wir zu Marianus zurück. Er lebte im VI. oder VII. Jahrhundert. Seinem Namen nach mag er Christ gewesen sein. — Nichts natürlicher, als daß ich die übrigen Epigramme dieses Dichters aufsuchte. Das 626. Epigramm der Anthologia Palatina IX. hat ein ähnliches Sujet:

Eros badete Kypris, die Mutter, dereinst in dem Bad hier,
Da er das liebliche Naß selbst mit der Fackel entflammt
Und von ambrosischer Haut der ergossene Schweiß, mit dem weißen
Wasser gemischt, wie reich folgt ihm ein Frühling von Duft!
Daher siedet es immer noch auf mit rosigem Hauche,
Als ob noch in dem Bad goldene Paphia sei.

(Übersetzt von Dr. G. Thudichum. Griehische Dichter. Herausg. von Osiander & Schwab.)

Von demselben Marianos ist noch ein anderes Epigramm vorhanden (Anth. Pal. IX. Nr. 668), dessen Titel der folgende ist:

εἰσ προάστιον ὀνομαζόμενον Ἔρωτα ἐν Ἀμασείᾳ.

(In Amasia in der nach Eros benannten Vorstadt).

Ein interessantes Zusammentreffen ist zwischen dem Namen Eros und Amasia. Amasia ist in der Provinz Pontus, am Fluß Iris, Residenzstadt der Könige von Pontus, der Geburtsort des Strabo. Marianos schildert einen schönen Park (ἄλσος Ἔρωτος), wo zwischen den Bäumen der linde Hauch des Zephyrs weht, wo die Wiese mit von Tau blitzenden Blumen geschmückt ist, wo Veilchen zwischen Rosen blühen, wo die Brüste dreier Naiaden Wasserstrahlen ausströmen, wo den Rebenlauben entlang der alte Fluß Iris plätschert, zwischen Trauben Oliven glänzen, rundherum Nachtigallen singen und die Stimme der Grille auf den Vogelgesang antwortet; diesen Ort, der immer weit offen ist, vermeide der Wanderer ja nicht, sondern genieße seine Gastfreundschaft. — Wichtig ist hier der Name selbst: Amors Hain.

Herder hat die Übersetzung dieses Epigrammes in seine «Blumen aus der griechischen Anthologie» (Cottasche Ausgabe von 1853) mit aufgenommen, aber übersetzt den im Original vorkommenden Beinamen der Nymphen, Ἐρωτίαδες aus Mißverständnis auf «liebende Nymphen», wo es sich hier doch von den Nymphen im Haine des Eros handelt.

Herzberg hält dieses Epigramm für wertvoll zur Lösung des aufgeworfenen Problems, weil hier Eros wirklich als der Genius der warmen Quelle fungiert. Die Wendung in dem einen Sonett Shakespeares lautet so:

> Doch half es nichts: ein Bad nur heilt den Brand:
> Das Augenpaar, wo Amor Feuer fand.

Das Feuer des Amor, die heißgewordene Quelle, das Suchen der Heilwirkung und das neue Aufflackern der erloschenen Liebesfackel am Auge des schönen Mädchens, schmelzen in Shakespeares Feuerseele zu wunderbarer Harmonie zusammen. Shakespeare hat in die hier verbundenen Gebilde nur einen Funken geworfen — aber dieser Funke war ihm genügend, um durchaus originell zu werden. Die Entstehung dieser Sonette beleuchtet ganz außerordentlich Shakespeares Schöpfergabe.

Marianos hat noch ein Epigramm im neunten Buch der Anthologia Palatina, das 657te mit dem Titel: *Εἰς τὸ παλάτιον Σοφιανῶν.* Diesen Palast ließ Justinus in Konstantinopel für seine Gemahlin bauen und benannte ihn nach ihr «Sophia». Zonaras, der griechische Geschichtsschreiber, zitiert das Epigramm und schreibt es dem Agathias zu (Annales XIV, 10). Dieses Epigramm, in dem er das von Europa aus nach Asien blickende und mit dem Glanz Roms rivalisierende Konstantinopel feiert, stellt es außer Frage, daß der Verfasser in Konstantinopel lebte.

Mithin sind wir an das Problem selbst gelangt.

Hier muß nun eine Kluft überschritten werden: das griechische Epigramm ist dem Shakespeare gewiß unbekannt gewesen, trotz der Bemerkung Friesens, der seine Entdeckung in folgenden Zeilen Herzberg mitteilt: «Daß die Grenzen von Shakespeares Wissen überall rätselhaft bleiben, weshalb wir denn durch diese Entdeckung von neuem zur Bescheidenheit im Urteil über dasselbe gemahnt werden». Eine Planke gibt es aber, die über den genannten Abgrund führt, und zwar das 14. Epigramm im Nachtrag des Planudes zum XVI. Buch der Anthologia Palatina. Als Verfasser dieses Epigrammes ist Zenodotos angegeben, der aber keinesfalls mit dem berühmten Philologen in Alexandrien identisch sein kann. Das Epigramm lautet folgendermaßen:

> Wer bildformte den Eros, und stellt' ihn neben die Quelle?
> Meinend, ein Feu'r der Art werde mit Wasser gelöscht? '
>
> (Übersetzt von G. Thudichum. Griechische Dichter.)

Somit sind wir zur römischen Epigrammendichtung gelangt.

Die Frage ist nun: konnte die ganze Sammlung der griechischen Epigramme zur Hand des klassisch gebildeten Lesers des XVI. Jahrhunderts gelangen? Die Anthologia Palatina nicht, denn ihre Handschrift wurde erst nach dem Pariser Frieden, wohin sie als Kriegsbeute gelangte, nach Heidelberg zurückgebracht. Die erste Ausgabe erschien im Jahre 1815—1817. Die beste Ausgabe heute ist die bilinguische von Dubner-Cougny, wo auch die Übersetzung in Versen des Hugo Grotius enthalten ist.

Epigrammatum
Anthologia Palatina cum Planudiis et Appendice nova Epigrammatum
Veterum Ex Libris Et Marmoribus Ductorum
Annotatione Inedita Boisonadii Chardonis De La Rochelle, Bothii
Partim Inedita Jacobsi
Metrica versione Hugonis Grotii, Et Apparatu Critico Instruxit
Fred. Dubner.
Graece et Latine.
Parisiis.

I. MDCCCLXIV.
II. MDCCCXXII.
III. Ed. Cougny MDCCCXC = Appendix nova.

Die Planudes'sche Sammlung hingegen, das XVI. Buch der Anthologia Palatina ist vom XV. Jahrhundert an öfter im Druck erschienen. Die Editio princeps war die des Lascaris, 1494. Im Jahre

1566, also zwei Jahre nach Shakespeares Geburt, wurde sie auch vom berühmten Henr. Stephanus ediert. Lateinische Übersetzungen waren auch verbreitet. Die berühmte Übersetzung der Anthologia Palatina durch Grotius erschien erst im Jahre 1645, zwei Jahre nach dem Tode des großen lateinischen Gelehrten; aber Sammlungen unter dem Titel Selecta Epigrammata existierten zu Shakespeares Zeiten nicht weniger als acht. Im Ideenkreise dieser Epigramme bewegten sich auch die lateinischen Epigramme. Wenden wir uns diesen zu. Sie sind in der Anthologia Latina gesammelt.

Die beste Ausgabe lieferte Riese unter dem Titel Anthologia Latina (Leipzig 1869, 2 Bde.). Die Grundlage dieser Sammlung bildet die vom französischen Gelehrten Salmasius (Saumaise) erhaltene Sammlung, der Codex Salmasius. Von diesem Codex äußert sich Riese im Vorwort der ersten Ausgabe folgenderweise:

«Dieser Codex wurde damals bekannt, als ‚Jean Lacurne, bailli d'Arnai le Duc' denselben dem Claudius Salmasius gab, was nicht vor 1609 geschehen konnte, in welchem Jahr Salmasius nach Heidelberg ging. Diese Stadt sowohl als Lacurna mag nicht weit vom Kloster Cluny entfernt gewesen sein, das im Jahre 910 gegründet wurde. In der Bibliothek des Klosters waren 1800 Handschriften vorhanden. Das Kloster wurde zur Zeit der Religionskriege geplündert, die Handschriften im Jahre 1562 zerstreut. Bei dieser Gelegenheit mag die kostbare Handschrift in die Hände des benachbarten Salmasius gekommen sein.»

Scaliger und Pithoeus haben diese Handschrift noch nicht gekannt. Der Name Salmasius ist am oberen Rand des Titelblattes verzeichnet: Cl. Salmasij. Derselbe Gelehrte zitiert schon daraus im Jahre 1620 in den Scriptores historiae Augustae und im Jahre 1629 in den Exercitationes Plinianae. Also kann sie schon ediert gewesen sein.

Dieser Zeitpunkt ist der Voraussetzung, daß Shakespeare nach dem Jahre 1609 auf irgendeine Weise zur Kenntnis der Handschrift gelangte, überaus günstig. Aber verweilen wir bei dieser Spur.

In der Anthologia Latina I. auf Seite 182 befindet sich ein Epigramm, das 270te, als dessen Verfasser Regianus genannt ist. Es lautet:

> Quis deus has incendit aquas? quis fontibus ignes
> Miscuit et madidas fecit decurrere flammas?
> In regnis, Neptune, tuis Vulcanus anhelat!

Und mit einem Schritt (die Ideenwanderung schreitet ja mit Siebenmeilenstiefeln) gelangen wir zu einer ganzen Reihe von Epigrammen,

die sich auf Baiae, auf Campaniens berühmtes Heilbad beziehen. So gleich zum Beispiel das 271 te Epigramm:

Ante bonam Venerem gelidae per litora Baiae
Illa natare lacus cum lampade iussit Amorem.
Dum natat, algentes cecidit scintilla per undas;
Hinc vapor ussit aquas: quicumque natavit, amavit.

Wie sagt doch Shakespeare?

Der Quell jedoch, die ew'ge Hitz empfangend,
Ward nun für Siech' ein Bad und Zufluchtsort.
Ich aber, Heilung für mein Herz verlangend,
War dort und fand: das Feuer süßer Triebe
Macht Wasser heiß; kein Wasser kühlt die Liebe.

Das Zusammentreffen ist überraschend, auch chronologischer Zusammenhang ist vorhanden. Salmasius mag das kostbare Manuskript zu Shakespeares Zeit recht wohl bekannt gemacht haben; es war ja schon im Jahre 1609 in seinem Besitz. Shakespeares dichterische Laufbahn war zu dieser Zeit noch nicht abgeschlossen. Auch der Umstand ist charakteristisch, daß gerade jene Sonette, deren griechische Quelle Herzberg vorfand, die letzten Stücke der Sonette sind. Außerdem habe ich im 273. Epigramm des Codex Salmasius ein Detail gefunden, das sich auf die Rache gegen den schlafenden Amor bezieht. Ich kann dem Drang nicht widerstehen, auch dieses Epigramm bekannt zu machen. Als Titel steht: 273. Modestini. Das Epigramm lautet wie folgt:

Forte iacebat Amor victus puer alite somno
Myrti inter frutices pallentis roris in herba.
Hunc procul emissae tenebrosa Ditis ab aula
Circueunt aminae, saeva face quas cruciarat.
«Ecce meus venator» ait «hunc» Phaedra «ligemus»!
Crudelis «crinem» clamabat Scylla «metamus»!
Colchis et orba Procne numerosa caede: «necemus»!
Dido et Canace: «saevo gladio perimamus!»
Myrrha: «meis ramis» Evadne: «igne crememus!»
«Hunc» Arethusa «in aquis» Byblis «in fonte necemus!»
Ast Amor evigilans dixit: «mea pinna, volemus!»

Hier wird nun der Gedanke der Rache aus dem griechischen Epigramm vom lateinischen Dichter übernommen. Die Opfer der sündigen Liebe wollen der Reihe nach Rache an Amor ausüben und zwar solche, die mit ihrer Lebensgeschichte zusammenhängt. Shakespeare erhebt den Rachegedanken zu einer sublimen Idee: zu einer wunderschönen symbolischen Wahrheit. Im letzten Sonett sagt er:

So kam es, daß den Feldherrn heißer Lust
Jungfrauenhand im Schlafe wehrlos machte.

Also während die Fackel des schlafenden Amor in den Händen einer Jungfrau war, hat sich die Liebesglut der Menschheit gelegt. Daß sich Shakespeare im antiken Ideenkreise bewegte, beweist nicht nur die Schilderung der Szene um Amor herum, sondern auch die folgenden Zeilen:

Die Schönste (und zwar unter denen die sich dem keuschen Leben geweiht), nahm das Feuer, das die Brust zahlloser Treuverliebter schon entfachte.

Aber ich muß noch ein Moment aus dem Epigramm des Modestinus hervorheben. Die letzte Zeile lautet:

«Hunc» Arethusa «in aquis» Byblis «in fonte necemus»!

Der Mythos der Arethusa führt auf Ovidius, den Shakespeare gewiß sehr gut gekannt hat. Ovidius erzählt in seinen Metamorphosen (V. 572—641) die rührende Geschichte der Arethusa. Er berührt eben jenen Gesichtspunkt, der in Shakespeares Sonett zu einer symbolischen Wahrheit wird. Als Ceres nämlich Arethusa befragt, warum sie von der Heimat fliehe, antwortet sie, es sei wegen ihrer Schönheit:

«Nimmer erfreute mich doch mein allzugepriesenes Antlitz
Und ich Ländliche ward schamrot, ob der Gaben des Körpers
Deren sich andere freu'n, und hielt zu gefallen für Sünde.

Dianens Nymphe, von Sonnenglut ermattet, wünscht in einem schönen, spiegelglatten, von Weiden und Pappeln beschatteten Bache zu baden. Sie entkleidet sich und sinkt in die Flut. Plötzlich fühlt sie eine heiße Strömung und hört die aus einem Strudel hervorbrechende Stimme des Flußgottes Alpheus.

Halt! wo hinaus? rief jetzt in den eigenen Fluten Alpheus,
Halt, Arethusa, wohin? scholl wieder sein heiserer Zuruf.

«Das Mädchen flieht, gewandlos. Der Fluß folgt nach. Endlich ermattet das Mädchen, wie die Flügel der Taube vor den Fittichen des Habichts ermatten. Sie wendet sich mit keuschem Gebet an Dictonna.»

Die keusche Göttin erhört die Jungfrau. Sie hüllt sie in eine Wolke. Alpheus verliert die Spur des fliehenden Mädchens, aber er umschleicht trotzdem die Wolke, wie der Wolf den Lämmerstall. Schweiß tritt aus dem Körper der armen Arethusa, der Schweiß wird zu einem Wassertropfen, bis endlich der ganze Körper sich in Wasser auflöst. So entsteht die Quelle der Arethusa. Diana hat Sizilien durch einen Abgrund von Italien geschieden; dorthin flieht Arethusa und Alpheus wird von ihr getrennt. Aber die Glut des

Flußgottes nimmt nicht ab. Er verwandelt sich zu einem Fluß und bricht unter dem Meer auf die Quelle Arethusens ein, so daß deren Wellen sich erwärmen. So entsteht der heiße Quell.

Auch in dieser Fabel ist es die Liebe, die den Heilquell warm macht. Baiae wird in mehreren Gedichten der lateinischen Anthologie besungen. In dem einen Gedicht ist eine charakteristische Wendung. Alpheus bewahrt auch unter dem Meere die Süße seiner Fluten. Diese Fluten vereinigen sich mit Arethusens kühler Quelle. — In der Heilquelle von Baiae wird Neptuno inclusus Vulcanus, also das Naturwunder von den Epigrammen gefeiert. Statius in seinen Silvae erwähnt es mehrere Male. So in Silvae II. 2—16—18; IV. 18—20; III. 5., 94. u. folg., IV. 3. 26. — Am interessantesten ist die Schilderung der tiburtinischen Villa des Manilus Vopiscus, wo sich die Schilderung auf die Statuen der alten Meister ausbreitet, die zum Schmuck der Badeeinrichtung dienten. Seneca hat auch einen charakteristischen Ausfall gegen den Luxus, der auf die warmen Bäder verschwendet wurde. Diese Stelle befindet sich im 86. Brief.

«Was soll ich sagen» — schreibt Seneca —, «wenn ich zum Bade der freigelassenen Sklaven komme? Wieviel Statuen, wieviel Pfeiler, die nicht zur Stütze des Gebäudes dienen, sondern nur zum Schmuck, aus reiner Verschwendungssucht?»

Unter diesen Statuen wird Amor gewiß nicht gefehlt haben, und wenn er nicht gefehlt hat, so wurde er gewiß als das Symbol des Ursprungs der Quelle aufgestellt.

Ist es nun unmöglich, daß Shakespeare bei einem seiner hochgebornen Beschützer einen Amor mit der Fackel gesehen hat? Mit nichten.

Was jedoch die Ausdrucksweise der lateinischen Epigramme anbelangt, womit sie das Naturwunder bezeichnen, so ist es, als ob sie aus den Silvae des Statius die Zeilen übernehmen würden, wo Statius von Baiae sagt (Silvae V. 3. 169 u. w.):

> Von Puteolis Hafen und Bajaes lieblichem Strande,
> Wo in der Tiefe brausend sich mischt das Feuer mit Wasser
> Und die Gluten gefahrlos ruhen im Schoße der Erde. —

Der Gegenstand wird poetisch, wenn das Bild der gegensätzlichen Naturkräfte, des mit Neptun ausgesöhnten Vulcanus, vor des Dichters Augen schwebt.

Ganz merkwürdigerweise hat J. Arany diesen Gedanken nicht ergriffen, als er in «Toldis Liebe» den Ursprung der Karlsbader Heilquelle erzählt. IX. Strophe 94.

Dort im Schatten breiter Buchen angekommen,
Längs dem Bach, welch Wunder, das sie wahrgenommen!
Aus dem Felsen sehen heißen Strahl sie quellen,
Aufwärts wallend, sprühend, hoch an sieben Ellen.
Oben bricht die Säule, schimmernd, wie Geschmeide
Ab und senkt die Krone, gleich der Trauerweide,
Glänzt im Sonnengolde, rinnt zum Bach geschwinde,
Läßt zurück am Boden grün, rotbraune Rinde.

(Übersetzung von Moritz Kolbenheyer.)

Der Dichter verweilt nicht bei der Erhabenheit des Naturbildes, seine Seele wird nicht von der Phantasiewelt der Renaissance umfangen. In der folgenden Strophe erzählt er fast trocken, wie der jagende Kaiser Karl Karlsbad gründet. Wir fangen schon an, uns über den matten Flügelschlag der Phantasie des Dichters zu wundern. Aber welch reiche Entschädigung gibt er uns in seiner Rückerinnerung an Karlsbad!

Dort, wo in die Tiefe war der Hirsch gesprungen,
Und der Quell zum Weltbad sich emporgeschwungen,
Hielt fünfhundert Jahre drauf Zwiesprach in Träumen
Viel ein alter, kranker Mann mit Fels und Bäumen.
Segnete das Wasser, das ihm neues Leben,
Oder doch die Hoffnung hat dazu gegeben,
Und wird je zum Schlusse dies sein Lied gelangen,
Soll der Sprudel Karlsbads seinen Dank empfangen.

Dies der Rückblick des alternden Dichters. Shakespeare, in der Glut der Schöpfungskraft seines noch liebefähigen Herzens, erfaßte den Gedanken der Epigramme, die sich auf den schlafenden Amor beziehen, und schuf diese zwei ewig jungen Sonette, über deren griechische Quelle diese bescheidene Untersuchung entstanden ist.

Petöfi als Naturphänomen.

Von Prof. **Abel v. Barabás** in **Kolozsvàr.**

JEDES geistige Werk ist im Grunde eine Schöpfung der Natur. Wer also einen Dichter vollkommen begreifen will, der muß sein Schaffen mit den Augen des Naturforschers verfolgen. Nur so wird er jenen gesetzmäßigen Betrieb des psychischen Organismus durchdringen können, der geistige Produkte entstehen läßt. Wir müssen jene Kraft suchen, die mit derselben Naturnotwendigkeit die Seele zum Schaffen treibt, wie etwa das Gesetz der Gravitation die Körper zur Erde schleudert. Die

Gesetze der Natur sind allenthalben zu treffen. Das Gas, dessen Spannkraft Vulkane in der Tiefe des Meeres zur Aktion bringt und neue Inseln emportreibt; der wandernde Gletscher, der Fjorde in die Felsenküste Norwegens einschneidet; das Samenkorn, aus dem sich unter der Einwirkung von Feuchtigkeit, Luft und Sonnenschein ein gewaltiger Eichbaum entwickelt, sind ebensolchen Gesetzen unterworfen, wie die menschliche Seele, die geistige Schöpfungen erzeugt.

Das Naturgesetz erweist sich also als ein wesentlicher Faktor bei den geistigen Produktionen. Die Größe und Dauer der Erscheinungen ist das Werk des Zufalls. Die Spannkraft des Gases hebt zuweilen nur einen einzigen Felsblock über den Wasserspiegel, ein andermal ein ganzes Eiland, auf welchem blühendes Leben entsteht. Das Eis gräbt das eine Mal nur einen Gletschertopf von dem Umfang einer Wanne; ein andres Mal ein so gewaltiges Wasserbecken, wie das des Genfer Sees. Aus dem Samen der Eiche wächst zuweilen ein so zarter Sprößling empor, daß er nicht einen Winter überdauert, dann aber wieder ein so mächtiger Baumriese, der alle seine Genossen überlebt und noch nach Jahrhunderten dem Sturme und Donner trotzt. Die Werke des einen Geistes fallen nach einigen Jahren spurlos der Vernichtung anheim. Diejenigen eines anderen beschäftigen die Gemüter noch nach Jahrhunderten und bergen für die Menschheit immer neue Impulse.

Wir müssen Petöfis Talent vorerst im Lichte dieser Gesetzmäßigkeit der Natur betrachten. Wir wollen hier nicht den Einzelheiten nachgehen, sondern nur auf die Ideengruppen hinweisen, welche sich auf gesetzmäßigem Wege gestalteten. Wir wollen erklären, wie die Ideengruppen gewissen Werken zum Leben verhelfen mußten. Die dornenvollen Pfade seiner Lebensbahn zeigen die Spuren dieses Gesetzes. Die Entwickelungsphasen des Charakters bestimmt das Schwergewicht der Ideen, die in den Werken erscheinen.

Diesen Weg, mit seiner Gesetzmäßigkeit, seinem immer schwerer werdenden geistigen Inhalt, können wir am treffendsten mit der Bahn eines Meteorsteins vergleichen, der, aus des Weltraums unendlicher Weite der Erde zustrebend, immer größere Geschwindigkeit annimmt, je näher er seinem Ziele kommt. So auch bei Petöfi. Je mehr er sich dem Ende seiner Bahn nähert, desto reichhaltiger sind seine Gefühle und vollwichtiger seine Ideen, entsprechend dem mentalen Gesetz der Gravitation.

Unsere Aufgabe ist nun, von dieser Entwicklung ein allgemeines Bild zu geben. Wir wollen es begreiflich machen, wie jene großen Gefühle und großen Gedanken, welche mit dem zunehmenden Alter

des Dichters stetig an Reichtum und Schwere wachsen, sich in künstlerischen Schöpfungen krystallisieren, um unter den bleibenden Werken der Nation und der Welt einen Ehrenplatz einzunehmen.

I.

In der Entwicklungsabstufung, in deren einzelnen Zeitpunkten gewisse geistige Werke entstanden sind, kommt zuerst der Gefühlsmensch in Betracht. Auf Grund der Gesetzmäßigkeit entstehen auch bei dem Genie zuerst solche Werke, in welchen die Gefühlsmotive im Übergewichte sind. Auch die Gedanken sickern erst durch die Gefühlsschicht hindurch, bis endlich der denkende Mensch mit seinen charakteristischen Zügen zum Vorschein kommt. Goethe hat dieses Gesetz am faßlichsten ausgedrückt. In dem ersten Teile seines «Faust» hat er nämlich den Gefühlsmenschen mit seinen dunklen Wegen dargestellt. Im zweiten Teile jedoch führt er den denkenden Menschen vor, und zwar in dem Rahmen eines so langen Lebensalters, daß alle geistigen Standpunkte dieser Daseinsepoche versinnlicht werden können.

Petöfi lebte nicht lange genug, daß bei ihm sich jene zwei verschiedengearteten Perioden reinlich geschieden hätten. Es muß erst in dem Menschen der Reiz der Sinnlichkeit allmählich absterben, daß die intellektuellen Kräfte die ausschließliche Führung übernehmen können.

Wohl kam Petöfi zu großen Gedanken. Wohl wurde er ein denkender Mensch. Aber auch die Gefühlswelt lebt in ihm weiter und herrscht in ihm in ihrer vollen Kraft. Die Natur verwirklicht in dem physischen Leben des Menschen ihre unabänderlichen Gesetze. Darin bildet auch Petöfi keine Ausnahme. Auch in dem geistigen Leben bringt die Natur ihre Gesetze zur Geltung. Nicht einmal dem Genie gestattet sie darin irgendwelche Sprünge. Auch bei Petöfi ist kein Sprung. Alle geistigen Etappen der Entwicklung, wie sie die strengen Gesetze der Natur heischen, sind bei ihm vorhanden. Der Unterschied ist nur, daß sein Geist eine zehn Jahre umfassende Periode in einem einzigen Jahre durchlebt. Das erklärt, weshalb bei Petöfi die Periode des gefühlsmäßigen und die des denkenden Menschen zusammenfallen und ganz ineinanderfließen. Eine wunderbare Erscheinung! Ein Jüngling von elastischer Körperkraft, im Herzen mit jugendfrischen Gefühlen, in seinem Gehirn mit alten Gedanken und tiefen Ideen. Kann man sich bei einem großen Geiste eine edlere Harmonie vorstellen?

Was bestimmt nun bei diesem Geiste die Natur seiner Gestaltungen? Seine Phantasie. Die Kraft, die mit ihm geboren und deren

Eigenart bereits im voraus determiniert war. Das Gefühl, welches in der Form dunkler Ahnungen in ihm dämmert und sich unbewußt entfaltet, entlädt sich nach Maßgabe der Phantasie in künstlerischen Schöpfungen. Nicht einmal die Gegenstände bestimmt und wählt es sich aus; denn das Gehirn kann nur solche Gegenstände verarbeiten, deren Wesen es mit Hilfe der Phantasie durchdringen kann.

Petöfi erschien auf der Welt mit der ererbten Phantasie des Pußtavolkes. In den Ebenen des Unterlandes hat er seine Kinderjahre verlebt. Seine Seele nährte sich in der empfänglichsten Zeit mit den Lebenserscheinungen der Pußta, und das wurde entscheidend für alle seine Produktionen. Die gewaltigen Dimensionen des Unterlandes und seine in der Weite sich verlierenden Linien; die schlichte Geradheit und Lauterkeit seiner Bewohner bestimmen des Dichters Anschauung von der Seele. Mag diese Seele auch unter irgendwelchen andern Einfluß kommen, ihre Phantasie wird niemals die mitgebrachten Eigentümlichkeiten verlieren. Die Bildung, das Wissen, die Berührung mit andersartigen Menschen, der Anblick neuer Gegenden können allerdings Spuren in der Phantasie hinterlassen; aber eine instinktmäßige, intuitive Kraft hat er nur für die Beurteilung der eigenen Rasse, und nur da vermag er sich bis zur höchsten Höhe zu erheben, wo dieses Gefühl und diese Gedankenwelt die Objekte seiner Werke erzeugt.

Petöfi sieht deshalb die ungarische Seele so rein, weil er infolge der ererbten Eigenschaften seiner Phantasie in alle jene Seelen hineinzudringen vermag, die der seinen kongenial sind. Er ist der auserwählteste ungarische Psycholog, vor dem die ungarische Seele keine Geheimnisse und keine verborgenen Türen hat. Er bemerkt alle Falten der ungarischen Psyche, wie wir die Falten in unserer Hand. Die Empfindungswelt seines Volkes, seinen Gedankenkreis, seine Leidenschaften, seine Weltanschauung kannte niemand besser als er. Er hatte ein Organ für den Ton, durch das man diese Gefühlsregungen zum Klingen bringen konnte. Er fand die Form, in welcher man seine Vorstellungswelt offenbaren konnte. Er besaß die Fähigkeit, die ganze Skala seiner Leidenschaften ausdrücken zu können. Er konnte auch Gegenstände finden, um damit dieser Weltanschauung Ausdruck geben zu können. So gestaltet sich diese psychologische Kenntnis zu poetischen Stoffen, die er mit souveräner Sicherheit in seinen Werken verarbeiten kann.

Die Einbildungskraft, die ihn befähigt, auf den Grund der Volksseele zu dringen, gestattet ihm auch den Einblick in die Seele der Nation. Da die Psyche der verschiedenen Volksklassen gleichgestaltet ist, so macht er zum Gegenstande seiner Betrachtungen

alle gesellschaftlichen Pflichten. Die Gefühls- und Vorstellungswelt der andern Klassen zeichnet sich in seinem Innern ebenso zu durchsichtigen Bildern. Er empfindet die in der nationalen Seele schlummernde nationale Kraft; er sieht aber auch ihre Schwäche. Der scharfe Blick des Psychologen deckt alle Schiefheiten auf, die die Fehler dieser gesundgearteten Seele bilden. Diese Unzulänglichkeiten gestalten sich bei ihm zu Stoffen im Gewand der Satyre. Hinter dem denkenden Kopfe des Psychologen erscheint also der Gefühlsmensch; denn die Satyre ist im Grund das Werk des Gefühlsmenschen. Zweck der Satyre ist die Verbesserung; sie entspringt also eigentlich der Liebe. Diese übt auch ihren überwältigenden Einfluß bei ihm aus in der Erforschung der Fehler. Er schwingt die Geißel im Namen des Gesetzes der Liebe. Er hinterläßt zwar Spuren des Schmerzes, aber er bereichert unsere Kenntnisse von der ungarischen Seele um ein ganzes Heer neuer Zugaben.

So werden bei ihm die Dinge mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit geboren. Die durch Vererbung bestimmte Phantasie gestaltet nur das aus, was die Lebensverhältnisse ihm selbst bieten. Alles, was in diesen Umständen mit der Idee der Liebe zusammenhängt, wird Gegenstand seiner Poesie. Diese Objekte erscheinen zwar bei ihm in allgemein menschlicher Färbung; sie tragen indes in sich auch jene Züge, welche auf die eigenartig individuelle Form der ungarischen Psyche hindeuten. Ihr Rassen- und Nationalgehalt erhebt sich bei ihm zu der Höhe des allgemein Menschlichen.

Alle Grade und Formen der Liebe dienen seiner Poesie zum Gegenstande. Die Familie, die Freundschaft, die Liebe in ihren tausendfachen Variationen finden bei ihm ihre Wiedergabe. Wenn wir alles sammeln und untersuchen, was die hervorragendsten Dichter im Bereiche der Familienpoesie schufen, so finden wir nichts mit den Ideengängen Petőfis Gleichartiges. Die Freundschaft, die unzählige begeisterte Sänger in der Weltliteratur hat, erscheint bei Petőfi in einem ganz neuen Farbengewande. Die Hälfte der weltliterarischen Werke sind Preisgesänge der Liebe, und man könnte glauben, daß es einfach unmöglich ist, hier etwas Neues sagen zu können. Petőfi jedoch erschließt tatsächlich eine unbekannte Welt. Im Garten seiner Poesie entsprießen Blumen, die in Farbe und Duft von allen bisher Gekannten abweichen. Beinahe verfallen wir dem Irrtum, zu glauben, die Liebe sei ein neues Phänomen und Petőfi ihr erster Prophet.

Was ist der Grund dieser Erscheinung? Die Gesetzmäßigkeit der Natur, welche des Dichters ererbte Neigungen gestaltete. Dieses Gesetz verändert die Gefühle nicht. Es drängt sie nicht aus dem Geleise urgegebener Beschaffenheit. Der Gefühlsmensch formte sich

so, daß er die charakteristischen Züge der Rasse bewahrte. Die Phantasie setzt diese Gefühle direkt in Kunstwerke um, so daß von diesen Rassenmerkmalen nichts verloren geht. Wir sehen also bei ihm alle Phasen der Liebe so, wie wir ihnen im Herzen des ungarischen Menschen begegnen. In dieser Poesie verkörpert sich die Rassenpsychologie in vollstem Maße. Die Form des Ausdrucks, die Tonart schmiegt sich dem allgemeinen Menschen an. Sie versetzt die Seele des Fremden in starke Vibration und führt dadurch die Poesie, in der das spezifisch völkische Moment so großartig zum Ausdruck kommt, auf die freie Höhe des Künstlerischen und allgemein Menschlichen. Es wäre schwer zu entscheiden, ob bei der Emporbildung von Petöfis dichterischem Talente die Gesetze der Natur im Dienste der Kunst standen, oder die Kunst dem Gesetze der Natur diente.

II.

Sehen wir nun, wie sich die Ideen des denkenden Menschen bei Petöfi gestalten. Der Gefühlsmensch wurde zwar nicht ganz ausgeschaltet, als der Dichter die Schwelle dieser Periode überschreitet; doch müssen wir jede der einzelnen Ideengruppen, die sich hier entwickelten, einer ganz besonderen Betrachtung unterwerfen. Es dünkt uns, als wenn wir in dieser Poesie, die in die Periode des denkenden Menschen fällt, neue Farben entdeckten.

Sehen wir näher zu, und gleich werden wir die wesentlichsten Erkennungsmerkmale auffinden. Solchergestalt ist die Veränderung, wie sie der Reisende empfindet, der vom Süden oder vom Norden her durch irgendwelchen Tunnel die Alpen durchdringt und an der andern Seite die Wirkung der Luftart gewahr wird. Dieser Wechsel ist nicht Sache des Zufalls. Er entstand bei Petöfi auf rein natürlichem Wege als gesetzmäßige Folgerung der physischen und psychischen Entwicklung.

Die Philosophie vermag eine hundertfältige Erklärung des Lebenszweckes zu geben. Das aber kann sie niemals ableugnen, daß es im Leben eines jeden Menschenkindes eine Zeit gibt, wo es mit dem ganzen Heißhunger seiner Liebe nach Liebesglück schmachtet. Alle Atome der körperlichen und geistigen Werkstatt organisieren sich und funktionieren derart, daß jener Zweck in jeder Weise gefördert wird. Oft wissen wir gar nichts davon, und doch gehorchen wir, wenn auch unbewußt, dem Befehle des Naturgesetzes. Der geschulte Verstand verrät in der Verneinung dieses unbewußten Strebens eine schier unerschöpfliche Erfindungsgabe. Er möchte sich selbst glauben machen, daß das Liebesglück kein Ziel sei. Die unverhüllte

Wahrheit birgt sich jedoch dort in den ungeschriebenen Gesetzen der Natur.

Petöfi, der in sich den Pulsschlag eines gewaltigen Geistes vernahm, forderte mit doppelter Kraft jenes Liebesglück, worauf jeder Sterbliche ein Recht hat. Er heischte es, ja, er erstürmte das Tor, durch welches man zu ihm Zutritt haben kann. Er wußte, wie hoch er über seinen Zeitgenossen stand. Er sah, wie viel leichter als er sie zum Glück gekommen waren. Deshalb wurde er in bezug auf diese Forderung beinahe zum Rebellen. Er hat über das Wesen des Liebesglücks nicht meditiert; denn dann wäre er jedenfalls vorsichtiger gewesen. Er reflektiert nicht; denn die Natur läßt ihm dazu keine Zeit. Die Natur befiehlt.

Wenn wir nun blind, ohne Überlegung, nach einem unbewußt aufgestellten Ziele rennen, und an den Hindernissen kläglich Schiffbruch leiden, so folgt notwendigerweise, daß wir nachzudenken anfangen. Wenn wir beim Schiffbruche Wunden erhalten, so beginnt der Schmerz uns nüchterner zu machen, und der Zweifel wird geboren. Je mehr die Wunden brennen, desto stärker wird der Zweifel, bis er sich endlich zum Weltschmerz auswächst, und der Mensch unwillkürlich zum Philosophen wird.

Auch Petöfi wurde es. All sein Streben nach Liebesglück erwies sich als eitel. Sein dichterischer Ruhm war im Steigen, sein Wohlsein im Sinken. Die Kämpfe gegen das Schicksal hielten gleichen Schritt mit dem Anwachsen seines Ruhmes. Vergebens bemühte er sich, zu lieben. Alle seine Versuche brachten ihm Enttäuschungen. Der Dichter der Liebe konnte dem Schicksale nicht einmal Almosenliebe abzwingen. Das ist Petöfis Schiffbruch, der ihn zum Denken führte. Er fing an, an dem Ziele des Lebens zu zweifeln, da er das Glück vergebens forderte. Er hegte Zweifel über das Wesen des Glücks. Er wurde Pessimist. Seine Verse bereicherten sich mit einem neuen Farbentone: es entsteht die philosophische Poesie.

Nun, damit tritt Petöfi in die Periode des reflektierenden Menschen. Die eine bedeutet für die andere nicht etwa die Vernichtung, sondern eine Bereicherung. Die Reflexion erweitert den Ideenkreis des Dichters und erobert neue Gegenstände für seine Poesie. Die alten Gebiete werden befruchtet und in dem Schmelzofen des Dichtergeistes zu neuem Metall umgeschmolzen. Das ist kein isolierter Vorgang. Er mußte ja mit Naturnotwendigkeit eintreten. Wie wesentlich dieses Gesetz ist, das zeigt ja auch das Leben der Nationen. Die einzelnen Völker durchleben ähnliche Epochen der Enttäuschung. Auch die völkischen Seelen erleiden zuweilen Schiffbruch. In solchen Fällen beginnt die bis dahin sorglose Nation nachzudenken. In sol-

chen Zeiten dringt die Philosophie in die Literatur ein, um den nationalen Geist zu vertiefen und seinen Wert zu stärken.

Auch Petöfis Gegenstände lassen diese Wirkung erkennen. Die Periode des Pessimismus dauerte kurze Zeit, und der Dichter ging als ein Geheilter daraus hervor. Die Ideen aber, die er da aufgesogen, verflüchtigten sich nicht. Im Prozesse des Denkens vertiefte sich sein Gemüt und veredelte sich seine Lebensphilosophie. Er begann die Erscheinungen der Welt mit andern Augen anzusehen. Die Natur erschien ihm in einem andern Farbengewande. Bis jetzt liebte und bewunderte er sie. Nun fing er an, sie zu verstehen. Bis jetzt war er nur Naturschwärmer, nunmehr begann er sie in der Weise des Naturforschers zu untersuchen. Dadurch gewann seine Poesie einen Schatz unermäßlicher Reichtümer. Ob er sich zufällig der Natur zugewendet? Nein. Erst nach den Enttäuschungen nahm er Zuflucht zu ihr und suchte hier Heilung. So gewöhnte er sich immer mehr daran, aus ihrem Borne zu schöpfen. Die Natur erscheint bei ihm in tausendfachen Variationen und im Rahmen immer schönerer Ausdrucksformen. So bildet also dieser neue Zug auch nur ein neues Glied in der Kette seiner natürlichen Entwicklung.

An dieses Glied aber schließt sich ein neues. Die beständige Beobachtung der Natur schärft seine Sehkraft, und die künstlerischen Formen der einzelnen Gegenstände enthüllen sich in immer schärferen Umrissen vor seinen Augen. Der in ihm schlummernde plastische Künstler erwacht, und es beleben sich die einzelnen Bilder in malerischer Perspektive. Der Dichter entdeckt eigenartig umgrenzte Blickfelder, Schattierungen, Licht- und Farbenwirkungen. Es entsteht in ihm der Maler, der alles wahrnimmt, was tauglich erscheint, von seinem Pinsel verewigt zu werden. Er verfügt zwar keineswegs über Leinwand und Gerätschaften. Allein er hat ein gewaltiges Werkzeug, die Sprache, mit welcher er alles auszudrücken vermag. Er gibt Skizzen und Bilder nach der Weise des Malers und versinnlicht sie mit der Allgewalt seiner Sprache.

Wer so scharf sieht, wessen Auge sich an das Licht und Dunkel gewöhnt, wer so tief hinabtaucht in die Natur, wessen Geist so die Philosophie vertieft, der tritt allmählich aus dem Begrenzten der sinnlich wahrnehmbaren Welt heraus und sucht im Dunkel der Zukunft für seine Augen Ruhepunkte. Dem hyperintensiv Scharfsichtigen genügt nicht mehr die Perspektive der Gegenwart. Auch Petöfi begnügte sich nicht mehr damit. Er wurzelte tief im Boden der Mutter Erde; aber sein Geist spannte sich übermäßig und begann, Visionen zu sehen. In seinem Nervensystem war nicht eine einzige kranke Faser, und doch halluzinierte er. Er sah sein eigenes

Ich in der Zukunft und ahnte das Geschick seines Volkes. Er fühlte die Revolution voraus zu einer Zeit, als noch niemand daran dachte. Er sah die Bilder der erschreckenden Kämpfe, als sie durch nichts noch angedeutet wurden. Er ersteigt die Höhe des Propheten, vor dem die Zukunft ein offenes Buch ist, in dem er liest, und der den Mut besitzt, das in die Welt hinauszurufen, was er geschaut. Diese Erscheinungen finden sich dort in seinen Versen. Diese prophetischen Offenbarungen haben eine ganze Reihe der herrlichsten Meisterwerke hervorgebracht.

Man könnte glauben, daß dieses Stoffgebiet das höchste ist, von wo aus kein Weg weiter führt. Für Petőfi jedoch gibt es ein Weiterschreiten. Der Prophet begnügt sich nicht mit seinen Gedichten. Er will den Schweif des Schicksalsgestirns erfassen, um es lenken zu können. Eben, weil er nicht nur ein Verstandes-, sondern auch ein Gefühlsmensch ist. Der Prophet blieb ein Mensch, der aus abstraktem Verstand und glühendem Herzen zusammengeschweißt ist. Die Bande, die ihn an den ungarischen Boden heften, geben nicht zu, daß er sich von dort losreißt, um seinen Geist in himmelweiter Höhe bewundern zu lassen. Er will ein Mensch bleiben. Er will handeln, denn in ihm lebt eine Liebe. Er wird zum Freiheitshelden, der in der einen Hand das Schwert führt, und in der andern die Laute ertönen läßt. Es entsteht eine wunderbare Poesie, bei welcher jeder Takt ein Donnergesang ist. Wenn man die Kraft des Taifuns, des Orkans und des Gewitterdonners mit geistigen Begriffen messen könnte, so müßte man den Maßstab dazu aus Petőfis Schlachtgesängen herbeiholen. Es gibt keine Nuance der Begeisterung, die aus diesem schier unerschöpflichen Schatze nicht genährt werden könnte. Das war der letzte Gegenstand, der in den Bereich seiner Poesie eindrang. Es war die letzte Sprosse auf der Leiter seiner natürlichen Evolution.

Ist es nun ein Zufall, daß es die letzte Stufe war? Ob ihn die Natur etwa so mit sich fortriß, einem erzwungenen Ziele entgegenstrebend, wie einen Blinden, der mechanisch auf einem Wege weiterschreitet, wie ein von einem Himmelskörper versprengtes, entflohenes Meteor? Nein. Petőfi entwickelt sich nach den festen Gesetzen der Natur zu dem, was er geworden. Er war aber ein Ausnahme beanspruchendes Genie, das bereits in früher Jugend mit voller Klarheit gesehen, welche Bahn es durchlaufen mußte. Er erkannte schon im Dunkel der Ferne jene Idee, die sein Führer wurde. Selbst wenn die Natur mit verschränkten Armen seiner Entwicklung zugesehen hätte: er wäre auch dann dort angekommen und hätte ebendieselbe Bahn beschrieben. Schon in seiner Kindheit hat er sich

einer Selbstprüfung unterzogen, und seitdem hat er in immer neuer und neuerer Form sein Losungswort ausgerufen, dessen Sinn ist, daß er das, was im menschlichen Leben das Süßeste ist, nämlich die Liebe, der Freiheit zu opfern, bereit ist. Dieses Losungswort dunkelt nie vor seinen geistigen Augen. Es erscheint immer wieder in seinen Gedichten. Dieses Losungswort ist der höchste Gegenstand seiner Poesie und erscheint in krystallreiner Klarheit in jenen sechs Zeilen, welche er vor die erste Ausgabe seiner sämtlichen Gedichte setzte. Petöfi hat nicht nur auf den Befehl der Natur hin, sondern auch nach Maßgabe seines eigenen Willens dieses Gesetz erfüllt.

III.

Diese Ideen und Stoffe führen mit sich im Gefolge gewisse Kunstgattungen. Also nicht einmal die äußere Form ist zufällig oder willkürlich. Das liegt auch in der Natur der Sache. Diese schmiegt sich den Ideen und Dingen an. Der Schriftsteller muß selbst erkennen, in welchem Rahmen einer Kunstgattung er seine Ideen unterbringen und seine Gegenstände verarbeiten kann. Wer zu dieser Erkenntnis nicht gelangt, wird niemals Werke von dauerndem Werte schaffen. Der subjektive Geist, der im Bereiche der Lyra schaffen könnte, läuft Gefahr, in der Mittelmäßigkeit unterzugehen, wenn er sich die epische Form aufzwingt. Ebenso kann ein geborenes episches Talent zum Mittelmaß herabsinken, wenn es seine Stoffe in Dramen verarbeiten will. Genau dasselbe kann eintreten, wenn wir diese Fälle uns umgekehrt vorstellen. Das geborene Genie zeichnet sich dadurch aus, daß es sich in der Wahl der Form niemals täuscht.

Es ist unschwer zu erraten, welche Kunstform Petöfis Individualität am besten entsprechen dürfte. Er war in allen Fibern von subjektiver Natur. Alle seine Ideen filtrierte er durch diese Subejktivität. Alle seine Gegenstände sah er mit solchen Augen. Seine Phantasie wurde durch subjektive Triebkräfte bewegt. Diese drängten ihn zur Untersuchung der ungarischen Volksseele. Darin wurzelt auch seine Satyre. Die Familie, die Freundschaft, die Liebe sind an sich subjektiv. Die philosophischen Ideen, die aus den Wunden seiner Enttäuschungen herauswuchsen, sind von subjektivem Ursprung. In der Beobachtung der Natur ist die Liebe zum ungarischen Boden das Leitmotiv. Der Maler in ihm betrachtet mit derselben Brille die Erscheinungen dieses Volkes und dieses Bodens. Seine prophetische Kraft hat ihre Wurzeln in der Liebe zur Nation. Den Freiheitshelden spornt in allen seinen Wagnissen die Liebe an. Selbst das Losungswort, das er als Lebensaufgabe ausgibt, ist ein

subjektives Gesetz. Ein solcher Poet kann nur die Lyra wählen. Nur in dieser Form kann sich seine Seele in ihrer vollen Ureigenheit offenbaren.

Petöfi hat die Eigenart seiner Begabung empfunden. Er nährte eine instinktive Ahnung, daß es die Leier ist, in welcher seine Seele in ihrer vollen Größe sich entfalten kann. Prüfen wir alle seine Werke, so wird es uns bald klar, daß alles, was seine Größe ausmacht, in seiner Lyrik zu suchen ist. Seine großen Gefühle, seine großen Ideen finden hier ihren Ausdruck. Bei ihm sind auch das Genrebild und die Landschaft zu lyrischen Stücken gestaltet. Die universellen Ideen, die philosophischen Gedanken nehmen bei ihm Form und Farbe in lyrischen Poèmen, und deshalb gewähren sie eine vollständige Illusion; denn der Gedanke tritt in einer Form auf, die in ihrer innersten Natur mit dem Gemüte des Dichters verwachsen ist. Ihn hat weder Byrons, noch Goethes Vorbild gelockt, welche ihre universellen Ideen in ihren dramatischen Dichtungen niederlegten. Hätte er auch diese Form gewählt, seine Gedanken würden ihre Kraft und unmittelbare Wirkung eingebüßt haben.

Diese ausgesprochen subjektive Natur Petöfis bedeutet nicht, daß nun seine andersartigen Schöpfungen gehaltlose Produkte wären. Er hatte ein universelles schöpferisches Talent und konnte sich auswählen, welche Stoffe er in einer andern Form verarbeiten konnte. Nur dann begibt er sich in die Provinz des Epos, wenn er überzeugt ist, daß das Werk durch kleine lyrische Abschweifungen keinen Schaden davontragen wird. Er produziert eine ganze Masse epischer Gedichte. Er bleibt aber hundert Meilen weit von der Objektivität entfernt: und doch wird er nie mittelmäßig. Das Volksmärchen und die mittelalterliche Geschichte wird bei ihm in gleicher Weise interessant, wenn er sie auch in ihrem innersten Wesen nicht umgestalten kann: er spricht im Grunde sich selbst, und legt in anderer Mund seine eigenen Ideen. Er hat keinen Sinn für Geschichte; deshalb bringt er in seine historischen Balladen sich selbst hinein. Jene epischen Gedichte sind eigentlich bloß lyrische Bilderreihen, wo immer die gleichen Personen eine Rolle spielen: der Dichter und seine geistigen Zwillingsbrüder. Er versucht sich auch im Roman. Er erfindet in mühevoller Arbeit eine furchtbar komplizierte Handlung. Er ahmt die zeitgenössischen Romane nach. Er spricht in Prosa und bleibt doch ein Lyriker.

Er fühlt, daß der Lyrik das Drama am nächsten steht. Er macht auch da einen Versuch. In Petöfi selbst pulsiert etwas von dem Geiste jener großgewaltigen dramatischen Helden. Aber gerade deshalb, weil er sich selbst als ein solcher fühlte, war er zu einer

fortwährenden Umformung unfähig. Shakespeare schaut den Kampf seiner dramatischen Gestalten aus der Distanz einer Büchsenschußweite: er selbst nimmt keinen Teil daran. Goethe schafft seine Personen wie der Gott der Mythologie, der vorerst mit kalter Ruhe die Gestalt formt und zuletzt den Lebensodem hineinhaucht. Petöfi konnte sich von seinen Gestalten nicht entfernen. Er schlich immer hinter ihnen herum und eilte ihnen zu Hilfe, wenn sie in der Rede stolperten. Der Lyriker erscheint Schritt für Schritt hinter den Kulissen, um selbst an Stelle seiner Gestalten zu denken. Er bleibt also auch hier der subjektive Dichter.

Sein Ichbewußtsein durchdringt seine prosaischen Werke. Hier geschieht es nicht zu seinem Nachteile. All das Wertvolle, was von seiner Persönlichkeit übrigblieb, was sich nicht zu einem Gedicht gestalten konnte, was keine Form dulden wollte, gelangt in seinen Prosaschriften zur Tageshelle. Seine Prosa atmet vollkräftiges Leben, doch hat er nur wenig geschrieben. Und wie hätte er mehr schreiben können? Er, der die prosaischsten Stoffe mit dem Zauberstabe der Poesie umwandeln konnte. Alles, auch die unmöglichen Dinge fanden bei ihm ihren dichterischen Ausdruck. Für seine Prosa konnte also nur das bleiben, was die gebundene Redeweise nicht duldete. Eben deshalb ist Petöfis Prosa interessant. Interessanter ihres Inhalts, als ihrer Form wegen. Es ist sonderbar, daß auch hier sogar der Lyriker sich nach der Oberfläche drängt und in der Prosa Töne anschlägt, die unsere Seele in mächtige Schwingungen versetzen. Auch in der Prosa bleibt er ein subjektiver Dichter.

Nicht ein einziger Punkt ist in Petöfis Poesie, wo er sich in anderer Weise hätte umgestalten können. Seine Individualität war so scharf umrissen, an seine Ideen klammerte er sich so fest, daß er nicht einmal dem künstlerischen Spiele zu Liebe seine Seele in ein anderes Gewand kleiden konnte. Immer und in allem hat er unentwegt, unbeugsam an seinem Selbst festgehalten. Wie sonderbar, daß er trotzdem fremde Werke übersetzen konnte. Denn jede Übersetzung bedeutet Veränderung des eigenen Wesens. Sobald wir übersetzen wollen, müssen wir uns zu einem fremden Menschen umformen. Wir müssen das Gewand einer andern Persönlichkeit anlegen. Und Petöfi übersetzt gut. Manchmal frei, aber gut. Was ist der Grund? Er übersetzt nur, was seiner Seele entspricht. Was seinen Ideen nicht widerspricht. Er formt sich also nicht zu einem Fremden um, sondern verschmilzt den Fremden mit sich selbst. Auch dann blieb er seiner Persönlichkeit treu. Auch in seinen Übersetzungen hat er den Beweis erbracht, daß ihn jede Faser seiner Seele zum subjektiven Dichter bestimmt.

IV.

Die Spuren der Gesetzmäßigkeit verfolgend, müssen wir uns noch über eine Frage verbreiten. Wenn Petőfis ganze Poesie auf ein Naturgesetz zurückzuführen ist, existieren dann für seine Dichtkunst in der Literatur nicht natürliche Anknüpfungen? Gibt es für ihn Vorläufer?

Aus der dargelegten Theorie ergibt sich ohne weiteres, daß Petőfi keine isolierte Erscheinung war. In der Literatur kann man seine geistigen Nährwurzeln ebenso finden, wie man die vererbte Grundbindung zwischen Vater und Sohn aufdecken kann. Sehr treffend bemerkt Ivan Szigetvári: «Auch Petőfi ist nichts anderes als der höchste Gipfel einer lange Bergkette.» Oder mit anderen Worten: er ist der hervorragendste Dichter in der Jahrhunderte langen Entwicklung der ungarischen Poesie. Er hat ebenso von andern gelernt, wie die kleineren Poeten. Er tappte ebenso umher wie die mittelmäßigen. Er bedurfte ebenso sehr der Lehrer und Meister. Er hat auch von den unbedeutendsten Persönlichkeiten etwas gelernt. Wenn ihm nicht eine ganze Reihe zwar mittelmäßiger, aber bahnbrechender Dichter vorausgegangen wäre, wenn nicht vor ihm hervorragende Individualitäten existiert hätten, welche die Sprache entwickelten, niemals wäre er so groß geworden.

Hier kann man das Gesetz der Entwicklung aufzeigen, dessen Fäden man auch weiter in der Weltliteratur zu verfolgen leicht imstande ist. Der Einfluß, den fremde Poeten auf unsere Dichter ausgeübt haben, setzte seine befruchtende Wirkung in Petőfi weiter fort. Zwar kommt diese Wirkung nur mittelbar zu ihm; aber sie macht doch ihren Weg und bereichert des Dichters Seele. Diese indirekte Beeinflussung durch fremde Dichter hält nur so lange an, als der Dichter nicht genügende Kenntnisse der fremden Sprachquellen hat. Bald aber dringen die unmittelbaren Wirkungen an ihn heran. Sie hinterlassen in seiner Seele starke Spuren. Sie knüpfen neue Ideenkreise an die alten, ohne daß sie seiner Originalität Schaden zufügen. Er war eine viel zu starke Individualität, als daß er die kräftigsten Einwirkungen nicht hätte verarbeiten können. Die Ideen, die Formen assimilierten sich; und Petőfi blieb in seinem Wesen und seiner Poesie vollkommen originell.

Die Zeitgenossen konnten diese Erscheinung nicht verstehen. Eine natürliche Folge war, daß man für die gewaltigen Wirkungen des Dichters keine Erklärung finden konnte, und daß Neider entstanden. Die Schriftsteller fühlten, daß Petőfi auch von ihnen gelernt hatte, ja, sogar von den mittelmäßigen. Aber bei ihm war nichts mittelmäßig. Man konnte nicht verstehen, wie es kam, daß

Petöfi in allem größer war. Warum ein Juwel aus Gold wertvoller ist als eine Imitation, möge sie noch so treu sein, daß man sie kaum von jenem zu unterscheiden vermag? Alles zog man in Rechnung: nur gerade den Wert nicht. Nur das nicht, daß das Gold auch nach Jahrhunderten dasselbe bleibt und seinen Glanz nicht einbüßt, die Imitation jedoch verrostet. Als die dichterischen Zeitgenossen aber sahen, daß das Publikum die Erscheinung zu würdigen beginnt, da leiten sie einen Krieg gegen ihn ein.

Es nützte nichts. Petöfi erlangte nach und nach sein Bürgerrecht und bemächtigte sich seiner berechtigten Stellung in der ungarischen Literatur. Die Schar seiner Nachfolger zeigte, was für eine machtvolle Persönlichkeit er war. Wie ein Magnet winzige Eisenstücke, so zog er die andern Dichter an sich heran. Alle wollten in seiner Tonart singen. Jeder wollte an seinen Ideen Begeisterung schlürfen. Nur seine Stoffe waren die allein geeigneten für die Poesie. Eine Wirrnis entstand dadurch in der Dichtkunst. Aber nicht darin suchen wir Petöfis Wirkung. Sondern darin, daß er epochemachende Talente und Werke von unvergänglichem Werte hervorbrachte. Er zeigte eine neue Richtung und seinen Nachfolgern die neue Welt.

Das menschliche Leben ist viel zu kurz, als daß auch das größte Genie die vollständige Anerkennung seiner Verdienste erleben könnte. Auch Petöfi hat das nicht erreicht. Jahrzehnte waren notwendig, ehe er vollkommen gewürdigt wurde. Mit Verkleinerung und Auf-die-Schulter-klopfen beginnt jede Anerkennung. Aber die großen Gefühle dringen in das Herz auch der fremden Menschen ein, wenn sie wirklich groß sind. Die gewaltigen Gedanken bewegen auch den fremden Geist, wenn sie wirklich gewaltig sind. Es gibt keine noch so miserable Übersetzung, welche imstande wäre, ein echtes Meisterwerk vollständig wertlos zu machen. Von Petöfi waren genug schlechte Übersetzungen im Umlauf, und doch haben seine Dichtungen sich Bahn gebrochen. An seiner Größe zweifeln können auch die Fremden nicht mehr: allenthalben reiht man ihn ein in die unsterbliche Schar der größten Geister der Weltliteratur.

Petöfi in Schweden.

Von Prof. **Béla Leffler** in **Nyiregyhàza.**

Es ist doch merkwürdig, daß eben das Land, das geographisch wie sprachlich so weit von Ungarn liegt, immer mit freundschaftlichem Mitgefühl Ungarns wichtigere Ereignisse beobachtet hat und auch unter den ersten war, die den größten ungarischen Lyriker in ihre eigene Sprache übertrugen.

Die ungarische Literatur war wegen ihrer sprachlichen Isolierung immer verdrängt, besonders im Vergleich mit der Literatur der westlichen Völker Europas, und die wertvollsten Werke konnten nur meist in deutscher Verdolmetschung auf dem internationalen Büchermarkt einen Platz finden. So ist es ganz natürlich, daß die aufblühende ungarische Literatur jahrzehntelang keinen bedeutenden Erfolg im Auslande erreichte; man fand sogar keinen gründlichen Kenner auf den ausländischen Kathedern. Alexander Petöfi war der erste ungarische Dichter, der die sprachlichen Hindernisse umwarf und siegend in die Weltliteratur einzog, und der auch in mancher ausländischen Lyrik bleibende Spuren hinterließ. In keinem europäischen Lande ist die Entstehung des Petöfi-Kultus so interessant wie in Schweden.

Die Schweden hatten ganz bis Mitte des XIX. Jahrhunderts nur so viel Kenntnis von dem ungarischen Volk und dessen Literatur genommen, wie sie eben in deutschen Quellen finden konnten. Die 1848er Revolution, die ganz Europa durchbrauste, brachte auch Ungarn näher zu Schweden. Der Freiheitskampf zog viele tapfere und begeisterte Jünglinge aus fernen Ländern nach Ungarn. Unter diesen befanden sich auch einige schwedische Soldaten, die, nach tapferen Kämpfen wieder zurückkehrend, im Kreise ihrer Landesgenossen dem ungarischen Volke und auch der ungarischen Literatur manche Freunde erwarben. Das Eindringen von Petöfis Dichtung in Schweden steht im engen Zusammenhange mit diesen schwedischen Freiheitskämpfern.

Als erster unter ihnen soll Carl Westerberg erwähnt werden, der, nachdem er ruhmvoll im dänischen Heere gedient, sobald er vom Ausbruch des Freiheitskrieges hörte, nach Ungarn eilte und in Görgeys Armeekorps als Husarenoffizier eintrat[1]). Noch während des Krieges sandte er einige Nachrichten an die schwedischen Zeitungen, und wieder nach Schweden zurückgekehrt, erinnerte er sich immer mit großem Enthusiasmus der schweren Monate, die er unter den tapferen, streitenden Magyaren verbracht hatte. Seinen begeisterten Nachrichten können wir den interessanten und die ungarischen Freiheitshelden so hoch preisenden Artikel verdanken, der im Jahre 1849 unter dem Titel «Ungrarne» in einer schwedischen Zeitung Nya Skånska Correspondenten erschien[2]). «Dies Volk — lesen wir in diesem Zeitungsartikel — das durch heldenmütige Verteidigung seiner Freiheit, in ebenso hohem Grad wie einst die

[1]) S. Birger Schöldströms Buch «Damer och knektar». 1902. S. 227—28 und 246.
[2]) 26. Mai (Lund).

Polen, die Sympathien ganz Europas gewonnen hat, kämpft nunmehr nicht nur gegen seine alten Unterdrücker, die Österreicher, sondern auch gegen die Barbaren des Ostens[3]), die sich in zahllosen Haufen über die edlen Magyaren werfen . . . .» «Wir haben Nachricht von einem Schweden bekommen, der als Volontär in dem weltberühmten Zrinyiregiment dient und schon seit längerer Zeit in Ungarn wohnt.» Mit kräftigen Worten schildert dieser die Opferwilligkeit der ganzen Nation; er charakterisiert die Popularität von Görgey und vergleicht sie mit der Liebe der Karolinen zu Karl XII., der einzigen Persönlichkeit aus der schwedischen Geschichte, die auch die magyarischen Soldaten kennen. Zum Schluß erzählt er eine interessante Episode aus dem Kriege: Eine ungarische Armee, 90 000 Mann, stand bei Göding, vier Stunden von Wien, wo die Stimmung so war, daß von zehn mindestens acht für Ungarn waren, und im ganzen Lager hörte man nur einen Ruf: «Éljen Kossuth, der Freiheit Napoleon!» Es schien, als ob die Ungarn wirklich noch einmal Europas Freiheit retten würden.» «Von dem obengenannten Schweden in der ungarischen Armee haben wir das folgende ungarische Nationallied (Magyarisk nationalsång) erhalten, so wie es die deutschzungigen Teile der ungarischen Armee singen:

Nationalhymne der Magyaren.

Frisch auf! Es ruft das Vaterland!
Die Zeit ist da, jetzt haltet Stand!» usw.

Wie wir sehen, erscheint Petöfi zum erstenmal in Schweden, wenn auch nur in deutscher Übersetzung[4]).

Wechselnde Geschicke erlebte ein anderer Schwede, namens Ygelström aus Stockholm, der noch als junger Riemergesell sein Vaterland verließ und im Jahre 1848 schon mit grauem Kopfe in ein ungarisches Honvédregiment eintrat. Er kämpfte mutig teils unter Görgey, teils unter Bem, wurde aber bald gefangen und mußte sechs Jahre lang in einer österreichischen Festung im Gefängnis liegen; verarmt und krank kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er bald darauf starb. — Wichtiger für uns ist das Schicksal eines anderen Schweden, namens Fredrik Theodor Krook, der in derselben Kompanie wie Petöfi diente und später nach seiner Rückkehr in die Heimat Petöfis Namen in weiten Kreisen verbreitete[5]).

---

[3]) «Barbarerne i Östern». Er versteht hier die Russen.

[4]) Zerffis bekannte Übersetzung. S. Petöfi-Muzeum Bd. IV, S. 250—52; Bd. V, S. 37 und Bd. VIII, S. 46.

[5]) S. B. Schöldströms Artikel: Petöfis svenske kompanikamrat (Damer och knektar). S. 224—31.

Er stammte aus einer alten schwedischen Familie, und nach Beendigung einiger Klassen der lateinischen Schule widmete er sich der Sattlerei. Wie es zu jener Zeit üblich war, machte er sich auf Wanderungen, durchwanderte ganz Deutschland und hielt sich längere Zeit in Wien auf. Von hier übersiedelte er im Jahre 1848 nach Budapest, wo er sich in seinem Gewerbe vervollkommnen wollte, da — wie er meinte — die Ungarn das erste Reitervolk Europas wären... ebenso wie die Schonen in Schweden... so sollten auch ihre Satteln die besten sein. Der junge Schwede konnte aber nur wenige ruhige Tage in Pest verleben. Von den Märztagen begeistert, tritt er nämlich unter den ersten in Vasvárys Kompanie ein, wo Petöfi und Jókai dienten. Bei Stuhlweißenburg war die erste Schlacht, an welcher Krook teilnahm. Er wurde am rechten Arm verwundet, aber nach einer schnellen Genesung folgte er wieder der Freiheitsfahne, schloß sich jetzt Görgeys Armee an, wo er sich durch seine Tapferkeit auszeichnete. Im nächsten Jahre kehrte Krook in sein Vaterland zurück und ließ sich in seiner geliebten schonischen Hauptstadt, Malmö, nieder. Hier lebte und arbeitete der brave Sattler, von der ganzen Stadt mit Liebe und Achtung umgeben. Und wenn Besucher kamen — was oft geschah —, so erzählte der Alte mit leuchtenden Augen von den alten, kriegerischen Zeiten, von den redlichen Magyaren und deren großem Dichter Petöfi. — Wir können sonst am leichtesten die große Sympathie sehen, mit welcher der ungarische Freiheitskrieg in Schweden verfolgt wurde, in den schwedischen Zeitungen der Jahre 1848—50, wo viele kleine Notizen und Artikel über Ungarn erschienen.

Aber nicht nur jene schwedischen Freiwilligen machten den Freiheitskampf der Ungarn und ihren größten Dichter bekannt und beliebt in Schweden, auch ein ungarischer Emigrant trug viel dazu bei. Auf seiner traurigen Wanderung gelangte er auch nach dem Norden, wo er, aufs freundlichste empfangen, günstige Gelegenheit fand, die Schweden über die intimeren Details der Revolution aufzuklären. Dieser ungarische Emigrant war Samuel Manovill. «Zwei Jahre» — schreibt der große Ungarnfreund Birger Schöldström in einem seiner Artikel[7]) — «nachdem der glorreiche ungarische Freiheitskampf in Blut erwürgt worden war und so viele von seinen tapferen Kämpfern, die Haynaus Galgenstricken und Füsilladen ent-

[6]) S. besonders Nya Skånska Corr. 1848—50.

[7]) Aftonbladets magyariske följetonist. S. B. Schöldströms Buch «Vid Pulpeten Nr. 14». S. 146—154. In diesem Artikel spricht Sch. ausführlich über Manovills Aufenthalt in Stockholm. Er erwähnt auch seine Begegnung mit Alfred Kondor im Jahre 1897. — A. Kondor hat auch über Manovill im Budapesti Napló 1897 geschrieben.

gangen waren, als Vogelfreie in der Welt umherirrten, kam einer von ihnen nach Stockholm, ein junger, schöner, stattlicher und sympathischer Mann, gewesener Premierleutnant bei der ungarischen Donauarmee, Samuel Manovill.» Der Emigrant verbrachte nur einige Jahre in Stockholm und widmete sich dort hauptsächlich der schriftstellerischen Tätigkeit, mußte aber nebenbei Sprachstunden geben, um sein Brot zu verdienen. Nacheinander erschienen seine Artikel im «Aftonbladet» unter dem Titel «En flyktings äfventyr», in welchen er mit spannendem Detailreichtum seine kühne Flucht aus den Händen der Österreicher schildert und dabei viele lebhafte Erinnerungen aus der Zeit des Freiheitskampfes erzählt. Diese Feuilletons fanden so großen Beifall in Schweden, daß der Zeitungsredakteur bald auch für Manovills Buch[8]), worin auch die obenerwähnten Feuilletonskizzen vorkommen, Verleger wurde. Aber auch durch seine persönliche Liebenswürdigkeit gelang es Manovill, Ungarn Freunde unter den Schweden zu erwerben, besonders in den damaligen literarischen und liberalen Kreisen der Hauptstadt. Diese haben auch im Jahre 1851 ein großes Ludwig Kossuth-Fest in Stockholm veranstaltet.

Wie lebhaft der ungarische Freiheitskrieg die Gemüter der Schweden beschäftigte, beweist am besten, daß ein gediegener Dichter, A. G. Virgin, eine längere poetische Erzählung schrieb aus der Zeit unmittelbar nach der Revolution. Der Titel seines Werkes ist: «Szényi. Romantisk dikt från ungerska Frihetskrigets tid»[9]). Das Buch trägt als Motto (und sogar ungarisch) die letzten Worte des Grafen Batthyany: «Éljen a haza!» Die Handlung spielt nicht in der Zeit des Krieges, sondern in den folgenden finsteren Tagen. Schon aus dem ersten Gesang «Efter Vilagos» strömt uns seine Sympathie entgegen, wie er das traurige Schicksal der braven Magyaren schildert.

Ungern! Stolta, ädla land,
Som en häpen verld beundrat,
Då din hjelteåska dundrat
Öfver Theiss och Donaus strand,
Då du slet förtryckets band
Och din höjda frihetsfackla
Kom en envåldstron att vackla,
Förd till undergångens rand;
— — — — — —

[8]) «Tre år under och efter Ungarns frihetsstrid af Samu Manovill». 324 S.

[9]) Erschien 1878 in Upsala. Axel Gustav Virgin (1813—1900) war eigentlich Arzt. Schon in seinen Jugendjahren beschäftigte er sich eifrig mit der Dichtkunst und hat

Die düsteren Tage der Unterdrückung dienen als geschichtlicher Hintergrund zu der Tragödie des edlen und tapferen Szényi und seiner Familie. Ein alter Feind von ihm, ein kroatischer Magnat, kommt mit Hinterlist einer neuen Verschwörung auf die Spur, die Szényi und die Ungarn gegen das österreichische Kaiserhaus planen; er bekommt den Auftrag, die Verschwörer zu bestrafen, was er auch mit grausamstem Blutdurst vollbringt. So wird Szényis prachtvolles Schloß verheert und verbrannt und die ganze Familie nach tapferen Kämpfen vernichtet. Die einfache Handlung wird durch farbenreiche Beschreibungen belebt. Uns Ungarn ist der warm sympathische Ton, womit Virgin seine ungarischen Gestalten schildert, besonders bemerkenswert.

In demselben Jahre, als Virgin sein romantisches Epos herausgab, erschien das erste schwedische Petöfi-Buch: «Dödsfienderna», die Übersetzung des Romans: «Des Henkers Seil»[10]). Diese aus dem Deutschen übertragene Romanübersetzung hat aber wenig zu Petöfis Popularisierung in Schweden beigetragen[11]). In der zweiseitigen Einleitung läßt der Übersetzer, Georg Ahlborg, die in vielfachen Versionen verbreitete romantische Sage nicht ohne Erwähnung, «daß Petöfi noch lebe, entweder in der Tiefe irgendeines österreichischen Kerkers schmachtend oder, von einer liebenden, weiblichen Hand den Leichenhaufen des Schlachtfeldes entrückt, noch in einem entfernten Winkel der Welt von ihr geschützt wird».

Der Name Petöfis war dem gebildeten schwedischen Publikum schon nicht ganz unbekannt, weil einige seiner Gedichte in verschiedenen schwedischen Blättern bereits erschienen waren. Diese sporadischen Übersetzungen entstanden meistensteils nach dem deutschen Text Kertbenys. Einer der ersten Petöfiübersetzer ist Karl Johann Ekeblad, der schon in den sechziger Jahren einige Petöfilieder veröffentlichte. Ekeblad, der gutmütige Philanthrop, war eine interessante Gestalt: Schwedens erster Pferdefleischhacker und daneben geschickter Poet und Redakteur[12]). Er hatte mit großer Mühe

auch einige akademische Preise bekommen. Ich hoffe über seine interessante Persönlichkeit bald ausführlicher schreiben zu können. — Béla Vikár irrt, wenn er behauptet (s. Petöfikönyvtár XVII—XVIII, S. 281), daß die ungarische Übersetzung von Virgins großem epischem Gedicht (211 Seiten) in Györys Anthologie (Svéd költökböl) zu finden sei. Györy hat nur ein kleines Lied (Stjernorna i källan) von Virgin übersetzt. S. Györy Vilmos, Svéd költökböl. S. 387—389.

[10]) Dödsfienderna. Berättelse af Alexander Petöfi. Öfversättning. Köping M. Borkéns Förlagsbokhandel 1878. 8°. 116 S. Das geheftete Exemplar der Königl. Bibliothek zu Stockholm war noch im April (1912), als ich es entlieh, gar nicht aufgeschnitten.

[11]) S. Reklam Un. Bibl. Nr. 77.

[12]) J. K. Ekeblad, gb. 1819, gst. 1895.

und großen Ausgaben eine Roßschlächterei in Stockholm errichtet, damit die armen Tiere nicht bis zur Erschöpfung ihrer allerletzten Kräfte geplagt werden sollten, und auch damit die armen Leute billige Nahrung bekämen. Im Jahre 1868, als überall große Heunot herrschte, gab Ekeblad, um für die Erweiterung seiner Schlächterei einen Beitrag einzusammeln, sieben kleine Hefte von Dichtungen unter dem Titel «Pegasus» heraus. In diesen Heften veröffentlichte er unter seinen Freiheits- und Liebesliedern, die ziemlich eintönig und wenig künstlerisch sind, vier Petöfilieder. Der freiheitsschwärmende Schwede hat meist revolutionäre Gedichte ausgewählt: «Till Ungarns folk 1848» («För folkets haf i uppror»... «Es braust das Meer»), «Den gamle fanbäraren» («Der alte Fahnenträger»), «Min hustru och min sabel» («Meine Frau und mein Säbel»), «Kungen och hans trotjenare» («Der König und der Henker»). Unter seinen Originalgedichten finden wir eins, das uns besonders interessiert: «Arthur Görgey vid Világos», wo er alle Länder Europas leidenschaftlich anklagt, daß sie Ungarn nicht zu Hilfe eilten. Aber Ekeblad war nicht nur Petöfiübersetzer, sondern schrieb auch einen längeren Artikel über Petöfi in dem von ihm herausgegebenen «Folkbladet»[13]). Kurz erzählt er Petöfis Lebensgeschichte und vergißt auch nicht zu erwähnen, daß der große Dichter vielleicht noch lebe, und zwar in russischer Gefangenschaft. Er bittet das schwedische Publikum um Verzeihung, daß er in den Übersetzungen die Kraft und «blitzende» (blixtrande) Originalität des ungarischen Dichters nicht so wiedergeben konnte, wie er wollte; dann folgen die obengenannten vier Gedichte und noch ein neues dazu: «En scen på en förgyld punschkrog». Es ist die schwedisierte (verschwedischte)[14]) Übertragung von Petöfis reizender Romanze: «Die Dorfschenke». Zum Schluß verspricht er bald größere, epische Gedichte von Petöfi zu übersetzen; aber dieses Versprechen hat er nie eingelöst.

Den vornehmsten Platz unter den Petöfiübersetzern nimmt Viktor Emanuel Öman, ein berühmter Poet und gewissenhafter Gelehrter, ein[15]). Seine Bedeutung und Tätigkeit ist in der schwedischen Literatur ebenso groß wie die Karl Szász' in der ungarischen. Noch

---

[13]) S. 5. Mai 1877.

[14]) Ekeblad nennt es «lokaliserad imitation», d. h. er verlegt einfach den Schauplatz nach einem bekannten Wirtshaus in Djurgården (Stockholm) und gibt den Personen übliche schwedische Namen.

[15]) Viktor Emanuel Öman (1833—1904) wurde auf Grund seiner vorzüglichen Petöfi-Übersetzungen zum Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft erwählt. Das pünktliche Verzeichnis seiner Petöfi-Übersetzungen ist in B. Schöldströms Bibliographie (Petöfi-Muzeum, Bd. VIII, 47—8) zu finden. — Einige feine Lieder von Öman hat W. Györy ins Ungarische übertragen. S. Svéd költőkből, S. 378—386.

als junger Student beschäftigte er sich mit der Redigierung von Zeitungen und wurde bald einer der angesehensten schwedischen Kritiker und Übersetzer. Er schrieb manche selbständige Werke und noch mehr Zeitungsartikel. Mit der wirklich meisterhaften Übertragung dichterischer Werke aus den verschiedensten Sprachen (er hat z. B. Euripides, Milton, Puschkin und Turgenjew, ferner manches aus dem Sanskrit und dem Ungarischen übersetzt), leistete er eine große, bahnbrechende Arbeit in Schweden. Petőfis Dichtung lernte Öman in den siebziger Jahren kennen, und bald erschienen seine prachtvollen Übertragungen: «Jag är magyar», «Theiss», «En helig grift», «Det fångna lejonet», «Min Pegasus» usw.[16]). Öman stand in freundschaftlichem Verkehr mit Győry: sie tauschten in ihren Zeitungen Artikel aus[17]). Öman hat auch immer bei seinen Übersetzungen den ungarischen Text benutzt und konnte so die bei den anderen oft vorkommenden Irrtümer gänzlich vermeiden. Durch seine Übersetzungen erschien Petőfis Dichtkunst wirklich zum erstenmal in Schweden in ihrer ursprünglichen, kräftigen Gestalt.

Unter den ersten schwedischen Petőfiübersetzern muß auch die noch heute lebende Schriftstellerin Lotten von Kraemer erwähnt werden[18]). Jetzt lebt die Vierundachtzigjährige ganz zurückgezogen in dem Stockholmer Villenviertel; ihr Arbeitszimmer ist mit Büchern, Handschriften, Bildern, Kränzen überhäuft, den schweigsamen Zeugen eines langen tätigen Lebens. Nach ihrer persönlichen Erzählung wurde sie während einer Reise in Deutschland noch in den sechziger Jahren mit einigen ungarischen Studenten bekannt, eine Bekanntschaft, die allmählich zu einer herzlichen Freundschaft heranwuchs. Lange Zeit hindurch stand sie in regem Briefwechsel mit ihren ungarischen Freunden, die sie mit der Poesie Petőfis und Aranys bekannt machten. Kaum hatte sie einige Verse von Petőfi gelesen, als sie sich entschloß, diese auch ins Schwedische zu übertragen. So übersetzte sie noch im Jahre 1877 «Nationalsång», «Slätten» (Tiefland), «I slutet af september», die in drei verschie-

[16]) Siehe Ny Ill. Tidn. 1873—74.

[17]) In «Magyarország és a Nagyvilág» finden wir zwei Artikel von Öman (s. Jahrgänge 1873, 16. Nov., 1874, 31. Jan.).

[18]) Am 6. Aug. 1828 geboren. Studierte in Upsala. Als Schriftstellerin trat sie erst im Jahre 1865 mit einem Novellenbande auf, seitdem erschienen in schneller Folge prosaische und poetische Werke von ihrer Hand. Im Jahre 1877 gründete sie eine Zeitschrift, «Vår tid», und erhielt auch im selben Jahre den zweiten Preis der schwedischen Akademie. — Seitdem habe ich aus Schweden Nachricht bekommen, daß L. v. Kraemer Anfang vorigen Dezembers (1912) gestorben ist. All ihr Vermögen hat sie literarischen Zwecken und der Frauenbewegung gewidmet.

denen großen Blättern herauskamen[19]). Später übersetzte sie noch drei Lieder von Petöfi[20]), die sie mit ihren sämtlichen Übersetzungen aus dem Ungarischen in einem Bande herausgab («Öfversättningar från ungerska skalder»). Auch jetzt, an ihrem Lebensabend, denkt sie mit voller Wärme an ihre ungarischen Freunde und freut sich, daß sie einige Lieder dieser zwei Weltdichter, Petöfi und Arany, ins Schwedische vermitteln konnte.

Die erste schwedische Gedichtsammlung von Petöfi ist nicht in Schweden, sondern in Finnland erschienen. Ein finnisch-schwedischer Dichter, Knut Ferdinand Ridderström, übersetzte nach Kertbeny 70 Petöfilieder und gab sie in einem neuen Buche heraus[21]). Diese Übersetzungen können jedoch — vielleicht infolge einer schnellen Arbeit — keineswegs mit der Schönheit der Originale wetteifern. In Schweden fand Ridderström nur wenig Verbreitung; so habe ich nur in einer finnisch-schwedischen Zeitschrift eine ziemlich kurze Rezension über seine Übersetzungen finden können[22]). Wenn diese auch noch so holperig und fehlerhaft wären, was man dem Verfasser doch nicht immer vorwerfen kann, hat er doch den scharf satirischen Ton wirklich nicht verdient, mit welchem Béla Vikár seine Übersetzungen im Detail kritisiert[23]). Wir können dem braven schwedischen Schriftsteller nur dankbar sein, daß er seine Landsleute mit unsrem großen Dichter bekannt gemacht hat.

Daß Petöfi in seiner originalen Schönheit und Anziehungskraft in Schweden erschienen ist, können wir den braven Brüdern Schöldström, Birger, Karl Wilhelm und Otto, verdanken[24]). Sie sind in

---

[19]) Und zwar in Tidskrift för hemmet, Göteborgs Handels- och Sjöfarts Tidning, und in Upsala Posten.

[20]) Till mitt glas (1878), Europa lugnt, und Min Graf (1879. Vår Tid).

[21]) 60 Dikter af A. Petöfi. Öfversatta af K. F. Ridderström. Åbo 1876. Schon vier Jahre früher hatte R. 10 Petöfi-Gedichte in seiner ersten ausländischen Anthologie (Fjerran ifrån) veröffentlicht. Die pünktliche Aufzählung der einzelnen Gedichte finden wir in B. Vikárs schon erwähntem Aufsatz.

[22]) Finsk Tidskrift 1880, IX, 54—7 von Arvid Hultin.

[23]) Eigentlich ist Vikárs Aufsatz (Petöfi bei den Schweden) meist eine haarspaltende Kritik von Ridderström (von 93 Seiten widmet er 25 seiner kritischen Lust). Er beschuldigt Ridderström, Kertbeny allzu treu gefolgt zu sein, aber wer konnte Ridderström über Kertbenys Fehler aufklären? Seine Angriffe gegen Kertbeny, dem wir für die Verbreitung der ungarischen Literatur im Auslande so dankbar sein müssen, sind auch auffallend scharf.

[24]) Birger Schöldström (1840—1910). Im Jahre 1863 betrat er die publizistische Laufbahn, und seitdem ließ er bis zu seinem Tode die Feder aus seiner Hand nicht fallen. Er hing mit voller, warmer Sympathie an Ungarn, was auch seine Ungarn betreffenden Aufsätze zeigen. Siehe: Budapesti Napló 1897, 190. Uj Idök 1910, 52 (mit Bildnis), Béla Vikárs erwähnten Aufsatz S. 266 - 275. Budapesti Hirlap 1910, 18 dec.

Kungsbacka geboren, eben in jener kleinen schwedischen Stadt, wo der obenerwähnte Carl Westerberg, der gewesene Husarenleutnant in dem ungarischen Freiheitskriege, als Arzt sich niederließ. Der alte Schöldström war Apotheker in Kungsbacka, und so hatten seine Söhne oft Gelegenheit, den interessanten Erzählungen des vielgereisten Kriegers zuzuhören. Birger Schöldström schreibt auch selbst: «Leutnant Westerberg ist die lieblichste Erinnerung aus meiner Kinderzeit; ich hörte ihn oft von den Kämpfen unter Görgey erzählen[25].» Von den drei Brüdern trat Karl Wilhelm zuerst mit einigen Petőfiübersetzungen auf; er hat die von Ekeblad übersetzten Lieder ausgewählt[26]). Kaum ein Jahr nach dem Erscheinen von Ridderströms Buch gab auch «Folmer» (Karl Wilhelm Schöldström) seine Gedichte heraus, unter welchen wir auch 10 Übersetzungen von Petőfi finden[27]).

Von den bisherigen Petőfiübersetzungen (diejenigen ausgenommen, die von Ekeblad stammen) veröffentlichte Richard Bergström eine Auswahl in seiner Anthologie[28]). In dieser Sammlung ausländischer Lyrik sind die ungarischen Dichter durch Alex. Kisfaludy (vier Lieder aus «Himfys Liebe» in Runebergs meisterhafter Übertragung), Michael Vörösmarty («Weinleselied», «Mahnruf») und Petőfi mit 10 Liedern vertreten. Die vornehme und sorgfältig zusammengestellte Sammlung bietet über jeden Dichter eine kurze Lebensbeschreibung und Charakteristik. Besonders bemerkenswert ist die feine Einleitung zu den Petőfiliedern, wo er mit treffenden Worten die alleinstehende Poesie des ungarischen Dichters charakterisiert. Von Birger Schöldström finden wir in diesem Bande noch keine Übersetzungen. Ehe er mit seinem großen Werke auftrat, wollte er das schwedische Publikum mit Petőfis Dichtung in einigen Zeitungsartikeln bekannt machen. So veröffentlichte er im Jahre 1871 einen Artikel unter dem Titel «En skaldelefnad»[29]), worin er

Karl Wilhelm Schöldström (geb. 1850). Er studierte Medizin, aber wirkte nur kurze Zeit als Arzt und wurde Oberlehrer. Als Schriftsteller und Redakteur erkämpfte sich der zweite Schöldström einen guten Namen in Schweden. Er ist unter dem Pseudonym Folmer bekannt.

Otto Schöldström (geb. 1855). Als sehr beschäftigter Geschäftsmann konnte er nur wenige Zeit der Literatur widmen. Er übersetzte einige schöne Lieder von Petőfi.

[25]) S. Petőfi Muzeum, Jg. 1895, S. 47.

[26]) S. Östgöten 1878, Nya Dagligt Allehanda 1879.

[27]) Dikter af Folmer. Stockholm 1880. Die Aufzählung der 10 Übersetzungen findet man in Schöldströms erw. Bibliographie.

[28]) Främmande lyror. En antologi. Stockholm 1887.

[29]) Svenska Familj Journalen 1871. 5. Hft. S. 159. Dann schrieb er einen ähnlichen Artikel für Östgöten (1878): Hjelte och Skald. In diesen Jahren übersetzte er Jokais romantische Schilderung von Petőfis Lebenslauf. Erschien in Nya Dagligt Allehanda (1879).

Petöfis Lebensgeschichte erzählt und ihn mit Barbarossa und Karl XII. vergleicht, die, in der Tiefe des Waldes schlummernd, das Signal zum letzten Kampfe abwarten, aus welchem das Volk sich zu Freiheit und Glück siegreich emporschwingen soll. Unermüdlich sammelte er den Stoff zu seinem geplanten Werke, und erst nach langjährigen, fleißigen Studien gab er es heraus unter dem Titel: «Harposlag och Svärdsklang» (Harfenton und Schwertklang) [30]). Es erhellt aus diesem Buch das edle Streben eines von seinem Stoffe begeisterten Schriftstellers. So steht diese Biographie nicht nur an erster Stelle unter den ausländischen Petöfibüchern, sondern kann auch mit den besten Dichtercharakteristiken verglichen werden. Wenn auch manche Petöfilieder bis jetzt in Schweden erschienen waren, fehlte doch das zusammenhaltende und erläuternde Band, das den südländischen Dichter dem nordischen, dem ganz anders denkenden Volke näher bringen sollte. Diesem Mangel hat Birger Schöldström mit seinem vorzüglichen Buche abgeholfen. Wir wissen am besten, wie eng Petöfis Dichtung mit seinem Leben verbunden ist, wie, wenn wir die beiden von einander trennen, jene ihre kraftvolle Innigkeit verliert. Schöldström vereinigt also in seinem Werke, das er «Eine wahre Sage» (En sannsaga) nannte, Petöfis Poesie und Leben zu einem harmonischen Ganzen, und zwar so, daß man aus Petöfis phänomenalem Dichterleben seine Dichtkunst verstehen soll und die zitierten Gedichte die einzelnen Episoden seines Lebens am schönsten ergänzen. Schöldström hat sich immer von den Dichtern der Freiheit hinreißen lassen. Die Wände seines Arbeitszimmers schmückten die Bildnisse von Béranger, Byron, Körner und Petöfi, also von Dichtern, die in gleichem Maße mit Leier und Schwert der heiligen Sache der Freiheit gedient haben.

Diese prachtvolle wahre Sage leitet Schöldström — nach dem fein charakterisierenden Vorworte des berühmten Dichters und Ästhetikers Viktor Rydberg — mit einer farbenreichen Schilderung ein. Dies Bild, — das der für Ungarn schwärmende Nordländer an seinem Schreibtische von dem feurigen Sohne der ungarischen Pußta erdichtete, — ist für das ganze Werk so bezeichnend, daß es in deutscher Übersetzung wiedergegeben zu werden verdient.

«Kalt wehte der Wintersturm über die Pußta. Die großen Vieh-

[30]) Harposlag och Svärdsklang. En sannsaga berättad af B. Sch. Med Förord af Viktor Rydberg. Stockholm 1888. Die Faksimile des Titelblatttes siehe Petöfi-Könyvtár, Bd. XVII—XVIII, S. 269. Die zitierten Gedichte sind aufgezählt in Sch.s Bibliographie und in Vikars Aufsatze. Die ungarischen Zeitungen haben zu seiner Zeit (1888) die Arbeit nur kurz erwähnt. Eine längere Rezension über Sch.s Buch schrieb zum erstenmal Zsombor Szász (Petöfi-Muzeum, 1894, 3—85).

herden, die sonst diesen Teil von Ungarn durchstreifen, waren unter schützende Dächer getrieben; die Wildgänse und Störche hatten südlichere Gegenden aufgesucht; sogar der unstäte Sohn der Pußta, der Betyár oder Pferdedieb, saß irgendwo beim Weinkruge der Csárda am warmen Herde.

Der Neujahrstag 1841 brach an, und seine ersten Strahlen fielen auf einen Jüngling, der, gegen den Sturm kämpfend, allein auf der öden Heide wanderte. Seine vor Hunger und Kälte bebenden Glieder hatten nur wenig Schutz von einem kurzen und fadenscheinigen Mantel; Stroh hatte er in die Stiefel gelegt. In der Hand führte er einen groben Knüttel. Am Busen, unter dem Mantel war ein Bündel beschriebener Papiere eingesteckt. Die Tränen, welche die körperlichen Schmerzen und die Verzweiflung seines Herzens den Augen des Jünglings erpreßten, wurden an seinen Wangen zu Eis.

Und durch diese Tränen sah er ein Bild nach dem anderen am Horizont hervorschimmern. War es Délibáb, die zauberhafte Fee der Pußta, die mit ihren von leichtem Nebel und rosigem Morgenschimmer gewobenen Luftspiegelungen den Wanderer täuschte? Oder waren es die Visionen, die nur dem Dichter allein hinter dem Vorhang der Zukunft zu schauen vergönnt ist?

Zuletzt und über allen den anderen sah er sein eigenes Bild in Bronze strahlen, am Strand der Donau errichtet und von dem Jubel eines ganzen Volkes begrüßt. Und oberst auf dem Berge von Blumen, die am Fuße der Säule gehäuft waren, sah er einen Kranz, von einer Königin gegeben, einer Königin auch im Reiche der Dichtung.

Einsam ging der Jüngling, in diesem Reiche den Thron eines Königs einzunehmen.»

In solchem lieblich erzählenden Ton führt er den schwedischen Leser durch Petőfis ganzes Leben. Er erzählt, warum Petőfi das Alföld (Tiefebene) und den Storch, den ernsten Vogel der Pußta, so lieb hatte, und dann zitiert er das ganze Gedicht (Storken) in seiner ausgezeichneten Übertragung[31]); er führt uns dann nach Aszód und schildert Petőfi als kleinen Schuljungen; natürlich vergißt er nicht, die erste Kinderliebe zu erwähnen. So stellt er uns Petőfi als Gemeinen bei den Soldaten vor, der aber auf die Wache Horatius und Schillers Dramen in seiner Patronentasche mitbringt. In anziehenden Bildern und leichter angenehmer Sprache zeichnet er Petőfis Gestalt in verschiedenen Episoden; die ganze Erzählung wird auch mit vielen sorgfältig ausgesuchten Übersetzungen be-

[31]) S. Seite 9. Nur die 2.—8. und 14. Strophe hat er übersetzt.

lebt. Er versäumt nicht, die ausländischen Einflüsse zu erwähnen, die für Petöfis Entwicklung so wichtig waren[32]). So schildert er in einigen Zeilen Petöfis Verhältnis zu Heine, Burns und Béranger. Über den Einfluß von Victor Hugo spricht er bei der Behandlung von Petöfis einzigem wenig gelungenem Roman (Des Henkers Seil). Er gibt ausführlich den Inhalt an und macht auch zahlreiche Zitate daraus, besonders aus den Teilen, in welchen der Einfluß des nach dem Grausamen suchenden großen Romantikers am deutlichsten hervortritt. In diesem Kapitel finden wir die prachtvollste Übersetzung eines der schwersten Petöfi-Gedichte: Der Wahnsinnige (Den vansinnige). Dies Gedicht, welches die zum Äußersten getriebenen krankhaften Seelenzustände erschütternd widerspiegelt, und welches der berühmte deutsche Petöfi-Übersetzer in seine Sammlung aufzunehmen fürchtete, hat Schöldström mit ausgezeichneter Kraft und Treue ins Schwedische übertragen[34]). — Eine feine Schilderung gibt er von Petöfis Liebe. Die unglückliche Liebe illustriert er mit einigen Liedern aus den «Cypressenlauben» (Cypressblad på Etelkas graf), und zum Kapitel der glücklichen Liebe[35]) fügt er die Gedichte:

«Jag är nu redan i min mandoms sommar . . .,
Ej mig verlden kan förstå . . ., Visshet om odödlighet.»

Besonders eingehend beschreibt er die wichtigen Märztage; eben dieses Kapitel hat der große Freiheitsfreund am sorgfältigsten und mit wahrer Begeisterung ausgearbeitet. Er folgt Petöfi in Bems Armee, erzählt seinen Streit mit dem strengen General Klapka und kommt so zu der traurigen Schlacht bei Segesvár. Nach der glaub-

[32]) S. S. 56.
[33]) S. S. 56—61.
[34]) Einige Zeilen davon zu lesen ist genug, um die außerordentliche Feinheit der Übersetzung zu sehen:

«Jag har så mycket att göra . . . jag har så brådtom:
jag flätar ett eldgissel af solstrålar,
och med det skall jag piska upp verlden!
Än så skriken I: ack! och än så skriken I: ve!
Jag skrattar bara åt Er!
Då I tjuten, skrattar jag:
ha, ha, ha!
Nå, sånt är lifvet: vi jämra oss och vi skratta,
tills Döden säger: håll käften!
En gång dog jag . . .
Se, de der hade blandat gift i vattnet,
de der, som druckit ur mitt vin.»

[35]) S. Kapitel: Julia Szendrey und Kärlekslyeka, S. 74—81.

würdigen Beschreibung des Arztes Lengyel erzählt er von Petőfis tragischem Tode. Am Schlusse seines Buches erwähnt er die große Popularität des ungarischen Dichters bei den Deutschen und Franzosen. Hier zitiert er schwedisch den schönen Brief des königlichen Dichters Oskar II. an Kertbeny, als ihm dieser seine Übersetzungen gesandt hatte[36]).

Schöldströms Buch erweckte großes Aufsehen in Schweden, und die vornehmsten Dichter und Kritiker haben es rezensiert. Von diesen Kritiken möchte ich einige, wenn auch nur in kurzen Auszügen, besprechen, weil diese Rezensionen nicht nur die schönsten Beweise sind, daß Schöldströms Buch in Schweden wirklich bekannt und geschätzt wurde, sondern auch wichtige Merkmale für die aufrichtige Anerkennung von Petőfis Poesie sind. V. E. Öman, der früher erwähnte vorzügliche Petőfi-Übersetzer und Dichter äußert sich über Schöldströms Buch u. a. folgendermaßen[37]): «Dies Werk bezieht sich auf Ungarns größten Lyriker und eine der kräftigsten Heldennaturen der modernen Zeit, Alexander Petőfi .... Mit innigster Teilnahme folgt man dem reich begabten Jüngling in seinem kurzen und leuchtenden (lysande) Lebenskampf, worin die Liebe zur Natur, Menschheit und zum Vaterlande die dreieinige Hauptrolle spielen....!» Konnte man konzentrierter und treffender Petőfis Individualität charakterisieren?

In einer langen Rezension bespricht der vor kurzem gestorbene Sekretär der schwedischen Akademie Carl David af Wirsén[38]) Petőfis schwedische Biographie. Wir lesen in seinem Artikel[39]): «P. gehörte zu den revolutionären Naturen, die für die 1848er französischen Umwälzungen schwärmten, und er lebte wie so viele, in Utopien von einer nebelhaften Natur; in ihm glühte etwas von dem Geiste ‚des jungen Deutschlands'. Aber er war darin glücklich, daß ein edleres Ziel vor ihm auftauchte; es wurde ihm das glorreiche Los zuteil, fürs Vaterland zu kämpfen und zu sterben.» Mit warmer Sympathie spricht er über den Freiheitskampf der Ungarn. Dann wendet er sich Petőfis Dichtkunst zu und verurteilt seine

---

[36]) Oskar II., der unlängst gestorbene, hochbegabte schwedische König hat manche schöne und wertvolle Gedichte geschrieben. Einige schöne Lieder von ihm finden wir auch in Györys Anthologie, S. 353—67.

[37]) Nerikes Allehanda, 18. Juni 1888.

[38]) C. D. af Wirsén führte in seinem Leben einen heftigen Kampf gegen die modernen schwedischen Dichter, so gegen Strindberg und Heidenstam. Jetzt — einige knappe Monate nach seinem Tode — ist eben der letztere zu seinem Nachfolger in der Akademie berufen worden.

[39]) Post-och Inrikes Tidningar 15. Sept. 1888.

pessimistischen und satirischen Gedichte: «Nicht in diesen — schreibt Wirsén — sondern in seinen Freiheitsliedern und in anderen wildschönen Schöpfungen seiner Lyrik ist Ungarns Märtyrerpoet groß und herrlich.» Zum Schlusse zitiert er ganz das prachtvolle Gedicht «Min Pegasus» in Ömans Übersetzung.

Karl Warburg, der hervorragende schwedische Literaturhistoriker, behandelt auch in einem längeren Artikel[40]) Schöldströms Buch. Ihn interessiert besonders die Frage, in welchem Verhältnisse Petőfi zu den anderen großen Lyrikern Europas stand, und er bedauert, daß Schöldström diese wichtige Frage nicht erörtert hat. Schließlich macht er einen ganz neuen und interessanten Vergleich mit dem norwegischen Freiheitsdichter Wergeland[41]), der individuellsten Dichternatur Norwegens. — Ein anderer schwedischer Ästhetiker, Karl Wohlin, hat auch im Zusammenhange mit Schöldströms Buch eine inhaltsreiche Würdigung von Petőfis Leben und Wirken geliefert. «Die am meisten sympathische und harmonische Erscheinung unseres Jahrhunderts — schreibt Wohlin[42]) — war der ungarische Skalde Sándor Petőfi; er war einer jener tatkräftigen Individualitäten, die auch im Leben verwirklichen wollen, was sie in Liedern träumen. . . . Diese hingebende Opferwilligkeit im Dienste der Ideale hat ihn zum unvergeßlichen Helden seines Volkes gemacht.» Mit voller Freude begrüßt er Schöldströms Buch, weil der fleißige Gelehrte dadurch der schwedischen Literatur einen wirklich großen Dienst geleistet habe. Besonders empfiehlt er es als Lektüre für die schwedische Jugend, die in Petőfis Leben manche edle und nachahmenswerte Beispiele finden könnte.

Nach diesem bedeutenden Erfolge[43]) blieb Schöldström immerfort ein begeisterter Anhänger und Verbreiter des Petőfi-Kultus in Schweden[44]). Jede Jahreswende oder andere Gelegenheit benutzt

---

[40]) Göteborgs Handels- och Sjöfarts Tidning, 1888, Nr. 225 B.

[41]) Henrik Wergeland (1808—1845) wurde von der Julirevolution zum Kosmopolitismus getrieben, aber bald blühte in ihm — wie auch bei Petőfi — die echte Vaterlandsliebe auf, und er ward der begeisterte Führer und Dichter der norwegischen Jugend.

[42]) Ny Svensk Tidskrift aug. 1888.

[43]) Vergleiche noch Neanders (Nya Dagl. Allehanda, 2. Juni 1888) und Runströms (Ny Illustr. Tidn., 30. Juni 1888) würdigende Rezensionen.

[44]) Noch im selben Jahre übersetzte er das Schlachtlied («Trumpeten smattrar och trumman går» . . .). Dem Liede geht eine Erinnerung einer Ungarin, Amy Kronecz, der Gemahlin des Redakteurs Lindström, vor. Anziehend beschreibt sie («Ett 40års minne»), mit welchem Enthusiasmus die jungen ungarischen Mädchen an Petőfi hingen. Sie gibt eine lebhafte und malerische Beschreibung von den Märztagen und auch von Petőfi. S. Söndagsnisse 1888 11. März.

er, um etwas über den großen Freiheitsdichter zu schreiben. In jedem seiner späteren Bücher — und manche (9) Bände sind noch von ihm erschienen — finden wir wenigstens einen Artikel, der mit dem ungarischen Freiheitskriege zusammenhängt. Bald schreibt er vom Tode Petőfis nach Vajnas Schilderung[45]), bald greift er eine kleine Episode aus Petőfis Leben heraus, z. B. die erste Begegnung mit dem Grafen Alexander Teleki[46]). Einen längeren Aufsatz schrieb er über Petőfis Gemahlin, Julia von Szendrey[47]). Wie wir sehen, hat der brave schwedische Schriftsteller die Verbreitung und Bekanntmachung der Dichtkunst des großen ungarischen Lyrikers als eine wichtige und schöne Aufgabe aufgefaßt, und so hat er auch die Anerkennungen, womit die ungarischen wissenschaftlichen Gesellschaften und später die ungarische Akademie ihn auszeichneten, würdig verdient. Wir sollen auch immer mit größter Dankbarkeit dieses silberhaarigen schwedischen Gelehrten gedenken, der im fernen Norden mit schwärmendem Idealismus die frische Kraft der ungarischen Poesie verkündigte, und der Name Birger Schöldström soll in unseren Herzen ebenso dauerhaft eingeprägt sein, wie in dem Steine des Petőfidenkmals in Segesvár[48]).

Neben einigen wenig bedeutenden Petőfiübersetzern, wie N. E. Fredin, O. Rubenson, K. R. Malmström, können wir noch den berühmten Dichter K. A. Melin hervorheben, der in einem Zeitungsartikel die deutsche Übersetzung von Held János eingehend rezensierte[49]). Mit warmen Worten spricht er von Petőfis Dichtkunst und ganz ausführlich erzählt er den Inhalt seines Märchenepos (János

---

[45]) «Slöjan dragen från en fyratio-årig hemlighet». Ur Dagens Krönika. Aug. 1889. S. 699—706. Mit Bildnis.

[46]) Magnat och Frihetskämpe. Brokiga Bilder 1894, S. 1—11.

[47]) Siehe unter dem Titel «Julia Petőfi» in Damer och Knektar, S. 140—52. Die Einleitung ist eine der schönsten Beschreibungen von Petőfis angeblichem Grab in Segesvár.

[48]) Nikolaus Köllö, der Künstler des Petőfi-Denkmals, hat in zwölf Sprachen Petőfis Motto in die Säule eingraviert, so auch schwedisch: Frihet och kärleksglöd — Lösen i lif och död! (In Schöldströms Übersetzung.) Ganz innig gerührt erzählte Schöldström A. Kondor: «Die zwei größten Festtage meines Lebens waren: 12. März 1888, als die Petőfi-Gesellschaft mich unter ihre Mitglieder aufnahm, und 31. Juli 1897, als das Petőfi-Denkmal in Segesvár enthüllt wurde.» — S. Budapesti Hirlap, 18. Dez. 1910 (Birger Schöldström von Alfred Kondor).

[49]) Aftonbladet, 13. März 1878. Held János von Petőfi. In deutscher Nachdichtung von J. Schnitzer. Mit einem Vorwort von M. Jókai. — Hier soll auch einer der Reisebriefe erwähnt werden, worin Alfred Jensen über die Millenarische Ausstellung berichtete (Göteborgs Handels och Sjöfarts Tidning Juli—Aug. 1896). Am Schluß seines Artikels zitiert er ein Gedicht von Petőfi.

Vitéz). Besonders hebt Melin die naive Auffassung und die alleinstehend frische Bearbeitung des Volksmärchens hervor, er nennt das Gedicht «eine Perle der epischen Kunst».

In neuester Zeit fand sich wieder ein mutiger Fürsprecher des Ungarntums im Norden, und zwar eine hochgebildete Budapester Lehrerin, Frau Luise Dániel-Lamács. Als diese begeisterte Ungarin bei Gelegenheit eines Lehrerkongresses zum erstenmal Schweden bereiste, hat sie die Franzosen des Nordens so liebgewonnen, daß sie sich mit ausdauerndem Fleiße in kurzer Zeit die schwedische Sprache aneignete. So zog sie wieder nach dem Norden, um die Schweden über Ungarn und ungarische Kultur in schwedischer Sprache aufzuklären. Ihre glänzenden Vorträge, die sie in Stockholm und Upsala hielt, wurden immer von einem vornehmen und begeisterten Publikum verfolgt[51]). Ihrem liebenswürdigen Eifer können wir verdanken, daß Sigrid Elmblad, eine berühmte schwedische Schriftstellerin, die ungarische Sprache zu studieren anfing und sogar ein kleines Lied von Petöfi, «Wie soll ich dich nennen» («Hur skall jag nämna dig...»), ins Schwedische übersetzte. Und — wie sie sich selbst äußerte — will sie ihre Studien in dieser Richtung fortsetzen, um das nächstemal mit einem schönen Strauß aus dem Garten der ungarischen Poesie vor die Öffentlichkeit zu treten.

Außer Petöfi hat kein ungarischer Dichter so begeisterte und vortreffliche Verdolmetscher in Schweden gefunden, und so vertritt der Name Petöfi dort fast die ganze ungarische Literatur. Ja, es ist zwar eine Tatsache, daß Jókais Romane gern gelesen werden und «Die Fräulein Gyurkovics»[51]) fast in jeder Damenbibliothek zu finden sind, aber nur aus dem Deutschen bearbeitet, und oft vergißt der Übersetzer zu erwähnen, daß das Original das Werk eines ungarischen Dichters war. Aber wir hoffen, daß zufolge jener Sympathie, die zwischen Schweden und Ungarn seit längerer Zeit besteht, die ungarischen Dichter in ihrer unverfälschten Gestalt in Schweden einziehen können, wie auch wir mit größter Bewunderung die Werke der großen nordischen Geister empfangen.

---

[50]) Die sämtlichen schwedischen Zeitungen schrieben mit voller Sympathie über die liebe, ungarische Frau. S. Idun, 11. Febr. 1912. Dagens Nyheter, 11. Nov. 1911.

[51]) Roman von Franz Herczeg.

Turaner in der Geschichte Asiens.

Vortrag von Professor **Alex. Márki** in **Kolozsvár.**

«DÜSTEREN Auges blickt der Ungar zurück gen Osten: Der verlassene, bruderlose Zweig seines Stammes,» sagt Vörösmarty in einem seiner prachtvollen, kleineren Epen («Rom», d. h. Ruine). Und doch würde er, wenn er nicht mit düsteren, sondern weit offenen Augen geblickt hätte, sich nicht bruderlos, oder wenigstens nicht ohne Stammesverwandte gefühlt haben. Eben jetzt, wenn die Ausgrabungen europäischer und amerikanischer Gelehrten in Elam, Mesopotamien, in Taklamakan die Legenden nicht von Jahrhunderten, sondern von Jahrtausenden aufdecken, erscheinen die Völker Ostasiens, deren Geschichte mit diesen Legenden beginnt, in neuer Kraft, in nie geahnter Macht vor dem staunenden und neidischen Europa.

Der Doppeladler, den das ungefähr viertausend Jahre alte Relief von Bogházköj zuerst darstellt, stammt von jenen Ketern, in deren Jahrtausende alter Kultur die turanischen und arischen Elemente unzertrennlich sind. Jedoch kämpft im Bilde dieses Doppeladlers das arische Element mit dem turanischen, das europäische mit dem asiatischen in den letzten anderthalbtausend Jahren an der Spitze von byzantinischen, deutschrömischen, österreichischen und russischen Heerscharen. In Europa selbst «schmilzt wie Wachs» in den Krallen des Aars das arme Turanervolk; doch in Asien flüchtete der habgierige Vogel in dem letzten großen Kriege mit zerzaustem Gefieder vor den Japanern.

Die Statue des Sumirenkönigs Gudia gibt uns vor beinahe fünftausend Jahren Kunde von jener Urkraft, welche die Turaner zu großen Taten aneiferte. Mit den lebhaften, von starken Brauen beschatteten, großen Augen mag Gudia ebenso ruhig in die Zukunft seines Stammes geblickt haben, wie Mutso-Hito, der japanische Kaiser, zurückblickte auf die fünftausend Jahre alte Vergangenheit, als er beim Friedensschlusse mit den Russen, am 14. Oktober 1905, in der Kirche des Ise vor dem göttlichen Spiegel stand, in welchem er die Seelen seiner Ahnen sah und dem Begründer seines kaiserlichen Hauses Meldung erstattete, daß er seiner Pflicht Genüge getan und den Krieg glücklich beendet habe.

Ausgegrabene tausendjährige Tontafeln und die neuesten Zeitungsmeldungen lassen in ein und derselben Zeit und in gleichem Maße den Ruhm der Turaner ertönen. Ein Ruhm, der, vielleicht mit Unterbrechungen, durch Jahrtausende die Menschheit im Banne ge-

halten hat. Ein Ruhm, der seit Beginn der historischen Zeiten «umwälzt, zerstört, verbessert, doch nie ruht».

Paul Hunfalvy schrieb schon vor bald siebzig Jahren, daß im uralaltaischen Sprachenkreise, welcher noch so viele historische Unklarheiten zu klären hat, die Führerrolle die Ungarn an sich reißen müßten. Denn wie in der Umgebung des Kaspischen Sees jene Tore waren, durch welche die Nationen aus Mittel- und Nordasien nach Europa kamen, so möge in dieser Hinsicht die ungarische Wissenschaft das Tor sein, durch welches die Untersuchungen des europäischen Geistes nach Zentralasien geführt werden. Kamen doch von dort, aus Turanien, jene Völker, die die ältesten, bekannten Staaten der Erde, wie Elam (den Kern des heutigen Persien), Babylonien, China, Japan gegründet hatten.

Einige Sprachforscher des XX. Jahrhunderts sagen wahrlich mehr, als Stephan Horváth in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts sagte, als man ihn einen Träumer nannte, und der schon 1825 schrieb, daß seine Vorträge wohl für wild oder närrisch gehalten werden mögen, da sie ungewohnt sind; doch ist nicht alles falsch, was ungewohnt, nicht alles Betrug und Irrtum, was wir nie gehört haben. Er wurde mit seiner Behauptung, daß die Pelasger in Griechenland, die Latiner und Etrusker in Italien Stammverwandte oder gar Vorfahren der Ungarn seien, sehr bald stumm gemacht; doch wollten in unseren Tagen den Ursprung dieser Völker der Italiener Cesare de Cara, der Franzose Jules Martha und andere tatsächlich mit Einbeziehung der ugro-finnischen Sprachen und im allgemeinen des Turanischen aufklären. Hyazinth Rónay half Rawlinson schon 1850 mit Inanspruchnahme des ungarischen Sprachschatzes bei der Enträtselung der babylonisch-sumirischen Aufschriften, und 1861 erklärte der Finne Koskinen, daß den ältesten (babylonischen) Staat Suomis, also Turaner, gegründet hätten. Seine Ansicht brach sich langsam auch in der Weltliteratur Bahn. In seinem vorzüglichen Buche (in ungarischer Sprache) über Babylonien mahnt Eduard Mahler in bezug der Sprachen- und Rassenfrage zur Vorsicht; doch glaubt er, daß nach der vermuteten ural-altaischen Stammverwandtschaft, mit größtem Rechte und voller Kompetenz, nur die Ungarn forschen könnten. Doch welcher ungarische Gelehrte hat sich z. B. mit jener Behauptung Clays von Newhawen befaßt, daß sich die Kultur nicht von Babylonien aus nach Westen verbreitete, sondern von Westen nach Osten? Sie entstand in Amurru (in Kanaan und Syrien) und gelangte von hier nach Babylonien, wo im Dualismus der östlichen und westlichen Kulturelemente die westlichen schärfer unterschieden werden müssen, weil die mesopotamische Kultur nicht

einheitlich ist. Die hetitischen (ketischen) Monumente haben noch nicht gesprochen, und es wird sich erst nachher zeigen, was darin indogermanische, was semitische Elemente sind, und in welchem Verhältnisse dies alles zum Sumerischen steht.

Die Geschichte der turanischen Völker muß wahrlich aus der weniger gekannten Geschichte sämtlicher Rassen des riesigen Territoriums von Asien ausgekundschaftet werden. Diese Geschichte breitet sich in der Uralgruppe außer den Ungarn und Finnen in Europa, auch auf die Tschuden und die Handvoll Uguren in Asien aus. Auch die Ur-Ugrofinnen waren nicht ganz einheitlichen Stammes, doch interessiert uns ihre Geschichte und Sprache aus dem Grunde näher, weil es, wie Josef Szinyei meint, sicher ist, daß die eigentlichen Ungarn gerade Abkömmlinge der Ur-Ugrofinnen sind. An diese Feststellung müssen wir denken, wenn man uns in weiterem Sinne unter die Ural-Altaier zählt. In die altaische Gruppe gehören die Türken, Tschuwaschen, Jakuten, Mongolen, Mandschurier, Tungusen, in die ozeanische Gruppe die Japaner und Koreaner.

In Ostasien selbst, auf den Gebieten von China, Japan, Korea, Formosa, dem Mongolenreich und Tibet, werden die der Mongolenrasse angehörigen Turaner auf rund fünfhundert Millionen geschätzt, wobei die Völker von Hinterindien und die Malayen, die von den Mongolen nur schwer zu unterscheiden sind, gar nicht gerechnet werden. Die Urheimat der Turaner wird zwischen dem 35—50 Grad nördlicher Breite, in dem eigentlichen Turan oder in den beiden Turkestan und deren Nachbarschaft, also auf einem Gebiet gesucht, welches allein schon so groß ist, wie halb Europa. Im Altertum dagegen lebten und wirkten die turanischen Völker auch um 5 bis 6 Grade weiter südlich, besonders in den Tälern des Tigris und Euphrat und der Umgebung des Pendjab.

Würde jemand die Tragödie des turanischen Menschen schreiben, müßte er die erste Szene, den turanischen Vermächtnissen gemäß, auf den Gipfel des 4000 Meter hohen Pamir versetzen, welchen die an dessen Fuße Wohnenden als die Spitze der Welt ansahen und Bam-i-duniah nennen. Die meisten asiatischen Völker halten die Halden dieses Berges für die Geburtsstätte der Menschheit, für die zweite Szene in der Tragödie des turanischen Menschen, für den Ort der ersten und wahrhaftigsten Glückseligkeit: das Eden, das Paradies. Die Felsen tun den Augen nicht weh, denn nach der altaischen Sage setzte Gott in den Tagen der Schöpfung den Menschen auf den aus dem Meere sich erhebenden Felsen. Hierher führte der erste Mensch jedes Tier zu Töröngöi, damit es Namen erhalte. Hier wuchs der Lebensbaum, dessen Frucht, wie ein babylonischer Siegel-

griff darstellt, das erste Menschenpaar zur Sünde verleitete, und dem schon mit Hörnern geschmückten Manne die Kehle aufreißt. Die dritte Szene ist wahrlich Turkestan, wo Töröngöi, seine Hütte umzäumend, sagen konnte: «Dies ist mein. Statt der großen Welt wird dieses mein Heim. Ich besitze es: verteidige es gegen schädliche Tiere und zwinge es, mir Früchte zu tragen.» Er und seine Nachfolger lernten hier die Familie und das Eigentum kennen, jene zwei Hauptkräfte der Welt.

Im westlichen Turkestan bleiben Buchara, Khiwa durch Jahrtausende tierzüchtende und landwirtschafttreibende Gebiete. Im östlichen, in Taklamakan, ermüdeten die Turaner und ihre Nachfolger nach Jahrhunderten, ja, Jahrtausenden im Kampfe gegen die Stiefmütterlichkeit der Natur und verließen der Reihe nach die Urheimat. deren Monumente durch die Ausgrabungen unseres Landsmannes Aurel Stein erst in heutigen Tagen ans Licht kommen. Am Fuße des Pamir, in der Wüste von Taklamakan, grub er ganze, in Sand vergrabene Städte aus und sammelte ein ganzes Archiv von sanskritischen, chinesischen und tibetanischen Schriften, deren jüngste aus dem Zeitalter Karls des Großen stammt. Er bewies, daß der Hauptgrund zum Verlassen der Wohnstätten die Vernachlässigung der Wasserkanäle, und nicht irgendein plötzliches Naturereignis, nicht die Sintflut war.

Eugen Cholnoky ging noch weiter und zeigte, daß die Dürre einiger Jahre in den übermäßig bevölkerten Bewässerungsgebieten und Wiesen der mittelasiatischen Hochebenen Hunderttausende brotlos machte, die dann an den Peripherien Zuflucht suchten.

Jedenfalls führte eine derartige wirtschaftliche Krise die Turaner auf die vierte Szene, in den südlichen Teil von Mesopotamien, wo sie den Namen der Sumiren bald an die Spitze der Geschichte schrieben, und zwar mit Lettern, die sie, die ältesten Lehrmeister der Menschheit, selber erfunden hatten. Die Gelehrten des XIX. und XX. Jahrhunderts geben uns aus den vielen hunderttausend beschriebenen Tonstücken, aus den Bruchstücken der ersten Bibliothek der Welt, Kunde von den niegeahnten Riesenverhältnissen der Kultur eines verschwundenen Volkes. Auch hier hätte der Minister den auf dem Throne sitzenden mächtigen König fragen können, wie Luzifer den Pharao in Egypten frug, warum er nicht ausruhe auf dem Polster seines Thrones, «wenn schon auf dieser weiten Welt aller Ruhm und alle Macht dir gehört und all die Lust, die ein Menschenkind ertragen kann; wenn die reichen Schätze von hundert Provinzen dich den Herrn nennen». Umsonst macht er ihn aufmerksam auf die Schönheit der sumirischen Frauen, die die gefundenen Statuen noch

heute verkünden, umsonst auf das braune Mädchen mit bebenden Lippen, in dessen Augen wilde Begierde brennt, — für das Herz des Königs der Sumiren hat es keinen Reiz, denn er betrachtet es für pflichtgemäße Steuer, die er nicht sich selber verdankt.

«Denn mit dem Werke, das ich hier geschaffen, habe ich, wie ich glaube, den Weg gefunden, der zur wahren Größe führt. Das Kunstwerk bewundert die Natur und verkündet für Jahrtausende meinen Namen.»

Umsonst, die Antwort lautet auch hier: «Jahrtausende vergraben deine Pyramiden, Sandberge verdecken deinen Namen: in deinen Lustgärten heult der Schakal, in der Wüste lagert ein Bettlervolk.»

Doch siehe, der semitische Hammurabi, der der Unabhängigkeit der Sumiren ein Ende machte, ließ deren Gesetze in 282 Artikel zusammenschreiben, und der Sandberg vergrub dieses älteste Gesetzbuch der Welt nicht für alle Zeiten. Und als man es in unserer Zeit wieder hervorholte, anerkannten die so stolzen Europäer verwundert, daß diese Turaner 1900 Jahre vor Christi Geburt ein Rechtsgefühl hatten, wie sie 1900 Jahre nach Christi Geburt. Das sumerische Recht, Sprache und Mythologie wurde zum wirksamen Mittel der Kultur des Martu (Westens), die Sprache selbst zur Sprache der damaligen Welt. Doch im Wettkampf der drei Rassen: der turanischen, semitischen und arischen, verwischte sich gerade der Rassencharakter der Turaner am ehesten. All dieses befreit jedoch die ungarische Wissenschaft nicht von der Pflicht, eben vom Standpunkte der Rasse nach jener Wirkung zu forschen, welche die Elamier, Sumiren, Keten usw. auf die einer andern Rasse angehörigen Völker von Westasien, Nordostafrika und Südeuropa geübt haben. Es wäre doch auch die Feststellung dessen ein wissenschaftlicher Erfolg, daß wir von diesem Standpunkte aus dort nichts zu suchen haben. Dieses aber dürften fremde Gelehrte ohne Mitwirkung ungarischer Forscher kaum feststellen können. Auf sie warten noch größere Aufgaben in den Wüsteneien von Asien. Vielleicht nennt man sie in ihren Forschungen Helden der Fatamorgana, doch «steht ja die Fatamorgana am Horizont», in der chinesischen Ebene sogar im Winter. Und auch der Historiker kann erfahren, was jeder Geograph und jeder sehende Mensch in der Natur erfahren kann, daß er mit Hilfe der Fatamorgana das Bild solcher Dinge zu Gesicht bekommt, die er wegen eines Hindernisses, z. B. in der Natur wegen der Krümmung der Erdoberfläche, von seinem Standpunkte aus nicht sehen kann. Auf diesen Ebenen sind zwar oft die Wiesen dünn, und gelbe Sandhügel erheben sich allerorts, die der Wüstenwind baut und zerstört; doch anderswo wieder verbreiten sich un-

absehbare Äcker, und auf ihnen neigt gesegnetes Korn die schweren goldenen Köpfe. Und die ungarischen Gelehrten, die dort waren, so Lóczy, Gr. Béla Széchenyi, Cholnoky, Georg Almásy, Julius Prinz usw., fühlten auch auf der chinesischen Ebene, was Petöfi in der ungarischen fühlte: «Es naht der Abend, golden werden die weißen Wolken. Schöne Wolken! Jede zieht über uns wie ein Feenmärchen.»

Es ist vielleicht ein Feenmärchen, doch muß auch die Geschichte damit rechnen, daß die Chinesen für die Begründer ihrer Heimat jene hundert Familien (Pessings) halten, die um 3082 v. Chr., aber auf keinen Fall später als 2300, aus der Nachbarschaft der Sumiren und Elamier, oder vielleicht nur aus dem Tarimtale nach Osten zogen, um dort in China ein Reich zu gründen. Die nach einigen ebenfalls turanischen Shanen (Miao-ceen) kämpften mit Eisenwaffen gegen die eindringenden «Schwarzhaarigen», die sie aber besiegten und nach Tibet drängten, worauf sie den Landstrich zwischen Jangcekiang und Hoangho besetzten. Die fruchtbare Tiefebene besäten sie dann mit jenem kräftigen Korn, welches sie aus der Urheimat mitbrachten und welches heute nur der Chinese im Osten und der Ungar im Westen baut. Dies ist ein sichererer Beweis als jene Verwandtschaft, welche in unseren Tagen Podhorszky und Velics zwischen der chinesischen und ungarischen Sprache suchten. Die Pessings in China erfuhren dasselbe Los wie nach dreitausend Jahren die Normannen in Rußland: sie verschwanden in der Riesenvolksmasse, welche sie fünftausend Jahre vorher mit kleinen Mengen erobert hatte. Das Kaiserreich gründete im Jahre 2208 v. Chr. der große Kaiser Jü. Kaiser Tsching-si-Hoang-ti, der Zeitgenosse Hannibals, lies 460 Gelehrte, die die Allmacht des Kaisers verneinten, lebendig begraben und ihre Bücher zu tausenden verbrennen. Doch verbrennen konnte er den Geist des größten Weisen Chinas, des großen Kung-Futsche, nicht, denn der war selber Feuer. Bei seinem Grabe warfen sich schon dessen Nachfolger nieder und sammelten die Schriften seiner Schüler; und doch gilt schon vierzehn Jahrhunderte vor der englischen Magna-Charta und der ungarischen goldenen Bulle, daß dem Gesetz verletzenden Herrscher die Untertanen auch mit Waffen entgegenzutreten das Recht haben. Diese These vernichtete in 22 Revolutionen 22 Dynastien und in der letzten, welche Sunjatsen anführte, vernichtete sie selbst die 4120 Jahre alte Monarchie und errichtete an ihrer Stelle die Republik.

Turaner gründeten auch den ältesten noch blühenden, ja sogar sich wunderbar entwickelnden zweiten Staat, Nipon oder Japan. Das turanisch-tungusische Kamis verbreitete sich gegen das Urmeer der Chinesen, den Stillen Ozean. Nach Besetzung der Mandschurei

und Koreas verdrängten sie die Ainus auf die Meeresinseln, das heutige Japan; doch infolge der Ausbreitung der Chinesen mußten sie auch jenseits des Meeres Zuflucht suchen. Nach sehr zweifelhaften chinesischen Überlieferungen legten sie um ungefähr 1240 v. Chr. in Japan an; die Begründung des Kaisertums, die Thronbesteigung Jimmu Tennos und damit der Beginn der japanischen Zeitrechnung wird auf das Jahr 660 v. Chr. angesetzt. Die Japaner kämpften mit ihren Stein- und Bronzewaffen nicht nur gegen die Ainus, sondern auch gegen die von Süden vordringenden Malayen. Die «Jebris» (barbarischen) Ainus drängten sie gegen Norden, vermischten sich aber mit einem Teil derselben und mit den Malayen. Die Japaner stammen daher aus der Vereinigung eines Wüsten- und zweier Schiffsvölker. Sprachforscher nehmen heute bei der Forschung der japanischen Sprache auch schon die ungarische zu Hilfe. Ihre Sprache erinnert übrigens hauptsächlich an die mandschurische, was wenn auch nicht auf nächste Verwandtschaft, so doch auf langanhaltendes Beisammenwohnen schließen läßt. Das malayische Blut pulsierte allmählich stärker in ihnen als das turanische und eiferte sie zum Befahren des offenen Ozeans an. Der Busido, der Geist der Ritterlichkeit, begleitete sie durch dreieinhalb Jahrtausende überall hin und machte sie zu des Ostens tapfersten und wertvollsten Menschen. Ihre Heimat ist nicht bloß Erde, in die man sät und aus der man Gold gewinnt; sie ist auch die geheiligte Wohnstätte ihrer Ahnen, des Geistes ihrer Väter. Diese andächtige und fortwährende Ehrung der nationalen Traditionen hielt in ihnen das Rassengefühl, das Bewußtsein ihrer innerasiatischen Abstammung wach. Und in unserem Zeitalter, nach Begründung des verfassungsmäßigen Kaiserreichs, gaben sie mit den Siegen über China und Rußland und der Eroberung Koreas dem gut durchdachten Grundsatz Nachdruck: Asien den Asiaten. In ihrem Nationalhymnus beten sie seit tausend Jahren zu ihren Göttern, sie mögen den Kaiser zehntausend Jahre regieren lassen, und dann noch zehntausend Jahre lang, wenn die Erde zu Fels erstarrt und Moos die Welt bedeckt.

Moos bedeckt schon lange die Welt, welche die Hunnen oder Hiungnus im XII. Jahrhundert v. Chr. im Lande der Mongolen gegründet hatten. Nach der Überlieferung stellte sich ein chinesischer Flüchtling an ihre Spitze und organisierte das Reich nach chinesischem Muster bei Verwertung der nationalen Elemente. Tausend Jahre hindurch bedrängten sie China, welches sich schließlich mit dem Bau der berühmten Mauern und dem Grenzwachgebiet an deren Fuße gegen ihre Einfälle sicherte. Diese Mauern schützten die Grenzen von der nördlichsten Biegung des Hoangho bis zum gelben

Meere in 2500 km Ausdehnung. Zu derselben Zeit aber (209 v. Chr.) legte auch Mau-tun das Reich der Hunnen auf neue Grundlagen. Er unterwarf alle türkischen, tartarischen, mongolischen, tungusischen Bogenschützenvölker, und seine Nachkommen eroberten schon Ostsibirien und den nordwestlichen Teil von China; als aber der chinesische Kaiser Süan-ti, der Zeitgenosse Julius Caesars und des Augustus, den größten Teil Asiens vereinigte, unterwarf sich ihm auch ein Teil der Hunnen. Der andere blieb selbständig bis 84 nach Chr., als die Tungusen und andere sibirische Stämme sie gegen Europa drängten. Von dort gründeten sie später zurzeit Attilas ein Reich, welches von Ungarn bis an das Liangreich d. h. bis an den am südöstlichen Teile des Kuku-nor befindlichen gelben Strom reichte. Dieses war das erste europäische Reich der Turanier. Der westliche Teil ging nach Attilas Tode verloren, doch lebte das Gros des Volkes von den Karpathen bis zum Ural, mitunter auch darüber hinaus, unter dem Namen der Osthunnen weiter, und im Kosarenreiche wieder organisiert, hatten sie bis zur Begründung des Russenreiches eine führende Rolle in Osteuropa, welches von jetzt an mit den in Westasien Tierzucht treibenden Turaniern in lebhafter Verbindung stand.

Die Jüe-tschis, die in der Flucht vor den Hunnen sich anfangs zwischen Tibet und Turkestan eine Heimat suchten, fanden diese schließlich im Jahre 10 n. Chr. im Pendjab, im Mesopotamien des Indus. Sie vernichteten dort die Griechenherrschaft vollständig und begründeten das Reich der Indo-Scythen oder Saken. Mit der Salbung ihres größten Königs, Kaniska-s (15. März 78 n. Chr.), beginnt die Sakenzeitrechnung; und mit Recht, denn um diese Zeit breitete sich das Reich schon von Jarkend und Khotan, oder von dem südlichen Teile der Taklamakanwüste bis zur Halbinsel Gujarat (Gudsarat) und von Afganistan bis zum Jamni- (Dsamni-) Fluße, einem Nebenflusse des Ganges, aus; es war also ungefähr viermal so groß als das heutige Ungarn.

Sie entsagten auch im klassischen Lande Indiens nicht vollständig ihren alten Göttern und Sitten, doch schmiegten sie sich dem Buddhismus an und entwickelten in dessen Geiste ihre Kultur. Hievon werden am schönsten wahrscheinlich jene Schriften sprechen, die in den Städten des Taklamakan-Sandes vergraben sind. Sie wurden oft mit den weißen Hunnen (Eftaliten) verwechselt, obwohl diese sie zugrunde gerichtet und im Jahre 579 n. Chr. ihrer Herrschaft ein Ende bereitet haben.

Zur selben Zeit entstanden zwei neue mächtige Reiche: das eine in Tibet, das andere in Turkestan.

Die Macht Tibets reichte bald bis zum Tien-san, ja sogar bis nach

Ferghana, und eine Zeitlang gebührte ihm die Hegemonie im südlichen Teile Innerasiens. Von Indien übernahm es den Buddhismus mit Begeisterung, und als diesen der Islam von dort zu verdrängen begann, wurde Tibet das heilige Land desselben. Es erfüllte damit welthistorischen Beruf, daß es mit seinem starken Religionsgefühl und seiner vorzüglich organisierten Hierarchie die Wüstenvölker Innnerasiens im Buddhismus vereinigte. Jedoch die Übernahme der chinesischen Kultur machte das Land bald auch in politischer Beziehung zum chinesischen Lehen, aber in so ausnahmsweiser Lage, welche an das Verhältnis der römisch-deutschen Kaiser zum Papst von Rom erinnerte. Kublaj Khan nämlich machte Ende des XIII. Jahrhunderts den Lama Pasepa zum Oberhirten des ganzen chinesisch-mongolischen Reiches und zum politischen Herrscher von Tibet. Dies führte 1399 zu jener in der Weltgeschichte einzig dastehenden Institution des Dalai Lama, einer Theokratie, die in dem Glauben wurzelte, daß die Boddhisattva Avalokit esvara immer neugeboren wird und sich in jenem Säugling verkörpert, den sie dann als Dalai Lama anerkennen. Die erbliche Monarchie verirrte sich noch nie und nirgends in ein derartiges Extrem; doch besteht sie seither ununterbrochen in Tibet, mit dessen Kultur, Sprache und Literatur zuerst Alexander Körösi-Csoma die Welt bekannt gemacht hat.

Beinahe zu gleicher Zeit mit Tibet gründete Dizabul in Turkestan das erste Türkenreich, welches aber noch dem Samanismus unterworfen war. Die Türken Karluks wohnten vom Jaxartes (Syr-Darja) nach Osten bis an die Grenzen Chinas, und gehörten zum schönsten und ältesten Türkenstamm. Auf sie gestützt vereinigte er nach glücklichen Kämpfen, die zwischen dem Altai, Ural, Iran und Tian-San herumziehenden Turanier, ja selbst die mächtigen Uiguren (Uguren). Diese letzteren hatten die höchste Kultur unter den Türken, befaßten sich mit Ackerbau und Gewerbe, brachten die türkischen Schriftzeichen in Mode, und die buddhistische Religion verbreitete sich sehr unter ihnen, ja sogar in engen Grenzen auch das Christentum. Dizabul drängte jene bulgarischen, kozarischen, avarischen Turaner, die sich ihm nicht unterwarfen, gegen Europa, drang ihnen auch hierher nach, bis seine Heerscharen in andere Richtung, nach Südsibirien, abgelenkt wurden. Nach hundert Jahren aber unterwarf sich ein großer Teil von Turkestan den Arabern; nach einem halben Jahrhundert erkämpften die Uiguren ihre Unabhängigkeit, und seit 745 hatten sie die Führerolle in Turan, sie herrschten über die Türken Dizabuls.

Jene Türken, die Seldschuk um das Jahr 1000 herum aus der Gegend des Aralsees nach Bokhara führte und gleichzeitig zum Islam

bekehrte, wünschten selber das Kalifat, und die älteste Ruhmesstätte der Turaner, Mesopotamien. Togrul (Turul) erschien 1054 an der Spitze der Türken Seldschuks in Bagdad vor dem Kalifen Kaim. Er küßte «dem irdischen Schatten Gottes» die Hand, nannte sich aber schon nach fünf Jahren Emir-al-omrá, den König des Ostens und Westens. Es ist sein Verdienst, daß er die türkischen Stämme und die im Kalifate dienenden türkischen Soldaten vereinigte, sein Volk und seine Rasse wieder zu welthistorischen Aufgaben gelangen ließ. Schon am Ende des Jahrhunderts reichte das Reich der Seldschuken im Osten bis China und Indien, im Westen bis zum byzantinischen Kaiserreich und bis zum Kalifate von Cairo.

In den Kreuzzügen nahm dieses den Krieg mit Europa auf, besonders in Syrien und Ikonium, wo eigene seldschukische Dynastien herrschten; doch zu Beginn des XIII. Jahrhunderts vernichtete eine viel größere Macht als die Christenheit alle diese Reiche.

Diese Macht war das Mongolenreich Temudschins, das im Jahre 1203 entstand und in wenigen Jahrzehnten doppelt so groß wurde als Europa: es war größer als alle bisherigen asiatischen Reiche der Welt. Der Anführer des Reitervolkes eroberte im Osten solche Burgen, die die Chinesen schon mit Schießpulver verteidigten. Mit seinem ungeheuren Heere ging er nirgends ohne chinesische Gelehrte und Ingenieure hin. Von keinem Ort ging er weg, als bis er die Streiter der niedergerungenen Stämme in das mongolische Heer eingereiht hatte. Die Verwaltung organisierte er nach chinesischem Muster und regierte sein Reich aus Karakorum als starkem Mittelpunkt, auf Grund des weisen Gesetzbuches (Jassau) des tungusischen Gelehrten Ili-tschu-tschai. Zum Beispiel nahm er sich Attila in der Organisation des Militärs und im System der Eroberung, wie auch in der Regierung zum Vorbild; doch nicht auf Grundlage seiner historischen Kenntnisse, sondern als Oberhaupt eines ebenfalls Wüstenstaates aus soldatischem, politischem und Rasseninstinkt. Aus diesem Grunde blieb auch er selber Heide und schloß sich den Uiguren an, die nur seine Nachkommen mit den Chinesen vertauschten. Diese Macht hatte zur Zeit des Tartareneinfalls auch unser Vaterland zu fühlen. Aber ein Reich, das sich vom Schwarzen bis zum Gelben Meere ausbreitete und außer Osteuropa auch China und Tibet einbegriff, ließ sich nicht beisammen halten. Mangru Khan teilte nach 1248 das Reich in zwei Teile, insoweit er China seinem jüngeren Bruder Kublaj-Khan überließ, der später auch Japan zu erobern suchte. Die Heerscharen Timurs zogen schon siegreich durch Indien und Kleinasien, und Asien war nahe daran, unter die Herrschaft eines einzigen Menschen zu gelangen, als der Tod Timurs

(1405) den Riesenplan und jene Möglichkeit zerstörte, daß Timur nach Eroberung des türkischen Reiches seine Macht auch auf Europa ausdehne.

Für den wirklichen Begründer des türkischen Reiches halten die Türken selber Ertogrul («den tapferen Turul»), obwohl er bloß der Álmos seines Volkes war; ihr Árpád und Heros eponymos war sein tapferer Sprosse, Osman, der mit seinen oghusischen Türken und turkomanischen Truppen 1299 der Macht der seldschukischen Türken in Ikonium ein Ende bereitete und der erste Sultan der Osmanen wurde. Sein Sohn Orchan machte das auf die europäischen Gestade blickende Brussa zu seiner Hauptstadt und sicherte sein Reich durch zwei große Institutionen: durch das stehende Heer, dessen Fußsoldaten die Janitscharen und Reiter die Spahis die bestdisziplinierten Soldaten jener Zeit waren; dann durch die Verwaltung, welche er auf Grund militärischer und kirchlicher Gesetze organisierte und an deren Spitze er den Großvezir stellte. Der erste Großvezir war sein eigener Bruder Ala-ed-din, einer der größten Administratoren der Welt. Auch Europa hatte die Kraft dieser beiden Institutionen zu fühlen. Mohammed II. machte nach Eroberung Konstantinopels 1453 dem zwölfhundertjährigen byzantinischen Kaiserreich, Sulejman II. aber durch die Eroberung von Ofen 1541 der Einheit und Selbständigkeit Ungarns ein Ende. Sulejman II. vereinigte auch das nordöstliche Afrika und südwestliche Asien unter seiner eigenen Herrschaft; seine Kriegsschiffe überfluteten das Mittelländische und Rote Meer und den Indischen Ozean. Als der erste türkische Kalif der Mohammedaner stellte er sich an der Spitze von Hunderttausenden der ganzen Christenheit entgegen. In jener Zeit war die Türkei das mächtigste Reich der Welt und auch bis heute die einzige Gründung der Turaner, die in drei Weltteilen Provinzen hatte. Der ewigen Vormundschaft von Europa müde, wurde es am 24. Juli 1908 zum verfassungsmäßigen Staat und glaubt mit seinem großen Dichter Kemal bey stark an jene Zukunft, wo die höchste Religion aller Völker die Vaterlandsliebe sein wird.

In der Glanzzeit der Türkei, zur Zeit Sulejmans II., wurde auch Ostindien, der klassische Boden arischer Kultur, zum einheitlichen mohammedanischen Reich, und die europäischen Kolonien konnten nur an den Meeresgestaden bestehen bleiben. Der mongolische oder wenigstens mongolisch genannte Baber («der Tiger»), Sultan von Khokand und Ferghana, eroberte schon 1497 die einstige Hauptstadt seines Urgroßvaters Timur, Samarkand, dann Budakhan, Kabul und Ghasna, in vier Feldzügen aber den Pendjab. Ein Jahr nach der Schlacht bei Mohács (1526) machte er bei Kanvaha dem Kaiserreich

von Delhi und den mohammedanischen Königreichen von Gudscharat, Bengalen und Decan ein Ende. Er nannte sich Großmongol (Großmogul), Padischah von Indien. In den türkischen, von Tschagataj geschriebenen Memoiren, erzählt er, wie Julius Caesar selbst die Geschichte seiner Eroberungen, die Gründung seines Reiches. Das wegen Religion und Nationalität so sehr durchwühlte Kaiserreich organisierte nach fürchterlichen Kämpfen sein Sohn Humaiun und sein Enkel, der große Akbar. Nebstdem, daß sie große Helden waren, kultivierten sie auch selbst die Wissenschaften und ließen über den Ruinen recht bald ein neues Leben erblühen. Akbar als echter Turaner war so tolerant, daß er nach Art der mongolischen Khans die mohammedanischen, buddhistischen, nestorianisch-christlichen und heidnischen Gottesdienste abwechselnd besuchte. Er träumte sogar von der Vereinigung all dieser Bekenntnisse, von der Begründung einer neuen Staatsreligion, des göttlichen Glaubens (Dini-ilahi), dessen Oberhaupt der Großmogul selber wäre. Mit seinem Tode aber hörte auch diese Religion auf, und die Großmogulen herrschten als rechtgläubige Mohammedaner weiter bis 1857. Sah Mohammed Bahadur, der letzte Großmogul, verlor in diesem Jahre Delhi an die Engländer, dessen Sturz auf Asien zum mindesten von solcher Bedeutung ward, als vierhundert Jahre vorher der Sturz von Byzanz für Europa.

Europa wurde Asien gegenüber immer kühner. Im Altertum breitete Alexander der Große seine Macht zum Nachteile der turanischen Völker bis zum Syr-darja und dem östlichen Wasser des Pendjab, dem Dschelam aus; die östlichste Grenze der Römer war der Euphrates. Im Mittelalter reichten die Wellen der Kreuzzüge nicht einmal bis hierher. In der Neuzeit dagegen kämpfen im Süden die Engländer und Franzosen, im Norden die Russen schon um mächtige Territorien mit den Turanern und anderen Asiaten. Der Hetman Jermak Timofajev, dieser Pizarro des Nordens, zog am 1. September 1581 mit einigen hundert Don-Kosaken ohne Wissen, Erlaubnis und Hilfe des Zaren, gegen das sibirische Reich, welches kurz vorher der ostiakisch-tartarische Fürst Közüm an den Ufern des Ob 1563 zum Kaiserreich gemacht hatte. Jermak machte das Reich den Russen untertänig und nach seinem Tode (1584) mußte Közüm 1598 auch den südlichen Teil des Reiches überlassen. Die kleineren Fürsten unterwarfen sich meist ohne Kampf, und nach hundert Jahren gehörte ganz Sibirien den Russen. In Westasien wurden sie nach Eroberung von Bokhara, Khiva und Khokand (1865 bis 1881) die Nachbarn Persiens. Rußland verdankte es in erster Linie seiner geographischen Lage, daß es in Asien dreimal so viel

Territorium besaß, als England und Frankreich zusammengenommen. Die Mächte planten schon die Aufteilung Chinas und beabsichtigten den Atlantischen Ozean zur Ostgrenze von Europa zu machen, als plötzlich das mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit neuorganisierte, mächtige japanische Kaiserreich als der Anwärter der asiatischen Hegemonie auftrat und sich ihnen entgegenstellte. Es wollte, daß Asien den Asiaten bleibe. Das XX. Jahrhundert hat viele Wunder und Überraschungen für die Europäer übrig. Das kleine Japan erniedrigt auf dem Schlachtfeld das große Rußland, verteidigt aber beim Friedensschlusse die Interessen seines Vaterlandes und Asiens mit weiserer Mäßigung als einst das kleine Griechenland gegen das große Persien seine und Europas Freiheit verteidigt hatte. In China verwandelte sich 1912 die fünftausendjährige Monarchie mit einem Schlage zur Republik, der größten der Welt, und rechnet, wie der erste Präsident Juansikkai sagte, auf ewiges Leben. Zur selben Zeit gründen die Mongolen ein verfassungsmäßiges Kaiserreich. Die Türkei, die ebenfalls in Asien wurzelt, hat sich schon seit vier Jahren der Verfassung zugewendet. Wer könnte weiter von der Unbeweglichkeit, dem Konservativismus der turanischen Völker, der gelben Rasse sprechen? Mit Recht hat auch bis nun niemand hiervon sprechen können, der die Details ihrer Geschichte kannte, ihre großen Staatengründer, Führer, Gesetzgeber, Gelehrten, Dichter, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse. Nur daß man mit diesen Details sich gerade bei uns in auffallender Weise am wenigsten befaßt. Die Völker Ostens kennt das Volk Ostens, der Ungar, am oberflächlichsten. Seit Alexander Körösi-Csoma waren mehrere nahmhafte Forscher in Asien, machten aber dort mehr sprachliche und geographische Studien. Vámbéry schrieb die Geschichte von Bokhara, Lóczy von China, Gabriel Bálint übersetzte eine mongolische Geschichte aus dem Mittelalter, Aurel Stein beschrieb seine Ausgrabungen; doch mit selbständigen historischen Forschungen haben sich neben ihnen nur wenige befaßt. In die Geschichte Asiens einzudringen, ohne Kenntnis der Vergangenheit und der Einflüsse der turanischen Völker, ist unmöglich; doch ist Asiens zusammenfassende Geschichte in ungarischer Sprache nicht geschrieben, und in besonderen Kollegien befassen sich auch unsere Universitäten nicht mit ihr. Die eine unserer Universitäten wollte sich der Lösung der in Asien auf uns wartenden Fragen schon vor ungefähr zehn Jahren von zwei Seiten nähern und bat um Errichtung von historischen und linguistischen Seminarien für ungarische Jünglinge in Konstantinopel und Kasan. Der Vorschlag blieb unbeantwortet. Doch mag die turanische Gesellschaft, vielleicht auf Grund

des von Eugen Cholmky vor zwei Wochen auch hier eingereichten Memorandums, den Plan mit eifrigem und unermüdlichem Streben zu solcher Reife bringen, daß der Staat und die Gesellschaft unseren jungen Gelehrten wirklich Gelegenheit gibt zur Erforschung der turanischen Fragen, in Asien selbst. Asien haben wir, wie Vámbéry vor kurzer Zeit bei der Jubiläumsversammlung der Geographischen Gesellschaft sagte, auch bis nun als unser eigenes Forschungsterrain angesehen; und wenn in vergangenen Zeiten das große Rätsel der Urgeschichte der Nation die ungarische Begeisterung hinlockte, mögen jetzt außer dieser auch wirtschaftliche Fragen vor unseren Augen schweben.

Die Losung sei also: «Nach Osten, Ungar!»

Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt.

Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1817.

Von Prof. Dr. **Jakob Bleyer.**

Vorbericht.

DIE erste Anregung zu der vorliegenden Veröffentlichung gab mir ein Fund von 22 Briefen Friedrich und Dorothea Schlegels aus den Jahren 1815—1818, die an den Grafen Franz Széchényi gerichtet sind und in dem «Széchényi-Archiv» der Bibliothek des Ungarischen National-Museums in Budapest aufbewahrt werden. Als ich zur Erläuterung dieser Briefe die einschlägige Literatur heranzog, wurde ich durch eine Bemerkung O. F. Walzels in der Einleitung seiner Schlegel-Ausgabe (Kürschners Deutsche Nat.-Literatur, Bd. 143, S. LXf.) und dann ebenfalls durch ihn in freundlichster Weise auch brieflich auf das k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien aufmerksam gemacht, wo ich tatsächlich eine nicht geringe Anzahl von Briefen, amtlichen Berichten und politischen Denkschriften Fr. Schlegels fand, die an den Fürsten Metternich und Staatsrat von Hudelist adressiert sind. Beides, das im Széchényi- und das im Staatsarchiv Gefundene, ergänzt sich auf das glücklichste, so daß wir daraus ein wenn auch nicht lückenloses, so doch fest umrissenes Gesamtbild von Schlegels Tätigkeit während seines Aufenthaltes in Frankfurt in den Jahren 1815—1818 gewinnen können. Eben deshalb schien es mir angezeigt, mich nicht auf die bloße Mitteilung der Funde zu beschränken, sondern diese mit Verwertung der bereits ge-

druckten Briefe des Schlegel'schen Ehepaares, wie auch der übrigen zeitgenössischen und wissenschaftlichen Literatur durch verbindenden Text zu einem — so weit möglich — einheitlichen Ganzen abzurunden.

Aber auch in dieser Form will die gegenwärtige Veröffentlichung bloß als Stoffsammlung gelten und als solche dürfte sie einen nicht ganz belanglosen Beitrag zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Entwicklungsganges Schlegels liefern. Sie bietet neues, reiches Material zur Geschichte eben derjenigen Lebensjahre Schlegels, die in literarischer Hinsicht am unfruchtbarsten waren und von deren tieferen, geistigen Bestrebungen wir verhältnismäßig wenig wissen. Diese Jahre bilden den Höhepunkt und Niedergang der ersten Periode des katholisch Gewordenen: sie sind erst von heißer Sehnsucht nach einer großzügigen vita activa durchglüht und leiten dann den schwer Enttäuschten zum letzten Abschnitt seines Lebens hinüber, den er statt dem politischen, dem wissenschaftlichen Katholizismus widmete.

Eben weil ich von dem Werte der handschriftlichen Funde durchdrungen war, scheute ich keine Mühe, ihre wissenschaftliche Benützung zu erleichtern und fruchtbar zu machen. Große Schwierigkeiten bereitete mir die — in dieser Richtung ja natürliche — Unzulänglichkeit der heimischen öffentlichen Bibliotheken, welche indes stets mit freundlichster Zuvorkommenheit die Vermittlerrolle übernahmen. Denn das meiste, was ich an Büchern und Zeitschriften benützen konnte, mußte mühsam und mit großem Zeitverlust erst aus dem Auslande herbeigeschafft werden. Aber auch so blieb mir manches trotz der großen Liberalität der österreichischen und deutschen Bibliotheken, die nicht genug gerühmt werden kann, unzugänglich und nicht weniges wird meiner Aufmerksamkeit infolge der abgerissenen, je nach dem Vorrat oder Mangel der nötigen literarischen Hilfsmittel bald an-, bald absetzenden Arbeitsweise entgangen sein.

Ich bin nach vielen Seiten hin für freundliche Unterstützung zu Dank verpflichtet, so namentlich den Leitern und Beamten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien und der Bibliothek des Ungar. Nat.-Museums in Budapest. Unter ersteren muß ich Herrn Sektionsrat Dr. Tankred Stokka, unter letzteren Herrn Kustos, nunmehr Univ.-Prof. Dr. Anton Áldásy besonders nennen: was ich an handschriftlichem Material in meiner Veröffentlichung zum Abdruck bringen konnte, habe ich in erster Linie ihrer unermüdlichen Beihilfe zu danken.

Ein besonderer Reiz der Veröffentlichung lag für mich darin, daß

ich auch hier — wie in allen meinen bisherigen literatur- und kulturgeschichtlichen Arbeiten — auf die innige Berührung des deutschen und ungarischen Geisteslebens hinweisen konnte. Darin erblicke ich eben — einer jahrzehntelangen Tradition gemäß — die Hauptaufgabe der ungarischen Germanistik.

I. Schlegels Ernennung zum Legationsrat beim Bundestage.

Im Athenäum hatte Schlegel mit Emphase verkündet: «Nicht in die politische Welt verschleudere du Glaube und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft opfre dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung»[1]). Doch nach und nach trat auch in dieser Richtung eine bedeutsame Wendung in der Auffassung der Romantiker ein und, nachdem Schlegel mit seiner Gattin in Köln 1808 zum katholischen Bekenntnis übergetreten war und sich in Wien niedergelassen hatte, nahm er im März 1809 mit Freuden die Stelle eines kaiserlich-österreichischen Hofsekretärs an. «Ja, lieben Kinder — schreibt seine Gattin, Dorothea, Ende März 1809 an die Brüder Boisserée — will das Glück uns wohl, so ist dies der Anfang zu einer ehrenvollen, ersprießlichen Tätigkeit, mit welcher eine ganz neue Epoche für uns und für viele andere anhebt; betet nur fleißig»![2])

Nach den Stürmen des Kriegsjahres 1809 hörte indes seine politische Rolle trotz seiner amtlichen Stellung, die er auch weiterhin innehatte, auf. In dem gewöhnlichen Bureaudienste war er nicht verwendbar und wollte auch nicht verwendet werden, und so war er denn gezwungen, in seine Studierstube zurückzukehren und Muße und Kraft der Herausgabe einer Zeitschrift, des Deutschen Museums, zu widmen. «Ich bin fortwährend unzufrieden — klagt er am 8. Juni 1813 seinem Bruder Wilhelm — daß ich bei allem so unthätig zusehen muß.» Er wünscht sich aus Österreich fort und meint, eine bessere Stelle für ihn gäbe es durchaus nicht, als wenn er in russischem Dienste für die deutschen Geschäfte angestellt wäre: «Hier könnte ich gewiß sehr viel Gutes wirken, und recht vereint mit Dir in dieser neuen Tätigkeit, wie wir es sonst in der Literatur waren»[3]). Erst im Herbst 1813, als der Befreiungskrieg gegen Napoleon seinen Sturmlauf nahm und die Geschäfte sich auch in der

---

[1]) J. Minor, «Friedrich Schlegels prosaische Jugendschriften». Wien 1882. II. Bd., S. 300.

[2]) J. M. Raich, «Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel». Mainz 1881, I. Bd., S. 332.

[3]) O. F. Walzel, «Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm». Berlin 1890. S. 543.

internationalen Politik häuften und drängten, wurde Schlegels Wissen und Können wieder in Anspruch genommen. So berichtet er Philipp Veit, einem der beiden Maler-Söhne Dorotheas aus erster Ehe, am 20. Januar 1814: «Ich arbeite unaufhörlich und flicke an Deutschlands künftiger Wohlfahrt. Es wird immer etwas helfen, wenn auch nicht gerade so und gerade da, wo ich's haben will, so doch auf eine andre Art»[4]). Und bereits im Oktober 1813 seinem Bruder: «Man ist zufrieden mit meinen Ideen, ja man lobt sie sehr und was noch mehr ist, es ist sogar einiges davon zur Anwendung gekommen»[5]). Trotzdem will ihm seine Lage nicht behagen und er möchte vor Ungeduld vergehen, so fern von dem Schauplatze, wo die Macht Napoleons in Trümmer geschlagen wird, obwohl schreibend, doch halb untätig sitzen und versitzen zu müssen.

Der Wiener Kongreß brachte ihn dann den europäischen Ereignissen näher; ja es war ihm gegönnt, bei ihrer Gestaltung und Regelung auf seine Weise mitwirken zu können. «Den Winter hindurch war ich ganz im Congreß und in den deutschen Angelegenheiten versunken, für die ich, sowie für die Kirche aus meinem Schreibezimmer mitgearbeitet und gewirkt habe, so viel ich konnte», schreibt er in einem Briefe vom 1. Juli 1815 an Fouqué[6]). Freilich war seine Tätigkeit keine eigentlich diplomatische und übte auch sonst keinen unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Geschäfte aus, «aber durch sein Denken und Sprechen, besonders auch über so viele vaterländische Gegenstände, mußte Schlegel im Getriebe so lebhafter Verhandlungen, wo alles Deutsche so ernstlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geschäftliche Theilnahme doch immer Einfluß erlangen. Er und seine geistvolle, wohlwollend eifrige Frau hatten einen großen Kreis; alles, was irgendwie den Bereich der weitverbreiteten und in Kunst und Litteratur immer entschiedener herrschenden romantisch-mittelalterlichen Bildung berührte, alles, was mit deutschen Gefühlen anknüpfen wollte und doch auf mittlern Stufen verweilen mußte . . . ., fand oder suchte hier einen Anhalt»[7]). Jedenfalls war Schlegels Tätigkeit während des Kongresses — wie sich auch aktenmäßig unschwer nachweisen ließe — bedeutender und ausgebreiteter, als gemeinhin angenommen wird. Wohl wurden seine schriftlichen Ausarbeitungen — so namentlich ein Deutscher Ver-

---

[4]) «Dorothea v. Schlegels Briefwechsel». II., 251.

[5]) «Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm». S. 547.

[6]) Albertine Baronin de la Motte Fouqué, «Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué». Berlin 1848, S. 372.

[7]) «Ausgewählte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense». Leipzig 1871. IV. Bd., S. 226.

fassungs-Entwurf[8]) — ad acta gelegt, der Gedankenschwung und die Stimmung aber, die seinen mit Begeisterung und Ironie verfochtenen Ideen[9]) innewohnten, waren gewiß eines der Fermente, die die vielfach engherzigen Kongreßverhandlungen in idealem Sinne anregten. Zwar sind Schlegels Mitteilungen über sich selbst zumeist impressionistisch, wir dürfen ihm aber im Grunde doch Glauben schenken, wenn er am 26. August 1815 seinem Bruder schreibt: «In den letzten 5 Monathen des Congresses, war mein Arbeitszimmer wie ein Taubenschlag nicht leer von Menschen und von Besuchen. Die Theilnahme an dem Gange der Begebenheiten nahm mich ganz dahin; und ich war auch nicht bloß theilnehmend, sondern sehr thätig und habe bey allen Zerstreuungen sehr viel gearbeitet, was mir denn auch zuletzt gute Früchte getragen und die Achtung und den Dank mancher achtungswürdiger Männer erworben hat»[10]) Dieser seiner Tätigkeit müsse er — wie es weiter im Briefe heißt — auch die Anstellung beim Bundestage in Frankfurt verdanken, die ihm der Minister Metternich bestimmt in Aussicht gestellt habe.

Doch viel mehr als den deutschen und österreichischen Angelegenheiten galt Schlegels Mühe und Arbeit den Interessen der katholischen Kirche. Bereits am 11. Sept. 1813 berichtet er Ph. Veit über eine Arbeit, die er für die Kirche durch den Nuntius gehabt habe und der wohl noch andre folgen würden. «Man athmet nun auf, und da muß doch auch für Rom gesorgt werden»[11]). Das Schlegelsche Ehepaar wurde in Wien trotz des bösen Leumundes, der dem Verfasser der Lucinde vorausgegangen war, dank seiner Konversion gerade in den streng katholischen Kreisen mit Achtung und Wohlwollen aufgenommen. Bald nach ihrer Ankunft wurden sie — wahrscheinlich durch den glaubenseifrigen Hofrat, Joseph Baron von Penkler[12]) — in den religiösen Zirkel eingeführt, der sich um den vor einigen Jahren heilig gesprochenen Redemptoristen-Pater Klemens Maria Hofbauer scharte. Hofbauer wird von seinem neuesten Biographen mit Recht ein «Reformator» des Katholizismus in Österreich

[8]) Abgedruckt bei G. H. Pertz, «Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein». Berlin 1855. VI. Bd., 2. Hälfte, Beilagen, S. 32—46.

[9]) Eine Parodie Schlegels auf den Verfassungsentwurf W. von Humboldts, «Teutsche Constitution in vierzehn Paragraphen. Politisch-satirisches Gedicht», ist mitgeteilt von F. v. Meyenn in den «Jahrbüchern und Jahresberichten des Vereins für mecklenburg. Geschichte und Altertumskunde». LVIII. Jahrg. (1893), Berichte, S. 19—22.

[10]) «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm». S. 549.

[11]) «Dorothea v. Schlegels Briefwechsel». II., 204.

[12]) Vgl. Ad. Innerkofler, «Ein österreichischer Reformator. Lebensbild des heiligen P. Klemens Maria Hofbauer». Regensburg 1910. S. 368.

genannt. Bei aller Innigkeit seines Wesens und aller Einfalt seines Herzens war er eine nüchterne und praktische Natur[13]) und verstand es in aller Stille und in der bescheidensten Stellung auch in den gesellschaftlich vornehmsten und geistig bedeutendsten Kreisen Wiens Einfluß zu gewinnen und die durch unermüdlichen Eifer und seltene Willensstärke erweckten Kräfte dauernd und zielbewußt zum Dienste der Kirche zu vereinen[14]). Von den Schriftstellern und Gelehrten der Kaiserstadt stand ihm niemand näher als das Schlegelsche Ehepaar, dessen Bedeutung für seine Zwecke er vollauf zu würdigen wußte und für welches er — nach Dorotheas eigenen Worten — «eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit» hegte[15]). 1865 schrieb Ph. Veit, der samt seinem Bruder, Johannes, durch Hofbauer der katholischen Kirche zugeführt worden war, einem Biographen des Paters: «Seit sich P. Hofbauer und Friedrich von Schlegel in Wien kennen gelernt hatten, blieben sie innigste Freunde, und Hofbauer übte, als ein fast täglicher Gast des Hauses, den bedeutendsten Einfluß auf Friedrich und die selige Mutter, welche beide mit unbegrenzter Liebe und Hochachtung an ihm hingen»[16]).

Hofbauers Kreis stand auch mit dem Wiener Nuntius Ant. Gabr. Severoli in Verbindung, der den alten josephinischen Tendenzen, die in Österreich immer noch herrschend waren, mit Klugheit und Umsicht entgegenwirkte. Auf Hofbauer und seine Anhänger konnte der Nuntius in seinen durchaus von kurialen Grundsätzen geleiteten Bestrebungen unter allen Umständen zählen und namentlich Schlegel, der ihm samt Gattin und Stiefsöhnen auch persönlich nahestand, stellte ihm seine Feder — wie wir bereits oben sahen — bereitwilligst und nicht ohne Ehrgeiz zur Verfügung. Noch lebhafter und angespannter wurde natürlich Schlegels Tätigkeit auch in dieser Richtung zur Zeit des Wiener Kongresses. Der Kardinal-Staatssekretär Ercole

---

[13]) Eine vortreffliche Charakteristik der Persönlichkeit und Bedeutung Hofbauers gibt M. Spahn, «Clemens Maria Hofbauer»: Hochland. VI. Jahrg. (1909), Juniheft.

[14]) Über seine Stellung im geistigen Leben des konservativ-katholischen Wiens vgl. Ed. Castle, «Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt». Leipzig 1902. S. 21 ff. Vgl. auch Joh. Eckardt, «Clemens Maria Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise»: Hochland. VIII. Jahrg. (1910), Oktober- bis Dezemberheft.

[15]) «Dorothea v. Schlegels Briefwechsel». II., 274; in dieser Briefsammlung geschieht Hofbauers überhaupt häufig Erwähnung, auch enthält sie mehrere Briefe von und an Hofbauer. Vgl. auch W. Kosch und Aug. Sauer, «Sämtl. Werke des Freih. J. v. Eichendorff». Regensburg 1908. XI. Bd., S. 307.

[16]) M. Haringer, «Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer». Regensburg 1880², S. 271. Vgl. über das gegenseitige Verhältnis auch Ad. Innerkofler a. a. O. S. 368 ff., 478 f. und 683 ff.

Consalvi war selbst nach Wien gekommen, um die Interessen der katholischen Kirche im Rate Europas nach dem Sinne der Kurie zu vertreten und mit allen Mitteln zu verteidigen. Denn die Kurie hatte nach den Umwälzungen Napoleons viel zu gewinnen und bei einer Neugestaltung der Dinge, besonders in Deutschland, auch viel zu verlieren. Der Verlauf der kirchenpolitischen Verhandlungen auf dem Kongreß ist bekannt[17]). Als Bevollmächtigter des Fürstenprimas Karl von Dalberg war der Konstanzer Generalvikar J. H. Freiherr von Wessenberg, ein Vetter Metternichs und Bruder des österreichischen Ministers J. Ph. Freiherr von Wessenberg, in Wien erschienen, und zwar mit der Weisung, «für Einleitung einer zweckmäßigen Herstellung und nationalen Einrichtung der deutschen Kirche Mittel und Wege ausfindig zu machen». Demgemäß wünschte er nicht nur im allgemeinen eine Beseitigung der kirchlichen Übelstände, sondern forderte eine Kircheneinrichtung, die «dem Episcopate in Deutschland gegen die ungebührlichen Ansprüche und Anmaßungen der römischen Curie wirksamen Schutz gewähre». Er setzte sich also für die Errichtung einer deutschen Nationalkirche ein, die — um die zur nützlichen Wirksamkeit «nöthige Selbständigkeit und Würde» zu erlangen — unter der Leitung eines deutschen Primas stehen sollte. Für das beste Mittel, in dieser Richtung ein Resultat zu erzielen, hält er ein gemeinsames Konkordat aller deutschen Staaten, welches unter den Schutz der obersten Bundesbehörde gestellt werden soll, denn nur durch eine deutsche Gesamtverhandlung könne dem alten römischen Grundsatze des «divide et impera» gesteuert werden. Wessenberg gegenüber stand nicht nur die päpstliche Diplomatie, sondern von deutscher Seite auch die sog. «Oratoren» aus dem Kreise der Eichstätter Konföderierten, die zwar in ihrem eigenen Namen handelten, aber sich ganz in den Dienst Consalvis stellten. Es waren dies Franz Freiherr von Wambold, Domdekan von Worms, Joseph Helfferich, Dompräbendar von Speyer, und der ehemalige Syndikus des St. Andreasstiftes in Worms, Joseph Schies. Im Sinne der Kurie bekämpften sie den Gedanken einer deutschen Nationalkirche auf das entschiedenste und verlangten solchen Bestrebungen gegenüber Wiederherstellung der Ordnung auf Grund der unveräußerlichen Rechte der Kirche und der früheren Verträge.

Die Vertreter des heil. Stuhles und die Oratoren wurden von Hofbauer und seinen Anhängern mit voller Hingebung unterstützt, von

---

[17]) Vgl. O. Mejer, «Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage». Freiburg i. B. 1885 [2]. I. Bd., S. 446 ff.; H. Brück, «Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland». Mainz 1902. I. Bd., S. 290 ff.

keinem aber eifriger als von Schlegel. «Friedrich arbeitet jetzt — schreibt Dorothea Ende Oktober 1814 ihrem Sohne Johannes nach Rom — unausgesetzt zum Besten der Kirche Gottes, und Gott erleuchtet ihn und segnet seine Arbeiten. Wenn auch die sogenannten Staatsleute ihn nicht anerkennen und seine Thätigkeit verblendet zurückweisen, so suchen ihn die wahren Diener des göttlichen Worts und die, denen es ein Ernst ist um die Wahrheit, desto eifriger auf, und er theilt sich liebevoll jedem mit, der seiner Hilfe und seines Raths bedarf». Und weiter unten fügt sie hinzu: «Friedrich ist jetzt fast täglich beim Nuntius und dem Kardinal Consalvi, die ihn mit ihrem Zutrauen beehren und viel Zufriedenheit mit ihm bezeigen»[18]). Über Einzelheiten dieser seiner kirchenpolitischen Tätigkeit, die von seiten der österreichischen Regierung mit Mißtrauen beobachtet[18*]), vom Papst aber am 11. August 1815 mit dem Christus-Orden belohnt wurde,[19]) liegt bislang nichts Aktenmäßiges vor, wir sind aber über die Hauptgrundsätze, die er verfolgte, mit ziemlicher Genauigkeit unterrichtet. In dem bereits erwähnten Deutschen Verfassungs-Entwurfe fordert er unter § IV inbezug auf die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Deutschland: «a) Daß unverzüglich für die Bisthümer nebst ihren Kapiteln, Seminarien und nothwendigsten Bildungsanstalten eine hinreichende und unabhängige Fundirung festgesetzt werden soll, welche Fundirung durch die Zurückgabe der noch nicht verkauften geistlichen Güter, oder wo dergleichen nicht mehr vorhanden sind, durch anderweitige angemessene Mittel bewerkstelligt werden soll. — b) Auch soll die Katholische Kirche in Deutschland in ihre geistlichen und kirchlichen Rechte wiederhergestellt werden, und soll sie unter der Garantie des Bundes eine gleichförmige Verfassung erhalten; zu welchem Endzwecke man das Oberhaupt der Katholischen Kirche auffordern wird: Einige Deputirte aus dem Deutschen Klerus zu ernennen, welche man alsdann in der Deutschen Bundesversammlung über die weitere definitive Anordnung der katholischen Kirchenangelegenheiten in Deutschland zu Rathe ziehen wird»[20]).

Doch alle auf die kirchlichen Verhältnisse bezüglichen Verhandlungen scheiterten an dem entschiedenen Widerspruche Bayerns,

---

[18]) «Dorothea v. Schlegels Briefwechsel». II., 287 und 289.

[18*]) Vgl. Aug. Fournier, «Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß»: Deutsche Rundschau. 1912. Oktoberheft S. 72.

[19]) Schlegels Gesuch um die Erlaubnis, den Orden tragen zu dürfen, im Haus-, Hof- und Staatsarchiv: «Vorträge» (20. Nov. 1815).

[20]) G. H. Pertz, a. a. O. S. 37.

das seine kirchiichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen die Absicht hatte. Eben deshalb wurde auf dem Kongresse von jeder Beschlußfassung abgesehen[21]) und der Kampf zwischen Consalvi und Wessenberg und ihren Parteien blieb unentschieden. Schlegel war mit diesem Resultate naturgemäß unzufrieden und er hatte — wenn wir dem Berichte Varnhagens[22]) Glauben schenken dürfen — an der Geschäftsführung sowohl der päpstlichen, wie der österreichischen Diplomatie manches auszustellen: «Er klagte mit Bitterkeit, daß die katholische Kirche sich selber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach seiner Ueberzeugung der einzig rechte sei; eine Klage, die sich ihm auch in Betreff Oesterreichs wiederholte, denn gerade diejenigen Ansichten, welche er sich als wesentlich österreichische einredete, konnte er am wenigsten geltend machen, und so fand er auch eher bei den fremdesten Staatsmännern Gehör, als bei den österreichischen, wie denn schon Gentz die Träume von mittelalterlichen Herstellungen als die unbrauchbarsten Hirngespinnste verwarf, und der Fürst Metternich für dergleichen Grübeleien in seinem von drängenden Lebensfragen erfüllten Tagewerke kaum eine Mußestunde haben konnte».

Das höchststehende und, wenn es galt, einflußreichste Mitglied des um Hofbauer gescharten Kreises war der wirkl. geh. Rat und Ritter des goldenen Vließes, Graf Franz Széchényi (1754—1820)[23]). Széchényi ist eine der edelsten Gestalten, die die ungarische Geschichte aufzuweisen hat, Stifter des Ungar. National-Museums in Budapest, überhaupt einer der größten und opferfreudigsten Förderer ungarischen Geisteslebens. Als Zögling der Theresianischen Akademie in Wien hatte er sich eine europäische Bildung erworben und war ein Lieblingsschüler Mich. Denis' gewesen, der seiner noch nach Jahrzehnten mit Stolz und Liebe gedachte[24]) und dem er zeitlebens ein dankbarer Freund geblieben ist[25]). Auch nachdem Széchényi Wien und Österreich verlassen hatte, um seinem Vaterlande in den höchsten Stellungen zu dienen, verlor er trotz seiner ungarisch-nationalen Gesinnung die Berührung mit den kulturellen Be-

[21]) Über Art. 16 der Deutschen Bundesakte vgl. unten S. 666.

[22]) A. o. a. O. S. 227.

[23]) Eine erschöpfende Biographie Széchényis lieferte W. Fraknói: «Gróf Széchényi Ferencz». Budapest 1902. Vgl. auch Kollányi Ferencz, «A magyar nemzeti múzeum Széchényi orsz. könyvtára» (= Die Széchényi-Landesbibliothek des Ungar. Nat.-Museums). I. Bd. Budapest 1905.

[24]) In der Vorrede zu dem «Catalogus Bibliothecae Hungaricae Franz. Comitis Széchényi». Pars I. Sopronii 1799. S. X f.

[25]) Vgl. die an Széchényi gerichtete Widmung von J. Fr. Freih. von Retzer: «Mich. Denis' Literarischer Nachlaß». Wien 1801—02.

strebungen Wiens nicht, da doch Wien, wenn auch nicht auf politisch anerkannter Grundlage, so doch tatsächlich und — insbesondere für den Hochadel — gesellschaftlich die Hauptstadt nicht nur Österreichs, sondern auch Ungarns war. In Bildung und Gesinnung stimmte mit ihm vollkommen überein seine hochherzige Gattin, die Gräfin Julie Festetics. Sie war die Schwester des Grafen Georg Festetics, des Begründers der berühmten ökonomischen Anstalt in Keszthely, der ebenfalls als Schüler Denis' in der Theresianischen Akademie studiert hatte, und — bezeichnenderweise — die Tochter des Grafen Paul Festetics, der einst als Leipziger Student sich der besonderen Gunst Gottscheds erfreute[26]). Széchényi lebte mit seiner Familie vorübergehend häufig in Wien, seit 1811 aber, als er seine Ämter niedergelegt und sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, wohnte er im Winter beständig dort, während er die Sommermonate auf seiner Besitzung in Czenk (Zinkendorf) in der Ödenburger Gespanschaft verbrachte. Es gab denn auch kaum eine hervorragendere Persönlichkeit des politischen und geistigen Lebens Österreichs, zu der Széchényi nicht in Beziehungen gestanden hätte; das beweist vornehmlich seine ungemein ausgebreitete Korrespondenz[27]), die namentlich an Briefen von Wiener Gelehrten und Schriftstellern reich ist. Karoline Pichler, die viel im Kreise der Széchényischen Familie verkehrte, schreibt mit Recht von ihm: «Der Nahme des Grafen Franz Szecheny ist gewiß Jedem, der sich in Österreich mit Literatur beschäftigt . . ., rühmlich bekannt». Und dann fährt sie in dankbarer Erinnerung fort: «Günstige Umstände verschafften mir die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Mannes, der mit einer seinem Range und seiner Geburt geziemenden Würde und feinen Sitte, das liebenswürdigste Benehmen, ungemeine Kenntnisse, warme Vaterlandsliebe und ungeheuchelte Frömmigkeit verband. In seinem Hause, in welchem sich anständige Pracht mit patriarchalischer Ruhe und Einfachheit vereinigte, im Umgange seiner Familie, die einige vorzügliche Glieder zählte, in dem Kreise ausgezeichneter Menschen, die der Geist an sich zog, der dieses Haus beseelte, verlebte ich Stunden, deren Andenken mir noch erquickend ist, so wie ich das des edlen Grafen und seiner Gattin segne, die mir schon lange voraus in das bessere Leben gegangen sind»[28]).

[26]) Vgl. Bleyer Jakab, «Gottsched hazánkban» (= Gottsched in Ungarn). Budapest 1909. S. 122ff.

[27]) Sie ist von Széchényi selbst sorgfältig geordnet und wird in dem Széchényi-Archiv des Ungar. Nat.-Museums aufbewahrt.

[28]) «Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische»: Sämtl. Werke. 55. Bd. Wien 1837. S. 189ff. Vgl. auch «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben». Wien 1844. II. Bd. S. 229f. und III. Bd. S. 13ff.

Széchényi und seine Angehörigen bildeten eine hohe Zierde der Gemeinde Hofbauers. Er war der Beichtvater der gräflichen Familie, deren Mitglieder dem frommen Priester in kindlicher Verehrung ergeben waren. Wöchentlich zweimal erschien er als Gast an der gräflichen Tafel, mit deren Überresten es ihm gestattet war, seine Armen zu speisen. Seine Besuche waren stets die Quelle reichen Trostes für den an Wassersucht leidenden alten Grafen, dessen Fühlen und Denken von tiefster Religiosität erfüllt war[29]). Eine ganz besonders ergebene Verehrerin Hofbauers war Széchényis Nichte, die junge Gräfin Julie Zichy, eine Tochter des erwähnten Grafen Georg Festetics, die seit 1806 mit dem Grafen Karl Zichy, einem Sohne des einflußreichen Staatsministers gleichen Namens, vermählt war. Sie war die berühmte «beauté céleste» des Wiener Kongresses[30]), der Kaiser und Könige huldigten und von der Varnhagen von Ense[31]) schreibt: «In dem reinsten Adel der Weiblichkeit strahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unschuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung». Ein anderer Zeitgenosse nennt sie «eine Sylphide, schön, zart, fein, religiös bis zur Schwärmerei, still und durch ihr Schweigen mit allen fühlenden Herzen im Gespräche»[32]). Und eben ihre schwärmerische Religiosität und ihre feine Weltbildung machten sie trotz dem Rangunterschiede zur treuesten Freundin der Schlegels, an deren Schicksal sie mit größtem Wohlwollen Anteil nahm[33]). Sie pflog mit den Schlegels einen regen Umgang und war die ehrfurchtsvoll bewunderte Muse des jungen Philipp Veit, der sie als «eine der schönsten Frauen auf der Erde», die «auf's Haar der Madonna della sedia gleiche»[34]), in seiner Kunst verherrlichte[35]). Sie schätzte Fr. Schlegel als Menschen sehr hoch und war

---

[29]) Vgl. Dankó József, «Hofbauer Kelemen Mária»: Magyar Sion. III. Jahrg. (1865), S. 97ff. Vgl. auch M. Haringer a. o. a. O. S. 228f., Ad. Jnnerkofler a. o. a. O. S. 476, 563, 672, 805, 807f. und öfter.

[30] Vgl. Ed. Vehse, «Geschichte des österreichischen Hofs und Adels». Hamburg 1852. IX. Bd. S. 315 und 326f.

[31]) A. o. a. O. S. 183.

[32]) «Tagebücher des Carl Friedr. Freiherrn Kübeck von Kübau.» Herausg. von seinem Sohne. Wien 1909. I. Bd. 1. Teil. S. 260.

[33]) Vgl. «Dorothea v. Schlegels Briefwechsel», dessen II. Band mehrere Briefe Dorotheas an die Gräfin und drei von der Gräfin an Dorothea enthält.

[34]) «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II., 119.

[35]) Vgl. M. Spahn, «Philipp Veit»: Künstler-Monographien. 41. Bd. Bielefeld und Leipzig 1901. S. 22f. und 26. Dagegen hat sich K. Weichbergers Vermutung (vgl. Euphorion. XIII. Bd. 1896. S. 785ff.), daß die Gestalt der Gräfin auf Eichendorffs Roman «Ahnung und Gegenwart» eingewirkt hätte, als unrichtig erwiesen; vgl. «Sämtl. Werke des Freih. von Eichendorff». Herausg. von W. Kosch und Aug. Sauer. XI. Bd., S. XII.

Dorothea von ganzem Herzen zugetan. «Wenn ich von meinen Freunden und Wohlthätern zu Gott spreche — schreibt sie einmal an Dorothea —, so denke ich immer auch ausschließlich an Sie. Ich verdanke Ihnen viel, unendlich viel. Sie haben mir meine Seele bereichert, und einstens werden Sie den Lohn dafür einerndten. Ich kann Sie nur dafür innig lieben und für Sie beten»[36]).

Die Gräfin Julie wird es gewesen sein, die den Schlegels die Bekanntschaft Széchényis und seiner Gattin vermittelte. Wir kennen ganz genau Jahr und Tag, an welchem die erste Begegnung stattfand. Dorothea schreibt nämlich in einem unten folgenden Briefe vom 28. Okt. 1816 an den Grafen: «Ich habe auch am 24. d. den Tag gefeyert, an welchem wir das Glück hatten, Ihre liebe Bekanntschaft zu machen». Gleich am folgenden Tage, also am 25. Okt. — ohne Zweifel — des Jahres 1815 schickte Schlegel dem Grafen ein Billet, aus welchem hervorgeht, daß das Gespräch beider sich um die zeitgenössische Literatur von politisch-religiöser Tendenz drehte, so namentlich um eine Schrift des bekannten und mit Schlegel befreundeten romantischen Philosophen, Franz von Baader, die er um dieselbe Zeit, am 18. Okt. 1815, auch seinem Bruder Wilhelm auf das wärmste empfohlen hatte[37]). Gewiß waren die von dem Grafen an Schlegel «übersandten» (doch wohl: Bücher) ähnlichen Inhalts. Die «sehr gütigen Anerbietungen» Széchényis werden sich wohl auf die Aufnahme Dorotheas in dem gräflichen Hause beziehen, worüber wir weiter unten Näheres erfahren werden. Das Billet[38]) lautet:

I[39]).

Für die übersandten sage ich Ewer Excellenz den allergehorsamsten Dank. Der Titre der kleinen Schrift, von der ich gestern sprach, ist: Franz Baader über das durch die französische Revoluzion herbeygeführte Bedürfnis einer innigeren Verbindung zwischen der Religion und Politik. Nürnberg bey Campe. 8⁰. 1815. (ungefähr 20 Seiten.)

---

[36]) «Dor. v. Schlegels Briefwechsel.» II., 354.

[37]) Vgl. «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm». S. 556.

[38]) Es befindet sich samt allen übrigen Briefen der Schlegels an den Grafen Széchényi — wie bereits in dem «Vorbericht» erwähnt — in dem Széchényi-Archiv des Ungar. Nat.-Museums in Budapest: «T. I., Fasc. III., Nr. 56, Lit. b.»

[39]) Ich teile sowohl die Briefe, wie auch die Berichte und Denkschriften — auch wenn letztere nicht von Schlegels Hand geschrieben sind — wortgetreu und in der ursprünglichen Orthographie mit. Nur Abkürzungen sind, soweit sie rein technischer Natur sind, aufgelöst und offenkundige Schreibfehler, Wortwiederholungen und dgl. stillschweigend beseitigt.

Die überaus gütige Art, mit welcher Ew. Excellenz und Dero Frau Gemahlin uns gestern aufgenommen haben, wird mir und meiner Frau unvergeßlich bleiben. Wir haben unfehlbar einen der nächsten Tage die Ehre uns persönlich bey Ihnen einzustellen, und auch Ihre ferneren so sehr gütigen Anerbietungen mündlich zu beantworten. Mit aufrichtigster Verehrung Eurer Excellenz

allergehorsamster

Friedrich Schlegel[40])

Inzwischen war Schlegel zum Legationsrat an dem Frankfurter Bundestage ernannt worden. Er hatte Jahre hindurch mit Ungeduld geharrt, von Metternich auf solche Weise im österreichischen Staatsdienste angestellt zu werden. «Der Minister (= Metternich) hat Genie genug — schreibt er am 31. Okt. 1813 seinem Bruder[41]) — um zu wissen, daß dergl. Leute wie ich, wenn sie auch in den gewöhnlichen Schlendrian der Geschäfte nicht passen, doch zu brauchen sind.... Wenn er also dennoch nichts für mich thut, wozu jetzt hundert Gelegenheiten sind für eine, so ist es bloß Vergeßlichkeit.» Er unterließ es denn auch nicht, den Minister sowohl selbst, wie durch seine Freunde und Gönner erinnern zu lassen. In der Widmung, mit welcher er Metternich seine Geschichte der alten und neuen Litteratur (Wien 1815) zueignet, läßt er deutlich durchblicken, für wie wünschenswert er das gegenseitige Verständnis und Zusammenwirken der Vertreter des intellektuellen und praktischen Lebens hält. «Mein vorzüglichster Wunsch war es, der großen Kluft, welche immer noch die literarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geistesbildung oft auch in den Lauf der grossen Weltbegebenheiten und in die Schicksale der Staaten eingreift.» Unter seinen Gönnern war besonders die Gräfin Julie Zichy, die bei den leitenden Staatsmännern großen Einfluß hatte[42]), unermüdlich tätig[43]). «Ich hoffe — schreibt Friedr. von Gentz am 11. Apr. 1814 an Metternich — E. D. werden nicht vergessen, was Sie auf den Fall der erneuerten Verhältnisse mit Rom dem armen Schlegel für schöne Aussichten eröffnet hatten! Soll ich ihm nicht ein Wort des Trostes sagen? — Die Gräfin Julie hat mich gestern abend, mit Tränen in den schönen

---

[40]) Adresse: «Sr. des Herrn Grafen von Szechenyi, Ritter des goldenen Vließes etc. etc. Excellenz.»

[41]) «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm.» S. 548.

[42]) Vgl. R. M. Werner, «Aus dem Wiener Lager der Romantik»: Österreichisch-Ungarische Revue. N.F. VIII. Bd. (1890), S. 289.

[43]) Vgl. «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II, 291.

Augen, gefragt, ob ich denn glaubte, daß Sie jetzt etwas für ihn tun würden[43a]).» Welch' warme Anerkennung die Gräfin den großen Talenten Schlegels und vorzüglich seiner kirchlichen Gesinnung zollte, zeigen die Worte, die sie am 10. Juni 1815 an Dorothea richtete: «Es kann mich oft recht traurig machen, daß man ein so reines, vortreffliches Gemüth, so edle Gesinnungen für unser aller Wohl nicht anerkennen will; daß man nicht fest an sich hält, was der Himmel uns so wohlthuend zugeschickt hat. Seine Geistesgaben lobt und kennt ein jeder; ich bin viel zu dumm, um sie gehörig beurtheilen zu können; doch die Gaben seines Herzens, diesen fest religiösen, vaterländischen Sinn, den weiß ich zu loben und gewiß auch gehörig zu schätzen. Sagen Sie ihm dies und meinen herzlichsten Wunsch, es möge anders für ihn und uns kommen»[44]). In einem Schreiben vom vorhergehenden Tage, das aber die in Karlsburg weilende Gräfin erst nach Absendung ihres Briefes erhalten hat, berichtet ihr Dorothea über die neue Wendung: «Gestern vor acht Tagen ließ F[ürst] M[etternich] Friedrich zum Speisen in den Garten auf dem Rennwege einladen. Er ging mit ihm wohl eine Stunde lang spazieren, bezeugte ihm seine Zufriedenheit mit seinen Arbeiten, sprach zutraulich mit ihm und sagte ihm, daß er ihn an den Bundestag nach Frankfurt schicken wolle .... Ihnen, wertheste Gräfin, bleibt unser ewiger Dank für Ihre gütige Vorsprache und Erinnerung immer gewidmet, es geschehe auch was immer wolle»[45]).

Auf dieses mit großer Vorsicht gegebene Versprechen Metternichs[45a]) folgten, bis es eingelöst wurde, Wochen und Monate der Unsicherheit und Ungeduld. Indessen trat Schlegel mit immer neuen Wünschen und Plänen hervor, die er durch Friedr. von Gentz, zu dem er im übrigen in einem sehr unaufrichtigen Verhältnis stand[46]), dem in Paris weilenden Minister unterbreiten ließ. «Sie können aber sicher glauben — schreibt z. B. Gentz am 31. Aug. 1815 aus Paris an den ge-

---

[43a]) «Briefe von und an Friedrich von Gentz.» Herausg. von Fr. C. Wittichen und Ernst Salzer. München und Berlin 1913. III. Bd., S. 290.

[44]) Ebenda S. 310.

[45]) «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II, 308 f.

[45a]) «Metternich habe sich — erklärte Dorothea später ihrer Freundin Rahel Varnhagen — sehr erkundigt, in welchem Geruch Schlegel selbst stehe, bevor er den Platz bekam.» «Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel.» Leipzig, 1875. V. Bd., S. 136.

[46]) Das beweisen viele Stellen in der Korrespondenz Schlegels und auch in der Gentz', der in früheren Jahren Schlegel als Gelehrten und Schriftsteller wirklich hochachtete. Vgl. auch Varnhagen von Ense, «Ausgewählte Schriften». IV., 224 f.

meinsamen Freund, den Redakteur des «Österreichischen Beobachters», Ant. von Pilat —, daß das (= Projekt wegen Schlegel), wenigstens für Paris ganz unmöglich war. Für die Reise nach Italien will ich es versuchen, ebenfalls ohne große Hoffnung des Erfolges, aber doch mit einem Schatten von Hoffnung»[47]). Die Ernennung nach Frankfurt stand aber nur deshalb an, weil die Verhandlungen in bezug auf den deutschen Bundestag nur langsam fortschritten. So schreibt Gentz am 16. Sept. 1815 an Pilat: «Für Schlegel jetzt etwas zu thun, zu bewirken, daß seine Anstellung durch einen Vortrag an den Kaiser definitiv berechtigt werde — ist jenseits der Möglichkeit. Alles, was ich dem Fürsten darüber sagen könnte, wäre rein umsonst. Die ganze Frankfurter Sache ist noch viel zu unreif»[48]). Endlich Mitte Oktober konnte Schlegel seinem Bruder nach Italien die Nachricht von seiner Ernennung senden und ihn bitten: «Versäume ja nicht, dem Fürsten Metternich, falls Du ihn irgendwo treffen solltest, meine innige und große Dankbarkeit zu bezeigen. Er hat mich etwas lange warten lassen, aber mich endlich auch wirklich auf das schönste schadlos gehalten, und zwar zugleich auf die edelste und liebenswürdigste Weise, was er für mich gethan, ins Werk gerichtet»[49]).

Metternich hatte am 1. Okt. 1815 in Paris seinen am folgenden Tage genehmigten Vortrag[50]) «die Besetzung der k. k. Gesandtschaft am deutschen Bundestag betreffend» erstattet, demgemäß Franz Jos. Freih. von Albini zum bevollmächtigten Minister, der bisherige Legationsrat P. Ant. von Handel zum Hofrat und Kanzleidirektor, der bisherige Hofsekretär Friedr. Schlegel aber zum ersten Legationssekretär mit dem Range eines Legationsrates und dem Gehalte von 3000 fl. ernannt wurde. Die Ernennung Schlegels schlug Metternich — wie es in dem Vortrage heißt — «vorzüglich aus dem Grunde vor, weil es zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Deutschland, an einem Zentralpunkt, wie der Bundestag seyn wird, von nicht geringen Vortheile seyn muß, daselbst einen Geschäfts-Mann zu haben, der durch seinen litterarischen Ruf und durch seine litterarischen Verbindungen einen gewissen günstigen Einfluß zu gewinnen vermag». Am 17. Nov. legte Schlegel den Eid ab[51]) und am 20. verließ er Wien im Vollgefühl des endlich erreichten Zieles.

[47]) K. Mendelssohn-Bartholdy, «Briefe von Friedr. von Gentz an Pilat». Leipzig 1868. I. Bd., S. 173 f., auch S. 163 f. und 167.

[48]) Ebenda S. 185.

[49]) «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm». S. 556.

[50]) Haus-, Hof- und Staatsarchiv: «Vorträge».

[51]) Die von Schlegel unterfertigte Eidesformel im Haus-, Hof- und Staatsarchiv: «Staatskanzlei. Personalia. Schlegel.»

Viele seiner Freunde[52]) sahen ihn mit Sorge und Zweifel in seinen neuen Wirkungskreis eintreten, der für ihn so manche Gefahr barg und ihn für Jahre seiner Gelehrten- und Schriftstellertätigkeit zu entziehen drohte. Gewiß bangte es niemand mehr, als seiner Gattin, die die Eigenart seiner großen Fähigkeiten weit besser, als er, zu beurteilen wußte. «Wir haben — schrieb W. von Humboldt ein Jahr vorher nach einem Besuche bei Dorothea seiner Gattin — meistenteils über den Mann (= Friedrich) und seine Projekte gesprochen, sind aber von da aus auf allgemeinere Dinge gekommen. Es ist offenbar, und sie leugnet es selbst nicht, daß sie ihn bei weitem nicht in allem billigt und manches anders wünschte; vorzüglich mehr wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit. Sie ist auch im Grunde gegen den Gedanken, ein Amt zu suchen, ungefähr aus den gleichen Gründen. Allein dabei nimmt sie doch auch das ihr Mißfällige auf, wie sie soll, und ist darin von hoher Gerechtigkeit, noch außer der natürlichen Nachgiebigkeit gegen den, dem man gut ist»[53]). Es fehlte aber auch nicht an Feinden, die seine Ernennung ungern sahen, ja sie hintertreiben oder rückgängig machen wollten. Im «Archiv der Obersten Polizei- und Censur-Hofstelle» in Wien befindet sich ein Aktenstück[54]), das am 9. Jan. 1816 präsentiert wurde und Charakteristiken über Gentz, Fr. und Aug. W. Schlegel, Baron Albini und Adam Müller enthält, «zum Beweis, wie schädlich und unbillig es sei, Fremdlingen Staatsämter anzuvertrauen». Das Schriftstück ist für die Auffassung gewisser amtlicher Kreise so sehr bezeichnend, daß ich den auf Fr. Schlegel bezüglichen Teil unverkürzt mitteile:

«Dieser Friedr. W. Schlegel wurde im J. 1809 mit dem Charakter eines Hofsekretärs unter der pretiosen Benennung Historiograph bei der Armee als Zeitungsschreiber angestellt. Nach dem Kriege bezog dieser Ausländer als quiescierender Hofsekretär einen Gnadengehalt von zweitausend Gulden, bis man ihn zu einer noch wichtigern Stelle geeignet fand. Dieser Fr. Schlegel wird mit seinem Bruder August in den Schriften des Magisters Aletheios[55]), des Falk[56])

---

[52]) So namentlich Graf Széchényi; vgl. Dorotheas unten folgendes Schreiben an den Grafen vom 16. Nov. 1816.

[53]) Anna von Sydow, «Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen». Berlin 1910. IV. Bd. S. 376.

[54]) Im Ministerium des Innern: «Fasc. 607, ex 1816 Nr. 354.» Die Abschrift verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Anton Laban.

[55]) G. Mich. v. Weber, Verfasser der «Höchstwichtigen Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur in Deutschland, aus den nachgelassenen Papieren des Magister Aletheios». 4 Abt. St. Gallen 1813—14. Vgl. Holzmann und Bohatta, «Deutsches Pseudonymen-Lexikon». S. 7.

[56]) Joh. Dan. Falk, satirischer Schriftsteller.

und anderer, besonders in des letzteren Schrift: Der hyberboreische Esel[57]), als ein höchst hirnloser und unzüchtiger Skribler verdienter Maßen der allgemeinen Verachtung Preis gegeben. Denn er schrieb außer anderen Sinnlosigkeiten einen Roman Lucinde, welcher die unzüchtigen Schriften, welche sittenlose Franzosen vor der Revolution hervorgebracht hatten z. B. Le portier d. Charte, Les galanteries d. J. Thérèse philosophe u. s. w., an Ärgerlichkeit und Verworfenheit wo möglich noch übertrifft. Wegen dieser skandalösen Ärgernisse wurde er überall bei wohldenkenden Protestanten verabscheut und deswegen ging er, wie schon mehrere protest. Abenteurer und Wüstlinge, welchen die protestantische Welt zu enge ward, in Mainz (!) zum Catholicismus über, zugleich mit seinem Weibe, welches als geborene Jüdin schon früher zur protest. und nun zur kath. Konfession übertrat. Durch die Frau v. Stael in Österreich eingeführt und befördert und durch die mächtigen Freunde und Freundinnen dieser ebenfalls nicht sehr erbaulichen Romanschriftstellerin unterstützt, erhielt er im J. 1810 die Erlaubnis der galanten Welt in Wien gegen Bezahlung Vorlesungen über die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte und dann über die Literaturgeschichte zu geben. Verständige Zuhörer und Briefe, welche durch Protestanten hierüber von Wien nach Berlin sind geschrieben worden, und zu meiner Notiz gelangten, stimmten überein, daß diese Vorlesungen eine erbärmliche Charlatanerie und eine Compilation aus Hegewisch[58]), Eichhorn[59]) u. a. gewesen seien. Alle diese wandernden Vorleser und Deklamatoren, welche lange vorher unter der Mißbilligung vernünftiger Menschen in dem auswärtigen Deutschland ihr lächerliches Wesen trieben, begeben sich auch hier unter den wirksamen Schutz der Weiber, welche die Eintrittskarten an die bei ihnen einsprechenden müssigen Männer und Weiber mit unwiderstehlicher Zudringlichkeit zu vertrödeln pflegen. Kein wahrer Literator wird sich solcher Mittel bedienen, deren nur solche Charaktere fähig sein können. Hieraus mag sattsam erhellen, in welchem Grade Friedr. Schlegel als Legationssekretär in Frankfurt, als Berliner, Convertit und Verfasser der Lucinde, das Interesse Österreichs zu befördern geneigt sein möge.»

Schlegel selbst war von den schönsten Hoffnungen für seine zu-

---

[57]) Der Verfasser des satirischen Lustspiels «Der hyperboreische Esel» ist bekanntlich — nicht Falk, sondern — Kotzebue.

[58]) Dietr. Herm. Hegewisch, Verfasser zahlreicher Werke über deutsche und Weltgeschichte.

[59]) Joh. Gottfr. Eichhorn, Professor an der Universität Göttingen, besonders durch seine «Geschichte der Literatur» bekannt.

künftige Tätigkeit und seine neue Laufbahn erfüllt. Erwartete er doch von dem deutschen Bundestage, dem er fortan seine Kräfte widmete, daß er eine neue segensreiche Periode deutscher Geschichte herbeiführen werde. «Wie mangelhaft auch der deutsche Bund erscheinen mag — hatte er am 1. Juli 1815 an Fouqué geschrieben —, er ist doch schon jetzt ein Damm gewesen und geworden gegen unsäglich viele und große Uebel, mit denen wir bedroht waren, und er wird sich, wie ich mit Gewißheit hoffe, auch in der Zukunft als ein fruchtbarer Anfangspunkt und erster Keim zu sehr vielem Guten und Heilsamen für Deutschland bewähren»[60]).

Seine Gattin blieb einstweilen in Wien und fand im Hause des Grafen Széchényi die freundlichste Aufnahme, wodurch — ein bei den fortwährend mit Geldnöten kämpfenden Schlegels sehr gewichtiger Gesichtspunkt! — «die doppelten Reisekosten eingebracht werden» konnten. In demselben Briefe (vom 28. Nov. 1815), in welchem sie dies ihren Söhnen nach Rom meldet, entwirft sie ein liebevolles, in den wärmsten Farben gehaltenes Bild von dem Charakter und der Lebensweise der gräflichen Familie[61]). «Es sind die vortrefflichsten, christlichsten, aufgeklärtesten, gütigsten und wohlthätigsten Personen — sagt sie unter anderm —, die ich noch in meinem ganzen Leben angetroffen habe, so daß diese Bekanntschaft, dieses Leben in dieser Familie mit zu den reichsten Gaben gehören, die Gott mir im Leben zu verleihen die Gnade hatte. Ja ich kann sagen, daß diese Anschauung meinem Wesen eine höhere Bildung verleiht, als ich wohl sonst erreicht haben würde; denn von dieser hohen Würde bei der liebenswürdigsten, gradesten Einfachheit, von dieser liebevollen Sorge und Innigkeit bei der größten Ruhe, von diesem segenverbreitenden Einfluß auf alle zur Familie gehörenden Personen bei der liberalsten, großartigen Anerkennung der persönlichen individuellen Freiheit einer jeden derselben, von dieser wahren christlichen Demuth und Frömmigkeit bei dem hohen Grade der Geistesbildung, kurz von diesem wahrhaft gebildeten vornehmen Wesen, welches das Gemeine weder kennt noch berührt, hatte ich wahrhaftig vorher nie geglaubt, daß man es ordentlich in der Welt antreffen könnte, vollends in Wien gewiß nicht!» Hierauf folgt eine treffende Charakteristik des Grafen, dessen Physiognomie einige Ähnlichkeit «mit dem bekannten Kupferstich» von Graf Friedr. Leop. Stolberg habe. «Er ist — heißt es — die Sanftmuth und Liebe selbst bei einem geordneten, beinah gelehrt ausgebildeten Geist und

---

[60]) «Briefe an Baron de la Motte Fouqué.» S. 372f.
[61]) «Dor. v. Schlegels Briefwechsel.» II, 329ff.

bei großer Welt- und Geschäftskenntnis ..... Seine Zeit ist zwischen den Beschäftigungen einer wahren Andacht und der Theilnahme an literarischen Gegenständen und dem höchst erfreulichen Umgang im Kreise der Seinigen getheilt. Weniger habe ich seinen Geschmack für Poesie und Kunst geläutert und richtig gefunden, doch zeigt er auch keine entschiedene Liebhaberei für das Schlechte, vielmehr scheint ihm von dieser Seite das Universum verdeckt geblieben zu sein; vielleicht daß dieser Sinn ihm erst in einer bessern Welt aufgehen soll.» Die Gräfin aber — fährt Dorothea fort — sei «eine Frau von einigen fünfzig, eine sehr fromme, äußerst feine, kluge, verständige, geistreiche Frau, höchst einfach in ihrer ganzen Lebensweise bei dem recht eigentlichen Ton der großen feinen Welt, unaufhörlich beschäftigt mit Gegenständen der Andacht und mit Sorgfalt für ihren Gemahl, den sie mit der zärtlichsten Aufopferung liebt.» Graf und Gräfin «werden wie Patriarchen vom zahlreichen Kreise der Kinder und Anverwandten verehrt, und ich kann nicht satt werden, die gegenseitige Liebe und Vertraulichkeit, Achtung und Zartheit des Umgangs und der Sorge zu betrachten.» Von dem Kreise, der sich um das gräfliche Haus gebildet hatte, berichtet Dorothea: «Fast alle unsere guten Freunde sind mit diesem Hause bekannt, so daß ich in Connexion mit ihnen bleibe: Pater Hofbauer, Baron Penkler, Werner[62]), die Gräfin Julie, nur freilich Pilats[63]) nicht, was mir sehr leid ist.» Das Leben mit der gräflichen Familie wirkte so erhebend und beglückend auf die Schlegel, daß sie meinte: «Es thäte Noth, daß ich mir alle Tage ein Aschenkreuz aufdrücken ließ, um nicht zu vergessen, daß ich Staub bin.»

Einige Monate später machte Dorothea dem Grafen einen Almanach, nämlich Gessner's Memorabilien der Zeit (II. Aufl., Wien und Triest) zum Geschenke mit der Widmung: «Mögen nur freudige Eräugnisse die Blätter dieses Büchleins bezeichnen, so wie sie vor Gott einer ihm wohlgefälligen Handlung Ihres wohlwollenden Herzens bezeichnet sind»[64]).

---

[62]) Der Dichter Zach. Werner, vgl. «Zach. Werners ausgewählte Schriften». Grimma 1841. XIV. Bd., S. 88.

[63]) Doch ist auch Pilat mit der gräflichen Familie alsbald bekannt geworden, was mehrere Briefe Pilats an den Grafen (im Széchényi-Archiv: «T. I., Fasc. III., Nr. 56, Lit. b») zeigen.

[64]) Széchényi-Archiv: «T. I., Nr. 1, 107» (gegenwärtig im Ausstellungssaal der Bibliothek). Unter dem 30. Januar 1816 ist von Széchényi eingetragen: «Heute dieses Büchlein erhalten von der dankbar ergebenen Dorothea Schlegel.» Es war vielleicht ein Gegengeschenk «für ein sehr hübsches silbernes Gefäß zu geweihtem Wasser vom Grafen Széchényi» (vgl. «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II, 445).

II. Schlegel in Frankfurt bis zur Eröffnung des Bundestages.

Schlegel traf am 27. Nov. (1815) in Frankfurt ein und sogleich begann er eine fast fieberhafte Tätigkeit zu entfalten. Da die Eröffnung des Bundestages, die durch die Bundesakte ursprünglich auf den 1. Sept. 1815 festgesetzt war, bis auf weiteres verschoben wurde, hatte Schlegel Zeit und Gelegenheit, sich im Sinne Österreichs über die Verhältnisse in Frankfurt zu orientieren. In den ersten Tagen Dezembers[1]) schickte er einen ausführlichen Bericht über seine Beobachtungen an das Wiener Ministerium, und zwar unmittelbar an Metternich selbst. Schon aus diesem ersten Schreiben geht deutlich eine der Ursachen hervor, derentwegen er seine amtliche Stellung in Frankfurt nicht zu behaupten vermochte. «In Wien, in Metternichs unmittelbarem Dienste, zu einer Zeit außerordentlicher Verhältnisse hat er sich als tüchtig, brauchbar und schlagfertig erwiesen; der regelmäßige Bureaudienst unter einem dem Kanzler untergeordneten Diplomaten taugte nicht für ihn»[2]). Nicht nur, daß er über den Kopf seines Vorgesetzten, des Freiherrn von Albini, hinweg mit dem Minister direkt in geschäftlichen Verkehr tritt, ja er wagt es — wenn auch nur andeutungsweise — gleich dem bevollmächtigten Minister Freih. von Wessenberg, der in selbständiger Stellung verschiedene Aufträge in Territorial-Angelegenheiten in Frankfurt zu besorgen hatte[3]), ein Urteil über des kranken Albini Fähigkeiten zur Leitung der Geschäfte zu fällen. Er fühlt es selbst, daß sein Vorgehen mit seiner Stellung nicht recht vereinbar sei, und deshalb bittet er von dem Minister die Erlaubnis, auch in Zukunft, gleich dem Chef der Gesandtschaft, über den ganzen Stand der Frankfurter Angelegenheiten geradezu an ihn Berichte einsenden zu dürfen. Bei seinen außerordentlichen Geistesgaben durchblickt er auch die Schwächen der höher Gestellten und im Gefühle der Überlegenheit wünscht er ihnen gegenüber in dem ihm zugewiesenen und die Beeinflussung der öffentlichen Meinung betreffenden Wirkungskreise volle Unabhängigkeit und ersucht deshalb Metternich, er möge ihm selbst in dieser Richtung nähere Verhaltungsregeln erteilen. Im übrigen gibt er über die journalistischen Angelegenheiten erst am Schlusse seines Schreibens einen kurzen und allgemein gehaltenen Bericht.

---

[1]) Wahrscheinlich gleichzeitig mit dem folgenden Bericht an Hudelist, also am 3. Dezember.

[2]) O. F. Walzel, August Wilhelm und Friedrich Schlegel: Kürschners deutsche Nationalliteratur. 143. Bd. S. LX.

[3]) Vgl. Alfr. Ritter von Arneth, «Johann Freiherr von Wessenberg». Wien und Leipzig 1898. II. Bd. S. 38f.

II[4]).

Ewer Durchlaucht

habe ich die Ehre, hiedurch unterthänig anzuzeigen, daß ich am 27. Nov. hier eingetroffen bin; und zwar zu recht gelegener Zeit, da ich von dem Unsrer Gesandtschaft zugetheilten Personale bis jetzt der einzige hier anwesende bin. Die Ankunft des Freih. von Wessemberg, auf die alles hier erwartungsvoll gespannt war, ist am 30. Nov. erfolgt.

Der Herr Minister, Freih. v. Albini hat mich mit vieler Güte aufgenommen; auch habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß derselbe bey einem großen Theile der andern deutschen Abgeordneten noch von früherer Zeit her in hohem Ansehn und Achtung steht und vieles Zutrauen genießt. Leider aber fand ich dessen Gesundheit von der letzten schweren Krankheit sehr angegriffen und zerrüttet. Ich hoffe zwar, daß sich dieser Gesundheitszustand vielleicht bessern und wiederherstellen kann, da ohnehin die eigentlichen Geschäfte nicht sogleich beginnen. Indessen wird es doch nothwendig seyn, daß Ewer Durchlaucht auch für den entgegengesetzten Fall im voraus Sorge tragen und Rücksicht nehmen. Doch über diesen Punkt wird der Freih. v. Wessemberg Ewer Durchlaucht gewiß alles Nöthige eröffnet haben. Sehr erwünscht war es für mich unter diesen Umständen, daß der Freih. v. Wessemberg mich mit einem Zutrauen beehrt, welches ich nicht genug rühmen kann. Ich bitte Ewer Durchlaucht überzeugt zu seyn, daß ich solange bis unsre Gesandtschaft sich vollständig formirt hat, mit verdoppelter Anstrengung auf alles wachsam seyn werde, was für die würdige Stellung unsrer Gesandtschaft oder auch für die Absichten Ewer Durchlaucht und Unsres Hofes nur irgend von Einfluß und Bedeutung seyn kann. — Der neue Aufschub des Bundestages ist unter der mildesten Form angekündigt worden[5]); ganz so wie es in dem Schreiben Ewer Durchlaucht an den Hrn. Minister v. Albini vom 21. Nov. angedeutet war. Es sind auch so viele Umstände zusammengekommen, um diesen Aufschub natürlich finden zu lassen, daß wenigstens keine merkliche ungünstige Wirkung dadurch ist hervorgebracht worden. Indessen dürfte es doch höchst nothwendig seyn, daß Unsre Gesandtschaft so bald als nur irgend möglich sich vollständig formire und in einer würdigen Stellung auftrete, wenn auch die Geschäfte selbst noch nicht sogleich ihren Anfang nehmen sollten; weil die andern deutschen Abgeordneten, vorzüglich die uns besonders ergebenen, in dieser Stellung und Formirung Unsrer Gesandtschaft die beste und einzig genügende Garantie sehen werden, daß es von Seiten Unsres Hofes mit dem Deutschen Bundestage ernstlich gemeynt ist. —

Der Hofrath Handel wird hoffentlich noch in dieser Woche definitiv

---

[4]) Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien: «Staatsk. Frankfurt. 1815». Da sich sämtliche an den Fürsten Metternich und Staatsrat v. Hudelist gerichteten Berichte und Denkschriften Schlegels, wie auch die auf seine amtliche Stellung bezüglichen Aktenstücke im Haus-, Hof- und Staatsarchiv befinden, unterlasse ich es im folgenden darauf hinzuweisen.

[5]) Vgl. unten S. 661, Anm. 8.

zu uns herüberkommen. Der Legat. Secr. Wolf[6]) ist bis jetzt noch nicht eingetroffen. Für die noch offen gelassene Stelle eines Gesandtschaftskommis wird der Hr. Minister v. Wessemberg, wie er mir sagte, den jungen Buchholz[7]) vorschlagen, von dem ich mir hinzuzusetzen erlaube, daß ich seine guten Gesinnungen, seine Kenntnisse und liebenswürdige Eigenschaften schon seit mehreren Jahren aus einem genaueren Umgange kenne und Ewer Durchlaucht diesen vortrefflichen jungen Mann zu empfehlen wage, wenn anders neben der gewichtvollen Fürsprache des Hrn. Ministers von Wessemberg ein so geringes Vorwort wie das meinige noch von Bedeutung seyn kann.

Wenn wir indessen auch hoffen dürfen, daß das Personale Unsrer Gesandtschaft binnen kurzem vollständig beysammen seyn wird; so ist auch außerdem in der ganzen übrigen äußern Einrichtung noch manches zu wünschen übrig. Der Hr. Minister v. Albini wohnt bis jetzt in einem Gasthause. Das uns bestimmte deutsche Haus kann, weil es noch bis vor kurzem als Lazareth gebraucht worden, unter 3 bis 6 Monathen unmöglich bewohnbar eingerichtet werden. Noch ist nicht bekannt, wo die Conferenzen und wo unsre Kanzley seyn wird. Das Wohnen im Wirthshause, dürfte auch für uns andern, wenn es von langer Dauer seyn sollte, in dem theuern Frankfurt beschwerlich fallen. In jedem Falle müssen wir hoffen und wünschen, daß Ewer Durchlaucht Unsrer so höchst wichtigen Gesandtschaft Ihre schützende Vorsorge und Aufmerksamkeit in der nächst bevorstehenden Zeit ja nicht entziehen wollen. Ich für meine Person muß unter den obwaltenden Umständen den dringenden Wunsch hegen und würde es als die höchste Gnade von Ewer Durchlaucht erkennen, wenn Ewer Durchlaucht für den mir insbesondere angewiesenen Wirkungskreis einige nähere Verhaltungs-Regeln Selbst ertheilen wollten, die mir als der sicherste Leitfaden auf dieser neuen Laufbahn dienen würden. Zugleich bitte ich Ewer Durchlaucht um die Erlaubniß von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen und Berichte über den ganzen Stand der hiesigen Angelegenheiten gradezu an Ewer Durchlaucht richten zu dürfen. Meine Verbindungen mit den Meisten der andern hier anwesenden deutschen Abgeordneten werden mich hoffe ich in den Stand setzen, manches zu bemerken und zu beobachten, was auch noch neben den officiellen Ministerialberichten dazu dienen kann, den ganzen Gang und Stand der hiesigen Angelegenheiten desto individueller und lebhafter vor Augen zu stellen.

Für eine Bundes-Zeitung sowohl, als auch für eine politische Zeitschrift, die zwar in einem allgemeinen deutschen, demnächst aber doch vorzüglich in einem Oesterreichischen Sinne abgefaßt wäre, sind mir

---

[6]) August Wolf, der zugleich mit Schlegel zum zweiten Gesandtschaftssekretär ernannt wurde.

[7]) Franz Bernhard Ritter von Buchholtz, der aus dem Kreise der Fürstin Gallitzin in Münster hervorgegangen war und der in seiner religiösen Gesinnung Fr. Schlegel sehr nahe stand. Er trat denn auch zu den Schlegels in ein enges Freundschaftsverhältnis und wurde von ihnen vielfach beeinflußt. Später tat er sich als österreichischer Geschichtsschreiber hervor. Vgl. Ferd. Menčik, «Buchholtz' Tagebuch aus dem Jahre 1814»: Die Kultur. Vierteljahrsschrift. X. Jahrg. (1909), S. 443ff.

schon mehrere Plane und Ideen von hiesigen Buchhändlern, Gelehrten und auch von einigen Abgeordneten mitgetheilt und vorgelegt worden. Doch haben diese Plane noch nicht den Grad von Reife erreicht, daß ich es schon wagen dürfte, Ewer Durchlaucht das Resultat davon vorzulegen. Ich habe vor der Hand nur dahin gestrebt, mich von allem, was man in dieser Hinsicht vorhat, vollständig in Kenntniß zu setzen, und wo möglich zu verhindern, daß keins dieser Institute unter die Leitung allgemein schädlicher Schriftsteller oder in die Hände der Gegenparthey gerathen möge.

Ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht wohl und gesund in Venedig angekommen seyn und Dero Familie eben so dort angetroffen haben werden, um dort in dem angenehmen Aufenthalte wenigstens einige belohnende Früchte so vieler Anstrengungen zu genießen.

Ich empfehle mich Ewer Durchlaucht ferneren Gnade und bin mit unbegränzter Ehrfurcht

Ewer Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel[8].

Auch an den trefflichen Mitarbeiter Metternichs, Joseph von Hudelist, der seit 1803 als Hofrat bei der Staatskanzlei angestellt und 1813 auf des Ministers Antrag zum Staatsrate befördert worden war[9]), richtete Schlegel am 3. Dez. einen umfänglichen Bericht. Hudelist war ein langjähriger Freund des Grafen Széchényi[10]) und spielt infolgedessen als Gönner Schlegels und Befürworter seiner verschiedenen Anliegen in den folgenden Briefen eine wichtige Rolle. Im übrigen hat Schlegels Bericht an Hudelist denselben Inhalt und fast denselben Wortlaut, wie der an Metternich; nur am Schlusse bringt er statt des Zeitungswesens seine Geldangelegenheiten zur Sprache, — ein Thema, das er in den unten folgenden Briefen auf jede mögliche Weise bis zum Überdrusse variiert.

III[11]).

Hochzuverehrender Herr Staatsrath!

Ich habe die Ehre Ewer Hochwohlgeb. hierdurch anzuzeigen, daß ich am 27. Nov. Abends hier angekommen bin. Früher einzutreffen machten die schlechten Wege unmöglich. Ich habe mich, dem Auftrage Ewer

[8]) Beigelegt ist je eine Nummer des «Journal de Francfort» (vom 2. Dez. 1815) und der «Frankfurter Oberpostamts-Zeitung» (dess. Datums), wo die Verschiebung der Eröffnung des Bundestages mit dem verspäteten Abschluß der Pariser Verhandlungen begründet wird. Die betreffenden Artikel sind gewiß Schlegels Werk.

[9]) Vgl. Allg. Deutsche Biographie. XIII. Bd. (1881), S. 277ff. (von Felgel).

[10]) Vgl. seine zahlreichen Briefe an den Grafen aus den Jahren 1792—1809 im Széchényi-Archiv: «T. I., Fasc. III, Nr. 54, Lit. b».

[11]) «Staatsk. Frankfurt. 1815.»

Hochwohlgeb. gemäß, sogleich wegen des am 10. Nov. mit dem holländischen Courier abgegangenen, nach Cassel und Schaumburg bestimmten Packets erkundigt, und die Absendung desselben an seinen Bestimmungsort ist sogleich besorgt worden. Ich bin grade zur rechten und gelegenen Zeit hier eingetroffen, da auch der Hr. Minister v. Wessemberg am 30. Nov. ankam. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, Ewer Hochwohlgebornen nochmals den lebhaften Dank zu sagen, für die gütige Vorsorge, mit welcher Ewer Hochwohlgeb. meine Abreise beschleunigt und erleichtert haben[12]). Obwohl die eigentlichen Geschäfte noch nicht ihren Anfang nehmen, so ist es mir doch sehr lieb, daß ich nicht später gekommen bin; auch giebt es in meinem besonderen Wirkungskreise jetzt, wo die meisten Herren Abgesandten der anderen Bundes-Staaten schon hier versammelt sind, immer schon manches vorzubereiten und zu beobachten.

Sr. Exc. der Freiherr von Albini hat mich mit vieler Güte aufgenommen. Da ich bis jetzt der einzige von dem für unsre Gesandtschaft bestimmten Personale hier anwesend bin, so erkundige ich mich täglich nach seinen Befehlen, so wie auch nach denen des Hrn. Minister v. Wessemberg.

Leider ist die Gesundheit des Freih. v. Albini durch seine letzte, schwere Krankheit in hohem Grade angegriffen und zerrüttet. Zwar hoffe ich wohl, daß seine Gesundheit vielleicht noch wieder hergestellt werden kann; auch scheint er selbst bis jetzt noch nicht an der Möglichkeit zu zweifeln, daß er im Stande seyn werde, den Bundestag zu eröffnen und die Geschäfte zu leiten. Von Seiten der andern Herren Abgeordneten werde ich aber desfalls mit manchen ängstlichen Fragen und Zweifeln angegangen. Doch darüber wird der Hr. Minister v. Wessemberg wohl einen ausführlichen Bericht an den Fürsten von Metternich und an Sr. Maj. erstattet haben; und wir müssen nun erwarten, welche Maßregel Sr. Maj. und der Fürst darüber beschließen werden. In jedem Falle hielt ich es für meine Pflicht auch Ew. Hochwohlgebohrnen über die höchst kritische Lage Unsrer Gesandtschaft ohne allen Rückhalt zu schreiben. Ich bitte Ewer Hochwohlgeb. überzeugt zu seyn, daß ich in dieser Zwischenzeit alle meine Kräfte aufbieten werde, damit nichts versäumt werde, was eine würdige Stellung unsrer Gesandtschaft, auf die aller Augen gerichtet sind, erheischt und was für die Absichten Unseres Hofes und Staats-Ministeriums, so wie ich dieselben schon früher durch Ew. Hochwohlgeb. und jetzt durch den Hrn. Minister von Wessemberg noch näher kennen lernen, nur irgend von einiger Wichtigkeit seyn kann. Indessen wird es höchst notwendig sein, daß die Staatskanzley Unsrer Gesandtschaft recht bald kräftig unter die Arme greift, und ich für meine Person wünsche insbesondere noch, daß auch Ewer Hochwohlgeb. uns in der nächst bevorstehenden Zeit Ihre wachsamste Vorsorge ja nicht entziehen wollen.

Auch unsre äußere Einrichtung ist noch gar nicht so wie sie seyn sollte. Das Deutsche Haus ist seit Jahren ein Lazareth und noch vor wenigen Wochen mit kranken Russen überfüllt gewesen; unter 5 bis 6 Monathen kann es auf keinen Fall bewohnbar seyn. Der Hr. Minister v. Albini wohnt bis jetzt noch in dem Gasthause zum Weydenhofe; wir

[12]) Durch Gewährung eines Vorschusses. Vgl. unten.

hoffen, daß für die Kanzley, so wie auch für die Conferenzen bald ein Local in dem fürstl. Taxischen Palais dürfte eingeräumt werden. Bis jetzt aber konnte auch noch keine Art von gesellschaftlicher Zusammenkunft der zahlreichen übrigen Herren Abgeordneten bey dem Hrn. Minister v. Albini Statt finden, was doch sonst wohl sehr gut wäre; weil der Minister natürlich so lange er in einem Gasthofe wohnt, gar keine Art von Haus machen kann. Recht sehr wünsche ich unter diesen Umständen, daß der Hr. Hofrath v. Handel recht bald ganz zu uns kommen möchte. Er ist auch schon einmal auf einige Stunden hier gewesen und wird morgen wieder erwartet. Wenn er aber Mainz erst dann ganz verlassen kann, wenn die dortigen Länder definitiv übergeben werden; so dürfen wir dieß wohl vor dem Januar nicht hoffen. Von dem Hrn. Legations-Secretär Wolf ist noch keine Nachricht da. Für die vierte noch offen gelassene Stelle eines Gesandtschafts-Commis hat der Hr. Minister v. Wessemberg, wie er mir sagt, den Hrn. v. Buchholz in Vorschlag gebracht. Da dieser junge Mann, dessen Fleiß, ausgezeichnete Kenntnisse und zuverlässige Gesinnungen ich schon seit Jahren aus einem genaueren Umgange kenne, insbesondere auch Ewer Hochwohlgebohren empfohlen zu seyn wünscht, so wage ich es in dieser Hinsicht ein Schreiben desselben an Ewer Hochwohlgeb. einzulegen[13]). Wenn ich so sehr wünsche, daß Unsre Gesandtschaft sich sobald als möglich, vollständig formiren und eine Unsres Hofes und ihrer Bestimmung würdige Stellung annehmen möge; so liegt ein vorzüglicher Grund davon schon darin, daß ich weiß, daß dieß bey den andern Herren Abgeordneten eine sehr gute Wirkung hervorbringen und die wirksamste Garantie für die Absichten des Kaiserl. Hofes in Hinsicht des Bundestages seyn würde. Auch würde es, wenn gleich die eigentlichen Conferenzen noch aufgeschoben bleiben, gar nicht an vorbereitenden Geschäften fehlen, sobald wir nur einmal erst vollständig beysammen wären.

Seit den wenigen Tagen, daß ich hier bin, hat die allgemeine Lage unsrer Gesandtschaft meine ganze Aufmerksamkeit so ausschließend in Anspruch genommen, daß ich noch wenig Zeit gehabt habe, an mich selbst zu denken. Ich habe daher auch die Berechnung meiner Reisekosten noch nicht ins Reine geschrieben, werde dieselbe aber in einigen Tagen mit der gewöhnlich[en] Post übersenden. — Sollte die Entscheidung Sr. Majestät wegen des Uebersiedelungsbeytrags, zu welchem Ewer Hochwohlgeb. uns Hoffnung machten, schon erfolgt seyn[14]); so ersuche ich Ew. Hochwohlgeb. gehorsamst, das Resultat davon nur meinem Freunde, dem Hrn. Pilat mittheilen zu wollen.

Ich bitte Ew. Hochwohlgeb. mich ferner mit Ihrem mir über alles schätzbaren Vertrauen zu beehren und mir Ihre Gewogenheit zu erhalten. Mit größter Ehrerbietung

Frankfurt, den 3. December 1815.

Ew. Hochwohlgeb.

gehorsamster

Fr. v. Schlegel,
k. k. Legations-Rath.

---

[13]) Liegt nicht mehr bei.

[14]) Vgl. unten.

Am 17. Januar (1816), nachdem bereits Karl Rud. Graf von Buol-Schauenstein an Stelle des kranken und bald darauf — am 8. Jan. — verstorbenen Albini die Leitung der österreichischen Gesandtschaft übernommen hatte, erstattete Schlegel dem Fürsten Metternich seinen ersten Bericht über die Zeitungen. Er ist in mancher Hinsicht sowohl für Schlegel selbst, wie für das damalige deutsche Zeitungswesen recht aufschlußreich. Besonders interessant ist die Mitteilung von Schlegels Oberaufsicht über die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, über die sich auch der Hamburger Deutsche Beobachter Cottas aus Frankfurt berichten läßt: «Von den vielen hiesigen Blättern erfüllt keines recht seinen politischen Zweck, obwohl die Ober-Post-Amts-Zeitung, seit sie, wie man sagt, unter Leitung und Aufsicht des Legationsraths von Schlegel steht, um vieles gewonnen hat.» Daß er dieses Amtes nicht immer mit der nötigen Vorsicht waltete, beweist die Affäre, in die er mit der preußischen Diplomatie verwickelt wurde: W. v. Humboldt ließ im März 1816 einen Aufsatz über den Anteil Preußens an der Wiedergewinnung der pfälzischsen Handschriften aus der vatikanischen Sammlung in die Frankfurter Zeitung einrücken, an welchen Fr. Schlegel eine für Preußen beleidigende Bemerkung knüpfte. Die Folge war, daß der preußische Geschäftsträger bei der Stadt Frankfurt, Friedr. Freih. von Otterstedt, sich bei dem Senate beschwerte und auch Humboldt eine Beschwerde an den bevollmächtigten Minister v. Wessenberg richtete, der nicht zögerte, Schlegel eine scharfe Zurechtweisung angedeihen zu lassen[15]). Von andern reichsdeutschen Zeitungen standen Schlegel — wie aus seinem Berichte hervorgeht[16]) — noch der Hamburgische Unpartheyische Correspondent[17]) und die Augsburger Allgemeine Zeitung Cottas zur Verfügung. Von ihm werden denn auch wohl in beiden Zeitungen die aus Frankfurt a. M. datierten Artikel herrühren, welche die öffentliche Mei-

---

[15]) Vgl. Br. Gebhardt, «Die Palatina und Heidelberg»: Beilage zur Allg. Zeitung. 1896. Nr. 286. Vgl. auch «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II, 366.

[16]) Vgl. auch Schlegels unten abgedruckte Denkschrift an Buol vom 20. Nov. 1816: «Anhang. — VI.»

[17]) Mit Hamburger Blättern stand Schlegel bereits früher in Verbindung. Varnhagen von Ense schreibt aus der Zeit des Wiener Kongresses: «Gentz, der mit wichtigeren Sachen beschäftigt war, wies auf das von ihm verlassene Feld (der Presse) seine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller, lauter norddeutsche Kräfte, wie man sieht . . . Friedrich Schlegel . . . hatte sich hamburgischen Blättern zugewendet, und war deshalb der wichtigste. Seinen Aufsätzen, die doch meist nicht so arg gedruckt wurden, als sie abgefaßt waren, wurde teils in denselben Blättern, teils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegengewirkt.» «Ausgewählte Schriften.» IV., 244f.

nung wegen der Verzögerung der Eröffnung des Bundestages zu beruhigen und die hochgespannten Erwartungen, die das deutsche Volk an den Bundestag knüpfte, behutsam zu dämpfen suchten. Wahrscheinlich von Schlegel stammt der mit «Frankfurt. — S.» unterzeichnete Artikel Grundgesetz über die Landständische Verfassung des Großherzogtums Weimar, der am 11. Juli 1816 im Hamb. Unparth. Correspondenten erschienen ist[17a]): in seinem ersten Teile, in welchem er die Weimarer Verfassung höchlich lobt, weil sie der «ursprünglichen Idee der Alt-Germanischen Freyheit» gemäß den «Stand der Bauern förmlich als einen unter den drey Ständen des Großherzogthums anerkennt»[18]), stimmt er ganz mit Schlegels Auffassung von dem Wesen und der Bedeutung der Verfassung der germanischen Stämme überein[19]); im zweiten Teile aber, in welchem als «Fehler» gerügt wird, daß der geistliche Stand, «der wichtigste unter den vier Bestandtheilen, auf denen der wesentliche Bestand und das freye Leben einer jeden Deutschen Völkerschaft beruht», aus der Weimarer Verfassung ausgeschlossen sei, entspricht er in allen Punkten der kirchlich-religiösen Gesinnung Schlegels[20]). Bemerkenswert ist weiterhin in Schlegels Bericht die eingehende Erörterung der Frage einer zu gründenden amtlichen Bundeszeitung, die nie zustande gekommen ist, trotzdem der Plan auch von der öffentlichen Meinung gebilligt wurde. So bringt z. B. der Hamb. Deutsche Beobachter am 5. Jan. die Nachricht aus Frankfurt: «Im Verlage des Herrn Doctor Cotta aus Stuttgart und des hiesigen Buchhändlers Herrn Wilmans wird hier mit dem 1. Febr. eine deutsche Bundes-Zeitung erscheinen; das Publicum erwartet etwas ganz vorzügliches davon, da der Herr Doctor Cotta dem Institute sehr bedeutende und trefliche deutsche Männer als Mitarbeiter zuführen wird»[21]). Wertvoll ist schließlich in Schlegels Bericht die ausführliche Mitteilung über den Einfluß, welchen der im Dienste der Metternichschen Politik stehende Österreichische

---

[17a]) Oder vielleicht doch von dem noch zu erwähnenden Chr. Schlosser, Verfasser der Schrift «Ständische Verfassung, ihr Begriff, ihre Bedingung». Frankfurt, 1817.

[18]) Vgl. auch den aus Frankfurt datierten Artikel über die Tiroler Verfassung in der Allg. Zeitung vom 7. Mai 1816.

[19]) Vgl. «Über die neuere Geschichte. Vorlesungen». Wien 1811. S. 54 ff.

[20]) Vgl. auch die energische «Antwort auf die Angriffe eines Sachsen gegen den geistlichen Stand» in der Beilage vom 21. Sept. 1816 der Allg. Zeitung. In bezug auf die Allg. Zeitung vgl. noch: Ed. Heyck, «Die Allgemeine Zeitung 1798—1898». München 1898. S. 216.

[21]) Vgl. auch die Nummer vom 1. März; weiterhin Österr. Beobachter. 9., 18. und 31. Jan. 1816.

Beobachter, dessen einstiger Leiter und nunmehriger Mitarbeiter Schlegel war, auf die öffentliche Meinung im Reiche ausübt[22]).

Von Schlegels außerordentlicher Betriebsamkeit[23]) während der ersten Monate seines Frankfurter Aufenthaltes zeugen außer dem Berichte über das Zeitungswesen zwei umfangreiche Denkschriften, in welchen er Fragen der städtischen Politik Frankfurts und der nationalen Politik des deutschen Bundes behandelt. Diese, wie auch die folgenden politischen Aufsätze Schlegels sind nicht nur aus allgemeinem historischen Gesichtspunkte, sondern auch darum beachtenswert, weil sie den Geist seiner weithin wirkenden Theorien, in welchen K. Lamprecht zum Teil den «Quellbereich des konservativen Denkens» für die europäische Politik sucht[23a]), in konkreten Fällen und in praktischen, politischen Fragen zum Ausdruck bringen.

Die Denkschrift über die Frankfurter Angelegenheiten überreichte Schlegel am 30. Jan. (1816) dem Grafen Buol-Schauenstein. Er greift mit seinen «Bemerkungen» in den großen Streit ein, den die Frankfurter Parteien — einerseits die Bürgerschaft gegen den Senat, andererseits die Katholiken, Reformierten und Juden gegen die herrschenden Lutheraner — mit hartnäckiger Heftigkeit um die Verfassung der durch den Beschluß des Wiener Kongresses frei und unabhängig gewordenen Stadt Frankfurt führten[24]). Schlegel stellt sich in dem Streite — seiner persönlichen Neigung und seiner Weisung gemäß — auf den Standpunkt der religiösen Minoritäten. Er beschuldigt den Rat der Intoleranz und der Widersetzlichkeit gegen die Bundesakte vom 8. Juni, deren Art. 16 ausgesprochen hatte: «Die Verschiedenheit der christlichen Religionspartheien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. — Die Bundesversammlung wird in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken

---

[22]) Der Bericht ist unten abgedruckt im «Anhang. — I.»

[23]) Von Schlegel wurde um diese Zeit im Auftrage Buols auch ein fehlerfreier Abdruck der Bundesakte («Deutsche Bundes-Akte. Authentischer Abdruck. Mit Bewilligung der Kaiserl. Oesterreichischen Gesandtschaft am deutschen Bundestage». Frankfurt 1816) besorgt, welcher den Bundestagsgesandten zur Verfügung gestellt und in drei Exemplaren auch der Staatskanzlei eingeschickt wurde. Buols Begleitschreiben vom 29. Febr. 1816: «Deutsche Akten. Präsidial-Gesandtschaft».

[23a]) «Deutsche Geschichte». X. Bd. (1907), S. 442.

[24]) Vgl. R. Schwemer, «Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M.». Frankfurt 1910, I. Bd., S. 201ff. (besonders: S. 222—224).

sei und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne; jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten»[25]). Das Vorgehen des Senats sei auch gegen die Kongreßakte vom 9. Juni 1815 gerichtet, deren Art. 46 in bezug auf Frankfurt beschlossen hatte: «La ville de Francfort, avec son territoire tel qu'il se trouvoit en 1803, est déclarée libre, et fera partie de la ligue Germanique. Ses institutions seront basées sur le principe d'une parfaite égalité de droits entre les différents cultes de la religion Chrétienne. Cette égalité de droits s'étendra à tous les droits civils et politiques, et sera observée dans tous les rapports du gouvernement et de l'administration. — Les discussions qui pourront s'élever, soit sur l'établissement de la constitution, soit sur le maintien, seront du ressort de la Diète Germanique, et ne pourront être décidées que par elle»[26]). Er meint eben deshalb, daß Österreich das Recht und auch die Pflicht habe, den anmaßlichen Frankfurter Magistrat zu maßregeln und zurechtzuweisen. Buol schickte die «ebenso wichtigen, als gewiß eine eigene Aufmerksamkeit verdienenden Bemerkungen» des «sehr diensteifrigen Herrn Legations-Rathes v. Schlegel» — wie es im Begleitschreiben[27]) heißt — am 6. Febr. der Staatskanzlei in Wien ein und fügte seinerseits hinzu, daß er den Minister Wessenberg eingeladen habe, die ihm am besten bekannten, hauptsächlich einfließenden städtischen Behörden zu ermahnen, sich in Bälde eines besseren zu besinnen und andurch den sonst unausweichlichen unmittelbaren Zurechtweisungen des Bundestages, mit dessen Pflichten es sich durchaus nicht vertragen könnte, die wahrnehmende offenbare Nicht-Erfüllung der Hauptbedingnisse, unter welchen allein der Stadt ihre Freiheit vergönnt worden sei, mit Stillschweigen zu umgehen, von selbst zurückzukommen. Er betont, daß es umso dringender sei, die Stadt nicht länger auf die bisherige Nachsicht der österreichischen Politik sündigen zu lassen, «je geschäftiger sich der bey derselben accreditirte preußische Geschäftsträger Freiherr von Otterstedt bezeuget und nichts versäumet, sich auf alle Art einfließend und wichtig zu beurkunden».

---

[25]) Ph. A. G. von Meyer, «Corpus Juris confoederationis Germanicae». III. Aufl., Frankfurt a. M. 1859, II. Bd., S. 6.

[26]) Ebenda I, 265.

[27]) Diesem war auch der Frankfurter Konstitutionsentwurf und eine Klageschrift, die Buol durch eine Deputation der Frankfurter israelitischen Gemeinde zugestellt worden war, beigefügt.

Recht interessant ist es, was hinwiederum der von Buol angeführte Freiherr v. Otterstedt über Schlegels Einmischung in den Frankfurter Verfassungskampf an seine Regierung in Berlin berichtete: «Dieser geborene Preuße, in österreichische Dienste übergegangene Protestant und gewordene Katholik sucht für sein Gouvernement und für die katholische Religion Proselyten zu machen und bedient sich hierzu jedes Mittels... Bei der hiesigen Konstitutionsangelegenheit hat er alle Parteien zusammengehetzt, Aufsätze in fremde Zeitungen und namentlich in den österreichischen Beobachter einrücken lassen, die die Gemüter hier immer mehr reizten, und von mir selbst hat er verlangt, ich möge mich in diese Sache mischen und durchgreifend handeln; da mich aber sein Jesuitismus nicht confus macht, so bin ich meinen offenen Gang für mich gegangen», d. i. er habe nach Kräften für Bildung einer preußischen Partei zu werben gesucht[28]). Tatsächlich scheinen mehrere Artikel des Oesterreichischen Beobachters über die Frankfurter Konstitutionsangelegenheit Schlegel zum Verfasser zu haben: sie spiegeln ganz treu seine Auffassung und treten sowohl für die Rechte der Katholiken, wie die der Juden ein[29]). Er scheint sich sogar mit dem Gedanken getragen zu haben, über diese Fragen eine eigene Schrift zu veröffentlichen, denn die zumeist gut unterrichtete Allgemeine Zeitung weiß in der Nummer vom 2. Febr. (1816) zu berichten: «Auch sagt man, vom Legationsrath v. Schlegel werde nächstens eine, die staatsrechtlichen Verhältnisse Frankfurts betreffende Schrift erscheinen»[30].

Die zweite Denkschrift Schlegels aus dem Anfange des Jahres 1816 handelt über die Eintheilung der Materie bei den bevorstehenden Verhandlungen des deutschen Bundestages. Es kommen darin sehr wichtige Fragen zur Sprache, die von prinzipieller Bedeutung waren und alsbald den Gegenstand langwieriger Beratungen unter den Vertretern der deutschen Bundesstaaten bildeten. So die Eröffnung und Konstituierung des Bundestages, der formelle Gang der Bundesgeschäfte, die Bundes-Censur, das Verhältnis der Bundesversammlung gegen die Stadt Frankfurt, die nähere Erläuterung der Bundesakte, die Abfassung organischer Gesetze über die auswärtigen, inneren und militärischen Verhältnisse des Bundes, die Zulassung der Gesandten fremder Mächte beim Bundestage usw. Die Aus-

---

[28]) Schwemer a. a. O., S. 223f.

[29]) So in den Nummern vom 31. Jan., 24. Febr., 26. Juli 1816. Vgl. auch Allgemeine Zeitung, 31. Jan., 25. Juni und 23. Juli (aus «einem rheinischen Blatte») 1816.

[30]) Schlegels Denkschrift ist unten abgedruckt im «Anhang. — II.»

führungen zeugen von entschiedener Sachkenntnis und großer Umsicht, doch geht ihnen oft die nötige Bestimmtheit und juristische Präzision ab. Im übrigen ist Schlegel bestrebt, in allen Punkten die Interessen der österreichischen Vorherrschaft zu wahren und zu stärken; dabei ist er auf das Ansehen des Bundestages bedacht, berücksichtigt die öffentliche Meinung und will verhütet wissen, daß das Zutrauen des deutschen Volkes zu dem Bundestage erschüttert werde. Ein Begleitschreiben Buols liegt dem Aktenstücke leider nicht mehr bei[31]).

Dorothea Schlegel kam am 27. April 1816 in Frankfurt an, nachdem ihr Gatte endlich in einem Gartenhause eine geeignete Wohnung gefunden hatte. Sie fand ihren Gatten — wie sie der Gräfin Julie Zichy am 8. Mai 1816 in einem ausführlichen Briefe schreibt[32]) — «heiter und gesund, mit seiner Lage zufrieden, in viel regerer Thätigkeit, als wir lange an ihm gesehen haben. Sein Wirkungskreis ist bedeutend und wird es, wenn erst der Bundestag wirklich eröffnet ist, noch mehr sein; wenigstens hat er vielen Grund, es zu hoffen». Freilich «an Feinden fehlt es nicht, kann es nicht fehlen, aber diese erwecken mehr seinen Diensteifer, als daß sie ihn ertödteten, so lange er sich bewußt ist, daß er auf der rechten Stelle steht und für das Gute wirken kann». Dieselbe zuversichtliche Stimmung kommt auch in dem ersten, dankerfüllten Schreiben Dorotheas aus Frankfurt an den Grafen und die Gräfin Széchényi zum Ausdruck, nur daß auch die Klagen über die «Macht der Feinde» der katholischen Kirche bereits anheben, um in den folgenden Briefen immer heftiger und unduldsamer zu werden. Dieser erste Brief zeigt auch, was in den folgenden immer wieder berührt wird, mit welch' reger Aufmerksamkeit der alte Graf die Zeitungs- und Flugschriften-Literatur über die Tagesgeschichte, vornehmlich in ihren kirchlichen Beziehungen, verfolgte und wie erwünscht ihm eben deshalb die brieflichen Mitteilungen der Schlegels sein mußten.

IV.

Frankfurt d. 1. Mai 1816.

Dem theuern verehrten Grafen Szechenyi, und meiner innigstverehrten Frau Gräfin Szechenyi meine ehrfurchtsvolle Verehrung und Empfehlung!

Da Sie mir so gütig erlaubt haben Ihnen Nachricht von mir zu geben so benutze ich die erste ruhige Stunde meiner neuen Existenz, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Vorigen Sonnabend um 5 Uhr Nach-

[31]) Der Aufsatz ist unten abgedruckt im «Anhang. — III.»

[32]) «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II., 343 ff.

mittags traf ich Schlegel eine halbe Stunde von der Stadt, da er eben, meine Ankunft vermuthend, mir entgegen gekommen war. Ich fand ihn Gott sey Dank gesund und munter, und unser Wiedersehen war sehr vergnügt. Meine Reise war glücklich, und meistens sehr angenehm, beynah ohne alle Beschwerde. Die Erinnerung an meine zurückgelassenen unvergesslichen Freunde verließ mich nicht einen Augenblick, und alle meine Gedanken waren mehr rückwärts als vorwärts gerichtet; denn vielem ging ich entgegen, aber wie vieles verließ ich nicht! Als ich mich von Ihnen trennte fand ich keine Worte mein Gefühl, meine dankbare Ergebenheit würdig auszusprechen, und auch im schreiben wird es mir keineswegs gelingen, auch hier fühle ich es wie jeder Ausdruck zurücksteht, und nicht im Stande ist das deutlich zu machen, was ich sogern sagen möchte. — Nie werde ich Ihre Liebe vergessen die vergnügten Stunden in Ihrem liebevollen Umgang, in dem Kreise der Ihrigen denen ich allen mit dankbarer Liebe ergeben bin, auf welche Sie durch so viel unbeschreibliche Güte sich ein ewiges Recht erworben haben. Könnte ich doch nur recht bald erfahren wie Sie sich befinden, die liebe Gräfin Esterhazy[33], und alle die theuern Personen in deren Kreise ich so vergnügt gewesen bin. Ich mache keinen Anspruch von Ihnen selber Briefe zu erhalten im Gegentheil glaube ich, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, wenn Sie durch mich Ihrer kostbaren Zeit beraubt würden, oder wenn der liebe Graf Szechenyi um meinetwillen die Augen anstrengte. Wenn Sie es aber unsrer liebenswürdigen Marie Mesnil[34]) erlauben möchten, die es mir auch versprochen hat, mir von Zeit zu Zeit Nachricht über Ihr Wohlbefinden zu geben, so würde es mich recht glücklich machen.

Schlegel habe ich sehr zufrieden mit seinen Verhältnissen gefunden; ich begreife es aber jetzt wie es kam daß er mir gar keine Neuigkeiten mittheilte. Aus dem sehr einfachen Grunde nemlich weil in der That beynah gar nichts vorgeht, und das was man allenfalls dafür nehmen könnte, sich durchaus nicht mittheilen läßt, am wenigsten in Briefen; denn es liegt meistens in den persönlichen gegenseitigen, sich erst allmälig bildenden Verhältnissen, die zu zart und zu verwickelt sind um davon zu schreiben, da der Leser sie nicht leicht enträthseln, sich auch nicht dafür interessieren kann. Es sind die ersten Anfänge woraus man hofft in der Folge wieder einen nicht leicht zu lösenden Knoten zu schlingen. Sehr lange kann freilich dieser ungewisse Zustand nicht mehr währen, dennoch glaubt man kaum daß der Bundestag vor künftigen Herbst wirklich eröffnet werden möchte, indem die völlige Ausgleichung der Territorial-Angelegenheiten wohl schwerlich eher zu Stande kommen wird.

Wegen der drey Jahrgänge vom rheinischen Merkur[35]), trägt Schlegel mir auf Ew. Ex. zu melden, daß er sie bis jetzt noch nicht gekauft habe, weil diese Jahrgänge im Verlage nicht mehr vollständig zu haben,

---

[33]) Gräfin Elisabeth, geb. Festetics, Gattin des Grafen Karl Esterházy, Schwester der Gräfin Széchényi.

[34]) Maria Freiin von Mesnil, eine Nichte Széchényis.

[35]) Jos. Görres' bekannte Zeitung, die im Januar 1816 von der preußischen Regierung unterdrückt wurde.

und wenn man sie kaufen will, leicht an 400 rheinische Gulden kosten könnten. Da diese Summe ihm zu stark dünkte, so erwartet er also vorher Ew. Ex. bestimmten Befehl zum Ankauf. Die angekündigte Bundes-Zeitung erscheint vor der Hand noch nicht. Was Ihren Auftrag über die neu herauskommenden Druckschriften betrifft, so werden wir gewiß nicht versäumen, alles nur einigermaßen merkwürdige, oder zur Tages Geschichte gehörende für Sie anzuschaffen. Für die gute Sache giebt es bis jetzt noch nichts bedeutendes, desto mehr für die andre Parthey, da giebt es zu Dutzenden; aber ich bin ungewiß ob Ihr Auftrag sich auch auf diese erstreckt. — Unser verehrter Kardinal[36]) gab mir eine ziemliche Anzahl von Exemplaren mit, von dem Briefe Fenelons über das Lesen der heil. Schrift[37]), um sie hier zu vertheilen. Haben Sie die Gnade ihm zu sagen, daß wir seinem Befehle gehorchen wollen; verbergen können wir uns aber nicht, daß man hier noch keinesweges so weit ist, diese an sich vortreffliche Schrift als erste Nothwendigkeit zu betrachten. Wollte Gott, daß dies unser dringendstes Bedürfnis wäre! Die Macht der Feinde ist hier sehr groß, die Kirche und ihre Anhänger durchaus nur geduldet, und zwar mit sichtbarem Widerwillen. Hier gilt es nichts geringeres als die Existenz; eine Schrift gegen das Lesen der Bibel, (da, wo ohnehin der Trieb nach einer solchen Lectüre selten genug seyn mag) heißt das nicht dem Feinde neue Waffen zur Unterdrückung und Verhöhnung in die Hände geben? Sollte man nicht das Uebel verschlimmern wenn man ihm ein nicht gerade zum Zweck führendes Mittel entgegensetzt? — Es wäre wohl zu wünschen daß unser vortrefflicher Cardinal diesen Zustand genauer kennen möchte, es ist ein gar vielfach verschlungenes, combinirtes Uebel. —

Ueber den Propheten Adam Müller[38]) stimmen alle glaubwürdigen Berichte, von denen die ihn beobachten überein, daß er durchaus kein Betrüger sey. Zu Anfang hatte er ohne allen Zweifel Visionen, immer ein Zeichen eines zerütteten Gesundheitszustandes. Er ward nach seiner eignen, wie nach der Aussage seiner Familie von Erscheinungen gequält, die ihm zusetzten nach Königsberg zum König von Preußen zu gehen usw. wie es bekanntlich sich damals zugetragen hat. Hätte er dem Zureden des lutherischen Geistlichen gefolgt, (der, wie verschiedene Personen die ihn kennen sagen, ein sehr rechtschaffener, religieuser Mann seyn soll) so würde er gleich Anfangs diesen Visionen widerstanden, wenigstens sich ihnen in der Folge nicht so unbedingt überlassen haben. So lange er als ein stiller Mann, in der gewöhnlichen Thätigkeit eines Bauern, unbekannt hin lebte, war er wohl immer noch zu retten. So wie er aber, dem Zureden und Ermahnungen jenes Geistlichen, und mehrerer rechtschaffener Leute entgegen, anfing den Großen

---

[36]) Wohl der Nuntius Severoli, der anfangs 1816 zum Kardinal ernannt worden war.

[37]) «Brief an den Bischof von Arras über die Lesung der Heiligen Schrift in der Volkssprache». Wien 1815.

[38]) Johann Adam Müller, ein Bauer aus der Nähe von Heidelberg, der durch sein prophetisches Wesen allgemeines und bis in die höchsten Kreise sich erstreckendes Aufsehen erregte. Dieser Bericht der Schlegel über Müller ist im Öst. Beobachter vom 15. Mai 1816 veröffentlicht.

zu prophezeyen was er in immer verwirrter werdenden Erscheinungen sah; so wie vollends die müßige, neugierige Welt ihn an sich zog, er zu allen Zeiten festirt, zur Tafel geladen und von allerhand Leuten befragt, und zum Prophezeyen aufgefordert, und sein Hochmuth gleichsam aufgereizt ward, ist er ganz unglücklich. Er arbeitet nicht mehr, seine Wirtschaft geht zu Grunde, er prophezeyt immerfort, wie es scheint ganz willkürlich, und ist auf diese Weise dem unheilbarsten Wahnsinn hingegeben, mehr ein Betrogener als ein Betrüger. Die Geschenke die er allenfalls annimmt, sind immer nur sehr gering; man macht sie ihm aus Menschenliebe, da er nicht arbeitet, und mit seiner armen Familie zu Grunde geht. Mit einem Worte, er ist wirklich in der Macht des bösen, sinnverwirrenden Feindes gegeben, und alles Mitleids bedürftig. Wir dürfen wohl über einen so geheimnißvollen, fürchterlichen Zustand eines Menschen nicht urteilen, aber Gott den Herrn bitten daß er mit seiner heilenden Hand ihm den Schleyer wieder über das innere Auge ziehe der nach seiner weisen Anordnung dem auf Erden lebenden Menschen die Zukunft wohlthätig verdeckt. — Ich mache keine Entschuldigungen für meinen weitläufigen Brief ich kenne Ihre Güte, und kann nie aufhören sie in Anspruch zu nehmen. Gott der Herr wolle Sie meine verehrten Freunde und Wohlthäter, und alle die Ihrigen aus der Fülle seiner Vaterhand seegnen, und Sie zum Troste aller die Sie zu kennen das Glück haben, eine lange Reihe glücklicher Jahre leben lassen. Schlegel empfiehlt sich Ihnen gehorsamst, wir werden nie aufhören Sie innigst zu verehren. Lassen Sie uns Ihrem Andenken empfohlen seyn.

Dorothea v. Schlegel.

Darf ich Sie bitten mich allen den vortrefflichen liebenswürdigen Personen Ihres Hauses bestens zu empfehlen? ich würde sie am liebsten alle namentlich nennen, wie sie in meinem Andenken leben, wenn der Raum nicht beschränkt wäre[39]). —

Bevor noch Dorotheas Schreiben in Wien angelangt war — es sind übrigens, wie sie versichert, mehrere Briefe verloren gegangen[40]) —, erhielt sie durch den Grafen Stephan Nachricht über das Befinden der Széchényischen Familie. Graf Stephan, Széchényis Sohn, der spätere große ungarische Staatsmann, war, wie alle Angehörigen des Hauses, den Schlegels aufrichtig zugetan, wofür in den Briefen noch weitere Belege folgen werden. Den wichtigsten Punkt in dem nachfolgenden zweiten Briefe Dorotheas bildet die kirchenpolitische Frage und im Zusammenhange damit eine Kritik der Leitung der Geschäfte, die sie gerne so erleuchteten und für die Ehre Gottes und das Beste der Welt so opferwilligen Männern, wie Franz Széchényi, anvertraut wüßte. Alles wird von ihr aus einseitig kirchlichem Gesichtspunkte beurteilt, und trotz den bitteren Klagen

[39]) Diese Nachschrift steht auf dem Rande der letzten Seite.

[40]) Vgl. auch «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II., 343.

sieht man, wie sehr sie an die Verwirklichung der hochfliegenden Träume und kühnen Hoffnungen Friedrichs glaubte. Schlegel nahm seine «Bestimmung als Rath bei der österreichischen Bundesgesandtschaft ängstlich und schwerfällig und machte sich die ausgebildetsten Vorstellungen von seiner Wirksamkeit», — so berichtet Varnhagen von Ense, der mit seiner Gattin Rahel vom Nov. 1815 bis Juli 1816 in Frankfurt weilte und mit den Schlegels, als alten Bekannten, im Kreise der Gräfin Delphine de Custine, der Schwiegertochter des Revolutionsgenerals, und ihres Sohnes, des Schriftstellers Astolphe de Custine viel verkehrte. «Er hoffte — fährt Varnhagen fort —, der Bund werde sich wieder zu einem mittelalterlichen deutschen Reich entwickeln, und in diesem sollte die katholische Kirche wieder obenan stehen; die Deutschen erklärte er für dasjenige Volk in der Geschichte, welches zur höchsten Staatsbildung aufgestrebt und wirkliche Proben desselben gegeben habe; ich konnte lange nicht ergründen, was er meinte, bis ich entdeckte, sein Lob gelte der Erscheinung, daß allein Deutschland solche Menge geistlicher Staaten erzeugt und bewahrt habe, wo demnach die höchste Annäherung an das Reich Gottes erlangt worden sei. Ruhige Altkatholiken staunten wohl verwundert ob solch guter Meinung, die von ihren Anstalten und Satzungen — ihnen meist ganz anders bekannt — durch die Neubekehrten ausgesprochen wurde; diese fanden dagegen jene gewöhnlich zu lau, und klagten bitter über den Mangel rechten Glaubenseifers. Doch in Custine fehlte dieser nicht, und Schlegel und seine Frau wie beide Brüder Schlosser[41]) bewiesen ihm die wärmste Zuneigung und hegten ihn als einen ihrer Besten, nicht ohne mißtrauische Blicke auf Rahel, deren Einwirkung sie für ihn fürchteten»[42]).

Auf welche Weise nun Schlegel seine Aktion zur Förderung der kirchlichen Interessen einzuleiten begann, zeigt uns Dorotheas Schreiben an den Grafen Széchényi. Er verbündete sich mit dem bereits erwähnten Joseph Helfferich, einem Manne, der Varnhagen von Ense durch seine kleine, gedrungene Gestalt und sein lebhaftes Temperament an Fichte erinnerte, «dem er auch darin ähnlich war,

---

[41]) Christian Schlosser, der 1812 in Rom konvertiert hatte, und Friedrich Schlosser, der gegen Ende 1814 in Wien samt seiner Gattin zur kath. Kirche übergetreten war. Sie waren Neffen Joh. G. Schlossers, des Schwagers Goethes. Friedrich Schlosser war auf dem Wiener Kongresse tätig und trat bei dieser Gelegenheit in nahe Beziehungen zu Hofbauer und seinem Kreise. Im öffentlichen Leben seiner Vaterstadt spielte er eine hervorragende Rolle und verteidigte — wie wir noch sehen werden — energisch die Rechte der Frankfurter kath. Gemeinde.

[42]) «Ausgewählte Schriften». V. Bd., S. 22 f.

daß er im ganzen Eifer leicht verfehlte, was er im halben gewiß erlangt hätte»[43]). In Frankfurt war nämlich der Generalvikar von Wessenberg im Auftrage Dalbergs erschienen[44]), um dort «für eine neue Begründung der deutschen Kirche . . . nach Umständen Sorge zu tragen». Noch vor seiner Abreise von Wien hatte er an sämtliche deutsche Regierungen ein Promemoria gerichtet, um sie zu bestimmen, «baldmöglichst eine Conferenz von sachkundigen Bevollmächtigten in Frankfurt, als dem Sitze des Bundestages, zu veranstalten, um die Grundzüge des wichtigen Werkes . . . zu berathen und zu verabreden, welche Grundzüge sodann auch den Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zur gemeinsamen Richtschnur und zum Leitfaden dienen sollten». Im Dienste dieser Idee setzte er seine auf dem Wiener Kongresse begonnene diplomatische Tätigkeit in Frankfurt mit Energie fort, so daß die römisch gesinnte Partei es für notwendig erachtete, ihrerseits den bewährten Helfferich ebenfalls nach Frankfurt zu entsenden, um den Verlauf des Bundestages zu beobachten und gegen die Bestrebungen Wessenbergs zu wirken[45]).

Welches die Ziele und Absichten Helfferichs waren und wie sehr Schlegel mit denselben einverstanden war, zeigt ein interessanter Bericht Friedrich Perthes', der sich im August 1816 mehrere Tage in Frankfurt aufhielt und auch Schlegel aufsuchte. «Mit Buchholz — schreibt er seiner Gattin —, Du erinnerst Dich dieses geistreichen, liebenswürdigen Sonderlings aus dem Jahre 1813, brachte ich den Abend bei Schlegel zu. Frau von Schlegel machte auf mich einen sehr guten Eindruck; schwere Lehrjahre mag sie überstanden haben, jetzt aber hat sie, wie mir vorkommt, mit Geist und Kraft überwunden und erscheint als eine einfache verständige Hausfrau. Canonicus Helfferich, der bekannte Orator des Papstes auf dem Wiener Kongreß, war in der Gesellschaft, ein lebhafter, geistreicher, offenherziger Mann, der mir Vertrauen abgewann. Bald wendete sich das Gespräch den gegenwärtig vorliegenden großen Fragen zu und ich lernte an diesem Abend schon die katholische Auffassung derselben kennen.» In den folgenden Tagen wurde sie ihm noch deutlicher, als er wiederholt mit diesen Männern und den Brüdern

---

[43]) Ebenda IV. Bd., S. 195.

[44]) Vgl. J. Beck, «Freiherr J. Heinrich v. Wessenberg. Sein Leben und Wirken». Freiburg 1862, S. 252 ff.; und O. Mejer, «Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage». II. Bd., S. 54 ff.

[45]) Vgl. «Die Freimauerei im Bisthum Eichstätt»: Pastoralblatt des Bisthums Eichstätt. XII. Jahrg. (1865), S. 227 ff.; und H. Brück, «Geschichte der kath. Kirche in Deutschland». I. Bd., S. 307 ff.

Schlosser zusammen gewesen war. «Schlegel, welcher wohl eine bedeutende persönliche Wirksamkeit in den Bundesverhältnissen zu erhalten denkt, äußerte, daß der erste Act am Bundestage ein Act der Gerechtigkeit für die katholische Geistlichkeit des linken Rheinufers sein müsse, welche unter der französischen Herrschaft in Armuth fast verschmachtet sei. Helfferich bemerkte hierzu, daß auch von Seiten Roms an Hülfe für die darbenden Geistlichen gedacht werde. In jeder Diöcese nämlich solle nach dem Willen des Papstes eine Bibliothek namentlich kirchenhistorischer Werke und Predigten aller Confessionen angelegt werden, weil nach Zerstörung der Klosterbibliotheken die armen Pfarrer ohne ein solches Hülfsmittel jede Möglichkeit kirchlich-wissenschaftlicher Ausbildung entbehren würden. Um so dringender sei jetzt, meinten die Anderen, eine solche äußere und innere Kräftigung des Clerus notwendig, als unter den katholischen Priestern selbst Neuerer verschiedener Art hervorgetreten wären. Einerseits wolle Sailer und seine Anhänger ... versuchen, für die Gemeinschaft der Heiligen aller Confessionen eine sichtbare Gestalt herzustellen; andererseits arbeite von Constanz aus der Generalvicar Wessenberg eifrig an der Vereinigung aller deutschenn Bischöfe unter einem deutschen Patriarchen. Würde in Deutschland dieses Patriarchat hergestellt, so könne eine Losreißung von Rom, also ein Ausscheiden Deutschlands aus dem festen Zusammenhange mit der katholischen Kirche und eine Herrschaft der Landesherren über die Bischöfe nicht ausbleiben. Um die Kirche frei von den Fürsten zu erhalten, müßten die Bisthümer Rom unmittelbar untergeordnet bleiben und ohne Rücksicht auf die Gränzen der Staaten angeordnet werden, so daß ein Territorium in drei, vier verschiedenen Territorien liegen könne. Nicht Landesbischöfe dürften die Bischöfe sein und nicht von einem Staatsgehalt, sondern von eigenem, wenn auch geringem Vermögen leben.» Perthes schließt seinen Bericht über Helfferich und seine Anhänger: sie «scheinen das Recht der Protestanten ganz ähnlich wie das der Juden anzusehen; auch den Letzteren will Schlegel alle Rechte im Staate mit Ausnahme der ständischen eingeräumt wissen. Ihr Protestanten steht außerhalb der Kirche wie die Juden, sagte er mir, und habt daher gar kein Recht, gegen sie zu reden. Wie verschieden ist doch trotz aller äußeren Einheit der Katholicismus, den ich in Münster, in Coblenz und nun in Frankfurt gesehen habe. Hier in diesem geistreichen Kreise tritt die Furcht vor dem Einflusse der Protestanten am meisten hervor»[46]).

[46]) Cl. Th. Perthes, «Friedrich Perthes' Leben». Hamburg und Gotha 1851, II. Bd., S. 120 ff. Vgl. auch «Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel». V, 234.

Die päpstliche Partei war indes nicht nur in Frankfurt tätig, sondern erstreckte ihre Wirksamkeit nach allen politischen und geistigen Zentren Deutschlands und suchte auch in den Habsburgischen Ländern, in welchen die Kirche auch nach den Stürmen der französischen Revolution materiell stark geblieben war, Beistand und Förderung. Überall wurden Verbindungen angeknüpft, welche den kirchlich Gesinnten für den Fall, daß ein allgemeines Aufgebot gegen die Febronianer notwendig werden sollte, die Oberhand sichern könnten. Es ist nur natürlich, daß Schlegels auch die Hilfe und Unterstützung des reichen und hochangesehenen Grafen Széchényi zu gewinnen trachteten. Dorothea legte eben deshalb ihrem Briefe einen — noch jetzt vorhandenen — Aufsatz Helfferichs bei, welchen sie mit warmen Worten der wohlwollenden Aufmerksamkeit des Grafen empfiehlt. Helfferich schildert in diesem Aufsatz die verzweifelte Lage der katholischen Kirche in Deutschland und weist auf die bedrohliche Arbeit der Wessenbergschen Partei hin, deren Plan es sei, die Kirche Gottes der Obervormundschaft des Staates und seiner Polizei zu unterwerfen und den Katholicismus zu entkatholisieren, indem man ihn in so viele Nationalkirchen, als es Bundesstaaten in Deutschland gibt, partikularisieren wolle. Gegen diesen gefährlichen Angriff, der nicht nur die Kirche, sondern das ganze geistliche Europa bedrohe, gebe es keine andere Waffe, «als eine Vereinigung von etwa acht bis zwölf reinen Theologen und Kanonisten an dem Orte des Bundestages, um gemeinschaftlich an der Verbesserung des Zeitgeistes zu arbeiten». Dazu könnten aber die materiellen Mittel in Deutschland selbst nicht aufgetrieben werden, weil eben jener Teil des deutschen Adels und Klerus, der noch eines guten Willens wäre, infolge der Revolution verarmt sei. «Die einzige Frage wäre noch, in wie weit eine tiefe Intelligenz des hohen Adels und der Geistlichkeit in Österreich und Ungarn ein Interesse in der verwaisten Angelegenheit der verarmten und unterdrückten katholischen Kirche Teutschlands findet?» Alle Einzelheiten des Planes könne Helfferich nicht mitteilen, denn «mehr darüber zu schreiben, möchte noch nicht räthlich seyn, wäre etwa leicht für das theuerste Wohl Unserer Nachkommenschaft Verrath der Parole an die Feinde der Sache Gottes.»

Es war ein gewagtes Unternehmen von seiten Schlegels, dessen heimliche Beziehungen zu Severoli und seinen Parteigängern — wie ich oben erwähnt habe — bereits während des Wiener Kongresses den Verdacht gewisser amtlicher Kreise erregt hatten, sich so völlig mit den Bestrebungen Helfferichs zu identifizieren. Denn kaum einige Wochen vorher, am 5. April, hatte Metternich dem

Kaiser einen Vortrag[47]) erstattet, der den Ausführungen Helfferichs schnurstracks zuwiderläuft und mit Entschiedenheit für Wessenberg eintritt. Er habe schon — heißt es in dem Vortrag — während der Verhandlung der deutschen Angelegenheiten auf dem Wiener Kongreß die ihm wohlbekannte Auffassung Wessenbergs gebilligt und unterstützt und habe wesentlich dazu beigetragen, «den Absichten einer sogenannten, in Wien befindlichen, Deputation der deutschen Kirche, welche aus einigen Schwindelköpfen bestand und wahrscheinlich, ohne es zu ahnen, in dem enragirtesten Sinne der römischen Curie handelte, jeden Eingang zu versperren.» Er halte es für wünschenswert, daß auf dem Bundestage zu Frankfurt die Angelegenheiten der deutschen Kirche gemeinschaftlich verhandelt werden und «ein Concordat mit dem römischen Hofe für die gesammten deutschen Bundesstaaten zu Stande gebracht werde.» Die Verhandlungen müßten nach den Grundsätzen der österreichischen Politik gepflogen werden; um jedoch jedem Mißtrauen sowohl von seiten der Kurie, wie von seiten der deutschen Fürsten vorzubeugen, müsse mit der Initiative irgendein ausgezeichneter Vorsteher einer deutschen Kirche betraut werden. Für den geeignetsten Mann halte er Wessenberg, den Koadjutor von Konstanz, der als solcher vom Papst konfirmiert worden sei und in Deutschland allgemeines Vertrauen genieße. Wessenberg sei in jeder Hinsicht dem politischen System des Wiener Hofes ganz ergeben und könne infolgedessen mit vollkommener Beruhigung in die volle Kenntnis der österreichischen Ansichten gesetzt werden; ja es könnten gegen ihn ohne irgendeinen Rückhalt sogar die politisch-religiöse Tendenz des Allerhöchsten Hofes ausgesprochen werden. «In Folge dieser Einleitung würde die kaiserliche Directorial-Gesandtschaft in Frankfurt sich in der meinen Absichten völlig entsprechenden Lage befinden, die Wünsche der deutschen Kirche zu unterstützen, statt für diese Wünsche die Initiative zu ergreifen.»

V.

Frankfurt den 16. Mai 1816.

Gnädiger Herr Graf!

Geehrter Herr und Freund!

Ew. Exellenz erhalten durch diese Gelegenheit da eben ein Kurier abgeht, eine Probe der Entledigung Ihrer Aufträge, nemlich eine Art von Schiffsladung von Büchern und Flugschriften. Die Bücher deren

[47]) Abgedruckt bei Fürst Rich. Metternich-Winneburg, «Aus Metternichs nachgelassenen Papieren». Wien 1881, III. Bd., S. 3 ff.

Verzeichniß ich hiebey lege[48]), werden Ew. Exellenz durch den Buchhändler Gerold in Wien erhalten. Sollten Ew. Exellenz in dem Verzeichniß einiges finden, was Sie nicht zu kaufen wünschten, so bitte ich nur es so schnell als möglich uns sowohl, als auch dem Buchhändler wissen zu lassen. Ew. Exellenz sehen, an Gedrucktem aller Art fehlt es gar nicht, und doch glaube ich kaum daß Sie sich mit allen diesen Blättern eine deutliche Vorstellung von der Ungeheuern Verwirrung machen werden die überall herrscht, in den Begebenheiten wie in den Ansichten, so daß es immer schwerer wird zu entscheiden wie und auf welche Art das wahrhaft und einzig Rechte befördert werden mag. Beikommend folgt ein Blatt[49]) was einer unserer bewährten Freunde der Canonikus Helferich, der schon beim Wiener Congreß das Wohl der Kirche in Deutschland wirksam vertreten, und nun wieder hier beym Bundestag unermüdlich für dieselbe Absicht thätig ist, für Ew. Exellenz und für die edlen Wohltäter und Stützen der Kirche aufgesetzt hat, und welches ich, im Vertrauen auf Ihre Güte, wage Ihnen ans Herz zu legen. Es kömmt in der That alles darauf an einen Punkt der Vereinigung hier zu bilden, um den Streitkräften der überall wirksamen Feinde die Spitze bieten zu können. Schlegel und ich, wir haben dem Canonikus Helferich Muth gemacht, sich zuvörderst damit an Ew. Exellenz zu wenden, denn wo fände das unterdrückte Gute wohl einen edlern Freund, einen eifrigern Beförderer als an Ihnen? —

Durch einen Brief des Grafen Stephan vom 6. d. M. erfahre ich daß Sie sich alle recht wohl befinden, und diese Nachricht war mir von großer Beruhigung, denn nun ist schon ein Monath verflossen seit ich Sie verlassen musste, und außer diesem Briefe des guten G. Stephan habe ich Nichts von Ihnen gesehen! ich darf nicht darüber klagen denn auch Sie haben am 6. noch keine Nachricht von mir gehabt, und doch habe ich schon mehremal geschrieben an Ew. Exellenz, und früher an Pilat, dem ich eigentlich aufgetragen Ihnen den Brief, oder wenigstens meine glückliche Ankunft in München, und den glücklichen Fortgang meiner Reise, mitzutheilen. Was aus meinen Briefen geworden ist, weiß Gott! aber ich hoffe Ew. Exellenz und meine verehrte Frau Gräfin Szecheny haben keinen Augenblick an mein dankbares Sie ewig liebendes Andenken gezweifelt. In der That, ich muß es bekennen daß ich meistens mit meinen Gedanken noch bey Ihnen lebe, und dem gewohnten Thun so wie ich es in Ihrem Hause kennen und schätzen gelernt habe, mit recht innigem Andenken folge. Darf ich denn hoffen daß auch Sie bisweilen sich meiner erinnern daß ich dem schönen Kreise der Ihrigen nicht ganz entfremdet bin? — Es geht uns übrigens hier recht sehr gut, und die Schönheit des Gartenhauses bewährt sich fortdauernd. Die Milde des Klima's bewährt sich auch darin daß die Blüthen hier eigentlich länger dauern als ich noch sonst irgend wo gesehen habe; wir hatten vom 1. bis zum 14. Mai[50]), Regen, Wind und sogar Hagel und Frost, und doch stehen die Bäume und Büsche noch immer in der höchsten Blüthe; seit einigen Tagen haben wir wieder das herrlichste Wetter von der Welt, und ich denke mit Freuden dabei

[48]) Ist nicht mehr vorhanden.

[49]) Liegt — wie oben erwähnt — dem Briefe jetzt noch bei.

[50]) Diese Nachricht ist mitgeteilt im Öst. Beobachter, 27. Mai 1816.

an Ihren Garten und wie Sie jetzt darin bald einsam sich beschäftigen, bald sich darin im Familien Kreise versammeln. Könnte ich nur erst wieder der zum Theil so überflüßigen Besuche los und ledig werden, und mir die so unerhört schnell entfliehende Zeit, mehr nach meinem eignen Bedürfniß eintheilen, und der Kirche wieder näher seyn, dann glaube ich wäre alles gut, wenigstens würde ich mich schämen müßen noch mehrere Wünsche für dieses Leben zu haben! — Ich finde bey recht vielen Gelegenheiten Veranlassung mich der Gespräche zu erinnern, die ich vergangenen Winter die Ehre hatte mit Ew. Ex. zu führen, besonders beym auf und abgehen des Abends; wo Sie mir mit so vieler Güte Ihre Ansichten auch über politische Gegenstände mittheilten; wie sehr hatten Sie in allen Stücken Recht was Sie bey den meisten Fällen voraussahen, und wie sehr thäte es Noth, Männer von so vortrefflichen erleuchteten Ansichten, von so geprüfter Erfahrung, und die eines so reinen guten Willens sind, so bereitwillig für die Ehre Gottes, und das Beste der Welt alles aufzuopfern, an die Spitze der Geschäfte zu stellen, wo jetzt eine undurchdringliche Mauer von Gehäßigkeiten aller Art, und kleinlichem Eigennutz und Eigendünkel sich aller ersprießlichen Thätigkeit entgegen setzt! — Gottes Hand allein kann uns aus diesem Labyrinth führen, und wird uns auch daraus führen, darauf dürfen wir wohl mit Zuversicht hoffen wenn wir auf die Verwirrung zurückblicken der wir durch die undurchdringliche göttliche Weisheit, und ihrer wunderbaren Führung schon entflohen sind. —

Leben Sie wohl Theuerster verehrtester Herr und Freund, Lassen Sie mich Ihnen, und der lieben vortrefflichen Frau Gräfin, und Allen Ihrigen bestens empfohlen bleiben. Gott erhalte Sie.

Ihre gehorsamst ergebene

Dorothea v. Schlegel.

Schlegel empfiehlt sich Ihnen auf das herzlichste.

Das Schreiben Dorotheas mit dem Aufsatze Helfferichs wurde erst drei Wochen nach dem Briefsdatum abgesandt. So dürften die einleitenden Sätze des folgenden Briefes von Schlegel zu verstehen sein, in welchem er sich für die späte Expedition mit dem Mangel «einer ganz sicheren Gelegenheit» (die mit dem Kurier war unsicher, vgl. unten S. 681) entschuldigt. Auch er empfiehlt dem Grafen die Schrift Helfferichs, mit dem er in Allem gemeinschaftlich handle, auf das wärmste. Interessant ist Schlegels Vorschlag, die Auswanderung aus Deutschland und der Schweiz, statt nach Amerika nach Ungarn zu leiten. Die Frage der Auswanderung war von nicht geringer Wichtigkeit und wurde später auf Anregung des niederländischen Gesandten H. Chr. Ernst Freih. v. Gagern, der darüber eine eigene Denkschrift veröffentlichte[51]), auch vom Bundestage verhandelt[52]). Der Graf

[51]) «Fernerer Versuch, politische Ideen zu berichtigen. III. Der Deutschen Auswanderung». Frankfurt a. M. 1817.

[52]) In der 32. und 34. Sitzung 1817; vgl. «Protokolle der deutschen Bundesversammlung». Frankfurt 1817, III. Bd. (Quartausg.), S. 130 ff., 201 ff.

wußte indes, wie Dorotheas nächstfolgender Brief zeigt, mit dem Projekte Schlegels nichts anzufangen und die Sache blieb ohne Folgen.

VI.

Frankfurt, den 7. Juny 1816.

Ew. Excellenz

erlauben, daß ich den Danksagungen und Bitten meiner Frau um ein fortdauernd geneigtes Andenken auch die meinigen anschließe. Eine ganz sichere Gelegenheit, alles was die heutige Sendung enthält, zu übermachen, hat sich erst heute gefunden. Der Aufsatz des Hern. Canonicus Helferich verdient in jeder Hinsicht Ew. Excellenz aufrichtig empfohlen zu werden. Dieser Mann ist von dem größten Eifer beseelt und höchst gewissenhaft für das Wohl der Kirche; wir handeln in Allem gemeinschaftlich.

Noch möchte ich eine besondere vaterländische Angelegenheit für Ungarn Ew. Excellenz Aufmerksamkeit, deren Sie wohl würdig wäre, empfehlen. Es zeigt sich jetzt eine starke Auswanderung und Auswanderungslust aus den deutschen Ländern — den Schweizer Cantonen deutscher Nation, Baden, Würtemberg, der jenseitigen Rhein Pfalz und der Gegend um Frankfurt — alles nach Nordamerika. Ich las neulich den Aufsatz eines bedeutenden Deutschen Bundes Gesandten[53]), welcher ausdrücklich verlangt, man solle diese Deutschen Auswanderungen nach Nordamerika beym Bundestage förmlich befördern und sanktionieren. Ganz gut, so lange es das Auswanderungs Recht im Allgemeinen, als Schutzwehr der persönlichen Freyheit, betrifft. Warum aber nach Nordamerika, wo die Deutschen nicht Deutsche bleiben können, sondern in kurzem Neu-Engländer werden, Europa und Deutschland für immer entsagen müßen? — Warum nicht lieber nach Ungarn, welches schon so viele arbeitsame Deutsche Colonisten aufnahm? Und wäre es jetzt nicht Zeit, diesen wieder in Gang kommenden Strom Deutscher Auswanderungslust, wie unter Maria Theresia, durch ein weises und liberales Gesetz nach Ungarn hin zu lenken? — Ew. Excellenz haben Sich von den Geschäften zurückgezogen; indessen würde es Ew. Excellenz doch leicht seyn, durch Ihre Verbindungen mit andern Ungarischen Magnaten, vielleicht auch durch den Hrn. Minister Grafen v. Zichy, dem ich mich unterthänigst zu empfehlen bitte, die gebührende Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen höchst wichtigen Gegenstand hinzulenken. Sollte Ihnen jedoch dieß nicht zweckmäßig scheinen, so bitte ich meine gute Meynung zu entschuldigen.

Mit der Bitte um die fortdauernde Gewogenheit und den angelegentlichsten Empfehlungen an die Frau Gräfin und dero Familie nenne ich mich

Ew. Excellenz

unterhänig gehrsamster

Fr. v. Schlegel,

kais. Oesterr. Gesandtschafts Rath

am Deutschen Bundestage.

---

[53]) Doch wohl den von Gagern, und zwar im Manuskript, da er erst später im Druck erschien.

Der folgende Brief Dorotheas gehört zu den wichtigsten der hier mitgeteilten. Wir ersehen daraus, daß der Graf auf die Vorschläge Helfferichs bereitwilligst einging, so daß ihm Dorothea nunmehr auch die Einzelheiten des Planes mitteilen und ihn ersuchen konnte, durch materielle Opfer die Entsendung eines oder des andern fähigen und gutgesinnten Geistlichen nach Frankfurt zur Unterstützung Helfferichs und die Reise des letzteren nach Rom zur Informierung des päpstlichen Hofes zu ermöglichen. Weiterhin erfahren wir, mit welcher Vorsicht und Behutsamkeit die Korrespondenz mit dem Grafen betrieben werden mußte, da die durch die Post und noch mehr durch die Zustellungsorgane der Staatskanzlei beförderten Briefschaften zuverlässig erbrochen und gelesen wurden[53a]). So war sich denn Schlegel der Tragweite seiner Handlungsweise wohl bewußt und Dorothea bekennt selbst, wenn sein über die kirchlichen Angelegenheiten handelnder Brief in unrechte Hände fiele, könnte er nicht nur Schlegel schaden, sondern auch der Sache selbst.

Auch zwei neuen Momenten begegnen wir in Dorotheas folgendem Schreiben: das eine ist die Adelsangelegenheit der Schlegel, das andere die briefliche Verbindung der Széchényischen Familie mit Fr. Leop. Grafen zu Stolberg und seiner Gattin. Bereits 1809 hatte Dorothea ihre Söhne aufgefordert: «Ihr adressiert: Frau v. Schlegel... Wundert Euch nur nicht über das Frau von, das ist österreichischer Styl»[54]). Trotz der abwehrenden Wendung in der Aufforderung Dorotheas war die Adelsangelegenheit für Schlegel, seitdem er in österreichischen Staatsdienst getreten war, nichts Gleichgültiges und wurde besonders dann wichtig, als sich ihm Aussichten eröffneten, bei der kaiserlichen Diplomatie verwendet zu zu werden. Ein Vorfahre der Schlegel, namens Christoph, der eine Zeitlang als Oberprediger in Lőcse (= Leutschau) wirkte, erhielt 1651 von König Ferdinand III. den ungarischen Adel mit dem Beinamen «von Gottesleben»[55]), und eben diesen Adel wollte Friedrich durch seine hohen Verbindungen erneuern lassen. Am 18. Okt. 1815 schreibt er an seinen Bruder Aug. Wilhelm: «Ich werde nun unverzüglich um die Erneuerung unseres Familien-Adels einkommen, da mir dieß in meinen neuen Verhältnissen vortheilhaft seyn kann.

53a) Es war also um das Briefgeheimnis noch immer so bestellt, wie während des Wiener Kongresses; vgl. Aug. Fournier: «Deutsche Rundschau». 1912, Oktoberheft, S. 76 f.

54) «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». I., 379.

55) Vgl. «J. El. Schlegels Werke». Herausg. von J. H. Schlegel, 1770, V. Teil, S. VIII; und «Aug. W. v. Schlegels Sämtl. Werke». Herausg. von Ed. Böcking, Leipzig 1846, VIII. Bd., S. 263.

Schreib mir unverzüglich, ob ich die Bittschrift gemeinschaftlich auch für Dich mit ausstellen soll, und schicke mir in diesem Falle eine Vollmacht; oder ob Du Dich mit dem factisch wieder in Besitz genommenen Adel lieber begnügen willst»[56]). Wie die bereits mitgeteilten Briefe und sonstigen von Schlegel unterfertigten Schriftstücke zeigen, benützte er seit seiner Ankunft in Frankfurt auch in amtlichen Schreiben «den österreichischen Stil». Auch geht aus Dorotheas folgendem Briefe hervor, daß er, oder doch seine Gattin, bereits vor der Abreise aus Wien Schritte in dieser Richtung eingeleitet und auch die Unterstützung des Grafen Széchényi erbeten hatte. Wie die Angelegenheit erledigt wurde, erhellt aus den mitzuteilenden Briefen nicht, trotzdem darauf wiederholt Bezug genommen wird[57]).

Die Beziehungen zwischen den Familien Széchényi und Stolberg wurden — wie Dorothea selbst sagt — durch sie eingeleitet. Das vermittelnde Band war natürlich der fromme Glaubenseifer beider Familien (Stolberg war bekanntlich Konvertit, der, wie Schlegel, seine Feder ganz in den Dienst des Katholizismus stellte) und der Zweck, daß die Guten und Auserwählten sich doch immer mehr finden und sich zur Ausführung des göttlichen Willens vereinigen möchten[58]). Den ersten Brief schrieb Sophie Gräfin zu Stolberg, Fr. Leopolds Gattin, am 16. Mai 1816, als sie auf Dorotheas Ersuchen einige Bücher an den Grafen Széchényi für die jungen Mütter in der gräflichen Familie schickte. In der Folge wechselten dann die beiden Familien noch mehrere Briefe[59]), zu einer ehelichen Verbindung aber, wie sie Dorothea gewünscht hätte, kam es nicht. Der von Dorothea angeregte Heiratsgedanke mag auf den von vielen und ernsten Leidenschaften gequälten Stephan Széchényi, der mit Dorothea fleißig korrespondierte, erheiternd gewirkt haben.

---

[56]) «Friedr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm». S. 557.

[57]) Nach Fr. Muncker «erwirkte er sich die in seiner neuen Stellung (in Frankfurt) ihm wertvolle Erlaubnis, gleich seinem Bruder den alten Adel seiner Familie . . . wieder führen zu dürfen» (Allg. Deutsche Biographie, 1891, XXXIII. Bd., S. 749). Mir gelang es jedoch weder im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, noch im Budapester Landesarchiv irgendwelche auf diese Angelegenheit bezüglichen Akten ausfindig zu machen.

[58]) Vgl. auch den Brief der Gräfin Julie Zichy an Dorothea und Dorotheas Antwort: «Dor. v. Schlegels Briefwechsel». II., 353 f. und 370 f.

[59]) Die der Stolbergs befinden sich im Széchényi-Archiv: «T. I., Fasc. II., Nr. 56, Lit. b.»

VII.

Frankfurt 28. Juny 1816.

Verehrter Herr und Freund!

Ew. Exellenz sage ich den gehorsamsten Dank für Ihre gütige Zuschriften! Alles ist richtig in unsere Hände gelangt, und ich schob nur deshalb auf, den Empfang Ihres ersten Briefes zu melden, weil unterdessen das Paket durch den Kurier an Ew. Exellenz abgegangen war, von dessen Ankunft ich vorher Nachricht erwartete. Der Buchhändler Gerold wird wohl die Bücher und Broschüren für Sie erhalten, und Ihnen zur Durchsicht überliefert haben, Ew. Exellenz behalten davon was Ihnen gefällig ist, das übrige kann Gerold der hiesigen Buchhandlung wieder zurück stellen. Da das hiesige Postamt noch vorräthige Exemplare des rheinischen Merkurs besitzt, und dieselben jetzt veräußern will, so hat Schlegel die drey von Ew. Exellenz gewünschten Jahrgänge zusammen für den mäßigen Preis von 33 fl. rh. erstanden; und Sie werden dieselben mit der nächsten Buchhändler Gelegenheit erhalten. Auch deshalb konnten wir Ihnen Hochverehrter Freund! auf Ihre so gütigen Briefe nicht früher antworten, weil einige uns so wichtige Punkte zu beantworden sind, die wir aber unmöglich der Post, am wenigsten aber einer Gelegenheit durch die StaatsKanzley anvertrauen dürfen, denn dort werden alle Briefe, sie mögen ankommen, oder abgeschickt werden, zuverläßig erbrochen und gelesen. Wir müßen, besonders in Angelegenheiten der Kirche mit der größten Behutsamkeit und Vorsicht verfahren — wenn ein solcher Brief in unrechte Hände fiele, könnte er nicht nur Schlegel schaden (Ew. Ex. werden wohl Mühe haben zu glauben daß diese heilige Angelegenheit zu den proscribirten gehört?) sondern auch der Sache selbst; wir bitten also Ew. Exellenz solche Briefe worin diese Angelegenheiten berührt sind, immer nur durch eine ganz sichere Privatgelegenheit uns zukommen zu lassen. — In Betreff der bewussten Sache nun, worüber Sie vortrefflicher Freund! sich so gütig und großmüthig geäußert haben, daß wir und der brave Canonicus H[elfferich] dem ich gar nicht genug von Ihnen erzählen kann, in tiefster Seele davon gerührt sind, und mehr als je den reichsten Seegen Gottes über Ihr ganzes Haus erflehen — hierüber vorläufig folgendes: Es kömmt jetzt darauf an, einem oder dem andern fähigen und gutgesinnten Geistlichen, der selber die Mittel nicht dazu hat, dieselben zu verschaffen, daß er im Stande ist, sich eine geraume Zeit, etwa sechs oder acht Monath lang hier in Frankfurt auf zu halten, um den guten H[elfferich] im Arbeiten zu unterstützen, der wirklich nicht im Stande ist allein alles das zu leisten was Noth ist; er unterliegt jetzt der Sorge und den Arbeiten und muß mit Seelen Gram sehen, daß er nicht im Stande ist, das Nothwendige auch nur zur Hälfte zu vollenden. Ferner auch dem Canonikus H[elfferich] die Mittel zu verschaffen daß er allenfalls eine Reise nach Rom machen könnte, wo es sehr nothwendig ist daß jemand hingeschickt wird, um die Connexion zwischen Rom und Deutschland aufs Neue zu beleben, und dort alles mit Verstand und Einsicht zu berichten, und zu unserm Heil zu lenken; wozu kein würdigerer und geschickterer erwählt werden könnte als unser Freund

Helferich, der nicht allein in der Gesinnung untadelhaft, sondern auch gelehrt, und von allen Bedürfnissen und Erfordernissen aufs genaueste unterrichtet ist. Beyde Zwecke, sowohl der Mitarbeiter, als die Reise, würden wie E. E. gewiß selbst einsehen werden schon eine sehr bedeutende Summe, und zwar in Silbergeld erfordern. — Genauer bestimmen läßt sich wohl schwerlich, was dem Willen und der Grosmuth der Beysteuernden überlassen bleiben muß — es frägt sich nur ob überhaupt eine Möglichkeit ist, diese Wünsche erfüllt zu sehen, die wir Ihnen hiemit ans Herz legen.

Was die Auswanderungs Sache betrifft, so war das mehr eine gut gemeynte patriotische Phantasie von Schlegel, die er Ihnen vertrauensvoll mittheilte, als ein eigentlicher Vorschlag. An die Staatskanzley meynt Schlegel, könnte dieser Gedanke nicht gut von hier aus gelangen, da diese Sache ganz außer dem Kreise der hiesigen Gesandtschaft liegt. Er glaubt vielmehr die ungarische Hofkanzlei, oder eine andere ungarische Behörde könnte, wenn E. E. oder der Minister Graf Zichy dieselbe gesprächsweise darauf aufmerksam machte, aus eigner Bewegung ein Decret darüber veranlassen, um jene Auswanderungen, die in der Schweiz immer fortdauernd zunehmen, wie aus allen Zeitungen ganz notorisch bekannt ist, um sie nicht nach Amerika, sondern vielmehr nach Ungarn zu leiten. Es ist, wie gesagt eine patriotische Phantasie, die Schlegel ganz in die Hände und zur Beurteilung E. E. überlässt. — Wegen Ihrer gütigen Bemühung in Betreff der Adels Sache, läßt Schlegel Ihnen den verbindlichsten Dank sagen, er wird mit Nächstem so wohl E. E. als auch an dem Staatsrath v. Hudelist darüber schreiben, und bittet unterdessen um die Aufbewahrung der Familien Documente. —

Herzlich hat es mich gefreut zu erfahren daß die vortreffliche Frau Gräfin Stollberg sich mit E. E. in Briefwechsel gesetzt hat, und Sie sich nun dadurch näher gekommen sind. Ich schätze mich glücklich daß ich zu dieser Vereinigung etwas beizutragen gewürdigt ward. Wolle Gott daß die Guten und Auserwählten sich doch immer mehr finden, und sich zur Ausführung des göttlichen Willens vereinigen mögen! Das ist was uns noch immer fehlt, und worinn die Widersacher ihre Stärke finden. — Die Frauen mögen gern von Heyrathen schließen reden, und wenigstens daran denken; und da habe ich denn, seit der Nachricht Ihrer Correspondenz mit der Gräfin Stolberg, da dies eine sehr zahlreiche Familie ist, so allerhand Gedanken, wegen Gr. Stephan, oder in der Folge mit der ältesten Comtesse des Grafen Louis[60]) — — — Lachen Sie mich immer aus über meine Phantasterey, aber seyn Sie mir nur nicht böse; Bitte Bitte. —

Von Gr. Stephan habe ich einen recht liebenswürdigen Brief aus Zinkendorf; sobald ich nur Zeit finden, werde ich ihm wieder schreiben. — Ihren Verlust des guten Caplans bedauere ich von ganzem Herzen. Wer hätte das wohl denken können, daß dieser gute Mann, der scheinbar am rüstigsten und kräftigsten in Ihrer Umgebung war, gerade Sie am ersten verlassen würde! Seegen mit seinem Andenken. Haben E. E. schon seine Stelle wieder besetzt? — Sie sind nun allein, und ich denke

[60]) Der älteste Sohn Széchényis.

Sie mir mit Vergnügen in Ihrem Garten beschäftigt, oder in Gott vergnügter Muße. Wenn Sie nur besseres Wetter haben als wir hier. Wir haben fortwährend Regen, und haben unsern Garten bis jetzt nur wenig genießen können. An Wein wird dieses Jahr in hiesiger Gegend schwerlich zu denken seyn. Einige Zeilen von Ihrer eignen Schrift unter Ihrem Briefe zu sehen, theuerster verehrter Freund! hat mir das lebhafteste Vergnügen verursacht. Wäre ich auch nur darüber ganz beruhigt, daß die Frau Gräfin Szechenyi über diese eigenhändige Schrift außer Sorgen ist, und Sie Ihre Augen nicht allzusehr angestrengt haben! Leben Sie wohl, und lassen Sie uns Ihrem, und meiner geliebten Frau Gräfin Andenken empfohlen seyn.

Ihre gehorsamst ergebene Freundin

Dorothea v. Schlegel.

Darf ich bitten uns den Mitgliedern Ihrer lieben Familie, und Ihres häuslichen Kreises zu empfehlen, wenn einige davon sich gegenwärtig befinden sollten. So wie S. E. dem Cardinal[61]).

Im Juni 1816 verfaßte Schlegel abermal eine politische Denkschrift und zwar in einer wichtigen diplomatischen Angelegenheit[62]), welche zum Schaden Preußens großes Aufsehen erregte. Anfangs 1816 war nämlich Konr. Siegm. K. von Hänlein zum preußischen Gesandten am Frankfurter Bundestage ernannt worden, ein Diplomat, dem sogar Buol weit überlegen war. Hänlein war von dem Wahne befangen, daß es ihm entgegen den klaren Bestimmungen der Bundesakte gelingen werde, eine Teilung in der obersten Leitung der Bundesangelegenheiten zwischen Österreich und Preußen herbeizuführen und dadurch dem deutschen Bunde frisches Leben einzuflößen. Als er im März auf kurze Zeit nach Frankfurt kam, fand er für seine Ideen bei dem befreundeten Buol und dem Minister Wessenberg eine scheinbare Billigung, so daß er hoffnungsvoll nach Berlin eilte, um dort seine Instruktionen einzuholen. Fürst Hardenberg war natürlich mit dem Plane einer deutschen Zweiherrschaft einverstanden und da er der Versicherung Hänleins, die Vertreter Österreichs in Frankfurt hätten ihre Beistimmung gegeben, Glauben schenkte, ließ er durch ihn einen förmlichen Staatsvertrag ausarbeiten, der zwischen den beiden Großmächten sofort vereinbart und dann den vertrauten kleinen Höfen als vollendete Tatsache vorgelegt werden sollte. Im Sinne dieses Entwurfes[63]) sollten (§ 1) der Vorsitz, der Stichentscheid

---

[61]) Severoli.

[62]) Vgl. Alfr. Stern, «Geschichte Europas». Berlin 1894, I. Bd., S. 296 ff., und H. v. Treitschke, «Deutsche Geschichte». Leipzig 1897[5], II. Bd., S. 136 ff.

[63]) Abgedruckt bei L. Fr. Ilse, «Geschichte der deutschen Bundesversammlung». Marburg 1861, I. Bd., S. 674ff.

bei Stimmengleichheit, das Recht der An- und Absage der Sitzungen neben andern unwichtigen Befugnissen, Österreich gewahrt bleiben. Dagegen soll (§ 2) der Anteil, welchen Preußen an der Leitung des Bundestages zu nehmen hat, darin bestehen, daß ihm das Recht der Protokollführung, der Abfassung und Ausfertigung der Bundesbeschlüsse, kurz alles dasjenige zukomme, was ehemals mit dem Reichskanzleramte verbunden war. Um (§ 3) den übrigen größeren Bundesstaaten einen billigen Anteil an den Direktorialbefugnissen zu gewähren, sollten sie, bei der Vorberatung bedeutender Geschäfte, zu einem Direktorialrate zugezogen werden. Weiterhin sollten (§ 4) in militärischer Hinsicht Bundeskontingente, die zur Bildung eines eigenen Korps nicht ausreichten, im Norden der preußischen, im Süden der österreichischen Militärhoheit untergeordnet werden. Alle näheren Bestimmungen in betreff der organischen Einrichtung der militärischen Verhältnisse sollten nach Art. X der Bundesakte als das erste Geschäft der Bundesversammlung sogleich nach deren Eröffnung festgestzt werden. All dies sei (§ 6) für die Existenz des deutschen Bundes und die Erreichung der Hauptzwecke desselben so notwendig und wesentlich, daß man das Einverständnis sämtlicher Bundesglieder mit Recht erwarten dürfe.

Ende Juni kehrte Hänlein nach Frankfurt zurück und suchte Buol sofort auf, um ihm Mitteilung über seine Instruktionen zu machen und den Vertragsentwurf behufs befürwortender Beförderung nach Wien zu überreichen. Buol verhielt sich aber nunmehr den Ausführungen Hänleins gegenüber vollkommen ablehnend, indem er erklärte, durch seine Instruktionen auf das bestimmteste an die pünktliche Haltung des Grundvertrages des deutschen Bundes angewiesen zu sein. Gleichwohl versprach er Hänlein über die Angelegenheit mit ehestem seiner Regierung Bericht zu erstatten und den Entwurf einzusenden. Er tat es denn auch bereits am 30. Juni und legte dem Entwurfe ein ausführliches Begleitschreiben bei, in welchem er hervorhob: «Es kann wohl nichts abstechenderes als die in unserer ‚Ansicht des deutschen Bundes' überall ausgesprochene höchste Mäßigung und die in diesem Konventions-Entwurfe ... überall hervorstechende Herrschsucht geben.» Er habe über das preußische Projekt mit den Vertretern der übrigen deutschen Staaten bereits Besprechungen gepflogen und nach den einhelligen Äußerungen aller Gesandten scheue man nichts mehr, als das Gelingen dieses preußischen, mehr oder weniger von Allen stets auf das ängstlichste besorgten Strebens. «Wenn wir dazu behülflich seyn wollten, so wäre es wohl, allem Anscheine nach, um das ganze Vertrauen in uns geschehen.» Zugleich lege er seinem Berichte einige auf seine

«Veranlassung von dem Herrn Legationsrathe v. Schlegel verfaßte Bemerkungen über den vorliegenden, in der That höchst befremdlichen Preußischen Versuch» bei.

Schlegel weist in seinen «Bemerkungen» den preußischen Entwurf, den er in allen seinen Punkten prüft, nicht so schroff zurück, wie Buol. Wohl will er von einer Teilung der Direktorial-Rechte Österreichs nichts wissen und hält auch dafür, daß der durch die Bundesakte teils vorgezeichnete, teils offen gelassene Weg nicht verlassen werden dürfe (freilich nur so weit «irgend möglich»); doch spricht er einer vorläufigen engeren Beratung über die Konsolidierung des deutschen Bundes die Zweckmäßigkeit im allgemeinen nicht ab, nur wünscht er, daß dieser Beratung auch Hannover und Bayern zugezogen werden. Indes, Metternich war derselben Auffassung wie Buol und wies diesen an, sich mit Hänlein in gar keine Verhandlung über den Vertragsentwurf einzulassen und stets zu erklären, daß der Kaiser sich jedem Eingriff in die Bundesakte widersetzen werde. Auf diese Weise wurde der preußischen Diplomatie eine vollständige Niederlage bereitet, deren Folge war, daß Hänlein am 9. Aug. abberufen und W. v. Humboldt mit der vorläufigen Vertretung der preußischen Bundesgesandtschaft beauftragt wurde[64]).

Mittlerweile war vom Grafen Széchényi auf Dorotheas Brief vom 28. Juni eine günstige Antwort eingetroffen. Wie wir aus dem folgenden Schreiben ersehen, kam Széchényi mit einer «großmütigen Sendung» der Bitte Helfferichs und der Schlegels nach. Wie groß die gesandte Summe war, erfahren wir aus dem Briefe nicht; gewiß aber war sie nicht unbedeutend und vielleicht identisch mit jener Gabe, für welche Helfferich in einem Schreiben[65]) aus Frankfurt vom 20. Sept. 1816 dem Grafen Dank sagt und die 110 Dukaten betrug. «Ich erkenne darin — schreibt er unter anderem in diesem Briefe — den Wink der göttlichen Vorsehung, daß sie ihr Werk, so sehr es auch verwaist und jeder Mißhandlung Preis gegeben zu sein scheint, aus unserem lieben Vaterlande noch nicht wegnehmen wolle. Allerdings eine belebende Ermunterung für die Freunde der guten Sache — und Pflicht, die keusche Verwendung dieser heiligen Gabe zu seiner Zeit nachzuweisen und dem unsterblichen Gedächtnisse würdiger Priester der Kirche zu überliefern.» Hervorzuheben ist aus Dorotheas Schreiben die Ankündigung einer Reise Helfferichs, nicht nach Rom, wie früher geplant war, sondern nach Wien. Doch könne diese Reise — wie Dorothea schreibt — erst dann angetreten

---

[64]) Schlegels «Bemerkungen», abgedruckt im «Anhang. — IV.»

[65]) Im Széchényi-Archiv: «T. I., Fasc. III., Nr. 56, Lit. a.»

werden, wenn Friedrich Helfferichs in Frankfurt entbehren könne. Tatsächlich wurde sie — wie wir aus einem späteren Schreiben Dorotheas (vom 28. Nov.) erfahren — erst Ende November unternommen, also nach Eröffnung des Bundestages. Die in Dorotheas Brief erwähnte und dem Grafen übersandte Schrift des ultraroyalen französischen Publizisten Jos. Fiévée[66]), die ein anderer Freund Schlegels, Chr. Schlosser, übertragen und kommentiert hat, lobt Dorothea auch in einem Schreiben an ihre Söhne über alle Maßen, nicht des Originals wegen, sondern weil der Übersetzer sie bloß zum Vehikel gebraucht habe, «um vieles sehr Schöne, Gute und Vortreffliche auf eine gute Art durch die Schildwachen der Widersacher und Aufklärer einzuschmuggeln. Ganz insbesondere empfehle ich Euch die Noten[67]) zum 4. Abschnitt»[68]).

VIII.

Frankfurt 29. July 1816.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Mit dankbar gerührtem Herzen, melde ich E. E. den richtigen Empfang Ihres wehrten Briefes vom 11. d. und der großmüthigen Sendung vom 15. Es ist alles in Richtigkeit gebracht, und die Summe den von Ihnen bestimmten Händen übergeben. Gott der Herr lohne Ihnen, und sein reichster Seegen sey mit Ihnen und der theuern Frau Gräfin und allen den Ihrigen. Sie säen für die Ewigkeit, und solche Aussaat kann ja nicht anders als gute Frucht bringen. Dieser geistliche Freund, wird Ihnen selber seinen Dank sagen; er ist jetzt daran sich reise fertig zu machen, sobald unser Friedrich Schlegel sich nur erst entschließen kann ihn von hier wegzulassen. Der BundesTag wird gewiß nächsten Monat eröffnet, und obgleich die Angelegenheiten in welchen sich unser Freund Helf[erich] sich hier bemüht, wohl leider nicht zu den Ersten gehören werden, so scheut man doch sich zu trennen und zu zerstreuen, weil jeder Tag neue Eräugnisse herbeyführen, und den übereinstimmenden Rath der Freunde nothwendig machen kann. Indessen ist es wohl so ziemlich ausgemacht, daß er sich sehr bald auf die Reise geben wird. —

Recht sehr gefreut hat es mich zu erfahren, daß Sie diesen Sommer wieder einen so angenehmen Kreis um sich versammelt haben, im Geiste bin ich sehr oft in Ihrer Mitte. Niemand weiß mehr als ich, wie wohlthätig der Aufenthalt in Ihrem Hause, jedem Ruhe und Freundlichkeit

---

[66]) «Über die Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Aus dem Französischen von Fiévée übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Christian Friedrich Schlosser. I. Bändchen». Frankfurt a. M. 1816.

[67]) «Vierte Abhandlung. — Von der Geistlichkeit und dem Eigenthume der Kirche.»

[68]) «Dor. v. Schlegels Briefwechsel.» II., 356; vgl. auch S. 421.

bedürfenden ist; gewiß wird die gute Gräfin Khevenhüller[69]) diesen Einfluß auf Geist und Körper wohl empfinden, und ich wünsche ihr von Herzen Glück, so wohl zu ihrer wundervollen Genesung, als zu ihrem Leben in Ihrer Nähe. — Ich suche in den Zeitungen immer zuerst nach den Artikeln aus Wien und Ungarn, und da habe ich denn zu meiner nicht geringen Freude die Nachricht gefunden, von der guten Erndte im gesegneten Vaterlande! Gott sey gedankt dafür! Hier herum sieht es nicht so gut aus, wir haben seit den drey Monathen die ich hier bin beynah unaufhörlich Regengüße, Gewitter und Wolkenbrüche; wenn es noch 14 Tage so fortgeht, so ist es um die ganze Erndte geschehen, und eine Theurung mehr als wahrscheinlich[70]). — Ich nehme mir die Freyheit E. E. aufmerksam auf ein Werk zu machen dessen erster Theil hier erschienen ist, nemlich: „Ueber Staatsverfassung, und Staatsverwaltung, aus dem Französischen des Fiévée übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Christian Friedrich Schlosser. In der Hermannschen Buchhandlung." Es ist nicht so wohl des Fievée selber wegen, dessen Werk für E. E. wohl nichts Neues enthalten möchte, als wegen der Anmerkungen die der deutsche Uebersetzer Gelegenheit nahm hinzu zu fügen. Es wird E. E. gewiß Freude machen zu sehen, in welchem Geiste unsre ausgezeichneten Männer jetzt zu schreiben anfangen und wie viele Stimmen sich Gottlob wieder für das Rechte erheben. —

Dürfte ich E. E. bitten um die gelegentliche Abgabe der Einlage an die Gräfin Julie Zichy[71])? Da dieselbe jetzt so oft ihren Wohnplatz ändert, so besorge ich, daß der Brief, wenn ich ihn grade zu adressire verlohren gehen möchte. Verzeihen Sie gütiger Graf Szecheny diese Ungelegenheit. — Lassen Sie die hier versammelten Männer in Ihrem und der verehrten Gräfin frommen Gebete empfohlen seyn. Nie war das Gebet der Gottgeliebten Personen nothwendiger; im Geiste vereinige ich das meinige mit dem Ihrigen, und hoffe um desto mehr Erhöhrung. Ich empfehle mich und Schlegel in Ihrem fernern geneigten Wohlwollen, und verbleibe mit dankerfülltem Herzen

Ihre ergebenste

Dorothea v. Schlegel.

Dürfte ich gehorsamst um eine Erinnerung bitten bey Alle den Ihrigen Angehörigen; ich hoffe guten Erfolg von Baden, für die Gräfinnen. Den Damen Khevenhüller und Dufours[72]) recht viele Empfehlungen, auch der lieben guten Marie Mesnil.

---

[69]) Gräfin Christine Khevenhüller geb. Gräfin Zichy; vgl. «Dor. v. Schlegels Briefwechsel.» II., 369 und 371.

[70]) Über das Notjahr 1816 vgl. Schwemer a. o. a. O., II., 83.

[71]) Es ist ein Brief an die Gräfin vom 28. Juli 1816; mitgeteilt in «Dor. v. Schlegels Briefwechsel.» II., 368 ff.

[72]) Gattin des Grafen Franz Klemens Desfours, geb. Gräfin Barbara Széchényi, Schwester des Grafen Franz Széchényi.

(Fortsetzung im 4. Heft.)

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

Ungarn in der «Weltliteratur».

Soeben ist der II. Band einer neuen «Geschichte der Weltliteratur» (von Carl Busse) erschienen, in dem auf S. 636—646 auch die ungarische Literatur behandelt ist. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mir dieser und den verwandten Darstellungen gegenüber einige unmaßgebliche Bemerkungen gestatten.

1. Die Verfasser dieser Werke, welche halb Kompilation, halb Bilderbuch sind, verstehen natürlich nicht ungarisch und wissen von unserer Geschichte möglichst wenig. Sie sind also auf Übersetzungen und fremde Darstellungen angewiesen, was ja schlimm ist, aber doch erträglich wäre, wenn sie wirklich gelesen hätten, was übersetzt ist, und bestrebt gewesen wären, sich historisch zu orientieren. Aber keines von beiden ist der Fall; daher die vielfachen Fehler, die sie begehen[1]), und die meist flachen und nichts weniger als treffenden Urteile und Charakteristiken, welche sich, wie eine ewige Krankheit, von Kompilation zu Kompilation forterben. Auch in Busses Darstellung zeigt sich keine Spur eigener Lektüre und nicht das geringste Verständnis für den tiefgehenden Zusammenhang zwischen der geschichtlichen und der literarischen Entwicklung der Magyaren.

2. Der Verfasser kann nicht oft genug wiederholen, daß den reinen (?) Magyaren eine «höhere poetische Zeugungskarft abzugehen scheint» (S. 637). Ihre Sprache nahm viele fremde Bestandteile auf (und das Deutsche nicht?!) und «ward nicht aus ihrem nationalen Kern heraus erzogen, sondern gleichsam von außen her künstlich erweitert». Das ist natürlich, mit Verlaub, ein sprachwissenschaftliches Unding und paßt, so fern es doch einen Sinn hat, am allerwenigsten auf eine Sprache, die eine höchst eigentümliche Syntax hat und keine Fremdwörter kennt, und dabei in glänzenden Übersetzungen Kants, Goethes und Shakespeares bewiesen hat, daß sie fähig ist, das Tiefste und Höchste des Menschengeistes in tadelloser Weise zu reproduzieren. Nicht die Magyaren, heißt es weiter, sind «die Kulturschöpfer und -träger, sondern zum größten Teil die fremden, durch Assimilation gewonnenen Elemente». Und diesen vernichtenden Vorwurf (denn das soll er sein) erhebt ein Deutscher, dessen Volk sich seit der Völkerwanderung bis auf unsere Tage massenhafte romanische und besonders slawische Elemente assimiliert hat! Selbst unsere Musik ist «weniger magyarisch als zigeunerisch»; eine alberne, längst als absurd erwiesene Behauptung, deren Haltlosigkeit jedem klar sein muß, der weiß, daß es eine Musik der Zigeuner nirgends in der Welt gibt, da die Zigeuner überall nur die jeweiligen nationalen Weisen spielen. «Die fremden Elemente schufen den Magyaren in der Hauptsache erst eine Literatur,» so daß man eigentlich nur von einer «magyarisierten Literatur» sprechen könnte. Auf dieses Gemengsel von Unverstand und Unwissenheit hat die deutsche Wissenschaft wirklich keinen Grund, stolz zu sein. Merkwürdigerweise sind die bedeutenden Dichter Ungarns, die Busse aufzählt, alle

[1]) So nennt Busse z. B. S. 639 den Dichter Franz Kölcsey einen «evangelischen Geistlichen», während Kölcsey hervorragender Parlamentarier und ausgezeichneter Redner und überdies reformierter Konfession war.

Kernmagyaren, wie der Verfasser schmerzhaft zugeben muß, und nur die Ahnen Petőfis sind nicht mit Árpád eingewandert.

3. Und das ist der dritte Punkt, den ich mit einigen Worten beleuchten will. Busse und seine Vorgänger reden so, als ob alle Deutsche aus Hermanns Wäldern stammten, während doch bekanntlich reichlich romanisches und in imponierender Fülle slawisches Blut zur Schöpfung des deutschen Volkes beigetragen hat. Diese Mischung verschiedener ethnischer Elemente ist überall in Europa nachweisbar und schon an der Schädelform der Menschen zu erkennen. Wie viele Franzosen gehören zu den Zierden deutscher Kultur! Man denke an Chamisso, Fouqué, Dubois-Reymond, um nur ein — zwei Namen zu nennen. Und was ist denn in der Tat Erstaunliches oder Beschämendes daran, wenn ein Deutscher oder Slawe nach Ungarn kommt, sich hier ansiedelt, eine Magyarin zur Frau nimmt und eine Familie gründet, die im Laufe der Zeiten durch und durch magyarisch wird? Das ist z. B. der Fall Petőfis. Gewiß, seine Vorfahren waren slawischer Herkunft, aber schon sein Vater war mitten im kernmagyarischen Alföld ein Kernmagyare geworden, und sein genialer Sohn gemahnt weder in Gestalt, noch in Charakter und Gesinnung auch nur im entferntesten an seine slawischen Ahnen, erscheint uns vielmehr als die glänzendste und lebendigste Verkörperung des magyarischen Nationalcharakters mit allen seinen Vorzügen und Schwächen. Und unter den bedeutenden Dichtern Ungarns ist er der einzige, dessen fremder Ursprung nachweisbar ist; alle übrigen sind Kernmagyaren, deren Adelsbrief bis tief ins Mittelalter zurückreicht.

4. Zum Schlusse vergönnt sich Busse noch einen sogenannten «geistreichen Abgang». Nach S. 646 sollen patriotische Ungarn behaupten, daß es in und um Budapest von ausgezeichneten Genies wimmelt. «Aber daß unsere, gewiß betriebsamen Übersetzer sich so gar nicht um sie kümmern, ist Urteil genug,» setzt er hinzu. Und das schreibt der Verfasser unverfroren zu einer Zeit, wo die meisten, an der blutarmen und lendenlahmen deutschen Dramenproduktion verzweifelten Theater Deutschlands ihre größten Bühnenerfolge magyarischen (zuweilen recht anfechtbaren) Stücken verdanken, und magyarische Romane und Novellen massenhaft ins Deutsche übersetzt werden! . . . Also für die Zukunft etwas mehr Gewissenhaftigkeit und etwas weniger Voreingenommenheit! Je größer in Ungarn die Hochachtung vor der glänzenden deutschen Kultur ist, desto schmerzlicher muß jeden Magyaren der Mangel an Wohlwollen oder selbst nur an Objektivität berühren, den wir von seiten deutscher Schriftsteller immer wieder erfahren. Wir beugen uns vor jedem ernsten, unvoreingenommenen Urteil; üben wir doch über uns selbst auf Schritt und Tritt die grausamste Kritik; aber nicht so sehr aus mangelhaftem Wissen, als vielmehr aus scharfer Antipathie erflossene Anklagen wirken nur beleidigend und können unmöglich die alte Sympathie fördern, welche unser Volk dem Deutschen Reiche und der deutschen Nation stets entgegengebracht hat und auch heute willig entgegenbringt. Gustav Heinrich.

Eine neue historische Zeitschrift in ungarischer Sprache.

Es war ein großer Mangel der ungarischen Geschichtswissenschaft, daß ihr kein Organ zur Verfügung stand, das die Kultivierung der Welt-

geschichte sich zur Aufgabe stellte. Infolgedessen hatte der ungarische Historiker keinen Ansporn, sich mit weltgeschichtlichen Themen zu befassen, und so gewöhnte er sich, die Geschichte der übrigen Völker nur dort zu berücksichtigen, wo sie mit Ungarn in direkte Berührung kamen, im übrigen aber die Geschichte seines Vaterlandes isoliert zu betrachten, vergessend, daß die Weltgeschichte ein zusammenhängendes Ganzes bildet, daß ein wirkliches Verständnis der erwähnten Berührungen nicht nur die oberflächliche Kenntnis der Geschichte der mit Ungarn in Berührung kommenden Staaten in den Epochen der Berührung fordert, sondern eine gründliche Kenntnis der ganzen Geschichte der betreffenden Staaten, ja, infolge des Zusammenhanges auch der Geschichte der übrigen Staaten voraussetzt, daß endlich die Geschichte eben einer solchen Nation, wie die ungarische, die im Laufe der Jahrhunderte mit den verschiedensten Völkern und Kulturen in Kontakt geriet, die Errungenschaften der verschiedensten Völker und Kulturen in sich aufsog, herausgerissen aus dem Rahmen der Weltgeschichte in ihrem tiefsten Wesen und Motiven unverständlich bleibt. Hinzutrat, daß er über die Ergebnisse der Forschungen ausländischer Gelehrten nur durch die in fremden Zeitschriften enthaltnen Berichte unterrichtet ward, die natürlicherweise die Ungarn speziell betreffenden weltgeschichtlichen Fragen ihrer vom gesamt-historischen Standpunkte aus oft geringeren Wichtigkeit wegen unberücksichtigt ließen, so daß er oft sogar von den Forschungen ausländischer Gelehrter über ihn speziell interessierende Fragen in Unkenntnis blieb.

Diesem doppelten Übel abzuhelfen war der Zweck der im vergangenen Jahre ins Leben getretenen Zeitschrift: Historische Revue (Történeti Szemle). Dem unermüdlichen Andrängen des Universitätsprofessors David Angyal gelang es, dem Unternehmen die Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu gewinnen, deren nicht nur im allgemeinen erhaben denkender und hochgebildeter, sondern auch speziell als Forscher auf dem Gebiete der politischen, der Kultur- und Kunstgeschichte hervorragender Präsident, Albert von Berzeviczy, und genialer, weitblickender, sich für jedes kulturelle Bestreben begeisternder Generalsekretär, Gustav Heinrich, der auch durch die Schaffung dieser Zeitschrift einem bisher tief empfundenen Übel abhalf und den ungarischen Arbeitern auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften Gelegenheit bot, die Ergebnisse ihrer Forschungen dem ausländischen Publikum zugänglich zu machen, sich des Unternehmens warm annahmen. Nur die Freigebigkeit der Akademie, deren leitende Männer die Notwendigkeit des Unternehmens einsahen, ermöglichte das Erscheinen dieser Zeitschrift, die ja vorläufig beinahe ganz auf die Unterstützung der Akademie angewiesen war, da dem ungarischen Publikum das Interesse für weltgeschichtliche Themen fehlte und dasselbe eben erst durch diese Zeitschrift erweckt werden sollte.

So erschien im vergangenen Jahre der erste Jahrgang der Historischen Revue in der vortrefflichen Redaktion David Angyals und er hat die Erwartungen im vollsten Maße befriedigt. Es galt vor allem Mitarbeiter zu gewinnen, und da ist es in Anbetracht der bis dahin gänzlichen Vernachlässigung der Weltgeschichte hierzulande schon als Errungenschaft zu betrachten, daß der Redakteur bezüglich der Artikel nie in Verlegenheit kam und die einzelnen Hefte immer pünktlich erscheinen konnten. Weiter gelang

es ihm, Artikel aus der Feder so illustrer Persönlichkeiten, wie der des Präsidenten Albert von Berzeviczy, des Grafen Julius Andrássy, des berühmten Historikers Ludwig von Thallóczy und des weltbekannten Archäologen Josef Hampel zu bringen. Ja sogar ausländische Forscher benutzten die Zeitschrift dazu, um ihre Forschungen darin zuerst zu veröffentlichen. So erschien von Christian Krollmann eine Abhandlung über den Sturz des preußischen Staates des deutschen Ritterordens und von Paul Mitranoff eine über Lermontov. Die Redaktion erklärt sich übrigens stets gern bereit die Arbeiten fremder Forscher in durch die Redaktion besorgter mustergültiger Übersetzung zu publizieren, was auch denselben besonders bei auf Ungarn bezüglichen Fragen sicherlich erwünscht sein dürfte. Auf Rezensionen und Berichte über die historische Literatur, denen beiläufig die Hälfte der Zeitschrift gewidmet ist, wurde besonderes Gewicht gelegt und die Referate über die einzelnen weltgeschichtlichen Epochen unter eine Anzahl meist jüngerer Historiker verteilt, denen sich aber auch namhafte Gelehrte wie Anton Áldásy und Eduard Mahler anschlossen, die dadurch gewissermaßen gezwungen wurden, die neueste historische Literatur mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, was dann wieder den Zweck hatte, sie zu selbständiger Arbeit auf dem Gebiete der Weltgeschichte anzuregen.

Nun trat die Zeitschrift in den zweiten Jahrgang und schon der Inhalt des bereits erschienenen ersten Heftes dieses Jahrganges zeigt, daß die Zeitschrift den Zweck, eine sich mit weltgeschichtlichen Themen befassende Generation von Historikern zu erziehen, nicht verfehlte. In diesem Hefte sind vier größere Abhandlungen erschienen und jede dieser Abhandlungen ist einer anderen der großen weltgeschichtlichen Epochen gewidmet, ein Zeichen dessen, daß es bereits für die verschiedensten Epochen sich interessierende Historiker gibt, die gesonnen sind, selbständig zu arbeiten, denen aber bisher der Ansporn dazu fehlte. Von diesen vier größeren Abhandlungen ist die erste von dem leider kurz vor dem Erscheinen seiner Arbeit hingeschiedenen Anton Reményi über das älteste China; die zweite von Stefan Heinlein: Griechische Geschichtsprobleme; die dritte vom Universitätsprofessor in Klausenburg, Alexander Márki, über die Schlacht von Senlac-Hastings; die vierte endlich von einem fremden Gelehrten, Gustav Bodenstein, über das Statut der Belgrader Deutschen aus dem Jahre 1724.

Reményi erzählt die älteste Geschichte Chinas bis zum Sturze der Dynastie Shang und Thronbesteigung der Dynastie Chou im Jahre 1122 v. Chr., besonders den Fall Chou-sins, des letzten Kaisers aus der Dynastie Shang, und die Erhebung Wu-wangs, des Herzogs von Chou, zum Kaiser von China. Die Abhandlung Heinleins hat den Zweck, die wichtigsten griechischen Geschichtsprobleme zusammenfassend darzustellen. In diesem Hefte werden drei derselben vorgeführt, und zwar: die Pelasgerfrage, die dorische Wanderung und die Etruskerfrage. Es wird gesucht, zu zeigen, worin der Kern dieser Probleme steckt, und wovon unsere Stellungnahme gegenüber den versuchten Lösungen der Probleme abzuhängen hat. Alexander Márki behandelt die Schlacht von Senlac-Hastings und die Antecedentien derselben besonders von strategisch-taktischem Gesichtspunkte aus, und sucht die Ursachen des Ausganges der Schlacht durch die Beschaffenheit der einander gegenüberstehenden Heere,

durch die von den Anführern beiderseits begangenen Fehler, sowie durch die anders eingetretenen Umstände zu erklären. Die Abhandlung Bodensteins führt uns endlich die Geschichte der Entstehung des Statutums der Belgrader Deutschen aus dem Jahre 1724 vor Augen. Gleich nach der Befreiung Belgrads durch die kaiserlichen Truppen vom Türkenjoche im August 1717 finden wir die dort sich niederlassenden deutschen Kaufleute im Begriff sich eine Organisation zu geben. An ihrer Spitze steht der zum Stadtrichter gewählte Friedrich Stadler. Sie hatten jedoch infolge der Mißgunst des militärischen Befehlshabers und Kommandanten von Belgrad, des Grafen O'Dwyer viel zu leiden. Aber dem Stadtrichter Stadler gelang es, die Protektion sowohl der Hofkammer, als auch des Hofkriegsrates zu erwerben. So nahm sich besonders die im April 1719 errichtete Hofkommission in Neo-acquisticis den Wünschen Stadlers und der Belgrader Deutschen an, die als Richtschnur aufstellte, man müsse die Niederlassung der Deutschen in Belgrad begünstigen, aus derselben eine deutsche Stadt zu machen suchen, und ihr eine ähnliche Organisation wie den ungarischen Freistädten geben, ohne sich aber auf dieselben zu berufen, damit dies den ungarischen Ständen nicht zum Vorwand dienen könne, auf den Besitz Belgrads, das ja einst zu Ungarn gehörte, Anspruch zu erheben. Als man dann nach der Feststellung dieses Grundsatzes sich auch bezüglich der Einzelheiten der Organisation auf Grund des durch Stadler eingerichteten Planes einigte, und das Projekt durch Karl III. gutgeheißen ward, erschien am 18. Februar 1724 der kaiserliche Erlaß, der als Grundlage der Organisation der Belgrader Deutschenstadt diente[1]).

Außer diesen vier größeren Abhandlungen erschien auch eine kleinere, aber sehr interessante Abhandlung von Moritz Wertner. In einer vom 26. Februar 1303 datierten Urkunde erzählt der damalige Palatin von Ungarn, Stefan Borsodi aus dem Geschlecht Ákos, sein Sohn Stefan habe die aus dem glorreichen Blut des Königs von Böhmen und Polen stammende Tochter des bayrischen Herzogs Bavarin geehelicht. Da nun ein bayrischer Herzog Bavarin, dessen Tochter noch obendrein von einem böhmischen und polnischen König abstammen sollte, nirgends bekannt war, mußte man sich fragen, wer hier gemeint sei. Wertner sucht nun nachzuweisen, daß hier ein Fehler vorliegt und ein einfacher böhmischer Edelmann, Bawor von Baworowe, gemeint sei[2]).

Die andere Hälfte des Heftes wird durch Rezensionen und Berichte über die in Zeitschriften erschienene historische Literatur ausgefüllt. Rezensiert werden die folgenden Werke: 1. Bresslau: Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien (Emerich Szentpétery); 2. Schilling: Die Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus (Georg Balanyi); 3. Krehbiel: The interdict, its history and its operation with especial attention to the time of Pope Innocent III. (Albin Kiss); 4. Libros de Tesoreria de la Casa real de Aragón (Josef Ivanić); 5. Fontes Rerum Transylvanicarum I. (Julius Szekfű). Die Referate über die Zeitschriften sind von Emerich Madzsar, Stefan Heinlein, Eduard Mahler, Anton Áldásy, Adorján Divéky,

---

[1]) Der Artikel erschien vollständig in dieser «Ungarischen Rundschau», 1913, 2. Heft, S. 396—415.

[2]) Vollständig deutsch ebenda, 1913, 1. Heft, S. 32—44.

Alexander Domanovszky, Eugen Gagyi, Emerich Görög, Josef Holub, Karl Lukács und Anton Hodinka verfaßt. Den Schluß bildet ein Nekrolog über Andrew Lang von Julius Kropf. Ludwig Kovács.

Theodor Körners Braut.

Antonie Adamberger wurde 1790 in Wien als die Tochter von Schauspielern geboren. Nach dem im Jahre 1804 erfolgten Tode ihrer Eltern wurde ihre Erziehung von einer Schwester ihrer Mutter geleitet. Sie trat schon seit 1804 auf der Bühne auf, wurde aber erst 1807 ständiges Mitglied des Burgtheaters[1]). Unter der gewissenhaften Aufsicht ihrer Tante konnte sie sowohl ihre Unschuld, als auch ihren guten Ruf völlig makellos erhalten, so daß ihre Tugendhaftigkeit in Wien fast sprichwörtlich wurde. Körner schreibt über sie am 27. Juni 1812 ganz begeistert an seinen Vater[2]): «Du kannst dir denken, welche Verhältnisse eine Waise, die nur eine Tante hat, aber das ist freilich eine unendlich würdige, wenn auch fast zu strenge Frau, zu überwinden gezwungen ist, besonders in dieser üppigen großen Stadt, wenn sie als Schauspielerin sich als Mädchen in der größten Achtung beym ganzen Publicum erhalten soll. Sie ist die Einzige, die in den ersten Cirkeln willkommen ist; — wenn ich oft in unbekannten Kaffeehäusern den Prahlereyen der jungen Herren zuhörte, wie sie über alle Schauspielerinnen herzogen, von jeder etwas Schlechtes zu erzählen wußten, wie freute es mich allemal, wenn all die losen Mäuler sich nur bey dem Namen Adamberger schlossen und jeder gestand, ja, das sey freilich ein Mädchen, wie es wenige giebt.» Lange Zeit durfte selbst Körner sie nicht besuchen, und auch später hatte nur er und sein Freund Alexander von Herrl Eintritt in ihre Wohnung.

Caroline Pichler äußert sich auch über Toni bei der Charakteristik Körners. Sie schreibt über das Verhältnis zu Körner: «Nicht lange darauf erzählte man sich, daß er (Körner) ein zärtliches Verhältnis mit einer unserer damaligen ersten Schauspielerinnen, Mlle. Adamberger, habe, welche mit einer schönen Gestalt, einem liebenswürdigen, heiteren Umgang und einem großen theatralischen Talent eine so strenge Sittlichkeit, eine so höchst vorsichtige Aufführung verband, daß man sie allgemein ebensosehr bewunderte, als hochachtete; ja, die jungen Herren, welche sich ihr als einer Schauspielerin ohne große Umsicht nähern zu dürfen glaubten, wurden auf eine Art von ihrer Tante, bei der sie mit ihren Geschwistern lebte, empfangen, daß man ihr den Namen le dragon de vertu gab[3]).» Die ausgezeichnete Biographie von Peschel und Wildenow fügt zu diesen Zeilen folgende Anmerkung (II, 224): «Also nicht Antonie, wie in den meisten Biographien Theodors angegeben wird, hatte diesen Beinamen, sondern die Tante, welche nach ihrer Patin, der Kurfürstin Maria Anna aus dem Hause Sachsen, gleich ihrer älteren Schwester die Namen Maria Anna führte.» Danach soll nicht die Braut Körners, sondern ihre Tante «dragon de vertu», ein Tugenddrache, genannt worden sein. Diese Be-

[1]) Theodor Körner und die Seinen von Peschel und Wildenow. 1898. I. 311—312.

[2]) Th. Körners Briefwechsel mit den Seinen herausgegeben von Dr. A. Weldler-Steinberg. 1910. 197—198.

[3]) Caroline Pichler: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 1844. II. 203.

hauptung finden wir auch schon in Wurzbachs Biographischem Lexikon. «Auch lernte Körner» (heißt es dort XII, 244), «um jene Zeit die berühmte, ebenso ihrer Schönheit wegen gepriesene, wie ob ihrer Sittenstrenge hochgeachtete und von ihrer Tante, die deßhalb von den Wiener Elegants ‚le dragon de vertu' genannt wurde, strenge bewachte Hofschauspielerin Antonie Adamberger kennen.»

Die neueren Biographien wenden die Benennung abweichend voneinander bald auf Toni, bald auf ihre Tante an. Nach der neueren Körner-Biographie von Karl Berger[4]) bezieht sich dieser Ausdruck auf Toni, nach der schwedischen Schriftstellerin Cecilie Baath-Holmberg aber auf ihre Tante[5]). Die Verfasser der großen Körner-Biographie haben ebensowenig wie Wurzbach wahrgenommen, daß C. Pichler in ihren Denkwürdigkeiten noch an einer anderen Stelle von Toni spricht und die Benennung ganz deutlich wiederholt. An dieser Stelle kann sie sich unmöglich auf die Tante beziehen, da diese gar nicht erwähnt wird. Die Stelle lautet im dritten Bande ihrer Memoiren, wo sie über Antonie Adamberger, die spätere Frau von Arneth, und von ihrem tugendhaften Wandel berichtet[6]): «Un dragon de vertu nannte man sie sogar in den Zeiten des Kongresses». Diese Aussage macht es ganz zweifellos, daß Toni und nicht ihre Tante «Tugenddrache» genannt wurde. Arthur Weber.

Das ungarische Shakespeare-Jahrbuch.

Das allgemeine Interesse, das sich sozusagen in der ganzen Welt für und um Shakespeare herum bekundet, ist auch in Ungarn auf einen lebhaften Widerhall gestoßen. Schon am Ende des 18. Jahrhunderts sind bei uns mannigfaltige Spuren eines Shakespearkultus zu finden, war Ungarn doch das erste nichtgermanische Land, das Shakespeares sämtliche Werke in metrischer Übersetzung besaß. Diesem lebhaften Interesse zufolge rief die belletristische Kisfaludy-Gesellschaft einen besonderen Shakespeare-Ausschuß ins Leben, der sich folgende Aufgaben stellte: 1. eine Reihe öffentlicher, allgemein orientierender Vorträge über Shakespeare und Rezitationen aus seinen Werken, sogenannte Shakespeare-Matinées zu veranstalten; 2. als Sammelpunkt der Shakespearestudien in Ungarn eine besondere Zeitschrift, das hier vorliegende Shakespeare-Magazin[1]) zu begründen; 3. eine ungarische Shakespeare-Bibliographie, ein Verzeichnis aller in ungarischer Sprache erschienenen Shakespeare-Schriften zu verfassen; 4. zur Erleichterung und Förderung der Shakespearestudien im Anschluß an die Budapester Universitätsbibliothek eine besondere, möglichst vollständige Shakespeare-Bibliothek zu begründen, und 5. die vorhandenen ungarischen Shakespeare-Übersetzungen unter Berücksichtigung

[4]) Berger: Theodor Körner. 1912. 148.

[5]) Vater und Sohn (Gottfried und Th. Körner). Übersetzt von G. Hamdorff. 1908. 98.

[6]) Denkwürdigkeiten. III. 97.

[1]) Ungarisches Shakespeare-Magazin. Mit Unterstützung des kgl. ungarischen Ministers für Kultus und Unterricht, herausgegeben von dem Shakespeareausschuß der Kisfaludy-Gesellschaft, redigiert von Zoltán Ferenczi. V. Bd. Budapest, 1912 in Kommission bei F. Kilian. IV. S. 320.

der Ergebnisse der modernen Textkritik einer gründlichen Revision zu unterziehen und sie mit einem Kommentar zu versehen.

Sämtliche Programmpunkte der Kommission sind 1908 in Angriff genommen worden. Das ungarische Shakespeare-Magazin wurde der sachverständigen Leitung des besten Kenners der Shakespearestudien in Ungarn, Prof. Josef Bayer, anvertraut, der es verstanden hat, die berufenen Arbeitskräfte um sich zu versammeln, so daß die Zeitschrift schon von Anfang an bewiesen hat, daß in Ungarn nicht bloß ein allgemein literarisches Interesse für Shakespeare herrscht, sondern daß bei uns auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Dichter, die Shakespeare-Philologie, eine sichere Stätte und eifrige Pflege gefunden haben.

Leider mußte Prof. Bayer nach vierjähriger verdienstvoller Tätigkeit die Redaktion aus Gesundheitsrücksichten aufgeben. Der nunmehr unvermeidliche Redaktionswechsel ließ gleichzeitig die Erwägung auftauchen, ob es nicht zweckmäßiger wäre, die Vierteljahrschrift in ein Jahrbuch umzugestalten, eine Ausgabeform, die leichter in Umlauf zu bringen wäre, also geeigneter, den Shakespearekultus in weiteren Schichten des Publikums zu propagieren. Nachdem dieser Beschluß gefaßt wurde, übernahm Zoltán v. Ferenczi die Redaktion, der nicht nur durch Fachkenntnisse und reiche literarische Tätigkeit zu diesem Posten sozusagen prädestiniert war, sondern auch dadurch, daß er als Direktor der Universitätsbibliothek in Budapest, als Gründer und eifriger Beförderer der daselbst geschaffenen Shakespeare-Bibliothek in der Lage ist, die Redaktion des Jahrbuches mit dem literarischen Zentrum der Shakespeare-Studien Ungarns zu verbinden.

Der vorliegende Band ist nun das erste Jahrbuch, gleichzeitig aber der fünfte Jahrgang des Shakespeare-Magazins. Nebst der äußeren Form hat es auch inhaltlich gewissermaßen eine Umwandlung erfahren. Während nämlich die vier ersten Bände überwiegend Shakespeare-Fragen im engen Zusammenhange mit der ungarischen Literatur behandelten, ist das nunmehrige Jahrbuch — in Anbetracht des Zweckes, das Interesse für Shakespeare auch in weiteren Kreisen zu verbreiten — mannigfaltiger, vielseitiger, andrerseits aber mehr informativ, ohne jedoch eingehender oder selbständiger Forschung zu entbehren.

So führt uns gleich der erste Aufsatz: «Shakespeare-Probleme» von Albert v. Berzeviczy in die sich immer vergrößernde Shakespeare-Literatur ein und orientiert über die mannigfaltigen Fragen und Probleme die in Verbindung mit Shakespeare auftauchen. Schwierigkeiten, wie die Beurteilung und Auslegung einzelner Stücke, Verständnis der Charaktere, des literarhistorischen Hintergrundes, Chronologie der Werke, die menschliche und dichterische Individualität, Bildung und Wissen des Autors selbst, werden mit einigen Worten beleuchtet, die sogenannte Shakespeare-Frage über die Identität des Stratforder Shakespeare mit dem Schöpfer der berühmten Werke treffend charakterisiert, die Probleme angemessen gruppiert, so daß der Aufsatz eine gute Übersicht über die wichtigsten Shakespeare-Probleme bietet.

Der folgende Artikel: «Einige Worte über den Einfluß Shakespeares auf das ungarische Drama», ein Abschnitt aus den Universitätsvorträgen von Zsolt v. Beöthy, behandelt ein Thema von nationalem Interesse. Der Verfasser führt aus, daß Shakespeare bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts nur ein leerer Name für die ungarische Literatur war, und daß sein tat-

sächliches Eindringen in das ungarische Drama, und zwar in das nationalhistorische Drama, von Jos. Katona und Karl Kisfaludy zu datieren ist. Katona schrieb das Drama «Bánkbán» direkt unter dem Einfluß seiner Shakespeare-Studien; auch ist ihm die mächtige Charakteristik der Menschen und der historischen Umwelt auf eine Weise gelungen, wie kaum einem ungarischen Dramatiker vor oder nach ihm. Dies gilt auch von Kisfaludys Dramenfragment «Matthäus Csák». Kisfaludys Shakespeare-Studien haben ihn ferner zur Romantik geführt, zur Verkündigung der Freiheit der Phantasie, was hinwiederum Vörösmarty zu Shakespeare-Studien anspornte, als deren Resultat seine poetischeste Schöpfung «Csongor und Tünde» zu betrachten ist, als unter der Suggestion von Shakespeares Sturm und Sommernachtstraum entstanden. Als letzte Epoche des Shakespeareschen Einflusses sind die sechziger Jahre zu betrachten, wo wieder Shakespeare der verflachten Dramendichtung aufhalf, indem Eugen Rákosi seinen «Aesopus» und Ludwig Dóczy seinen «Kuß» in der poetischen Atmosphäre der Shakespeareschen Lustspiele geschrieben haben.

Interessant für die ungarische Shakespeare-Literatur ist Z. Ferenczis Publikation der «Ersten ungarischen Shakespeare-Übersetzung». Georg Aranka aus Siebenbürgen übersetzte 1785 aus «Richard II» einige Szenen (I 4—6 Sz. II 1—5 Sz. III 4—6 Sz. V 10—12 Sz.) auf Grund der Wielandschen Übersetzung, ebenfalls in Prosa. Die in kräftiger Sprache geschriebenen, d. h. übersetzten Szenen dienen auch zur Dokumentierung dessen, daß die Übersetzungsliteratur, die im XVIII. Jahrhundert von dem in Wien als Gardeoffizier lebenden Alex v. Báróczy mit so viel Erfolg betrieben wurde, um zur Wiederbelebung der erschlafften ungarischen Literatur zu führen, von Siebenbürgen ausgegangen ist.

Dr. Alexander Fest erörtert in seinem Aufsatz: «Ungarische Anspielungen in einem Drama aus Shakespeares Zeit» das Drama Philip Massingers «The picture». Massinger bearbeitet das altbekannte Motiv, die Wette auf die unverbrüchliche Treue der fernen Ehefrau in solcher Weise, als ob dasselbe aus der ungarischen Geschichte entsprungen wäre. Dasselbe Motiv hat auch Shakespeare beibehalten, ohne ungarische Anspielungen, während Musset in seiner Barbernie, dieselben benutzt hat. Massinger läßt nämlich den Gatten nach Ungarn ziehen, an den Hof des Königs Ladislaus, nach Alba Regalis, Székesfehérvár (Stuhlweißenburg). Da in Massingers weiteren Dramen ungarische Beziehungen nicht vorkommen, hat der Verfasser Massingers Quelle aufgesucht, Painters Palace of Plaesure, wo dieselben vorzufinden sind, der sie aus Bandellos Novelle «Barberina» geschöpft hat. Nur spielen sich die Begebenheiten bei Bandello am Hofe des Königs Matthias Corvin ab, dessen Gemahlin Beatrice die hochgebildete Tochter des neapolitanischen Königs war, und die als Witwe wieder in die Heimat zog. Da Bandello die Königin Beatrice gekannt hat, so ist es begreiflich, daß das Königspaar Matthias und Beatrice in seinen Novellen des öfteren erwähnt ist.

Anton Radó entwickelt seine Ansichten über die Anforderungen der in Angriff genommenen Shakespeare-Revision.

Dies die Artikel, die Shakespearefragen in Beziehung zur ungarischen Literatur behandeln, und wir können hiermit die unterbrochene Reihenfolge wieder aufnehmen.

Desiderius Rózsa beginnt einen Zyklus über «Shakespeares Vorgänger».

Als ersten behandelt er Marlowe. Seine Lebensverhältnisse, soweit sie bekannt sind; seine dramatische Tätigkeit, sein Verhältnis zu Shakespeare und seinen Zeitgenossen werden eingehend beleuchtet. Ausführliche Inhaltsangaben der einzelnen Dramen und ausführliche Analysen derselben geben uns ein klares Bild über die Stellung des einzigen unter Shakespeares Vorgängern, dessen Name durch Shakespeares Dichterruhm nicht ganz verschlungen wurde.

Ludwig Bodrogis Studie über zwölf sogenannte Pseudo-Shakespearesche Dramen beschäftigt sich mit der Entstehung und dem dichterischen Wert dieser Stücke und sucht durch ausführliche Inhaltsangaben und Analysen Shakespeares Anteil an der Verfassung der Dramen zu konstatieren oder zu leugnen. In Hinsicht bibliographischer Notizen, literarhistorischer Angaben berücksichtigt Verfasser das Werk Tucker Brookes, aber polemisiert mit ihm bei den einzelnen Stücken über die Autorschaft derselben, besonders über jene Teile, die Shakespeare zuzuschreiben oder nicht zuzuschreiben wären. So findet der Verfasser, daß Edward III. das einzige Pseudo-Shakespearesche Drama wäre, das als Shakespeares Werk angesehen werden und ganz gut als exordium zu Shakespeares Historien dienen könnte.

Arthur B. Yolland befaßt sich mit Shakespeares Zeitalter, dessen Kenntnis zum richtigen Verständnis der Dramen Shakespeares unumgänglich notwendig ist. Diese Behauptung belegt Verfasser mit vielen zweckmäßig gewählten Stellen aus Shakespeare. Gleichzeitig weist er auf Mißverständnisse in der ungarischen Shakespeareübersetzung hin, die nur infolge der damaligen Unkenntnis von Shakespeares Zeitalter entstanden sind.

Bernhard Alexander findet in seiner Studie «Shakespeare und die dramatische Kunstform» Gelegenheit, viel Interessantes und Treffendes über das Drama selbst in kurzen, schlagenden Worten zu sagen. Das Leben der Kunstformen, die Entstehung des Dramas aus der Epik, die Handlung im Drama, die Form dieser Handlung, deren Bedingnisse, die letzte Phase der Begebenheiten, die die eigentliche Handlung des analytischen Dramas ausmachen, die Wichtigkeit der dramatischen Idee, sind äußerst interessant ausgeführte kurze Abschnitte, durch die uns Verfasser zu Shakespeare selbst führt, dessen Verdienst es ist, daß er in die alten traditionellen Formen neues Leben haucht, die Handlung zur inneren Handlung gestaltet, und somit das psychologische Drama erschafft. Nebstbei ist er es, der das Individuum dramatisch gestaltet, aber gleichzeitig ewige Ideen der Menschheit in den Individuen verkörpert. Shakespeare ist noch ein Beleg dafür, daß eine fertige Kunstform nicht fertig zu übernehmen ist, sondern durch neuen Inhalt neu geschaffen werden muß.

Dr. Jakob Salgó behandelt die «Geistesgestörten bei Shakespeare». Er hebt hervor, daß Shakespeares Kunstverständnis ihn davor bewahrte, die Geistesgestörtheit als Hauptmotiv seiner Dramen zu benutzen, im Gegensatz zu den modernen Dramatikern wie z. B. Ibsen. Auch erstrebte Shakespeare in keiner Weise die Treue der pathologischen Symptome, und doch erzielt er die gewünschte Illusion.

Der Artikel «Über die griechische Quelle zu Shakespeares zwei letzten Sonetten» von Stephan v. Hegedüs behandelt die von W. Herzberg und Friesen aufgeworfene Frage, wie die griechischen Epigramme zur Kenntnis

Shakespeares gelangten. Hegedüs sucht nachzuweisen, daß dies auf dem Wege der Anthologia Latina geschehen ist[2]).

Eine ausführliche Bücherschau über die neueste Shakespeareliteratur gibt Desid. Rózsa mit anerkennenswerter Umsicht. Unter dem Titel «Literatur» werden einzelne Werke von verschiedenen Rezensenten besprochen. Die Miszellen behandeln Auslegungen von einzelnen Ausdrücken und Namen aus den Werken Shakespeares von K. Kropf in London. Ein Verzeichnis der in Kolozsvár aufgeführten Shakespearedramen in den Jahren 1867 bis 1900 gibt Dr. Eugen Janovics. Amtliche Mitteilungen über die Beschlüsse des Shakespeareausschusses und endlich eine ausführliche ungarische Shakespeare-Bibliographie von A. Hellebrant beschließen den reichhaltigen und hübsch ausgestatteten Band. Marianne von Czeke.

«Carobert.»

Den im Jahre 1342 gestorbenen Ungarnkönig Karl I. nennen nicht nur die einheimischen, sondern auch die meisten fremdländischen Autoren ohne Ausnahme Karl Robert, manchmal sogar Robert Karl. Auf Grundlage des Nachfolgenden sei der Beweis dessen gegeben, daß keine dieser Namensformen die richtige ist.

Die sogenannte Wiener Bilderchronik sagt: «Karl Martell zeugte mit Klementia, der Tochter Kaiser Rudolfs, einen Sohn, den man in seiner Heimat anfangs Carobert nannte, was so viel heißt als Karl Robert. In Ungarn ließ man den Namen Robert aus und nannten ihn die Ungarn nur Karl.» Jakob Wilhelm Imhof sagt in seinem, die französischen Dynastenfamilien behandelnden Werke[1]) «Carolus Robertus vulgo Carobertus dictus», und somit läßt sich kurz und bündig feststellen, daß selbst noch unsere sogenannte Millenniumgeschichte (III, 7) diesen König hie und da als Caroberto anführt, «wie ihn die Italiener nannten».

Es wäre übrigens an der Sache nichts besonders Überraschendes. Der aus der französischen Königsfamilie der Capetinger stammende Karl I. (von Anjou † 1285), Urgroßvater des Ungarnkönigs Karl I., König von Neapel und Sizilien, hatte einen gleichfalls Karl (der Lahme, † 1309) genannten Sohn; dessen Erstgeborener hieß auch Karl (Martell, † 1295), und dessen Sohn ist Karl I. von Ungarn. Somit ist es selbstverständlich, daß man den beiden letzteren Karl, zum Unterschiede von ihren noch lebenden Vätern, einen Nebennamen geben durfte. Den Thronprätendenten Karl († 1295) nannte man — wie schon gesagt — Karl Martell; seinen Sohn nannte man, solange er sich noch in seiner Heimat befunden, Carobert, was sämtliche spätere Schriftsteller mit der gründlichen Zusammenschmelzung der Namen Karl und Robert identifizierten.

In jenen Urkunden, in denen König Karl II. von Sizilien und Neapel seinen sich schon in Ungarn aufhaltenden Enkel, den Sohn Karl Martells, anführt, nennt er diesen ausnahmslos nur Karl, was auch ganz natürlich ist, da man ihn weder in Italien, noch in Ungarn von einem noch lebenden Karl zu unterscheiden hatte. Daß sich Karl I. auch nur in einer einzigen der von ihm in unzähliger Menge ausgestellten und uns bekannten Urkunden Karl Robert genannt hätte, davon haben wir nicht die geringste Spur; Carobert hat aber trotzdem seine urkundliche Spur, aber mit anderer Bedeutung.

[2]) Wir teilen diesen Aufsatz in deutscher Übersetzung oben S. 586—596 mit.

[1]) 1687 S. 18.

Die florentinische Republik sendet am 15. Februar 1386 einen Brief an die Königin Maria von Ungarn, in welchem von dem Tode des Königs Karl II. (des Kleinen) die Rede ist. In diesem Schreiben heißt es an einer Stelle, welche die Ahnen der Königin verherrlicht, daß man der Großmut Karl Martells und der Toleranz Karl Humberts («an optimae memoriae Karoli Umberti tolerantiam») gedenken solle. In einem zweiten Schreiben der Republik von demselben Datum heißt es: «Carolus (= Karl der Kleine) quidem est de carne vestra et os ex ossibus vestris. Quis enim ignorat ex Karolo secundo hinc Karolum Martellum Hungariae regem et inde Johannem ducem Dyrachii descendisse? Qui non novit, ex illo Karolum Umbertum avum vestrum et ex hoc Ludovicum ejusdem tertii Karoli genitorem serie legitima propagatos»[3]) (= Karl der Kleine ist Blut von Eurem Blute, Fleisch aus Eurem Fleische. Wem ist es unbekannt, daß von Karl II. Karl Martell, König von Ungarn und Johann, Herzog von Durazzo gestammt. Wem ist es unbekannt, daß von jenem [= Karl Martell] euer Großvater Karl Umbert und von diesem Ludwig, der Vater Karls III. [= des Kleinen] entsprossen?).

Wir konstatieren, daß die Aufeinanderfolge der einzelnen Generationen hier unanfechtbar ist, konstatieren aber auch gleichzeitig, daß man — falls die Textierung der beiden Schreiben verläßlich ist — unsern König Karl I. in Italien nicht Karl Robert, sondern Karl Humbert genannt hat. In Carobert waren, nach der Meinung der Autoren die beiden letzten Silben als Robert zu betrachten, während die erste Silbe, Car, nach ihrer Auffassung, die Anfangssilbe von Carlo war. Nach obiger Urkunde ist der richtige Sachverhalt der, daß Caro noch zu Karl gehört, während von Umbert nur mehr «bert» zurückbleibt. Carobert ist somit die gründliche Zusammenziehung von Carlo Umberto. Dr. Mor. Wertner.

Die ältesten ungarischen Drucke.

Über die Entdeckung der ältesten ungarischen Drucke hat Johann Melich, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, im Jahrgange 1912 der ungarischen Zeitschrift «Magyar Könyvszemle» berichtet, wo auch ein kurzer deutscher Auszug des Berichtes zu lesen ist. In einem anderen, bald hernach in der Zeitschrift: Literaturgeschichte (Irodalomtörténet) erschienenen Aufsatze hat er dann versucht, die Bedeutung dieser Entdeckung für die Kulturgeschichte auf Grund der insbesondere durch Cornelius Rupp nachgewiesenen Spuren der Erasmischen Geistesrichtung in Ungarn festzustellen.

Der Titel des einen der hier erwähnten Druckwerke ist: «Rvdimenta grammatices Donati cvm nonnvllis praeceptiunculis, tum optimis quibusque exemplis locupletata, in gratiam puerorum, qui nondum magnis Grammaticis audiendi maturi sunt. Accessit commentariolus de usu, Sui et Suus. Ad Lectorem:

Scripsimus haec pueris, pueris prodesse studemus
Id si fit, satis est, non aliud cupimus.

Autore Christoforo Hegendorphino. Accessit et nunc denuo triplex (uidelicet Almanica Polonica et Vngarica) exemplorum interpretatio.» Es

[3]) Anjoukori dipl. Emlékek III. 599. 602.

ist dies also eine lateinische Grammatik für Anfänger, verfaßt auf Grund der Grammatik des Donatus durch Christophorus Hegendorff, zugleich mit einer deutschen, polnischen und ungarischen Übersetzung der in der Grammatik angeführten Exempeln versehen.

Das andere Werk ist eine durch Sebaldus Heyden zusammengestellte Sammlung lateinischer Gespräche ebenfalls für Anfänger und ebenfalls mit einer Übersetzung derselben in deutscher, polnischer und ungarischer Sprache. Der Titel lautet: «Pverilium colloquiorum Formulae pro primis Tyronibus per Sebaldum Heyden ex Comicorum campo hinc inde collecte iam denuo Germanico Polonico ac Vngarico ideomate illustrate. Sebald Heyd. Ad Nasutum Lectorem:

Consultum pueris uolumus Nasute ualeto
Queritur his fructus, gloria nulla mihi.»

Beide Werke sind im Jahre 1527 in Krakau bei Hieronymus Vietor gedruckt worden und in einem Colligate der Danziger Stadtbibliothek erhalten geblieben. Zuerst hat sie Kazimierz Miaskowski im Jahre 1906 in der Lemberger Zeitschrift «Pamietnik Literacki» beschrieben. Die Aufmerksamkeit der ungarischen Gelehrtenwelt wurde aber erst anfangs 1912 auf sie gerichtet, und zwar durch einen Artikel von Josef Fritz, der in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik erschien. Die Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums in Budapest hat gleich darnach auf Ansuchen des Direktors Ladislaus von Fejérpataky das Colligat von der Danziger Stadtbibliothek freundlichst geliehen erhalten; und die Ungarische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft (Magyar Nyelvtudományi Társaság) hat mit Unterstützung des bekannten Maecenaten Andor von Semsey eine Facsimileausgabe der erwähnten zwei Drucke veranstaltet.

Bis dahin galt, wenn man von den Werken, in denen nur vereinzelt auch ungarische Worte vorkommen, absieht, als ältestes Druckwerk mit ungarischem Texte, die im Jahre 1531 erschienene Neuauflage der oben erwähnten Heydenschen Puerilium colloquiorum Formulae, deren lateinisch-ungarischen Text Ludwig Dézsi im Jahre 1897 neu herausgab. Zwar war ein im Jahre 1893 durch Stefan Szamota entdecktes, in der Krakauer Jagiello Bibliothek aufbewahrtes und von Ludwig Dézsi im Jahrgange 1897 der «Magyar Könyvszemle» publiziertes Fragment einer von der 1531er verschiedenen Ausgabe dieses Werkes unter dem Namen Krakauer Fragment bekannt; darüber aber, ob dasselbe aus einer älteren oder jüngeren Auflage dieses Werkes stammt, waren die Meinungen geteilt, obzwar Johann Melich schon im Jahre 1897, dann neuerdings im Jahrgange 1910 der «Magyar Könyvszemle», wo er auch einen Facsimile-Abdruck des Fragmentes beigab, mit philologischen Gründen nachzuweisen suchte, das Krakauer Fragment sei älter, als die 1531er Ausgabe. Sein Urteil wurde nun durch die neue Entdeckung glänzend bestätigt, denn es stellte sich heraus, daß das sogenannte Krakauer Fragment der Bogen B der Auflage von 1527 ist.

Der Verfasser der ungarischen Interpretation in beiden Werken ist Johann Sylvester. Daß die ungarische Interpretation der Exempeln in den «Rvdimenta» von ihm herrührt, geht aus der am Ende der Grammatik stehenden und auch sonst interessanten folgenden Widmung hervor:

Joannes Sylvestris Pannonius studiosae Iuuentuti.
Mansa solet genitrix natorum inferre palato
Mandere qui nondum fercula dura ualent.
Fert prius, et uolucris teneros in proxima foetus
Aëra per uacuum, quod (!) sinat ire, suos
Sic tibi praemolles, iuuenis studiose, disertus
Imbuit hoc, fauces munere, Christophorus.
Ne magnum sine principijs per inane uageris
Vt Phaëthon, solis praecipitando rotas.
Cuius post studium, triplex idioma, Vietor
Paeonicum, Heluecium Sarmaticumque tulit.
Quandoquidem Rhomana phrasis, non semper aperte
Accipit externum, in flexibus, illa, sonum,
Paeonicum si forte tuas offenderit aures
Errori lector candide parce precor.

In diesen Versen wird die ungarische Sprache idioma Paeonicum genannt. Die Ungarn mit den Paeones zu identifizieren war eine am Ende des XV. Jahrhunderts durch die humanistischen Schriftsteller aufgebrachte Sitte, die wieder ihrerseits die byzantinischen Schriftsteller des XIII.—XV. Jahrhunderts nachahmten. Auch dieser Ausdruck weist also, wie schon sein Name, Johann Sylvester dem Kreise der Humanisten zu. Den Versen folgt ein Pater noster und Ave Maria in ungarischer Sprache, sicherlich ebenfalls von ihm.

Daß auch die ungarische Übersetzung der «Formulae» von ihm herrührt, zeigt die am Ende derselben angebrachte folgende Dedication:

Joannis Sylvestris Ponnonij
ad Michaelem Gezthi puerum
bonae spei Decastichon.
Disce precor nostrae Michael generosa propago
Gentis, ut in patriae sis decus ipse tuae.
Disce, equidem à teneris multum est assuescere, ut inquit
Vergilius, Latij gloria prima chori.
Disce, nec ingenium damnosa per ocia perdas,
Acre dedit sophiae quod deus ille tibi.
Disce, sed haec moneo, quae post dediscere nunquàm
Poeniteat grandem iam uiridemque uirum.
Disce, equidem uasto pereunt, ut cernis in orbe
Cuncta, manent animi, tum ingenijque bona.

Johann Sylvester schrieb also schon dazumal als er noch an der Krakauer Universität studierte, lateinische Verse in elegischem Maße, was auch später eine seiner Lieblingsbeschäftigungen geblieben zu sein scheint, da von ihm, als er schon Lehrer an der Universität in Wien war, mehrere solche Verse im Druck erschienen. Als er nun das Neue Testament in das Ungarische übersetzte, wurde er gewahr, wie sehr geeignet die ungarische Sprache für das klassische Versmaß ist. So entstanden die ungarischen Distichen in seinem Neuen Testamente, mit denen das klassische Versmaß seinen Einzug in die ungarische Poesie hielt.

Leider wissen wir nur wenig über die Lebensschicksale dieses für uns ziemlich bedeutenden Humanisten. Nach seiner von Emerich Révész in

ungarischer Sprache verfaßten Biographie (Erdősi János. Debreczen. 1859) ist er am Anfange des XVI. Jahrhunderts in Szinyérváralja geboren. In seinen jüngeren Jahren war er wahrscheinlich Erzieher des Michael Gezthi und studierte um 1527 an der Universität in Krakau. Nach Ungarn zurückgekehrt, heiratete er, war aber vielen Verfolgungen ausgesetzt, bis sich endlich der nachmalige Palatin Ungarns Thomas von Nádasdy seiner annahm. Mit Unterstützung dieses dem Humanismus zugeneigten Magnaten ging er um 1534 nach Wittenberg, wo er den Melanchthon hörte. Wieder in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er von seinem Gönner Nádasdy, der um diese Zeit auf dem ursprünglich seiner Gattin, Ursula von Kanisai, gehörenden Gute in Ujsziget bei Sárvár im Eisenburger Komitate eine Schule und eine Druckerei gründete, in dieser Schule als Lehrer angestellt. Hier in Ujsziget erschien im Jahre 1539 seine Grammatica Hungarolatina als erstes in Ungarn gedrucktes Werk mit ungarischem Texte, und zwei Jahre hernach, im Jahre 1541 seine Übersetzung des Neuen Testamentes, als erstes in Ungarn gedrucktes umfangreiches Werk mit nur ungarischem Texte. Bald nach dem Erscheinen dieses Werkes übersiedelte er nach Wien, wo er bis um 1551 an der dortigen Universität als Professor bzw. Lehrer wirkte. Wie schon erwähnt, erschienen von ihm hier auch mehrere, zumeist kleinere poetische Werke in lateinischer Sprache. Da bekam er vom Könige in der Umgebung Wiens ein kleines Gut, konnte aber den Besitz desselben wegen der Haltung der gegen ihn aufgehetzten Bevölkerung nicht antreten. Was weiter mit ihm geschah, ist unbekannt.

Wohl sein bedeutendstes Werk ist die Grammatica Hungarolatina. Es ist dies eigentlich eine vergleichende Grammatik der lateinischen und ungarischen Sprache. Diese Grammatik hängt nun innig mit den «Rvdimenta» zusammen. Die «Rvdimenta» sind, wie oben erwähnt, von Hegendorff auf Grund der Grammatik des Donatus verfaßt. Hegendorff war ein Anhänger des Erasmus Rotterdamus; und von den Anhängern des Erasmus wurde die Grammatik des Donatus vielfach umgearbeitet. Die Ars grammatica des Donatus bestand aus zwei Teilen: aus der De octo partibus orationis ars minor und aus der Ars maior. Die Ars minor war eine ganz kurzgefaßte Grammatik für Anfänger. Die Ars maior bestand aus zwei Büchern (libelli). Das erste Buch war eine etwas ausführlichere Grammatik, wie die Ars minor, das zweite aber eigentlich eine Stilistik; es enthielt Aufsätze de barbarismo, de soloecismo, de ceteris vitiis, de metaplasmo, de schematibus, de tropis. Die «Rvdimenta» des Hegendorff, die Sylvester mit einer ungarischen Interpretation versah, sind nun ein Auszug aus der Ars minor, erweitert durch einen selbständigen Anhang des Hegendorff. Die Grammatica Hungarolatina des Sylvester hingegen ist auf Grund einer ebenfalls von einem Anhänger des Erasmus verfaßten Überarbeitung des ersten Buches der Ars maior entstanden. Ja, Sylvester scheint, wie dies aus einigen Andeutungen in seiner Grammatica Hungarolatina hervorgeht, auch das die Stilistik umfassende zweite Buch der Ars maior überarbeitet zu haben, dies Werk ist aber bisher noch nicht aufgefunden worden.

Die Interpretation der «Rvdimenta» des Hegendorff weist ihn also ebenso, wie die Grammatica Hungarolatina, und die bisher nur supponierte Bearbeitung der Stilistik des Donatus, den Anhängern des Erasmus zu; und auch die «Pverilium colloquiorum Formulae», die er mit einer ungarischen Interpretation versah, sind von einem Anhänger des Erasmus, Sebaldus

Heyden, verfaßt. Nun ist auch seine Bibelübersetzung im Sinne des Erasmus mit Benutzung der Übersetzung und Interpretation des Erasmus entstanden. Er hat dies Werk den Söhnen König Ferdinands, Maximilian und Ferdinand, gewidmet, was aber natürlich kein Einverständnis dieser Erzherzöge mit der Erasmischen Geistesrichtung zu bedeuten hat.

Daß Erasmus dazumal schon viele Anhänger in Ungarn zählte, beweist der Umstand, daß schon vor dem Erscheinen des Neuen Testamentes von Sylvester zwei Bibelübersetzungen in ungarischer Sprache, und zwar Übersetzungen des Erasmischen Textes, erschienen.

Diese zwei Übersetzungen sind:

1. die Briefe des heiligen Paulus von Benedictus Komjáthy;
2. das Neue Testament von Gabriel Pesthy.

Nur sind beide im Auslande, das erste im Jahre 1533 in Krakau, das zweite im Jahre 1536 bei Johann Syngrenius in Wien, gedruckt worden. Komjáthys Übersetzung ist das älteste bekannte Druckwerk in nur ungarischer Sprache. Beide Werke wurden durch Aron von Szilády im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften, das erstere im Jahre 1883, das letztere im Jahre 1893 in Seiten, Zeilen und Buchstaben mit dem Originale übereinstimmend, neu herausgegeben. Sie sind Zeugen dessen, was die ungarische Literatur und Kultur den Anhängern des Erasmus, zu denen auch der Hofpriester der Königin Maria, der Gemahlin Ludwig II., Johann Henckel, gehörte, zu verdanken hat.

So hängt die Geschichte der Buchdruckerkunst in Ungarn mit der Geschichte der Erasmischen Geistesbewegung enge zusammen. Die ersten Druckwerke mit ungarischem Texte sind von Anhängern des Erasmus geschriebene, im Sinne ihres Meisters möglichst kurz gefaßte Grammatiken und dieselbe ergänzende, als Lehrbücher ebenfalls durch Erasmus empfohlene und von seinen Anhängern zusammengestellte Gesprächesammlungen. Die ersten Druckwerke in ungarischer Sprache sind auf Grund des Erasmischen Textes verfaßte Bibelübersetzungen, die den Zweck hatten, es zu ermöglichen, der Aufforderung des Erasmus nachzukommen: «Legant et idiotae legem Domini quacumque lingua», wozu als geeignetestes Verbreitungsmittel die Buchdruckerkunst diente. Das Hauptverdienst gebührt, so viel wir wissen, dem Johann Sylvester. Von ihm sind die ältesten bekannten im Drucke erschienenen ungarischen Texte, er schrieb das erste in Ungarn gedruckte Werk mit ungarischem Texte und auch das erste, in Ungarn gedruckte ungarische Werk. Auch durch Anwendung des klassischen Versmaßes im Ungarischen hat er Bedeutung erlangt. Neben ihm kommt noch Benedictus Komjáthy als Verfasser des ältesten ungarischen Druckwerkes in Betracht. Doch sind die Forschungen in dieser Beziehung keineswegs als schon beendet zu betrachten. Schon die Worte: «iam denuo Germanico Polonico ac Ungarico ideomate illustrate» im Titel der «Pverilium colloquiorum Formulae» zeigen, daß von diesem Werke auch eine ältere Auflage, als diejenige aus dem Jahre 1527, und zwar ebenfalls mit einem ungarischen Texte versehen, existierte. Man wird daher guttun, auch fernerhin solchen alten Druckwerken mit ungarischem Texte nachzuspüren; doch ist es nach dem Gesagten immerhin wahrscheinlich, daß man die Verfasser derselben im Kreise der Anhänger des Erasmus zu suchen haben wird.

Pindars Tropen.

Aus einer Abhandlung von Professor Wilhelm Pecz.

In dieser in neugiechischer Sprache geschriebenen und vor kurzem veröffentlichten Studie behandelt der Verfasser die Tropen Pindars in kulturhistorischer und poetischer Rücksicht, und vergleicht sie mit den Tropen der Ilias, der Odyssee, des Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes.

Hinsichtlich der Proportionstropen (d. h. der Metapher, Allegorie und des Gleichnisses) zeigen sich die größten Unterschiede bei den aus den höheren Schichten der Kultur (Theater, Musik, Gymnastik usw.) entlehnten Bildern; diese finden sich nämlich in der Ilias und Odyssee nur äußerst selten, aber oft bei Pindar und den großen attischen Dramatikern. Hinwieder ist es natürlich, daß die aus der Kochkunst entlehnten Bilder bei Pindar und den drei Tragikern fehlen, während dieselben bei Aristophanes häufig genug und auch in der Ilias und Odyssee einigemal vorkommen. Die kleinen Künste (Arbeiten in Silber, Elfenbein usw.), sowie die Handwerke (Schmiede-, Tischlerhandwerk usw.), die die Ilias, Odyssee und Aristophanes reichlich mit Tropen versahen, behandelt auch Pindar mit einer gewissen Vorliebe, aber die Tragödie schöpfte aus ihnen kaum einige Bilder. Als Beweise der lebhaften Religiosität im homerischen Zeitalter treten in der Ilias und Odyssee die aus der Mythologie und dem Kultus genommenen Bilder hervor, aber nicht so sehr gegenüber Pindar und Aeschylus, deren diesbezügliche, verhältnismäßig zahlreiche Bilder einen Schluß auf die intensive Religiosität dieser zwei Dichter erlauben, als eher gegenüber Sophokles, Euripides und Aristophanes, die als Zeichen ihrer mangelhaften Religiosität selbst alle zusammen nur um etwas mehr Bilder aus der Mythologie und dem Kultus aufweisen, als Pindar allein, und selbst alle zusammen nicht so viel, als Aeschylus allein. Aber auch die aus der Natur entlehnten Tropen spielen eine bedeutend größere Rolle in der Ilias und Odyssee, als bei Pindar und den Dramatikern, als Zeichen dafür, daß die Kultur des homerischen Zeitalters der Natur näher stand, als die Pindars und der Dramatiker. Alles zusammengefaßt, kann man sagen, daß bereits durch die Vergleichung der Proportionstropen dargetan wird, daß die Kultur des Zeitalters der Ilias und Odyssee eine primitivere ist, als die der glänzenden attischen Zeit im V. Jahrhundert.

Die Tropen der Ilias und Odyssee die nur selten aus dem Kriege genommen sind, zeigen mit größter Entschiedenheit das Bild der Kultur eines friedlicheren Zeitalters, beweisen also, daß die Dichter, die die Ilias und Odyssee in ihrer heutigen Gestalt schufen, nicht der kriegerischen achäo-äolischen, sondern der friedlicheren ionischen Zeit angehören, kurz, daß ihre Kultur nicht die achäo-äolische, sondern die ionische ist. Sowohl Pindar als Aeschylus, die beide Männer des Zeitalters der persischen Kriege sind, widerspiegeln in ihren zahlreichen, aus dem Kriege genommenen Tropen den kriegerischen Geist ihrer Zeit. Pindar stimmt mit dem ihm kongenialen Aeschylus auch darin überein, daß beide durch ihre zahlreichen, aus dem Menschen genommenen Bildern mit Nachdruck das Individuum hervorheben: Aeschylus als Kämpfer der nationalen Freiheit der Griechen, Pindar, der kein besonderer Freund der Kämpfe gegen die Perser war, als der die Sieger der nationalen Wettkämpfe besingende Dichter, wie

dies seine recht zahlreichen, aus den Wettkämpfen genommenen Bilder beweisen. Mit besonderer Vorliebe nimmt Pindar seine Bilder aus dem Kreise der Architektur.

Synekdoche und Metonymie sind ein Ausfluß der Reflexion, die Proportionstropen ein Ausfluß der Phantasie. Wenn wir nun das Verhältnis einerseits der Synekdoche und Metonymie, anderseits der Proportionstropen zueinander betrachten, so sehen wir, daß die Synekdoche und Metonymie stufenweise in den Vordergrund tritt gegenüber den Proportionstropen von der Ilias und Odyssee angefangen bis Euripides, aber bei Aristophanes stark vermindert erscheint. Alles dies bezeugt, daß die Reflexion von Homer bis Euripides stufenweise erstarkt, aber bei Aristophanes in bedeutendem Maße zurücktritt, und hinwieder, daß die Phantasie von Homer bis Euripides stufenweise in den Hintergrund gedrängt wird, aber bei Aristophanes zu neuen Kräften gelangt. Pindar nimmt bezüglich der Reflexion und Phantasie eine Mittelstelle zwischen Homer und Aeschylus ein, d. h. seine Reflexion ist größer, als die des Homer, aber kleiner, als die des Aeschylus, und hinwieder ist seine Phantasie kleiner, als die des Homer, aber größer, als die des Aeschylus.

In den Proportionstropen schafft die Phantasie mit plastischem Geiste ihre Bilder, von welchen das Gleichnis am meisten, die Metapher am wenigsten entwickelt ist, und zwischen beiden steht die Allegorie; also schafft die Phantasie in der Metapher das kleinste, im Gleichnis das größte plastische Bild. Wenn wir aus diesem Standpunkte die Proportionstropen betrachten, so sehen wir, daß die Ilias sowohl bezüglich der Zahl wie auch bezüglich der Ausführlichkeit der Gleichnisse eine hervorragende Rolle spielt, aber bei Pindar und den Dramatikern gelangen die Metapher und die kurzen Gleichnisse ins Übergewicht. Die Allegorie findet sich in der Ilias nur einmal, und in der Odyssee kein einziges Mal, aber bei Pindar und den Dramatikern kommt sie öfter vor. Eine weitere Eigenschaft der Ilias ist, daß sie um zwei oder mehrere Tropen eine größere plastische Einheit zu schaffen liebt, sie liebt die Bildergruppen, in welchen als die Elemente ihrer Zusammensetzung wieder die am meisten angeführten Bilder, die Gleichnisse hervortreten. Bei Pindar und den Dramatikern sind zwar die Bildergruppen häufig genug, doch sind sie gewöhnlich nur aus Metaphern gebildet und von kleiner Struktur. Kurz gesagt: wir sehen von der Ilias angefangen die Odyssee, Pindar und die Dramatiker hindurch die fortwährende Abschwächung des elastischen Geistes in der Poesie, und es ist interessant, daß dem gegenüber in der Architektur und Bildhauerei der plastische Geist im Verlaufe der Zeit fortwährend erstarkt, und seinen Höhepunkt im Zeitalter des Perikles erreicht.

In der Ilias werden die Gleichnisse häufig, die Bildergruppen gewöhnlich aus Elementen gebildet, die nicht in eine, sondern in zwei oder mehrere Kategorien gehören. Diese Polychromie, die in der klassischen Zeit des Griechentums sowohl in der Poesie wie in der Architektur und Bildhauerei ein notwendiges Akzessit des plastischen Geistes ist, triumphiert mit diesem zugleich in der Ilias, und wird schwächer mit diesem zugleich in der Odyssee, bei Pindar und den großen Dramatikern.

Die klare Gliederung des Gleichnisses, wie sie bei Homer vorkommt, suchen wir vergebens bei Pindar. Er pflegt das Gleichnis eher nur anzu-

deuten, als zum klaren Ausdrucke zu bringen, und erschwert oft das Verständnis desselben mit verwickeltem Satzgefüge.

Schließlich ist hervorzuheben eine kühne Gebrauchsweise der Tropen, die darin besteht, daß ein und dasselbe Wort zugleich zwei Tropen ausdrückt; z. B. bedeutet in einem Gleichnisse der Ilias (X, 5—10) der «Mund» des Krieges (*πολέμοιο στόμα*) als Synekdoche den personifizierten «Krieg» selbst, aber diese Bedeutung des Wortes ist zugleich auch ein Element des Gleichnisses, also spielt der «Mund» die Rolle zweier verschiedener Tropen, in erster Reihe die der «Synekdoche» und seine synekdochische Bedeutung die eines Elementes des «Gleichnisses». Diese Doppeltrope (Doppelbild) kommt in der Odyssee nicht vor, aber in der Ilias zehnmal, und bei Pindar dreizehnmal.

Alles zusammengefaßt sehen wir, daß die Tropen Pindars die Kultur seines Zeitalters, seine Reflexion und Phantasie, seinen plastischen Geist und seine Polychromie getreu widerspiegeln; sie charakterisieren ihn als einen Dichter von starker Religiosität, als den Sänger der Sieger in den Wettkämpfen und als den Freund der Handwerke und Künste. Seine Tropen widerspiegeln auch die Eigenheit, die mit der Homers im vollsten Gegensatze ist, denn: Homer ist der Meister der unbewußten, Pindar der bewußten Sprachkunst.

Graf Josef Teleki und Rousseau.

Graf Josef Teleki (1738—1796), Obergespan und später Kronhüter, der Großvater des ersten Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, besuchte als einundzwanzigjähriger Jüngling im Jahre 1759/1760 die Universität Basel, um dort unter der Leitung der beiden Bernoulli[1]) vorzugsweise die Mathematik zu studieren. «Hier machte er in einem Jahre — wie sein Sohn, Ladislaus Teleki später in der Lebensbeschreibung seines Vaters schreibt[2]) — solche Fortschritte in den höheren mathematischen Wissenschaften, daß er in kurzer Zeit der Liebling der zwei Bernoullis wurde. Hier schrieb er auch sein bekanntes Werk: Essai sur la foiblesse des Esprits-Forts. Die Gelegenheit zu diesem Werk war folgende. Die beiden Bernoulli hatten zum Vorteil ihrer jungen Schüler eine gelehrte Gesellschaft errichtet, wo ein jedes der Mitglieder von Zeit zu Zeit kleine Ausarbeitungen über die herausgegebenen Fragen in französischer Sprache vorlesen mußte. Graf Josef Teleki war Mitglied dieser Gesellschaft sich bildender Jünglinge, und machte häufige Ausarbeitungen auf die ihm vorgelegten Fragen, so daß endlich das obenerwähnte philosophische Werkchen unter der Oberaufsicht der beiden Bernoulli zusammengesetzt werden konnte» (S. 116—117).

Teleki hatte in dem Werkchen unter den starken Geistern die angeblichen Aufgeklärten, die Anhänger eines trockenen Rationalismus, die Ungläubigen verstanden. Der Aberglaube und der Unglaube seien die beiden Feinde der christlichen Religion; aber während der erstere in Abnahme

[1]) Daniel Bernoulli (1700—1782), Professor für Anatomie, Physik und Botanik, — und Johann Bernoulli (1710—1790), Professor für Rhetorik und Mathematik.

[2]) Siebenbürgische Quartalschrift. 1801. S. 110—140.

begriffen sei, befinde sich der zweite in Zunahme und trete immer kühner auf. Die Anhänger desselben behaupten, daß nur sie räsonnieren können, während die übrigen Menschen im Banne der Unwissenheit oder des Vorurteils liegen. Jeder Freund der christlichen Religion habe die Pflicht, gegen sie ins Feld zu ziehen und das Menschengeschlecht von diesem trügerischen Götzenbilde zu befreien. Zu diesem Zwecke hatte Teleki sein Werk verfaßt, in welchem er nachweisen will, daß den Ungläubigen der glänzende Name: «Starke Geister» nicht zukomme; es steht damit in Verbindung die Verteidigung der christlichen Religion, bzw. des Satzes, daß die Heilige Schrift eine Offenbarung Gottes sei. Das Werk zerfällt in elf Kapitel. Teleki nennt in dem Werkchen nirgends dem Namen nach die angeblich starken, in der Wirklichkeit aber schwachen, weil ungläubigen Geister, gegen die er seine Angriffe richtet, aber es ist leicht zu erraten, daß er in erster Reihe Voltaire, dann die Enzyklopädie — Diderot, D'Alembert, Helvétius, Holbach — vor Augen hat und ihre Argumente zu entkräften sich bemüht. Einige Anspielungen verraten offenbar, daß er auf Voltaire sein Augenmerk richtet. So schreibt er am Schlusse des zehnten Kapitels: «Der heutigen Tags größte Esprit-Fort, den jedermann kennen wird, wenn ich ihn auch nicht nenne, wird bei dem ersten Fieberanfall feige im Verhältnis zu einem alten Christenweibe, welches durch die Grundsätze ihrer Religion aufrechterhalten wird (man möge sich in Genf erkundigen).»

«Das Werk hat — wie Graf Lad. Teleki berichtet — durch das gründliche philosophisch-christliche Raisonnement, womit es angefüllt ist, die gelehrte Welt so sehr eingenommen, daß, wie die vielen vorhandenen Briefe ausländischer Gelehrten beweisen, dieselben dem Verfasser . . . ihren Beifall zu verstehen gaben. Selbst die damals regierende Kaiserin Maria Theresia hat dieses Werkchen mit so viel Beifall aufgenommen, daß sie nachher später den Verfasser nicht nur zu einer noch weitläufigeren Ausgabe desselben aufmuntern wollte, sondern auch in dieser Rücksicht ihm die allgemeine Erlaubnis erteilte, alle verbotenen Bücher ohne Zensur sich kommen zu lassen [3]).» Nicht viele protestantischen Schriftsteller dürften sich einer solchen Auszeichnung seitens der streng-katholischen Kaiserin-Königin rühmen!

Teleki hatte sein Werkchen, als er im Herbste 1760 Holland bereiste, in Leyden herausgegeben, bald darauf in Paris, zu Beginn des Jahres 1761, von seinem Pariser Freunde du Voissin überredet, eine zweite Auflage davon veranstaltet. Sein Freund hatte von dem Werkchen ein Exemplar an Rousseau geschickt. Als kurz darauf, wahrscheinlich im März 1761, die beiden Freunde einen Besuch bei Rousseau in Montmorency abstatteten, hatte dieser seine Gäste nicht nur mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen, sondern auch dem Grafen versprochen, er werde trachten von seinem Werkchen eine neue Auflage zu veranstalten und eine neue Form den Argumenten zu geben, welche viele Metaphysik enthalten, um auf diese Weise dasselbe geeigneter zu machen, auch von den Stutzern von Paris verstanden werden zu können. Graf Teleki nahm das Versprechen Rousseaus mit großer Freude entgegen, aber als die Erfüllung desselben sich immer weiter verzögerte, beschloß er, im Frühjahr 1777 bzw. 1778

[3]) Siebenbürgische Quartalschrift. 1801. S. 117.

— da er eine neue, beträchtlich erweiterte Auflage von seinem Werke herauszugeben gedachte — Rousseau zu ersuchen, er möge gütigst sein Versprechen einlösen, oder, wenn er dazu aus irgendwelchem Grunde nicht den Willen hätte, so möchte er die Güte haben, seine, gegen die christliche Religion gerichteten Einwendungen ihm bekannt zu machen und ihn dadurch in die Lage zu versetzen, dieselben in der neuen Auflage beantworten zu können.

Hierauf beziehen sich die unten folgenden drei Briefe, deren Original sich in dem Archiv der ungarischen Akademie der Wissenschaften befindet. Sämtliche drei Briefe sind Originalkonzepte in der Handschrift des Grafen in Bogenformat, die viele Korrektionen, Ausstreichungen und Zusätze aufweisen. Den ersten Brief hatte Teleki an seinen Pariser Freund du Voissin gerichtet, — hier wird nur der letztere, auf die Rousseau-Angelegenheit bezügliche Teil des längeren Briefes mitgeteilt; der zweite Brief gilt, wie schon die Aufschrift zeigt, Rousseau und wurde ein Jahr später, als der erste Brief geschrieben. Der dritte Brief endlich ist ein Begleitschreiben des vorangehenden Briefes an du Voissin, in welchem Teleki den letzteren zur Bestellung seines Briefes an Rousseau ersucht.

I.

«Mon très cher Ami

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mandez moi, mon cher ami, ce que fait notre Rousseau, comment s'est il retabli de la morsure de chien[1]), dont on a parlé dans les gazettes. J'aurois quelque envie de lui écrire, au sujet de mon Livre dont je voudrois faire une nouvelle édition considérablement augmentée. Il m'avoit dit en votre présence a Montmorency qu'il tachera de donner lui meme une nouvelle forme a mon Livre sans y rien changer au fond et mettre par la la partie Metaphysique du Livre plus a la portée des Damoiseaux de Paris. Mais les Lettres de la Montagne n'étoient surement pas une nouvelle édition de mon Livre.

— — — — — — — — — — — — — — — —

a Pest le 17 fevrier [1777]

Votre tres humble serviteur et
de
sincere ami Joseph Comte Teleki.»

II.

Lettre a Monsieur Jean Jacques Rousseau.

«Monsieur!

Quand meme la flatterie pourroit n'etre point un vice, elle ne seroit jamais a mon avis que la mode des gens frivoles. Je vous prie donc Monsieur de ne pas me faire le sort de m'attribuer, sans en etre bien sur, l'idée de vous

[1]) Rousseau, der seit 1770 in Paris lebte, wurde — wie wir in den II. Rêveries du Promeneur solitaire lesen — den 24. Oktober 1776, als er nach Beendigung seines Nachmittagsspazierganges am Abhange von Menilmont sich herabließ, von einem großen dänischen Hunde, der vor einem herrschaftlichen Wagen herrannte, umgestoßen, so daß er ohnmächtig zu Boden fiel und erst nach längerer Zeit zu Bewußtsein kam; infolge des heftigen Sturzes hatte er sich an der Oberlippe, am Gesicht, an den Händen, Armen und am Knie starke Verletzungen zugezogen, doch hatte er genug Kraft, zu Fuß nach Hause

flatter quand je vous dis que j'ai toujours compté parmi les moments les plus agreables de mes voyages ceux que j'ai eu le plaisir de passer en votre compagnie a Montmorency il y a 16 ans[2]), lorsque Mr. du Voissin me mena chez vous et lorsque vous nous regalates d'un diné Philosophique, mieux assaisonné et bien preferable a mes yeux a ceux de la plupart de vos Luculles de Paris. Vous aurez été tellement obsédé des pareilles visites dans votre Donjon[3]) que je vous pardonne si vous avez oublié la mienne. Mais, quant a moi, je me la rappelle assez bien pour prendre la liberté de vous faire souvenir d'une promesse que vous me fites alors en presence de M. du Voissin. J'espère qu'en la faisant, au pis aller je ne risque que d'etre refusé, et que vous serez toujours trop equitable pour me savoir mauvais gré de vous en faire ressouvenir. On peut quelquefois avoir le droit de se dispenser de tenir parole mais on n'a jamais celui de trouver mauvais qu'un autre nous en retrace l'idée, surtout si, comme ici, le zele de cet autre pour une Religion qu'il croit avoir pour but le bonheur éternel des Hommes, est si sensiblement interessé qu'il le fasse. Je vous dirai donc, Monsieur, qu'ayant passé une partie des années 1759 et 1760 a Basle pour profiter des leçons de Mathematiques de M. Daniel Bernoulli, on m'avoit chargé la dans une petite société d'Amis qui tint ses assemblées tous les vendredis, de la defense de la Religion. Je m'acquitai autant que je sus de ma commission et regalai mes Amis quelques vendredis de suite des petits morceaux analogues au sujet. Cette ebauche ayant obtenu l'aprobation de Mr. Daniel Bernoulli c'etoit surtout son suffrage qui me determina a poursuivre le petit ouvrage lorsque j'etois deja en Hollande, et de l'y faire imprimer[4]).

---

zu gehen (Oeuvres complètes de J. J. Rousseau, éd. Hachette, 1883. t. IX. p. 330). Auch Bernardin de Saint-Pierre gedenkt dieses Unfalles in seinen, dem Andenken Rousseaus gewidmeten Aufzeichnungen (La vie et les ouvrages de J. J. Rousseau. Ed. critique. Paris. 1907. p. 49).

[2]) Graf Teleki und du Voissin (über den letzteren ist es mir trotz aller Nachforschungen nicht gelungen, einen Bescheid geben zu können) hätten nach dieser Angabe im Frühjahr 1762 den großen Denker und Naturfreund in Montmorency besucht, während Graf Lad. Teleki in der Biographie seines Vaters diesen Besuch um ein Jahr früher, d. h. auf den Frühling des Jahres 1761, ansetzt, indem er schreibt: «Der Verstorbene kam im Jahre 1761 nach Wien zurück», «in Wien hielt er sich für diesmal kaum etliche Wochen auf, sondern eilte mit seinen Eltern nach Ungarn hinab, denn er hatte einen sehr liebenswürdigen Gegenstand, der ihn dahin zog»; «die Vollziehung seiner Heirath wurde bis auf das folgende Jahr 1762 ... verschoben» (a. a. O. S. 119, 121). Ich halte diese Angabe der Biographie für authentisch und betrachte demzufolge die Jahreszahl 16 im Briefe für einen Schreibfehler statt 17; diese Auffassung wird bestätigt durch den Umstand, daß das Vorwort der II. Auflage des Essai am 24. Dezember 1760 zu Paris datiert ist, und da Teleki sich, wie sein Sohn berichtet, «etwas über 3 Monate in Paris aufhielt», so kann die II. Auflage des Werkes nur im Februar oder März des Jahres 1761 erschienen sein und es kann demnach auch der Besuch der beiden Freunde zu Montmorency nur um diese Zeit stattgefunden haben.

[3]) Rousseau arbeitete oft, wie er in seinen Bekenntnissen erzählt, in diesem Donjon. «Während eines ziemlich rauhen Winters, im Monat Februar ... ging ich alle Tage, zwey Stunden des Morgens und eben so viel des Nachmittags, in einem ganz offenen Thurm zuzubringen, den ich am Ende des Gartens, wo meine Wohnung war, hatte; dieser Thurm, welcher am Ende meiner Terrassen-Allée lag, hatte die Aussicht auf das Thal und den Weiher von Montmorency hinaus ... An diesem Orte, der damals mit Eis bedeckt war, ohne Schutz gegen Wind und Schnee, und ohne anderes Feuer, als das meines Herzens, verfertigte ich, in einer Zeit von drey Wochen, meinen Brief an d'Alembert, über die Schauspiele» (J. J. Rousseaus Bekenntnisse, übersetzt von Ad. Freyh. Knigge. IV. Teil. Berlin, 1790. S. 38—39).

[4]) Der vollständige Titel des Werkes lautet: Essai sur la foiblesse des Esprits-Forts par J. T. de Sz. C. de S. E. R. (Joseph Teleki de Szék, Comte de Saint Empire Romain). Die erste Auflage erschien im Jahre 1760 zu Leyden bei dem Verleger Johann Luzac, die zweite in Amsterdam bei dem Verleger M. Rey (MDCCCLXI. — XVI u. 128 kl. 8°). Die letztere Auflage ist Daniel Bernoulli gewidmet und mit seinen anerkennenden Worten eingeleitet.

Mais comme je n'en fis tirer qu'un tres petit nombre d'Exemplaires pour mes Amis, Monsieur du Voissin me pressa tant a mon arrivé a Paris que je dus consentir a une seconde edition. Il vous en envoya un exemplaire. Quelques jours après nous nous rendimes chez vous pour avoir le plaisir de faire votre connoissance. C'étoit la mon unique but et je ne m'attendois a rien moins qu'a vous voir accorder votre aprobation a mon petit livre, non seulement parceque je supposai que la matiere dont il y est question n'etoit pas trop prevenante pour vous, mais parceque je me defiai de mes forces peu faites de soutenir la rigueur de votre critique. Mes a peine fumes nous descendu chez vous, que vous avez, apres les premiers complimens de ceremonie commencé vous meme a parler de mon ouvrage et a en parler d'une façon que me fit trop d'honneur. En effet, vous lui avez prodigué des eloges qui me rendirent d'autant plus confus et plus interdit, que quoique outrés de mon avis meme, je n'ai pas pu les prendre pour des simples compliments, puisqu'ils venoient de la part d'un Homme qui n'est pas dans le gout d'en faire et qui est connaisseur. Vous fites plus; vous promites, que vous tacherez de faire une nouvelle édition de cette brochure et d'y donner une nouvelle forme aux argumens, ou il entre trop de Metaphysique pour la mettre plus a la portée d'etre compris par les Damoiseaux de Paris comme vous les avier nommé. Il seroit inutile de dissimuler que votre suffrage joint a celui de Mr. Bernoulli comme valant une infinité d'autres flattoit beaucoup mon amour propre. Je m'aplaudissois meme d'avantage du votre. Ce n'est pas que je vous eusse supposé un coup d'œil plus juste (vous voyez que je parle ici avec toute la franchise d'un Scythe) que celui de ce Savant la qui porte sa precision Mathematique a tout ce qu'il touche. Mais c'est qu'il etoit mon ami aussi que celui de la cause que je defendois; et quiconque n'a pas le cœur insensible aux impressions un peu fortes de l'amitié, sait a quel point elle peut nous aveugler quelquefois; au lieu qu'a vous j'etois entierement etranger et quant a la cause, pour ne dire rien de plus vous n'aviez certainement pas pour elle l'Enthousiasme et le préjugé d'un Ami. Je fus donc tres glorieux de votre jugement et de votre promesse encore bien plus flatteuse mais ce qui me fit infiniment plus de plaisir j'en assurai bien pour la Religion. Quel triomphe pour Elle, me disois-je, de s'etre reconcilié avec un Ennemi redoutable[5]) qui a mis tant de raison a tout ce qu'il a ecrit qu'on etoit porté a supposer qu'il avoit toujours la raison de son coté et dont l'eloquence male etoit d'autant plus seduisante et dangereuse quand elle devoit servir a defendre une mauvaise cause, qu'Elle a su emprunter l'air negligé et simple de la verité. Que dira — ajoutois-je — toute cette engence des Incredules lorsqu'ils verront, qu'un Homme qui parut avoir le Pleinpouvoir de la Raison, se rend et employe la magie de sa plume a la defense d'une Religion qui dès qu'elle parut eclaira la raison, adoucit les mœurs et fit toujours lorsque les Hommes agirent conséquemment a ses principes, le bonheur du genre Humain et n'en fit le malheur que par hazard ou l'inconsequence de ses adherens. Mais helas ces belles espérances dont je me plaisois a repaitre l'imagination, s'évanouirent tout d'un coups lorsqu'au lieu d'un Livre pour la defense de la Religion les Lettres de la Montagne[6]) parurent, qu'a la verité je n'ai pas lu et ne les

[5]) Rousseau hatte in dem Glaubensbekenntnis des Savoyischen Vikars heftige Angriffe gegen die Inspiration der heiligen Schrift, gegen die Offenbarung und gegen die biblischen Wunder gerichtet.

[6]) Die «Lettres écrites de la Montagne», als eine Entgegnung auf die von dem Genfer Staatsanwalt Tronchin verfaßten «Lettres écrites de la campagne», sind am 20. De-

connois que par les Journaux. Mais peut-etre ne s'evanouirent-elles que pour un certain tems. Comme je pris un peu garde a tout le detail de notre conversation de Montmorency, je me souviens de vous avoir entendu dire alors qu'on ne peut pas prétendre des Hommes qu'il disent toujours la verité, puisqu'il est au dessus du sort des mortels de la toujours trouver; qu'on ne peut pas prétendre non plus qu'ils soient toujours consequans cela etant encore peu compatible avec l'inconstance et la fragilité humaine, mais tout ce qu'on peut et qu'on a le droit de pretendre, c'est qu'on soit vrai, c'est a dire qu'on croye dans le tems meme ce que l'on dit. Ainsi partant de votre propre remarque, il m'est peut etre permis d'esperer, que vous ayez changé d'idée depuis que vos Lettres de la Montagne ont paru, et que vous soyez redevenu plus porté a remplir votre promesse susmentionnée. C'est pour le savoir au juste que j'ai pris la liberté de vous adresser celle-ci. Si vous pouvez le faire sans cesser d'etre vrai, je vous prie Monsieur au nom de la verité et de la vertu de repare par un trait de cette nature tout le tort que vos ouvrages remplies d'ailleurs d'excellentes choses, ont pu faire a la Religion, et de montrer par la a tout l'univers que l'amour du vrai l'emporte chez tous les Savans et veritablement grands Hommes sur la honte malentendue de se dedire. Examiner cette Religion, mais sans prejugé, c'est a dire commencez son examen par le votre et souvenez vous sur tout, que le plus grand, le plus dangereux et cependant le plus universel de tous les Prejugéz c'est de s'en croire exempt, sans s'etre bien sondé, et de pretendre n'avoir pas des prejugéz, dès qu'on ne pense pas comme le peuple ou ses Peres comme s'il n'y avoit d'autre espèce de prejugé que celui de l'éducation ou de l'autorité. Socrate, cet Homme qui avoit pensé si bien et qui resta souvent immobile 24 heures de suite pour se donner le tems de penser, a prononcé qu'il etoit necessaire qu'un Envoyé de Dieu parut sur la terre pour nous reveler sa volonté. Il est digne de vous, Monsieur, de donner la demonstration de sa these, comme Newton a donné autrefois celle d'une verité astronomique, sentie avant lui par Kepler. Un Personage qui se donne pour etre cet Envoyé du Ciel demandé par Socrate paroit sur la terre et deploye son ministère. Examinez donc ses Lettres de creance, sondez la nature de sa doctrine et la verité de ses miracles. Ce Personage extraordinaire annonce sa mort et sa résurrection. Ses Temoins pretendent que cette prediction est accomplie. Une Religion fondée uniquement sur ce fait extraordinaire et persecutée d'ailleurs de toute part, fait de progres incroyablement rapides sur le lieu meme et dans le Siecle le plus Philosophique de toute l'antiquité. Elle emporte les Philosophes, renverse la Religion dominante des Romains et alla substituer une nouvelle Loi a celle des Juifs a Jerusalem meme et a ses environs ou l'interessante scene de la mort et de la resurrection de l'Envoyé doit etre passée. Pesez toutes les circonstances et jugez, s'il n'avoit pas été tres facile a ce peuple, le plus jaloux de sa Loi que l'on connaisse, et fameux par cette jalousie chez toutes les nations et aussi chez les Romains, de convaincre tout l'Univers de la fausseté de ce récit s'il n'avoit pas eté a toute épreuve. Apliquez le calcul de probabilité a l'examen de cet evenement, et suivant la marche de l'Esprit Humain dans la conviction qu'il a des choses de faits, fixez en la nature et les regles. Voyez un peu si l'on n'est pas authorisé de soutenir que la distance d'un grand degré de probabilité, a la verité Mathematique est si petite qu'elle devient imperceptible a l'Esprit de l'Homme, et que par conséquant la conviction qu'on

zember 1764 erschienen. In diesem Werke greift Rousseau die Genfer Geistlichkeit und die orthodoxe Auffassung der Religion mit schonungslosem Eifer an.

a et peut avoir de l'une et de l'autre est souvent aussi sans différence palpable, de meme que si l'on passe d'une couleur a l'autre par des nuances extremement subtile, la diversité des deux dernieres qui se touchent, devient nulle pour l'œil de l'Homme. Je m'expliquerai par un exemple. Je ne sais l'existence de l'Amerique que par le rapport de quelques Géographes qui n'y ayant jamais été eux memes, ne fondent leur rapport que sur celui de quelques voyageurs et je n'ai apris qu'il y a actuellement une guerre en Amerique entre l'Angleterre et les Colonistes que par le rapport de quelques Gazettiers qui meme ne sont pas fort connus pour etres veridiques. Et je ne pourrois pourtant pas dire que je ne suis tout aussi assuré de l'existence de l'Amerique et meme de la guerre d'a présent que d'aucune vérité Mathématique démontrée par Euclide ou du moins que je ne sens aucune différence entre le degré de conviction que j'ai de l'une et de l'autre.

Phenomen singulier et qui, quoique tres ordinaire, merite sans doute l'attention du Philosophe. L'expliquer c'est a dire en rendre bonne raison par le calcul de probabilités, et tirer de son analyse des Lois générales et sures de la certitude morale est une occupation digne d'un Esprit profond et qui sait joindre le calcul a la Metaphysique, et apliquer ces Lois avec toute la précision a l'Histoire du Sauveur est digne d'un ami des Hommes. Voila Monsieur les grandes raisons qui m'ont determiné a vous prier par cette Lettre de vous charger d'un ouvrage de cette nature et d'acquiter par la votre promesse. Cependant si contre mon attente des raisons valables vous empecheroient de la faire, je dois me borner en ce cas la a vous prier d'avoir la bonté de me communiquer les objections que vous croyez les plus fortes contre le Christianisme. Puisque je me sois proposé en cas que vous persistez a vouloir etre dispenser de votre promesses de faire moi meme une nouvelle édition augmentée de ma brochure, vos objections me mettroient en état de defendre la Religion Chretienne du coté ou vous la croiriez la plus attaquable. J'espere que vous etes trop juste pour ne pas m'accorder l'une ou l'autre de ces demandes. La derniere surtout me paroit devoir vous couter si peu qu'il faudroit avoir bien mauvaise opinion de la Religion chretienne pour ne-pas vouloir lui rendre meme ce petit service la. En attendant que vous me confirmiez dans mon espérance par votre reponse, j'ai l'honneur de vous souhaiter toutes sortes de prosperités et d'etre avec l'estime la plus distinguée

Monsieur

Votre tres humble et tres
obeissant serviteur
Joseph le Comte de Teleki.»

a Pest ce 26e Fevrier 1778.

III.

«Monsieur!

L'unique raison de ma reponse a votre obligeante Lettre du 17 mars de l'année passée[7]) fut la Lettre que vous me proposates d'écrire a Mr. J. J. Rousseau. D'abord il m'a couté du tems pour me determiner si je dois lui écrire ou non, et puis je hesitai encore sur le but que je devrois me proposer dans cette Lettre. Ce Monsieur-la m'ayant promis, en votre

[7]) Dieser Brief, der als Antwort auf den Brief des Grafen (Nr. I) diente, ist nicht auf uns gekommen.

presence, sans que je lui en eusse parlé qu'il tachera de faire une nouvelle édition de mon petit Livre, je ne savois pas me resoudre d'abord s'il valoit mieux le faire ressouvenir de cette promesse, ou si je devrois plutot, occupé comme je sois, a en faire une nouvelle edition moi meme, me borner lui demander les objections contre mon Livre, qui ne laisseroient pas de m'etre tres utile pour mon objet. Car enfin n'en deplaise a l'artifice de sa Logique soutenue d'une eloquence tres male, je me flatte que des objections ne serviront qu'a me mettre en etat de me mieux defendre, tant il est vrai que la bonne cause peut donner du courage contre des forces superieures. Je pris enfin le parti de lui proposer l'alternative et de lui laisser le choix comme vous le verrez par la Lettre ci incluse que j'ai laissé ouverte pour que vous puissiez la lire. Vous aurez la bonté de la lui remettre apres avoir ajouté un peu de cire sous mon cachet, et de me marquer dans votre premiere l'accueil qu'Il fera a ma Lettre ainsi qu'une petit detail de la visite que vous lui ferez.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mille compliments a Madame votre Epouse, ainsi qu'a sa digne Mere, et a votre aimable Famille. Que le bon Dieu vous comble tous jusqu'a la bonne servante, de ses benedictions. Adieu, mon cher ami. Soyez persuadé que je ne cesserai jamais d'etre

votre sincere ami
Joseph Comte de Teleki.»

a Pest le 27 Fevrier 1778.

* * *

Den zweiten Brief hat du Voissin wahrscheinlich persönlich dem Philosophen, der damals in der Rue Platrière wohnte, überreicht; der Umstand, daß der Brief unter den hinterlassenen Schriften Rousseaus nicht erhalten geblieben ist, dürfte kaum etwas dagegen beweisen. Was wohl Rousseau darauf dem Grafen geantwortet, falls er ihm überhaupt eine Antwort erteilte, — wissen wir nicht. Unter den Schriften des Grafen findet sich keine Antwort, aber auch im Nachlasse Rousseaus ist das Konzept der Antwort nicht erhalten geblieben. Wir glauben nicht, daß Rousseau eine schriftliche Antwort gegeben hätte; in den letzten Jahren seines Lebens hatte er seinen Briefwechsel auf das Minimum reduziert. Es ist viel wahrscheinlicher, daß er wörtlich, vermittelst du Voissin geantwortet habe. Die Antwort mag so gelautet haben, daß er sein Versprechen, dessen er unter den vielen Drangsalen und Betrübnissen der bald darauf folgenden Jahre gänzlich vergaß, sobald es sein Gesundheitszustand (im Frühling 1778 kränkelte er oft) gestatten werde, und sobald er das Werk: Rêveries du Promeneur solitaire, an welchem er seit dem Herbste arbeitete, fertiggestellt haben werde, einlösen wird. Auf eine solche Antwort läßt uns die Äußerung des Grafen Lad. Teleki schließen: «Die neue Ausgabe wurde wegen der dazwischen kommenden Krankheit dieses großen Mannes (Rousseau) nicht vollendet» (a. a. O. S. 117). Wir wissen, daß einige Monate darauf, den 2. Juli Rousseau in Ermenonville, wohin er am 20. Mai übergesiedelt war, starb.

Graf Teleki hat von seinem Werke keine neue Ausgabe veranstaltet. Hingegen befindet sich in dem Archiv der ungarischen Akademie, in der Handschrift des Grafen, der Entwurf eines französischen Werkes, welcher

allem Anscheine nach die ausführlichere Bearbeitung des in dem Essai ausgedrückten Gedankens und Standpunktes sein wollte. Das Werk sollte, nach dem Entwurfe, aus zwei Bänden bestehen. Die Titel der einzelnen Kapitel des ersten Bandes lauten: I. Von den Ursachen der verschiedenen Eindrücke, welche dieselben Argumente auf den Geist des Menschen ausüben; II. Von den Atheisten; III. Von der natürlichen Religion, bei dem Lichte der Vernunft; IV. Von der natürlichen Religion unter den Heiden; V. Man kann a priori die Falschheit der christlichen Religion nicht nachweisen, Einwürfe gegen die Möglichkeit der Mysterien und der Wunder; VI. Die Offenbarung ist im allgemeinen nicht unmöglich und nicht unvereinbar mit den Vollkommenheiten Gottes; VII. Die Offenbarung ist notwendig, um uns über das zukünftige Leben Gewißheit zu verschaffen; VIII. Die Offenbarung ist notwendig, um uns die Mittel zur Büßung unserer Schulden bekannt zu geben; IX. Allgemeine Bemerkungen über die wahre Offenbarung; X. Anwendung derselben auf das alte und neue Testament; XI. Alter und Authentizität der Bücher des alten Testaments, usw. Im zweiten Bande: Allgemeine Antwort auf die Einwendungen, welche gegen die christliche Lehre erhoben werden; die übrigen Kapitel sind Antworten aus besonderen Gesichtspunkten. Nach diesem Entwurfe folgt auf einem neuen Bogen Papier die Ausarbeitung des ersten Kapitels des ersten Bandes, datiert vom 19. März 1778. Hier bricht die Arbeit ab. Was den Grafen von der Ausarbeitung des Werkes — ob der dazwischen gekommene Tod seines Vaters und seiner Schwester, oder ob die vielen amtlichen Beschäftigungen, oder seine Kränklichkeit — zurückhielt, wissen wir nicht.

Graf J. Teleki ist eine verdienstvolle, ehrenwerte Gestalt der ungarischen Geschichte des XVIII. Jahrhunderts; er hat mit Treue, weiser Arbeit, mit materiellen, geistigen und sittlichen Opfern für sein Vaterland, seine Kirche, für die ungarische Literatur und Kultur gearbeitet, die Interessen derselben zu fördern gesucht. Sein Verkehr mit Rousseau, das Werk, welches die Grundlage dieser Verbindung bildete und in welchem er mit vieler Kenntnis, mit starker Überzeugung und trefflicher dialektischer Gewandtheit die christliche Religion, die heiligsten religiösen und sittlichen Interessen der Menschheit verteidigte, so daß er auch die Sympathie, die Achtung und Anerkennung des in vieler Hinsicht anders denkenden Rousseau für sich gewann, — umschlingt mit neuen Lorbeeren seine edle Stirn. Es war angezeigt, diesen Kranz jetzt, anläßlich des zweihundertjährigen Jubiläums von Rousseau zu erneuern; es war angezeigt, des zweiten ungarischen jungen Mannes, der mit Rousseau verkehrte und in ihm Achtung gegen seine Person und seine Ideen erweckte, zu gedenken.

Sárospatak. Dr. Ludwig Rácz.

Ungarische Calderon-Daten aus dem XVIII. Jahrhundert.

Im Jahrgang 1912 dieser Zeitschrift (S. 939—942) habe ich unter dem Titel «Calderon-Daten aus Ungarn» die auf Ungarn bezüglichen Daten in Wurzbachs neuerer, hochverdienter Calderon-Ausgabe richtiggestellt und ergänzt, auch eine Orientierung über die ungarische Calderon-Literatur des XIX. Jahrhunderts gegeben. Den ältesten Spuren ungarischer Beziehungen zu Calderon nachforschend, habe ich nun auch Daten aus dem XVIII. Jahrhundert gefunden, welche sowohl für die deutsch-ungarischen

Beziehungen des genannten Zeitraumes, als auch für die edlen Tendenzen des alten ungarischen Theaters recht charakteristisch sind.

«Seit 1766 erscheinen — nach Wurzbach — auch häufig spanische Komödien im Spielplan der deutschen Wandertruppen.» Auch manches Stück von Calderon wurde gegeben, wenn auch sein Name nicht genannt ist. Lessing hatte 1751 die Absicht, welche aber nicht zur Tat wurde, «das Leben ein Traum» zu übersetzen. Wurzbach sagt weiter: «In Gottscheds Handlexikon (1760) kommt wohl ein Artikel über Cervantes vor, Calderon dagegen fehlt und im Artikel «Komödie» ist von den Spaniern nicht die Rede.» Die erste Erwähnung Calderons in Deutschland dürfte auf das Jahr 1766 fallen. «Der durch seine fürchterlichen Romanzen übelst bekannte Hamburger Daniel Schiebeler, sagt Wurzbach, gab 1766 eine Übersicht über die spanische Literatur und nannte darin Calderon den Terenz der Spanier» (Bd. I, S. 207—209). Diese kurze Charakteristik Schiebelers ist schon darum bemerkenswert ,weil die erste ungarische Erwähnung Calderons mit derselben fast wörtlich übereinstimmt, so daß es wahrscheinlich ist, daß der hervorragende ungarische Ästhetiker Georg Szerdahelyi, welcher übrigens nur lateinisch schrieb, die erwähnte «Übersicht» gekannt haben konnte, wie er auch das Spanische Theater von Zachariae-Gärtner (1770 «aus dem Französischen übersetzt») gekannt hat.

In der ungarischen Literatur wird Calderon zum erstenmal 1784 genannt, also nicht ganz zwanzig Jahre später als in Deutschland, was in Anbetracht dessen, daß nach der Wiedereroberung Ofens (1686) die Türkenkriege bei uns noch jahrzehntelang dauerten und bis zum Frieden von Hubertsburg (1763), resp. von Teschen (1779) zur friedlichen kulturellen Entwicklung Ungarns die Zeit gar nicht geeignet war, eine sehr bemerkenswerte Erscheinung ist. Trotzdem beginnt der Aufschwung unserer Literatur schon im Jahre 1772 und seitdem wurden die erzwungenen Versäumnisse vieler Jahrhunderte mit zäher Ausdauer nachgeholt. In dieser Bewegung ragt ein hochgebildeter, lateinisch schreibender Jesuit hervor, der nach der Auflösung des Ordens (1773) mit einer Reihe wissenschaftlicher Werke auftrat, um sodann als Professor der Ästhetik an der Universität in Ofen die wissensdurstige ungarische Jugend in die Weltliteratur einzuführen. Dieser ausgezeichnete Mann, Georg Szerdahelyi, steht schon in seinem ersten zweibändigen Werke: «Aesthetica sive doctrina boni gustus . . . (Budae, 1778)» auf solcher wissenschaftlichen Höhe, daß das Werk bei jedem westlichen Volke des XVIII. Jahrhunderts einen hohen Rang eingenommen hätte. Von seinen anderen Leistungen interessiert uns hier nur: «Poesis dramatica, Budae 1784», denn in diesem Werke finden wir Calderon zum erstenmal erwähnt.

Sonderbarerweise erwähnt er im I., II. und IV. Buche der «Poesis», wo er von der dramatischen Dichtung, der Tragödie und dem Musikdrama handelt, Calderon nicht, er tut dies nur im VIII. Kapitel des III. Buches (de comoedia) bei Besprechung der «comoedia nova» (pag. 178). Nachdem er Lope de Vega, Cervantes de Saavedra, Antonio de Soles absolviert hat, sagt er: «Post Lopium Vegam nullus erat Hispanis gratiosior Petro Calderon de la Barca; novem volumina operum, in quibus Comoediae 127, Dramata sacra 95 et ludi alii sine numero, fecerunt eum suae gentis Terentium. Cornelius, Molière, Boissy et alii ab illo suum in usum meliori cum arte, quam auctor habuerit, traduxerunt.»

Der unterstrichene Satz ist Schiebelers Ausspruch: «Terenz der Spanier» — doch wäre noch zu entscheiden, ob der Ausspruch von Schiebeler selbst stammt oder ob nicht etwa Szerdahelyi — von Schiebeler unabhängig — mit ihm aus derselben Quelle geschöpft hat?

Ich habe bereits die ausgedehnte Orientiertheit des ungarischen Ästhetikers auf dem Gebiete der Literatur angedeutet. Auf Seite 179 desselben Werkes liefert er einen Beweis dafür, wie bewandert er in der französischen und deutschen Calderon-Literatur ist. Er sagt a. a. O.: «Theatrum Hispanicum Le Sage dedit anno 1700; N. A. Linguet autem (quis eum ignorat?) anno 1768.» Zu Linguets Namen findet sich folgende Note: «Volumina sunt quattuor. In sermone Teutonico tria fuere vulgata Brunsvici anno 1770, in quibus Comoedias legis XII ex Calderone, Lopio de Vega, Moreto, Candamo, de Solis et Fragoso. Lopi et Calderonis genium ostendunt maximum, Moreti sunt optime laboratae. Singulae suas habent involutiones et quidem nimis artificiosas: quod solet diminuere vero similitudinem.» Daraus zeigt es sich, daß Szerdahelyi nicht nur die französische, sondern auch die erste deutsche Calderon-Übersetzung kannte, denn die «in sermone Teutonico» übersetzten drei Bände «Spanisches Theater» sind tatsächlich 1770 in Braunschweig erschienen, je ein Calderon-Drama pro Band. (Wurzbach a. a. O. S. 232: Deutsche Übersetzungen 1.)

Ein Universitätsprofessor von so umfassender Bildung mußte auf die geistige Richtung der neuen Jugend Ungarns großen Einfluß haben. Könnte man ihm vielleicht Einseitigkeit vorwerfen, weil ihn in Calderon nur der Lustspieldichter interessierte, und er in ihm nur den spanischen Terenz erblickte, so ist er wohl zu entschuldigen; wurde doch auch in Deutschland die größere Aufmerksamkeit auf Calderons ernste Dramen erst im XIX. Jahrhundert durch die Schlegel-Griesschen Übersetzungen gelenkt. Der Wirkung seines Universitätsunterrichtes ist es zum guten Teil zuzuschreiben, daß, als das im Jahre 1790 geschaffene ungarische Theater eines wirkungsvollen Stückes bedurfte, Calderon bereits am Ende des XVIII. Jahrhunderts auf der ungarischen Bühne erschien. Das erste Calderon-Drama, welches über die ungarischen Bretter ging, war «El Alcalde de Zalamea», jedoch nicht nach französischer Übersetzung bearbeitet. Der ungarische Titel lautete: «Hofrichter und Soldaten». Weil aber die Übersetzung nicht im Drucke erschienen und das Soufflierbuch wie auch der Theaterzettel unbekannt sind, läßt es sich nur kombinieren, daß das Stück nichts anderes, als die Übersetzung des «Der Oberamtmann und die Soldaten» von G. Stephanie jun. ist. Nach Wurzbach (Bd. VII. S. 111) hatte Stephanie jun. anfangs den traurigen Schluß des Stückes belassen, doch später «ersetzte er den tragischen Ausgang durch die Aussicht einer Heirat zwischen der Verführten und ihrem Verführer. . . .» Die ungarische Übersetzung nennt das Stück geradezu «Lustspiel». Wie der ungarische Übersetzer, Balthasar Krammer, dies zuwege brachte, ist uns leider nicht bekannt. Die erste Aufführung fand am 4. Dezember 1795 in Buda (Ofen) statt.

Daß am Ende des XVIII. Jahrhunderts auch ein Lustspiel von Calderon ins Ungarische übersetzt wurde, wissen wir, weil sich in einem Aktenbund des Ung. Landesarchivs unter dem 7. März 1795 der Name Calderon von dem, der Zensur eingereichten Exemplar des Stückes zitiert findet. Ohne Namen des Übersetzers heißt es dort: «Großer Wirrwarr, Lust-

spiel in 3 Aufzügen. Nach dem spanischen Stücke des Don Pietro (sic!) Calderon de la Barca aus dem Deutschen ins Ungarische übersetzt.» Sehr wahrscheinlich ist diese anonyme ungarische Übersetzung nach der ebenfalls anonymen deutschen Bearbeitung gemacht, welche Wurzbach Bd. IX. S. 209 erwähnt und deren Text mit dem ungarischen übereinstimmt: «Verirrung über Verirrung, ein Lustspiel in drey Aufzügen nach dem Spanischen des Don Pedro de la Barca» (auch in der Sammlung «Neue Schauspiele» erschienen, Preßburg und Leipzig, 12. Bd. 1775, 2. Ausgabe 1779) — was wieder nichts anderes ist, als die deutsche Übertragung von «El escondido y la tapada». Die ungarische Übersetzung wurde vom Zensor durchgelassen, das Manuskript ist angeführt im Verzeichnisse Alexander Méreys mit der Jahreszahl 1796. — In der Hauptstadt ist das Stück nicht zur Aufführung gelangt, weil die ungarische Truppe wegen materieller Schwierigkeiten nach Ostern 1796 die Hauptstadt verlassen mußte. Ein Mitglied der Truppe mochte das Soufflierbuch mit sich genommen haben und diesem Umstande verdanken wir es, daß uns der Theaterzettel der ersten und einzigen Aufführung erhalten blieb, welche in Kolozsvár am 28. Oktober 1804 stattfand. Das Stück wurde als «neues Lustspiel» angekündigt, die Handlung in ungarisches Milieu verlegt. Die Personen sind durchwegs Kernmagyaren. Auf dem Theaterzettel ist weder ein Verfasser, noch ein Übersetzer genannt. Obwohl in der Aufführung die besten Kräfte der Truppe mitmirkten, hat das Stück auf der ungarischen Bühne keinen festen Fuß gefaßt. Der Fehler ist darum in der Bearbeitung zu suchen, welche keine gelungene Übertragung gewesen sein mochte.

Wir sehen also, daß Calderon am Ende des XVIII. Jahrhunderts auf dem Wege über Deutschland zu uns kam; diese Entlehnung dauert bis in die siebziger Jahre des XIX. Jahrhunderts, wo durch die Übersetzungen Wilhelm Györys der Calderonsche Text ohne Vermittelung aus dem Original in die ungarische Literatur gelangte.

Von den Dramatikern der romanischen Völker wurden die Werke Corneilles, Racines, Molières, Voltaires, ferner Goldonis und Metastasios schon im XVIII. Jahrhundert aus den Originaltexten ins Ungarische übersetzt, was durch die allgemeinere Verbreitung der französischen und italienischen Sprache erklärlich ist. Der Aneignung der spanischen Sprache standen im XVIII. Jahrhundert in unserem Vaterlande so viele Schwierigkeiten im Wege wie der englischen Sprache, und so ist es nicht zu verwundern, daß Calderon ebenso wie Shakespeare im XVIII. Jahrhundert bei uns nur über Deutschland Eingang gefunden hat.

Josef Bayer.

Irrige Bilderdeutung deutscherseits.

«Spemanns Kunstkalender 1913» bringt die Reproduktion eines Bildes von Bernhard Strigel unter dem Titel: «Kaiser Maximilian und seine Familie» und knüpft daran folgende Erklärung: «Links das scharfgeschnittene Profil des Kaisers, rechts seine Gattin Maria von Burgund, zwischen beiden Philipp I., König von Spanien, und vorne dessen Kinder, in der Mitte Karl V., links Ferdinand I., rechts der spätere Ludwig II. von Ungarn.»

Diese Deutung enthält den historischen Irrtum, daß sie den ungarischen König Ludwig II. für einen Sohn Philipps des Schönen hält. Tatsächlich hatte Philipp der Schöne zwei Söhne (Karl V. und Ferdinand I.) und eine Tochter (Maria). Der ungarische König Wladislaw II. aus dem Hause der Jagellonen hatte einen Sohn (den späteren Ludwig II.) und eine Tochter, namens Anna. Die Kinder der beiden Herrscherfamilien heirateten untereinander, und zwar Ferdinand I. Ludwigs II. Schwester Anna, dagegen Ludwig II. Ferdinands I. Schwester Maria. Somit ist es klar, daß auf Strigels Familiengemälde die letzte Gestalt rechts nicht Ludwig II., sondern nur Maria sein kann, denn es wäre doch unbegreiflich, daß auf einem Familienbilde ein Familienglied fehlen und an dessen Stelle der Gemahl desselben erscheinen sollte.

Ein Blick auf das Gemälde verrät aber auch, daß unser Erklärer nicht nur «in Geschichte», sondern auch in der Bilderdeutung schwach ist. Karl und Ferdinand sind mit kurzgeschorenem Haare, der angebliche Ludwig II. dagegen mit langem und offenem Haare dargestellt. Hätte unser Erklärer W. Spemanns Kunstlexikon (Berlin und Stuttgart 1905) unter dem Schlagworte «Haartracht» (S. 406) nachgelesen, hätte er den fraglichen Irrtum nicht begangen. Daselbst heißt es nämlich: «Im Mittelalter trugen unverheiratete Mädchen offenes Haar». Diese Gestalt mit offenem Haar kann also nicht nur auf Grund historischer, sondern auch künstlerischer Kritik unmöglich der Mann Ludwig sein. Auf derselben Basis können wir — da wir es doch mit einem Familiengemälde zu tun haben — die dritte Gestalt nur für Karls und Ferdinands Schwester Maria nehmen, die in der Folge die Gemahlin Ludwigs II. geworden ist.

Das angeführte Lexikon hat sich aber selbst auch vor einigen Jahren in den ungarischen Beziehungen einer Biographie haarsträubende Fehler «in Geographie» zuschulden kommen lassen, indem es sagt: «Munkácsy Michael (eigentlich Lieb) geb. 20. Febr. 1844 in Munkácz (Mähren) [!!!] gest. 1. Mai 1900 in Endenich bei Rom.»[!!!] (S. 652.) Damals haben Spemanns Geographen, nun aber auch seine Historiker schwer geirrt. Wärmeres Interesse für die ungarischen Beziehungen (ungarischerseits herrscht das bereitwilligste Entgegenkommen) könnte solchen Fehlgriffen vielleicht vorbeugen und der Glaube an die «deutsche Gründlichkeit» (welcher durch Fälle, wie die erwähnten, bedenklich erschüttert wird) dürfte seine alte Festigkeit wieder zurückgewinnen.

Josef Bayer.

Lenaus Wohnhaus in Ofen (Buda).

Recht harmonisch zu des Dichters Persönlichkeit fügen sich die Berichte über den schauerlich-romantischen Wohnort, den die Mutter Lenaus im Herbste 1817, von Tokaj zurückgekehrt, mit ihren fünf Kindern bezog, um ihrem geliebten Niki die Fortsetzung seiner Studien möglich zu machen. Das Häuschen stand auf jenem dreieckigen Wiesenplan, welcher in der Christinenstadt gegenüber der «Großen Generalwiese», heute Vérmező (= Blutfeld) genannt, lag, und die «Kleine Generalwiese» hieß. Seit einem halben Jahrhundert steht der Bahnhof der Südbahn auf ihr. Dieser Ort war nicht viele Jahre vorher ein Friedhof gewesen. Im XVIII. Jahrhundert diente er als Pestfriedhof und in den Plänen der Stadt Ofen vom Jahre 1801

fand ich das ganze Terrain noch als solchen dargestellt; auf späteren Zeichnungen ist nur mehr jener, in der westlichen Ecke befindliche eingefriedigte Platz, auf welchem einige Gebäude angemerkt sind, mit Kreuzen bezeichnet. Hier wurden noch 1849 die bei der Erstürmung Ofens gefallenen Honvéds bestattet. An diesem Orte befand sich das Häuschen, welches zu der Zeit, als der junge Lenau darin wohnte, einer Witwe Kolb gehörte. Es bestand noch bis 1858, als man mit dem Bau der Süd-

bahn begann. In diesem Jahre wurde es von den Pester Weinhändlern Karl, Franz und Leopold Hausner durch die Eisenbahngesellschaft erstanden. Aus den Plänen der Baukommission ist der Ort, wo das Haus stand, unschwer zu lokalisieren. Es war die Ecke der Schwabenberggasse (die durch die Bauten der Südbahn verschwand[1])) und der Schöpfungsgasse (auch heute Alkotás-utcza).

In diesen Plan der Baukommission sind vier Gebäude eingezeichnet; zwei davon waren Schmiedewerkstätten, die jedoch aus jüngerer Zeit

[1]) Schmall Lajos, Buda-Pest utczái és terei (Budapests Straßen und Plätze). Budapest o. J. S. 152.

stammten. Das Haus, das den jungen Niembsch beherbergte, diente, ganz verödet, als Wagenhaus und Kohlenkammer. Zur Zeit, als Lenau dort wohnte, stand es noch viel einsamer und verlassener. Wir besitzen zwei Bilder dieses Häuschens. Das eine ist in Waldheims Illustrierter Zeitung vom 18. Juli 1863 zu sehen[2]), das aber offenbar nur nach dem Gedächtnis gezeichnet wurde, als das Haus schon abgebrochen war. Es stellt die Häusergruppe von der Rückseite dar. Dieses unpünktliche Bild wurde dann auch für eine Ausgabe des Dichters benutzt. Ein treues Bild dieser romantischen Wohnung gibt dagegen das Aquarellgemälde, welches 1858 vom späteren Stadtrat Paul Szumrák verfertigt wurde. Es zeigt klar, daß die Kapelle, in früheren Jahren dem heiligen Nikolaus geweiht, gar nicht umgebaut wurde, als man sie zum Wohnhaus einrichtete. Sie behielt ihre architektonische Eigentümlichkeit, die Bogen und die Form der Fenster sowie die Nischen für die Heiligenbilder. Das vordere Eingangstor wurde vermauert. Das alleinstehende niedrige Häuschen daneben war eine hölzerne Baracke, die früher als Leichenkammer zur Kapelle gehörte, später aber als Holzstall benutzt wurde[3]). In dem kleinen Anbau der Kapelle, welcher seinen Eingang von hinten hatte, war die Wohnung der Familie Lenau.

[2]) Ein Wohnhaus des Dichters N. Lenau.
[3]) S. Anton X. Schurz, Lenaus Leben. 1, 24.

Aus den Fenstern dieses verlassenen Hauses bot sich die schönste Aussicht. Der sechzehnjährige Lenau blickte von hier gegen Osten auf den Festungsberg mit seinen alten Türmen, Mauern und Häusern, gegen Süden in die Au des sogenannten Stadtmeierhofes, vom Westen sandten die frischgrünen Ofner Berge ihren Waldeshauch und im Süden erhob sich vor seinen Blicken der Blocksberg mit seiner Zitadelle. So stand der Horizont von allen Schönheiten der Natur begrenzt vor dem jungen Dichter, dessen Herz in dieser Zeit schon einem Pester Mädchen schneller entgegenpochte[4]). Trat er aber vor das Häuschen heraus, dessen charakteristisches Äußere gar zu deutlich an seine frühere Bestimmung erinnerte und kniete er zwischen seine spielenden Geschwister, so stieß die Hand der grabenden Kinder gar oft an Totengerippe, an herumliegendes Gebein und gab dem schwermütigen Jüngling reichlich Stoff, um sich in den «schwarzen Mantel der Melancholie» zu hüllen[5]). Robert Gragger.

«Der Müller und sein Kind» in Ungarn.

Ein besonderer Liebling des Repertoirs der ungarischen Wanderbühne war etwa 50 Jahre hindurch (1790—1837) Kotzebue. Doch schon in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts erstand ihm (neben Raimund, Bauernfeld, Nestroy, Halm usw.) ein Rivale in Raupach, der ihn stellenweise samt seinen Gefährten gänzlich verdrängte. Kotzebue erscheint auf der Bühne des im Jahre 1837 eröffneten Pester Nationaltheaters kaum noch mit 1—2 Stücken, während sich dort fast jedes der ins Ungarische übersetzten 22 Raupachschen Dramen für kürzere oder längere Dauer findet. Heute wird kein einziges Werk von Kotzebue mehr gegeben, während Raupachs «Müller und sein Kind» sich auf der ungarischen Bühne noch immer behauptet, sogar auch in Budapest — wenigstens auf den Vorstadtbühnen.

Der «Deutsche Bühnen-Spielplan» (Leipzig, Breitkopf und Härtel) gibt jährlich genaue Rechenschaft darüber, was und wie viel noch heutzutage von Raupach auf deutschen Bühnen aufgeführt wird, dem wir entnehmen, daß «Der Müller und sein Kind» die größte Aufführungsziffer erreicht und als Orte der Aufführung München, Leipzig, Brünn, Graz und auch Wien erscheinen. Die Erklärung dieser Tatsache ist nicht, wie A. Klaar (Gesch. d. modern. Dramas, Lpg.-Prag 1883. S. 206) meint, «in der Geschmacklosigkeit der deutschen Theaterdirektoren» zu suchen. Interessanter aber ist das Problem, wie dieses Drama sich — unabhängig von lokaler Pietät und Gelegenheit — bis auf den heutigen Tag auch in der Fremde behaupten kann, und es würde sich der Mühe lohnen, zu untersuchen, wie es kommt, daß dieses Stück auch auf der ungarischen Bühne heuer das 80jährige Jubiläum seiner Erstaufführung feierte?

Klaar spricht sehr verurteilend von dem «Allerseelenstück», wenn er davon sagt, daß «es nicht nur ohne Kunstwert, sondern geradezu verwerflich ist» und «in ekelerregender Weise dem Aberglauben schmeichelt». Der

[4]) E. Castle, Lenau und die Familie Löwenthal. S. 367.

[5]) Daß Lenau ein melancholischer Knabe war, hat er wiederholt erwähnt. «Ich war ein sehr ernster, melancholischer Knabe.» Castle, Lenau und die Familie Löwenthal, S. 96. Daß seine Schwermut eben in dieser Zeit erwachte, hat er ebenfalls ausgesprochen. Ebd. 367.

praktisch denkende H. Laube nimmt in dieser Frage den richtigeren Standpunkt ein. Bekanntlich hatte das Stück bei der Uraufführung im Wiener Hofburgtheater (2. November 1830) keinen Erfolg, so daß es vom Repertoire genommen werden sollte, was jedoch nicht geschah, und die Folge hat dem Wiener Gönner Recht gegeben, denn das vielgeschmähte Stück hat auf der Bühne des Burgtheaters von 1830—1875 nicht weniger als 109 Aufführungen erlebt! (Wlassak, Chronik des Hofburgtheaters, S. 315) Und Laube hat den Nagel auf dem Kopf getroffen, als er das Werk als «Gelegenheitsstück» zur Geltung gelangen ließ. Die Vorstellung am 20. März 1830 war dem Stücke nicht günstig, aber die Allerseelentags-Stimmung verhalf ihm schließlich zum Triumph. Laube bemerkt (ohne das Stück zu überschätzen): «Der Volkston in dem Stücke ist ganz echt und darin liegt immer ein Kern. Daß die Quälerei garstig und peinlich, wer möchte es leugnen! Und doch, eigentlich garstig ist sie nicht: es wird in der Liebe und Entsagung der jungen Leute vielfach ein erhebendes Moment gefunden.» Womit es später als Gelegenheitsstück das Publikum eroberte, darüber sagt Laube: «Die nicht vorzugsweise ästhetisch gebildeten Menschen wurden allmählich inne, daß da in der Burg ein Stück gegeben wurde, welches sich eingehend und rührend mit dem Tode beschäftigte, und bei dessen Anschauen man sich unter wohltuendem Weinen mit seinen geliebten Toten beschäftigen könne — ein Stück für den Tag, welcher den Toten gewidmet ist, ein Stück für den Allerseelentag...» Das Stück hatte einen dauernden Erfolg — «wunderlich genug zu immerwährendem Ärger der Gebildeten und Kritiker», doch Laube war der Meinung, «es sei nicht zu unterschätzen, wenn das Theater in irgendeinem intimen Zusammenhange bleibt mit den Gefühlsbedürfnissen des Volkes.» (Vgl. «Erinnerungen». Laubes ausgewählte Werke, VIII. Bd. 199—201. S. herausgeg. von Max Hesse.)

Merkwürdigerweise gelangte das Stück in der Zeit von 1832—1854 nicht ein einzigesmal am Allerseelentag auf die ungarische Bühne. Es gefiel als Drama, von der Gelegenheit vollkommen unabhängig, und durchzog in wenig Jahren ganz Ungarn von Kolozsvár und Torda bis Kaposvár und Esztergom und von Kassa und Debreczen bis nach Südungarn. Die Kritiker verherrlichen nicht nur die Dichtung, sondern oft auch das vorzügliche, geradezu veristische Spiel der Darsteller. Doch gefiel es nicht nur der Provinz; auch die Ofner Schauspielgesellschaft führte es mit großem äußeren Erfolg auf — trotz der schweren Konkurrenz seitens der deutschen Aufführungen in Pest. Freilich war die ungarische Bühne im Vorteil gegenüber dem deutschen Theater der Hauptstadt, welches mehr das Opern- und Possen-«Genre» kultivierte und in den dramatischen Darbietungen neben so großen ungarischen Künstlern, wie Megyeri, Szentpétery, Lendvay, Gabriel Egressy, Szilágyi, Frau Lendvay, Frau Kovács, Frau Bartha, verschwinden mußte.

Über die Ofner Aufführung vom 11. November 1835 lesen wir, daß Megyeri den Müller, Frau Lendvay aber seine Tochter «wirklich klassisch spielten. Das Publikum nahm das vorzüglich gegebene Stück mit gebührender Anerkennung auf und zeichnete die Träger der Hauptrollen sowohl in den Zwischenakten, als auch am Schluß der Vorstellung mit lebhaftem Applaus und mit Hervorruf aus». Lendvay gab den Konrad, Szilágyi den Reimann, Egressy den Jakob und Szentpétery den John. Als

Kunigunde war Frl. Rosa Laborfalvi (später die Gemahlin des Romandichters Jókai) sehr gut ,doch hätte die Rolle Frau Kántor, der größten damaligen ungarischen Tragödin, gepaßt. Sämtliche Mitwirkende waren anerkannte Größen der ungarischen Bühne. — In der Ofner Aufführung vom 14. Mai 1836 trat in der Rolle des Konrad zum erstenmal Ludwig Fáncsy als neuengagiertes Mitglied des Theaters auf und «mit langem, rauschenden Applaus empfangen, wurde er auch während des Spiels und zum Schlusse mit ähnlicher, wiederholter Auszeichnung geehrt. Über die Wiedergewinnung dieses Künstlers — eines der gebildetsten der heimischen Schauspielkunst — können wir uns doppelt freuen» («Honmüvész»). — Wenn das Stück sogar in der Hauptstadt gefiel, läßt sich leicht denken, welchen Beifall es in der Provinz finden mußte, was in den folgenden gleichzeitigen Berichten genügend zum Ausdruck gelangt.

Raupachs Stück wurde zum erstenmal in der Übersetzung von Josef Szerdahelyi am 4. August 1832 in Debreczen als «Herzen rührendes, volkstümliches neues Trauerspiel», und am 6. Oktober desselben Jahres als «Herzen rührendes bürgerliches Trauerspiel» gegeben. Ein literarischer Bericht über den Erfolg ist uns leider nicht erhalten, und nur die in jener Zeit ungewohnte Raschheit der Reprise zeugt für die große, unmittelbare Wirkung des Dramas. Bedauerlicherweise hat es bis zum April 1833 (dem ersten Erscheinen des «Honmüvész») überhaupt kein ungarisches Organ gegeben, welches ausführliche Theaterrezensionen gebracht hätte, und so besitzen wir aus den ersten Jahren kaum einige Berichte oder Daten, — um so zahlreicher sind dann die Provinzmitteilungen vom Jahre 1834 an, aus welchen wir uns nicht nur von den Aufführungen des Stückes, sondern auch von dessen Verbreitung einen Begriff machen können, wenn wir z. B. erfahren, daß das Stück selbst in einen solchen Winkel, wie Torda ist, gelangte. — Von der Kritik wurde das Stück einstimmig gepriesen, und zwar als «vorzüglich», «wirksam», nicht selten auch als «klassisch». Ebenso werden auch die Darstellungen gelobt, wenn auch hie und da die geringen Mängel eines Schauspielers getadelt werden. Die Schauspieler selbst scheinen sich für das Stück besonders erwärmt zu haben, da erste Kräfte sogar die Rolle des Totengräbers gerne übernahmen. Am meisten begehrt war natürlich die Rolle der Marie, und die Sterbeszene wurde derart ausgearbeitet, daß man nach der Wirkung auf eine förmlich veristische Auffassung und Darstellung schließen kann — kurz: Raupachs Stück war allen Künstlern willkommen, weil — jede Rolle wirkungsvoll war, und das Publikum mußte einen vollen Genuß sowohl im Spiele der einzelnen, als auch in dem mit größtem Ehrgeiz zusammengeübten Ensemble finden. Auch bei uns fühlte man das Volkstümliche heraus, welches Laube den Kern des Stückes nennt. Freilich wurde das Stück auch bei uns vom Schicksale aller Modedramen ereilt: es wurde abgedroschen. An vielen Orten wurde es zugrunde gespielt, und dann macht man die Entdeckung, daß das Stück selbst ein einziger komischer Zufall lächerlich machen kann, z. B. in der Geisterszene. Oft war es bei uns jahrelang begraben und erschien dann neuerdings, um neue Generationen in Tränen zu baden, wie es ein Menschenalter früher die Großeltern mißhandelt hatte, und daß der hüstelnde Müller und seine, dem Tode bestimmte Tochter noch heute leben, beweist nur die Lebensfähigkeit, welche das Stück seiner geschickten (wenn auch nicht künstlerischen) Mache verdankt. — Mögen nun einige ernste und heitere Muster der gleichzeitigen Rezensionen folgen:

In Marmaros-Sziget gelangte das Stück am 21. Dezember 1833 als «traurige Lebensbeschreibung» zur Aufführung. Nach dem Kritiker «wäre es überflüssig, diese Arbeit des Verfassers zu loben, denn in jeder Zeile verrät er sein eigenes Verdienst.» Rákosy war als Müller sehr brav und «gewann mit allgemeinem Applaus und großer Befriedigung den Konkurrenzpreis des Theaters». Nur das eine wird bemängelt: daß der schlesische Bauer im ungarischen «Ködmön» (Pelz) auftrat, was die Illusion wohl beeinträchtigte, das Stück selbst aber nicht zugrunde richten konnte. Marie wurde von Frau Lendvay gegeben, wohl mit etwas schwacher Stimme, in der Sterbeszene aber so herrlich, daß es dem Kritiker unvergeßlich bleibt. Auch von den andern Darstellern kann er nur das beste sagen, doch vergißt er nicht zu erwähnen, daß im Geisterzuge die eine Seele stolperte, «was mehr den Gegenstand allgemeiner Heiterkeit, als den einer Schreckensszene bildete», ferner «wurde die tiefe Stille durch den über die Gebeine der Verstorbenen hinwehenden ungewohnten Windhauch allzusehr gestört». Er macht den Direktor auf die Dekorationen aufmerksam, bei deren Mangelhaftigkeit auch das Spiel mangelhaft wird «und selbst das gediegenste Stück von seiner Würde viel einbüßt». In Marmaros-Sziget wurde also «Der Müller und sein Kind» nach der ersten Aufführung zu den «gediegensten» Stücken gezählt, diente auch als Benefizvorstellung und versammelte — trotz dem unangenehmen Wetter — zahlreiche Zuschauer, besonders aus dem schönen Geschlecht.

Über die erste Aufführung in Nagyvárad (3. Mai 1834) schrieb ein hervorragender Schriftsteller, Ludwig Kuthy, im Tone der Überraschung: «Daß die interessante Vorstellung mit wenig Applaus belohnt wurde, läßt sich der Bescheidenheit unseres Publikums zuschreiben, dessen gebildeter Geschmack zu bekannt ist, um so etwas würdigen zu können.» Dafür aber weiß er keine Erklärung, daß diesmal, wie auch sonst, die Anzahl der Zuhörer nicht mehr als 200 betrug, «wo doch den ursprünglichen Wert des großen Werkes die würdige Darstellung noch gehoben hat». Besonders gut waren Eder als Reinhold und Frau Kubay als Marie; László als Konrad gab die Schmerzen des aller Hoffnung beraubten Liebenden und den Abschied von der sterbenden Geliebten so ergreifend, daß «viele Zuschauer darüber billigerweise Tränen vergossen».

Der Bericht über die erste Aufführung in Rév-Komárom (9. Juni 1834) stammt ebenfalls aus der Feder eines, später zu einiger Berühmtheit gelangten Schriftstellers, Siegmund Beöthy, dessen Meinung über das Stück literarisch in Betracht zu nehmen ist: «Die Vorzüge des Stückes, welche in jeder Zeile sichtbar sind, nicht zu loben, ist unmöglich!» Komlóssy «stellte uns den Müller wie in Wirklichkeit vor ... und er errang diesmal den ersten Lorbeer». Frau Komlóssy «führte die Rolle der Marie mit sichtlichem Schmerze durch, besonders in der letzten Szene». Czelesztin «gestaltete richtig Reinholds Gemütsbewegung, sowohl die ausbrechende, als auch die zagende.» Hier «entsprach auch der Gang der Seelen zur Gruft, den Dekorationen angemessen, ziemlich gut dem Zwecke» — kurz: das Stück wie die Darsteller gefielen.

Auch die Erstaufführung in Kolozsvár (16. August 1834) verfehlte ihre Wirkung nicht. Reinhold: Eder, Marie: Frau Kubay, Konrad: Lendvay. «Seine (Lendvays) Empfindung, der Ausdruck seines Gemütes waren dem Kreise entnommen, welcher einem Müllergesellen entspricht ...» mit wel-

cher Äußerung der Kritiker gewiß die veristische Auffassung hervorheben wollte. — Dagegen war der Kritiker in Kaposvár mit der Aufführung am 22. August 1834 nicht zufrieden. «Balog hatte Reinholds Rolle falsch, possenhaft aufgefaßt, und seine, das Stammeln heuchelnden Kunstgriffe heute nicht richtig angebracht.» Doch scheint dieses Stottern bei Balog kein Kunstgriff, sondern ein Gebrechen gewesen zu sein; Frau Balog als Marie gab ihre Rolle nur mit gutem Willen; Hevesi hatte Konrads Rolle fleißig eingelernt, gab sie aber mit der Ungeschicklichkeit des Anfängers; am besten war Demjén als Reiman — wobei zu bemerken ist, daß diese Gesellschaft selbst nicht zu den besten gehörte, wie ja z. B. der Darsteller des Totengräbers den Hut draußen vergaß, denselben bei seiner Rückkehr auf der Szene sucht und — da er ihn nicht findet — sich bei der Zuhörerschaft erkundigt! Also die richtige Schmiere! Ähnlich schwach muß auch die Aufführung in Torda (28. Dezember 1834) genannt werden. Hubai war als Müller ziemlich gut, doch «machte er seine ernste Rolle oft komisch, wo es nicht am Platze war, mit seinen unpassenden Grimassen». Auch sein Kostüm war nicht richtig gewählt; Frau Eranosz als Marie war nur in der Sterbeszene gut; Herr Eranosz spielte den Konrad gezwungen, unnatürlich, verfeinert. «Sein feineres Kostüm paßte nicht für einen Müllergesellen» — «die unnötigen Wutausbrüche stimmten gar nicht zu seiner Rolle.» Die übrigen Darsteller waren ebenfalls schwach, mit Ausnahme des Totengräbers. Auch diese Truppe scheint, gleich der der obenerwähnten in Kaposvár, den Stil des Dramas nicht verstanden zu haben.

Die Aufführung in Esztergom (29. Januar 1835) mag «gut mittel» gewesen sein, denn die Rollen waren — wie der Kritiker sagt — der Begabung und dem Streben jedes Mitwirkenden angemessen. Auch diese Darsteller gehörten der ungarischen Künstlergarde dritten Ranges an. Die Ausstattung war ärmlich; so stellten die Kulissen einen grünen Wald vor, was der Kritiker «um Weihnachten beispiellos» nennt. — Nach der Aufführung in Debreczen am 8. Oktober 1835 schrieb der Kritiker, daß Raupachs Trauerspiel «den sentimentalen Schwärmern reichliche Nahrung bot». Die Rolle des Müllers war eine Glanzleistung des greisen Georg Eder; «kaum wird sich ein anderer Schauspieler eines vorzüglicheren und dem Natürlichen sich mehr nähernden Spieles rühmen können». Gut waren Frau Parázsó als Marie und Fáncsy als Konrad, «welcher besonders beim Zerbrechen der Flöte seine durch Fleiß erworbene Geschicklichkeit sehr zur Geltung brachte» . . .

Wichtiger ist uns nun die Frage, wie der in der Provinz so zärtlich behandelte Müller und sein Kind im Pester Nationaltheater aufgenommen wurden? Nicht eben glänzend, wenn auch nicht ablehnend; es gelangte mit vielen anderen Inventarstücken aus der Provinz ins Repertoire, war aber hier nicht so langlebig, hat auch bei weitem nicht die glänzende Vergangenheit, wie im Wiener Hofburgtheater; dabei ist es charakteristisch, daß es nicht ein einziges Mal als Allerseelentagsstück zur Aufführung gelangte. Bis in die vierziger Jahre kennen wir nur vier Aufführungen: 19. Juni 1839, 15. September 1840, 24. Mai 1842 und 28. Juni 1843. Hier wurde also das Stück nicht durch die Allerseelentagsstimmung, sondern durch seine dramatische Wirkung und durch die in der Provinz ausgebildeten guten Darsteller gehalten. So finden wir über die erste Auf-

führung im Nationaltheater im ganzen nur den folgenden Bericht: «Megyeri (Reinhold) zählt die Rolle in der Kothurnusklasse zu seinen vorzüglicheren. Herr und Frau Lendvay (Konrad und Marie) spielen das Liebespaar mit rührender Empfindung». Von der zweiten Aufführung: «Den Müller spielte Erdős als Gast . . . . . heute hatte er allgemeinen Beifall, ungezählte Applause, wiederholten Hervorruf». Die Pause im Jahre 1841, sowie die einmalige Wiederholung 1842 und 1843 deuteten auf das bevorstehende Ende des Müllers hin und der Eintritt desselben erklärt sich aus dem großen Aufschwung, mit welchem die wirksamen Originalstücke von Ignaz Nagy und Szigligeti die ungarische Bühne vom Joche der fremden Dramen plötzlich befreiten. Das Stück ruhte dann 11 Jahre lang, bis am 8. März 1854 ein Versuch zu seiner Belebung gemacht wurde, welcher aber mißlang. Der durchaus objektive Ästhetiker August Greguss, der sich zu kleinlicher Journalisten-Geistreichelei niemals verleiten ließ, spricht im «Pesti Napló» sehr geringschätzig von dem, «seinem wohlverdienten Grabe entstiegenen Trauerspiele des Herrn Ernst Benjamin Salomon Raupach» und schließt seine Kritik mit den Worten: «eine solche Bauerntragödie unterscheidet sich von der heroischen und bürgerlichen Tragödie hauptsächlich darin, daß in derselben der elementarste, plumpste Aberglaube eifrigst idealisiert wird, natürlich reichlich mit Tränen versetzt. Das ungarische Publikum hat dem wiedererweckten Genre leider keine Sympathie bewiesen und die traurigsten Szenen mit aufrichtigem Gelächter honoriert. Und leider ist auch der Referent so sehr ein Kind des XIX. Jahrhunderts, daß er gezwungen ist, die Kritik des Publikums zu ratifizieren.» Damit war das Schicksal des Müllers im Nationaltheater endgültig entschieden, — jedoch nicht im Lande, wo es kaum eine Stadt gab, in welcher der Müller und sein Kind nicht systematisch als Allerseelentagsstück eingestellt worden wäre. Seit wann diese Mode datiert, läßt sich aktenmäßig nicht nachweisen, nach meiner persönlichen Erinnerung reicht sie aber auf gut fünfzig Jahre zurück.

Raupachs Rührstück geht also — wie in den deutschen Gegenden des Westens — so auch in Ungarn seit 1832 über die Bühne, hier ständig in der ersten Übersetzung von Josef Szedahelyi. In derselben Übersetzung brachte eine Budapester Vorstadtbühne (das Feldsche, jetzt Budapester Theater) das Stück in der Zeit vom 21. Oktober bis zum 2. November 1912 elfmal zur Aufführung! Hätte das Stück nicht sein sicheres Publikum, würde eine Privatbühne die Aufführung gewiß nicht forcieren.

Die Zähigkeit des Stückes ist jedenfalls eine auffallende Erscheinung, welche aber nicht nur in seiner geschickten Anlage zu suchen ist; auch volkspsychologische Motive spielen mit, deren Erforschung zu den nicht gewöhnlichen Aufgaben einer künftigen Raupachmonographie gehört und auch bei seiner ungarländischen Laufbahn trifft das zu, was Laube von seiner Laufbahn in Deutschland sagt: «Künstliche Ästhetik vereinsamt es am tiefsten, und so ist es auch in denjenigen deutschen Städten am unwirksamsten, wo man das Naturelle gering achtet und die Abstraktion überschätzt.» (Erinnerungen S. 201.)

Josef Bayer.

Julie von Charpentier in Ungarn.

Unweit von Pest endete im Jahre 1811 eine ungarische Freifrau ihr Leben, eine Dame, die vorher in der romantischen Dichtergesellschaft keine unbedeutende Rolle spielte. Wir meinen die zweite Braut von Novalis, die einen ungarischen Baron heiratete, und deren Gestalt eben jetzt aus der neu herausgegebenen Briefsammlung Carolinens[1]) in schärferen Umrissen vor uns tritt. Als Ergänzung zu den Novalis-Biographien, die nach dem Tode des Dichters auf die posthume Geschichte der allein gebliebenen Braut gar nicht eingehen, teilen wir folgenden Nachruf aus den gleichzeitigen Gemeinnützigen Blättern (Zugabe zur vereinigten Ofner und Pester Zeitung) 1811 Nr. 76 S. 605—607 mit:

«Wähnst du wohl: die Tugend sollt' hienieden
Ernten dürfen? — Opfrung ist ihr Ruhm.
Nicht für äußern, für den innern Frieden
Trägt sie ihr geweihtes Heldentum.
Glück ist — Glück, ist Lastern auch beschieden;
Ruh ein Engel, der die Tugend hält.
Ihre Stirn schwebt über dem Getümmel
Unbekümmert, was da siegt und fällt.
Alles sinkt; sie greift nach ihrem Himmel;
Und ihr Fried' ist nicht von dieser Welt.

«Am 2. September d. J. starb zu Aszód im Pester Komitat, an den Folgen einer unglücklichen Niederkunft, Julie Freyin v. Podmanitzky, geborne v. Charpentier, Tochter des am 27. Juli 1805 im 67. Lebensjahre verstorbenen berühmten königl. sächs. Bergrates, auch Ober-Berg- und Hüttenamts-Assessors und Berghauptmanns J. F. W. v. Charpentier zu Freiberg. Zitternd verweigern die Worte ihren Dienst, und schüchtern widerstrebt die Sprache, wenn es darauf ankömmt die Größe eines Verlustes wie dieser zu schildern. Liebenswürdig durch zarte innige Liebe, mit der die Verklärte jedes Verhältnis der edleren Weiblichkeit, jede Umgebung ihres Lebens- und Pflichtenkreises umfaßte und verschönerte, wußte sich ihr gefühlvolles Herz, ihr gebildeter Geist, ihr anspruchloses sanftes Betragen eben so ungesucht als unwiderstehlich bei jedermann geltend zu machen. Angebetet von ihrem, einzig und allein durch Neigung, durch schwärmerische Liebe mit ihr verbundenen Gemahl, dem königl. siebenbürgischen Thesaurariatsrat, Carl Fr. v. Podmanitzki, verwelkte die holde kostbare Blume gerade im Augenblick des Überganges der Blüte zur Frucht; und selbst diese Frucht sollte sich ihr nur als vernichtete Hoffnung darstellen. Am 21. Aug. früh war die Selige von einem toten Mädchen entbunden worden; am 30. darauf bemächtigte sich ihrer ein Fieber; am 2. Sept. war sie — tot . . .

«Julie v. Charpentier wurde den 16. März 1777 zu Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren. Der Himmel hatte ihr den besten Vater und dieser ihr die beste Erziehung gegeben. Dies und ihre Schönheit wurden die Veranlassung, daß der unter dem Namen Novalis berühmte schwärme-

[1]) Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach G. Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. I. II. Leipzig. Insel 1913.

rische Dichter aus der Schlegel-Tieckschen Schule, Fr. v. Hardenberg, um ihr Herz und ihre Hand sich bewarb. Schon erwartete den Bund der Liebenden die priesterliche Einsegnung; da starb Novalis, der Jüngling ihres Herzens, an den Folgen einer Erkältung. Tief erschütterte diese schreckliche Trennung das gefühlvolle Mädchen. Das gewärtige Brautbette wurde ihr Krankenlager; es schien ihr Sterbelager werden zu sollen; so heftig litt die Trauernde. Doch die Vorsehung bewahrte diesmal noch ihr Leben, bewahrte es für die feurige Liebe eines durch hohe Geistesbildung mehr noch als durch den hohen Rang seines allgemein geschätzten Geschlechts edlen jungen Mannes auf. Carl Freiherr v. Podmanitzky, damals k. k. niederungarischer Bergrat, unternahm im Jahre 1803 eine Erfahrungsreise ins Ausland. Er lernte die vortreffliche Tochter des vortrefflichen v. Charpentier kennen; ihre Seelen verstanden sich; Julie wurde seine Gattin, sie folgte ihm nach Ungarn. Die Grazie ihrer Seele, ihres Lebens, ihrer Liebe spiegelte sich in den Wünschen seines gleichgestimmten Gemütes. Gottes Engel beneideten dies harmonische Glück der innig verbündeten Liebenden und sie nahmen ihre Schwester wieder zurück. Noch leben folgende Geschwister der Verklärten: Joh. v. Charpentier, kais. französ. Bergwerksdirektor in den Pyrenäen, Toussaint v. Ch. königl. preuß. Bergrat, Georg v. Ch., Hauptmann der königl. sächs. Grenadier-Leibgarde, Wilhelmine v. Ch., Gemahlin des königl. sächs. Generalleutnants v. Thielemann, Ernestine v. Ch., Gemahlin des berühmten Kanzelredners königl. sächs. Oberhofpredigers, Kirchenrats und Ober-Konsistorialassessors Fr. Volkmar Reinhard.

«Wir haben die deutsche Trauerrede in Manuskript vor uns, mit welcher M. Boszy[2]), evangelischer Prediger zu Aszód, das Andenken der Verblichenen bei ihrer Beisetzung am 5. Sept. feierte. Diese Rede zeichnet sich so geistreich in der lebendigen Würdigung des Charakters der Verklärten, so unwiderstehlich in der zarten Ergreifung des Gemütes der Trostbedürftigen, so musterhaft von Seite der gebildeten Sprache und des blühenden Stiles aus, daß wir schon um deswillen wünschen müssen, sie durch den Druck allgemein verbreitet zu sehen.»

Was die Geschichte der Annäherung der beiden Seelen anbelangt, so wissen wir, daß Novalis im Frühling 1801 starb, und da war er schon das dritte Jahr mit Julie v. Charpentier verlobt. Carl v. Podmaniczky (1772—1833) kommt November 1802 in Jena an, um dort bei Schelling Naturphilosophie privatissime zu studieren[3]). Caroline äußert sich über ihn sehr herzlich und erwähnt öfters seine Beliebtheit und seine Erfolge in der Jenenser Gesellschaft[4]). Er imponierte nicht nur mit seiner Freigebigkeit und Eleganz, sondern auch durch wissenschaftlichen Eifer und Interesse. Dies beweist eine Äußerung Goethes, bei dem Podmaniczky durch Schelling eingeführt wurde[5]), in den Tag- und Jahresheften[6]): «Von bedeutenden, einige Zeit aufhaltenden Fremden nenne von Podmaniczky, der vielseitig

---

[2]) Michael Boszy hat Shakespeare ins Slovakische übertragen.

[3]) Plitt: Aus Schellings Leben I, 432: «Einem ungarischen Magnaten ... gebe ich ein Privatissimum über Philosophie ..., er ist deshalb hergekommen und ist ein Mann von seltener Bildung.»

[4]) Schmidt-Waitz: Caroline. II: 366. 348. 350. 357—359. 364.

[5]) Walzel-Schüddekopf: Goethe und die Romantik. Weimar 1898, I: 228.

[6]) Kürschners D. Nationalliteratur CV: 141.

unterrichtet an unserem Wollen und Wirken teilnehmen und thätig mit eingreifen wollte.» Podmaniczky war, wie Goethe, ein leidenschaftlicher Mineraliensammler.

Als der Baron später im Frühjahr 1803 Jena verläßt und nach Freiberg zieht, um die Bekanntschaft des berühmten Geologen Werner zu machen, da hat er schon gleichsam eine romantische Erziehung erhalten. In Freiberg erscheint er im Hause des Prof. Charpentier, einem vielbesuchten Mittelpunkte des dortigen akademischen Lebens[7]). Das Hausfräulein war von einer interessanten Glorie umstrahlt — der Erinnerung an Novalis' Liebe. Das Mädchen war frisch und hübsch, von weichem, melancholischem Blick und besaß eine ausgezeichnete Herzens- und Verstandesbildung. Sie pflegte ihren kränkelnden Vater mit Aufopferung. Nach dem Tode von Novalis schrieb dessen Vater: «Nun wünsche ich Julchen einen Prinzen, wenn der sie glücklich machen kann»[8]). Und der Prinz erschien in Podmaniczkys Gestalt im Charpentierschen Hause. Die Romantiker huldigten dem Genius der Geschichte und der Rassen, und so war Podmaniczky als altadeliger und reicher Magnat, fremd und hochkultiviert zugleich, eine echt romantische Erscheinung für Julie. Er hatte das gleiche Alter wie Novalis und auch denselben Beruf. Der alte Charpentier kannte Ungarn von einer Studienreise her. Von Podmaniczky wissen wir, daß er schon früher mit der Bildung der heimatlichen Mädchen unzufrieden war[9]) und in den Frauen — eine romantische Forderung — die Mitträgerinnen des geistigen Lebens sucht. Es lag also auf der Hand, daß er sich um dieses nicht gewöhnliche Mädchen bewarb.

Wie fühlte sich nun die junge Frau in Ungarn? Vielleicht als verbannt? Keineswegs. Podmaniczky war nach damaligen Begriffen ein intensiver und moderner Landwirt, seine schönen Güter und sein prächtiges Schloß, wo die vornehme Welt verkehrte, lagen in der nächsten Nähe der Hauptstadt. Das Pester Bürgertum war damals fast ausschließlich deutsch und da bot sich oft Gelegenheit, literarische Interessen zu befriedigen. Deutsche Schauspieler haben hier ständig gespielt. Gegen 1809 kamen, vor Napoleon fliehend, viele Wiener Schriftsteller nach Ungarn, so Hormayr, Collin und Gentz. Ein halbes Jahr wohnte in Pest der Freund und ausgezeichnete Kenner von Novalis, Fr. Schlegel mit seiner Frau Dorothea.

Karl Podmaniczky heiratete 1812 wieder ein Mädchen aus Sachsen, namens Elise Nostitz-Jänkendorf[10]). Sie war die Tochter eines hohen sächsischen Staatsbeamten, der sich unter dem Namen Adolf Nordstern auch als Schriftsteller betätigte. Zwei Kinder Podmaniczkys aus seiner zweiten Ehe haben sich dann später auf literarischem Gebiete hervorgetan.

Die deutsche Romantik weist Bestrebungen auf, die auf eine Umgestaltung der Lebensformen hinzielen. Deshalb untersucht die Literaturgeschichte der Romantik — um die Urbilder der typisch gewordenen romantischen Liebe und der romantischen Freundschaft zu erforschen — so sorgfältig die freundschaftlichen und erotischen Verhältnisse der Schriftsteller von Jena und Heidelberg. Als daher die einstige Braut von Novalis

---

[7]) E. E. Heilborn: Novalis. Berlin. 1901. 128 C.
[8]) Heilborn a. a. O. 108.
[9]) Friedrich Podmaniczky: Naplótöredékek (Tagebücher). I. 1824—44. 18—19. Bpest. 1887.
[10]) Nagy Iván: Magyarország családai (Ungarns Adelsgeschlechter). Pest 1862. IX: 342.

ihrem Gatten nach Ungarn folgte, da wurde ein Stück Romantik, wenn nicht als Literatur, doch als Wirklichkeit auf ungarischen Boden verpflanzt.

Andreas Sass.

Ein posthumes Werk des Grafen Stefan Széchenyi[1]).

Die Kenner der neueren Geschichte Ungarns wissen, daß die Bestrebungen, das Land und seine Verfassung im europäischen Sinne umzugestalten, aus der Periode des ersten Viertels des vorigen Jahrhunderts datieren. Die Bewegung hatte eigentlich schon im Reichstage vom Jahre 1790 begonnen, praktisch jedoch wurde die Idee erst seit dem Jahre 1825. Der schriftstellerischen Wirksamkeit des Grafen Stefan Széchényi kommt ein bedeutender Anteil an dem Erfolge dieser Bestrebungen zu. Das persönliche Ansehen des vornehmen Magnaten trug viel dazu bei, seinen Schriften nicht nur auf das Volk, sondern auch auf die Regierung einen bedeutenden Einfluß zu sichern. In der Epoche vom Jahre 1825 bis knapp vor der Revolution war es der von ihm initiirten Propaganda gelungen die Zentralregierung von der Ansicht abzubringen, daß den Bestrebungen Ungarns separatistische Tendenzen zugrunde lägen; die Zentralstellen wurden zu einer minder ablehnenden Haltung gegenüber den Forderungen Ungarns bestimmt. Außer der im Jahre 1840 begonnenen neuen wirtschaftlichen Gesetzgebung, war es vorzüglich die nachsichtigere Behandlung der Presse seitens des zum Leiter des ungarischen Zensurwesens ernannten Barons Alois Mednyánszky, die dem geistigen Leben des Landes einen neuen Aufschwung gab.

Unter Benützung dieser freieren Strömung begründete im Jahre 1841 der wegen seiner politischen Agitation verfolgte und wegen unbefugter Herausgabe seiner «Munizipalberichte» auch eingekerkerte Schriftsteller und Redner Ludwig Kossuth ein radikales Blatt, den «Pesti Hirlap» (Pester Zeitung).

Széchenyi billigte in der Hauptsache die Forderungen, die Kossuth und seine um das Blatt gescharten Anhänger verfochten; mit dem Tone aber, den die Leitung den privilegierten Klassen und der Regierung gegenüber anschlug, war er keineswegs einverstanden. Der welterfahrene Staatsmann dachte sich die Regenerierung seines Landes als das Endergebnis einer besonnenen, im Einvernehmen mit dem Adel und der Regierung zu bewerkstelligenden Arbeit. Er befürchtete die Vereitelung der ganzen Reformaktion, wenn das Wohlwollen dieser beiden Faktoren, welche die Administration und die Gesetzgebung nun einmal tatsächlich in Händen hatten, durch überstürzte und ungestüme Forderungen verscherzt würde.

Um der Agitation Kossuths und seiner Kampfgenossen ein Gegengewicht entgegenzusetzen, veröffentlichte Széchenyi schon im Jahre 1841 eine «Kelet Népe» (Volk des Ostens) betitelte Streitschrift, in welcher er den oben kurz skizzierten Anschauungen Ausdruck gab und seine Landsleute warnte, der Regierung, welche sich gerade zurzeit geneigt zeigte,

[1]) Garat. (Der Mühltrichter. Geschrieben im Jahre 1842 vom Grafen Stefan Széchenyi. In Druck gegeben mit der Geschichte des Werkes von Julius Viszota). Budapest, Verlag der Ungarischen Akademie, 1912.

den Wünschen des Landes entgegenzukommen, mit Mißtrauen zu begegnen und ihre Maßnahmen à tour prix ungarfeindlicher Tendenzen zu verdächtigen.

Das Buch erregte großes Aufsehen, die erste Auflage war — ein dazumal unerhörter Fall — in wenigen Wochen vergriffen. Die ersten Männer der Nation, natürlich auch der unmittelbar angegriffene Kossuth, beteiligten sich an der Polemik, die es zur Folge hatte, und der Sieg Széchényis war durchaus kein vollständiger. Der Streit verpflanzte sich in die Komitatssäle, damals dem Haupttummelplatz der politischen Agitation, wo Széchényi und seine Freunde manch harten Strauß auszufechten hatten. Der Herausgeber des hier besprochenen Buches, Jules Viszota, gibt im Anhange teilweise mit Benutzung des Tagebuches, der Korrespondenz und sonstiger Aufzeichnungen Széchényis, eine umfangreiche Darstellung des Verlaufs dieser Angelegenheit. Hier sei nur bemerkt, daß Széchényi, nervös angelegt, nahezu verzweifelte und seine Bemühungen gescheitert glaubte. «Pesti Hirlap» mäßigte für kurze Zeit die Heftigkeit seiner Sprache. Als aber das Blatt, das an Einfluß immer mehr zunahm, bald wieder den früheren Ton anschlug, dachte Széchényi schon zu Anfang des Jahres 1842 daran, auch seinerseits eine Zeitung herauszugeben, welchen Plan er aber, auf den Rat seiner Freunde und wegen der Schwierigkeit, einen geeigneten Redakteur zu finden, bald wieder aufgab.

Inzwischen wurde die oppositionelle Bewegung in den Komitaten immer heftiger und verstieg sich am Ende dahin, infolge der slavisch-nationalen Agitation die Abtrennung Kroatiens von Ungarn in Vorschlag zu bringen. Széchényi, empört über den verfassungswidrigen Gedanken, griff wieder zur Feder und schrieb das vorliegende Buch.

Dasselbe wurde nicht veröffentlicht, nur ein Bruchstück desselben wurde im Jahre 1858 der Öffentlichkeit übergeben; weder der Herausgeber, noch das Publikum hatten eine Idee davon, wie die Schrift zustande kam und was sie bezweckte. So blieb sie unter der Masse der nachgelassenen Schriften Széchényis unbeachtet, bis sie von Herrn Julius Viszota förmlich entdeckt wurde. Es gelang ihm auch, die nicht veröffentlichte Partie, bis auf einen Teil des letzten Kapitels, zu rekonstruieren.

Nun zum Inhalt des Buches.

Der Titel «Garat» bedeutet: Beutelkasten, Mühltrichter. Im Kampfe gegen den Radikalismus Kossuths und seiner Partei will der Autor alle Ziele und Mittel des Gegners in den Mühltrichter werfen, um das Wahre vom Falschen, das Mehl von der Kleie zu sondern.

In den Stürmen — so führt er aus —, denen er sein Volk entgegengehen sieht, wird die avitische Tapferkeit zur Rettung nicht mehr genügen. Der Sieger der Zukunft wird der Klügere, der Geschultere, der besser Rechnende sein. Heutzutage mit der Kampfesrüstung der alten Zeit in den Krieg ziehen, hieße einfach lächerlich werden, und das wäre schon der Tod. Ungarn muß auf neue Mittel sinnen. In erster Linie tut Vereinigung der Kräfte not. «All hands on deck» möchte er seinen, den Kampf gewärtigenden Volksgenossen zurufen, wie der englische Schiffskapitän, wenn der Sturm droht. Vor allem müßte in Ungarn die soziale und religiöse Spaltung ein Ende nehmen und die Reformpartei den Plan aufgeben, das Volk plötzlich auf eine Höhe heben zu wollen, die nur schrittweise, mittels Einsicht und Ausdauer, nicht aber gewaltsam und im Handumdrehen erreicht

werden kann. Die radikale Partei will, geblendet durch das für unsere Verhältnisse durchaus nicht maßgebende Beispiel Frankreichs, die Traube nicht ausreifen lassen, — da kann es natürlich keinen Wein geben. Der Autor zählt zu denjenigen, die der magyarischen Rasse eine Zukunft prophezeit haben in dem Sinne, daß dieses Volk den Gipfelpunkt seiner Entwicklung noch nicht erreicht, sich noch nicht ausgelebt habe. Die Magyaren sind aber auch keine primitive, sondern eine zurückgegangene Rasse, und es ist eine der kompliziertesten Aufgaben, eine solche zur Wiedererhebung zu bringen.

Der Autor wirft einen kurzen Blick auf die Geschichte. Aus Asien auf sein jetziges Territorium, unter fremde Völker versetzt, die ihm weder dem Blute noch dem Herzen nach verwandt sind, jahrhundertelang von Stürmen geschlagen, hat der Ungar von Zeit zu Zeit glänzende Ruhmestaten vollbracht; in ruhigen Zeiten dagegen war sein Leben ein fortwährendes Schwanken zwischen Aufloderung und Stagnation. Nach der Verbindung mit Österreich versinkt die Nation in tiefen Schlaf; sie erwirbt den Scheinglanz der Zivilisation und entkleidet sich ihrer rohen Kriegstugenden, ohne dafür Bildung, allgemeine Freiheit und Staatsgefühl einzutauschen. Seit etwa fünfzig Jahren zeigen sich zwar die Anzeichen der Regeneration, des Wiedererwachens der nationalen Kraft, aber man muß dem durch jahrhundertelangen Marasmus geschwächten Körper Zeit gönnen, sich zu erholen. Quacksalberei führt nicht zur Gesundung. Die Nation muß stark genug sein, sich von ihren Operateuren nicht töten zu lassen. Diese Kurpfuscher haben für jedes Leiden des Volkes nur e i n Heilmittel: die Amputation (z. B. die Abtrennung Kroatiens, wie sie von Kossuth befürwortet wurde). Diese falschen Propheten wollen der Nation weismachen, daß Selbstüberhebung, Herausforderung und Niederschreien des Gegners nationale Kraft bedeuten.

Dieses Vorgehen birgt ungeheure Gefahren. Wenn man ehemals befürchten mußte, daß die Nation an hydropischer Entkräftung zugrunde gehen werde, so bedroht sie jetzt der durch geistigen Exzeß hervorgerufene Fieberzustand. Es ist nicht zu erwarten, daß die falschen Propheten freiwillig den Platz räumen, von dem aus sie sich befähigt dünken, das Schicksal ihres Volkes zu lenken; umsomehr müssen alle wohldenkenden Patrioten zusammenstehen. Die sinnlose Agitation hat freilich schon vieles unwiederbringlich verdorben; aber dem weiteren Verderben muß entgegengetreten werden, und der Autor ist bereit, dies nötigenfalls allein zu unternehmen.

Die wahre Grundlage des nationalen Glückes ist Arbeit. Das ungarische Volk zeigte zur Zeit seiner Stagnation eine gewisse Ruhe, weil seine äußerst primitiven Bedürfnisse verhältnismäßig leicht zu befriedigen waren. Sein heutiges Streben nach höheren Lebensgenüssen entspringt aus dem Erwachen höherer Triebe. Wenn sich demnach heute, weil die größeren Ansprüche schwerer zu befriedigen sind, eine gewisse Unruhe zeigt, so ist dies an und für sich nicht zu bedauern. Wohl aber ist es Gewissenlosigkeit, höhere Ansprüche zu erwecken und wachzuhalten, ohne dem Volke die einzige Möglichkeit der Befriedigung, die Liebe zur Arbeit, einzuflößen. Statt dessen stacheln Kossuth und seine Genossen zum Hasse fremden Besitzes auf, erregen einen falschen Appetit nach fremdem Gute.

Nicht minder zu verdammen sind aber die Träger jenes verknöcherten

Konservativismus, der gewissen Klassen eine würdelose Entsagung predigt. Ein solches Streben ist einfach sinnlos, denn ein Erfolg in diesem Sinne ist nunmehr unmöglich, — das erwachte Selbstbewußtsein kann nicht wieder eingeschläfert werden. Széchenyi geißelt in scharfen Worten den Pharisäismus der Privilegierten, die das ganze Umundauf ihres Vermögens, die Adelsrechte, bei den Wahlen für bares Geld feil haben.

Sind daher beide Extreme schädlich, und muß an der schrankenlosen Entwicklungsfreiheit des Individuums festgehalten werden, so hat eine realistische Staatsweisheit nur das logische Nacheinander der Verwirklichung zu bestimmen, damit nicht vorzeitig angestrebt werde, was derzeit nicht verwirklicht werden kann. Dies ist der Angelpunkt des Problems.

Der einfältige Gedankengang der Radikalen ist dieser: L. hat nichts. Warum hat er nichts? Weil A. etwas hat. Wenn also dem A. etwas von dem seinigen genommen und dem L. gegeben wird, so ist die Aufgabe gelöst.

Das ist Unsinn; das Gleichgewicht ist auf diesem Wege kaum für kurze Zeit herzustellen. Es handelt sich nicht um unentgeltlichen Erwerb, um ein Geschenk, um die Beraubung anderer, sondern um freie Arbeit behufs Befriedigung der materiellen und geistigen Ansprüche. Die Gesetzgebung hat mittels der in den Jahren 1836 und 1840 geschaffenen Gesetze (über die Freizügigkeit der Grunduntertanen, über die Prozeßfähigkeit der Nichtadeligen, über die Berufung und den Strafvollzug in den Strafsachen der Nichtadeligen, über die Ablösung der Leistungen der Grunduntertanen) den Weg beschritten, den rechtlich beeinträchtigten Klassen unter die Arme zu greifen. Dies sind freilich nur schwache Anfänge, aber die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zeigt sich bereits in der seither eingetretenen Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Der liberale Übereifer der Opposition stört aber den rationell bedächtigen Gang dieser Entwicklung, denn es ist nur natürlich, daß dieses Ungestüm die Reaktion wachrufen und Komplikationen verursachen muß. Er kann in den Reihen der Gesetzgeber, die doch derzeit ausschließlich den privilegierten Klassen angehören, leicht die Furcht erzeugen, in dem Reformwerke bereits zu weit gegangen zu sein. So sehr auch der Autor die Ziele der Opposition billigen mag, — einen großen Teil ihrer Ideen hat ja er zuerst in Schwung gebracht — die Oberflächlichkeit und Taktlosigkeit ihrer Wortführer macht es ihm unmöglich, sich ihnen anzuschließen.

Praktisch hängt der Erfolg hauptsächlich davon ab, von w e m, w a n n und w i e etwas gesagt oder getan wird. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Gedanke in einem Buche, in einer Zeitung oder im gesetzgebenden Körper zutage tritt. Als drastischen Beleg hiefür beruft sich Széchenyi auf die Erfahrungen seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit. Er hat in seinen Schriften, namentlich im «H i t e l» (Der Kredit), gewisse ungarische Zustände weit schärfer und derber beurteilt als Piringer, Gustermann oder Wildner. Und doch hat die ungarische öffentliche Meinung die letzteren einhellig verfehmt, während die Ansichten des Autors größtenteils Zustimmung fanden und selbst von den Gegnern ohne Groll aufgenommen wurden. Warum dies? Weil man in den deutschen Schriften Animosität gegen Ungarn und Inspirationen der Wiener Zentralregierung vermutete, Bedenken, die der Persönlichkeit Széchenyis gegenüber natürlich ausgeschlossen waren. Darum muß, wer politisch nützlich sein will, genau

überlegen, was er in seiner sozialen Stellung mit Erfolg verfechten mag. Es ist verdächtig, wenn der protestantische Geistliche die Säkularisation der Kirchengüter befürwortet, der katholische Priester den Protestantismus in den Schatten stellt; wenn der Besitzlose für die allgemeine Steuerpflicht eintritt; wenn der Adelige den Handel und die Juden verfolgt, der Jude den Adeligen lächerlich macht. Es soll eben niemand aus seiner Rolle fallen und in einer andern stümpern.

In scharfen Ausdrücken geißelt Széchenyi die Phrasenreiterei, das Haschen nach Popularität und die falsche Begeisterung für eine unbeholfene, innerlich hohle Autonomie. Mit beißendem Hohne weist er darauf hin, daß das kaum gegründete Nationaltheater in Gefahr schwebt, geschlossen zu werden, weil die vielbewunderten autonomen Körperschaften nicht einmal die Hälfte der nötigen Kosten aufzubringen imstande waren. Es wäre Zeit, den von den Komitaten geführten bedingungslosen Kampf gegen die Regierung einzustellen, da doch auf Seite der letzteren das Mißtrauen gegen die Bestrebungen Ungarns nachgelassen und von ihr wichtige legislatorische Zugeständnisse gemacht wurden. Das Opponieren quand même sei der bare Unsinn, er bedeutet die gleichmäßige Zurückweisung der helfenden wie der tötenden Hand. Es kann nicht unser Interesse sein, beim Partner, ohne dessen Zustimmung das Geschäft nicht zustande kommen kann, Antipathie zu erwecken. Wenn es zu Zeiten nötig, ja vielleicht einzig möglich war, den Angriffen auf unser Volkstum ein negatives Verteidigungssystem entgegenzusetzen, so treiben uns heute nicht nur die veränderten Verhältnisse unseres Landes, sondern auch die Weltlage dazu, den Weg des positiven Handelns zu betreten und uns in gewissen wichtigen Fragen das Wohlwollen der Regierung zu sichern. Bedingungslose Opposition und bedingungsloser Konservativismus können sich, was Logik und Praktikabilität anbelangt, getrost die Hände reichen. Vom Standpunkte einer Realpolitik sind beide zu verwerfen.

Nachdem Széchenyi die Fragen des Wer und Wann besprochen, schickt er sich an, die Frage des Wie zu erörtern. Von diesem, dem letzten Kapitel, ist aber leider nur ein kleines Bruchstück aufzufinden gewesen. Der Autor beruft sich mit gerechtem Stolze darauf, daß er es gewesen, der in seinen früheren Schriften die «Maschine» seines Vaterlandes in Gang brachte, was freilich leichter war, als sie in Gang zu erhalten. Er tat dies in voller Kenntnis der Gefahren, die mit einem solchen Unternehmen verbunden sind. Aber es war sein Ehrgefühl, was ihn hiezu trieb, denn er war der Überzeugung, daß dem unwürdigen Vegetieren seiner Rasse selbst der Tod vorzuziehen sei. Ungarn hat es nicht nötig, all die Irrwege durchzumachen, die andere Völker wandeln mußten, um zu einer konstitutionellen Staatsexistenz zu gelangen, denn Ungarn hat ja eine Verfassung, die nur auf gerechterer Basis zu modifizieren ist. Schon längst hat er die Ideologie, den Radikalismus als das Haupthindernis einer gedeihlichen Entwickelung angesehen. Diese Gefahr besteht noch immer.

Johann Tarnai.

Zur Geschichte der ungarischen Altkonservativen.

Von Prof. **Eduard von Wertheimer.**

I.

VOR dem März 1848 kannte man in Ungarn nur eine «konservative Partei». Selbst dieser Ausdruck kam erst auf dem Reichstag von 1843/44 in Gebrauch. Sein Urheber war Graf Emil Dessewffy, der sich desselben zur Bezeichnung seiner Gesinnungsgenossen bediente. Erst nach 1848 wurde es üblich, jene Gruppe von Männern, die an der Seite der Regierung stets gegen Kossuth gestritten und nach Bewältigung Ungarns für die Erhaltung der Habsburgischen Monarchie als Einheitsstaat eintraten, «altkonservativ» zu nennen[1]). Es ist jedoch von historischem Interesse, daß gerade die sogenannten Altkonservativen es ablehnten, unter dieser Nomenklatur als ein Ganzes zusammengefaßt zu werden. Graf Emil Dessewffy wollte von diesem Epitheton, als wenig ehrend, nichts wissen[2]). Ebenso fand auch Graf Anton Szécsen, daß man in neuerer Zeit die frühere konservative Partei in sehr unpassender Weise zu einer altkonservativen stemple. Er rechnete es sich zur Ehre an und war stolz darauf, ein Mitglied der vormärzlichen konservativen Partei gewesen zu sein, die, wie er sagt, irrtümlich beschuldigt wird, schon aus Prinzip jede Reform bekämpft zu haben. Zur Widerlegung dieser «Verdächtigungen» beruft er sich auf die Tagebücher des Reichstages und die Blätter jener Zeit. «Die konservative Partei» — heißt es in einer von Graf Szécsen veröffentlichten Broschüre — «war österreichisch im Sinne der ungarischen Gesetze, im wohlverstandenen Interesse Ungarns sowohl als der Gesamtmonarchie — sie war ungarisch in treuer Ergebenheit an ihr Vaterland und in der festen Überzeugung, daß die Dauer aller politischen Verbindungen vorzugsweise durch die Achtung bedingt ist, die ihren Grundlagen gezollt wird; keine Doktrin ging ihr über den sichern Bestand des Vaterlandes, und jede rein politische Reform schien ihr zu teuer erkauft um den Preis der Zertrümmerung eines Gesamtstaates, in dessen moralischer Einigkeit, Macht und Größe sie das sicherste Bollwerk der Existenz ihres engeren Vaterlandes fand»[3]). Und wie sehr die ungarischen Konservativen die Empfin-

[1]) »Offenes Sendschreiben« Graf Emil Dessewffys an den »Lloyd« 3. Februar 1850.
[2]) Ibid.
[3]) Grafen Anton Szécsen, »Politische Fragen der Gegenwart«, S. 145. Wien 1851, Jasper Hügel & Manz.

dung hatten, ihre besten Absichten vernichtet zu sehen, geht aus folgenden Zeilen eines zu dieser Partei gehörigen Mannes hervor: «Wir gehen einem wahren Labyrinth entgegen, aus welchem wir — wenn lebend? — nicht als Ungarn mehr herauskommen. Dies ist mein Gefühl, das noch vor kurzem sehr wehmütig gewesen wäre, heute mich aber ganz resigniert findet, wie einen Sterbenden, der die letzte Ölung empfangen hat. Isoliert, von meiner patriotischen Träumerei erwacht, werde ich dann nur im häuslichen Kreise vegetieren, so gut als es möglich sein wird[4]).»

Erfüllt vom Bewußtsein, ihre ganze Kraft in den Dienst der Gesamtmonarchie gestellt zu haben und durchdrungen davon, daß alle ihre Bestrebungen nur infolge der Schwäche der Regierung gescheitert waren, glaubten sich die Konservativen des Vormärz zu der Erwartung berechtigt, man werde bei der Umgestaltung der Verhältnisse in Ungarn in erster Linie an ihre Mitwirkung appellieren. Sie rechneten hiebei auf ihren Gesinnungsgenossen[5]), den Marschall Fürst Windisch-Grätz, der sich ja in der Tat im Winter 1848 mit einem Stabe ungarischer Konservativer umgab. Sie waren eins mit dem Feldherrn darin, daß die Verhältnisse vor 1848 den Ausgangspunkt der Neuordnung zu bilden hätten, allerdings unter besonderer Berücksichtigung der Zentralverwaltung und der Machtbefugnisse des Herrschers. Aber die Altkonservativen, wie man die konservative Magnatenpartei nunmehr nannte, sollten eine bittere Enttäuschung erleben. Ihre Wünsche blieben unerfüllt. Die Idee des Einheitsstaats, wie er sich in der Verfassung vom 4. März 1849 präsentierte, eroberte das Terrain für sich und säumte nicht, das niedergeworfene, schutzlose Ungarn als politischen Faktor gänzlich verschwinden und nur noch als geographischen Begriff existieren zu lassen. Fürst Schwarzenberg, hierin eins mit Bach, wollte nichts vom ungarischen Adel wissen. «Was ist denn die ungarische Nation! Der ungarische Adel!» — rief er einmal aus. «Diese waren und sind immer Rebellen gewesen, die man vernichten, ja für immer unschädlich machen muß»[6]). Das war die damals in den Wiener höchsten Kreisen herrschende Ansicht. Die konservativen ungarischen Aristokraten wur-

[4]) An Graf Emil Dessewffy. Ohne Datum und Unterschrift. Aus dem Inhalt ist zu ersehen, daß der deutsch verfaßte Brief am Ende des letzten vormärzlichen ungarischen Reichstages geschrieben wurde. Besitz Sr. Exzellenz des Grafen Aurél Dessewffy.

[5]) Comte F. de Sonis «Lettres du comte et de la comtesse de Ficquelmont», S. 262.

[6]) Ludwig von Wirkner, »Meine Erlebnisse«, S. 244. An Fürst Windisch-Grätz hatte Schwarzenberg am 6. November 1848 geschrieben: »Jene Ratgeber (das ist auf die ungarischen Altkonservativen gemünzt, die sich um den Marschall geschart hatten) seien zwar Feinde Kossuths, doch im Herzen Stockmagyaren und gäben durchaus

den laut beschuldigt, die Urheber der Revolution zu sein[7]) — eine um so ungerechtere Anklage, als gerade sie es waren, die sich bemühten, deren Ausbruch zu verhüten[8]). Ihre Beteuerungen, an der Revolution keinen Anteil zu haben, fanden jedoch keinen Glauben[9]). Man durfte sie in den schwärzesten Farben schildern[10]), und Lothar Metternich, der kaum noch flügge gewordene jüngste Sohn des ehemaligen Staatskanzlers, wagte sogar, als Echo seiner Umgebung, in einem vornehmen Wiener Salon die Äußerung: «Die Altkonservativen werden es so lange treiben, bis man sie hängt»[11]). So ist es begreiflich, daß der leitende österreichische Staatsmann absichtlich jeder Erörterung mit den Altkonservativen über die ungarischen Angelegenheiten aus dem Wege ging. «Felix (Schwarzenberg)» — schreibt Baron Jósika an Dessewffy — «sah ich den Tag nach meiner Ankunft; er sprach sehr vertrauensvoll mit mir von allem, nur von dem nicht, was das größte Interesse für uns hat. Er war geniert; ich kenne das. Der alte Fürst (Metternich) hatte das Talent, die Leute aus dem Zimmer hinaus zu diskurieren, wenn sie von Dingen sprechen wollten, die ihm nicht recht mundeten. Successor in officio hat ihm die Kunst abgelernt. Wie ich das merkte, zog ich mich wie ein Schneck in mein Gehäus zurück und habe ihn auch seitdem nicht gesprochen[12]).» Gleich dem Ministerpräsidenten mied es auch der Minister des Innern, sich in eine Debatte über die ungarische Frage einzulassen. Hierüber äußert sich Jósika folgend: «Mit Bach war ich zweimal (zusammen); es kam jedoch nicht dazu, daß wir irgend etwas erörtert hätten, und es ist mir nun auch beinahe lieber. Ich habe mir's jetzt zum Grundsatze gemacht, so wenig als möglich zu sprechen und mich so viel als möglich von allem entfernt zu halten. Gehen die Sachen» — fährt er fort — «gut, was ich nicht glaube, wird es mich als Patrioten freuen; gehen sie schlecht, soll niemand sagen können, daß ich auch nur im entferntesten mitgepantscht hätte[13]).»

keine Bürgschaft für eine mehr österreichische Richtung, die jetzt mit Vorteil zu verfolgen wäre.« Helfert, »Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I.«, III. Band, S. 74.

[7]) F. de Sonis, «Lettres du comte et de la comtesse Ficquelmont», S. 267.

[8]) Kónyi «Deáks Reden» II. Bd., S. 175 ff.

[9]) Sonis «Lettres du comte et de la comtesse Ficquelmont, S. 267.

[10]) Ein Polizeibericht an Bach entwarf ein sehr schlimmes Bild von den einzelnen Altkonservativen. Mitteilung Friedjungs.

[11]) Mitteilung eines hervorragenden Staatsmannes.

[12]) Baron Jósika an Graf Emil Dessewffy. Undatiert; es steht nur: „Wien, Dienstag.» Nach dem Inhalt gehört der Brief der zweiten Hälfte Juni 1849 an. Besitz Sr. Exzellenz des Grafen Aurél Dessewffy.

[13]) Jósika an Emil Dessewffy. (In die zweite Hälfte Juni 1849 gehörig). Besitz des Grafen Aurél Dessewffy.

Es dauerte nicht allzu lange, und die Altkonservativen wurden anderen Sinnes. Sie wollten allerdings nicht im Bunde mit der ihnen wenig geneigten Regierung bei der Regelung der ungarischen Verhältnisse «mitpantschen». Dafür aber glaubten sie 1850, als tiefe Mutlosigkeit das Land ergriff, sich doch nicht weiter abseits halten zu sollen. Von dem Wunsche erfüllt, das besiegte Ungarn vor der gänzlichen Preisgebung an die absolutistischen Zentralisten zu retten, meinten sie endlich doch ihre Zeit gekommen. Graf Emil Dessewffy veröffentlichte jetzt im «Lloyd» eine Anzahl von offenen Sendschreiben[14]), in denen er die Rolle einer Partei vor der Revolution rechtfertigte. Alle Schuld am Scheitern der konservativen Bestrebungen schob er der Regierung in die Schuhe. Doch ließ es Graf Dessewffy nicht bloß beim Tadel der Vergangenheit bewenden. Er trat in seinen Sendschreiben auch mit positiven Vorschlägen hervor. Es ist von Wichtigkeit, sagte er, daß sich alle konservativen Elemente der Monarchie, die ja nicht so zahlreich seien, um die Regierung scharen, damit sie in Stand gesetzt werde, den überschwenglichen Anforderungen des Liberalismus und Nationalismus, gleichgültig ob sie in tschechischem, magyarischem, serbischem, rumänischem, südslavischem oder frankfurter Gewand erscheinen, mit Erfolg zu widerstehen und das konstitutionelle Leben, auf den Verhältnissen entsprechende Garantien gestützt, aus dem Stadium des Problems herauszuführen. Gleichwie im übrigen Europa, so könne es, meint er, auch in Österreich jetzt nur einen Bund aller Freunde der Ordnung gegen alle ferneren Revolutionen geben. In diesem Bunde wünschte er den Altkonservativen einen hervorragenden Platz angewiesen. Mit beredten Worten plaidierte er denn auch für eine Annäherung der leitenden Männer Ungarns an die Regierung. Überhaupt lag es ihm daran, die öffentliche Meinung Österreichs anzuregen, «den Bedingungen» — wie er sagt — «einer nachhaltigen Pazifizierung Ungarns nachzuforschen und zu erkennen, daß von deren Auffindung die Einheit und der Bestand der Gesamtmonarchie bedingt wird[15]).»

Fürst Metternich, der selbst von dem Hervortreten Dessewffys überrascht worden[16]), erklärte dessen Sendbriefe für «vortrefflich

[14]) Graf Emil Dessewffys Sendschreiben im «Lloyd», erschienen am 3., 5., 6., 7., 12., 13. und 14. Februar 1850.

[15]) Sendschreiben Dessewffys an den «Lloyd», 14. Februar 1850.

[16]) «Metternich und Kübeck. Ein Briefwechsel», herausgegeben von Max Freiherr von Kübeck, S. 73. Am 8. und 9. Februar 1850 hatte Dessewffy als integrierenden Teil seiner Sendschreiben zum erstenmal die 1844 verfaßten «Aphoristischen Bemerkungen» Metternichs über Ungarn im »Lloyd« veröffentlicht. Metternich sagt ausdrücklich a. a. O., daß dies ohne sein Wissen geschehen sei. Die «Aphoristischen Bemerkungen» wurden wieder in «Aus Metternichs Papieren», VII. Bd, S. 51, abgedruckt.

gedacht und geschrieben». Der ehemalige Staatskanzler war der Ansicht, daß der von dem Grafen eingeschlagene Weg, falls er zu einer Verbindung der konservativen Partei mit der Regierung führen sollte, ein heilsamer genannt werden müsse. Glaubte Metternich, daß die Vereinigung sich, selbst im besten Fall, als eine schwer zu lösende Aufgabe erweisen werde[17]), so mußte er bald erfahren, daß es überhaupt an der Brücke zu einer Annäherung zwischen den ungarischen Altkonservativen und dem Ministerium mangle. Dieses wollte nichts von der sogenannten «Wiener Magyarenkoterie»[18]) wissen. In den der Regierung nahestehenden Blättern wurden die ungarischen Altkonservativen sehr heftig angegriffen. Auf die Frage, was ist die altkonservative Partei in Ungarn, antwortet, natürlich inspiriert vom Ministerium, die «Ost-Deutsche Post» sich selbst: «So oft wir unser Auge und unsre Aufmerksamkeit auf die ungarischen Angelegenheiten richten, sehen wir nur unbestimmte Gestalten, verschwommene Umrisse auftauchen, welche sich uns als Altkonservative bieten wollen.» Es wird ihnen vorgeworfen, daß sie etwas ins Auge zu fassen scheinen, was seit dem März 1848 sowohl in Ungarn als auch in Österreich unmöglich geworden: Die Wiederherstellung vermorschter Adelszustände, deren einzig mögliche Grundlage die Knechtung des dritten und vierten Standes ist[19]). Ja, man steht nicht an, sie zu beschuldigen, daß sie im letzten Grunde das gleiche Ziel wie die Kossuthianer verfolgen: Die Losreißung Ungarns von Österreich[20]).

Unter solchen Umständen und dem bereits früher von Bach Ungarn gegenüber proklamierten Prinzip, «Das Gesetz des Siegers ist sein Recht»[21]), war es ausgeschlossen, daß eine Versöhnung zwischen dem Schwarzenberg-Bachschen Ministerium und den Altkonservativen zustande kommen könne. Diese hielten es daher für das Geeignetste, sich in der kritischen Situation mit einer Adresse direkt an den Monarchen zu wenden. Sie, die hier als die berechtigten Repräsentanten ihres Landes das Wort führten, gaben dem Herrscher die Versicherung, daß die dynastisch-monarchische Gesinnung Ungarns durch die «Empörung und den Krieg» nicht vertilgt worden; sie betonten ferner die Notwendigkeit des engen Verbandes des marianischen Königreiches mit dem Kaisertum Österreich. Gleichzeitig brachten sie vor dem Throne den Wunsch zum Ausdruck, daß über die Zukunft Ungarns nicht ohne dessen Mitwirkung entschieden

[17]) Metternich und Kübeck. Ein Briefwechsel, S. 73.
[18]) «Lloyd» 22. Juni 1850. «Aus Ungarn» 17. Juni.
[19]) »Ost-Deutsche Post« 10. Februar 1850.
[20]) »Der Lloyd« 22. Juni 1850.
[21]) Friedjung, »Österreich von 1848 bis 1860«, I. Band, S. 374.

werde. Auch baten sie um die Bewilligung einer nationalen Verwaltung[22]). Vierundzwanzig der angesehensten Magnaten hatten die Adresse unterschrieben, weshalb sie auch die Adresse der Vierundzwanzig genannt wurde[23]). Darin liegt denn auch die Bedeutung des Schrittes, daß eine enggeschlossene Phalanx der hervorragendsten Männer, die sonst innige Beziehungen zu dem Hofe hatten, mit einem Proteste gegen die Vergewaltigung ihres Landes hervorgetreten waren. Aber nicht nur nach oben, sondern auch nach unten, der Nation gegenüber, wollten sie ihren Standpunkt präzisieren. Für die Meinungen im Lande sollte ein Haltpunkt geschaffen, ein Memento an die Legalität und das Recht in einem Augenblick gegeben werden, wo die Regierung alles früher Bestandene zu negieren und als Basis eine Charte (die Märzverfassung von 1849) aufzustellen begann, die voraussichtlich keine Zukunft hatte[24]).

In diese, die Geister damals in hohe Spannung versetzende Bewegung, führen uns die hier zum erstenmal veröffentlichten Briefe Baron Samuel Jósikas an Graf Emil Dessewffy, den Verfasser der Adresse der Vierundzwanzig. Sie wurden uns von dessen Sohn, Sr. Exzellenz Graf Aurél Dessewffy, dem früheren Präsidenten des Magnatenhauses, zur Verfügung gestellt, wofür wir ihm unsern wärmsten Dank abstatten.

Die Briefe Jósikas sind in deutscher Sprache verfaßt und von ihm eigenhändig geschrieben. Er hat sie jedoch nie unterzeichnet. Nur einmal setzte er unter einen Brief ein großes J. Es geschah dies aus Vorsicht, wie denn die Briefe deswegen auch nicht der Post, sondern nur stets verläßlichen Personen zur Weiterbeförderung anvertraut wurden. Deswegen bedient sich der Verfasser der Briefe für manche Personen, deren er gedenkt und die in diesen Dingen eine Rolle spielten, der Decknamen, die heute kaum mehr zu enträtseln

[22]) Die Adresse wurde zuerst von Albert Hugo als Beilage zum »Pester Morgenblatt« (Nr. 68) veröffentlicht. Dann wurde sie wieder abgedruckt von Eugen von Friedenfels in seinem Werke: »Joseph Bedeus von Scharberg«, II. Band, S. 433—441. Als Friedenfels dies tat, 1877, war die Denkschrift bereits, mit Ausnahme weniger in festen Händen befindlicher Exemplare, unauffindbar geworden.

[23]) Unterschrieben hatten die Adresse: Georg Graf Apponyi, Baron Samuel von Jósika, Franz Graf Zichy, Joseph von Ürményi, Paul Graf Széchenyi, Graf Johann Barkóczy, Baron Stephan Ambrózy, Graf Felix Zichy-Ferraris, Heinrich Graf Zichy, Stephan Graf Szirmay, Ferdinand Fürst zu Bretzenheim, Johann Baptist Graf Esterházy, Graf Dominik Bethlen, Graf Emil Dessewffy, Baron Paul Sennyey, Alfons Marquis Pallavicini, Emanuel Graf Péchy, Johann Graf Waldstein, Baron Nikolaus Bánffy, Anton von Babarczy, Georg Graf Andrássy, Georg Graf von Mailáth der Jüngere. Später kamen noch hinzu: Anton Graf Szécsen, Paul von Somssich und Baron Emerich Miske.

[24]) Graf Emil Dessewffy an Fürst Ferdinand Bretzenheim, 26. September 1851. Der Brief des Grafen Dessewffy wird in dieser Abhandlung in extenso mitgeteilt. Siehe auch mein Werk: »Graf Julius Andrássy«, I. Band, S. 83.

sind. Man fürchtete die Argusaugen der überall hinspähenden allmächtigen Polizei[25]). Baron Jósika wohnte damals in Wien, von wo aus er mit seinem Freunde Graf Emil Dessewffy korrespondierte, der auf seinem Gute in Sz. Mihály lebte. Leider sind nur noch die wenigen Briefe erhalten, die wir hier mitteilen, die übrigen scheinen verloren gegangen zu sein. Die Antworten Dessewffys fehlen.

Baron Samuel Jósika gehörte zu den bedeutendsten Mitgliedern der altkonservativen Partei. Schon früh lenkte er durch umfassende Kenntnisse, glänzende Beredsamkeit und sein gewinnendes Wesen die Aufmerksamkeit auf sich. Auf den siebenbürgischen Reichstagen von 1834 und 1837 machte er sich als geschickten Führer der Konservativen bemerkbar. In ihm wie in Graf Georg Apponyi wähnte Fürst Metternich die Männer gefunden zu haben, deren er zur Bewältigung der gegnerischen Elemente sowohl in Ungarn wie in Siebenbürgen bedurfte. Es war das Werk des Staatskanzlers, daß Jósika zuerst zur Stelle eines Vizehofkanzlers von Siebenbürgen gelangte, um später wirklicher Hofkanzler dieses Landes zu werden. Mit dem Ausbruch der Märzrevolution fiel auch er, als letzter siebenbürgischer Hofkanzler. Metternich hatte stets das größte Vertrauen zu ihm gehabt. Selbst nach seinem eigenen Sturze erblickte der Fürst-Staatskanzler in Jósika und Apponyi die einzigen bewährten Männer, in denen er sich nie getäuscht und die der Thron in ungarischen und siebenbürgischen Angelegenheiten zu Rate ziehen müsse[26]).

Ein Jósika homogener Geist war Graf Emil Dessewffy, den Metternich den «begabtesten Mann seiner Partei» nennt[27]). Ausgezeichnet durch hervorragende Bildung übernahm er im Jahre 1844 die Redaktion des «Budapesti Hiradó», des Blattes der konservativen Partei, das er ganz im Sinne und Geiste seines genialen Bruders Aurél leitete. Vor allem lag ihm der materielle und soziale Fortschritt am Herzen, den er mit Hilfe einer aufgeklärten Regierung gefördert wissen wollte. Emil Dessewffy war seiner ganzen Gesinnung nach ein Gegner des stürmisch vordrängenden Kossuth und daher auch der Ereignisse von 1848. Als die Wiener Regierung Ungarns Konstitution sistierte und die Märzverfassung von 1849 verkündete, ergriff er jede Gelegenheit, für sein Vaterland einzutreten[28]). Mit Jósika und Emil Dessewffy kämpften für die gleiche

[25]) Dies geht aus in den Briefen vorkommenden Bemerkungen hervor.

[26]) Siehe über Jósika meinen Aufsatz: «Ungedruckte Tagebuchblätter des Hofkanzlers Baron Jósika» in der »Österreichischen Rundschau« 1909.

[27]) Metternich an Kübeck». Brüssel, 20. Februar 1850, in: »Metternich und Kübeck. Ein Briefwechsel«, S. 73.

[28]) Über Graf Emil Dessewffys Rolle im Jahre 1849 siehe mein Werk: «Graf Julius Andrássy«, I. Band, S. 124 ff., ferner Kónyi »Deáks Reden« (Deák beszédei). II. Band, S. 426 ff.

Sache Graf Georg Apponyi, Baron Paul Sennyey, Graf Anton Szécsen, Paul von Somssich[29]), Eduard Zsedényi[30]) und jene Männer, die die Adresse unterfertigt hatten.

Bedeutungslose Stellen der Briefe wurden weggelassen, was durch — — — ersichtlich gemacht ist. Anstatt der früher üblichen, nunmehr veralteten Orthographie gelangt hier die moderne zur Anwendung.

* * *

Baron Jósika an Graf Emil Dessewffy.

Wien, Dienstag 5. Februar 1850.

Lieber Freund! Ich habe Deine Artikel[31]) mit großer Aufmerksamkeit gelesen; ich kann nicht leugnen, daß es mich ein wenig gewundert hat, Dich wieder in Arena zu sehen, nachdem Du mir noch in jüngster Zeit geschrieben und sagen ließest (was vollkommen mit meiner Überzeugung übereinstimmt), daß jetzt keine Zeit zum Schreiben sei. Wer das hiesige Vorgehen mit einiger Aufmerksamkeit verfolgte, mußte bald einsehen, daß wir auf das «Zuwarten» hingewiesen waren; daß die Polemik in Journalen, die nicht ganz die unsern sind, auf eine oder die andre Art nur zu unserm Nachteile ausschlagen müßte; daß unsre Widersacher durch nichts so irre gemacht waren, als durch unser gänzliches Schweigen, und daß jede Provokation in den hiesigen Zeitungen nur eine Falle sei, um unsre Partei, deren Mangel an Organisation sie sehr wohl kennen, in ihren einzelnen Organen zu solchen Äußerungen zu verleiten, die die Partei auseinander treiben und ihre wirkliche Organisation unmöglich machen oder doch erschweren. Mit der ersten Nummer Deines Sendschreibens bin ich vollkommen einverstanden, mit der zweiten nicht, und weil das letztere ein Seelenzustand ist, der zwischen uns durchaus nicht bestehen darf, so müssen wir trachten, uns zu verständigen. Du weißt, daß ich ein Mensch bin, der zu kapazitieren ist, Du wirst es ebenfalls sein, wenn Du das hiesige Terrain ein wenig genauer einsiehst. Ich halte für uns nichts so gefährlich, als wenn unsre Leute konfus werden, damit sie dies aber nicht werden, müssen diejenigen, die durch Zufall, Verhältnisse und Talent berufen sind, jenen eine Richtung zu geben, in ihren eigenen Ansichten nicht divergieren. Du weißt, lieber Alter, daß zwischen uns keine Retizenzen obwalten dürfen, deshalb schreibe ich Dir so offen. Ich fände es sehr, sehr ersprießlich, wenn wir, sei es nur auf ein paar Stunden, zusammenkommen könnten, damit ich Dich von manchem, was hier vorgeht, in Kenntnis setzte, was schriftlich schlechterdings nicht geschehen kann. Glaube mir, lieber Freund, indem diese Menschen merken, daß sie uns nicht kaufen können, bemühen sie sich, uns zu betrügen; man muß ihnen nicht aufsitzen. Gott mit Dir. Auf Wiedersehen[32]).

[29]) Verfasser der Schrift: »Das legitime Recht Ungarns und seines Königs«, 1850.

[30]) Von ihm erschienen anonym: »Ungarns Gegenwart« (Mai 1850). Wien 1850, und: »Die Verantwortlichkeit des Ministeriums und Ungarns Zustände.« Wien 1851.

[31]) Damit ist das «Offenes Sendschreiben an den Wiener Lloyd» des Grafen Emil Dessewffy vom 3. und 5. Februar 1850 gemeint.

[32]) Der ganze Passus von: Glaube mir bis auf Wiedersehen ist ungarisch ge-

Baron Jósika an Graf Emil Dessewffy.

Wien Freitag 12. April 1850.

Mein lieber Freund Emilius! Vor allem muß ich mit Dir zanken! Du machst mich schrecklich herunter, warum ich nicht schreibe und hast 24 Stunden früher Ürményi bei Dir gehabt, der Dir mehr erzählen konnte, als es meine Feder je vermag. Daß kein honetter Mensch dieser Tage nach Preßburg hinab ging, dem ich Papiere anvertrauen konnte, dafür kann ich nichts; und endlich bekömmst Du meinen Brief und bittest mich nicht einmal um Vergebung für die vielen Insulten, die Du mir angetan hast. Dies einzige Mal will ich Dich noch pardonieren, aber das nächste Mal: Wehe Dir!

Jetzt Scherz bei Seite: Nach Prag konnte ich unsre Denkschrift nicht schicken; eine ministerielle Zeitung hätte sie nicht aufgenommen, ohne sich hier anzufragen, und da wäre der ganze Zweck verfehlt gewesen. In eine tschechische Zeitung wollte ich sie nicht einrücken lassen; es blieb also nichts übrig, als Freund Indiskret[33]) wirken zu lassen. Der war gleich dabei, schrieb augenblicklich einen Einbegleitungsartikel, den ich ein wenig kastrierte, und in 3—4 Tagen erscheint er. In gemäßigtem Tone stellt er der Denkschrift aus, daß sie der Reichsverfassung keine direkte Erwähnung macht und sich zu sehr auf dem Terrain der Negation bewege. Ich glaube, das geht an; ich werde sorgen, daß der Lloyd die Denkschrift in extensum gebe. Dem Alten vom Berge[34]) habe ich sie geschickt, aber auch da ist die Korrespondenz äußerst schwer, weil niemand kompromittiert werden darf. Vielleicht kann es eher durch den hiesigen Korrespondenten der Times geschehen. Übrigens hatte Indiskret bereits einen Artikel fertig, um die Pester Journale zu attaquieren. — — —

Ich halte mein Hauptquartier in Wien, die einzige Exkursion, die ich — im Juli — machen möchte, ist nach Brüssel und mit Horváth[35]) einige Tage in den böhmischen Bädern; das Ganze würde vielleicht vier Wochen impostieren. Mit diesem Plan ließe sich Dein Wunsch allerdings kombinieren; ich könnte in Josi's Gesellschaft den Abstecher nach Pest, Ödenburg machen, nach Siebenbürgen gehe ich nicht. Dort brauche ich mir keine Position zu machen, und gehe ich einmal hin, so muß die Sache unmittelbare Folgen haben, sonst macht sie hier Lärm und bringt dort keinen Nutzen.

Deine Idee wegen der Herausgabe eines Werkes approbiere ich ganz und offeriere meine schwachen Kräfte zur obligaten Ideensammlung, nur möchte ich präzis wissen, innerhalb welcher Grenzen sich das Opus bewegen soll? Denn das Feld der Leser ist leider sehr ausgedehnt, und deshalb können auch die einzuschlagenden Richtungen verschieden sein, was jedenfalls auf den Ideengang einwirken muß. Soll das Ganze

schrieben und lautet im Urtext: »Hidd el barátom, ezek az emberek látván, hogy meg nem tudnak bennünket vásárolni, azon járnak, hogy megcsaljanak; nem kell nekik felülni. Isten veled. Viszonlátásra.«

[33]) In den hier mitgeteilten Briefen werden öfter einzelne Persönlichkeiten jener Tage mit leider jetzt nicht mehr zu enträtselnden Epitheta bezeichnet. Sollte etwa Indiskret Eduard von Zsedényi sein, der ja sehr viel schrieb?

[34]) Vermochte ich nicht zu enträtseln, wer damit gemeint sei.

[35]) General.

polemisierend gehalten sein? Ist es ein positiver Angriff des Ministeriums, ein zweiter Teil unsrer Denkschrift mit tatsächlichen Belegen? Darüber erwarte ich noch Deine Ansicht. Ich mache Dich auf einen Punkt [im] Vorhinein aufmerksam. Mit der Sprachenfrage müssen wir unendlich behutsam sein und deshalb so wenig als möglich darüber sagen, wenig gegen die Deutschen, so paradox dies auch anfangs klingen mag. Das Deutsche schadet uns en dernière analyse nichts, und jeder zu scharfe Angriff dagegen wirft den Contre-Coup auf unser Ungarisches zurück. Höchstens können wir die Absurdität ruthenischer, wallachischer usw. Bemühungen hervorheben. Das ist augenscheinlich und führt zuletzt zu einer Geschäftssprache, welche in Ungarn doch nur eine sein kann.

Deine Verschmelzungspolitik kann ich in thesi nicht mißbilligen, aber ich glaube, daß, wenn irgendwo, in dieser Sache, mit größter Behutsamkeit vorgegangen werden muß. Ich habe nichts gegen die honetten Leute andrer Parteien, nur muß man sich ihnen gegenüber immer so stellen, daß man nicht de pair à égal mit ihnen traktiert und daß man ihnen gegenüber immer auf dem hohen Pferd bleibt, sonst nehmen sie einen ans (sic) Schlepptau und vergessen augenblicklich, daß man ihnen aus dem Kot herausgeholfen hat. Und dann haben solche honette Leute meistens einen sehr malhonetten Schweif, den sie nicht abbeuteln können und der einem tausend Verdrießlichkeiten macht. Widernatürliche Alliancen haben selten was Gutes hervorgebracht und le produit miraculeux d'une carpe et d'un lapin ist bis jetzt noch immer nur auf dem Anschlagzettel zu lesen gewesen. Also mit der größten Vorsicht!

Über unsere Eingabe[36]) weiß ich nur so viel, a) daß der Caesar[37]) gesagt haben soll, es sei viel Wahres darin enthalten, b) daß der Premier[38]) es dem Patak[39]) mit den Worten zugeschoben: «Da können Sie Weisheit draus lernen, eine Menge Protestationen von Treue und ein Landtag ist der Inhalt. Darauf hat Mr. Patak das Ding eingesteckt, und Roß und Reiter sah keiner wieder. — — —

Die Art mir zu schreiben, ist sehr schwer zu bestimmen. An Herrn Georg Kramer, Mölkerbastei Nr. 87 ginge ein paarmal an; am Ende würden die Leute aufmerksam werden. Das Beste scheint mir, wenn Du an Babarczy[40]) nach Pest adressiertest, der mir durch verläßliche Leute die Briefe heraufsenden könnte.

Durch unsern Freund Franz[41]) habe ich noch nichts erfahren können, ob Patak bei der Idee der Vertrauensmänner bleibt. Unsere Ansicht bleibt jedenfalls unveränderlich. Aus andern Quellen vernehme ich, daß der schielende Apollo[42]) noch immer von Haß gegen uns durchglüht

[36]) Die Denkschrift der Vierundzwanzig.

[37]) Franz Josef I.

[38]) Fürst Felix Schwarzenberg.

[39]) Minister Bach. Patak heißt auf deutsch Bach.

[40]) Das dürfte Baron Anton Babarczy sein, einer der Führer der Konservativen; sein Bruder war Emerich von Babarczy, Flügeladjutant, Verfasser der 1850 anonym erschienenen Schrift: »Bekenntnisse eines Soldaten«.

[41]) Jedenfalls Franz Graf Zichy, der nachmalige Botschafter in Konstantinopel.

[42]) Diese Bezeichnung könnte, wie mir mitgeteilt wird, auf Bach passen, denn er schielte und war nichts weniger als schön.

ist und auf keinen Fall von seinem System abgehen will. Dies sagte er unter anderem Szarvasy, der um eine Konzession einkommen wollte. Somssich[43]) ist eben bei mir und liest die Denkschrift; er will längere Zeit hier verweilen, ich werde trachten, ihn viel zu sehen. Und nun Gott mit Dir und mit uns. Wer das Rechte will und es kräftig will, den kann und wird Er nicht verlassen. — Dies sei unser Wahlspruch, unsre Hoffnung, unser Trost.

Baron Jósika an Graf Emil Dessewffy.

Wien, 24. April 1850.

Lieber Alter! Ich benütze Josis Ausflug nach Pest, um Dir ein paar Zeilen zu schreiben. In den höchsten Sphären der Regierung affichiert man, unsre Denkschrift[44]) en bagatelle zu behandeln. Medem (Paul, Graf, russischer Diplomat) und Könneritz[45]), Fürstin Lorchen[46]) als Echos desgleichen. Allein die Sache ist nicht an dem. Ich weiß positiv, daß die Veröffentlichung den Herren sehr unangenehm ist, so auch Zichys Unterschrift. Bach vantierte sich vor mehreren Leuten, daß L. Ambrózy[47]) nicht unterschrieben und daß sich auch Zsedényi herausgezogen habe. In dem letzteren Irrwahn wünsche ich ihn nur zu bestärken. Mr. Indiskret leistet uns in dieser Supposition sehr gute Dienste. Auch habe ich aus guter Quelle erfahren, daß Járy[48]) durch Patak nach Preßburg und Pest, sub praetextu seine Frau abzuholen, geschickt wird, um womöglich daselbst eine Vertrauensadresse für das Ministerium herauszukitzeln! Josi geht mit den nötigen Instruktionen hinab und hier werde ich trachten, das Ding in irgendeine Zeitung zu bringen. Der kleine schielende Staatsmann[49]) bearbeitet nun den Primas[50]), dieser war vier Tage hier, ohne uns etwas zu wissen zu machen. Am 5. erfuhr ichs, vormittags ging Josi hin, abends ich, leider supervenierte Bach sehr bald, folglich war unsere Konversation sehr kurz. Der alte Herr, den ich nicht effarouchieren wollte, fühlte sich ganz à son aise, als ich ihm wegen seines doppelten Spiels keine Vorwürfe machte, sondern ihn nur bat, uns gegen solche Hundsfötter wie Körmöczi und Szacsics, die gegen uns arbeiten, in der öffentlichen Meinung zu vertreten. Er soll übrigens bereits eine Liste von Vertrauensmännern überreicht haben; ich weiß noch nicht, was sie enthält. Vederemo. Eine Modifikation werde ich aber dennoch eingehen müssen und die besteht darin, daß wir, falls wir berufen werden sollten, (wenigstens die hier oder in der Nähe Anwesenden) einmal doch konsidieren müssen; daß aber unsre Vertrautesten mit ihrer geschriebenen Erklärung daselbst erscheinen und wenn sie die übrigen nicht zum Anschlusse bewegen, den beabsichtigten Schritt für sich tun werden — das brauche

[43]) Paul von Somssich.

[44]) Die Denkschrift der 24.

[45]) Freiherr Rudolf von Könneritz, sächsischer Gesandter am Wiener Hof.

[46]) Fürstin Lori Schwarzenberg.

[47]) Baron Ludwig Ambrózy, dessen Denkwürdigkeiten ich in der »Budapesti Szemle« 1898 veröffentlichte.

[48]) Früher Stadtrichter und Vizegespan, dann Assessor des Wechsel-Appellationsgerichts.

[49]) Damit dürfte wieder Bach gekennzeichnet werden

[50]) Johann Scitovszky, von 1849—1866 Fürst-Primas von Ungarn.

ich Dir nicht erst zu versichern. Andrássy[51]), Barkóczy[52]) und noch einige andere möchten gar zu gern wieder sitzen, deliberieren, diskurieren und am Ende votieren; der erstere ist gar ein Füllhorn von Apprehensionen und Suszeptilitäten; ich habe es ihm gestern ganz offen gesagt, daß man mit dergleichen nie einen großen Zweck erreicht hat. Somssich ist hier, voll guten Willens, aber auf den muß man auch acht geben. Übrigens sind die Nachrichten, die wir von allen Seiten über den Effekt der Denkschrift im Lande erhalten, sehr gut; laß uns nur auch von den oberen Gegenden etwas hören, hast Du Nikolaus Vay[53]) nicht gesehen? Wenn es sich um einen allgemeinen Zweck handelt, vergesse und vergebe ich gern alles, und er ist unter seinen Kalvinern eine Potenz.

Die Zeitungen sind, wie Du sehen konntest, ziemlich konfus, die großartige Stupidität des «Lloyd» hat einen unerwarteten Champion für uns, die Reichszeitung, in die Schranken gerufen. Ihre Moderation expliziere ich mir durch ihre Versalität, sie dachte sich es doch möglich, daß wir reussieren, und in dieser Ungewißheit, wollte sie es nicht vorhinein mit uns verderben. Mein Affidé[54]) sagte mir wenigstens schon am Tage vorher, daß ein gemäßigter Artikel erscheinen werde. Die übrigen Angriffe sind matt und bis jetzt noch kaum einer Widerlegung wert; es wird aber doch nicht schaden, wenn auch einzelne lobende Artikel erscheinen. So viel möglich, werden wir trachten, dies zu veranlassen, ungeachtet das Journalistengesindel dies nicht gern aufnimmt. Ich weiß nicht, ob Du meiner Meinung bist, aber zu einer Polemik ex professo sehe ich noch kein Motiv vorliegen. Gegen die Pester Schandzeitungen müßte etwas geschehen, aber wie? und wo? Man müßte die Persönlichkeit dieser Schurken hinstellen, und da gibt sich keine hiesige Zeitung dazu her und die Allgemeine[55]) auch schwerlich. Wenn es Babarczy, den wir morgen erwarten, gestattet, so werde ich doch Hugos[56]) submisses Schreiben an ihn irgendwohin einrücken lassen.

Toni Szécsen[57]) ist richtig persönlich genannt worden, ich habe ihm heute geschrieben, daß ihm nichts übrig bleibt, als sich zu erklären.

Deák[58]) soll herauf zitiert worden sein unter dem Vorwande, sich über die Avitizitätsfrage[59]) auszusprechen; sie wollen hier mit ihm anbandeln. Wird er ihnen aufsitzen? Ich glaube nicht. Weiter als wir kann er nicht

[51]) Graf Georg Andrássy.

[52]) Graf Johann Barkóczy, reicher Gutsbesitzer, der sich hauptsächlich mit ökonomischen und Finanzfragen beschäftigte.

[53]) Der nachmalige Hofkanzler Baron Nikolaus Vay.

[54]) Unbekannt, wer damit gemeint ist.

[55]) Die Augsburger »Allgemeine Zeitung«, damals das gelesenste Blatt in Ungarn.

[56]) Der Schriftsteller Albert Hugo.

[57]) Graf Anton Szécsen, der nachmalige Obersthofmarschall.

[58]) Franz Deák.

[59]) Die Frage der Avitizität ist jene Frage, welche unter dem einem barbarischen Latein entlehnten Namen die wichtigsten Verhältnisse des ungarischen Privatrechtes in sich begreift; darunter verstand man alle jene zahllosen Fesseln, die das Eigentumsrecht umwanden und dessen eigene freie Bewegung hemmten. Auf dem Reichstag von 1848 war sie prinzipiell aufgehoben worden. Jetzt wurde ein Komitee zur Regelung dieser Frage eingesetzt, die gleichbedeutend mit der Sicherheit des Besitzes und dem Kredite des Landes war. Siehe auch Kónyi: «Deáks Reden», II. Bd., S. 207 (ung.).

eingehen, wenn er sich im Lande nicht gänzlich diskreditieren will. Somssich zweifelt sogar, daß er dem Rufe folgen wird. Kömmt er, wird er mich hoffentlich aufsuchen.

Die hiesigen Obergerichtsräte haben gestern Taaffe[60]) ihr Ultimatum eingereicht, sie wollen vor allem a) einen eigenen Präsidenten, b) eine abgesonderte Sektion, c) ungarisch referieren[61]), d) über die . . . . . In der Hand dieser erbärmlichen Menschen könnte alles liegen!!!

Josi ist unendlich tätig, rührig, unermüdlich, hat überall Verbindungen, Menschen, Nachrichten.

Unsere Hauptaufgabe ist, die unbezweifelt vorteilhafte Position, in welcher wir stehen, nicht zu verlassen und sie uns weder von der einen noch von der andern Seite eskamotieren zu lassen.

Schickst du mir bald etwas? Durch Deine Frau erhältst Du, wenn es nicht früher notwendig, wieder Nachricht. Vale.

Baron Jósika an Graf Emil Dessewffy.

Wien, 5. Mai 850.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Stand der Dinge hat sich im ganzen nicht viel verändert, nur die Animosität gegen uns hat von einer gewissen Seite den höchsten Grad erreicht. F.[62]) habe ich seit der Zeit der Eingabe nicht gesprochen. Anfangs affichierte er, das Ganze en bagatelle behandeln zu sollen, aber mit dieser Berechnung saß er auf[63]). Der ungeheure Eindruck läßt sich jetzt nicht wegleugnen und das größte Dementi liegt in der ungeschickten Wut aller Journale gegen die Denkschrift. Sonderbar ist das Benehmen der Reichszeitung. Wir haben es für notwendig erachtet, auf die fortwährende Anforderung, unsere Wünsche zu formulieren, damit zu antworten, daß die Denkschrift kein Journalartikel ist, und daß man zweifelsohne antworten wird, wann die Frage dort gestellt wird, wo man das Recht hat, zu fragen. Toni[64]) hat nach meiner Weisung den Artikel geschrieben, den Schlußsatz habe ich umgearbeitet. Übermorgen soll er in der Reichszeitung erscheinen. Gestern kam wieder ein Artikel, der uns im Detail angreift; auf diesen ist es schwer zu antworten. Was sollen wir sagen, wenn man uns fragt, wo wir im September 1848 waren? Die Antwort wäre wohl leicht, aber es geht halt nicht. Auf

[60]) Graf Ludwig Patrick Taaffe, Präsident des obersten Gerichtshofes in Wien.

[61]) Das Provisorium hatte die Septemviraltafel — das höchste gerichtliche Tribunal für Ungarn — abgeschafft; dafür wurde das höchste Gericht als eine Sektion der österreichischen obersten Justizstelle nach Wien verlegt. Der Präsident dieser obersten Justizstelle, Graf Taaffe, wollte nicht nur der ungarischen Sektion präsidieren, sondern auch die Mitglieder derselben bei den deutschen Sektionen und deren Mitglieder wieder bei der ungarischen Sektion verwenden, woraus sich die Folgerung ergab, daß bei dieser alle Prozesse deutsch zu referieren seien und auch nicht nach den ungarischen Gesetzen geurteilt werden solle. Kannten doch weder Taaffe noch die deutschen obersten Justizräte die ungarische Sprache und Gesetzgebung. Gegen diese Zumutung erhob die ungarische Sektion Einsprache.

[62]) Fürst Felix Schwarzenberg.

[63]) Diese Stelle ist ungarisch geschrieben und lautet im Urtext: »de ezen számitással felsült«.

[64]) Graf Anton Szécsen.

das übrige hast Du großenteils im «Lloyd» schon voraus geantwortet. À propos, der Alte vom Berge hat mir einen charmanten Brief geschrieben, wo er unserem Vorgehen seine vollste Zustimmung erteilt; mache aber gar keinen Gebrauch, auch keine Andeutung davon, indem er mich ersucht, den Brief für mich zu behalten. Die Angriffe der übrigen Journale sind zu dumm und schlecht, um eine Widerlegung zu verdienen. Was soll man aber zu den Machthabern sagen, die sich so schmählicher Mittel bedienen wie die Pester Presse? F.[65]) hat F. Zichy[66]), M. Waldstein[67]) und Szécsen (dessen und Somssichs Erklärungen Du gelesen und nach Möglichkeit veröffentlicht haben wirst) wegen ihrer Unterschriften[68]) zur Rede gestellt; sie haben sich alle sehr gut gehalten; am wütendsten sind sie alle über die Veröffentlichung und haben dies auch den jungen Herren im gehässigsten Lichte dargestellt. Ich habe gleich anfangs gesagt, daß die Publikation etwas zu frühe geschehen ist, obgleich ein Intervall von 16 Tagen da war; übrigens sei hier nichts ex condicto geschehen und eine Indiskretion schuld daran. Im schlimmsten Falle nehme ich die Indiskretion auf mich, wenn ich angesprochen werde, was aber nicht in der Absicht F.s[69]) zu sein scheint. Toni sagte er: «Wir haben die Denkschrift zu einem Beratungsgegenstand machen wollen (wann?), jetzt steht aber die Sache nach der Publikation auf einem anderen Terrain, und solange ich hier bin, werde ich mich von den Herren nicht einschüchtern lassen.» Dies wiederholte er auch den übrigen. Patak hat mit Babarczy auch eine Szene gehabt, er wollte sich aufs hohe Pferd setzen und meinte, dies alles sei eine persönliche Gehässigkeit gegen ihn. Babarczy antwortete ihm sehr gut: «Wenn ein System nicht gut ist, müsse am Ende immer eine persönliche Politik die Folge sein.» Seine Zeitung wurde ihm in Pest abgeschlagen, jetzt dringt er darauf, auch hier einen Bescheid zu bekommen. Bist Du mit Miklós Vay nicht zusammengekommen? Mit Mr. Indiskret, der gestern hinabgereist ist? Sennyey[70]) geht morgen.

Seit einigen Tagen zirkulierten hier eine Menge Gerüchte über Pataks Austreten. Du wirst das in der «Ostdeutschen Post» gelesen haben; ich glaube nicht daran und behaupte, daß dies nur Manöver sind, um dem Publikum mit guter Art beibringen zu können, daß Patak und sein Justizkollege[71]) im Konseil gegen die Entscheidung der Kirchenfrage waren, die hier zu einem großen Agitationsmittel benützt wird. Der Primas ist nach Fünfkirchen und kömmt erst im Juni herauf; jetzt sind wir dahintergekommen, daß Georg Andrássy hauptsächlich darauf gewirkt hat, daß er (der Primas) nicht unterschrieben hat. Der gute Andrássy ist ein aus Suszeptibilität, Eitelkeit und Zweifelsch . . . . . zusammengesetztes Individuum, welches obendrein auch noch falsch ist; er hat mit dem Primas eine Liste von 36!! Vertrauensmännern zusammengepantscht. Ich erfuhr es von dem, dem er's erzählt hatte und

[65]) Felix Schwarzenberg.
[66]) Graf Franz Zichy.
[67]) Graf Moriz Waldstein.
[68]) Bezieht sich auf die Unterschriften der Denkschrift.
[69]) Schwarzenberg.
[70]) Baron Paul Sennyey.
[71]) Ritter von Schmerling.

auf mein zweimaliges Fragen leugnete er es mir rund ab. Ich tat nichts dergleichen, schrieb mir's aber hinters Ohr. Es ist doch schrecklich, was wir mitunter für kleinliche erbärmliche Leute haben! Sennyey ist ein nobler honetter Bursch, den ich sehr liebgewonnen habe. Diese Liste soll bei Patak sein, noch ist aber nichts geschehen, als daß man durch den Justizminister an Deák schreiben ließ und ihn zitierte sub praetextu, daß er sich über die Avitizitätsfrage äußere. Somssich ist nach Kihida[72]), zweifelt sehr, daß Deák heraufkommt, ich mache mir nichts draus, wenn er kömmt, er kann, ohne sich vor dem Lande tot zu schlagen, unmöglich weniger verlangen, als wir. Aber ärger als dies, daß Pázmándy[73]) hier war, und bald wieder heraufkommen soll; er behauptete zwar in eigenen Geschäften hier gewesen zu sein; wir wissen auch nichts Positives, daß er hier mit jemand konferiert hätte, aber der Leidenschaftlichkeit und Kurzsichtigkeit dieser Leute sieht alles gleich — wenn es auch gerade zu ihrem eigenen Ruin führt! Aus alledem siehst Du, daß von irgendeiner günstigen Änderung jetzt keine Rede sein kann. Indessen resigniert Rohonczy[74]), Forgách[75]) ist auch fort. In diesem Augenblicke werden Sándor Szirmay[76]) alle erdenklichen Versprechungen gemacht, um ihn zum Bleiben zu persuadieren — so höre ich wenigstens — und ich besorge sehr, daß der grundehrliche, aber beschränkte Mensch diesen Lügnern aufsitzt. Er hat eine sonst sehr gute Motivierung seiner Resignation aufgesetzt, nur ergießt er sich in Lobeserhebungen über die Reichsverfassung[77]), mit welcher sich alle Leute zufrieden stellen würden — wenn man sie absolvierte! Daran glaube ich Freund Narcissus zu erkennen, wegen diesem letzteren habe ich mit Sennyey eine lange Konversation gehabt. Die hiesige juridische Bagage hat sich mit Taaffe ausgeglichen, sie referieren auch unter ihm, daß es eine Freude ist, hingegen haben sie ihr Sch—sgewissen damit salviert, daß sie Prozesse ungarisch referieren! Vivant. — —

Ich behalte mein Hauptquartier hier, in den ersten Tagen Junis gehe ich nach Pest. Kömmst Du nicht vielleicht zum Medardimarkt hin? Morgen erscheint hier eine Broschüre, ich glaube unter dem Titel: Ungarn und das Ministerium im Mai 1850. Bei Jasper[78]) nannte man mir Mr. Indiscret als Autor, ich weiß nichts davon. Mailáths[79]) Broschüre ist reißend abgegangen. Da kann man wirklich sagen: Écrivez du scandale et on vous lira; er will sich an uns anmachen, ich will aber nichts

[72]) Wohnsitz Deáks.

[73]) Dénes Pázmándy.

[74]) Gedeon von Rohonczy.

[75]) Anton Graf Forgách.

[76]) Graf Alexander Szirmay. Bei der Besetzung der Distrikts-Oberkommissärstellen, die man, um sie populär zu machen, in Distrikts-Obergespäne umgetauft hatte, übernahmen diese Ämter, im Glauben, damit ihrem Lande zu dienen: Graf Cziráky, Vincenz Szentiványi, Graf Alexander Szirmay, Emmerich Péchy, Graf Anton Forgách, Eduard Kapp, Gedeon von Rohonczy, Baron Ludwig Ambrózy, Gál und noch einige andere. Später, als einige diese Stellung nicht mehr mit ihren Ansichten und dem Interesse der Krone in Einklang zu bringen wußten, resignierten sie, wie Szentiványi, Forgách, Szirmay.

[77]) Verfassung vom 4. März 1849.

[78]) Wiener Verleger.

[79]) Georg von Mailáth der Jüngere?

von ihm wissen. Der Alte vom Berge hat Toni geschrieben, daß es sehr gut wäre, wenn Deine Artikel in einer Broschüre erschienen. Ganz einverstanden.

Baron Jósika an Graf Desewffy.

Wien, 24. Juni 1850.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier ist alles quoad Hungarica in großer Bewegung. Der Haß gegen die 24[80]) ist größer als je, das System immer dasselbe. Geringers[81]) und Sviečenys[82]) Heraufkunft hat die Herren wegen der Durchführbarkeit desselben ganz sicher gestellt und es ward ein Komitee von Fach- und Vertrauensmännern zusammengestellt, um den Übergang des Provisorissimum[83]) in das provisorium definitivum! zu bewerkstelligen. Die ersteren sind Geringer, Hauer[84]), Attems[85]), Sviečeny, Koller[86]), Augusz, Lasser[87]), die letztern Ambrózy, Forgách, Cziráky[88]), Hegyessy[89]), Louis Károlyi[90]) — vivant! Das Resultat der weisen Beratungen: der Belagerungszustand auf die Presse und die Assoziationen beschränken, die Zivilverwaltung von dem Militäreinflusse emanzipieren, das Land in fünf Kreise teilen, überall einen Kreispräsidenten cum titulo föispán (Obergespan) ernennen, der in gewissen Fällen direkt vom Ministerium, in andern vom Statthalter abhängt. Diesem sind 10 Räte beigegeben, die Komitate geteilt und arrondiert nach Bedarf unter Vizegespänen, vor allem aber um die nationalen Ängsten zu beschwichtigen, statt Dreispitz und Degen — Kalpag[91]) und Säbel für die Beamten!!

Nebstbei ist noch ein anderes Komitee, welches die Aufhebung der Avitizität und die Oktroyierung eines neuen Erbrechtes präpariert, bei welchem Zarka[92]), Zsoldos[93]), Noszlopy[94]), Niczky[95]), die ungarische,

[80]) Die Unterzeichner der Denkschrift von 1850.

[81]) Karl Freiherr von Geringer, kaiserlicher Kommissär für Ungarn.

[82]) Regierungsrat Sviečeny, der aus Galizien zur Leitung des Kassaer (Kaschauer) Verwaltungsbezirkes berufen worden war.

[83]) Am 17. Oktober 1849 war der »Provisorische Verwaltungsorganismus für Ungarn« kundgemacht worden, wonach das Land in fünf große Militärbezirke zerfiel. Am 8. September 1850 erfolgte eine neue Entscheidung über die Organisation der Verwaltung. Ungarn blieb in deren Sinne dem Namen nach ein einheitliches Kronland, mit einem Statthalter in Ofen an der Spitze; in der Sache aber wurde die Zerschlagung in fünf Verwaltungsgebiete angeordnet. Da sich aber auch das Gesetz vom 8. September 1850 als Provisorium gab, wurde die frühere Organisation vom 17. Oktober 1849 spöttisch als Provisorissimum bezeichnet.

[84]) Freiherr Stephan von Hauer.

[85]) Graf Attems.

[86]) K. k. Rat und Ministerialkommissär von Koller.

[87]) Freiherr von Lasser, der nachmalige Minister des Innern.

[88]) Graf Anton Cziráky, Präsident des Pester Oberlandesgerichtes.

[89]) Peter von Hegyessy, Generalprokurator für Ungarn.

[90]) Graf Louis Károlyi.

[91]) Bezeichnung einer ungarischen Kopfbedeckung.

[92]) Rat beim obersten Gerichtshof, Zarka von Lukafalva.

[93]) Rat beim obersten Gerichtshof, Ignaz von Zsoldos.

[94]) Rat beim obersten Gerichtshof, Ignaz von Noszlopy.

[95]) Septemvir von Niczky.

in vielen Fällen Cziráky, Torkos[96]) die entgegengesetzte Ansicht repräsentieren sollen, zu diesen gehören die unbedingten Járy, Vághy[97]), Hegyessy, Rosenfeld[98]), Schreiber[99]) nebst mehreren deutschen Beisitzern. Dann soll noch eine Steuerkommission zusammensitzen, wo F. Zichy, Barkóczy berufen sind, die aber noch nicht operiert. Du siehst, es geschieht alles, um die wirkliche Freiheit des Gesamtstaates mit den vernünftigen Wünschen und Sympathien des Landes zu versöhnen. Wie sollte dies auch nicht geschehen, wenn so ehrenwerte, kenntnisreiche Männer, denen ganz Ungarn die verdiente Achtung zollt, sich mit dessen Zukunft abmühen!

Hier, lieber Freund, gilt das mundus se expediet, sed quomodo se expediet? Die Minister werden mit Schimpf und Schande zum Teufel gehen, die Monarchie an den Rand eines Abgrundes gelangen, der tausendmal drohender ist als jener, von welchem wir mit genauer Not zurückgerissen worden, und wir werden als eben so viel Cassandren inmitten der Ruinen Trojas . . . . bleiben. Übrigens Geduld, Geduld und nicht verzagt.

Nach Pest konnt ich nicht kommen, weil niemand hier war, und vielleicht ist's für den Moment auch besser so. Hast Du Déaks Erklärung im Wanderer[100]), Rohonczis in der Allgemeinen gelesen? Beide sollen den hiesigen hohen Herren nicht geschmeckt haben. Die erste habe ich auch schon in der Independance belge mit Kommentarien über das Wort: vouloir gelesen.

Für mich ist's jetzt schwer, hinabzugehen. Die Augen sind auf mich gerichtet, und es wäre den Leuten gar zu lieb, etwas Positives gegen mich in ihren Schandblättern sagen zu können.

Schreib mir doch einmal ordentlich, was Du tust, jetzt bist Du gewaltig im Rückstand. Wir sind wirklich spaßige Konspirateurs, wie uns das Gesindel nennt, und wissen Monate lang nichts voneinander. Wie weit bist Du mit Deinen Arbeiten gekommen?

Ich bleibe für jetzt hier, gehe, wenn sich nichts Besonderes zuträgt, vielleicht in vier Wochen auf eben solange weg nach Brüssel, auf dem Rückweg Ischl, ich möchte den Alten vom Berge gerne noch einmal im Leben sehen. Isten veled (Gott mit Dir). Grüße die Deinen.

P.S. Marczi war hier, Somssich ist hier und soll, wie ich höre, schreiben. Ungarns Gegenwart[101]) soll in 12000 Exemplaren abgegangen sein.

Baron Jósika an Graf Desseffwy.

Wien, 10. Juli 1850.

Teuerer Emilius! Heute vormittag brachte mir unser Freund Hansi Deine beiden Artikel. Du kannst denken, ob ich sie mit großer Auf-

[96]) Michael von Torkos, Rat beim obersten Gerichtshof.
[97]) Franz von Vághy, Rat beim obersten Gerichtshof.
[98]) Ministerialrat Ludwig von Rosenfeld.
[99]) Friedrich von Schreiber, ehemaliger Stuhlrichter.
[100]) Deáks Brief an Schmerling: Kehida, 25. April 1850; abgedruckt bei Kónyi, Deák beszédei (Reden Deáks), II. Band, S. 382.
[101]) von Zsedényi.

merksamkeit durchlas. Das Resultat war, daß, nachdem Du um mein Freundesurteil kompromittiert hast, ich nur den ersten Brief, mit ein paar ganz unbedeutenden Korrekturen, durch H. an Warrens[102]) befördern ließ. Die Ursachen davon sind folgende: 1. So interessant diese Mitteilungen für das lesende, insbesondere das ungarische Publikum sein würden, so enthalten sie eine Art von Indiskretion, die ich — für jetzt wenigstens — nicht an der Zeit finde. Die Leute mögen sich gegen uns noch so schmählich benommen haben, dies legitimiert uns doch nicht, alles, was in ordinario rerum cursu nicht zur Öffentlichkeit bestimmt war, durch die Journale zu publizieren. Vormals, als wir miteinander im Verkehr standen, hatten sie bis zu einem gewissen Punkte Vertrauen zu uns — es wäre ein schlechtes Exempel, welches — gerade wir — anderen gäben, indem wir, weil wir mit dem Gange der Geschäfte unzufrieden sind, nach 16 Monaten das auf die Trommel schlagen, was wir sonst in seinen inneren Details nicht publiziert hätten. Um so mehr, da wir doch kein hinlängliches Motiv dafür haben — denn was die Journale gegen uns sagen, rechtfertigt noch keine Indiskretion über Geschäfte. Machen uns einmal die Minister den Vorwurf, daß wir der Konstitution vom 4. März beigestimmt haben, indem wir unsere Arbeiten fortsetzten, dann hört jede weitere Rücksicht auf; bis dahin aber wäre es ein persönlicher, durch nichts begründeter und auch zu nichts als zu erneuerter Animosität führender Angriff gegen sie. 2. Wenn wir die Leute aufs Äußerste treiben, so gebrauchen sie dieselben Waffen gegen uns und sind imstande, durch ihre Seiden aus unseren Operaten Einzelnes gegen uns auszuführen. Dies wäre mir nicht lieb — vor allem, weil ein solches Herausheben einzelner Punkte bei einem ausführlichen Operate, wo eines in das andere greift und sich gegenseitig bedingt, schwer ohne die Mitteilung des Ganzen widerlegt werden kann — und wo kann diese stattfinden? Denn, weil vieles darin ist, was für jene Zeiten, Verhältnisse, Personen paßte — worauf ich aber in den jetzigen Umständen selbst nicht mehr zurückkehren wollte — und endlich, weil mir unendlich daran liegt, die günstige Stellung, die wir in der öffentlichen Meinung haben, nicht dadurch zu gefährden, daß man uns, in einer allfälligen Veröffentlichung aller unserer damaligen Ansichten für solidarisch — im Lande — mache, daß Einzelnes, was diese Leute auf die stupideste Weise verhunzt haben, in principio von uns ausgegangen sei. Dies, mein Alter, waren die Gründe, warum ich gegen den zweiten Brief bin — und bis zu Deiner weiteren Disposition bei mir behalte. Der erste ist vortrefflich, wenn ihn nur der Hundsfott annimmt.

Sonst gehen die Sachen schlecht. Von unseren Landsleuten sind viele Esel — viele schlechte Kerls. Die Machthaber sind in ihrer Politik über Ungarn auf Hindernisse gestoßen, die sie in ihrer Unwissenheit und in ihrem Entêtement nicht geahnt, nicht geglaubt haben. Jetzt können sie sichs selbst nicht ableugnen. Desto größer ist ihre Wut gegen die 24, denen sie alles zuschreiben. Wenn ich sage wir, bin ich eitel genug, mich vor allen zu verstehen — mich hassen sie, wie die Sünde; in einer gewissen Beziehung lenken sie ein — d. h. sie sind geschmeidiger in den Formen — Patak besonders, der es an Beteuerungen und Versicherungen nicht fehlen läßt. In der Essenz aber reduziert sich alles darauf,

[102]) Eduard Warrens, österreichischer Publizist.

daß sie die Ministerialkommissäre künftighin Distriktsobergespäne nennen, vielleicht einen und den anderen weggeben wollen, daß sie eine Statthalterei, ganz nach dem Muster der übrigen Statthalterschaften, ernennen, und den Beamten, was einen harten Kampf gekostet haben soll!! eine ungarische Uniform zu oktroyieren gedenken. Mit dem Statthalter sind sie in großer Verlegenheit. F. Zichy wäre ihnen, auch wegen seiner Stellung in Warschau — ganz recht, er ist aber ein 24 er[103]). Nun haben sie ihr Auge auf den armen Moritz geworfen; ihm zwar bis jetzt noch nichts gesagt, ihn aber schon durch das bloße Gerücht in Verzweiflung gesetzt; er ist auf sechs Wochen nach Oberösterreich, am Ende kriegen sie ihn doch herum. Nun ist aber ein Teil unserer Leute so froh, sagen zu können: «ah — jetzt wirds anders gehen — nur keine Verständigung zurückweisen, das Übrige wird sich schon geben», um dann mit erleichtertem Gewissen und beiden Händen zugreifen zu können, daß es wirklich ein Grausen ist. Dazu kommen die Mistviecher, die ihre Seele bereits verkauft haben und alles anwenden, um nicht allein als Hundsfötter vor ihrem Vaterlande dazustehen. Diesen ist's dann gleichgültig, daß das juristische deutsche Komitee fortarbeitet, und die Herren ungarischen Beisitzer fortplauschen läßt, — wenn nur die Zeitungen sagen, daß ungarische Vertrauensmänner mit beraten!!! Eine vollendete Komödie ist aber die Steuerkommission gewesen. Zu dieser hat man die Mitglieder aus allen Teilen des Landes hierher beschieden. Hansi war schon in dulci jubilo, versicherte mir, «es werde alles gehen, wir haben die Majorität, wir werden die übrigen mitreißen». Nun erscheint aber — ganz allein — als Präses der uns wohlbekannte Hofrat Salzgeber[104]), legt der hochweisen Kommission ein fertiges Operat vor, läßt sie vier Stunden lang diskutieren, findet alle Einwendungen sehr gegründet, bedauert aber sehr, von den im Operate festgestellten Grundsätzen nicht abgehen zu können, und die hochweisen Herren ziehen mit langen Nasen nach allen Ecken der Windrose ab. Freund Hansi ist eben so dejected, als er früher high-spirited war und die Grundlagen des Besteuerungsmodus erscheinen ein paar Tage darauf in dem offiziellen Teile der Pester Zeitung! Vivat Soroksár! Und alles geschieht mit Zuziehung von Vertrauensmännern!

Doch das Ärgste von allem ist die Haynauiade. Die Sache trug sich folgendermaßen zu. Der Narr[105]) erhielt schon vor mehreren Wochen den Befehl, die Liste der Incaptivierten mit den Resultaten der Untersuchungen heraufzuschicken, damit man sie hier sortieren und dann die Schuldigen dem weiteren Verfahren überantworten könne. Er gehorcht nicht und erhält wiederholt den Befehl, endlich das Verbot, weitere kriegsrechtliche Urteile fällen zu lassen. Er gehorcht nicht nur nicht, sondern gibt den Auditoren, die sich den ministeriellen Weisungen fügen wollen, den schriftlichen Befehl, auf seine Verantwortung fortzufahren, läßt 32 Inculpaten aburteilen und begnadigt die größten Spitzbuben, die zum Teil zum Strange verurteilt waren!! Und diese Leute hier behaupten, regieren zu können! Wen kann man jetzt eingesperrt halten, wenn

[103]) Anspielung auf jene 24 Männer, die die Denkschrift vom Jahre 1850 unterzeichnet hatten.

[104]) Peter Ritter von Salzgeber, Hofrat im Finanzministerium.

[105]) FZM Freiherr von Haynau, Oberbefehlshaber und Gouverneur in Ungarn.

(Graf) János Pálffy, Irényi, Murga, Lörincz Tóth, (Eugen) Kállay[106]) begnadigt sind? Heute ist demnach die Amnestie von 109 von 1—10 Jahren Condemnierter erschienen. Nun haben wir die zweite Auflage der päpstlichen Amnestie von 1846, werden die Folgen besser sein? Und diese leichtsinnige Bagage scheint es gar nicht zu merken, um was es sich eigentlich handelt und ist froh, einen gültigen Vorwand zu haben, von Haynau befreit zu sein und lassen sich von ihren Sudelblättern wegen ihrer Energie lobpreisen!! Franzl[107]) ist wütend. Ich mag Dir über dieses Thema nicht weiter schreiben, ich weiß, wir denken darüber ganz gleich. Ich halte es seit einem Jahre für das folgenschwerste Ereignis!

14. Juli. Ich hatte keine sichere Gelegenheit und schicke Dir daher diesen Brief erst durch Sennyey, der übermorgen abgeht und Dich besuchen will. Er wird manches ausführlich erzählen können. Dein Brief ist, wie Du gesehen haben wirst, erschienen und hat großes Aufsehen gemacht. Liest Du zuweilen die «Allgemeine Zeitung»? Von Zeit zu Zeit erscheinen Artikel, die nicht schlecht sind. Stelle Dir vor: die italienischen Vertrauensmänner sind sehr zäher Natur, wollen unter anderem nichts davon wissen, daß man ihr oberstes Tribunal von Verona hierher transportiere. Darüber ist große Hetze. Schmerling will's par force durchsetzen und kommt vor ein paar Tagen ganz triumphierend, denn die Räte der ungarischen Sektion haben Taaffe erklärt, daß für den Fall, die Italiener in Verona bleiben, sie unmöglich hier consedieren könnten! Ist das ein erbärmliches Schandvolk, wert, der Verachtung seines Vaterlandes preisgegeben zu werden. Jetzt referieren die Kanaillen — Noszlopy ausgenommen — alle deutsch. Lasse Dir von Sennyey die Stückel des Ministerialambassadeurs Lewinsky[108]) in Pest erzählen.

Das Militär ist toll über die Art von Haynaus Pensionierung, die auf «Antrag des Ministerrates»[109]) geschehen ist, und betrachtet sie nebst Geringers abermaligem Erscheinen in Pest als einen Triumph des Advokatentums.

Was machst denn Du eigentlich? Ich höre so viel als gar nichts von Deinem Wirken, denn daß Du seit vier Monaten nur die zwei Briefe geschrieben hättest, kann ich Dir nicht zutrauen. Was machen die Transsilvanica? Hat Dir Mikó noch mehreres über den jetzigen heillosen Zustand der Dinge geschickt? Arbeitest Du etwas? Hier erscheint in 14 Tagen die Broschüre von Somssich[110]), ich habe sie nicht gelesen, einzelnes hat er mir daraus erzählt; ich besorge, sie wird zu doktrinär werden. — — — Und nun adieu, alles Freundliche an Deine liebe Frau. Gott mit uns[111]), Dein Freund J. — —

[106]) Das »Pester Morgenblatt« hatte die Liste der Begnadigten gebracht. Am 11. Juli bezeichnete das Abendblatt der »Wiener Zeitung« die Begnadigung Murgas als irrtümlich.

[107]) Vermutlich Franz Graf Zichy.

[108]) Damals Beamter im Ministerium des Innern, später Hofrat bei der Obersten Polizeibehörde.

[109]) Am 9. Juli brachte die «Wiener Zeitung» die Mitteilung, daß der Kaiser am 6. Juli Haynau »über Antrag des Ministerrates« seiner Stellung in Ungarn enthoben habe.

[110]) «Das legitime Recht Ungarns und seines Königs».

[111]) Die Stelle «Gott mit uns» in ungarischer Sprache: Isten velünk, barátod I.

Die Thronfolge im Zeitalter der Könige aus dem Arpadenhause.

Von Ministerialrat **Géza v. Ferdinandy.**

SEITDEM Cziráky seine die Frage der Thronbesetzung behandelnde und «Disquisitio historica de modo consequendi summum imperium in regno Hungariae» betitelte wertvolle Arbeit geschrieben, hat keiner der ungarischen Juristen die Frage, ob im Zeitalter der Arpaden in Ungarn eine festgestellte Thronfolgeordnung existiert hat, und wenn ja, wie diese beschaffen war, mehr zum Gegenstand der Polemik gemacht. Aus zwei Gründen. Erstens weil wir mit der Stellungnahme Czirákys die Frage für gelöst erachteten, insofern man eine rechtshistorische Frage in Ermangelung von Daten, indem man sich rein auf Tatsachen stützt, für gelöst betrachten kann; zweitens weil diese rechtshistorische Frage ihre politische Bedeutung verloren hat, da die juristische Auffassung, daß nur derjenige öffentliche Lehrsatz zweifellos ist, dessen Rechtsbasis auf die älteste Zeit, auf das Zeitalter der Staatsgründung, zurückgeführt werden kann, endgültig hinfällig geworden ist.

Zum Beweise dafür, daß dem männlichen und dem weiblichen Stamm des Hauses Habsburg der ungarische Königsstuhl nicht auf Grund des Privatrechtes des königlichen Hauses, sondern auf Grund des durch den Willen der Nation geschaffenen Gesetzes des Landes zukommt, braucht man heutzutage nicht nach den Normen der zurzeit der Arpaden bestehenden Thronfolgeordnung zu forschen; denn nach der heutigen Auffassung verleihen nicht die historischen Antecedentien, sondern jene moralischen Kräfte, über die die Faktoren der Gesetzgebung in den Augen der Völker und der Machtorganisationen verfügen, dem Gesetze seine Kraft. Zum Beweise jenes Lehrsatzes Czirákys, mit dem er seine berühmte Arbeit beendet hat: «Regnat igitur Augusta haec progenies jure, quo nihil firmius, nil sanctius toto orbe habetur, jure videlicet a Natione, in cuius plena id potestate erat, sponte ac libere delato, neque ullis comentitiis titulis indiget, nullis detortis historiis, a quibus imbelle fulcrum mutuetur»[1]), sah Franz Deák in seiner mit Lustkandl geführten Polemik nicht mehr für notwendig, nach dem zurzeit der Arpaden bestandenen Thronbesetzungsmodus zu forschen, sondern er hielt es, nach einem Hinweis auf die entstellten historischen Daten, mit denen Lustkandl arbeitet, für genügend, Folgendes zu sagen:

[1]) Cziráky, Disqu. hist. S. 194.

«Aus alldem geht jedoch nur das hervor, daß die alte Epoche von einem Dunkel bedeckt wird, das aufzuklären nicht so leicht ist. Das eine erleidet keinen Zweifel, daß in jener Epoche das Haus der Arpaden in Ungarn geherrscht hat und zwar mit Ausnahme Peters und Abas stets im männlichen Stamme; ob die Erbfolgeordnung schon entschieden festgestellt war und wie sie festgestellt war, kann jetzt kaum mehr bewiesen werden.» Dann einige Zeilen weiter: «Daß die Ungarn aus Achtung gegenüber dem Hause der Arpaden nach Aussterben des Mannesstammes mit Freude einen Herrscher aus den Nachkommen des weiblichen Stammes jener Dynastie gesucht haben, daß schon in diesem Zeitalter mit Vorliebe die Kinder des verstorbenen Königs auf den Thron gehoben wurden, ist zweifellos. Man tat das zumeist aus Pietät. Mehrere Herrscher waren schon zu ihren Lebzeiten bemüht, den Thron ihren Kindern zu sichern und empfahlen diese oder die Schwiegersöhne (vielleicht Gatten) ihrer Töchter noch zu ihren Lebzeiten der Nation zu ihren Nachfolgern[2]).»

Auf dieser Spur blieb die ungarische Verfassungsgeschichte bis zum heutigen Tage. Sie hielt es für überflüssig, mit unfruchtbaren Debatten die Lösung der Frage zu suchen, da weder die Normen der Thronfolgeordnung in Ermangelung positiver Daten den historischen Tatsachen gegenüber genau festgestellt werden können, noch gelungen ist, für die formelle Wahl und die Formen der Wahl bis zum heutigen Tage aus jenem Zeitalter positive historische Daten zu finden.

Als demzufolge unser hervorragender Geschichtsforscher Wilhelm Fraknói, durch dessen Bemühungen die ungarische Geschichtsschreibung in den Besitz so vieler bishin nicht bekannter historischer Daten gelangt ist, seine Arbeit «Die königliche Thronfolgeordnung im Zeitalter der Arpaden» der Akademie der Wissenschaften vorgelegt hatte, glaubte ich, daß der vorzügliche Historiker in den Besitz von Daten gelangt ist, die wir bisher nicht gekannt haben und die vielleicht ein solches Licht auf dieses Zeitalter und auf die aufgerollte Frage werfen werden, daß jede weitere Polemik überflüssig gemacht wird. (Fraknóis Studie erschien in dieser «Ungarischen Rundschau» 1913, I. Heft, S. 135—162.)

Diese meine Annahme wurde gleich im Anfang durch die einleitenden Worte des gelehrten Herrn Bischofs, mit denen er erklärte, daß er für die Lösung dieser noch nicht gelösten Frage eine neue Methode anwenden will, erschüttert. Und tatsächlich ist Fraknói bei der Lösung der Frage mit neuen Daten nicht hervorgetreten, sondern er

[2]) Beitrag zum ungarischen Staatsrecht S. 26—27.

hat sich auf bisher schon allgemein bekannte Daten gestützt und mit Hypothesen und Folgerungen argumentiert. Seine Hypothesen und Folgerungen, ebenso wie die Methode, die er angewendet hat, können meiner Ansicht nach nur zu demselben Weg führen, auf dem früher schon Lustkandl, Grossing und auch Gustermann gewandelt sind und auf den sich auch Sigmund Lakits noch verirrt hat, obwohl Cziráky schon zu Beginn des XIX. Jahrhunderts bewiesen hatte, daß dieser Weg falsch ist, weil er durch die historischen Tatsachen nicht gerechtfertigt wird.

Obwohl Fraknói in seiner erwähnten Abhandlung nicht durch die politische Tendenz geleitet wird, durch die vor ihm Lustkandl, Grossing und Gustermann geleitet wurden, nämlich das Recht der freien Königswahl selbst für die Könige aus den gemischten Häusern und für die Habsburger als undenkbar hinzustellen, da auch er für die Zeiten nach dem Aussterben des männlichen Stammes der Arpaden das Recht der Königswahl nicht in Abrede stellt, so kann die Methode, die Fraknói befolgt, nach meiner Ansicht dennoch zu keinem richtigen Resultate bei der Lösung einer solchen rechtshistorischen Frage, wie die gegenwärtig neuerdings aufgeworfene ist, führen.

Ich halte es demnach für notwendig, auf die Mängel der Fraknóischen Methode hinzuweisen, damit seine große Autorität nicht die Wirkung habe, daß viele das, was er folgert, als erwiesene Tatsache ansehen. Ich muß jedoch auch deshalb die Polemik mit ihm aufnehmen, weil seine Abhandlung auch einen Angriff gegen meine eigene Lehre enthält.

Indem Fraknói mich nämlich in Gesellschaft mehrerer zitiert, sagt er in der Einleitung, daß man auf den Lehrstühlen und in der Literatur entgegengesetzte, häufig willkürliche Lehrsätze verkündet, die in das öffentliche Bewußtsein tausender Schüler übergehen und durch die in fremde Sprachen übersetzten Arbeiten auch den Weg in die Weltliteratur finden.

Diese, in den erwähnten Worten enthaltene verhüllte Beschuldigung veranlaßte mich, zur Feder zu greifen und mir die Kühnheit zu nehmen, mich mit einem so hervorragenden Gelehrten wie Fraknói, in einer meiner Auffassung nach mehr oder weniger unfruchtbaren Frage in eine Polemik einzulassen, zumal ich eine weitere Erörterung dieser Frage nach Cziráky in Ermangelung neuer Daten für vollständig überflüssig gehalten habe. Denn wir gehen, wie ich glaube, nicht oberflächlich und willkürlich vor, wenn wir die auch durch Hajnik angenommene Methode der Thronbesteigung durch die mit der Erblichkeit verquickte Wahl lehren und verkünden,

während Fraknói für die Erbfolge nach der Primogenitur, ohne irgendwelche positive rechtshistorische Daten, rein auf Grund einiger päpstlicher Briefe und einer der Korrektur bedürftigen Statistik, eine positive Rechtsnorm konstruieren zu können glaubt.

* * *

Fraknói kommt in seiner Abhandlung zu dem Resultate, daß die Thronfolge im männlichen Stamme der Arpaden durch geschriebenes Recht festgestellt war, und zwar dermaßen, daß der Thron, wenn der König Söhne hatte, unter diesen dem Erstgeborenen gebührte; hatte er aber keine Söhne, so ging die Thronfolge auf den nächsten Verwandten des verstorbenen Königs über, das heißt, es war die graduale und nicht die lineare Erbfolge in Geltung[3]).

Diese Behauptung glaubte Fraknói ebenso aus den Tatsachen ableiten zu können, wie Cziráky seine Behauptung, daß denjenigen, die nachzuweisen bestrebt sind, daß die sichere und ständige Ordnung der Thronfolge, sei es durch den Urvertrag, sei es später, in irgendeiner Weise geregelt war, das nachzuweisen nicht gelungen ist, und daß aus der Reihe der Könige auch das nicht bewiesen werden kann, daß in diesem Belange ein kontinuierliches einheitliches Gewohnheitsrecht zur Geltung gelangt wäre[4]).

Aber ebenso glaubte ich auf Grund der Tatsachen die Behauptung feststellen zu können, die Aufeinanderfolge der Könige aus dem Hause der Arpaden beweise, daß weder eine festgestellte Thronfolgeordnung, noch eine formelle Wahl sich entwickelt hat. Es ist wahrscheinlich, daß in der Regel die Notabeln den König aus den männlichen Nachkommen der Arpaden gewählt haben, und der König konnte, wenn die Nation sich mit der Wahl zufrieden gab, in Frieden seine Krone tragen, mußte aber, wenn der unzufriedene Teil einen anderen zum König machen wollte und für einen anderen Kandidaten sich erhob, einen Kampf führen, und dann entschied die Waffengewalt den Thronzwist.

Aus diesen, als wahrscheinlich anzunehmenden Tatsachen glaubte ich, da eine Norm noch nicht entwickelt sein konnte, die rechtliche Auffassung feststellen zu können: «In dieser Epoche war daher die Rechtsgrundlage der Thronerlangung neben der Grundbedingung der Zugehörigkeit zu den männlichen Nachkommen Árpáds die freie Wahl der Nation, die Primogenitur kam jedoch nur als moralisches

[3]) c. W. S. 13 (des ungarischen Originals).
[4]) Cziráky, Disquisitio historica S. 33.

Moment und erst nach Béla III. zur Geltung, wozu sich aber die Nation rechtlich nicht verpflichtet fühlte»[5]).

Da Fraknói sich bei dem Beweise seines Rechtssatzes nicht auf neue Daten stützt, sondern nur diejenigen verwendet, die ich selbst, als ich die Konstruierung meiner erwähnten Lehre wagte, gekannt und in Betracht gezogen habe, fühle auch ich mich von der Pflicht befreit, nach neuen Daten zu suchen, sondern ich will, gestützt auf die allgemein bekannten Daten, nachweisen: 1. daß die Erbfolgenorm Fraknóis nie zustande kommen konnte, weil im Mittelalter auf dem Gebiete des Staatsrechtes nur Rechtsrichtungen und Rechtsauffassungen, nicht aber strenge Rechtsnormen existiert haben; 2. daß die Lehre, die ich verkünde, kein willkürlicher Lehrsatz, sondern eine aus den historischen Tatsachen abgeleitete Behauptung ist, die weder mit der Lehre des Johann Király, noch mit der Akusius von Timons in scharfem Widerspruche steht.

Sehen wir zuerst, worauf Fraknói seine Erbfolgenormen aufbaut? in welchem Maße die Argumente, die er bei der Ableitung seiner Rechtsnorm verwendet, bestehen können?

Er beginnt erstens mit der Behauptung a priori, daß bei jedem Volke von Beginn seiner staatlichen Existenz an, die Art der Besetzung des Herrscherstuhles festgestellt sein mußte; denn wenn die Art, wie die Herrscherwürde vom Vorfahren auf den Nachkommen übergeht, auch nicht geregelt ist, so kann der Mangel einer solchen Norm mit der Feststellung des Rechtes der freien Wahl für identisch gehalten werden. «Und obwohl das das bedeutendste und natürlichste Recht der Völker bildet, haben die Völker sich dennoch gerade zur Aufopferung oder Einschränkung dieses Rechtes am häufigsten und am leichtesten freiwillig entschlossen, weil diese Selbstverleugnung durch den Selbsterhaltungstrieb eingegeben wurde[6]).»

Diese Erklärung Fraknóis entspricht überhaupt nicht der mittelalterlichen Rechtsentwicklung, da damals das Recht, namentlich aber die Verfassung nicht in Worten geschaffen wurde, wie heute, sondern sich aus den Kämpfen der einander entgegengesetzten Faktoren stufenweise entwickelt hat, bis es sich zu einem in eine Norm faßbaren Rechtssatz kristallisiert hat. In den Volkskönigtümern des beginnenden Mittelalters wird anfangs in der Regel überall aus dem Kreise einer Familie der König gewählt und das gewählte Volkskönigtum wird erst nach der Beendigung der Völkerwanderung und

[5]) Magyarország közjoga (Staatsrecht Ungarns) S. 349.
[6]) l. c. S. 5.

nach der Umgestaltung zu einem privatgewaltlichen feudalen Königtum ein erbliches Königtum, wenn das in seinen oberhoheitlichen Rechten mächtiger gewordene Königtum die Prinzipien der privatrechtlichen Erbfolge auch auf die königliche Gewalt anzuwenden und gegenüber dem Willen des Volkes zur Geltung zu bringen vermochte. Es haben also nicht die Völker dem Rechte der Königswahl entsagt und den Thron erblich gemacht, sondern die Könige machten ihre eigene rechtliche Auffassung gegenüber der verminderten Macht des Volkes geltend und schufen auf diese Weise die Thronfolgeordnung.

Dafür, daß das bei der Landnahme anders war, weist die Geschichte keinerlei Daten auf. Auch Anonymus enthält keine solche Daten, denn er sagt nur, daß sie im Blutvertrage beschlossen haben, daß, solange ihr Leben und das Leben ihrer Nachkommen dauert, stets ihr Fürst dem Geschlecht des Herzogs Almos entnommen werden wird. («Ut quamdiu vita ducaret, tum ipsis, quam etiam posteris suis semper ducem haberent de progenie Almi ducis[7].»)

In dieser historischen Tradition ist keine Spur von der Feststellung der Erbfolgeordnung enthalten; die Primogenitur ist darin ebensowenig erwähnt, wie die graduale Erbfolge. Es ist darin nichts anderes enthalten, als die Andeutung dessen, daß die Fürstenwürde an eine Familie gebunden ist, wie das zu Beginn des Mittelalters auch im Westen der Fall war. Und so ist die Behauptung Fraknóis nicht bewiesen, «die frühzeitige Offenbarung der politischen Reife der ungarischen Nation wird durch die Tatsache verkündet, daß sie schon an der Schwelle der Landnahme die Erbfolge in der fürstlichen Familie festgestellt hat»[8]).

Auch die zweite als Folgerung gemachte Behauptung Fraknóis ist nicht bewiesen, daß, «wenn die Erblichkeit im Fürstenhause festgestellt war, notwendigerweise auch die Erbfolgeordnung geregelt sein mußte, in erster Reihe, welchen Mitgliedern der fürstlichen Familie und in welcher Reihenfolge das Erbrecht gebührte»[9]).

Fraknói hat hiefür nirgends positive Daten gefunden. Nach seiner Auffassung mußte das jedoch so sein, weil «es unmöglich ist, daß die kompetenten Faktoren diesbezüglich nicht schon in den ältesten Zeiten eine Vereinbarung getroffen hätten; weil ohne eine solche die Anwendung des Erblichkeitsprinzips zu fortwährenden Verwicklungen Anlaß gegeben hätte und das Erblichkeitssystem alle Nachteile des Wahlsystems ohne dessen Vorteile gehabt hätte»[10]).

---

[7]) Anonymus cap. VI.
[8]) l. c. S. 5.
[9]) l. c. S. 6.
[10]) l. c. S. 6.

Ich glaube, es kann mit Recht gefragt werden, weshalb das, was im Westen im Zeitalter der Völkerwanderung überall möglich war, gerade bei uns unmöglich gewesen wäre? Mit Recht kann man fragen, ob es nicht bei uns während der ganzen Árpádperiode schwere innere Verwicklungen wegen der Besetzung des Thrones gegeben hat, und ob nicht gerade der Umstand, daß die Thronbesetzungsordnung nicht geregelt war, es verursacht hat, daß eine so fruchtbare Herrscherfamilie, wie die der Árpáden, in vier Jahrhunderten im Mannesstamme vollständig erloschen ist?

Fraknói hat weder in den ungarischen, noch in den ausländischen Geschichtsdenkmälern positive Daten dafür gefunden, wie die Erbfolgeordnung zur Zeit der Herzoge beschaffen war. Er greift infolgedessen um drei Jahrhunderte vor und nimmt aus dem Reichstagsdekret Andreas' III. aus dem Jahre 1290 einige Worte heraus, in denen der König sich auf das Recht und die Ordnung der Abstammung als auf die Grundlage seines Königtums beruft. «Jener Politiker,» sagt Fraknói, «der diese wichtige Kundgebung verfaßt hat, benützte zweifellos nach gründlicher Erwägung die zwei Attribute, obwohl auch das eine genügend gewesen wäre, und es sogar auch dieses einen nicht bedurft hätte, weil von dem einzigen, lebenden männlichen Nachkommen des Árpádhauses die Rede war[11]).»

Ich kann diese Art wissenschaftlicher Forschung nicht gerade für glücklich halten. Denn wenn das Ergebnis, das Fraknói aus den Worten: «Jure et ordine geniture» ableitet, auch für die Zeit Andreas' III. bestehen würde, würde noch nicht daraus folgen, daß das auch für die um dreihundert Jahre frühere Zeit St. Stefans giltig ist, noch weniger aber, daß es für die vierhundert Jahre früher fallende Zeit der Herzoge gilt. Allein meiner Ansicht nach kann aus vier Worten der Einleitung eines Dekrets auf den Bestand einer Rechtsnorm auch in der Zeit Andreas' III. nicht gefolgert werden. Andreas III. mußte betonen, daß ihm der Thron auf Grund seiner Abstammung zukomme, denn noch zu seinen Lebzeiten sind ihm mächtige Thronprätendenten erwachsen, die es leugneten, daß er aus dem Geblüte der Árpádenkönige stamme, und behaupteten, daß der männliche Stamm der Árpáden mit Ladislaus IV. ausgestorben ist, so daß die Thronfolge dem weiblichen Zweige gebühre. Aber eben deshalb fand er es auch für notwendig, die Ordnung der Genitur zu betonen, um sein eigenes Recht als das des männlichen Nachkommens kräftiger zu gestalten als jenes, auf das sich die Nachkommen des weiblichen Stammes, die im besten Falle erst nach dem

[11]) l. c. S. 6.

vollständigen Aussterben der Nachkommen aus dem männlichen Stamme hätten folgen können, stets berufen haben. Es war demnach für ihn nicht überflüssig, sich auf das Recht der Genitur und auf deren Ordnung zu berufen, weil er mit dem einen die Gesetzmäßigkeit seiner königlichen Abstammung, mit dem anderen die unbedingte Priorität des männlichen Stammes gegenüber den Nachkommen aus dem weiblichen Stamme seinen Gegnern gegenüber zum Ausdrucke bringen wollte. Wir können daher nicht sagen, es hätte genügt, sich auf die eine Rechtsbasis zu berufen, daß sogar auch das nicht notwendig gewesen wäre, da von dem einzigen männlichen Nachkommen des Hauses Árpád die Rede war. Haben doch die Abstammung Stefans von Venedig von Andreas II. selbst seine Brüder in Zweifel gezogen, so daß demzufolge Andreas III. und seine Partei, die ihn zum König gemacht hat, im Krönungsdekret beide Rechtsgrundlagen betonen mußten.

Zweifellos ist aber, daß Andreas III. nirgends behauptet, daß ihm die ungarische Krone auf Grund der Erstgeburt, auf Grund der Primogenitur gebühre. Cziráky hat jedoch nachgewiesen, daß die Berufung auf das Recht der Genitur auch dort vorkommt, wo von der Genitur als Rechtsbasis nicht die Rede sein kann, denn auch von der Witwe des Königs Ludwig des Großen, der Königin Elisabeth, sagen die Zaraer: «jure naturae et successorio ac ordine geniturae seu debitae successionis in Regno Hungariae successisse»[12]); und selbst Mathias I. wurde im Jahre 1458 vom Tavernikus Georg Bodó und dann im Jahre 1472 von den auf dem Reichstag Versammelten Dominus naturalis[13]) genannt. Ich frage: kann daraus gefolgert werden, daß auf Grund des Erbrechtes Elisabeth Königin von Ungarn oder Mathias I. König von Ungarn geworden ist?

Den Bestand des Erbfolgerechtes will Fraknói auch aus päpstlichen Briefen beweisen. Er beruft sich in dieser Richtung auf die vom Papst Innozenz III. an den König Emmerich, später an den König Andreas II. anfangs noch als Herzog und später als König gerichteten Briefe, in denen auch die Thronfolgeordnung festgestellt ist; ferner auf ein von Gregor X. im Jahre 1272 an Ladislaus I. gerichtetes Breve, mit dem ich mich später beschäftigen werde. Schließlich beruft er sich auf die im Jahre 1303 entstandene, mit Spectator Omnium beginnende Bulle des Papstes Bonifazius VIII., in der der Papst über die Ansprüche der Gegenkönige Wenzel und Karl Robert entschieden hat. In dieser letzterwähnten Bulle kommt die bedeutungsvolle Äußerung vor, daß die geschriebenen Normen (scripti

[12]) Cziráky, Disqu. hist. S. 181.
[13]) Ebdst. S. 183.

canonis series) davon Zeugenschaft ablegen, daß die Krone in Ungarn durch Erbfolge und nicht durch Wahl von einem Herrscher auf den anderen übergegangen ist[14]).

Wenn man daraus auch auf eine bestimmte Thronfolgeordnung in der späteren Zeit der Árpáden Folgerungen ableiten kann, so bedeutet das keineswegs, daß sie auch zur Ableitung rechtshistorischer Folgerungen für die Zeit der Herzoge oder Stefans des Heiligen eine sichere Grundlage bieten. Ich aber ziehe die Beweiskraft der päpstlichen Breven auch für die spätere Árpádenzeit in Zweifel, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Wenn die Päpste die ungarische Thronfolge gekannt haben, wie man das nach den Briefen Innozenz' III. glauben kann, so hätte sich im Jahre 1303 der Papst nicht auf die Behauptung der Parteigänger Karls, sondern auf seine eigene Kenntnis über die Existenz des Thronfolgerechtes berufen.

2. Wenn gegen Schluß des XIII., beziehungsweise zu Beginn des XIV. Jahrhunderts tatsächlich geschriebene Normen, die die Erbfolgeordnung feststellen, existiert hätten, so würden sie in dem Urteilsschreiben des Papstes nicht nur im allgemeinen erwähnt, und zwar derart, daß die Anhänger des Thronprätendenten Karl die Existenz einer solchen behaupten, sondern es würde zumindest auch erwähnt worden sein, welche Erbfolge diese geschriebenen Canones feststellen. Gerade der Umstand, daß der Papst nur im allgemeinen sagt, daß solche Canones bestehen, darüber aber, was sie enthalten, schweigt, daß er sich sogar nur auf das Recht der Sukzession, nicht aber auf das Recht der Erblichkeit nach der Primogenitur beruft, bildet einen Beweis dafür, daß weder die Anhänger Karls solche geschriebene Canones aufweisen konnten, noch der Papst sie zu bezeichnen vermochte. Der Papst aber, der, wie wir wissen, Karl Robert protegiert hat, spricht gerade deshalb davon, daß der Thron nicht durch Wahl, sondern durch Erbfolge besetzt wird, weil er von der aus den Briefen Innozenz' III. ableitbaren Thronerbfolge keine Kenntnis hatte und weil eine so allgemein gehaltene Behauptung für ihn genügend war, Wenzel gegenüber Karl um den ungarischen Thron zu bringen.

Auch Papst Nikolaus IV. behauptete, daß «Ungarn nach dem öffentlichen Bewußtsein schon lange zum Heiligen Römischen Stuhle gehöre». Aber diese Behauptung wurde hier nicht als Rechtsquelle

---

[14]) »nisi sola electio . . . minus legitima, imo prorsus inutilis esse videtur; eo maxime, quod sicut scripti canonis series apperit, regnum ipsum Ungariae successionis jure provenit, electionis arbitrio non defertur.« Fejér, Cod. Dipl. VIII, 1, S. 127.

anerkannt, sondern die Geschichte hat sie nur als eine politische Bestrebung angesehen, der auch die übrigen ähnelten.

Fraknói will sich aber nicht nur auf die päpstlichen Breven, sondern auch auf Tatsachen berufen und auf statistischer Basis nachweisen, daß schon im Zeitalter der Herzoge dieselbe Erbfolge in Geltung war.

Betrachten wir also diese Statistik und das, was daraus für die aufgeworfene Frage gefolgert werden kann.

Fraknói glaubt aus der Namensliste der Herrscher aus dem Árpádenhause feststellen zu können, daß unter den siebenundzwanzig Herrschern zwölfen nach ihrem Ableben der erstgeborene Sohn auf dem Throne folgte. Daß aber die Wahl zwölfmal auf den erstgebornen Sohn des verstorbenen Königs gefallen wäre, konnte nicht geschehen, weil die Wahl für die minderjährigen Mitglieder des königlichen Hauses nicht günstig ist, während in Ungarn die Thronbesteigung des minderjährigen erstgeborenen Sohnes auf keine Schwierigkeiten stieß. Wenn wir aus der Reihe der siebenundzwanzig Herrscher die zwölf Erstgeborenen abziehen, bleiben fünfzehn, die dieser Gunst der Vorsehung nicht teilhaftig wurden. Allein in diesen fünfzehn Fällen wurde in zwölf Fällen die Thronfolge des Erstgeborenen durch die physische Unmöglichkeit verhindert, daß keiner von den zwölf einen Sohn hinterlassen hatte.

«Demnach können diese zwölf Fälle gegen die Annahme der Primogenitur nicht als Beweis angeführt werden. Dagegen berechtigen die zwölf Fälle der Primogenitur zu der Annahme, daß, wenn diese Herrscher männliche Erben hinterlassen hätten, in der Herrschaft auch ihnen ihre erstgeborenen Söhne gefolgt wären. Es verbleiben also nur drei Herrscher, nach deren Tod die erstgeborenen Söhne übergangen wurden. Diese geringe Zahl erschüttert die Richtigkeit des aufgestellten Lehrsatzes nicht[15]).»

Die Statistik Fraknóis bedarf, so wie sie aufgestellt ist, der Berichtigung: erstens, weil sie nicht auf Grund sämtlicher bekannter Daten aufgestellt ist, zweitens, weil sie nur die erstgeborenen Söhne gegenüber dem Seitenzweige berücksichtigt, die Zweitgeborenen aber, die in Ermangelung der Erstgeborenen an ihre Stelle treten, konsequent außer acht läßt.

Bei der Zusammenstellung dieser Statistik zieht Fraknói die unanfechtbare Angabe Konstantins des Porphyrogeneten nicht in Betracht, daß gegen 950 Falis, oder wie Pauler ihn liest, Fajsz, der Sohn Jutás, der Herrscher war. Das hätte er in Betracht ziehen

[15]) l. c. S. 8.

sollen und er hätte feststellen müssen, daß nach Árpád nicht einer der von Tarkas, Jelek oder Juta stammenden Enkel, sondern der jüngste Sohn Zsolt auf den Thron gelangt ist, nach Zsolt aber nicht sein Sohn, sondern Fajsz, diesem aber der Sohn Zsolts, Taksony, auf den Thron folgte.

Auch hätte er an den Bruder Salomons, David, nicht vergessen dürfen, der noch in den letzten Jahren der Herrschaft Ladislaus des Heiligen gelebt hat, und dennoch nach Salomon nicht in Berücksichtigung kam. Ebenso hätte er den Bruder Kolomans, Álmos, nicht außer acht lassen dürfen, der als Sohn König Gejzas unbedingt, nachdem Koloman in einen kirchlichen Orden eingetreten war, vor Ladislaus dem Heiligen an seine Stelle getreten wäre, wenn eine Thronfolgeordnung festgestellt gewesen wäre. Denn eine solche Erbfolge kann man sich gar nicht denken, wonach der den zu Lebzeiten des Vaters verstorbenen oder zur Thronbesetzung unfähig gewordenen Erstgeborenen überlebende Zweitgeborene dem Bruder nicht zuvorkommt, sondern daß nur der Erstgeborene dieses Recht hat.

Wenn wir aber diese durch Fraknói übersehenen oder vernachlässigten Umstände der Berücksichtigung würdigen, zeigt die Statistik gleich ein anderes Bild.

Wenn wir die von Árpád bis Andreas III. vorgekommenen 27 Thronänderungen untersuchen, müssen wir feststellen, daß elf Herrschern nach ihrem Tode ihr Sohn, in sechszehn Fällen aber den verstorbenen Herrschern nicht der Sohn auf den Thron folgte. Aber von den elf Fällen konnte in acht Fällen auch kein anderer folgen, als der Sohn des verstorbenen Fürsten, da andere ältere und aus dem männlichen Stamme des Árpádengeschlechtes abstammende Männer, die hätten gewählt werden können, überhaupt nicht vorhanden waren. So sind die älteren Söhne Árpáds noch zu seinen Lebzeiten verstorben, so daß er außer Zsolt keinen anderen Sohn hatte. Bei dem Tode Taksonys haben die von den älteren Söhnen Árpáds stammenden Enkel nicht mehr gelebt; bei dem Tode Kolomans flüchtete der seiner Augen beraubte Álmos, und er konnte daher nicht in Betracht kommen; bei dem Tode Bélas II. konnten nur seine Söhne in Betracht kommen; bei dem Tode Bélas III. lebte von seinen Brüdern kein einziger mehr, es lebten nur die Enkel seines Bruders Gejza, auch diese in Griechenland. Bei dem Tode Andreas II. lebten seine Brüder Salamon und Stefan nicht mehr; bei dem Tode Bélas IV. lebten seine Brüder, der im Jahre 1241 verstorbene Koloman und der im Jahre 1234 verstorbene Andreas nicht mehr, Stefan von Venedig aber lebte nicht im Lande; bei dem Tode Stefans V. lebte nur mehr sein Sohn Ladislaus, weil Herzog Béla schon im Jahre

1269 gestorben war. Es bleiben also nur drei Fälle, in denen nach dem verstorbenen König nicht nur sein Sohn, sondern auch mit dessen Übergehung ein anderer hätte auf den Thron folgen können, so nach dem Herzog Gejza nicht nur sein Sohn Stefan, sondern auch sein Bruder Michael und dessen Söhne Vazul und Szár László; nach Gejza II. nicht nur Stefan III., sondern auch Gejzas Brüder Ladislaus II. und Stefan IV., und schließlich nach Emmerich nicht nur Ladislaus III., sondern auch Andreas II.

Prüfen wir diese drei Fälle, die als Argument für die Primogenitur angeführt werden können, genauer, so wird jede Grundlage zerstört, auf die die Norm der Primogenitur aufgebaut werden könnte.

A. Herzog Gejza, der genug mächtig war, um ausländischen Abenteuern ein Ende zu machen und seinem Volke das Christentum aufzuzwingen, wäre sicherlich auch genug mächtig gewesen, um seinem zwanzigjährigen[16]), verheirateten Sohn seinen Brüdern gegenüber den Thron zu sichern. Er tat das auch noch zu seinen Lebzeiten. Nach der Angabe Hartwicus «convocatis Hungariae primatibus cum ordine sequenti per communis consilium colloquii filium suum post se regnaturum Populo praefecit, et ad hoc corroborandum a singulis sacramentum exegit[17]).»

Der Herrscher sicherte sich demnach noch zu seinen Lebzeiten die Unterstützung der Notabilitäten für Stefan[18]), was gewiß nicht notwendig gewesen wäre, wenn Stefan auf Grund des Rechtes der Erstgeburt den Brüdern seines Vaters gegenüber schon infolge der im Blutvertrage festgestellten Rechtsnorm der Thron gebührt hätte. Und wenn Gejza nicht so mächtig gewesen wäre, wie er es tatsächlich war, hätte er das wahrlich kaum durchführen können. Dieser Fall ist demnach zur Feststellung einer Rechtsnorm gerade nicht geeignet.

B. Nach dem Tode Gejzas II. nahm der fünfzehnjährige, also minderjährige erstgeborene Sohn Stefan III. nicht ohne Schwierigkeit den Thron seines Vaters ein, obwohl er an dem dem Tode seines Vaters folgenden Tage mit Hilfe seiner Getreuen gekrönt wurde. Und dennoch mußte er mit den Brüdern seines Vaters Ladislaus II. und Stefan IV. einen Kampf führen, die, obwohl sie durch eine fremde Macht unterstützt wurden, dennoch im Lande eine so bedeutende Partei besaßen, daß Stefan III. nach Österreich flüchtete und nur das an der Grenze liegende Pozsony in seinem Besitze verblieb.

---

[16]) Vgl. Pauler I, S. 26 (danach ist Stefan gegen 977 geboren).

[17]) Vita S. Stephani. Pray. Edit. S. 123.

[18]) Bei der Besetzung des päpstlichen Stuhles finden wir in den ersten Jahrhunderten eine ähnliche Erscheinung.

Erst nach dem Tode Ladislaus II. und nach dem bei Fejervár erfochtenen Siege über den infolge der Unterstützung des griechischen Kaisers nicht beliebten Stefan IV. gelangte er in den Besitz des Landes[19]). Dafür aber, daß selbst die königliche Familie Stefan IV. für keinen Ursurpator hielt, möge mir gestattet sein, hier als Beweis anzuführen, daß König Ladislaus IV. sich auf seinem Petschaft den Sohn Stefans V. nennt, demnach rechnete er Stefan IV. unter die legitimen Könige[20]).

Aus alledem kann festgestellt werden, daß die Thronbesteigung Stefans III. nicht als Grundlage dafür dienen kann, die Primogenitur-folge als Rechtsnorm feststellen zu können, noch weniger aber, um damit die Fälle, die als Argumente für das Gegenteil vorgebracht werden können, zu erschüttern.

C. Die Umstände der Thronerlangung Ladislaus III. aber sind die folgenden: König Emmerich nahm seinen Bruder, den späteren König Andreas II. im Jahre 1203 gefangen, dann ließ er, nachdem auf Zureden des Papstes Innozenz III. sein Sohn, der minderjährige (sechsjährige) Ladislaus III. gekrönt worden, den Gefangenen Andreas zu sich kommen, gab ihn frei und machte ihn für den Fall seines Todes zum Vormunde seines Sohnes und zum Gouverneur. Andreas nahm die Vormundschaftsregierung an und gab sich nach dem Tode Emmerichs damit zufrieden, daß er im Namen Ladislaus' regiere und erst nach dem Tode Ladislaus' sich krönen lasse. Die Königin-Witwe flüchtete mit ihrem Sohne, dem kleinen Ladislaus, nach Österreich, wo Ladislaus auch starb[21]).

Demnach ist auch dieser Fall nicht geeignet, als Beweis für das Recht der Primogenitur zu dienen, denn als Emmerich für Ladislaus den Thron sicherte, war der einzige in Betracht kommende Thronprätendent Gefangener des Königs. Als dann der König ihn freiließ, war die Anerkennung Ladislaus' als König die Bedingung der Freilassung. Die statistische Methode bietet demzufolge eben nicht eine sichere Grundlage für die Feststellung des Rechtes der Primogenitur, denn gegenüber elf Fällen, in denen der erstgeborene Sohn dem verstorbenen König auf dem Thron folgte, können wir sechzehn Fälle anführen, in denen den verstorbenen Herrschern nicht der Sohn gefolgt war. Und auch in den erwähnten elf Fällen folgte nur in drei Fällen, in denen auch ein anderer hätte folgen können, der Erstgeborene seinem Vater. Aber auch diese drei Fälle sind unter

[19]) Vgl. Pauler I, S. 382—386.
[20]) Cziráky, Disqu. hist. 34, 35.
[21]) Pauler II, S. 43—50.

Umständen eingetrten, die es nicht gestatten, daß daraus für das Recht der Primogenitur ein Argument geschmiedet werde.

Ich glaube also, daß es mir mit Hilfe der angeführten Tatsachen gelungen ist nachzuweisen, daß die auf Grund der Statistik abgeleiteten Folgerungen Fraknóis nicht richtig sind.

* * *

Damit ich aber nicht nur auf einem Wege die Wahrheit suche, setze ich die statistische Methode nicht weiter fort, sondern will auch die übrigen Argumente Fraknóis einer Prüfung unterziehen.

Da wir schon gesehen haben, daß zu einer Zeit, in der auch ein erwachsener Mann in der königlichen Familie vorhanden war, die Thronbesteigung des minderjährigen Erstgeborenen auf sehr große Schwierigkeiten stieß, wollen wir sehen, wie Fraknói die anderen drei Fälle behandelt, in denen der erstgeborene Sohn auf dem Throne übergangen wurde. In eine Erörterung des vierten Falles, der Herrschaft des Fajsz, lasse ich mich nicht ein, da wir die Umstände dieses Falles überhaupt nicht kennen.

A. Tatsache ist, daß dem Andreas I. mit Übergehung seines Sohnes, des mit Zustimmung Bélas schon gekrönten Salamon, der jüngere Bruder, Béla I. auf den Thron gefolgt ist. «Die Tatsache,» sagt Fraknói, «daß Béla später seine Nachgiebigkeit bedauert und sich den Thron mit den Waffen erfochten hat, hat das Thronfolgerecht Salamons nicht erschüttert[22]).» Darauf können wir mit demselben Rechte sagen, daß die Tatsache, daß Salamon noch zu Lebzeiten seines Vaters gekrönt war, kein Hindernis dafür bildete, daß die überwiegende Mehrheit der Nation ihm gegenüber Béla auf den Thron erhob. Wenn es sich aber ereignen konnte, daß gegenüber dem gekrönten Erben des Thrones ein noch nicht gekrönter königlicher Herzog ohne größere Schwierigkeiten auf den Thron gelangen konnte, so bildet das einen Beweis dafür, daß das Thronfolgerecht Salamons im öffentlichen Bewußtsein der Nation nicht eingewurzelt war. Das Recht Salamons beruhte demnach nicht darauf, daß im Sinne des Grundvertrages nach dem Vater der Thron dem erstgeborenen Sohn gebührte, sondern ausschließlich darauf, daß Béla selbst zugestimmt hat, daß nach Andreas Salamon folgen soll. Und wenn Andreas dem Béla nicht mißtraut, wenn er gegen ihn nicht intriguiert und nicht nach seinem Leben getrachtet hätte, so hätte vielleicht Béla den Andreas nicht angegriffen und nicht für sich den Thron mit den Waffen erkämpft. Daß aber Andreas gegenüber Béla mißtrauisch war, obwohl er seinen Thron auch Béla zu verdanken hatte,

[22]) l. c. S. 9.

beweist, daß auch Andreas der Kraft des Rechtes Salamons nicht vertraute. Und daß Béla den Thron sich erkämpfen konnte, beweist nur, daß die Nation Salamon nicht als ihren legitimen Herren betrachtete, sondern sich das Recht formte, selbst zu entscheiden, wer ihr König sein soll.

Die Geschichte des zwischen Andreas und Béla ausgebrochenen Streites kann also eher für das Recht der freien Königswahl als für das Thronfolgerecht nach der Primogenitur als Beweis angewendet werden, obwohl ich das als entscheidenden Beweis für das Recht der Wahl nicht benützen will, sondern nur in Zweifel ziehe, daß es für die Erbfolge als entscheidender Beweis angeführt werden könne. Nach der Sage erklärte Andreas selbst bei der Várkonyer Begegnung dem Béla, daß er seinen Sohn nicht deshalb krönen ließ, um ihn um jeden Preis zum König zu machen, sondern um die Gefahr zu beseitigen, die das Land von Seiten der Deutschen bedroht. Die Krone gebührt mit Recht Béla, er kann frei wählen, aber er soll wählen[23]). Diese Worte zeugen, wenn sie auch nicht für die freie Wahl sprechen, jedenfalls gegen das Recht der Erstgeburt.

B. Nach dem Tode Bélas ist die Thronbesteigung Salamons der Nachgiebigkeit Gejzas und Ladislaus' und der drohenden Haltung der Deutschen zu verdanken. Das skrupulose Verhalten Gejzas bedeutet noch nicht, daß der Thron dem Salamon auf Grund der Erstgeburt gebührt hätte, sondern nur, daß Gejza den Thron nicht angestrebt hat. Nachdem Salamon des Thrones beraubt worden war, mußte die Nation Gejza die Krone geradezu aufzwingen. Demnach kam das Wahlrecht der Nation so stark zur Geltung, daß sogar der vor der Krone zurückscheuende und skrupulos gewissenhafte Gejza sich davor beugte, und dasselbe tat auch Ladislaus der Heilige nach dem Tode Gejzas. Auch er zögerte, die Königskrone anzunehmen, und erklärte sich bereit, sie Salamon wann immer zurückzugeben, wenn Salamon sich bessert. Aber nicht deshalb, weil er das Recht der Erstgeburt achtete, sondern weil Salamon gekrönter König war[24]), der tatsächlich schon geherrscht hatte. Nach den Chroniken drückt der Hinweis Ladislaus' auf das gesetzmäßige Recht, auf das jus legitimum, nicht die Achtung vor dem Rechte der Primogenitur, sondern die vor dem Rechte des gekrönten Königs aus. Sind doch die Chroniken schon zu einer Zeit verfaßt worden, in der auch in der Nation die Auffassung entwickelt war, daß die Krönung die

[23]) Pauler I, S. 138.

[24]) Das sagt der Ofener Chronist auch klar, und auch die Chronik Thuróczys wiederholt es: (Gejza) «dicebat se peccasse, quia Regnum legitime coronati regis occupaverat.» (Kap. LV).

Person des Königs heilig macht und daß er dieser Würde nicht entkleidet werden könne. Denn weshalb achtete Ladislaus, wenn er das Erbfolgerecht Salamons geachtet hat, nicht das Recht der Söhne Gejzas, Kolomans und Álmos'? Fraknói will auch darauf antworten. Sehen wir, was er sagt.

C. Den Platz des vertriebenen Salamon nahm nach dem Tode Gejzas nicht Gejzas Sohn, Koloman, sondern sein jüngerer Bruder, Ladislaus der Heilige, ein. Nach Fraknói war der Beweggrund zur Übergehung Kolomans der, daß Koloman von seinem eigenen Vater infolge seiner körperlichen Gebrechen zur Herrschaft für ungeeignet erklärt wurde, was Koloman selbst einsah, so daß er in den kirchlichen Orden eintrat, wodurch er seinem Erbrechte entsagte. So konnte Ladislaus sich mit der Übergehung Kolomans ohne Skrupel zufrieden geben.

Koloman war zurzeit des Ablebens seines Vaters kaum sieben Jahre alt. In diesem Alter konnte man es kaum beurteilen, ob Koloman für den Thron geeignet sein wird oder nicht. Ich weiß demnach nicht, worauf Fraknói seine Behauptung gründet, daß Koloman von seinem eignen Vater für ungeeignet zur Herrschaft gehalten wurde[25]). Noch weniger wahrscheinlich ist, daß Koloman das schon in seinem siebenten Lebensjahre einsah und infolgedessen in den kirchlichen Orden eintrat[26]). In diesem Alter konnte sich doch seine Neigung zu den Wissenschaften noch kaum geäußert haben. Das ist demnach eine so unwahrscheinliche und willkürlich scheinende Behauptung, daß sie erst bewiesen werden müßte, ehe man daraus rechtliche Konsequenzen ableiten dürfte. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Koloman von dem bereits König gewordenen Ladislaus zum Eintritt in den Orden erst dann veranlaßt wurde, als Koloman sich schon zum Manne entwickelt hatte.

Nehmen wir jedoch an, daß die Behauptung Fraknóis der Wahrheit vollkommen entspricht. Nehmen wir an, daß Koloman aus dem Gesichtspunkte der Krone bei der Thronbesteigung Ladislaus' nicht in Betracht kam, was damit gleichbedeutend ist, als ob er gar nicht geboren worden wäre. Wenn wir aber das annehmen, hätte die Primogeniturerbfolge dem zweiten Sohne Gejzas, Álmos, gebührt. Weshalb ist also nicht Álmos König geworden, sondern sein Onkel

---

[25]) Nach der Chronik Thuróczys (Cap. LIX) hielt ihn Ladislaus für unfähig: »prognosticatusque erat, rex de Colomano, quia fusor sanguinis fieret. Voluit enim, Agriensem episcopum eum facere, qui eadem nocte secessit in Poloniam.«

[26]) Wenigstens die Chronik zeugt dagegen, denn sie sagt, daß Koloman, ehe er in den Orden eintrat, nach Polen flüchtete. (S. oben.)

Ladislaus? Dieser Frage kann man nicht damit aus dem Wege gehen, daß man Álmos gar nicht erwähnt.

Allein Fraknói übersieht nicht nur Álmos, sondern auch den jüngeren Bruder Salamons, David, während es doch bekannt ist, daß David, der zweitgeborene Sohn König Andreas' I., nicht nur im Jahre 1078, sondern auch noch im Jahre 1093 am Leben war[27]). Hätte der Thron Salamon auf Grund der Primogenitur gebührt, so hätte die Krone nach seiner Geburt in Ermangelung eines Sohnes auf David übergehen müssen, und nicht auf Gejza und Ladislaus. Stand doch David auch gradualiter seinem leiblichen Bruder Salamon näher, als dessen Vettern Gejza und Ladislaus. Weshalb hatten also die Söhne Bélas wegen Davids keine Skrupeln? Weil David nicht gekrönt war, so daß das Prinzip der Legitimität, das in dieser Epoche die Mitglieder der königlichen Familie schon in ihren Gefühlen beeinflußte, obwohl es auf die rechtliche Auffassung der Nation noch kaum eine Wirkung ausübte, ihm gegenüber gar nicht in Betracht kam. Salamon jedoch war gekrönter König, rex legitimus, dessen Recht die Kirche und die späteren Chronisten so sehr achteten, daß sie das auch von Gejza und Ladislaus erwarteten.

Es ist demnach Fraknói nicht im geringsten gelungen, zu beweisen, daß die jetzt erörterten drei Ausnahmen «die Regel nicht erschüttern, sondern eher bestärken». Damit zerfällt auch die ganze Hypothese Fraknóis, und es erscheint sozusagen überflüssig, daß ich mich mit seinen weiteren Argumenten beschäftige. Und wenn ich mich dennoch in die Erörterung seiner weiteren Behauptungen einlasse, so tue ich es nur, um meinen eigenen Standpunkt auch von anderer Seite zu begründen.

* * *

Nach Fraknóis Ansicht ist es nicht wenig überraschend, daß gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts der Versuch gemacht wird, die drittehalb Jahrhunderte herrschende und zur Geltung gelangende rechtliche Auffassung zu erschüttern.

Das ist nach meiner Ansicht nach dem bisher Ausgeführten durchaus nicht überraschend. Die Thronbesteigung Fajsz, Peters, Abas, Béla I., Gejza I. und Ladislaus des Heiligen beweist, daß hier die Thronfolgeordnung im XII. Jahrhundert noch nicht entwickelt war. Und gerade deshalb, weil es so war, konnte sich Kaiser Manuel von Byzanz die Kühnheit nehmen, die Existenz einer Erbfolge zu behaupten, die die Brüder des Königs seinem Sohn gegenüber bevorzugt. Denn die Statistik der Reihenfolge auf dem Thron kann dem Kaiser ebenso als Grundlage für die Konstruierung seiner

[27]) Vergl. Pauler I, S. 190 und 569.

Thronfolgeordnung dienen, wie dem Papst Innozenz III. und Fraknói bei der Feststellung der mit dem Seitenstamm kombinierten Primogeniturordnung. Und ebenso wie diese Kinnamoszsche Erbfolgenorm auf willkürliche und falsche Prämissen aufgebaut war, ist, wie ich sehe, auch die Rechtsnorm der Primogeniturordnung auf willkürliche Prämissen aufgebaut. Denn obwohl vor Stefan III. in siebzehn Fällen dem Herrscher der Bruder nur zweimal gefolgt war, folgten in elf Fällen Seitenverwandte (auf Zsolt Fajsz, auf Fajsz Taksony, auf Stefan Peter, auf Peter Aba, diesem Andreas, auf Andreas Béla, auf Béla Salamon, auf Salamon Gejza, auf Gejza Ladislaus, auf Ladislaus Koloman, auf Stefan II. Béla II.), und nur sechsmal der Sohn. Und daß auch die Könige in den Gegenkönigen Stefans III. nämlich in Ladislaus II. und Stefan IV. keine Usurpatoren erblickten, sondern nur die Kirche, beweist das Petschaft Ladislaus IV., auf dem er sich den Sohn Stefans V. nennt, zur Genüge.

Und wie sehr auch Fraknói an der Bemerkung Kinnamosz Anstoß nimmt, «bei den Ungarn herrschte die Sitte, daß die Brüder in guter Eintracht leben, solange der Herrscher keinen Sohn hat; der König aber läßt, sobald ihm ein Sohn geboren wird, seine Brüder, wenn sie im Lande bleiben, blenden», wütete doch leider unter den Árpaden in diesem Lande ein fortwährender Bruderkrieg. Selbst Stefan der Heilige ist nicht frei von dem Verdachte, daß er die Nachkommen Árpáds aus dem Lande vertrieb; die Zwistigkeiten Andreas' und Bélas, der Söhne Bélas und Salamons, Kolomans und Álmos, Emmerichs und Andreas, Stefans III., Ladislaus II. und Stefans IV. waren alle die Folge davon, daß in dieser Epoche weder eine festgestellte Thronfolgeordnung, noch aber die Formen der Königswahl entwickelt waren.

Nach alldem ist es überflüssig, die Frage zu erörtern, ob in dem Falle, wenn der Herrscher ohne Erben verstorben ist, eine Erbfolge vorhanden war, und wenn ja, wie sie geregelt war? Da jedoch Fraknói sich auch damit beschäftigt, kann auch ich dieser Frage nicht aus dem Wege gehen.

Fraknói geht davon aus, daß der Blutvertrag die Frage der Thronfolge in der durch ihn dargestellten Weise geregelt, und daß diese Regelung mit der Organisierung des christlichen ungarischen Staates ihre Gültigkeit nicht verloren hat, und er ergänzt diese Hypothese mit der willkürlichen Behauptung, daß die im Blutvertrag enthaltene Regelung offen oder stillschweigend, aber notwendigerweise durch die Bestimmung ergänzt wurde, daß von den Nachkommen Árpáds derjenige den Thron erlangen kann, der christlichen Glaubens ist[28]).

[28]) l. c. S. 11.

Diese Ergänzung hätte meiner Ansicht nach offen nur durch die Nationalversammlung oder durch die Stammeshäuptlinge ausgesprochen werden können; denn wäre diese Ergänzung nur vom Könige gemacht worden, so wäre das eine Verletzung des Blutvertrages gewesen. Wir wissen aber weder davon, daß eine solche Nationalversammlung, sei es unter Gejza oder unter Stefan dem Heiligen, abgehalten worden wäre, noch haben wir ein Denkmal dafür, daß die Wojwoden einer solchen Ergänzung zugestimmt hätten.

Es bleibt demnach die stillschweigende Ergänzung. Diese kann aber nur dann und von dem Zeitpunkte angefangen angenommen werden, in dem die ungarische Nation auch in ihren Gefühlen und Sitten christlich und es ihre rechtliche Überzeugung geworden war, daß nur ein christlicher Nachkomme Árpáds König der Ungarn sein kann.

Die Analogie aus der Zeit nach sieben Jahrhunderten, die Verfügung des die Erbfolge im weiblichen Stamme regelnden Gesetzes vom Jahre 1723, wonach nur ein römisch-katholischer österreichischer Erzherzog den ungarischen Thron erben kann, darf auf die Verhältnisse nach dem Tode Stefans des Heiligen nicht angewendet werden; denn im Jahre 1723 war das verfassungsmäßige Leben ein ganz anderes wie im Zeitalter Stefans des Heiligen, in dem das Recht noch nicht entwickelt war, sondern die Nation noch in der Epoche der primitiven Kämpfe der Kräfte lebte.

Zur Zeit Stefans des Heiligen war die ungarische Nation nur äußerlich christlich, in ihren Gefühlen, in ihrer Moral noch nicht. Sie strebte, sobald sich ein Anlaß bot, die Wiederherstellung des Heidentums an. In dieser Zeit konnten also nur der König und die Kirche es für ein Axiom halten, daß derjenige, der kein Christ ist, nicht ungarischer König sein kann. Man kann also nicht davon sprechen, daß Stefan, sich auf einen schon damals geltenden und herrschenden Rechtssatz des ungarischen öffentlichen Rechtes stützend, Vazul und die Söhne Ladislaus des Kahlen ihres Erbrechtes für beraubt erachtete und daß auf diese Weise das Erbe auf den weiblichen Zweig, auf Peter und Aba, überging.

Der König und die Kirche haben zweifellos getrachtet, das Thronfolgerecht nach der Primogeniturordnung auch durch die allgemeine Auffassung der Nation anerkennen zu lassen. Allein der zum Gelingen ihrer Bestrebungen erfundene und verkündete Rechtstitel war noch kein wirkliches lebendes Recht; er hätte sich nur dazu entwickeln können, wenn die Kirche mit ihrer großen geistigen Macht auf die Entwicklung der rechtlichen Auffassung der Nation eingewirkt hätte und das königliche Ansehen konsequent in dieser Richtung zur Geltung gekommen wäre.

Allein eben, daß Stefan der Heilige im Interesse der Thronbesteigung Peters gezwungen ist, Vazul blenden zu lassen, und daß die übrigen Árpádenherzoge aus dem Lande flüchten, beweist, daß selbst Stefan der Heilige die Anwendung der Gewalt für zweckmäßiger gehalten hat, als die Berufung auf das Recht. Und dafür, wie wenig diese Handlung Stefans des Heiligen der bestehenden Rechtsordnung entsprang, sondern den Stempel der Gewalt an sich trug, dient als glänzender Beweis, daß die in den Chroniken erhaltenen Traditionen diese gewalttätigen Handlungen nicht Stefan dem Heiligen, sondern Gisela zuschreiben.

Daran ändert das im Jahre 1198 an den Herzog Andreas gerichtete Schreiben des Papstes Innozenz III. nichts, in dem er Andreas mit dem kirchlichen Bann und dem Verlust des Thronfolgerechtes bedroht, denn erstens ist die Auffassung des Papstes, die in diesem Schreiben zum Ausdruck gelangt, kein ungarisches öffentliches Recht; zweitens mußte das, was im Jahre 1198 vielleicht sein konnte, im Jahre 1038 nicht ebenso sein, da damals noch ein sehr beträchtlicher Teil der Nation an die Wiederherstellung des Heidentums dachte.

Ebenso wie niemand das Recht hatte, Andreas I. des Thronfolgerechtes zu berauben, wenn es ihm gebührte, hatte auch niemand das Recht, den des Thrones Beraubten in den Besitz seines Erbrechtes wieder einzusetzen. Nur die Schwäche der Nation und die Kraft des Königs und der Kirche konnte Andreas des Thrones berauben, und nur die Kraft der Nation und die Schwäche der Kirche konnte ihn wieder einsetzen.

Aber selbst als die Erhaltung des Christentums gesichert war, kam die Fraknóische Erbfolge nicht zur Geltung, denn nach Salamon folgten nicht sein Bruder David, sondern Gejza und Ladislaus. Ladislaus kam beiden Söhnen Gejzas, Koloman und Álmos, zuvor; Koloman sichert den Thron mit Gewalt seinem Sohne Stefan II.; Béla II. hatte ebenfalls keine Brüder, und so ist es natürlich, daß auf ihn sein ältester Sohn, Gejza II., folgte; der Sohn des letzteren aber, Stefan III., mußte, obwohl die Kirche für ihn Stellung nahm, mit dem Bruder seines Vaters kämpfen. Nach Stefan III. konnte nur Béla III. folgen, und auch nach dem letzteren nur seine Söhne, denn andere in Betracht kommende Nachkommen Árpáds waren nicht vorhanden. Emerich sichert durch die Gefangennahme seines Bruders seinem Sohne, Ladislaus III., den Thron, dem nur Andreas folgen konnte, denn die tatsächliche Gewalt befand sich schon zu Lebzeiten Ladislaus' III. in seiner Hand.

Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, in dieser Reihenfolge die Rechtsnorm der Thronfolgeordnung zu entdecken. Denn gab es eine

gradualische Erbfolge, weshalb kam dann Gejza vor David, dem Bruder Salamons, weshalb kam Ladislaus der Heilige vor Álmos, dem Sohne Gejzas? Der Bruder ist doch selbst nach der Gliedsverwandtschaft ein näherer Verwandter als der Oheim?

Aus den Tatsachen kann man nach meiner Ansicht demnach rechtliche Folgerungen nicht ableiten. Kann man es aus den Monumenten?

Fraknói beruft sich auf die Schreiben der Päpste. Sehen wir nun, welche Daten er dafür vorbringt.

Innozenz III. weist in einem Schreiben den ungarischen Hochklerus an, dafür Sorge zu tragen, daß die Stände des Landes Ladislaus, dem Sohne Emerichs, den Eid der Treue leisten, denn die göttliche Vorsehung hat den Herzog zum Erben (haeredem) seines Vaters bestellt. In einem anderen Schreiben fordert er auf Ansuchen Andreas' II. die Stände des Landes auf, sich dem zu erwartenden Kinde, wenn der König es wünscht, durch den Eid der Treue zu verpflichten.

Ich kann darin keineswegs das Recht der Thronfolge erblicken. Hätte dem Erstgeborenen ein solches Recht gebührt, so hätte sich der Papst vielleicht auch auf das Gesetz des Landes und nicht nur auf die göttliche Vorsehung berufen. Ferner wäre keine Notwendigkeit dafür vorhanden gewesen, daß der Papst für Ladislaus Stellung nehme, noch darauf, daß die Stände des Landes dem als Erben zu betrachtenden Kinde den Treueid leisten. Im Gegenteil! Der Papst und der König griffen deshalb zu solchen moralischen Garantien, weil sie rechtliche Garantien für die Erbfolge nicht besaßen, da die durch Fraknói als feststellbar erachtete und auch in dem Schreiben, das der Papst an Andreas, als er noch Herzog war, richtete, zum Ausdruck gelangende Thronfolgeordnung noch nicht in der rechtlichen Überzeugung der Nation lebte und auf das Verhalten der Nation höchstens die Kirche mit ihrer geistigen Macht leitenden Einfluß ausüben konnte. Derselben Beurteilung unterliegt auch das von dem Papste Innozenz III. an den Herzog Andreas gerichtete Schreiben, in dem der Papst ihn aufmerksam macht, daß er, wenn er das Gelübde des Kreuzes nicht erfüllt, die kirchliche Acht auf sich zieht und so der Thronerbfolge beraubt wird, die in dem Falle, wenn sein Bruder ohne Kinder sterben sollte, ihm zukäme; sowie auch das Schreiben Gregors X. an Ladislaus IV., in dem er schreibt, daß Gott Ladislaus mit dem Rechte der Erstgeburt bekleidet und ihn zum Nachfolger seines Vaters prädestiniert hat. Diese Erklärungen reproduzieren nicht die Satzungen des ungarischen öffentlichen Rechtes, sondern sie bringen das päpstliche Bestreben zum Ausdrucke, daß die Frage der Thronbesetzung in Ungarn durch die

Kirche geregelt werde, daß die Kirche den König weihe, der Papst ihn bestätige und auch die Erbfolgeordnung durch die Kirche festgestellt werde.

Es ist zweifellos, daß sowohl die Könige wie auch die Kirche bestrebt waren, bei uns eine so sichere, festgestellte Ordnung der Thronfolge einzubürgern, dergemäß nach dem Tode des Königs dessen erstgeborener Sohn, in Ermangelung von Söhnen, vielleicht der älteste Bruder den Thron erbe. Lagen doch die Thronstreitigkeiten weder im Interesse des Landes, noch in dem des Königs, noch auch im Interesse des königlichen Hauses; am allerwenigsten aber im Interesse der Kirche. Ungarn war zu jener Zeit ebenso das Schwert der westlichen Kirche gegenüber dem östlichen Schisma, wie später gegenüber dem Halbmonde. Deshalb unterstützt die Kirche die Könige in ihrem Bestreben, die in den westlichen Ländern entsprechend den Prinzipien des Privatrechtes in den meisten Gegenden schon entwickelte und gekräftigte Thronfolgeordnung der Erstgeburt auch bei uns einzubürgern, den erstgeborenen Söhnen den Thron zu sichern und damit das Land vor Familienzwistigkeiten und inneren Kriegen zu bewahren. Die Könige aber stützten sich auf die Beihilfe der Päpste sowie auf ihre eigene persönliche Macht und ihr Ansehen und ließen, wenn sie es nur tun konnten, ihre erstgeborenen Söhne noch zu ihren eigenen Lebzeiten als Erben anerkennnen, das heißt, sie ließen sie zu Königen wählen und noch zu ihren Lebzeiten krönen, wobei sie darauf rechneten, daß die auch in ihren Gefühlen und in ihren Sitten christlich gewordene ungarische Nation in dem durch die Kirche zum Könige geweihten erstgeborenen Sohn ihren eigenen gesetzlichen König erblicken und ihm mit unverbrüchlicher Treue begegnen wird.

Die Krönung des erstgeborenen Sohnes noch zu Lebzeiten des Vaters zum König wurde aber gerade dadurch notwendig, daß eine Rechtsnorm, derzufolge ihm und nur ihm der Thron auf Grund des Erbrechtes gebührt hätte, überhaupt nicht bestand und auch nicht bestehen konnte; denn die öffentlichrechtliche Auffassung der ungarischen Nation duldete nicht, daß das Land nach den Erbschaftsprinzipien des Privatrechtes unter den Söhnen des Königs, wie das häufig im Westen vorgekommen ist, in gleicher Weise geteilt werde; im Privatrechte aber fehlte die Analogie des Erbrechtes nach der Primogenitur vollständig, da hier für den Grundbesitz ebenfalls die gleiche Teilung zur Geltung kam, während es im Westen Länder gab, in denen das privatrechtliche Erbrecht der Hochadeligen schon auf der Primogenitur beruhte.

Von den nach dem Tode Stefans des Heiligen und nach der

Vertreibung Peters zurückberufenen Herzogen aus dem Árpádenhause wurde der eine zum König erhoben, der andere erhielt ein Dritteil des Landes als Herzogtum. Indes ergab diese Teilung der Macht unter den Brüdern keineswegs die friedliche Gebietsteilung des Landes, sondern die Institution des Herzogtums wurde, da auch der König über das ganze Land herrschen wollte und auch die Herzoge in dem Herzogtum benannten Landteile selbst regieren wollten, zum Kern fortwährender Zwistigkeiten, denn das in der Teilung des Landes zum Ausdrucke gelangende patrimoniale Bestreben der Árpáden stand mit dem öffentlichen Geiste der ungarischen Nation in scharfem Widerspruch, so daß daraus nur innere Wirren entstehen konnten. Anfangs wurde dieses Übel auch dadurch nicht gelindert, daß der König seinen erstgeborenen Sohn krönen ließ, da die Nation, weil sie in ihren Gefühlen noch nicht christlich geworden war, der Krönung keine solche königweihende Kraft zuschrieb, wie die Könige selbst und die Kirche. Die Krönung sicherte demzufolge weder dem Salamon gegenüber Béla den Thron, noch auch nach dem Tode Bélas den friedlichen Besitz des Thrones gegenüber den Söhnen Bélas.

Als aber die Nation später auch in ihren Gefühlen christlich wurde, erblickten in der Krönung nicht nur die Kirche und die königliche Familie, sondern auch die Nation eine zum Könige weihende Kraft, und es ist dem Herzog nicht mehr gelungen, über den König zu triumphieren. Schon Koloman bezwingt den Álmos, Stephan III. triumphiert über Stefan IV., Emmerich über Andreas, und von diesem Zeitpunkte angefangen verhieß der Brauch Erfolg, daß der König seinen erstgeborenen Sohn noch zu seinen Lebzeiten krönen läßt. Die sehr große materielle Macht des Königs und sein unbezwingbarer politischer Einfluß ermöglichen es, dies durchzuführen und zur Gewohnheit zu machen, um so eher, weil darin der König auch durch die Kirche unterstützt wird.

Das bildet aber die Quelle neuer Übel. Der jüngere König fordert das Herzogtum und sucht, darauf gestützt, über das ganze Land königliche Gewalt auszuüben. Er mengt sich in die Angelegenheiten des Vaterkönigs, und die Nation, die in dem schon gekrönten jüngeren König ebenfalls einen wirklichen König sieht, stellt sich auf seine Seite. Auf diese Weise brechen Zwistigkeiten zwischen Andreas II. und Béla IV., dann zwischen Béla IV. und Stefan V. aus, und auf diese Weise geht die große materielle Gewalt des Königtums zugrunde und das königliche Ansehen nimmt ab.

Von Béla III. angefangen, kommt zwar die Thronfolge nach der Primogeniturordnung zur Geltung, und die Könige betonen stets das Recht der Genitur wie auch das Prinzip der Erbfolge. Sie

werden in diesen Bestrebungen auch von den Päpsten unterstützt, doch können sie das nicht zu einem Rechte gestalten, sondern es gelingt ihnen nur, dies mit äußeren Mitteln, mit der Errichtung des jüngeren Königtums, zur Geltung zu bringen, und ihre Arbeit wird dadurch erleichtert, daß die Brüder die Könige mit ihren eigenen Forderungen nicht stören. Die Brüder Bélas des IV., Koloman und Andreas, sterben doch, ehe Stefan V. gekrönt wird; der Bruder Stefans V. aber, Herzog Béla, weilt nicht mehr unter den Lebenden, als Ladislaus IV. auf den Thron gelangt. Als demnach Papst Gregor X. im Jahre 1272 Ladislaus IV. schreibt, daß Gott ihn mit dem Rechte der Erstgeburt bekleidet und zum Nachfolger seines Vaters prädestiniert habe, stellt er nur die Tatsache fest, daß er seinem Vater folgen wird, denn ein anderer, der ihm folgen könnte, ist nicht vorhanden, weil der Bruder des Königs, Herzog Béla, schon im Jahre 1269 gestorben ist, der zweitgeborene Sohn aber, Herzog Andreas, noch viel mehr Kind ist, als Ladislaus der Kumane.

Andreas III. konnte aber gegenüber seinen, seine königliche Abstammung leugnenden Rivalen mit Recht verkünden, daß er den Thron jure proximioris virilis geniturae eingenommen hat, denn er war doch der einzige Nachkomme des männlichen Stammes aus dem Geblüte der Árpáden, dem gegenüber die Abkömmlinge des weiblichen Stammes keinerlei Rechte auf die ungarische Krone besaßen. Allein Andreas III. erwähnt das Recht der Primogenitur niemals; doch hätte er sich wohl darauf berufen, wenn ihm das Erbe auf Grund dieses Rechtes gebührt hätte.

Die Legitimität, auf die sich Andreas III. beruft, ist nicht das Recht der Erstgeburt, sondern das Recht der heiligen Krone. An den Fehérvárer Propst Theodor schreibt er folgendes: «Die Feinde unserer Herrschaft und unserer Krönung suchten anfangs geheim, dann offen zu erreichen, daß wir bei unserer Thronbesteigung nicht zur heiligen Königskrone gelangen können, damit das Ansehen unserer Herrschaft und das Heil und das Wohl der Landeseinwohner fraglich gemacht werde[29].» Hier gelangt die öffentliche Auffassung zum Ausdrucke, die die aus späteren Zeiten stammenden Chroniken Gejza I. und auch Ladislaus dem Heiligen zuschreiben, indem sie von ihnen schreiben, daß sie sich geweigert haben, das Königtum anzunehmen, das nach ihrer Überzeugung dem schon gekrönten Salamon gebührt, dem sie, wenn er sich bessert, wann immer bereit sind, das Königtum zu überlassen. Indes wurde diese Legitimität, die seit Béla III. zweifellos auch der öffentlichen Auffassung der Nation entsprach,

[29]) Kovachich, Vest. com. S. 150.

im Zeitalter Salamons nur durch die Kirche verkündet und durch die königliche Familie angenommen. Von der öffentlichen Meinung der Nation wurde sie noch nicht beachtet, denn die Nation setzte den ihr mißliebigen gekrönten König ab und setzte an seine Stelle einen anderen ein. Das bildet zweifellos einen tatsächlichen Beweis dafür, daß es in der Epoche der Árpáden eine Zeit gab, in der der König gewählt wurde, denn wäre er nicht gewählt worden und nicht gemäß dem Rechte gewählt werden können, so hätten weder Béla I. gegenüber Andreas, noch die Söhne Bélas gegenüber Salamon in Ermangelung jeder Rechtsgrundlage die Gewalt der Dethronisation mit Erfolg anwenden können.

Und so wird, obwohl aus den erhaltenen Dokumenten und Gesetzen keine Spur davon erhalten blieb, daß man den König gewählt hat und wer und auf welche Weise man den König gewählt hat, die in der Thronfolge sich zeigende Systemlosigkeit und durch mehrere Chroniken das Recht der Wahl außer Zweifel gestellt, und dem gegenüber bilden die Schreiben des Papstes, sowie die Berufung der späteren Könige aus dem Árpádenhause auf das Recht der Genitur, — nicht aber der Primogenitur, — keinen Beweis gegen das Recht der Wahl und für die Thronfolge nach der Primogeniturordnung.

In der Zeit, in der die einander entgegengesetzten politischen Auffassungen mit einander im Kampfe lagen, die Rechtsnorm sich aber noch nicht kristallisiert hatte, konnten auch die Formen der Königswahl nicht entwickelt sein. Es ist möglich, daß nur die Notabeln nach der Gründung des Königtums, oder auch nur die am königlichen Hofe befindlichen Persönlichkeiten in der Frage der Wahl entschieden haben. Und wenn auch manchmal bewaffnete Massenversammlungen den König gewählt haben, wie aller Wahrscheinlichkeit nach Andreas I., Béla I., Gejza I. und Ladislaus den Heiligen, so kamen diese Massenversammlungen später bald außer Brauch; sie versanken in Vergessenheit, und von der zweiten Hälfte der Árpádenzeit angefangen war es nur notwendig, die Notabeln zu gewinnen, damit der König seinen Erben krönen lasse; die Massenversammlung kam höchstens zur Krönungsfeier zusammen und gab durch ihre Anwesenheit ihrer Zustimmung Ausdruck. So konnte sich das Rechtsprinzip entwickeln, daß die königliche Weihe, obwohl sie Aufgabe der Kirche ist, nur mit Einwilligung der Landeseinwohner erfolgen kann, als die Anerkennung des Königtums, ich will nicht sagen, die Wahl des Königs, ihrerseits bereits erfolgt war, da der König sich bereit erklärt hatte, auf die Wahrung der Rechte und Freiheiten der Landeseinwohner den Eid abzulegen.

Dafür, daß dem so war, kann ich aus dieser Zeit ebensowenig

Daten anführen, wie Fraknói dafür, daß die Thronfolge durch geschriebenes Gesetz und nach der Primogeniturordnung geregelt war. Das folgende spricht aber für diesen Stand des Verfahrens bei der Thronbesteigung:

1. Die Krönungsweihe pflegte in der Regel in der Gegenwart einer großen Volksmenge vor sich zu gehen;

2. die Könige haben wahrscheinlich seit Béla III., aber jedenfalls durch Urkunden nachweisbar seit Andreas II. anläßlich ihrer Krönung nicht nur den in dem römischen Pontifikale enthaltenen und noch heute gebräuchlichen kirchlichen Eid abgelegt, sondern der Text dieses kirchlichen Eides wurde mit den auf die Sicherung der Rechte und der Freiheiten des Landes bezüglichen Versprechungen erweitert[30]);

3. anläßlich der Krönung haben auch die Landeseinwohner dem König den Treueid geleistet, was aus den durch Papst Innozenz III. an König Emerich und auch aus den auf Verlangen Andreas' II. ausgegebenen Schreiben hervorgeht, die auch Fraknói zitiert und von denen ich bereits gesprochen habe;

4. dafür spricht auch der spätere Brauch, demzufolge die Krönung stets mit der Leistung gegenseitiger Eide vor sich zu gehen pflegt und stets der König zuerst den Eid ablegte, worauf die Landeseinwohner dem König den Eid der Treue leisten; schließlich

5. die Krone hätte auch vor der Nation nicht heilig werden und die Krönung hätte sich nicht zu einer öffentlich rechtlichen Institution von so großer Bedeutung entwickeln können, daß ohne die Krönung mit der heiligen Krone der friedliche Besitz des Thrones überhaupt nicht als gesichert betrachtet werden konnte, wenn die Krönung nur eine Handlung der Kirche und nicht auch zugleich eine mit dem Willen der Nation vollzogene Handlung gewesen wäre.

Der Text, mit dem der kirchliche Eid erweitert wurde, wurde sicherlich nicht von der Kirche, sondern von den Landeseinwohnern festgestellt. Und wenn man weiß, wie konservativ die Kirche bei der Einhaltung der Formen ist, so kann man kaum glauben, daß die Kirche ohne jeden besonderen Grund eingewilligt hätte, daß der Text des kirchlichen Eides durch verfassunggarantierende Ver-

[30]) So wissen wir, daß auch Andreas II. einen solchen Eid abgelegt hat, und zwar aus einem im Jahre 1235 an den rex junior Béla gerichteten Schreiben Gregors IX. (Kovachich, Vest. com. S. 81); aus dem Schreiben der Königin Elisabet an Palatinus Mozes (Fejér, Cod. dipl. V, I, S. 237); aus dem Briefe Ladislaus IV. Fejér, Cod. dipl. V, II, S. 508); schließlich aus dem durch die Reimchronik bekannten Eid Andreas III. und aus dem bei Kovachich (Vest. com. S. 179) veröffentlichten Eid Karl Roberts.

sprechungen erweitert werde. Dieser Grund konnte aber kein anderer sein, als der, daß die Kirche nur denjenigen durch die Krönung zum Könige weihen konnte, über dessen Erhebung zum Könige die Führer des Landes bereits übereingekommen waren und dessen Krönung auch die Landeseinwohner, sei es ausdrücklich durch ihr Erscheinen bei der Krönung, sei es stillschweigend, zugestimmt hatten. Mit anderen Worten, das Land wählte und die Kirche weihte den König. Während jedoch die Formen der Königsweihe schon seit der Begründung des Königtums bestanden haben, da sie zugleich mit dem Christentum in entwickelterer Form rezipiert wurden, waren die Formen der Wahl noch nicht entwickelt, weil die zur Zeit der Herzoge üblichen Nationalversammlungen mit der Gründung des Königtums aufgehört haben, der Reichstag aber, als Institution, zur Zeit der Árpáden noch nicht entwickelt war, denn das, was zur Zeit der Könige aus gemischten Häusern nur der Reichstag vollstrecken konnte, wollte in diesem Zeitalter der König selbst verrichten, indem es bald durch seinen Rat, bald durch die Versammlung der Notabilitäten, bald durch eine Massenversammlung vollstreckt wurde, je nachdem, wie es durchführbar und zweckentsprechend erschien. Wir wissen doch gar nicht, ob Andreas II. die Goldene Bulle auf dem Reichstage oder auf dem Gerichtstage oder außerhalb der Versammlungen, nur zur Beschwichtigung der allgemeinen Unzufriedenheit, herausgegeben hat. Wie könnten wir also feststellen, durch wen und auf welche Weise der König gewählt wurde?

Wo aber selbst das Organ institutiv nicht entwickelt ist, sondern nur instinktmäßig zustandekommt oder einberufen wird, das berufen ist, in der Frage der Thronbesetzung zu beschließen, sind auch die Formen schwankend, unentwickelt, sie weisen große Fluktuationen und Abweichungen auf und gestalten sich heute so, morgen so. Wie kann man also daran denken, daß Urkunden oder Gesetze aus diesem Zeitalter die Erinnerung an die Königswahl erhalten hätten, wo die Gesetze sich mit der Regelung einer solchen Frage selbst im Zeitalter der Könige aus den vermischten Häusern nicht beschäftigten, die Urkunden aber nur der entwickelten Formen zu gedenken pflegen. Wenn wir daraus feststellen wollten, daß man den König gewählt hat, würden wir selbst im Zeitalter der Habsburger zu keinem Ergebnisse gelangen, denn die Könige folgten einander dort stets nach der Primogenitur, die Wahl aber wurde vor dem Gesetzartikel 3 Ferdinands II. vom Jahre 1625 durch ein Gesetz nie verewigt, beziehungsweise nie inartikuliert.

Daß es auch im Zeitalter der Árpáden Königswahlen gab, wird

durch die Tatsache bewiesen, daß wir Könige hatten, die nach keinerlei Thronfolgeordnung auf dem Thron folgten, ferner durch die Tatsache, daß man Könige vertrieb und an ihre Stelle andere einsetzte, und durch die Chroniken, die die Wahlen erwähnen und die Tradition erhalten. Auch für Stefan den Heiligen, der nach der Angabe Hartvicus «convocatis pater suis Hungariae primatibus cum ordine sequenti per communis consilium colloquii filium suum post se regnaturum populo praefecit et ad hoc corroborandum a singulis sacramentum exegit.» Dann sagt er weiter unten: «Post obitum vero patris Stephanus adhuc adolescens favore principum et plebis in patris solium laudabiliter provectus.» Die Ofner Chronik sagt von Ladislaus den Heiligen: «et eum communi consensu parilique voto et consona voluntate ... concorditer elegerunt[31]).»

Fraknói aber wird in der Erkenntnis dieser Wahrheit durch die Einleitung des Dekretes vom Jahre 1290 gestört, in der Andreas III. erklärt, daß er mit der Zustimmung (consensu) der Erzbischöfe, Bischöfe, Barone, Magnaten und Adeligen des Landes gekrönt wurde, nachdem die Herrschaft des Landes auf Grund des Rechtes und der Ordnung seiner Geburt auf ihn übergegangen ist. Denn «Consensus» und «electio» sind zwei nicht zu verwechselnde rechtliche Begriffe. Darin hat Fraknói vollständig recht. Die Frage löst er aber selbst, indem er sagt, daß im Falle Andreas' III. eine Wahl gar nicht am Platze sein konnte, denn sie bedingt mehrere mögliche Kandidaten, während Andreas III. der einzige männliche Nachkomme des Árpádenhauses war. Der consensus konnte sich hier nur auf die Feststellung dieser Tatsache beziehen, kann aber keine formelle Wahl bedeuten. Er hätte aber auch hinzufügen können, daß es, weil von Béla III. angefangen stets das der Fall war, von Andreas II. angefangen aber auch die institutive Entwicklung des jungen Königtums die zwischen der Herrschaft Andreas I. und Kolomans eventuell sich entwickelnden Formen der Königswahl verdunkelt hat, leicht der Fall sein kann, daß zu Ende der Árpádenepoche das Erblichkeitsrecht in den Vordergrund trat und der Brauch der Wahl schon in Vergessenheit versunken war. Das Bereger Übereinkommen vom Jahre 1233 bekräftigt auch der jüngere König Béla, indem er erklärt, daß er es auch dann einhalten wird, wenn er von Gottes Gnaden auf Grund der gesetzlichen Erbfolgeordnung im Königsstuhle sitzen wird.

Aber auch das bildet keinen Beweis für die Primogeniturordnung, denn hier ist von der Erblichkeit des schon gekrönten jüngern Königs

[31]) Praysche Edit. S. 123 u 125. Dasselbe wiederholt auch die Chronik Thuróczis im Kap. LVI.

die Rede, diese Erbfolge gebührte aber dem jüngern König auf Grund der Krönung.

Wir dürfen jedoch auch nicht vergessen, daß man nach mittelalterlicher Auffassung auch dafür einen Rechtstitel suchte, daß man jemand zum König wählen könne. Selbst im Zeitalter der Könige aus gemischten Häusern, wo die Königswahl auf dem Reichstage unter festgesetzten Formen vor sich ging, begegnen wir noch der Erscheinung, daß die Anhänger des einen Kandidaten dem anderen gegenüber das größere Recht ihres eigenen Kandidaten zur Wahl betonen, und darunter figuriert nicht nur die Abstammung aus dem königlichen Geblüt, sondern auch das nähere Verwandtschaftsverhältnis zum verstorbenen König. Wenn das auch im späteren Zeitalter vorkommen konnte, so ist es nur natürlich, daß es im Zeitalter der Árpáden noch eher zur Geltung gelangte. Aber das bedeutet keineswegs, daß das Wahlrecht der Nation neben dem Rechtstitel, besser gesagt neben dem Vorwande der Erbfolge überhaupt nicht in Betracht kommen konnte. Weist doch Fraknói selbst darauf hin, daß nach der Vertreibung Peters die Nation ihre Aufmerksamkeit auf die Familie der Schwestern des ersten Königs lenkte, was ganz natürlich ist; aber das bedeutet keineswegs, daß Samuel Aba auf Grund der Erbfolge und nicht auf Grund der Wahl die Krone gebührt hätte.

Fraknói selbst schildert aber sehr schön, in welchem Verhältnisse die wirklichen Rechte und die erdichteten Rechtstitel im Mittelalter zueinander standen, indem er die Frage erörtert, ob die festgestellte Thronfolgeordnung eine Verfügung für den Fall enthält, daß der männliche Stamm des Árpádenhauses erlischt[32]). Er selbst weist darauf hin, es könne angenommen werden, daß Andreas II. als König den in Griechenland lebenden Enkeln des vierten Sohnes Gejzas II., Gejzas, seinem zu erwartenden Kinde gegenüber auch für den Fall das Erbrecht zu sichern bestrebt war, wenn ihm eine Tochter geboren würde, und daß er für diesen Plan den Papst zu gewinnen suchte. Fraknói selbst weist auf die Machinationen und auf die Berufungen falscher Rechtstitel hin, die Maria, die Tochter Stefans V. anwendete, um gegenüber Andreas III. erst sich, dann ihrem Sohn Karl Martel die ungarische Krone zu sichern. Fraknói selbst nennt ihren Entschluß einen kühnen, und Fraknói selbst weist darauf hin, daß sie später, als sie eher hoffen konnte, mit Hilfe der Wahl ihr Ziel zu erreichen, trachtet, ihren Enkel Karl Robert wählen zu lassen. Er selbst weist darauf hin, daß nach dem Tode Ladis-

[32]) l. c. S. 16—22.

laus IV. der deutsche König Rudolf von Habsburg Ungarn als Reichslehen seinem Sohne Herzog Albert von Österreich schenkte, und daß Maria, Königin von Neapel, dasselbe tat, als sie im Jahre 1292 ihrem Sohne das Königtum schenkte; Papst Nikolaus IV. betonte aber, daß Ungarn nach allgemeinem Bewußtsein schon seit langem zum römischen Heiligen Stuhle gehöre und verlangt für sich das Recht, den König zu designieren. Schön stellt er den Kampf dar, durch den die für Karl Stellung nehmende Minderheit mit Berufung auf den Rechtstitel des Erbrechtes Karl gegenüber den durch die Mehrheit gewählten Wenzel in Schutz nehmen wollte und in welchem Kampfe durch das päpstliche Ansehen und die geistige Macht die Wagschale sich einigermaßen zu Gunsten Karl Roberts neigte. Dennoch nimmt Karl nicht auf Grund der Schenkung der Königin Maria und des Erbrechtes seines Vaters, noch auf Grund des Designierungsrechtes des Papstes den Thron ein, sondern auf Grund der Wahl der Nation.

Wenn es in diesem Zeitalter eine entschieden festgestellte und zweifellos rechtsgültige Thronfolgeordnung gegeben hätte, so wären weder die im Árpádenhause vorgekommenen traurigen Thronzwistigkeiten so häufig gewesen, noch wären nach dem Aussterben des männlichen Stammes des Árpádenhauses die erlogenen Rechtstitel entstanden, mit denen die Nachkommen aus dem weiblichen Stamme ihre auf den ungarischen Thron erhobenen Ansprüche zu begründen suchten. Wären die Formen der Königswahl entwickelt gewesen, wie sie im Zeitalter der Könige aus den gemischten Häusern entwickelt waren, so wäre die Wahl der Nation mit viel weniger Thronstreitigkeitswirren verbunden gewesen, als es unter den Árpáden der Fall war, und denen auch die königliche Familie zum Opfer fiel. Haben doch selbst die im Zeitalter der Könige aus den gemischten Häusern vorgekommenen Interregna das königliche Ansehen und die materielle Macht des Königs nicht so geschwächt wie die inneren Wirren, die im Zeitalter der Árpáden in der königlichen Familie selbst wüteten, eben weil weder eine festgestellte Thronfolgeordnung bestanden hat, noch auch die institutiven Formen der Königswahl entwickelt waren.

Aus dem Angeführten glaube ich demnach als der historischen Wahrheit entsprechend meine auch bisher verkündete Ansicht feststellen zu können, daß der Blutvertrag keinerlei Thronfolgeordnung festgestellt, sondern den Thron nur insofern erblich gemacht hat, als der Herzog, später der König ein Nachkomme aus dem männlichen Árpádenstamme sein mußte.

Ich halte auch die Richtigkeit meines Lehrsatzes für feststellbar,

daß die Reihenfolge der Könige aus dem Árpádenhause — und ich kann hinzufügen, auch die historischen Umstände der Thronerlangung mehrerer Könige — dafür zeugen, daß eine festgestellte Thronfolgeordnung sich nicht entwickelt hat, sondern daß es wahrscheinlich ist, daß in der Regel die Notabeln aus den männlichen Nachkommen Árpáds den König wählten, und daß der König, wenn die Nation sich mit dieser Wahl zufrieden gab, in Frieden seine Krone tragen konnte, daß er aber, wenn der unzufriedene Teil einen anderen zum König wünschte und für einen anderen Kandidaten sich erhob, mit diesem einen Kampf führen mußte, in welchem Falle die Macht der Waffen den Thronzwist entschied.

Ich halte demnach für feststellbar, daß in diesem Zeitalter in Ermangelung einer institutiven Entwicklung des Reichstages von einer Wahl nach gewissen Formen oder von der Vollstreckung der Wahl nach gewissen rechtlichen Formen noch nicht gesprochen werden kann, doch kann nicht behauptet werden, daß die Wahl im Prinzip nicht existiert hätte. Demzufolge bildete in diesem Zeitalter die freie Wahl der Nation die Rechtsgrundlage für die Thronbesteigung, aber nur in Begleitung der Grundbedingung der Angehörigkeit zu den männlichen Nachkommen Árpáds, das heißt, daß nur derjenige Anspruch auf die Wahl erheben konnte, der vom männlichen Stamme Árpáds abstammte. Daraus folgt, was auch durch Tatsachen gerechtfertigt ist, daß die Primogeniturordnung nur als moralisches Moment und erst von Béla III. angefangen zur Geltung gelangt, die Nation aber sich durch sie nicht für rechtgemäß verpflichtet hielt, weshalb auch die Könige noch zu ihren Lebzeiten den Thron für ihre erstgeborenen Söhne dadurch zu sichern suchten, daß sie diese mit der Anwendung ihres eigenen Einflusses noch zu ihren Lebzeiten krönen ließen und ihnen derart die Erbfolge sicherten.

Das steht weder damit im Widerspruche, was Johann Király lehrt, daß das Wahlrecht der Nation aus der königlichen Familie niemals aufgehört hat, und daß nur das Bestreben bemerkbar ist, daß die Erbfolge beziehungsweise das Prinzip der Ernennung des Erben zur Geltung gelange, noch damit, was Akusius von Timon lehrt, daß nämlich für die Erlangung der königlichen Gewalt zweierlei Grundbedingungen notwendig waren: die eine die Erbfolge, da man den König aus der Árpádenfamilie wählen mußte, die zweite die Wahl, weil innerhalb der königlichen Familie die Erbfolgeordnung nicht festgestellt war.

Und das ist natürlich; das Recht konnte doch noch nicht entwickelt gewesen sein, denn selbst die Gestaltung zur Nation befand sich erst in der Entwicklung, die Institutionen gären erst und waren

noch nicht kristallisiert, und so kommt auch das öffentliche Recht noch nicht in ausgestalteten Rechtssätzen, sondern nur in Kompromissen verschiedener politischer Bestrebungen zur Geltung.

Wollen wir also nicht einem Zeitalter, in dem alles noch gärt und in Entwicklung begriffen ist, nichts aber noch gereift und ausgestaltet ist, die politische Weisheit und Selbstverleugnung andichten, wo wir doch diese politische Weisheit und Selbstverleugnung leider auch in späteren, mit entwickelteren, geläuterten rechtlichen Begriffen arbeitenden Zeitaltern, selbst bei den kritischesten Anlässen sehr häufig vergebens suchen.

Griechische Reiseskizzen.

Vom Wirkl. Geheimrat **Albert v. Berzeviczy.**

II. Athen.

«THALATTA! Thalatta!»

Dieser jauchzende Ruf, mit welchem Xenophons heimkehrende Krieger das ewige Meer begrüßten, kann füglich als das Leitmotiv griechischen Nationallebens und griechischer Entwicklung gelten. Griechenland ist vom Meere umschlungen und wird durch das Meer gegliedert; jene Binnenteile des Landes aber, welche den umgürtenden Fluten am fernsten gelegen sind, erheben sich hoch genug, um den Ausblick auf das Meer zu gewähren. Naturgemäß richtete sich der Blick der Griechen und wendete sich ihre Gedankenwelt dem Elemente Poseidons zu, das sie immerdar und überall vor Augen hatten, das in ihrer Phantasie und in ihren ursprünglichsten Instinkten mit dem Begriff des Vaterlandes innig verschmolzen war.

Die geographische Lage Griechenlands, seine durchwegs halbinsel- und inselartige Gestaltung, machen das meerumspülte Hellas nach Osten und Westen zum Nachbarn der ganzen Welt und bergen gleichsam die natürliche Prophezeiung in sich, welch universelle, die ganze Welt umfassende Wirkung der Geist des Griechentums auf die ganze Menschheit auszuüben bestimmt war.

Die Griechen machten sich natürlich frühzeitig das Meer dienstbar, sie wurden ein Schiffervolk und blieben es auch in allen Phasen ihres Geschickes. Ihre Schiffahrt beschränkte sich aber jederzeit fast ausschließlich auf den Küstenverkehr, welcher über den Rahmen der Schiffsverbindungen zwischen den Buchten und Inselmeeren nicht hinausreichte; größere Entfernungen, Fahrten in die offene See ver-

mieden sie. Sie waren kein Handelsvolk wie die Phönizier; ihre nautischen Beziehungen zur umgebenden Welt waren eher passiver als aktiver Natur. Sie empfingen von den Völkern die Ergebnisse älterer Kulturen, welche sie verarbeiteten und absorbierten, vermittelten hinwieder allen mit ihnen verkehrenden Völkern die Eindrücke und Wirkungen ihres eigenen Lebens und ihrer Werke. Nachdem ihre Kolonien sich auch auf die jenseitigen Küsten der umgebenden Inselmeere ausgebreitet hatten, blieb dem Griechentum noch jener größte Triumph vorbehalten, daß die Griechenland überwältigende römische Nation den höchsten Glanz ihrer Kultur den unterjochten Griechen entlehnte.

Thalatta! Thalatta! Das Meer begleitet unsere Schritte, wohin wir uns auch wenden mögen; auch auf unserem Wege von Olympia nach Athen verläßt es uns nicht. Schon bei Pyrgos erreichen wir das Ionische Meer, an dessen Küste wir bis Patras gelangen; von hier bis zum Isthmus genießen wir den Anblick der an die Schönheit der Alpenseen gemahnenden Bucht von Korinth. Wir überqueren den Kanal, welcher die Wasser des östlich und westlich gelegenen Meeres miteinander vereinigt und setzen unseren Weg auf der Eisenbahn fort, deren Schienen in die steinige Küste des Ägäischen Meeres eingebettet sind und uns bis an die letzten Hügel von Athen geleiten.

Die treuesten und unveränderlichsten Zeugen im Wandel der Zeiten sind in Griechenland Meer und Himmel, die einzigen, welche durch Menschenhand nicht verwüstet werden konnten.

Der Kanal von Korinth, obgleich ein ganz wunderbares Werk, ist bereits ein vollständiges Verleugnen der Vergangenheit; im Altertum begegnete man jedem Versuch, den Peloponnes von dem nördlichen griechischen Festland loszureißen, mit abergläubischem Zweifel. Es erschien unmöglich, daß Menschenhand an den Fügungen der Götter etwas ändern könne; und dennoch geschah das Unglaubliche im 19. Jahrhunderte, und zwar in erster Linie infolge des zähen, unverdrossenen Bemühens eines hervorragenden Ungarn: Stephan Türr's. Der Peloponnes ist heute eine Insel und die Meerdampfer können aus dem Piräus direkt in das Ionische Meer schiffen oder umgekehrt von dort kommen, ohne den Umweg um die ganze griechische Küste machen zu müssen.

Der Weg, welcher die Landenge von Korinth mit Athen verbindet, ist die älteste Verkehrsader des griechischen Festlandes und erweckt auf Schritt und Tritt Reminiszenzen der Mythe. Der Sage nach war Skiron, der Anführer der Megarer, der Urheber dieses Weges, auf welchem er den Wanderern auflauerte, um sie von der steilen Küste

in das Meer zu stürzen; die besiegten Opfer wurden in der Tiefe von einer ungeheuren Schildkröte aufgefressen. Der Held Theseus bereitete Skiron selbst das nämliche Schicksal und machte dadurch den Weg frei, welcher später unter Kaiser Hadrian seine größte Breite gewann.

Jetzt befördert die pustende, fauchende und pfeifende Eisenbahn den Reisenden, der unter sich das Meer erglänzen sieht. In halber Höhe der weißen Felsenwände, der Kaké skala, führt uns die Lokomotive, deren Rauch stellenweise von den Felsenrissen verschlungen wird, dem Ziel entgegen. Durch die Fenster des rollenden Zuges gleitet der Blick des Beschauers über die in goldigem und veilchenblauem Widerschein erglänzenden Flächen des Ägäischen Meeres, an welchem nacheinander die felsigen Bergspitzen der Inseln in der Bucht von Saron auftauchen: das entferntere Ägina, das nahe gelegene Salamis und im Hintergrunde die langgezogene Küste von Argolis. Diese Meeresbucht ist nicht nur der Erinnerung an die Opfer des Skiron gewidmet; hier sprang die flüchtende Ino mit ihrem Söhnchen Melikertes in das Meer; ein Delphin brachte die Leiche des Kindes auf den Isthmus, wo sie von Sisyphus gefunden wurde. Dieser bestattete den Leichnam und widmete seinem Andenken unter dem Namen Palaemon religiöse Verehrung; diese Mythe gab den Anstoß zur Entstehung der isthmischen Spiele.

Den Platz der isthmischen Spiele zu bestimmen, sind wir heute nicht mehr imstande, es fehlt jede Spur eines Erinnerungszeichens; auf der Landenge wachsen auch heute zerstreut Kiefern, ganz wie zu Zeiten des Riesen Sinis, welcher seine Opfer an die gewaltsam zueinander gebogenen Spitzen dieser Bäume band, von denen sie im Auseinanderschnellen zerrissen wurden. Theseus bereitete auch ihm dasselbe Schicksal wie dem Skiron.

Wir sehen, daß die Sage hier in allen ihren Begebenheiten uns zu den Heldentaten des Theseus leitet, so wie der Weg, den wir beschreiten, nach der Stadt des Theseus führt, jener Stadt, deren erster König und legendärer nationaler Held er gewesen, ebenso wie Herakles den peloponnesischen Doriern. Mit voller Berechtigung gab indessen ein späteres Zeitalter dem Perikles diese Stadt zu eigen, welche denselben Namen trägt wie die Göttin, in deren Dienst und Verehrung an dieser Stätte die ruhmreichsten Schöpfungen der Kunst entstanden sind.

Nähern wir uns Athen vom Festlande aus, in der Richtung von Megara und Eleusis, so erhalten wir ein Gesamtbild, das uns in einem Blick die ganze Welt der edelsten Erinnerungen des klassischen

Altertums enthüllt und uns die unvergeßlichen Eindrücke ahnen läßt, welche unser harren.

Eigentlich ist es eine schmale Landzunge, welche wir von dem zwischen Aigaleos und Parnes gelegenen Plateau überblicken können; sie erstreckt sich zwischen den Buchten von Eleusis und Marathon gegen die Inseln der Kykladen hin und gewährt von jedem erhöhten Punkte die Aussicht von Meer zu Meer. Die kleine, von Hügeln unterbrochene Ebene, die vielfach von Ölbaumreihen durchquert wird, ist von drei Seiten durch fast kahle, dennoch malerisch schöne Berge begrenzt, die in ruhiger, würdevoller Linie ihre Konturen am Horizont abzeichnen. Auf dieser, von Gebirgen eingerahmten Fläche breitet sich das heute bereits ansehnliche Städtebild Athens aus, in dessen Mitte sich auf kühn emporragendem Hügel die Götterburg, die Akropolis, erhebt. Das wunderbar-edle, klassische, mit nichts anderm vergleichbare Profil dieser Ruinen hat sich unauslöschlich tief dem Bewußtsein der Menschheit eingeprägt. Gegen Südwesten erreicht die Stadt fast ihre beiden Häfen: den Piräus, der sich zu einem bedeutenden Handelsemporium entwickelt hat, und Phaleron, das die Physiognomie eines modernen Badeortes aufweist. Am jenseitigen Rand der Stadt strebt der steile Felsenhügel Lykabettos empor, höher als die Akropolis, gleichsam ein leidenschaftlicher Widerhall des ruhigern Rhythmus der Götterburg. Der Lykabettos erscheint in seiner Isoliertheit wie vom Himmel gefallen, und die Sage versäumt auch nicht, uns darüber zu berichten, daß die zürnende Athene ihn erschreckt im Fluge habe fallen lassen.

Wenn wir unsere Aufmerksamkeit dem Gebirgspanorama in der Nähe von Athen zuwenden, erklingen in unserer Seele die Namen Aigaleos, Parnes, Pentelikon und Hymettos. Wer würde es glaublich finden, daß man diese Benennungen hier auf griechischem Boden vergessen und durch die Namen: Daphno-Vuno, Ozea, Mendeli und Trelovuni ersetzen konnte? Heute aber müssen wieder diese neueren Benennungen beschämt in den Hintergrund treten, und der allgemeine Sprachgebrauch fordert stolz die Namen von einst zurück.

Die langgestreckte, niedrige, größtenteils kahle Hügelkette des Aigaleos bildet einen natürlichen Wall, welcher die Stadt Athen von dem bei Eleusis tief ins Festland einschneidenden Meere schützt. Am weitesten entfernt und am höchsten ist der Parnes, in dessen Wäldern zur Zeit des Pausanias auf Bären und Eber gejagt wurde; der Parnes ist noch immer der meistbewaldete unter den Bergen. Der Pentelikon ist an seinen oberen Abhängen ebenfalls mit Nadelholz bedeckt. Die berühmten Marmorbrüche dieses Berges verkünden von weitem in blendender Weiße, daß hier die Ursprungsstätte des Bau-

und Statuenmaterials sei, welches Athens Glanzzeit verarbeitet hat und welches in seinen Trümmern uns zeigt, wie dieses herrliche Gestein unter der Einwirkung der Zeit und der Luft noch schöner werden kann, indem sich das leuchtende Weiß in einen matten Goldton verwandelt. Zu Füßen des Pentelikon breiten sich die Villenkolonien der griechischen Hauptstadt aus. Der Hymettos, dessen felsige Abhänge den Bienen heute höchstens wilden Thymian zur Nahrung bieten, wurde von den Dichtern des Altertums hauptsächlich seines Honigreichtums wegen besungen; der langgestreckte, mächtige Rücken des Hymettos ist die zweite Schutzmauer Athens, welche, dem Aigaleos gegenüberstehend, die Stadt gleichsam umfangend beschützt.

Mit welch furchtbarer Verwüstung hat besonders die neuere Zeit in den Wäldern dieser Berge gehaust! Die Abhänge wurden entforstet, der Humus der Berge fiel der Vernichtung anheim, und infolgedessen verschlechterten sich auch die klimatischen Verhältnisse; insbesondere nahm die Trockenheit zu, was natürlich das Versiegen der Flüsse im Gefolge hatte. Der Ilisos und Kephisos, an deren schattigen Lauf und kühlende Wellen so viele dichterische Reminiszenzen sich knüpfen, sind heute bloß Begriffe der Bodenbeschaffenheit. Die Stadt wird an zwei Seiten von Flußbetten begleitet, über welche hohe Brückenbögen gespannt sind, andeutend, daß hier während der kurzen, regnerischen Winterperiode Wasser fließt, das aber meistenteils zu Beginn des Frühlings bereits spurlos verschwunden ist.

Athen macht heute den Eindruck einer modernen europäischen Stadt, in welcher wir — die Akropolis und ihre Umgebung abgerechnet — nur vereinzelt auf antike Überreste stoßen. Hie und da gemahnen kleine byzantinische Kirchen, welche infolge des erhöhten Niveaus der aufgeschütteten Straßen wie versunken erscheinen, und die oft übelriechenden Gassen des alten Stadtteils daran, daß wir uns im Orient befinden und daß diese Stadt auch im Mittelalter gelebt hat. Die neueren Bauten scheinen dessen eingedenk zu sein, daß nach Homer die «breiten Gassen» einst eine Schönheit Athens bildeten; an den jüngeren Schöpfungen, bei denen das in der Nähe gelegene, edle Baumaterial zur Verwendung gelangt, trachtet man den klassischen griechischen Stil zu erneuern, indem man den Häusern nach Form und Material einen monumentalen Charakter verleiht. Der Palast des Königs, welcher sich in der Nachbarschaft eines schönen Gartens erhebt, bildet den Mittelpunkt des neueren Athen; er zeigt uns selbst in seiner fast kasernenhaften Nüchternheit diese neuere Richtung des Bauwesens. Der glänzendste Vertreter der in

griechischem Stile gehaltenen Privatbauten ist das kleine Palais Schliemanns.

Es ist für Athen und Griechenland überhaupt ein großes Glück, daß sie beide in ihrer neuen Epoche ebensowenig der reichen, freigebigen und dabei vornehm-kunstverständigen Baumäzenaten entbehren, als in früheren Zeiten; allerdings hat sich der Charakter dieser Mäzenaten dem veränderten Zeitgeiste angepaßt. An die Stelle des Eumenes, Antiochos, Attalos, Hadrian und Herodes Attikos sind die Sina, Bernardaris, Vallianos, Awerof und Syngros getreten. Die einstige Rolle der Könige, Kaiser und Rhetoren übernehmen heute die im Auslande reich gewordenen Bankiers und Kaufleute. Das Beispiel ist gleicherweise rühmenswert und der Erfolg gleicherweise erfreulich.

Den Ruhm dieser Baumäzenaten — um welche manches Land die Griechen beneiden könnte — verkünden: das Nationalmuseum, der Akademiepalast, — der allerdings seiner Bestimmung vorausgeeilt ist, indem es gegenwärtig in Griechenland noch keine Akademie gibt, — die Universität, die Bibliothek und besonders das Stadion. Die früher genannten Gebäude sind durchwegs neue Schöpfungen, das letztere aber ist eine Erneuerung des ehemaligen Stadions, an dessen ursprünglichem Platze, in den Originalmaßen, aus weißem Marmor errichtet, und zur Aufnahme von 50 000 Menschen bestimmt. Das erneute Stadion, umkränzt von einem Zypressenhaine, bietet dem Beschauer einen unvergeßlichen Anblick.

Ethnographische Eindrücke würden wir hier in Athen vergeblich erwarten; auch das Straßenleben weist hauptsächlich internationalen europäischen Charakter auf; die wenigen Volkstrachten, welche wir gewahren, zeigen entschieden, ebenso wie die zum Verkauf angebotenen Artikel der Hausindustrie und die Uniform des Jägerregimentes albanischen Charakter, wie ja überhaupt dieser Volksstamm gerade in Attika am stärksten vertreten ist. Ein befremdend charakteristisches Detail der lokalen Volkssitte Athens ist der Gebrauch, die Toten, mit Blumen geschmückt, in offenem Sarge durch die Straßen der Stadt zu tragen. Die dem Zuge voranschreitenden, langbärtigen, griechischen Geistlichen, welche eine hohe, schwarze Mütze auf dem Kopfe tragen und mit einem Chorhemde bekleidet sind, machen zweifellos einen malerischen Eindruck.

Ich habe übrigens Athen auch zur Zeit der Abgeordnetenwahlen gesehen und mich davon überzeugt, daß bei solchen Gelegenheiten das lebhafte Temperament der Einwohner in intensiver Erregung überschäumt. Der Straßenlärm ist fürchterlich; es wird nicht nur

geschrien, sondern auch mit Hilfe von allerlei Handmörsern ein Geknatter erzeugt, das ganz unheimlich an Gewehrsalven erinnert; überdies brennt richtiges «griechisches Feuer», das unsere mehr und mehr aus der Mode kommenden Fackeln ersetzt. Die am Wahltage hier sich aufhaltenden Fremden hatten alle Mühe, den Wahlführern begreiflich zu machen, daß sie weder auf den Ruf «Rha», noch auf das Losungswort «Angira» eingeschworen sind, daß sie sich weder Herrn Rhallis, noch dem im Zeichen des Ankers sieghaften Herrn Venizelos verschrieben haben. Unser Széchenyi, der Athen im Frühlinge des Jahres 1819, also noch unter türkischer Herrschaft sah, stand so ausschließlich unter dem Eindruck der antiken Ruinen, daß er, von tiefer Melancholie ergriffen, folgende Worte in seinem Tagebuche verzeichnete: «Die Betrachtung dieser vergangenen Größe und, im Hinblick auf dieselbe, der Gedanke an meine bisher so ruhmlos verbrauchten Jugendjahre, erfüllen mich mit Niedergeschlagenheit... dennoch war es mir schmerzlich, ja, ich konnte ein dumpfes Widerstreben nicht unterdrücken, da ich diese Stätte verlassen sollte, wie wenn es mir niemals mehr vergönnt sein würde, solch reinen blauen Himmel zu sehen...»

Allerdings war Athen damals ein elendes, kleines Städtchen, dessen niedriges Niveau sich nicht dazu eignete, die Aufmerksamkeit des Beschauers auch nur für einen Moment von den in ihren Fragmenten noch mächtigen Denkmälern der Vergangenheit abzulenken; damals war «Das Kleinod Hellas'» wirklich nur eine «hinsinkende Ruine». Heute müssen wir diese Schätze, wenn wir uns unten, in der Stadt befinden, bereits fast mühselig zusammensuchen. In diesen unteren Regionen sind übrigens die Denkmäler der römischen Epoche vorherrschend, und zwar besonders jene, deren Schöpfer Kaiser Hadrian ist. Dieser römische Imperator war so sehr für Griechenland entflammt, daß er selbst in seine bei Tibur gelegene Villa ein Stück Griechenland hineinzauberte. Den weder imposanten, noch schönen, ziemlich wohlerhaltenen Triumphbogen, den er zu seiner eigenen Verherrlichung in Athen errichtete, fand er für gut, auf der östlichen Seite mit folgender prahlenden Inschrift zu versehen: «Das ist die Stadt des Hadrian, nicht die des Theseus.» Den westlichen Bogen zierte die Inschrift: «Das ist die einstige Stadt des Theseus.»

In dem Stadtteil, welcher auf diese Weise als der des Hadrian bezeichnet wird, sehen wir die Überreste jener monumentalsten Schöpfung, mit welcher dieser Kaiser sich in Athen verewigt hatte; denn er hielt, wie seine hellenischen Zeitgenossen rühmend von ihm erwähnen, alles in größten Ehren, was den Griechen heilig galt; er errichtete hier viele Tempel, bedachte sie reich mit Geschenken

und verdiente es billigerweise, daß ihm in jeder Stadt Griechenlands Statuen errichtet wurden. Unter seiner Regierung wurde der Bau des Olympieions, des Riesentempels des Zeus vom Olymp, des einzigen Zeustempels in Athen, welchen das Altertum für ein Weltwunder hielt, beendet. Seit Peisistratos hatten sich die Mächtigen der Stadt Pallas Athene's vergeblich bemüht, diesen Bau seiner Vollendung entgegenzuführen. Erst einem Hadrian konnte es gelingen, diese Aufgabe zu bewältigen. Von den zahllosen Säulen des Tempels stehen noch fünfzehn; um die Mitte des XIX. Jahrhunderts stand noch eine sechzehnte; als diese im Jahre 1852 zu Boden sank, vermeinte man in der Stadt, ein Erdbeben zu fühlen. An der gestürzten Säule können wir beobachten und konstatieren, wie die Teile des Säulenschaftes ineinandergefügt waren. Wir finden es bei diesen kannelierten Säulen korinthischen Stiles natürlich, daß sie höher und schlanker sind als beispielshalber die dorischen Säulen des Parthenons. An der südöstlichen Ecke ruhen noch auf den Kapitälen der inneren und äußeren Säulenreihen die mächtigen Quadersteine des Epistyls. Die Ausdehnung der Grundmauern gibt, mit der schwindelnden Höhe der Säulen in Zusammenhang gebracht, einen Begriff von der überwältigenden, alles erdrückenden Größe des Zeusheiligtums.

Auf dem nordöstlich von der Akropolis gelegenen Gebiet finden wir weiters auf einer hügelartigen Erhöhung den besterhaltenen griechischen Marmortempel Athens und ganz Griechenlands: es ist das sogenannte Theseion, der Theseustempel; in seinen Maßen wohl klein, aber in edlem Stil gehalten; in Wirklichkeit dürfte dieser Tempel wohl kaum etwas mit dem Kultus des volkstümlichen attischen Heroen zu tun gehabt haben. Im Wiener Volksgarten finden wir eine Kopie des Theseion, in welcher als Götterbild die schöne Theseusgruppe Canovas aufgestellt war; dieselbe wurde in neuerer Zeit in das Vestibül des kunsthistorischen Hofmuseums überführt.

Die Altertumsforscher sind ziemlich einig darüber, daß der erwähnte Tempel mit dem Heiligtume des Hephaistos identisch ist, von dem uns Pausanias berichtet. Der Peripteros mit seinen Säulen dorischen Stiles ist ganz aus pentelischem Marmor erbaut, während zu den Reliefarbeiten paroser Marmor verwendet wurde. Die Gliederung und der plastische Schmuck des Tempels verraten, daß er unter der Einwirkung und nach dem Vorbilde des Parthenon entstanden ist. Die äußeren Mauern des Tempels und sogar ein großer Teil der kassettierten Decke sind unserer Zeit in ziemlich gutem Zustande erhalten geblieben; diese Tatsache ist zweifellos dem Umstande zu verdanken, daß das Hephaistos-Heiligtum in eine christ-

liche Kirche umgewandelt und bis in die neueren Zeiten als solche benützt worden war; allerdings sind eben darum im Inneren des antiken Heiligtums wesentliche Veränderungen vorgenommen und wahrscheinlich aus derselben Ursache der Reliefschmuck der Tympanons beider Giebelfronten entfernt worden. Immerhin ist ein großer Teil der Reliefs der Metopen, die Heldentaten des Theseus und Herakles abwechselnd darstellend, erhalten geblieben; wir erkennen noch deutlich die bildliche Verherrlichung der Kämpfe des athenischen Helden mit Prokrustes, den Kentauren, dem Minotauros, dem grausamen Sinis und dem wegelagernden Skiron.

Ganz umrahmt von den erhaltenen Teilen der Agora der römischen Periode, erblicken wir ein anderes, in wunderbarer Unversehrtheit erhaltenes, kleines antikes Bauwerk Athens, den wohlbekannten Turm der Winde. Seinen Namen verdankt dieser achteckige kleine Turm den an seinen Seiten als Reliefschmuck angebrachten, die verschiedenen Windrichtungen symbolisierenden Göttergestalten. Das Innere des Turmes aber, dessen Erbauer Andronikos von Kyrrhos war, verrät ganz zweifellos, daß dieses Bauwerk einer Wasseruhr als Gehäuse diente; es dürfte dies die erste Wasseruhr gewesen sein, welche zur Bestimmung der Tages- und Nachtstunden angewendet wurde, denn bis dahin war es höchstens gebräuchlich, durch fließendes Wasser die Dauer der Reden bei Gerichtsverhandlungen zu regeln. Woher die Gemeinsamkeit der Benennung Klepsydra für die Wasseruhren des Altertums und jene Quelle, welche oberhalb des Turmes der Winde aus einer Felsenspalte des Akropolishügels entspringt und einst die ganze Zitadelle mit Wasser versah, wohl stammen mag, ist ein ungelöstes Rätsel. Das Wort Klepsydra bedeutet auf etymologischer Grundlage ungefähr «Sich-dahin-stehlendes-Wasser». Die örtliche Nachbarschaft erweckt den Gedanken, daß vielleicht der Name der Quelle auf die Wasseruhr des nahegelegenen Turmes und dann überhaupt auf alle derartigen Zeitmesser übergegangen ist; indessen dürfte mit mehr Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Quelle, vielleicht weil ihr Wasserreichtum periodischem Wechsel unterworfen war, ihren Namen den Wasseruhren verdankte.

Einige Verwandtschaft mit diesem Turm der Winde zeigt das allerdings schlankere und anmutigere Lysikratesdenkmal, welches sich unter dem östlichen Gipfel der Akropolis befindet. Das erhaltene Denkmal ist nur der Sockel jenes ehernen Dreifußes, welchen Lysikrates, der Führer und Meister eines Knabengesangschores, bei Gelegenheit eines Liederwettkampfes als Siegespreis erhielt. Diese als ehrende Auszeichnung zuerkannten Dreifüße, welche zur Er-

innerung an die Wettkämpfe öffentlich ausgestellt wurden, waren bei den Griechen des Altertums ein sehr beliebter und häufiger Wettpreis, so daß man in dieser Gegend eine ganze Gasse nach ihnen benannte. Daß einer der zu diesem Zwecke dienenden Marmorsockel, das eben genannte hübsche, säulengeschmückte Lysikratesdenkmal mit dem Reliefschmuck, welcher den Gott des heiteren Gesanges, Dionysos, verherrlicht, uns erhalten blieb, verdanken wir dem Zufall, daß ein Kapuzinerkloster dieses anmutige Bauwerk in seine Mauern einschloß und die Mönche das Innere des Turmes als Bibliothek benützten.

* * *

Mit fast andachtsvoller Erregung nähern wir uns der Akropolis. Vor uns erheben sich ihre steilen Felsenwände, in deren zahlreichen Grotten das Altertum einst seinen Göttern Pan, Apollo, Dionysos und Asklepios Opfer dargebracht hat; heute brennt in einigen dieser natürlichen Heiligtümer das ewige Licht vor christlichen Heiligenbildern, vielleicht, um den irrenden Seelen der enterbten heidnischen Götter den Eintritt zu wehren. Blicken wir aufwärts, so gewahren wir die den Felsen krönende Festungsmauer, welche aus dem Boden herausgewachsen zu sein scheint: hier, an der Südseite des Felsenhügels, dem wir uns jetzt nähern, zieht sich die von Kimon erbaute Festungsmauer, welche stellenweise von Stützpfeilern unterbrochen wird, in fast gerader Richtung am Rande des länglichen Hügels dahin und verleiht demselben eine starre, regelmäßige Form, im Gegensatze zur Nordseite, welche der Stadt zugewendet ist und deren älteres Festungsmauerwerk sich jeder Ein- und Ausbuchtung der Hügelkontur anzupassen scheint. Oberhalb des Randes der Festungsmauer begrüßen uns bereits die gelblichen Marmorsäulen des Parthenon, wehmutsvoll das Werk der Zerstörung enthüllend, je mehr wir uns nähern.

Das Lysikratesdenkmal hat uns bereits verraten, daß diese Gegend im Zeichen der frohen Herrschaft des Dionysos steht; während unser Weg zur Götterburg hinaufgeleitet, eröffnen sich unserem Blicke die Trümmer des großartigen Dionysostheaters.

Dieses Theater ist vielleicht das nennenswerteste architektonische Denkmal des griechischen Dramas, so wie es sich aus dem Bacchischen Lied und Tanz, den Dithyramben, entwickelt und hier in Athen seine größten Triumphe gefeiert hat. Bemerkenswert sind diese Ruinen auch deshalb, weil sie durch die Forschungen und Schriften Dörpfelds zum Ausgangspunkte bis heute noch unentschiedener Streitfragen über den Bau und die Einrichtung des griechischen

Theaters geworden sind. Sicherlich hatte dieses Theatron nach der Glanzzeit des griechischen Dramas wesentliche Umgestaltungen erfahren, und was wir heute sehen, ist zum großen Teile das Ergebnis der Schöpfungen, respektive Veränderungen aus römischer Periode. Von der glanzvollen Säulenhalle, welche die Skena nach außen hin abschloß, sind heute nur mehr einige Sockel sichtbar; auch die das Theater einschließende Rundmauer ist eingestürzt, die oberen Sitzreihen abgebröckelt. Von dem bildnerischen Schmucke des Proskenions, den kunstvollen Marmorreliefen, welche die Geschichte des Gottes Dionysos darstellten, ist nur die westliche Gruppe erhalten, und zwar auch diese willkürlich zusammengestellt, größtenteils aus verstümmelten, kopflosen Gestalten bestehend; nur auf einer kauernden Silengestalt, welche die steinerne Einfassung stützt, sitzt ein reichlockiger, großbärtiger Kopf. Unversehrt aber sind die Marmorfliesen der jetzt halbrunden Orchestra, auf welchen einst bei stürmisch-wilden Melodien bacchantische Tänze aufgeführt wurden, und ebenso sind auch die ersten Sitzreihen erhalten, deren weißer Marmor mit reichen Skulpturen geschmückt ist und die Namensinschriften jener Bacchuspriester trägt, welche, mit Weinlaub bekränzt, hier saßen, um unter Applaus und frohem Lachen ihren Gott zu ehren. Diese ganze Gegend, das Stadtviertel der volkstümlichen Bacchanalien, war zurzeit der Weinernte erfüllt von dem lauten, jubelnden Lob und Ruhme der fröhlichen Gottheit.

Während wir den Weg gegen die Festung zu fortsetzen, führen unsere Schritte an den Überresten einer langen Halle vorbei, welche im Mittelalter als Festung diente und deren Ruinen kaum mehr die ursprüngliche Bestimmung erkennen lassen. Diese Halle wurde von Eumenes, dem König von Pergamon und Freund Athens, der Stadt zum Geschenk erbaut, um den Besuchern des Dionysostheaters eine Erholungsstätte und Schutz sowohl gegen Sonne als Regen zu bieten. Später schloß sich an den westlichen Endpunkt dieser Halle das Theater des Herodes Attikos, welches bereits nach römischer Bauart errichtet ward; das heißt der Kern der Mauern wurde aus Steinschutt und Mörtel hergestellt; von außen deckten mächtige Quadersteine den Bau, dessen Innenseite der verschwenderische Bauherr wahrscheinlich mit Marmor bekleiden ließ. Dieses Theater war ein Odeion, was besagen will, daß es ausschließlich zur Aufführung von Singspielen diente; mit Rücksicht darauf war es auch in kleineren Maßen gehalten und gedeckt. Die Decke bestand aus Zedernholz. Das Innere gewährt noch heute ein ganz deutliches Bild der einstigen Konstruktion; es ist auch ersichtlich, daß die Bühne aus Stockwerken

bestand, wahrscheinlich, um der Erscheinung der Götter eine besondere Bühne zu bieten.

Ein eisernes Gittertor, mit einem Wächterhaus zur Seite, bedeutet uns, daß wir das verschlossene Gebiet der Akropolis erreicht haben, innerhalb dessen ein kühn geschwungener Fahrweg zu den Propyläen leitet.

Das Tor, welches der französische Archäologe Beulé aus dem Labyrinth der Befestigungswerke eines barbarischen Zeitalters befreien mußte und das auch den Namen dieses Forschers führt, ist unter römischer Herrschaft entstanden und bildet gleichsam den äußeren Verschluß der zurzeit der griechischen Herrschaft jedes Vorraumes entbehrenden Propyläen. Wahrscheinlich stammt auch die stellenweise erbaute, stellenweise in den Felsen gehauene steile Treppe, welche vom unteren Tore zu den Propyläen führt, aus der Zeit der Römerherrschaft. Die Konstruktion dieser Treppe ist auch jetzt noch klar zu übersehen, um so mehr, als sie zum Teile bereits erneuert worden ist. Es erscheint ganz zweifellos, daß zur Glanzzeit Athens, von jenem Gebiet ausgehend, wo später das Odeion des Herodes stand, ein breiter, gewundener, für Wagen, Reiter und Opfervieh bestimmter Weg zu dem Mitteltore der Propyläen führte, durch das man ohne Stufen zu steigen, in den inneren Teil der Festung gelangen konnte. Wir könnten uns sonst den Einzug jener Festmenge kaum vorstellen, welche herbeiströmte, um die Panathenäen zu feiern, wie wir es an den Reliefwerken des Parthenonfrieses durch die Kunst der Pheidiasschen Schule dargestellt sehen.

Die aus pentelischem Marmor erbaute Torhalle, welche den Namen Propyläen führt und deren großzügige Restaurierung bereits in Angriff genommen ist, stammt aus der Zeit des Perikles und wurde nach den Plänen des Baumeisters Mnesikles erbaut, allerdings aber nur zum Teile beendet. Was wohl die Ursache der Unterbrechung dieser Arbeit war, ob der peloponnesische Krieg oder vielleicht Hindernisse in Gestalt älterer Heiligtümer, welche nicht entfernt werden durften, ist uns unbekannt; in die Augen springend ist aber jedenfalls die Unvollständigkeit des zu beiden Seiten verkürzten südlichen Flügels im Vergleich zum nördlichen.

Der architektonische Grundgedanke der Halle, welche als Festtor und gleichzeitig sicherlich auch als Wächterhaus diente, mögen zwei ausgebreitete Arme gewesen sein, welche den Ankömmling vor der Festung gleichsam in gastfreundlicher Umarmung empfingen. Die mittlere Halle bildete das eigentliche Tor, und zwar entsprechend den sechs Säulengängen ein fünffaches Tor. Der nördliche Flügel

war nach Pausanias' Beschreibung mit den Gemälden des berühmten Polygnotos geschmückt; der kleinere, südliche Flügel diente wahrscheinlich der Wachmannschaft als Behausung. Zurzeit der fränkischen Herrschaft wurde an diesen südlichen Flügel ein unförmlicher Wachtturm angebaut, zu welchem man die abgebrochenen oder willkürlich losgelösten Steine der Propyläen als Baumaterial verwendete. Schliemann ließ im Jahre 1875 diesen Turm demolieren und legte auf diese Weise die eingebauten Teile des antiken Bauwerkes bloß.

Die Propyläen des Mnesikles können selbst in ihrer Unvollkommenheit als eines der glänzendsten Beispiele griechischer Baukunst gelten; die noch vorhandenen Ruinen legen Zeugenschaft dafür ab. Das Anpassen an die starren Formen des Burghügels und die Zweckbewußtheit, die sich in der Gliederung des Gebäudes und besonders in der baulichen Struktur der mittleren Haupthalle kundgeben, sind in ihrer Art unerreichbare Manifestationen künstlerischer Invention. Die Außenseiten der Torhalle sind in dorischem Stil gehalten, weil sowohl von der Seite des Hauptanstieges als auch von dem Inneren der Festung aus betrachtet, hier die massiven, ruhigen, stämmigen Formen geboten erschienen. Bei dem Inneren der Mittelhalle indessen mußten, gleichsam um eine Entspannung zu gewähren, hohe, anstrebende Dimensionen und reiche Ausgestaltung angewendet werden, und infolgedessen waren hier die dorischen Säulen, welche zu massiv gewesen wären und den Überblick gestört hätten, nicht anwendbar gewesen. So verwendete hier Mnesikles hohe, schlanke ionische Säulen als Träger der erhöhten Decke. Es ist dies übrigens ein glänzender Beweis dafür, daß, wenn auch beide Stilarten in ihrer Entwicklung vielleicht durch die zwei, ihren Wohnsitz im Laufe der Zeiten häufig wechselnden Volksstämme beeinflußt wurden, sie dennoch in ihrer Verwendung nie an Zeit und Ort gebunden erschienen. Die hoch entwickelte griechische Baukunst ließ sich ausschließlich durch die Gebote der Zweckmäßigkeit und der dekorativen Wirkung in der Wahl der Stilarten bestimmen, welche oft an ein- und demselben Bauwerke abwechselnd erscheinen, aber immer mit der berechnenden Erwägung, daß jeder Stil zu besonderer Geltung komme und die Wirkung des einen nicht die des andern störe. In dem ionischen Athen selbst gelangte der ionische Stil neben dem dorischen nur als aushelfendes Moment zu Worte.

Nähern wir uns den Propyläen, so gewahren wir zur linken Seite, vor dem Bildergalerie genannten Flügel, ein mächtiges Steinpiedestal, fast so hoch wie der Flügel der Propyläen selber; es war dies zuzeiten der Römer der kolossale Unterbau für eine Statue von

Kaiser Augustus' Schwiegersohn und Freund Agrippa, den Erbauer des römischen Pantheons. Die Statue erhob sich auf einem Triumphwagen.

Gegenüber diesem Standbilde führte einst eine gerade Treppe zu der Bastei empor, welche über den südlichen Flügel herausragte; diese Treppe ist jetzt nur mehr teilweise vorhanden. Treten wir, von der ersten Säulenreihe der Propyläen nach rechts abbiegend, auf die erwähnte Bastei, so erblicken wir einen anmutigen, kleinen, in ionischem Stil gehaltenen Tempel; es ist das Heiligtum der Athene-Nike. Wahrscheinlich wurde es zur Erinnerung an die Schlacht von Platää aus den von den Persern erbeuteten Schätzen errichtet, und zwar zu Ehren der ungeflügelten Nike, eigentlich Athene, die auch als Göttin des Sieges anerkannt wurde, während man sich die geflügelten Niken eher als ihre beigesellten, helfenden Geister dachte. Dieser kleine Tempel wurde im XVII. Jahrhundert durch die Türken zerstört und von den Griechen, als sie die türkische Herrschaft abschüttelten, an der nämlichen Stelle als ein neues Siegeszeichen wieder errichtet. Das einst mit einer doppelten Säulenfront versehene Gebäude ist indessen unvollkommen; die Decke fehlt, das Innere ist leer und die Reliefarbeiten des um das Mauerwerk sich schlingenden Frieses sind bloß Terrakottanachahmungen der im British-Museum befindlichen Originale. Diese Reliefe stellen in außerordentlich bewegten, lebensvollen Gruppen die Schlacht von Platää dar, während das Giebelbild eine Versammlung der Sieg verleihenden Gottheit zeigt. Die hier etwas schmale Bastei war einst von einer marmornen Brüstung umsäumt, deren einzelne Platten mit den herrlichen, aus der Glanzzeit der griechischen Plastik stammenden Nikegruppen auch heute noch im Akropolismuseum sichtbar sind; die Darstellung der fließenden Kleiderfalten des Peplos, dieser Opfer vorbereitenden, Siegeszeichen errichtenden und Sandalen lösenden, schlanken Mädchengestalten sind Wunderwerke griechischer Kunst.

Wenn wir auf dem Nike-Pyrgos, dort, wo einst vor dem Tempel der Altar der Göttin stand, verweilen, eröffnet sich unserem Blicke nach allen Seiten eine herrliche Rundschau; unsere Seele wird von einer Flut empfindsamer, tragisch-erhabener Sagen und geschichtlicher Erinnerungen erfaßt.

Von hier blickte König Ägeus sehnsüchtigen Auges auf das Meer, die Rückkunft seines heldenhaften Sohnes Theseus aus Kreta erwartend. Dieser hatte versprochen, wenn er den Minotaurus bezwänge und siegreich wiederkehren würde, dann sollte eine weiße flatternde Fahne auf seinem Schiffe, das sonst unter schwarzer

Flagge dem Ungeheuer seine Opfer nach Kreta brachte, die glückliche Heimkehr verkünden. Der Jüngling aber, der durch seine Heldentat sich Ariadnes Hand erworben hatte, vergaß im Rausche der beglückenden Liebe das Versprechen. Als Theseus' Vater das schwarzbewimpelte Schiff erblickte, stürzte er sich in dem Glauben, daß sein Sohn dem Ungeheuer zum Opfer gefallen wäre, von dem steilen Felsen in den Abgrund. Zur Erinnerung an seinen Tod trägt das Ägäische Meer noch heute seinen Namen.

Von hier aus betrachtet bildet die felsige Insel Salamis den Abschluß der vor uns sich ausbreitenden Wasserfläche. In der schmalen Bucht, welche die Insel von dem attischen Festlande trennt, erfochten die Griechen über die Perser unter der Führung Themistokles' den glänzenden Sieg von Salamis; unterdessen aber gelang dem Feind das Werk der Rache, die Akropolis einzuäschern.

Diese westliche Zinne der Festung ist von kleineren und größeren Felsenhügeln umgeben; der äußerste und höchste derselben ist der an der linken Seite sich länglich erstreckende Mouseion, so benannt, nicht nach den Musen, sondern nach dem Sänger Mouseion, einem Schüler des Orpheus, der hier gewirkt hatte und hierher begraben wurde. Angeblich befindet sich auch das Grab des Kimon hier, so wie auch gemäß der Volkstradition eine der römischen Grabkammern, welche in die Felsenwand, gegenüber der Akropolis, eingehauen sind, das Gefängnis des Sokrates wäre, in welchem er den Schierlingsbecher geleert hat. Die Makedonier gestalteten nach ihrem Siege über die Athener den Mouseion zu einer Festung um, aus welcher sie wieder von Olympiodoros, der sein Vaterland befreite, vertrieben wurden. Auf der Spitze des Hügels erhebt sich ein hohes Grabdenkmal; dasselbe wurde zur Zeit Trajans dem letzten Antiochos aus dem kleinasiatischen Königsgeschlechte, Philipappos genannt, errichtet.

Der gegen Westen nächstgelegene Hügel verbreitert sich an seinem Gipfel zu einer Ebene, welche dadurch entstand, daß einerseits der Felsen ausgehöhlt, andererseits der Grund durch die Anlage einer wuchtigen Kyklopenmauer erhöht wurde: das war der Pnyx, die Stätte der Volksversammlungen; die aus dem Felsen gehauene Rednertribüne, von welcher Demosthenes und Perikles zu den Athenern sprachen, ist noch sichtbar. Am Fuße des Hügels wurden bei den vor kurzem erfolgten Ausgrabungen die Spuren einer versiegten Quelle und eines öffentlichen Brunnens entdeckt; es handelt sich zweifellos um die «Kalirrhoe», die schön fließende Quelle, aus welcher die athenischen Jungfrauen das Wasser ihres bräutlichen

Bades schöpften, und den Brunnen «Enneakrunos», welchen neun wasserspeiende Löwenmäuler schmückten.

Noch weiterhin erhebt sich auf einer mit Kaktusgewächsen bedeckten Felsengruppe der Turm der Sternwarte; das ist eine Schöpfung aus neuester Zeit, nur der Name des Hügels ist ein altertümlicher; Hügel der Nymphen wird er genannt. Und schließlich gewahren wir in unserer nächsten Nähe, zur Rechten der Akropolis einen eigentümlich geformten, breiten Felsenhügel; Spuren einstiger Bauwerke sind kaum zu bemerken, wohl aber die Überreste von Treppen und Zellen, welche aus dem Gestein gehauen wurden. Das ist der geheimnisvolle Hügel des Ares, der Areiopagos, die Stätte der höchsten Gerichtsbarkeit des alten Athens.

Woher dieser Name und dieses Richteramt stammt, dafür gibt es zweierlei Erklärungen, welche sich an die Person des Pausanias und an jene des Dichters Aischylos knüpfen. Der erstere berichtet, daß der Kriegsgott Ares sich hier dem Urteil der irdischen Gerichtsbarkeit unterwarf, als er den Verführer seiner Tochter getötet hatte, daß also dieses Forum sein Ansehen dem Umstande verdankte, daß es über einen Gott zu Gericht gesessen. Aischylos führt den Ursprung des Namens auf ein anderes Motiv zurück: die Amazonen welche die Akropolis belagerten, brachten dem Kriegsgotte auf diesem Hügel, dem Heiligtume des Ares, ein Opfer dar; der Ursprung des Richteramtes aber ist mit dem den Orestes freisprechenden Urteil in Zusammenhang; auch Pausanias erwähnt diese Möglichkeit. Der Dichter berichtet in dem dritten, nach den Eumeniden benannten Teile seiner Orestie, daß der göttliche Wille Athenes und Apollos den Sohn Agamemnons, Orestes, den die Erinnyen wegen des begangenen Muttermordes verfolgten, hier Zuflucht finden ließ. Pallas berief die Alten der Stadt Athen, auf diese Weise die erste Schwurgerichtsverhandlung schaffend, um über die Tat des Unglücklichen zu urteilen; nachdem die Stimmen gleichmäßig verteilt blieben, entschied die Göttin selbst durch das «votum Minervae» für den Freispruch des Angeklagten. Athene versöhnte danach — wie Aischylos berichtet — auch die Rache heischenden Erinnyen und wies denselben in den Felsengrotten des Aräopages — die auch heute noch als Wohnsitz dieser Göttinnen gezeigt werden — eine Stätte an. Den Namen der Erinnyen verwandelte Athene in den der Eumeniden, das heißt wohlgesinnten Göttinnen, als welche sie von diesem Momente an für die Stadt Athen und die Athener nicht Rache und Sühne, sondern Wohlfahrt und Segen bedeuteten.

* * *

Wir überschreiten die jenseitige Schwelle der Propyläen und erblicken vor uns den noch weiter aufwärts strebenden Abhang des Burghügels. Wir dürften glauben, in einem Marmorbruch zu sein; der Grund ist über und über mit blendend weißen Marmortrümmern besät. Gras und Blumen sprossen zwischen dem Gestein und verbreiten würzige Düfte. Uns aber kann nichts mehr fesseln, nichts mehr unser Interesse ablenken. Auf breiten Treppenstufen, welche stellenweise aus dem rohen Felsgestein gehauen wurden, streben wir dem Haupttempel, dem Parthenon, zu, der vom ersten Augenblicke an, da wir seiner ansichtig wurden, unsere Sinne und Gedanken in Fesseln schlägt.

Wir fassen vor der am besten erhaltenen, westlichen Front festen Fuß; während das ferne Stimmengewirr der Stadt uns fast wie eine Halluzination der Sinne anmutet, ringt sich nach und nach aus dem überwältigenden Eindrucke die Überzeugung los, daß in dem, was die Begeisterung und das Kunstvermögen des Altertums hier schuf, und das wir heute nur mehr in kläglichen Trümmern erblicken, die Architektur ihr letztes Wort gesprochen hat; seitdem haben wir höchstens vergessen, gelernt sicherlich nichts. Die griechische Nation hat wahrlich nicht vergeblich gelebt, denn sie hat das Höchste geschaffen, das sie der Menschheit zum Erbe lassen konnte. Wir sind in diesem Momente so tief durchdrungen von der Überzeugung, daß der Parthenon die hehrste Schöpfung des bildenden Geistes der Menschheit ist, daß wir uns mit gefaßter Ergebung in den Gedanken der Unmöglichkeit einer menschlichen Weiterentwicklung fügen könnten. Hier an dieser Stätte ist es wahrlich nicht die Zukunft, sondern nur die Vergangenheit, der unser uneingeschränktes, volles Interesse gilt.

Athen errichtete diesen Tempel der «blauäugigen Tochter Kronions», der «Parthenos» oder Jungfrau, zu einer Zeit, da es von dem Bewußtsein durchglüht war, der Führer der ganzen griechischen Nation zu sein, zu einer Zeit, da Athen selbst keinen Geringeren zum Führer hatte als Perikles. Hellas, das seine glänzendste Epoche damals lebte «In der Menschheit üppiger sprossenden Jünglingsjahren» — um mit den beredten Worten unseres Eugen Péterfy zu sprechen — fühlte, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, um eine entscheidende Tat zu vollführen. Jetzt mußte und sollte die Burg der Götter mit dem strahlenden Heim der Schutzgöttin dieser Stadt gekrönt werden. Ein neuer Tempel sollte an Stelle des alten erstehen, des noch immer unfertigen, welcher der Tochter des Zeus und dem stolzen Bewußtsein der Stadt nicht mehr würdig schien. Dieses neue Heim sollte alles bergen und alles verkünden, was die

glühendste Begeisterung und schöpferische Kraft des Griechentums hervorzubringen fähig war.

Ein glückliches Zusammentreffen aller Umstände gibt die Erklärung für die Absicht und den Erfolg dieses großartigen Unternehmens. Die von seiten der Perser drohende Gefahr war abgewendet; ein großer Teil der griechischen Staaten hatte sich als Bundesgenosse an die Seite Athens gestellt, das auch mit den übrigen griechischen Staaten Frieden hielt und außerdem vortrefflich befestigt war. Die Steuer, welche die verbündeten Staaten entrichteten, der Aufschwung der allgemeinen Wohlhabenheit, welche infolge der auf breiter Basis durchgeführten demokratischen Organisation eintrat, und vor allem die bedeutenden Einnahmen, welche aus dem blühenden Handel der Städte flossen, ermöglichten die für die Kunst gebrachten bedeutenden Opfer. Die eröffneten Marmorbrüche des Pentelikon und der Insel Paros lieferten in der Nähe das edelste Baumaterial, zu dessen Verarbeitung keine geringeren Baumeister und Künstler zur Verfügung standen, als: Iklinos, Kallikrates und Mnesikles auf dem Gebiete der Baukunst, sowie Pheidias und seine Genossen auf dem Gebiete der Skulptur. Auch an großartigen Vorbildern fehlte es nicht: es standen bereits der Tempel des Zeus in Olympia und das ältere Heiligtum Apollos in Delphi. Die Griechen hatten bewiesen, daß sie kraft ihrer Geschicklichkeit imstande waren, mit Hilfsmitteln, welche uns heute primitiv und unzulänglich erscheinen, die schwersten technischen Aufgaben zu bewältigen. Ein fördernder Faktor war auch der Umstand, daß Kimon kurz zuvor durch seine Mauer die obere Fläche der Akropolis wesentlich vergrößert hatte, so daß dieselbe geeignet schien, ein viel größeres Gebäude zu tragen als bisher. Es sollte ja nicht nur ein Hauptheiligtum errichtet werden; man beabsichtigte auch den Staatsschatz in einer Kammer des Parthenon aufzubewahren. Dieser Bau mußte durch Glanz und Größe die materielle Macht und geistige Überlegenheit Athens, Attikas, ja, ganz Griechenlands zum Ausdrucke bringen.

Und das stolze Beginnen ward von Erfolg gekrönt. Welch sinnbetörender Anblick mußte es gewesen sein, als dieses Heiligtum in voller Unversehrtheit, in seiner leuchtenden, weißen Marmorschönheit sich erhob, heiter belebt durch die bunten, uns heute ganz ungewohnten Farben des griechischen Stils, umschlungen von einem Saume plastischer Wunderwerke. Es mußte Andacht und Bewunderung fühlen, wer sich diesem Tempel der Erhabenheit und Schönheit näherte!

Die hehre Größe der künstlerischen Komposition offenbart sich

auch in der Art und Weise, in welcher Perikles und sein Baumeister Iktinos den Bauplatz des Parthenon und seine Beziehung zu den übrigen Bauten der Akropolis bestimmten. Die Oberhoheit des neuen Heiligtumes über die bereits vorhandenen mußte zum Ausdruck gebracht werden, nicht nur in Größe und Höhe, sondern auch durch Betonung des vornehmen Platzes, welcher dem zu erbauenden Tempel in der ganzen baulichen Harmonie der Akropolis angewiesen wurde. Unter den bereits vorhandenen Bauwerken, zu denen das neue in entsprechende Proportion treten mußte, sind hauptsächlich das Erechtheion und die Propyläen zu erwähnen, denn das Hekatompedon dürfte wohl damals kaum mehr existiert haben. Der griechische Stil ist aber im allgemeinen nicht geeignet, Höhenwirkungen zur Geltung zu bringen. Das Heiligtum mußte also von vornherein auf eine Anhöhe projektiert werden, welche ja in der mittleren Partie der Akropolis geboten schien; die ganze nötige Oberfläche konnte aber mit Rücksicht auf die Maße des geplanten Tempels nur durch großartige Unterbauten an der Südseite gewonnen werden. Diese Anordnung hatte zur Folge, daß, vom Westen betrachtet, der Sockel der Parthenonsäulen mit dem Giebelwerke des Karyatidenerkers am Erechtheion in eine Linie zusammenfällt, während das südliche oder nördliche Profil der Festung den Unterbau der Parthenonsäulen in gleicher Höhe mit dem Gesimse der Propyläen zeigt. Vielleicht sollte in dieser absichtlichen Unterordnung des Erechtheions der Sieg Athenes über Poseidon, welcher auch in der Statuengruppe des einen Parthenon-Timpanons dargestellt ist, versinnbildlicht werden. Der tiefere Sinn, welcher in dieser charakteristischen Anordnung der Dinge liegt, drückt deutlich aus, daß sich architektonische Ambitionen höheren Gesichtspunkten unterordnen müssen; diese Mahnung sollte besonders unsere undisziplinierte Epoche, welche jeden Effekt von dem baulichen In-die-Höhestreben erwartet, beherzigen. Welch ein Memento könnte es für eine Epoche sein, in welcher Zinskasernen mit ihren aufgestülpten, leeren Helmen über die öffentlichen Gebäude sich erheben und stolze Regierungspaläste die Gotteshäuser überragen wollen.

Weises und edles Maßhalten gab dem Äußeren des Parthenon jene harmonische Ruhe, unerschütterliche Festigkeit und unanfechtbare Würde, unter deren Eindruck der Beschauer auch heute steht; besonders gilt dies von der westlichen Front, wo die Konturen — von kleineren Defekten abgesehen — noch die ursprünglichen sind und sich durch den goldigschimmernden Farbenton des alten Marmors scharf von dem tiefblauen Himmel abheben. Seelisches Gleichgewicht und geistige Konzentration, diese beiden Qualitäten, welche unserer

fieberhaft strebenden Zeit so vollständig mangeln, gelangen in diesem, aus der Epoche ihrer Glanzzeit herrührenden, steingewordenen, erhabenen Bekenntnis griechischer Weltanschauung triumphierend zum Ausdruck.

Von Begeisterung hingerissen, versuchen wir in Gedanken den Parthenon in seiner einstigen Herrlichkeit vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen, und werden dabei von tiefster Bitterkeit erfüllt: Wie konnten die Zeit und die Menschen so grausam mit der erhabenen Schöpfung jener großen Epoche verfahren!... Besonders aber die Menschen! Denn diese Mauern und Säulen hätten in ihrer Wuchtigkeit den natürlichen Einwirkungen von Jahrtausenden widerstanden, wenn nicht das barbarische Werk von Menschenhänden frevelhaft zu ihrer Zerstörung beigetragen hätte. Unsere Empörung steigert der Gedanke, daß gerade der Parthenon vor nicht gar zu langer Zeit, am Ende des XVII. Jahrhundertes, in Trümmer gelegt wurde. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß aus dem Heiligtume Athenens die Christenheit einer anderen Jungfrau, der Gottesmutter, ein geweihtes Heim errichtete; die byzantinischen Malereien, welche an den erhaltenen Mauerresten der Cella sichtbar sind, legen beredtes Zeugnis dafür ab. Später, unter türkischer Herrschaft, hielt der Islam hier seinen Einzug; aus der Kirche wurde eine Moschee, was wohl viele Veränderungen in der inneren Konstruktion nach sich zog, den äußeren Eindruck aber im großen und ganzen unbehelligt ließ. Nach alledem aber erreichte das verfolgende Schicksal Athen im Jahre 1687 durch die Belagerung der vereinigten europäischen Streitkräfte unter der Führung Venedigs. Als die Propyläen bei dem Ansturme der Belagerer bereits in Trümmer gesunken waren, ließ der türkische Befehlshaber seinen Schießpulvervorrat in den Parthenon bringen; der Feind erfuhr davon, und ein Braunschweigischer Artillerieleutnant — nur insoferne glücklicher als Herostratos, als sein Name der Nachwelt nicht erhalten blieb, — ließ eine wohlgezielte Bombe mitten in den Wunderbau des Iktinos und Kallikrates fliegen. Die Explosion des Schießpulvers verursachte eine furchtbare Verheerung, der ganze mittlere Teil des Bauwerkes wurde vollständig zerstört, — und der weiteren Vernichtung waren nun alle Wege geöffnet. Die Heldentaten der europäischen Liga waren aber damit nicht beendet. Als sie sich in ihrer kurzlebigen, athenischen Herrschaft bedroht fühlten, wollte Morosini, der venetianische Anführer der Republik, wenigstens ein Erinnerungszeichen sichern; der grimme Poseidon und die sich bäumenden Marmorrosse der Pallas Athene aus dem Timpanon des westlichen Giebels sollten nach Venedig versandt werden. Morosinis Leute brachten

es wohl zustande, die betreffenden Marmorfiguren aus ihrem Standorte zu stemmen, als sie aber in die Tiefe gesenkt werden sollten, versagte die Sachverständigkeit der Betrauten, und zum größeren Ruhme Venedigs stürzten die Kunstschätze in die Tiefe, in Stücke zerschellend.

Die Plünderung setzte mit größerem Erfolge das XIX. Jahrhundert fort, obzwar nicht geleugnet werden kann, daß im Laufe desselben alle bedeutenden europäischen Nationen nach ihrer Weise bemüht waren, die antiken Kunstschätze Griechenlands ans Tageslicht zu fördern und in Sicherheit zu bringen. Die Franzosen ließen hauptsächlich in Delphi Ausgrabungen vornehmen, die Deutschen in Olympia, selbst die Amerikaner in Korinth; alle diese Nachforschungen bereicherten Griechenland; natürlich dienten sie aber in demselben Maße zur Erbauung der ganzen gebildeten Welt. Die Engländer indessen begingen ganz einfach Raub, oder, gelinder gesprochen, sie nahmen mit nach Hause, wessen sie habhaft werden konnten. Zu ihrer Entschuldigung mag dienen, daß damals, als Lord Elgin das British Museum mit den schönsten Fragmenten der Akropolis bereicherte, Griechenland unter türkischer Herrschaft stand, und daß zu dieser Zeit etwas von hier wegtragen, tatsächlich soviel bedeutete, als es in Sicherheit bringen. Immerhin kann sich der heutige Besucher Athens eines Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren, wenn er den größten Teil des Frieses und der Metopen des Parthenons hier in Athen nur in den Gipsabgüssen des Museums betrachten kann, und wenn er an der ursprünglichen Stelle der Originale eine Karyatide des Erechtheions und den Fries des Niketempels durch Terrakottanachahmungen ersetzt findet.

All das ließe sich dennoch vergessen, wenn nur diese Marmortrümmer zu unseren Füßen sich emporrichten könnten, um ihren einstigen Platz einzunehmen. Das Erechtheion ist ja doch bis zur Höhe des Gesimses wieder errichtet, die Restaurierung der Propyläen ist in Angriff genommen, — bloß an die hehren Trümmer des Parthenons wagt niemand die Hand anzulegen... Es scheint, daß unsere Epoche sich zu epigonenhaft fühlt, um an die Vollstreckung dieser Aufgabe zu schreiten. Wenn wir an einem mondscheinhellen Abend diese melancholieerfüllte Grabstätte ruhmvoller Vergangenheit aufsuchen, scheinen aus den von zauberhaftem Schimmer umflossenen Säulen die Seelen der toten Götter uns anzurufen; es ist, als ob wir händefaltend zu Pallas Athene beten müßten, sie möge die gestürzten Säulen ihres Heiligtumes wieder errichten, wenn ihre göttliche Kraft auf Erden noch nicht erloschen ist!

Wohl wird auf dem Gebiete des Parthenon mit ameisenhaftem

Fleiß und Eifer geforscht, studiert und gesammelt; in dem Museum der Akropolis finden wir eine in Zeichnungen und Gipskopien dargestellte, fast vollständige Rekonstruktion der Timpanogruppen, der Metopen und der Friesreliefe. Aber diese Zusammenstellungen basieren auf noch ziemlich strittigen Prämissen.

Ach wie ergreifend ist die unermüdliche Emsigkeit, mit welcher Menschen durch Wissen, Fleiß und Begeisterung das Schöne wieder sammeln, zusammenzufügen und zu ersetzen bemüht sind, das durch ebensolche Menschenhände verwüstet wurde. Wie oft ist die Menschheit auch in diesem Falle gemüßigt, ihre besten sittlichen und geistigen Kräfte daran zu wenden, daß die mühelos und oft mit lauter Emphase vollzogenen Vergehungen des Leichtsinns, der Unwissenheit und Niedrigkeit gut gemacht werden.

Trotz aller Bemühungen kennen wir die Timpanongruppen der beiden Parthenonfronten nur in sehr mangelhafter Weise. Aus Beschreibungen jener Zeit wissen wir, daß die Statuengruppe der östlichen Fassade die Geburt Athenes, die westliche den Kampf der Göttin mit Poseidon um die Herrschaft Attikas und ihren Sieg über den Meergott darstellte. Einzelne der erhaltenen Fragmente dieser Gruppen lassen die erhabene Schönheit der Gestalten vermuten; eine sichere Rekonstruktion dieser Kunstwerke aber erscheint ausgeschlossen. Entsprechend der künstlerischen Darstellung und der ihr zugrunde liegenden Mythe erringt Athena durch die Pflanzung des Ölbaumes den Sieg über Poseidon, der mit seinem Dreizack dem Gestein nur salzige Fluten zu entlocken vermag; der tiefere Sinn in dieser Entscheidung ist wohl kaum in der Gegenüberstellung und Wertung von Festlandsmacht und Seeherrschaft zu suchen, sondern viel eher in dem Sieg der erfindungsreichen, nützlichen, friedlichschaffenden Kulturarbeit über die Macht der Leidenschaft und Willkür. Es wäre dies wahrlich eine von tiefem Verständnis zeugende Erklärung für die führende Rolle Athens und für die verschwindend kleine Zahl der Griechen der ganzen barbarischen Welt gegenüber.

Die Metopen liefen oberhalb der äußeren Säulenreihe rings um das Viereck des Tempels, aber unterbrochen von den Triglyphen, so daß zur Darstellung in sich abgeschlossener Szenen nur einzelne quadratische Flächen geboten waren. So weit wir aus den vorhandenen, lückenhaften und beschädigten Überresten schließen können, zeigten die Reliefe eine Teilung in vier Gruppen, entsprechend den vier Seiten des Tempels. Sie stellten durchwegs intensiv bewegte, leidenschaftliche Kämpfe dar, und zwar mit den Gyganten, den Amazonen, den Kentauren und um den Besitz Trojas; wahrschein-

lich wurde die plastische Wirkung der Reliefe durch Kolorierung noch erhöht.

Dagegen bildeten die berühmten Friesreliefe des Parthenons, welche uns lückenlos erhalten blieben, eine zusammenhängende Reihenfolge, welche an den beiden Giebelfronten das Epistyl der inneren Säulenreihe, an den Längsfronten aber den obern Rand der Cellawand umsäumte. Dieses Reliefband, welches aus der südwestlichen Ecke entsprang und, nach beiden Richtungen sich fortsetzend, an der Ostfront wieder zusammenlief, stellte den Festzug der Panathenäen dar. Bekanntlich wurde alle vier Jahre, am Geburtstage der Göttin, das alte Götterbild in der Akropolis mit einem neuen Festgewande, einem neuen Peplos, bekleidet. Der Akt des Einholens und Anlegens dieses Prunkstückes bedeutete für Athen und ganz Attika den größten Festtag des Jahres, der durch Umzüge, Festspiele und Opfer gefeiert wurde. Die Schule des Pheidias hat in der Darstellung der Reitergestalten, Quadrigen, der Opfertiere, der Opfergefäße tragenden Jünglinge und Mädchen, der Greise mit den Ölzweigen, der Musikanten und der in erhabener Ruhe dem Feste beiwohnenden Götter einen abwechslungsreichen Formenschatz der rhythmisch pulsierenden Lebenserscheinungen geschaffen, aus welchem, wie aus einem unerschöpflichen Quell, die Kunst seitdem Beispiel, Formen- und Linienverständnis, Anregung und Begeisterung schöpft. Whistler, der Vater des künstlerischen Modernismus, erblickt in diesen Reliefen den Höhepunkt des Geschehens auf dem Gebiete des Schönen.

Über der inneren Säulenreihe der westlichen Front finden wir, obzwar in etwas beschädigtem Zustande, die Friesreliefe an ihrer ursprünglichen Stelle; es ist einleuchtend, wie schwer es bei der Höhe und Schmalheit der Säulenhalle gewesen sein mag, sich in den Anblick der Reliefe zu vertiefen. In diesem künstlerischen Gebaren der Griechen prägt sich eine Art selbstloser Gewissenhaftigkeit aus, mit welcher sie zur Ausschmückung solcher, dem Auge schwer zugänglicher Stellen, wahre Wunderwerke verschwendet haben; wir müssen glauben, daß sie diese Kunstschätze nicht zur genießenden Erbauung der Sterblichen, sondern als Opfergaben ihrer ehrfurchterfüllten Seele geschaffen haben.

Pheidias schuf auf der Akropolis noch drei Statuen zum Ruhme Athenas, die alle verschwunden sind. Die eine war das große Götterbild, das in der Cella des Parthenons errichtet war; es bestand, wie die Zeusstatue in Olympia, aus Gold und Elfenbein, und war, nach zeitgenössischen Nachahmungen zu beurteilen, weniger in plastischen, als in soliden, massiven, architektonischen Formen aus-

geführt. Das zweite Götterbild war ein nachmals in Byzanz zugrunde gegangener Erzkoloß, welcher den Propyläen gegenüber stand und dessen wahrscheinlich vergoldete Helm- und Lanzenspitze schon vom Kap Sunion aus sichtbar war. Die dritte Statue führte als Geschenk der Lemnier den Namen Athena Lemnia.

Es ist aber ganz zweifellos, daß neben all diesen Götterbildern eigentlich bis in die späteren Zeiten der Hauptanteil des Athenenkultus jener, der Sage nach vom Himmel gefallenen Holzstatue galt, der Athena Polias, das heißt Göttin der Stadt, welche mit dem Ur-Athena-Mythus, den Namen des Pandrosos und des Erechtheus, sowie dem Erechtheion, diesem am nördlichen Rande der Akropolis liegenden, kleineren Tempel im Zusammenhange stand.

Das vielen Umwandlungen unterworfene und schließlich dennoch unvollendet gebliebene Erechtheion vereinigt die frühesten und spätesten der auf dem Gebiete der Akropolis entstandenen architektonischen Schöpfungen, so wie es seiner Bestimmung nach die Uranfänge und die Endentwicklung des Athena- und Poseidonkultus miteinander in Verbindung bringt.

Der Sinn des Wortes Erechtheus bedeutet ungefähr «Der Reißende», vielleicht auch «Der Erdbeben-Erregende» und die Sage benennt abwechselnd einen athenischen König der Urzeit, der nach Kekrops folgte, mit diesem Namen, oder eine im Blitzschlag vom Himmel herabgekommene Gottheit, welche in Gestalt einer in der Erde verborgenen Schlange verehrt wurde. Der Mythos schwankt auch darin, ob Pandrosos, d. h. die Ganz-Taubenetzte, welche die attische Urform der Erdgöttin zu sein scheint, die Gattin oder die Tochter des Erechtheus war? Sicher ist, daß im Laufe der Zeiten die Gestalt des Erechtheus mit Poseidon, und jene der Pandrosos mit Athena identifiziert wurde, trotzdem hier, auf dem Platze des späteren Erechtheion, noch lange Zeit hindurch das Pandroseion und das Heiligtum der Athena Polias als die Heiligtümer verschiedener Kulte galten. Diese Entwicklung des Athena-Begriffes macht es uns begreiflich, daß die Göttin, welche ursprünglich einen ganz weiblichen Charakter hatte und hauptsächlich bei Frauen Gegenstand der Anbetung war, später — wie es auch die Homerische Sage zum Ausdruck bringt — immer deutlicher hervortretende männliche, kriegerische Eigenschaften aufwies und die Gestalt der kampflusterweckenden, heldenbeschirmenden Göttin annahm. Diese Wandlung gibt uns auch die Erklärung dafür, daß während ursprünglich der Pandrosos-Athena- und Erechtheus-Poseidon-Kultus in dem gemeinsamen, nur verschiedene Zellen enthaltenden Heiligtum Platz fand, späterhin die Athena-Polias, welche die gött-

liche Herrschaft über Attika immer vollständiger an sich riß, ein ausschließlich ihr gewidmetes Heiligtum in Anspruch nahm; so entstand zuerst der nach seiner Länge von hundert Fuß Hekatompedon genannte Tempel und in der Folge das Parthenon genannte neue Heiligtum.

Das jetzige Erechtheion ist an der Stelle der einstigen Erechtheus- und Pandrosos-Heiligtümer und der Cella der Athena Polias entstanden und war jedenfalls für zweifachen Gottesdienst eingerichtet. In dem breiten, erkerartigen Peristyl der Nordseite ist auch jetzt noch eine Grube zu sehen, welche nicht mit Marmorfliesen bedeckt war und über welcher sich in dem Dachwerk eine Öffnung befand. Das ist die Stelle, wo der den Erechtheus erzeugende Blitz einschlug und wo sich die Erechtheusschlange barg, welche später überall als Begleiterin Athenas auftritt und deren Abbild auch an der Riesenstatue im Parthenon hinter dem Schilde sichtbar war. Es war sowohl bei Griechen als bei Römern übereinstimmend Sitte, vom Blitzschlag getroffene Stellen nicht zu bedecken; es sollte angedeutet werden, daß man den Weg der himmlischen Mächte freilasse. Die Erechtheussage verblaßte mit der Zeit und der Mythos des Wettkampfes zwischen Athena und Poseidon um die Herrschaft über Attika, dessen Schauplatz ebenfalls hierher verlegt wurde, trat in den Vordergrund. Zu Pausanias' Zeiten hieß es bereits, daß diese rätselhafte Höhle die Stelle sei, an welcher der Dreizack Poseidons Meerwasser aus dem Boden hatte quellen lassen, und daß man bei Südwind das Brausen der Meeresfluten hier hören könne. Auch die Gabe der siegreichen Athena wurde hier verehrt; die Sage verlegt abwechselnd den Platz des mythischen Ölbaumes, welchen die Göttin gepflanzt, in den Hof des Erechtheustempels oder an die Stelle des verschwundenen Pandroseions. Als die Perser eindrangen, verbrannten sie den heiligen Baum, an dem aber nach zwei Tagen bereits ein ellenlanges junges Reis hervorsproßte.

Dieses irrigerweise ausschließlich nach Erechtheus benannte, anmutige, kleine Heiligtum zeigt an dem Fries, der Türumrahmung, den zwei Säulenhallen und dem sehr populären Karyiatidenerker die ganze reiche und reizvolle Pracht des ionischen Stiles, der sich hier hemmungslos entfalten konnte, da er nicht an dorische Grundformen gebunden war. Die Karyiatiden, welche von den Zeitgenossen Koren, das heißt Mädchen, genannt wurden, sollten offenbar die Priesterinnen Athenas darstellen. Der Erker, dessen Plafond die Karyiatiden trugen, war auf der Grundmauer des Hekatompedon erbaut und deckte die Stiege, welche in die tiefer gelegenen, östlichen Teile des Heiligtumes führte; der Erker hatte aber auch einen dekorativen

Zweck; die südliche, dem Parthenon gegenüberliegende Wand des Erechtheions, welche abweichend von den übrigen Seiten des Gebäudes weder mit einem Peristyl, noch mit Halbsäulen bedacht war, wurde durch ihn in anmutiger Weise belebt und geschmückt.

* * *

Außer den Gebäuden, welche wir in ihren Trümmern noch zu erkennen vermögen und einigen gänzlich verschwundenen, war die Oberfläche der Akropolis in der Epoche der griechischen Glanzzeit mit einem Wald von Bildsäulen bedeckt. Es waren dies sowohl Weihgeschenke als auch zum Ruhme der Götter oder zur Verherrlichung nationaler Größen errichtete Statuen, von denen uns relativ sehr wenige und auch diese nur in verschiedenen Museen zerstreut, erhalten blieben.

Die Gestalten erhoben sich meist auf hohen Säulen und Pfeilern oder sie waren als Reliefe in Marmor ausgeführt. Da waren zu sehen: Perseus, der die Medusa tötet; der Kampf des Theseus mit dem Minotaurus und dem Marathonischen Stier; Herakles, der die Hydra bezwingt; Phrixos, den der goldene Widder über den Hellespont nach Kolchis führt. Auf der Akropolis stand auch aus Erz gegossen eine Nachbildung des trojanischen Pferdes; selbst die aus dem Versteck hervorlugenden griechischen Helden waren dargestellt. Hier erhob sich das Standbild des Perikles, wie auch die Statue des Dichters Anakreon. König Attalos allein schenkte der Festung Athens fünfzig Bildwerke, welche die abwechslungsreichen Kämpfe der Griechen und ihrer Götter mit den Giganten, Amazonen und Barbaren darstellten, von denen wir heute nur mehr wenige Gestalten mit Sicherheit zu erkennen vermögen.

Wir verdanken es einem ganz sonderbar günstigen Zufall, daß das Museum, welches neuerdings in dem südöstlichen Winkel der Akropolis erbaut wurde, in dem Besitze einer ganzen Reihe wunderbar erhaltener Mädchenstatuen ist, welche alle von der Stätte der Akropolis herrühren und aus der ganz frühen, der sogenannten archaischen Periode der attischen Bildhauerkunst stammen. Man fand diese Marmorstatuen in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhundertes zwischen dem Steinschutt, mit welchem nach der Vertreibung der Perser zum wirksameren Schutze der Festung der Raum zwischen der Kimonschen Mauer und dem Burghügel ausgefüllt wurde. In der Hast der geschäftigen Arbeit verwendete man wahl- und skrupellos die Trümmer von Tempelruinen, Schaftteile gesunkener Säulen und auch die älteren Statuen, welchen man keine besondere Bedeutung zumaß.

Dieses Vorgehen, welches zum Glück nicht die Vernichtung, sondern die Erhaltung jener Statuen im Gefolge hatte, zeigt uns ganz deutlich, daß die alten Griechen jene Bildwerke bloß als persönliche Opfergaben längst verstorbener Menschen betrachteten. Diese Statuen, welche der damals noch hauptsächlich von Frauen verehrten jungfräulichen Göttin dargebracht wurden, stellten am häufigsten junge Mädchen dar und trugen wahrscheinlich in vielen Fällen die Züge der Spenderin; jedenfalls waren diese Statuen getreue Abbilder der einstigen attischen Mädchengestalten, welche dieselben mit dem Aufputz und der Haltung darstellten, wie sie in den Heiligtümern Athens bei Opferdarbietung und religiöser Andacht üblich waren.

Diese Koren sind wahrscheinlich Produkte der von der Insel Chios stammenden, mit Paroser Marmor arbeitenden Bildhauerkunst, welche in Athen im sechsten Jahrhundert v. Chr. in Blüte stand; dieselbe benutzte, um die plastische Wirkung zu erhöhen, in ausgiebiger Weise Farben, was an den rötlich gefärbten Haarlocken und an den Augen heute noch wahrnehmbar ist. Die leicht vorgestreckte rechte Hand fast aller dieser Koren, welche wahrscheinlich einen Granatapfel oder irgendeine andere Frucht hielt, ist leider infolge der Ungunst des Schicksals abgebrochen, aber glücklicherweise ist bei fast allen Statuen der Kopf ziemlich unversehrt erhalten. An den Gesichtszügen ist das fast einem Grinsen ähnliche Lächeln besonders auffallend, durch welches die primitive Bildhauerkunst jener Zeit, welche Heiterkeit ohne Grimasse noch nicht darzustellen vermochte, die der Göttin — und wahrscheinlich auch den Sterblichen — wohlgefällige jugendliche Lebensfreude des Modelles festzuhalten bestrebt war.

Diese gefallsüchtige Neigung, welche schon in Haltung, Gesichtsausdruck und in der fast koketten Gebärde, mit welcher die linke Hand die engen Rockfalten hebt, zum Ausdruck gelangt, wird noch besonders hervorgehoben durch die dieser Epoche entsprechende, prachtliebende, schon beinahe etwas frivol anmutende ionische Mode der Kleidung und Haartracht. Diese alte Bildhauerschule war bemüht, die Details der Toilette mit der Gewissenhaftigkeit und Minutiosität eines Modebildes wiederzugeben: Wir sehen den langen, sich weich an den Körper schmiegenden Chiton; dieser wird erst im fünften Jahrhundert v. Chr. von dem, dem dorischen Geschmack besser entsprechenden, weiteren, aus Wollstoff verfertigten Chiton verdrängt, welcher die Gestalt in reicheren Falten besser umhüllte; die kräftig schwellende Büste deckt das gehäkelt scheinende Diploidion; das Himation ist reich gestickt; goldene Ohrgehänge, Arm-

bänder und Diademe bilden den ergänzenden Schmuck; die regelmäßig gewellte Haarkrone, die hängenden Locken verraten deutlich den künstlichen Ursprung. Alle diese Einzelheiten wirken so lebensvoll, so menschlich-unmittelbar, ja beinahe möchten wir sagen, modern auf uns, daß wir vor dieser heiteren, fast lachenden Offenbarung des ewigen Weibes betroffen stehen bleiben. Wir finden es bloß unbegreiflich, daß diese fröhlichen Lieblinge Athenas in ihren sich eng an den Körper schmiegenden Röcken den steilen Weg zur Akropolis erklimmen konnten; die einzig mögliche Erklärung ist, daß das Gewand an der Seite geschlitzt war, ein Behelf, den ja die heutige Mode sich auch schon halb und halb anzueignen scheint.

Das Museum der Akropolis eignet sich im allgemeinen hauptsächlich dazu, Forscher des Archaismus zu fesseln; das ist ja jetzt ohnedies Mode. So wie in dem Geschmack der Allgemeinheit der Klassizismus der Renaissance durch die Primitiven verdrängt wurde, so wendet sich jetzt nach Pheidias, Skopas und Praxiteles die Vorliebe der naiv-primitiven, hieratisch-steifen und herben Formensprache der anonymen Künstler der archaischen Periode zu. Schon Walter Pater gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß der lammtragende Hermes im Museum zu Athen, ganz so wie der Kalbträger der Sammlung in der Akropolis — der offenbar die Erstlinge seiner Züchterei Athena zum Opfer bringt — lebhaft an die altchristlichen und byzantinischen Darstellungen der Gestalt des «Guten Hirten» erinnern, so wie die verschnörkelten Flügel der Nike von Delos den flatternden, auf Wolkenpolstern knieenden, umbrischen Engeln füglich zum Modell gedient haben könnten.

Als die Barbaren diese Schöpfungen der alten, athenischen Bildhauerkunst zerstörten, und die Griechen selbst voll Eifer bemüht waren, die Überreste zu begraben, begann der kraftvolle Stamm der hellenischen Kunst, gleichsam als Ersatz, neue, üppigere Sprossen zu treiben. Aber welch anderes Wesen spricht aus dieser späteren Bildhauerkunst zu uns, deren wenige Original- und zahlreiche Nachahmungsprodukte in der Kulturwelt zerstreut sich unserer Beobachtung darbieten!

In der Behandlung der Formen ist mehr Schwung und Freiheit, die Auffassung ist reicher und mannigfaltiger, der Ausdruck ungleich edler, unmittelbarer und lebensvoller als an den Kunstwerken der Vorfahren.

Unter den erhaltenen Originalschöpfungen dieser neuen Kunstepoche, welche wir in Athen sehen können, fesseln vor allem die Grabdenkmäler unsere Aufmerksamkeit, welche wir nirgends in solcher Anzahl und in solch charakteristischen Formen vorfinden wie

in dem Museum zu Athen und in den Überresten jenes nach dem Dipylon genannten Friedhofes, welcher neben dem einstigen städtischen Haupttor lag.

Die Sarkophagreliefe des Museums in Konstantinopel sind wahre Wunderwerke der späteren, der Verherrlichung des Andenkens der Toten geweihten attischen Bildhauerkunst. Doch gelangt in diesen entweder rauschende Lebensfreude zum Ausdruck, oder sie bilden den Gipfelpunkt des heldenhaften Stiles wie am Sarkophag Alexanders des Großen, oder sie interpretieren das laute Pathos, wie in den Sarkophagreliefen der weinenden Frauen. Was aber im Gegensatze dazu die athenischen Denkmäler dieser Art so unendlich anziehend macht, ist die charakteristisch einfache, jeder Pose bare Innerlichkeit und Zartheit derselben; während nämlich fast alle anderen Kunstwerke griechischer Plastik dem Gottesdienste, oder der Verherrlichung von Schönheit, Heldentum, Kampfesmut und im öffentlichen Leben errungener Verdienste geweiht sind, halten diese Grabstellen fast ausschließlich die Erinnerung an das griechische Familienleben, die Poesie und Wärme des Heimes wach.

Es sind nicht durchweg erstklassige künstlerische Arbeiten, von denen wir hier sprechen; bei manchen stammt die Ausführung nicht eben von Meisterhänden, aber der Geist, die Auffassung sind überall dieselben. Die Griechen setzten einen besonderen Ehrgeiz darein, daß Verwandte und Freunde ihre Grabstätte häufig aufsuchen mögen und bemühten sich dieselbe anziehend zu gestalten, auch wenn sie gerade nicht in der Lage waren, die Ausschmückung des Grabes den hervorragendsten Meistern anzuvertrauen. Wir vermissen fast durchweg jenen Realismus und die Individualisierung, welche später das plastische Porträt zur Bedeutung eines selbständigen Kunstfaches emporgehoben hat, das einzige Kunstfach, in welchem bekanntlich die Römer die Griechen vielleicht einigermaßen überflügelten.

Das Motiv ist gewöhnlich dem häuslichen, dem Familienleben entnommen: Gatten, Freunde, Kinder und dienende Personen erscheinen vor uns; Freude und Kummer, Krankheit und Luxus, Jagd und häuslicher Gottesdienst, alles ist auf diesen Reliefen verewigt, ja selbst die Haustiere fehlen nicht. Mittelpunkt der Szene ist immer die Person, deren Erinnerung das Denkmal bewahren soll und die entweder auf einem Stuhle sitzt, seltener im Bette liegt oder sich auf die Reise zu begeben scheint. Wir sehen das Grabmal von Demetria und Pamphile, die in traulichem Gespräche über die Zukunft nachzusinnen scheinen. Hier ist die bekannte Gruppe der Hegeso, Tochter des Proxenos: die Herrin sitzt auf einem Stuhl, ihre traurig

dreinblickende Dienerin bringt den Schmuckkasten herbei, welchem die Gebieterin wahrscheinlich ihr Lieblingshalsband entnimmt, vielleicht um es auf die lange Reise mit sich zu nehmen. Oder betrachten wir das Denkmal der Gattin Agathons, Korallions, die ebenfalls auf einem Stuhle sitzt und mit so viel Innigkeit die Rechte des Gatten in ihre beiden Hände faßt, als wollte sie für die ein Leben ausfüllende, erwiesene Liebe Dank sagen, während die übrigen Familienmitglieder in schwermütiger Ergriffenheit an ihrer Seite stehen. Hier bringt man einer Frau, die grüßend mit der Hand winkt, den Säugling; dort umfaßt die Hand eines halbwüchsigen Knaben krampfhaft die Stuhllehne seiner Mutter; neben einem nackten jungen Mann von mächtigem Körperbau kauert weinend sein kleiner Bruder oder sein Kind, lauernd beobachtet der Jagdhund seine Schritte, während der alte Vater, auf seinen Stab gestützt, die Hand vor dem Munde, ihn anstarrt, als ob er noch einmal mit dem Anblicke des geliebten Sohnes die Seele erfüllen wollte. Auf einigen Denkmälern werden dem eine Reise Anstrebenden die Sandalen festgebunden, oder wir sehen Eltern von ihren Lieben Abschied nehmen und mit der Gebärde unendlicher Zärtlichkeit das Kinn oder den Kopf ihres Kindes streicheln, während das Lieblingshündchen schmeichelnd an seiner kleinen Herrin emporspringt . . .

Wir fühlen angesichts aller dieser Darstellungen, daß hier der Abschied des Liebenden von seinen Geliebten ein Lebewohl vor der langen Reise in die Ewigkeit bedeutet. Und dennoch würden wir die Schauer des Vergehens und die Tragik des Scheidens vergebens in diesem Abschiede suchen; über alle diese Szenen ist eine sanfte, fast freundliche Trauer gebreitet, welche nicht das trostlose Dunkel einer ewigen Trennung zum Ausdruck bringt, sondern mit dem rosigleuchtenden Hoffnungsschimmer eines Wiedersehens verschmilzt.

Dürfen wir dem Verdachte Ausdruck verleihen, daß die künstlerische Ausdrucksfähigkeit in diesen Reliefen nicht imstande war die stärkeren Akzente von Schmerz und Verzweiflung darzustellen? Oder wäre es die Gewohnheit, die Konvention, welche sich über die Wahl gewisser Ausdrucksformen keine Rechenschaft ablegt? Das ist schwer glaublich.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit näher, wenn wir in diesen Schöpfungen der attischen Grabmalkunst eine Offenbarung erblicken, welche uns die Auffassung jener Zeit über das Leben des Jenseits enthüllt. Vielleicht ist in dieser Offenbarung schon der Weg angedeutet, der das Seelenleben der attischen Griechen aus den sonnig-

heiteren, geräuschvollen, selbstgefälligen und prunkenden Erscheinungsformen der Athena-Verehrung zu dem geheimnisvollen Düster der eleusinischen Mysterien, zu dem Demeter-Kultus führt.

Eine Quellensammlung der Geschichte Albaniens im Mittelalter [1]).

Von Dr. **Theod. Bruno Kassowitz.**

DER bekannte Forscher der südslawischen Historiographie, Dr. Ludwig von Thallóczy hat vor kurzem in einer in der «Ungarischen Rundschau» veröffentlichten gelehrten Abhandlung über «Die albanische Diaspora» auf die Tatsache hingewiesen, wie wenig die bisherigen Versuche auf dem Gebiete der albanisch-nationalen Geschichtsliteratur den Anforderungen der wissenschaftlichen Kritik entsprechend erscheinen. Der flüchtige Hinweis auf die Größe und Eigenart der Schwierigkeiten, die sich einer annehmbaren Lösung der Aufgabe entgegenstellen, eine ernst wissenschaftliche Geschichte Albaniens zu schreiben, findet gegenwärtig eine allseitige Bestätigung. Die Neuerscheinung, die der wissenschaftlichen Forschung einen ebenso interessanten als instruktiven Einblick in die lange in gänzliches Dunkel gehüllten Geheimnisse der mittelalterlichen Geschichte Albaniens gewährt, ist der erste Band eines großangelegten Sammelwerkes des einschlägigen Quellenmaterials. Die Redaktion und Herausgabe dieser Quellensammlung hat Dr. Ludwig von Thallóczy unter Mitwirkung von Dr. Konstantin Jireček und Dr. Emil von Sufflay selbst übernommen.

Die Tatsache allein bietet a priori jede Gewähr, daß die wissenschaftliche Vollwertigkeit, an der es der albanesischen Geschichtsschreibung bisher mangelte, dieser Edition gewiß in vollem Maße zuerkannt werden muß. Andererseits genügt ein flüchtiger Einblick in den vorliegenden ersten Band der von Thallóczyschen Sammlung, um die unüberwindlichen Schwierigkeiten, wenn nicht schlechthin die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte Albaniens im Mittelalter ohne die Vorarbeit der gelehrten Herausgeber einzusehen. Es wird dem Leser der Sammlung

[1]) Acta et diplomata res Albaniae mediae aetatis illustrantia. Collegerunt et digesserunt Dr. Ludovicus de Thallóczy, Dr. Constantinus Jireček et Dr. Emilianus de Sufflay. Volumen I (Annos 344—1343 tabulamque geographicam continens). Vindobonae 1913, typis Adolphi Holzhausen, in 4°. Preis 24 K. (20 Mk.).

allerdings auch ohne tieferdringendes Studium klar, daß die inhaerente Aufgabe, die der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung Albaniens obliegt, wie E. v. Sufflay in den «Prolegomena» richtig betont, noch immer mit großen, ganz eigenartigen Schwierigkeiten verbunden bleibt. Es dürfte denn auch das größte wissenschaftliche Verdienst Dr. von Thallóczys und seiner Mitarbeiter darin bestehen, an die Lösung der vielfachen Probleme dieses fast gänzlich unbekannten Wissensgebietes bahnbrechend herangetreten zu sein und trotz aller Sprödigkeit des Materials ein Werk von wahrhaft grundlegender Bedeutung geliefert zu haben. So naheliegend nämlich die Vorstellung erscheint, als ob es den Herausgebern einer Quellensammlung über ein noch unbearbeitetes Gebiet vergönnt gewesen wäre, aus dem Vollen zu schöpfen, so mühsam gestaltete sich das Sammeln des einschlägigen Materials und so wenig ausgiebig erwies sich das Gesammelte, trotz aller Reichhaltigkeit im einzelnen, zur Ausbeute für einen allgemeinen kritisch-pragmatischen Überblick der Geschichte Albaniens im Mittelalter. Wohl findet sich der Name Albaniens bereits in altillyrischen (thrakischen) Zeiten und schon Ptolomaeus erwähnt die Hauptstadt Albanopolis des gleichgenannten altillyrischen Stammes. Insbesondere in der zweiten Hälfte des Mittelalters verbreitete sich die Bezeichnung Albanien inmitten eines völkisch-gleichartigen Milieus. Aber der Begriff, der sich mit der Bezeichnung, dem Albanon der Byzantiner, dem Raban der Serben, dem «regnum Albaniae» der Anjous und mit dem Albania der Dalmatiner und Venezianer verband, war ein mehr ethnographischer, als geographisch oder politisch bestimmter, dessen bedeutender Umfang, besonders gegen Süden, ziemlich unbestimmt geblieben ist.

Mithin erwuchs den Herausgebern einer wissenschaftlichen Quellensammlung der Geschichte Albaniens vor allem die Aufgabe, den wissenschaftlichen Begriff des mittelalterlichen Albaniens festzustellen. In Ermangelung aboriginellen Quellen, deren es überhaupt sehr wenige gibt, und in Anbetracht der Tatsache, daß sich auf albanesischem Boden während der langen Türkenherrschaft nur einzelne in Stein gehauene Denkmäler erhalten haben, mußte diese Begriffsbestimmung als Resultante einer weitläufigen wissenschaftlichen Untersuchung angestrebt werden. In der Hauptsache mußten dabei die oft ungenauen Vorstellungen von der geographischen Ausdehnung Albaniens maßgebend erscheinen, wie sie sich aus dem Mittelalter bei benachbarten Völkerschaften und Mächten erhalten haben. Diese Resultate konnten des weiteren durch die Feststellung von albanesischen Urniederlassungen, durch Feststellen der Machtbereiche albanesischer Dynasten und der Grenzen einzelner Kirchen-

sprengel im Mittelalter, und schließlich durch Inbetrachtnehmen der Bodenbeschaffenheit näher bestimmt oder berichtigt werden. Abgesehen von dem letzterwähnten Nebenkomponenten finden sich die Ergebnisse der Feststellung soweit durch die im ersten Band vorfindlichen Belegstücke bestärkt, daß man die beigefügte Landkarte der «Albania mediaevalis» als ein wichtiges und bis auf geringfügige Einzelheiten gewiß unbestrittenes Resultat der diesbezüglich gepflogenen Untersuchung betrachten darf.

Die in dem vorliegenden Bande kritisch geläuterte Materie bezieht sich, der angedeuteten Feststellung entsprechend, auf die mittelalterlichen Schicksale des Berglandes, das innerhalb eines, durch die Lage der Ortschaften Antivari, Prizren, Ohrida und Valona bestimmten Viereckes gelegen ist. Der Diagonalkreuzungspunkt dieses Vierecks wird als Kernpunkt des mittelalterlichen Albaniens anzusehen sein. Das Gebiet war infolge seiner geographischen Lage ein ausgesprochenes Grenzgebiet in sprachlicher, religiöser, kultureller und machtbereichlicher Beziehung. Die Kulturen des Ostens und des Westens berührten sich hier gegenseitig und gerieten mehrfach mit der Barbarei des eingeborenen Albanesentums und des eindringenden slawischen Elements in Konflikt. In der Gegend von Durazzo grenzen die Gebiete dreier mittelalterlicher Urkundensprachen aneinander. Hier kämpfte der Katholizismus jahrhundertelang mit der Orthodoxie und nicht nur albanische Dynasten schwanken öfters zwischen beiden Kirchen, wie später zwischen Katholizismus und Islam. Selbst die Bischöfe entzweit die Uneinigkeit des Kultus und des Dogmenglaubens. Während sich der Metropolit von Durazzo zu den Kirchenversammlungen in Konstantinopel einfindet, ist sein Suffragan, der Bischof von Kroja, als Vertrauter des Papstes bei dem Aufruhr der autochthonen Fürsten gegen den schismatischen Serbenkönig tätig.

Die geographische Lage war es, die in dem Gebiet des mittelalterlichen Albaniens in einem ethnisch-homogenen Milieu in Ermangelung der nötigen ungestörten Entwickelungsmöglichkeit die Konsolidierung einer politisch-nationalen Einheit vereitelt hat. Die geographische Lage war es aber auch, der Albanien seine, das Mittelalter lang währende und bis auf unsere Tage bestehende Bedeutung zu verdanken hatte. In Anbetracht der unleugbar belegten Tatsache, daß Albanien im Mittelalter kulturell weit über dem Niveau des heutigen Albaniens gestanden hat, erscheint es besonders bedeutsam, daß die Wichtigkeit der Lage des Landes während des Mittelalters lange nicht entsprechend erkannt worden ist. Wenn es auch an einzelnen Hellsehern nicht fehlte, wie der in der Vorrede unseres Urkunden-

bandes erwähnte Erzbischof von Antivari, ein Zeitgenosse Johanns XXII., einer war, so wurde die Bedeutung Albaniens als günstigste Operationsbasis des Westens gegen den Osten zuzeiten Skenderbegs in Europa nicht früh genug erfaßt, um eine Ausbreitung der Türkenmacht in Europa von diesem vorgeschobenen Vorposten aus erfolgreich zu bekämpfen und zu verhindern. Es sei dahingestellt, ob, wie Dr. von Sufflay in seinem Vorworte bemerkt, der Kampf Skenderbegs «die Epopöe eines ausgeprägten Grenzgebietes» war, «an deren letztem Gesang eben die Gegenwart arbeitet» . . . So viel ist gewiß, daß die Quellensammlung der Geschichte des mittelalterlichen Albaniens, so dürftig das gebotene Material auch in vieler Hinsicht ist, durch zahlreiche Beispiele analoger Natur kräftige Beweise für die gegenwärtig nicht minder bestehende Wichtigkeit der Lage des Berglandes liefert. Die genetischen Zusammenhänge zwischen Vergangenheit und Gegenwart und pragmatische Aufklärungen gegenwärtiger Verhältnisse, die sich aus einzelnen Denkmälern der grauen Vorzeit andeutend ergeben, verleihen dem vorliegenden Band des Thallóczyschen Werkes einen eigenartigen Reiz des zeitgemäßen Interesses, der gewiß nicht auf einen kleinen Kreis von Spezialforschern beschränkt bleibt.

In Anbetracht der Tatsache, daß Dr. Ludwig von Thallóczy die Redaktion dieser hochwichtigen Sammlung leitet und für alle Detailarbeiten die bewährten Hilfskräfte wissenschaftlich erprobter Mitarbeiter zur Verfügung gestanden sind, wird die Feststellung nicht weiter überraschen, daß sich der erste Band des auf vier Bände anberaumten Werkes wissenschaftlich und editionstechnisch gleich mustergültig erweist. Was die zeitliche Einteilung des Materials anbelangt, endet der erste Band mit dem Jahre 1343, als Kroja, das Zentrum Albaniens, der Herrschaft des erobernden Serbenkönigs Dušan anheimfiel. Der zweite Band wird sich bis zur Vollendung der Besitznahme fast aller albanesischer Häfen durch Venedig, bis 1407 (oder 1421) erstrecken. Die beiden letzten Bände werden das Zeitalter der Kämpfe mit den Türken, mit Georg Kastriota im Mittelpunkt, bis zu dem Jahre der Unterjochung 1479 umfassen. Das älteste mittelalterliche Belegstück für eine Geschichte Albaniens bildet die Unterschrift des «Eulalius episcopus ab Amantias» zur Beglaubigung der 344. in Philippopolis erlassenen Enzyklika, der daselbst wider die Synode von Sardika zu einem Gegenkonzil versammelten eusebianischen Bischöfe. Für den Zeitraum eines ganzen mittelalterlichen Jahrtausends von 344 bis 1343 enthält der Band in chronologischer Folge insgesamt 835 Geschichtsdenkmäler. Es sind größtenteils «nur je nach dem Umständen stärkere oder mattere Re-

flexe, die in der Außenwelt: zu Rom, Konstantinopel, Neapel, Venedig, Ragusa und anderwo durch schnellere oder langsamere Lebenserscheinungen Albaniens hervorgerufen wurden. Der mosaikartigen Natur des Materials entsprechend sind die einzelnen Dokumente natürlich von verschiedenster Bedeutung, aber alle, selbst die scheinbar gleichgültigsten, wichtig genug, um bei der relativen Knappheit des Ganzen wertvoll, und im Lichte der Erläuterungen der mit Fachkenntnissen reich ausgestatteten Herausgeber bedeutend zu erscheinen. Über hundert längere und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen, deren wertvoller Charakter, die scharfsinnige Methode, die Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Anlage hier leider nicht im einzelnen hervorgehoben werden kann, bezeugen vor allem eine durchdringende Vertrautheit mit dem gesammelten Material und erleichtern dem Uneingeweihten dessen Verständnis. Im übrigen dürften diese durchweg in lateinischer Sprache verfaßten Studien auch für Beflissene der allgemeinen Kirchengeschichte, der Byzantologie sowie der politischen und kulturellen Geschichte der Balkanstaaten überhaupt von hohem Interesse sein. Während die Hauptmasse des archivalischen Materials des gesamten Werkes größtenteils aus den Archiven des Vatikans, ferner aus Neapel, Venedig, Ragusa, für die Zeit Skenderbegs noch aus Mailand, Mantua und Barcelona entstammt, enthält der erste Band besonders eine wissenschaftliche Ausbeute, teilweise auch eine Restituierung des Materials der in Neapel aufbewahrten Anjouvinischen Register. Die in dieser Quelle durch Diebstähle entstandenen Lücken wußten die Herausgeber aus dem in Berlin verwahrten literarischen Nachlaß von Karl Hopf auszufüllen. Einer nicht weniger dankenswerten Aufgabe haben sich Dr. Ludwig von Thallóczy und seine Mitarbeiter durch die möglichst umsichtige und weitgehende Berücksichtigung des bereits veröffentlichten, aber in alle Winde zerstreuten, teilweise sehr schwer zugänglichen Materials unterzogen. Durch gute Regesten bietet das von Thallóczysche Sammelwerk auch inbezug auf diese bisher vielfach so gut wie unbekannten Beiträge eine verläßliche Grundlage von wissenschaftlicher Solidität. Es würde zu weit führen, wollten wir die kritischen Ergebnisse der Herausgeber in ihren Einzelheiten besprechen. Es sei daher genug festzustellen, daß Dr. Ludwig von Thallóczy und seine Mitherausgeber mit dem vorliegenden, in jeder Beziehung mustergültigen Band ein Werk glücklich inauguriert haben, das bahnbrechend und grundlegend in seiner Art, eine gewaltige Förderung der Geschichtswissenschaft bedeutet und mit gerechtem Stolz als ein befriedigender Nachweis ernster, vaterländischer Gelehrsamkeit gepriesen werden kann.

Briefe aus der Goethezeit.

Aus dem Goethe-Zimmer der Ungarischen Akademie der Wissenschaften mitgeteilt von Dr. **Theodor Thienemann.**

DAS Goethe-Zimmer der Ungarischen Akademie der Wissenschaften[1]) verwahrt neben wertvollen Reliquien und Bildnissen eine Reihe von Handschriften, die — wie bekannt — Balthasar Elischer[2]) aus Vorliebe für Weimars Dichtergrößen gesammelt hat. Briefe von Weimarer Persönlichkeiten, einige Blätter von Goethe, Schiller, Herder, Wieland hatte der Sammeleifer dieses ungarischen Goethefreundes zu jener stattlichen Autographensammlung vereint, die mit seiner Silhouettensammlung und einer reichhaltigen Bibliothek 1895 im Goethe-Zimmer der Öffentlichkeit erschlossen wurde. Die Goethesilhouetten der Elischerschen Sammlung hatte einst Friedrich Zarncke kritisch geprüft und zum Teil veröffentlicht[3]): einer ähnlichen Durchmusterung hat man die Autographensammlung noch nicht unterzogen, obzwar sie der wissenschaftlichen Forschung niemals verschlossen war. Wohl waren schon manche Autographen gedruckt, als sie in Elischers Besitz gelangten, andere, darunter die Goethebriefe, ließ Elischer selbst an geeigneter Stelle veröffent-

---

[1]) Vgl. Abendblatt des Pester Lloyd 1895, Nr. 120 (Die Elischersche Goethe-Sammlung); Nr. 128 (Unter Reliquien); Nr. 129 (Die Goethe-Sammlung); Nr. 163 — Chronik des Wiener Goethe-Vereins IX, 1895, S. 31—32 (Über eine verkäufliche Goethe-Sammlung), S. 48 (Die Balthasar Elischersche Goethe-Sammlung); XII, 1898, S. 8 (Die Elischersche Goethe-Sammlung in Budapest) — Ungarische Revue XV, 1895, S. 327—332 (Die Verleihung der Elischerschen Goethe-Sammlung an die Ungarische Akademie der Wissenschaften) — Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1895, Nr. 155 (Die Elischersche Goethe-Sammlung in Budapest); 1896, Nr. 131 (Eine Goethe-Feier in Budapest) — Frankfurter Zeitung 1896, Nr. 154 (Ein Goethezimmer in der ungarischen Akademie); 1898, Nr. 27, Morgenblatt — Goethe-Jahrbuch VII, 1896, S. 273 — Centralblatt für Bibliothekswesen XIII, 1896, S. 578—579 (Die Goethe-Sammlung der ungarischen Akademie der Wissenschaften) — Zeitschrift für Bücherfreunde VII, 1903, S. 377—382 (A. Kohut: Die Goethe-Sammlung in Budapest) — Jung-Ungarn I, 1911, S. 1216—1227 (Elemér Kutasi: Das Goethe-Museum in Budapest).

[2]) Vgl. Elischers Nekrolog: Abendblatt des Pester Lloyd 1895, Nr. 70, Nr. 73 (Elischers Vermächtnisse).

[3]) Goethes Jugendportraits, Goethe-Jahrbuch IV, 1883, S. 146, 150; Kurzgefaßtes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnissen zusammengestellt. Leipzig 1888, Nr. 67. 73. 84a.

lichen[4]) und durch einen gedruckten Katalog[5]) wurden alle zur weiteren Benützung zugänglich. Trotzdem entgehen sie noch vielfach der Aufmerksamkeit der Forscher, und darum soll auf den folgenden Seiten zusammenfassend bekanntgegeben werden, was von den Handschriften bedeutsam erscheint, bis jetzt aber noch ungedruckt geblieben ist. Die folgenden Briefe von Zeitgenossen, die alle mit Goethe in näheren oder ferneren Beziehungen standen, bringen keine erheblich neuen Aufschlüsse, wie das für Goethes Zeit gar nicht zu erwarten ist, faßt man aber zusammen, was sie an kleineren neuen Daten enthalten und Bekanntes von neuer Seite her bestätigen, so ist ihr Ertrag für die Literaturgeschichte nicht ohne Belang.

1. Die Reihe dieser Briefe sei eröffnet durch ein Schreiben, das Gleim vor dem Erscheinen der «Gelehrtenrepublik»[6]) an Klopstock sendete. Gleim berührt darin seinen alten Lieblingsplan über den Selbstverlag der Dichter, den Klopstock durch dieses Werk zu verwirklichen suchte, und es verleiht dem Briefe ein besonderes Interesse, darin lesen zu können, wie dieser damals zeitgemäße Gedanke von den beiden Freunden besprochen wurde. Unter den Subskribenten der «Gelehrtenrepublik» befand sich bekanntlich «Dr. Goethe und Mlle. Goethe aus Frankfurt», und «Dichtung und Wahrheit» (XII. Buch) schildert prächtig den berühmten Selbstverlag, der zwar dem Dichter gelungen war, dem Publikum aber eine arge Enttäuschung brachte.

Halb.[7]) den 9^n May 1773

Ich subscribier auf zwanzig Exemplare des Werks, mein lieber Klopstock, das Sie zu Altona drucken laßen[8]). Wäre Michaelis leben geblieben[9]), so hätte der meinen alten Plan, die Schriftsteller zu Eigenthümern ihrer Werke zu machen, ausgeführt.

Dieser ist künstlich, aber sag' ihn N B nun Ihnen, mein Klopstock,

---

[4]) Goethe-Jahrbuch IX, 1888, S. 110, 114, 227; XI, 1890, S. 95—97.

[5]) August Heller: Katalog der Elischerschen Goethe-Sammlung. Budapest 1896. Vgl. Goedeke: Grundriß IV, 3, 2. Teil, S. 154.

[6]) Die deutsche Gelehrtenrepublik. Erster Teil. Hamburg 1774.

[7]) Halberstadt. — Dieser und alle folgenden Briefe — mit Ausnahme von Nr. 3 und 17 — sind mit deutschen Buchstaben geschrieben.

[8]) Die Gelehrtenrepublik ist gemeint.

[9]) Der junge Dichter Johann Benjamin Michaelis starb den 30. Sept. 1772. Vgl. Jaro Pawel: Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der Freund und Dichter der Jugend, II. Teil, S. 4. Ernst Reclam: J. B. Michaelis (Probefahrten III.) Leipzig 1904. Am 6. April 1873 schrieb Gleim an Uz über seinen Schützling: »Der arme Michaelis! Es ist ewig Schade um ihn. Er war einer von den wenigen jungen Dichtern, von denen ich glaubte, daß sie der Nation Ehre machen würden.« Vgl. Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, hrsg. von Carl Schüddekopf. Tübingen 1899, S. 401.

denn es wäre Schade, wenn er angefangen und nicht ausgeführt würde, dieser ist: Es soll ein zu Geschäften aufgelegter Gelehrter, ein Contoir errichten, und hundert Schriftsteller, und Kenner und Liebhaber der Litteratur zu einen Zweck sich vereinigen. Jeder dieser hunderten soll von jedem Werk eins in Vereinigung stehenden Autors zwanzig Exemplare für seine Rechnung nehmen, und so gleich dem Autor baar bezahlen. Diese zu debitirn soll seine Sache seyn. Von jedem Werk würde auf diese Weise 2000 Exemplare debitirt. Die Fracht müßte jeder Verbundene mit übernehmen, und sie beym Verkauf mit in Anschlag bringen. Rabat müßte keine Statt finden, weil jeder Verbundene gleiche Vortheile sich verschaffen kann, wenn er nehmlich ein gutes Werk zum Druck beförderte.

Diesen Plan auszuführen wäre so leicht, so leicht, wenn nur, mein lieber Klopstock, die Gelehrten unter sich nicht so ein abscheulich intolerantes, neidisches Volck wären! Wär' ich jünger, und Klopstock wollte mit Königen und Kaysern nichts mehr zu tun haben, so wollten wir uns in Brühl zu 2. eine Buchdruckerey anlegen, und von dem Ort aus, an welchem mein großer Klopstock gebohren ist, wollten wir Weisheit und Tugend unter den Menschen verbreiten.

Wie so nöthig bester Klopstock, wären solche Contoirs! Ich habe diese Tage die schreckliche Geschichte leider erlebt, dies beweist, wie wenig Religion unter den Menschen, wie wenig insonderheit unter dem Theil der Menschen ist, den der Staat recht eigentlich dazu bestellet hat, sie zu lehren und aus zu breiten. Eine verarmte Familie Vater Mutter, und vier Kinder gerieten an einen kleinen Ort in unserer Nachbarschaft; der Vater wurde krank und starb, die Mutter starb, drey Kinder starben vor Elend, und der Prediger des Orts, der von allem wußte, saß in seinem Lehnstuhl und rauchte seine Pfeife Tabak, eine Todespost nach der andern kam an, er saß in seinem Lehnstuhl und rauchte seine Pfeife Tabak, den ältesten Sohn hatte die sterbende Mutter gesagt, sie würde nach ihrem Tode vor seinen Augen schweben, wenn er nicht ein Sarg ihr verschafte; der arme zitternde Knabe von 13 Jahren komt zu dem Priester, und bittet flehentlich — Es ist nun nicht möglich bester Klopstock, die Geschichte vollends auszuerzählen, sie macht der Menschheit Schande[10]). Den Abscheu der Menschheit traf ich unter den Priestern; von meinem Klopstock möcht' ichs ausgeführt lesen, warum die Religion an den Herzen derer, die damit sich beschäftigen müssen, am wenigsten ihre Kraft beweist.

Wir haben so oft von Ausführung eines solchen oben gedachten Plans mit einander gesprochen. Wir hätten sollen lieber Hand an das Werk legen — Nun sind wir, glaub ich, beyde zu alt.

Nächstens send' ich Ihnen, etwas von mir unsern Alten nachgesungenes, ich laß es zum besten zweyer armen Mädchen drucken[11]). Von ihren Hamburgern haben nur zweye[11a]) dünkt mich, auf meine Werke praenume-

---

[10]) Davor »Die gelehrten Menschen« gestrichen.

[11]) Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773, zum besten der beiden Schwestern von J. B. Michaelis gedruckt. Vgl. Briefwechsel mit Uz 4. Mai 1773, S. 402.

[11a]) »nur zweye« durch Verschreibung im Text wiederholt.

riert, deswegen darf ich wohl keine Rechnung drauf machen, daß es dort Abnehmer finden wird[12]).

Ihr

Gleim.

Noch in dieser Woche hof' ich das Vergnügen zu haben, Ihre Frau Mutter zu sehen, und ihr von Messias vorzulesen[12a]).

2. Den folgenden Brief sandte der Historiker Johannes Müller an Gleim. Müller bereiste im Jahre 1787 mit geheimen Aufträgen seine Heimat, die Schweiz, um die Geneigtheit der Kantone zu einer Annäherung an Preußen zu erforschen[13]), und von dieser Reise heimgekehrt, berichtet er an Gleim. Entschuldigend erwähnt er im Briefe, er habe sich noch nicht malen lassen, denn Gleim sammelte bekanntlich für den Musentempel die Bildnisse seiner Freunde, und bat auch Müller in einem bis jetzt unbekannten Brief um sein Porträt. Müller entsprach schließlich dieser Bitte, und sein Bildnis befindet sich noch heute im Halberstädter Gleimhause[14]).

Mainz den 3 Jäner 1788.

Wie könnte ich meinen 36sten Geburtstag besser feyern als zu schreiben an den welcher mir so manchen Tag herrlich gemacht, welchem ich so manch schönes und hohes Gefühl, und geliebte Erinnerungen schuldig bin!

Haben Sie den Brief, lieber Vater Gleim, empfangen den ich im July von Aschaffenburg Ihnen schrieb? Zum Portrait, leider, hat sich der Anlaß oder die Musse (doch der Meister am wenigsten) bisher noch nicht gefunden. Wir waren zu Aschaffenburg wegen der damals mißlichen Lage der öffentlichen Ruhe zu beschäftiget als daß ich mich entfernen durfte; und von Tischbein[15]), auf den mein Auge war, wußte ich daß er nicht von hinnen gehen konnte. Zeigt nicht ein glücklicher Zufall eine nähere Möglichkeit, nun so solls denn doch bey der Widerkunft nach Aschaffenburg mein allererstes seyn; vielleicht auch gehe ich auf einige Tage nach Wilhelmsbad.

Äusserst wünsche ich aber, Sie endlich doch wider einmal zu umarmen. Lebhaft und wonnevoll schwebt nur noch das Andenken vor, wie wir in Gesprächen über das Beste und Edelste an der Holtemme[16]) giengen, und nach den Bogen fuhren, und im freundschaftlichen Musen-

[12]) Klopstock antwortete den 14. Mai 1773: »Schicken Sie mir ja etliche Exemplare von dem, was Sie für die armen Mädchen drucken lassen; ich denke sie schon anzubringen.« Vgl. F. G. Klopstocks sämtliche Werke ergänzt in drei Bänden von Hermann Schmidlin. Stuttgart 1839, I. Bd., S. 342.

[12a]) Die Nachschrift steht auf den Rändern des Briefes.

[13]) Vgl. Mörikofer: Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1861, S. 477.

[14]) Vgl. Der Freundschaftstempel im Gleimhause zu Halberstadt. Katalog der Bildnisse [1911] S. 67.

[15]) Heinrich Wilhelm Tischbein (1751—1829), Maler.

[16]) Ein durch Halberstadt fließendes Harzflüßchen.

tempel, oder einsam in der Actenstube bei der Hausnichte[17]) sassen, und wie die ganze liebe Familie und Fischer[18]) und Schmidt[19]) mit mir den 3ten Aprill gehalten.

Herrliche schnellverflossene Tage! die ich aber hoffe noch wider zu sehen; Sie sind noch nicht alt, und an Geist und Empfindung am wenigsten; mein Herz ist wie damals und wie vor schon 16 Jahren mit Ihnen; ja je mehr ich lebe, desto besser erkenne ich alle Weisheit Ihrer Lieder: Sie bildeten die Männer des Volks, nicht weich denn Krieg und Vaterland und Gott ist darinne, und nicht rauh, denn sie beschäftigen durch die zarten Gefühle. Nun sehe ich aber allzeit besser, daß wahrhaftig weniger auf die Vorschriften der Gesetze und Rechte ankömt, als auf die Sitten der Menschen. So hat ja auch der Alten schöne Zeit von den Dichtern begonnen, welche die Halbmenschen humanisirt haben. Um aber zurück zu kommen; wäre denn unmöglich daß Sie Sommers auch einmal nach Wilhelmsbad und nach Aschaffenburg zu mir kämen? Daß ich zu Ihnen; dieses ist eben so leicht möglich, als unmöglich mir ist, es zu versprechen, weil, wie Sie wissen, was in Geschäften ist, nicht steht noch geht wie es will sondern so wie derselbe Apostel im Alter.

Indessen bitte ich Sie bey all der Zärtlichkeit, womit ich Ihnen zugethan bin und bey der aller die Sie mir beweisen — mir doch zuschreiben; und auch daß ich wider mich orientiren könne, recht methodisch und en detail mir wider einmal eine Beschreibung Ihres Lebens und Wandels zu geben; und von denen allen mir zu reden die ich kenne und um Sie waren. Hierum, ich widerhole, flehe ich Sie, weil mein Herz dessen bedarf; so oft Ihr gedenke, liegt mirs schmerzlich auf, daß ich so selten und fragmentarisch von meinem Gleim höre. Sehen müssen wir uns, dies Jahr sey es bey Ihnen oder mir; und schreiben, indessen.

Ich nachdem ich 6 oder 7 Wochen zu Aschaffenburg verharret, bin in die Schweiz gegangen, und habe inner drei Monate alle Cantone und fast alle zugewandten Orte durchzogen, habe alles in einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, alte Freundschaft erneuert, viele Verbindungen gestiftet und ungemein viele practische Kenntniße gesammelt. Geßner'n[20]) sah ich einige mal, wie immer, doch alternd, und wie mir schien, mit einiger Hypochondrie ein wenig bewölkt; aber trefflich all Zeit. Auch Salomon Hirzel[21]) so bieder, für die Menschheit warm, thätig, edel, gut.

Ich bin seit Abends am 27 Winterm. wider hier. Ich habe Ihnen doch bereits im Sommer geschrieben daß mir nun politische Geschäfte aufgetragen seyen. In solchen arbeite ich denn auch, und erforsche die Gesetze und Ordnungen des Reichs. Ihre Friedrichs Wilhelms Absichten sind ohne Falsch, wahrhaft patriotisch[22]). Kennen Sie unsern Coadjutor?

Wenn ja, so schreiben Sie mir auch über ihn ein Wort; da ich ihn als

[17]) Gleims Nichte Sophie Dorothea Gleim, die »Gleminde«.

[18]) Gottlob Nathanael Fischer, (1748—1800) Rektor des Halberstädter Stephaneums. Vgl. A.D.B. VII, 1878, S. 68—69, von Richter. [19]) Klamer Schmidt (1746—1824).

[20]) Salomon Geßner, Maler und Idyllendichter (1730 bis 2. März 1788).

[21]) Vgl. Mörikofer a. a. O. S. 221, 279.

[22]) Vgl. Heinrich Pröhle: Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Berlin 1872, S. 35 ff.

einen der aufgeklärtesten und bestgesinnten Männer verehrend liebe, so möchte ich gar zu gern Anlaß, von Ihnen auch mit ihm zu sprechen.

Sind meine Briefe zweyer Domherren an Sie geschickt worden.

Heinse sitzt den ganzen Tag in der Churfürsten Privatbibliothek. Den Ardinghello haben Sie doch[23]). So ein Buch kenne ich keins, und ich dachte nicht, daß es in unserm Jahrhundert eins dergleichen geben werde. Alles große kühne Natur, Nerv, Anschauen, Genußkraft, Sieg.

Zum drittenmal, theuerster liebster Gleim; schreiben Sie mir doch ja! mir der mit Herz und Sinn ganz der Ihrige ist!

J. Müller.

Meine Adresse (weil meines Namens noch Einer hier ist) an Hofrath M.

3. An Müllers Brief läßt sich das Schreiben anschließen, das sein Landsmann Johann Kaspar Lavater an einen sonst nicht genannten «Herrn Spach» sendete:

Lieber Herr Spach,

weder Sie, noch Herrn Haas[24]) hab ich vergessen. Ich bitte nur noch um einige Wochen Anstand . . . Ein unbegreifliches wahres Hinderniß das mir sonst unleidlichen Aufschub ist, nebst dem nicht ganz nach Wunsch gehenden Verlag meiner Handbibel[25]) — daß ich seit ich Ihnen denselben Grund schrieb, keinen Heller aus London erhalten — und andre schon längst sicherst erwartete 50 quinen von L. Burkhard[26]) dort immer umsonst erwarte. Deßungeachtet hoff' ich in 4—6. Wochen mit Ihnen und Herrn Haas ins Reine zu kommen.

Leben Sie wol und empfehlen Sie mich Hn. Haas, dem ich für Hn. Weilands Addressierung verbunden bin — und den Rest meines cabinets senden werde so bald ich Ihn befriedigt habe.

Zürich, d. 27. May 1789
Lavater.

Den Moment erhalt' ich Nachricht von meinem Sohn, aus London, daß mich Johnson nach Abzug meines dritthels behalten wolle. Ich schlage ein, schreibe an demselben u. so hoff' ich endlich aus der Verlegenheit zu kommen[27]).

4. Auch an Sophie von La Roche ließ Gleim die Bitte ergehen[28]),

[23]) Heinse lebte von 1795 bis 1803 in Aschaffenburg als kurfürstlicher Bibliothekar. Ardinghello und die glückseligen Inseln erschien 1787.

[24]) Ein Brief Lavaters an Haas in Basel vom 12. Dezember 1792 ist mitgeteilt in Lavaters Handbibliothek für Freunde 1792, VI, S. 238. Haas war Offizier, Lavater besuchte ihn 17. Februar 1791. Vgl. ebd. 1791, V, S. 104 (Reise nach Mömpelgard).

[25]) Handbibel für Leidende. Von Johann Caspar Lavater. Erster Teil. Winterthur 1788.

[26]) Lavaters Basler Freund. Vgl. Handbibliothek 1791, V, S. 77—79.

[27]) Von der Hand des Empfängers: »1789 $\frac{\text{Zürich}}{\text{Lavater}}$ $\frac{\text{den 27 May}}{\text{28 D°}}$ Repd. le 23 Juin et le 8 Juillet.«

[28]) Vgl. Gleims Brief vom 11. Februar 1798 an Sophie von La Roche. Der Freundschaftstempel im Gleimhause S. 33.

sie möge ihr Bildnis für den Musentempel spenden, denn wie wäre Wielands Bildnis zu denken, wenn es nicht von dem Bilde seiner Doris ergänzt würde! Sophie von La Roche sendete ihr Porträt an Gleim[29]), doch nicht die Muse von Wielands seraphischen Jugendpoesien tritt uns darin entgegen, sondern die greise Dichterin in ihren «Wintertagen», als sie auch Goethe als Mutter verehrte. Über ihr Bildnis schreibt sie an die Nichte Gleims, wol an Luise Ahrends, die bis 1798 in Gleims Hause lebte[29a]):

Offenbach d. 24 Fbr 1798

Liebe Luise! schicken Sie mir geschwind den Brief Ihres würdigen Onkels[30]) zurück — welchen ich nicht begreifen konnte, und in meinen Händen, an der unrechten Stelle glaubte — aber wie war es anders möglich? wie konnte ich einen Wunsch nach meinem Bild vermuthen — der höchste Grad meiner Eigenliebe wird dadurch geschmeichelt — und die Geschichte am See Oneida[31]) wird das liebste meiner papiernen Kinder werden — wenn Gleim und seine Familie mit dem 2ten und 3ten Bändchen eben so zufrieden seyn können als mit dem ersten theure Luise! sagen Sie mir einst dieses wie Sie freundlich von der Wirkung des ersten mir schrieben — und freuen Sie sich der Freude welche Sie dadurch auf meine winter Tage goßen wie ein Gefühl süsser Glücksgaben — da ich laß das die Ergießung meiner Seele und das Einflechten meiner Grundsätze und der innersten Empfindung von Gleim — seiner Gattin u. Nichte[32]) — dank Sey Ihnen — dank dem Geist meines Schicksals der Sie dreye so günstig für mich stimmte — und hätt Ihr Bruder Ähnlichkeit mit dem Bild meines Wattines — und meine Emilie Simpathie mit Ihnen liebe Luise[33])! Ihr Brief rührte die feinsten Saiten meines Denkens und Gefühls — mögen die beste Menschenwerke Sie alle dafür belohnen — und nun sagen Sie mir Wahrheit über eine Phantastische idée, welche über des besten oncles Wunsch nach meinen Bild in mir entstand da Er sagt — meine Stelle soll neben Wieland seyn — dachte ich — ich schicke Gleim die Copie von meinem sehr ähnlichen von dem großen Heinrich Tischbein[34]) gemalten Bild — kurtz nach der Zeit ich deß großen Wielands Doris gewesen, ich holte das Bild — da sagte etwas in mir, ich weiß nicht ob wahre, oder falsche Bescheidenheit — warum wilst Du Gleim

---

[29]) Abgebildet a. a. O. Abb. III. Das Bild trägt das Vermerk: Gem. von May 1798 für Gleim.

[29a]) Vgl. Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herder, von Carolin Herder geb. Flachsland, Tübingen I. 1820, S. 193 und Körte: Gleims Leben, S. 198.

[30]) Gleim.

[31]) Erscheinungen am See Oneida von Sophie von La Roche. Leipzig 1798.

[32]) Die schon erwähnte »Gleminde«.

[33]) Emilie und Wattines sind die beiden Hauptheldeu der Erscheinungen am See Oneida.

[34]) Franz Landsberger erwähnt im Kataloge der Tischbeinbilder (Wilhelm Tischbein. Leipzig 1908, S. 188—215) kein Bild von Sophie von Laroche.

dein blühend Gesicht schicken? der Wille sagte noch ich war Wielands Doris, ich soll neben ihm eine Stelle haben, aber — sagte die innere Stimme — es ist keine Ähnlichkeit mehr. ich will sagte, die halb gebeßerte Eigenliebe noch meine Copie besitzen im kleinen, die von meinem jetzigen Aussehn, dießes kann noch Anlaß zu Bemerkungen geben über Verschiedenheit des Aussehens — und des Kopfputzes — —

Luise! der oncle soll entscheiden — und Sie theure gute mir auch Wahrheit sagen. Diesen moment entsteht eine andere idée — ich erfülle Gleims Wunsch u. lasse mich malen wie 67 Jahre mich zeigen — befolge aber auch meine Grille u. schike die Copie von dem Gesicht, das ich mit 24 hatte — als Wieland mir verschwunden war. Da macht Gleim ein Sinngedicht — über Rosen welche nach u. nach zu Samebutten werden — adieu, gute Luise!

Sagen Sie Ihrem H. Bruder — Clemens Brentano mein Enkel[35]) — habe im Grund ein sehr gut Hertz auch viel verstand — aber unglücklicher weise einen schrecklichen Antheil des heutigen egoismus und Weltgeistes — neben dem Gedanken — das es nicht genug ist unabhängig zu leben u. seine Launen zu vergnügen — kann Ihr theurer Bruder mir gutes von dem jungen Man sagen, so ist es wohlthat für mich — adieu bis auf nächsten Brief, von Ihnen ergebenen la Roche.

Den Einschluß dem beßten oncle, und der Tante meinen Dank und Freude, das auch sie Beyfall zu oneidas Blätter gaab.

5. Näher nach Weimar führt Luise von Göchhausens Brief an den damaligen Geheimsekretär des Herzogs Karl August, Friedrich Justin Bertuch. Man war bisher nicht einig darüber, wann diese bekannteste der Weimarer Hofdamen die Dienste der Markgräfin Luise von Baden verließ und in den Kreis von Anna Amalie eingetreten war[36]), doch dieser älteste ihrer bisher veröffentlichten Briefe[37]) läßt deutlich erkennen, daß sie ihn schon nach einem Weimarer Aufenthalt niederschrieb und sich schon 1775 im Weimarer Hofe heimisch gefühlt hat. Mit besonderer Sympathie nennt sie Wielands Namen; Goethe, den damals noch Frankfurter Advokaten, konnte sie nicht erwähnen.

Lauchstaedt d. 18ten Juli 75

Mit Herzschlagen öffnet' ich Ihren Brief, Beßter lieber Freund; Freude über denselben und stiller Vorwurf den ersten — der mir so werth war! — noch nicht beantwortet zu haben, stritten wechselweise in meinem Herzen. Aber, lieber nachsichtsvoller Freund! die Freude, die stille Wonne mich durch ihn mit meinen lieben Schwarm, in einem Augenblick den Cirkel meiner Lieben in Weimar wieder versetzen zu können, behielt die Oberhand; O wie sehr, wie sehr fühle ich es, daß ohne

[35]) 1798 war Clemens Brentano Student in Jena.

[36]) Vgl. A.D.B. IX, 1879, S. 303 ff. Schramm-Macdonald; W. Bode: Amalia Herzogin von Weimar. Berlin 1908, Bd. II, S. 36.

[37]) Briefe von Luise von Göchhausen seit 1776 sind mitgeteilt Goethe-Jahrbuch II, 1881, S. 387 ff

den Gedanken, daß ich wohl in Euren Andenken lebe, Ihr sehr guten Seelen! keine Freude für mein Herz ist, und was binn ich Ihnen nicht schuldig, Lieber, diesen beruhigenden Gedanken, durch Ihren lieben Brief, meinem Herzen geschenkt zu haben.

Gewiß ist die Zeit meines hiesigen Aufenthalts eine der glücklichsten meines Lebens. Ich durchlebe hier Tage wie sie der Himmel nur seinen guten Kindern aufbewahrt, und wären Sie, wäre mein Seelen Vater Wieland, wäre Gleim hier — — es wär zu viel für diese Welt —! Ein paar vortreffliche Menschen hab ich hier kennen lernen, den einen, Nahmens Schultze Oberbürgermeister in Neuhaldensleben, ein edler Mann[38]), empfiehlt mir Gleim als einen seiner besten Freunde. Der Zweite ist Gökingk[39]), den Sie kennen. Unsern lieben Gleim binn ich es schuldig daß diese guten Menschen mich unter der Menge aufsuchten; beyden empfiehlt er mich in Briefen die ich gelesen habe mit so viel freundschaftlichen Enthusiasmuß, daß ich mehr sein müßte als ich binn, um diesen freundschaftlichen Vorurteil entsprechen zu können. Klamer Schmiten[40]) erwarten wir täglich.

O bester Bertuch! könnten Gedanken an Sie, könnten Wünsche, warme herzliche Wünsche von uns allen sich in Zephirs verwandeln, sanft würden sie von Ihnen her zu uns in unser Tempelchen wehen.

Unsern — Wieland — ich finde kein Beywort das daß ausdrückt was ich fühle wenn ich seinen Nahmen nenne — küßen Sie in meine Seele, ein Genie darf ich ja wohl küßen; sagen Sie ihm daß mein Portefeuille durch seinen Schattenriß, welchen ich mit mir nahm, zum Heiligthum wird; als alle Lorenztosen je gewesen sind und sein werden. Gestern huldigte Gökingk, Schultze, der Pastor Sturm aus Magdeburg diesem Schattenriß, und wenn in diesen Augenblick Wieland nichts fühlte, ist alle Sympathie — Schwärmerey.

Meiner guten Mutter, die sich Ihnen bestens empfiehlt, thun die Bäder herrliche Dienste — oft werd' ich noch in stillen einsamen Stunden dieser wohlthätigen Quelle süße Thränen des Dankes weinen. O wie viel, wie viel hät' ich Ihnen noch zu erzehlen liebster Bertuch, aber der Strom reißt mich fort, 8 Menschen sind in meinem Zimmer wovon einer immer das andere überschreit daß es Zeit sey in die Comedie zu gehn. Ich brauche Ihnen nun wohl weiter keine Entschuldigung über diesen in Eil geschmierten Brief zu machen. Wie viel werd ich Ihnen zu sagen haben, wenn ich Sie und meine Haußgötterchen wieder grüße. Aber nie genug daß ich ewig sein werde Ihre Freundin

Louise G.

Find' ich diesen Abend noch ein halb Stündchen für meinen Gustel[41]), so sein Sie so gütig den Brief mit der ersten Post abgehn zu lassen.

---

[38]) Es ist der »erste Burgemeister in einer Magdeburgischen Land-Stadt«, »ganz Empfindung und ganz Freund der Musen« (Gleim an Uz den 26. September 1767), dem Gleim eine Freundschaftsode widmete.

[39]) Günther von Göckingk (1748—1828).

[40]) Klamer Schmidt (1746—1824).

[41]) Wohl kein Personenname, sondern das Weimarer Modewort, das um diese Zeit (1776) auch Goethe gebraucht. Vgl. Schöll-Wahle: Goethes Briefe an Frau von Stein. Frankfurt a. M. 1899, I[3], S. 483.

6. Herder beendigte 1783 seine weitblickende Schrift «Vom Geist der Ebräischen Poesie»; nach der Arbeit müde «spannte er die Fittige aus» und besuchte seine Freunde, Gleim in Halberstadt, Claudius in Wansbeck und auch Klopstock in Hamburg, um nicht in Weimar «sterben und verderben» zu müssen[42]). Herders Briefwechsel weist in diesem Jahre bedeutende Lücken auf, und so gibt der Brief seiner Gattin, Karoline Flachsland, einige willkommene Aufschlüsse über die Umstände der Reise, die bisher unbekannt gewesen sind. «Den 21ten Juni brachte mir Brahl den 2ten Teil der hebräischen Poesie mit Taufpredigt und Cantate» schreibt Hamann[43]) den 1. Aug. 1783 an Herder: diese Sendung kam von Herders Gattin; sie schreibt darüber, wol kaum an Brahl[44]), wie folgt:

Weimar d. 24. Mai 83

Bester Freund, Herr Hamann schreibt daß Sie zur Meße abgegangen seien u. diese Nachricht erfreut mich sehr, da ich daraus sehe daß Ihre Gesundheit auf gutem Fuße ist. Gott gebe Ihnen Glück und Segen zur Meße. Sie werden meinen oder vielmehr meines Mannes Brief durch den Factor der hies. Buchh. erhalten haben. ich habe diese Woche Briefe von meinem Mann daß er schwerlich zu den Pfingstfeiertagen kommen wird. ich gebe Ihnen hier durch Nachricht davon daß Sie sich keinen vergebenen Weg hierher machen um ihn zu sprechen. er ist 14 Tage in Halberst. gewesen u. ist jetzt auf dem Weg nach Hamburg. ich habe die Ebräische Poesie[45]) an Hamann gesandt u. sie dem hiesigen Factor zur Bestellung übersandt. Vielleicht haben Sie die Güte u. nehmen das Päckchen für ihn mit und erfreuen ihn. Sagen Sie dem Factor daß ers Ihnen einhändigt. ich bitte Sie recht angelegentlich darum, denn mit Meßsachen bleibt es solang unter Wegs. Auch übersende ich Ihnen hier die Vollmacht über die Bornische Erbschaft[46]). Es ist nichts zu thun u. der Mensch ist ja vor Jahren selbst hier gewesen u. hat nichts ausgerichtet. Der Rath von Vogt müßte sich seiner annehmen um auf den Grund zu kommen.

Ach sagen Sie mir nur wie es mit Neumann[47]) geht? ist er irgend untergebracht? oder tauge er ganz und gar nicht zur Handlung? Es

[42]) Vgl. Haym: Herder II, 1885, S. 187 ff. Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herder II, 1820, S. 21.

[43]) Hamanns Schriften, hrsg. von Friedrich Roth. Berlin 1824, VI, S. 347.

[44]) Vgl. ebd. S. 90, 209, 329.

[45]) Vom Geist der Ebräischen Poesie. Dessau 1782—83.

[46]) Jacob Heinrich Born, Goethes Wetzlarer Freund (geb. 1750), war Hof- und Justitienrat. »Er starb schon 1782 als der letzte seines alten Geschlechts.« Heinrich Gloël: Goethe-Jahrbuch XXXII, 1911, S. 114.

[47]) Neumann, Herders Neffe. Vgl. Herders Briefe an Joh. Georg Hamann, hrsg. von Otto Hoffmann. Berlin 1889, S. 187: »Neumann ist in Riga; aber noch ohne Kondition und lauert bei Hartknoch. Es will mit dem jungen Menschen auf keine Weise recht fort, und er liegt uns unverrückt auf der Seele. Ich will wieder an G. Berens schreiben, ob sich nicht wieder ein Pflaumen- und Tutenkram für ihn findet« (4. Nov. 1872).

ist uns ein Dorn im Fleisch zu denken wie wenig sich der Mensch applicirt hat u. wie er durch seine Lehrern vernachläßigt worden ist. Ein fatales Schicksal verfolgt diese Menschen.

Will Georg Berens[48]) für ihn sorgen? Wenn er Ihnen nur nicht zu sehr zur Last ist.

Mein Mann hat die Reise zu seiner höchstnötigen Gemütsveränderung thun müßen, denn er sitzt nun im siebenden Jahr hier u. hat aus Geldmangel sich diese Arzenei nicht verschaffen können u. die ihm doch so nöthig als das liebe Brot ist. Ich danke Ihnen noch tausendmal für die Freundschaft die Sie uns vorigen Herbst durch die 100 Duc. erwiesen. Mein Mann will Ihnen nun alle seine Bücher geben u. mit der B. d. G. nichts mehr anfangen, sobald der Contract mit der Ebr. Poes. geendigt ist.

Leben Sie tausendmal wohl u. grüßen Ihre liebe Frau. Ist Hamanns Krankheit bedenklich? er spricht von einer Lähmung die ihn schaudern macht[49]). Sagen Sie aber doch etwas gewißes darüber. Leben Sie glücklich u. wohl.

Carol. Herder.

Da Sie den hies. Factor sprechen so haben Sie die Güte und geben ihm diesen Zettel.

Vielleicht ist Ihnen nicht unangenehm die Predigten[50]) u. Cantate[51]) aus unsern Händen zu empfangen. ich lege sie also bei.

7. Bertuch widmete sich dem Buchhandel und als Göschens Geschäftsträger in Weimar war er an der ersten Gesamtausgabe von Goethes Werken auf das regste beteiligt. Göschen reiste 1786 nach Österreich, im August dieses Jahres verweilte er längere Zeit in Karlsbad, um dort mit Goethe zu verhandeln, erreichte aber sein Ziel nicht und fuhr, ohne Goethe gesprochen zu haben, weiter[52]). So mußte ihn Bertuch weiterhin über alles brieflich unterrichten und inbezug auf Goethes Werke schrieb er auch jenen längeren Brief, aus dem die folgenden Stellen entnommen sind:

Weimar, den 4. Sept. 1786.

. . . Die trefflichen Aussichten zum Debit für Göthes Werke freuen mich sehr. Wählen Sie nur ja sichere Collecteurs. Bei mir gehen auch ganz hübsche Subscribenten ein.

. . . Grüßen sie meine Wiener Freunde und entschuldigen mich wenn welche über mein seltnes Schreiben klagen. Sie kennen zum Theil die Berge von Geschäften u. Arbeit, die mir auf den Rücken liegen. Grüßen

[48]) Herders und Hamanns Freund. Vgl. Herders Briefe an Hamann S. 56.

[49]) Vgl. Hamann an Herder: »am Charfreitag« 1783, a. a. O. S. 331.

[50]) Zwo Predigten bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar und Eisenach . . . Weimar 1783.

[51]) Kantate bei dem Kirchgang der reg. Herzogin von S.-Weimar und Eisenach . . . nach der Geburt des Erbprinzen. Weimar 1783.

[52]) Goethe-Jahrbuch II, 1881, S. 399.

Sie auch Archenholz[53]). Ich habe seinen Brief aus Karlsbad mit Beytrag zur Pandora[54]) erhalten; allein daß er mein Packet, daß ihm poste restante in Hof erwartet hat, nicht erhalten hat, ärgert mich. Wo Teufel ists nun hin?

Göthe ist noch nicht aus Carlsbad zurück; es geht von dort aufs Land, um einsam zu seyn, und seine Werke fertig zu machen. Bravo! —

Die Kunde, daß Goethe auf das Land ziehe, kann nur durch zwei seiner damaligen Briefe hervorgerufen sein, durch den Ausspruch an Knebel: «Ich bin wohl und werde nach dem Bade noch eine Zeitlang der freyen Lufft und Welt geniessen, mich geistlich und leiblich zu stärken» (13. Aug. 1786) oder durch das bekannte Versprechen an Frau von Stein: «Und dann werde ich in der freyen Welt mit dir leben, und in glücklicher Einsamkeit, ohne Nahmen und Stand, der Erde näher kommen aus der wir genommen sind» (23. Aug. 1786)[55]).

8. Am 4. Sept. schrieb Bertuch: tags vorher stahl sich Goethe aus Karlsbad und floh nach der ewigen Stadt. Die Sorge der Gesamtausgabe seiner Werke blieb Herder und Philipp Seidel anvertraut. Beiden war es nicht leicht, Goethes Interessen gegen den Geschäftssinn der Verleger zu wahren: manchmal, wie im folgenden Briefe, ging ihr Eifer zu weit. Am 9. Febr. 1788 schrieb Goethe aus Rom an Göschen nach Leipzig und gleichzeitig an Seidel nach Weimar. Seidel benachrichtigte er: «Mit der heutigen Post geht an Hrn. Herder der dritte Akt Claudinens ab. Der ganze fünfte Band ist nun in seinen Händen. Mache nun deine Sache mit Göschen und Sorge, daß du das Geld gegen den letzten Theil des Manuscripts gleich erhaltest. Gib es nicht eher aus der Hand, Du brauchst Dich nur auf Deinen Auftrag beziehen.» Seidel sendete denn auch die beiden ersten Aufzüge der «fetten Oper» an Göschen[56]), der sie mit Goethes Brief zugleich erhielt und den Empfang an Bertuch bestätigte[57]). Göschen erhielt aber von Goethe den folgenden Auftrag: «Allem Irrthum auszuweichen notire ich nochmals: Der fünfte Band wozu das Titel-Kupfer schon in Herrn Herders Händen ist, enthält: ‚Egmont', ‚Claudine von Villa Bella', ‚Erwin und Elmire'.» Göschen ließ die drei Stücke in den Frankfurter Gelehrten-Anzeigen ankündigen[57a]) und

---

[53]) Johann Wilhelm von Archenholz.

[54]) Pandora oder Taschenbuch des Luxus und der Moden aller Völker . . . von J. F. Bertuch und G. M. Kraus. Weimar und Leipzig, bey G. J. Göschen.

[55]) Vgl. auch im Briefe vom 1. Septbr. 1786 an Frau von Stein: »Sonst mag ich nicht in deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich ietzt hinaus gehe.«

[56]) Goethe-Jahrbuch X, 1889, S. 146—147. [57]) Ebd. II, 1881, S. 406.

[57a]) Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1788, S. 705.

wegen dieser Anzeige schrieb ihm Seidel in Herders Auftrage den nachstehenden Brief:

Weimar den 25 März 1788.

Herr Generalsuperindent Herder sagt mir: Er habe in der frankfurter gelehrten Zeitung eine Anzeige von dem fünften Bande der Goetheischen Schriften gelesen, in welchen gesagt sey, daß Erwin und Elmire in diesem Bande geliefert werde. Da diese Anzeige von Ihnen seyn soll: So bitte ich Sie sehr, mir hierüber eine gefällige Erklärung zu geben. Da der Egmont und die Claudine einen so vollständigen Band machen als die vorigen sind: So kann es weder des Herrn Geheimenraths noch Ihre Pflicht oder Vortheil seyn mehr zu liefern als einen vollständigen Band. Ich bitte Sie, mir einige gütige Auskunft darüber zu geben.

Nun etwas anders. Ich trage Ihnen hier eine kleine matematische Schrift zum Verlage an. Der Verfasser Sohn eines Müllers ehmals selbst Müller hat ein eignes unglückliches Schicksal gehabt und ist erst, da er sich eben wieder erst zu erholen glaubte am 1. Jan. d. J. rein abgebrannt. Jetzt giebt er Unterricht in der Matematik. Herr Legationsrath Bertuch kennt ihn und die kleine Abhandlung haben Sachverständige Personen gelesen und gut gefunden. Ich habe Ihnen das alles geschrieben, nicht um für den braven Mann etwas zu erbetteln; sondern um Sie näher mit ihm bekannt zu machen, wenn Sie die kleine Schrift in Verlag nehmen wollen. Ich habe es über mir genommen ihm einen Verleger zu schaffen da mir diese gelehrte Handel unbekannt ist, so habe ich mich am liebsten an Sie gewendet. Haben Sie die Güte und schreiben mir ob Sie es annehmen wollen und Sie dieses bezahlen können, oder geben Sie mir Ihrem guten Rath.

Noch eins: schicken sie doch die Bogen von der Claudine an Herrn Herder. Daß der Herr Geheimrath gegen den Sommer zurück kommt hat Ihnen vielleicht Herr Legationsrath Bertuch schon geschrieben. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ew. Wohlgeb. gehorsamster Diener

Phfr. Seidel[58]).

Schreibt Seidel über Goethes Rückkunft, so warnt gegen das Weimarer Gerücht, daß Goethe nicht mehr nach Weimar wiederkehren werde, das ihm selbst Besorgniße verursachte[59]). Doch Goethes letzte Briefe brachten die Beruhigung: «Ich sage dir also daß alles was ich thue, mit des Herzogs Willen, und nach seinem Willen geschieht, daß auch mein Kommen oder Außenbleiben ganz von seinem Winke abhängen wird». (Rom, 26. Jan. 1788)

9. Nach der Rückkehr aus Italien löste sich das Bündnis mit Frau von Stein: kühl sind die Worte, die Charlotte im folgenden Briefe

[58]) Rückseite: »Weimar, den 25. März 1788. Seidel empf. d. 27., beantw. 30.« Phfr. = Philipp Friedrich.

[59]) Vgl. Goethes Briefe an Philipp Seidel. Mit einer Einleitung von Dr. C. H. H. Burkhardt. Wien 1909², S. 15.

über Goethe fällt. Es handelt sich dabei um Mißverständnisse, die Goethe und Knebel für kurze Zeit entzweiten. Goethe betrachtete in einem Briefe an Knebel die Entstehung der Eisblumen an winterlichen Fensterscheiben, er mißbilligte darin die Art, wie Knebel die zwar ähnlichen, doch ihrem Wesen nach heterogenen Erscheinungen der organischen und unorganischen Natur zu vergleichen pflegte und legte diesen Brief als ein Bekenntnis seiner Naturanschauung den Lesern des Teutschen Merkurs vor[60]). Dies verübelte ihm sein Urfreund und Goethe rechtfertigte sich in ernstem Tone: «Gegenwärtig kann ich nichts weiter sagen als daß ichs ernstlich und aufrichtig gemeint habe, daß meine Absicht war: einen Grundstein zu künftigen gemeinschaftlichen Bau manches wissenschaftlichen Denckmals zu setzen. Gelingt das nicht und wir stehen in Prinzipien zu weit auseinander; so ist es ja besser es behandelt jeder die Sache auf seine Weise, als daß wir uns einander immer anzuähnlichen suchen und uns dann am weitsten entfernt finden wo wir uns eben zu begegnen glaubten. Es ist mir sehr Ernst in allem was die großen ewigen Verhältnisse der Natur betrifft und meine Freunde sollten über die Art wie ich meine Erkänntnisse manchmal mittheile einigermaßen nachsichtig werden» (28. Januar 1789). Knebel blieb unversöhnt, er antwortete Goethe im Merkur[61]) und — wie es der folgende Brief zeigt — wendete sich an Frau von Stein:

Was hier zurück sende habe ich nochmals beydes gelesen und mich im Gesichtspunkt gesetzt als fände ich diese Briefe in M.[62]) ohne ihre Verfaßer zu kennen, und so finde ich, auser daß ersterer in einer Stelle ein wenig zu spotten scheint, und seine Leser nicht sonderlich über den Streitpunkt aufklärt, nichts beleidigendes drinn, hingegen ist in den Ihrigen mehr aus feine Auseinandersetzung aber etwas grollichtes, daß ich sehr natürlich finde wie es zusammen hängt, aber daß das Publikum nicht einsehen würde; da es nun Goethen in den Augenblick nicht um Wahrheit zu thun war sondern um ein wenig beleidigenden Spaß an Sie auszulaßen, so würdigen Sie ihm gar keiner Antwort, er müßte Sie den in weiterer Unterredung freundlich dazu auffordern: dazu heben Sie Ihren Brief auf, wen man wieder verziehen hat, kan man schon den beleidiger hinterdrein sagen was man hätte thun können und es bleibt ihm doch noch eine gute Lehre. Ich hätte Ihnen gestern schon geschrieben aber ich bin bis Nachts Zehnuhr nicht allein gewesen. Leben Sie wohl bey den traurigen Wetter; vielleicht sehe ich Sie wo, ich gehe vielleicht zur Herdern.

v. Stein.

---

[60]) Der Teutsche Merkur 1789, I, S. 126—131: Naturlehre.

[61]) 1789, März, I, S. 252—256: Naturlehre. — Antwort.

[62]) Der Teutsche Merkur ist gemeint.

10. Knebel umwarb um diese Zeit Charlotte von Lengefeld und korrespondierte mit ihr. Als sich seine Freundin mit Schiller verlobte, fühlte er sich zurückgesetzt und in seinen Briefen trat eine Verstimmung ein. Während Schillers Anwesenheit in Rudolstadt schrieb ihm Charlotte v. Lengefeld am 5. Okt. 1789: «Unter anderem habe ich jetzt ‚Vogage du jeune Anacharsis' [63]); es läßt sich manches darüber sagen, aber so ganz erfüllt es meine Erwartung doch nicht» und fügt am 9. Okt. hinzu: «Nun leben Sie recht wohl, und gehen Sie in sich — und lassen bald von sich hören [64]).» Nach einigen unbekannt gebliebenen Briefen sendet ihr Knebel diese schwermütigen Zeilen:

Gewiß Sie haben meiner vergessen, und ich kann es Ihnen auch nicht ganz verdenken, denn ich gehöre gar wenig zu Ihrer Welt.

Mich hat das Schicksal noch nicht völlig so verwahrloset, daß ich aller Artigkeiten und Ihren lieben Umganges vergessen sollte; ein Glanz davon fällt zuweilen noch auf mein Herz.

Anacharsis liegt noch hier, und Sie haben ihn nicht erhalten. Vielleicht verdenken Sie mir's ein wenig, denn er ist, zumalen von Anfang herein, etwas schwer zu lesen.

Ich habe gewiß nicht die unreifsten Früchte auf diesen Bergen aufgesucht, und dennoch sind sie lange nicht süß genug für Sie. Nehmen Sie solche wie sie sind! Dieß Jahr ist überhaupt ein wenig sauer; mir kommt die ganze Welt nur halbreif vor.

Leben Sie wohl, und denken zuweilen meiner!

I.[64a]) d. 13. Oktober 1789

Knebel.

11. «Claudine von Villa Bella» ließ Goethe auf dem Weimarer Hoftheater festlich aufführen. Der Aufführung war der junge David Veit zugegen und lebhaft hat er darüber an Rahel geschrieben. Aus seinem Briefe erfahren wir, daß Goethe der Vorstellung ein Festmahl folgen ließ: «Goethe war den Tag äußerst vergnügt; er hatte traktiert, und zwar hiesige Professore und Latrobe und Schleusner [65]).» Auf diese Festvorstellung der Claudine bezieht sich das Einladungsschreiben, das in Goethes Anfrage der Maler und Kunsthistoriker Heinrich Meyer an einen uns unbekannten Adressaten sendete:

---

[63]) Jean Jacques Barthélemy: Voyage du jeune Anacharsis en Grèce. Paris 1788.

[64]) Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Leipzig 1856, S. 60—61.

[64a]) Jena.

[65]) Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Bd. II. Leipzig 1861, S. 144. David Jonathan Schleusner war Mediziner in Jena; über Latrobe vgl. Weimarer Ausgabe IV, Bd. 12, S. 395, wo auch Schleusner erwähnt wird.

Es ist mir der angenehme Auftrag gemacht worden Ihnen zu melden daß künftigen Sonnabend die Oper Claudine gegeben werden wird. Wenn es Ihnen nun gefällig seyn sollte an diesem Feste theil zu nemmen, so soll ich Sie im Nahmen unsers Gh. R. v. Goethe ersuchen mit den Ihrigen und Ihren Musikalischen Freunden Schleußner und Latrobe sich auf ein bescheidenes mäßiges Mittagsmahl bey guter Zeit hier einzufinden. Der Wirt würde sich doppelt freuen wenn Hr. Rath Hufeland[66]) und Frau nebst Hr. Hofrath Loder und Frau hievon benachrichtigt werden und die Gesellschaft mehren helfen wollten. Erhalte ich hierüber von Ihnen günstige zusagende Nachricht so wird man sich allenfalls bereit halten zehen Gäste zu Empfangen —.

Ihr ergebener Frnd u Dnr.

H. Meyer.

Weimar d. 27 May 1795.

12. Karl August Böttiger berichtet wie in vielen anderen Briefen auch in dem folgenden seinem Freunde Göschen in Leipzig[67]) über Weimarer Erlebnisse, klatschhaft über Goethe und Iffland, dessen Gastspiel er in einem dicken Bande beschreibt[68]). Wir erhalten durch diesen Brief einen Einblick in die Entstehungsgeschichte dieser bekanntesten seiner Weimarer Schriften, die ihm freilich nicht viel Dank erntete: Iffland lehnte die gekünstelte Ausdeutung seines intuitiven Spieles auf das entschiedenste ab[69]), Goethe schalt es «Flick- und Lappenwerk» (an Schiller 14. Nov. 1796) und der junge Tieck spottete darüber im «Gestiefelten Kater».

Weimar d 28n August. 96.

Mein innigstverehrter Freund!

Noch habe ich Ihnen für das kostbare Geschenk nicht einmal die Hand dankbar gedrückt, das ich in Begleitung Ihres letzten lieben Briefes erhielt. Der reellste Dank ist bekanntlich der, wenn ich der Welt sage, daß Deutschland durch diesen Vitruv[70]) um ein klassisches Buch reicher ist. Ich habe es eben in einer besonderen Anzeige im Merkur gethan[71]), die Sie am Ende des Septemberstücks finden werden, und ich

[66]) Gottlieb Hufeland (1760—1817), Professor der Jurisprudenz in Jena.

[67]) Vgl. L. Gerhardt: Schriftsteller und Buchhändler vor hundert Jahren. Karl August Böttiger und Georg Joachim Göschen im Briefwechsel. Leipzig 1911.

[68]) Entwicklung des Ifflandschen Spiels ist in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater, im Aprilmonath. 1796. Leipzig, bey G. J. Göschen.

[69]) Heinrich Schmidt: Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. Leipzig 1856, S. 90—94.

[70]) Des M. Vitruvius Follio Baukunst. Aus der römischen Urschrift übersetzt von August Rhode. Leipzig, Göschen. 1796.

[71]) Vgl. B.: Literarische Anzeige einer teutschen Uebersetzung des Vitruvius. — Der Neue Teutsche Merkur 1796, III. Bd., S. 108—111.

werde es auch in einem noch glänzendern Orte noch weitläufiger thun. Denn ich kann dieß mit gutem Fug und Recht. Der Vitruv ist ein Meisterstück, was Fleiß und Geschmack in schönsten Bunde gearbeitet haben. Es muß ein guter Artikel für Sie werden.

Wollte der Himmel ich könnte dieß mit eben so vollen Rechte von unsern würdigen Racknitz Geschmackdarstellungen[72]) in der A. L. Z.[73]) sagen. Unter uns: es sind im Texte und in den Zeichnungen fast unverzeihliche Fehler eingeschlichen, und in Menge. Göthe sprach vorige Woche mit einer . . . . . Wegwerfung in einer großen Gesellschaft in Jena davon, wobey auch beide Redakteurs der Alg. Lit. Z.[74]) waren, und unser Kraus[75]) hier macht sich auch öffentlich lustig[76]). Mache ich nun ein paar lobende Anzeigen in A. L. Z. so passirt sie einmal die Leiste der Redakteure, und tadeln mag ich doch auch nicht weil ich Sie und Racknitz, der mir erst vorigen Posttag einen herrlichen, herzlichen Brief geschrieben hat, viel zu lieb habe. Der Himmel gebe mir Klugheit, durch diese Klippen zu segeln[77])!

Hierbey erfolgt denn die erste größere Hälfte des Manuscripts über Ifflands Menschendarstellungen in Weimar[78]). Ich habe das Msct erst vor 8 Tage aus Hannover zurückerhalten, und warlich, was er hinzugesetzt oder weggestrichen hat, hätte er in einer Stunde thun können. Voraus sollten einige Nachrichten über sein dramatisches Leben kommen, die er mir selbst aufschreiben wollte. Aber davon schreibt der Evangelist nichts, sondern verspricht blos, er werde noch etwas nachschicken. Soll es zu Michaelis fertig werden: so darf der Druck keinen Tag länger anstehen. Ich kann also auf unzuverlässige Versprechen nicht länger warten. Die Einleitung von wenig Seiten, die ich am Ende selbst noch schreiben muß, kann anders paginiert werden. Also lassen Sie immer anfangen zu drucken. Druck, Format u. s. w. bleibt Ihren Ermessen völlig überlassen. Nur sorgen Sie dafür, daß es niedlich und nicht zu eng sey. Ein dutzend Exemplare für unsere Herrschaften auf Schweizerpapier muß ich mir doch in voraus bestellen. Die zweite Hälfte des Mscts erfolgt in 14 Tagen unausbleiblich. Denn ich kann sie Ifflanden nicht erst zuschicken, und will sie also nur erst ordnen und abschreiben.

---

[72]) J. Fr. Freyherr v. Racknitz: Darstellung und Geschichte des Geschmacks an Arabesken. Leipzig, b. Göschen. 1796.

[73]) Vgl. Allgemeine Literatur-Zeitung 1796. Jena-Leipzig, I, Sp. 821—824.

[74]) Gottfried Schütz (1747—1832) und Gottlieb Hufeland (1760—1817).

[75]) Maler und Kupferstecher Georg Melchior Kraus (1737—1806), dessen Dichtung und Wahrheit Buch XX gedenkt.

[76]) Goethe äußerte sich auch brieflich abfällig über die »Dresdner Geschmäcke« (an J. A. Meyer, 18. April 1796), »der Text sieht aus wie ein altes Heft eines Schulrectors von vor 20 Jahren« (an Meyer, 5. August 1796).

[77]) Goethe mißbilligte Böttigers Anzeige: »Wenn sie Ihnen zu Gesichte kömmt, werden Sie den Verfasser an den Katzenbuckeln und spanischen Reverenzen nicht verkennen, so wenig als an dem antiquarischen Nota bene, womit sich die Lobeserhebung schließt. Es bleibt also vor dießmal nichts übrig als das Unkraut noch einige Zeit wachsen zu lassen, bis das Schreckensystem gegen alle die Pfuschereien mit Nachdruck durchgesetzt werden kann« (an Meyer, 18. April 1796).

[78]) Den oben angegebenen Titel gab Göschen dem Werke; vgl. 26. Sept. 1796 an Böttiger. Gerhardt S. 23.

Ueberhaupt möchte ich an unsern Iffland schier irre werden. Mich hat er, am gimpflichsten ausgedrückt, leichtsinnig behandelt. Da hängt er mit Leib und Seele an der Familie Beck, die ihm nun auch nach Hannover nachgezogen ist. Unter den Deckmantel der Freundschaft benützt ihn Beck[79]), so gut er kan u. Iffland ahndet dieß nicht einmal, und opfert dieser Freundschaften seine schönsten Aussichten auf. Er könnte hier, wie ein Gott, herrschen und vergnügt seyn. Weil er aber durchaus Becks unter glänzenden Bedingungen mit engagiert wissen will[80]), und weder der Herzog noch sonst jemand Sinn für die Verdienste dieser Familie hat, die nur in Ifflands Kopfe existieren: so verschmäht er uns und die höchstannehmlichen Bedingungen, die ihm von hier gemacht wurden, auf eine Art, die ich nicht billigen kan. Doch dieß nur im strengsten Vertrauen unter uns. Virtuosi, capricci!

Unser Vater Wieland in Zürich[81]) hat unter den fröhlichen Genüßen zuweilen auch trübe Stunden, die ihm aber nur seine Einbildungskraft schafft. Jetzt weiß er erst, wie er recht aus der Schweiz herauskommen soll. Sie haben ihm doch wohl vor kurzem einmal geschrieben? In seinen letzten, nun schon 4 Wochen alten Brief beklagt er sich, versteht sich immer in seiner gutmütigen Art, über Ihr Stillschweigen.

Können Sie einem wackerem Mann mit Frau und 7 Kindern ein Stückchen Uebersetzerbrod verschaffen? Er kann fertig aus dem Französischen, das er fertig spricht, Englischen, Spanischen und Italienischen übersetzen u. hat von den meisten schon gedruckte Beweise abgelegt. Nur fehlt es ihm in hiesigen Gegenden an Connexionen. Er heißt Andreae privatisiert oder hunger vielmehr jetzt in Erfurt und war Regierungsassessor in Neuwied vor dem unglücklichsten und zerstörendsten aller Kriege. Er ist dabey ein sehr ehrlicher Mann und von den Pfaffenfürsten am Rhein häßlich gemißbraucht worden.

Lassen Sie mir bald etwas von sich hören! Mit unwandelbarer Freundschaft Ihr

Böttiger.

13. Bewunderung für Italien klingt aus dem Briefe, den Anna Amalia von der römischen Reise heimgekehrt, an Angelika Kauffmann schrieb. Die Großherzogin und Herder waren ebenso wie einst Goethe von der seltenen Persönlichkeit Angelikas befangen, von anderer Seite her berichtet Luise von Göchhausen: «diese Frau ist eine so schöne Seele, wie's wenige gibt, und durch die Liebe zu ihr wird man, glaub ich, besser. Sie hängt sehr an der Herzogin; gestern abend weinte sie die hellen Tränen bei dem Gedanken, daß auch die Freude der stillen Abende bei uns für sie einst verloren sein

[79]) Heinrich Beck, Ifflands Freund aus der Eckhoffschen Periode und dessen Frau Henriette, vgl. Hans Hundsen: H. Beck, Leipzig und Hamburg 1912, S. 30.

[80]) »Ich würde das sogar gleich sagen« — erklärte Iffland an Kirms (18. Oktbr. 1796) —, »wenn ich dort nur — nach allen angetragenen Modifikationen — einige Aussicht hätte, mit Becks zu leben«; E. Pasqué: Goethes Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863, S. 265.

[81]) Wieland besuchte im Sommer 1796 in Zürich seine mit Geßner verheiratete Tochter.

würde»[82]). Am 18. Juni 1790 kam Amalia in Weimar an; nach einiger Zeit gibt sie ihrer Freundin Nachricht:

Weimar d 25ten Juni —90.

Schon längst würde ich liebe Angelika Nachricht von mir gegeben haben, wenn die Reise und mein unstätes Leben mich nicht davon abgehalten hätten; da ich nun in Ruhe bin habe ich auch nichts eiligers als Ihnen beste Frau meine glückliche Ankunft bey den meinigen zu melden. Ich finde mich zwar wieder unter viele gute Menschen die ich liebe und die mir auch gut sind aber doch das zauberische Italien hält mich noch so fest daß ich mich noch nicht hier ganz wiederfinden kan. Ihr Gemählde liebe Angelika welches ich hier gefunden macht eine Epoque für Weimar, ich möchte nicht Ihre Bescheidenheit beleidigen wenn ich sagte wie sehr man Ihre Kunst und Verstand bewundert, über so etwas volkomenes muß man schweigen. Goethe wird Ihnen wohl darüber selber schreiben[83]). Mir ist es ein wahres Heiligthum und ein liebes Andenken von Ihnen und die beste u. schönste Erinnerung von denen glücklichen Tage die ich mit Ihnen in das schöne Rom zugebracht habe. Gedenken Sie zuweilen an diejenige die Ihnen ganz ergeben ist.

Ihre aufrichtige Freundin

Amalia

Mille Salute all' Sig.[84])

14. Der Brief, den das Goethe-Zimmer von Herders Hand verwahrt, ist ebenfalls an Angelika Kauffmann gerichtet; er enthält eine lobende Äußerung über Friederike Brun geb. Münter (1765 bis 1835), eine mit den Klassikern bekannte Schriftstellerin, an der Klopstock und Herder viel Gefallen fanden; doch Goethe verurteilte ihr intrigantes Wesen und die Oberflächlichkeit ihrer Schriften[85]). Herder empfiehlt sie seiner römischen Freundin zur freundlichen Aufnahme und aus dem Reisetagebuch der Friederike Brun erfahren wir[86]), daß Angelika dieser Bitte entsprach.

Weimar, den 10. Sept. 95.

Madame Brun, aus Koppenhagen, eine Frau von sehr glücklichen Talenten auch in der Dichtkunst von ungemein vielen schönen Kenntnissen und angenehmen Eigenschaften wünscht auf ihrer Reise nach Italien,

---

[82]) Rom, den 27. Dezember 1788. Vgl. Bode: Amalia III, S. 20.

[83]) Aus dieser Zeit ist kein Goethebrief an Angelika bekannt, doch in dem Briefverzeichnis steht: »12. Juli [1790] Angelika H. Bild. pp.« Weimarer Ausgabe IV. Bd. 9, S. 394.

[84]) Dazu der Umschlag: »An Madam Angelica« (Siegel). Von Angelikas Hand: »di S: A: la Sig. Duchessa di Saxe Weimar.«

[85]) Vgl. Brief an Schiller, 19. Juli 1795; an H. Meyer, 30. Oktober 1796; an Kirms, 2. April 1799 usw.

[86]) Tagebuch über Rom. Zürich 1800, Bd. I, S. 7—8.

in Rom der holden Angelika bekannt zu werden, u. wer hätte Rom mit Geschmack und Verstand sehen wollen, ohne Ihr bekannt zu werden?

Mad. Brun ist die Schwester des Doctor Münters, der vor einigen Jahren in Italien war, die Tochter eines sehr würdigen, vor einiger Zeit verstorbenen Vaters. Sie hat mich durch die Känntniße, die sie von Italien schon besitzt, erstaunt gemacht, und wenn das Klima ihrer Gesundheit vorteilhaft zutrift, wird sie daselbst für ihre ganze Lebenszeit einen intereßanten Aufenthalt in dem Jahre finden, das sie dort zuzubringen gedenket.

Erlauben Sie also, ewig verehrte Freundin, daß ich durch dies kleine Billet, den Mercurius in Ihrem Vorzimmer vorbei, bei Ihnen einführe. Nächstens wird Meyer[87]), der in wenigen Wochen von hier abreiset, mit einem längeren Briefe von mir erscheinen. Leben Sie aufs schönste wohl, holde Grazie der neueren Kunst u. sittlichen Schönheit. Meine Frau empfielt sich Ihnen aufs ergebenste. Sie haben uns ganz vergessen, da Sie so lange nicht schreiben; wir nicht also. Nochmals das beste Lebewohl u. an Ihren Zucchi[88]) meine Empfehlung.

Herder.

Ich weiß nicht, ob M. Brun auch nach Rom komt. Er soll ein sehr würdiger Mann seyn, ein Mann von vielem Vermögen u. großen Handelsgeschäften über halb Europa. — Nochmals das herzlichste Lebewohl.

15. Nach Italien führt uns auch Karl Ludwig Fernow, dessen Bedeutung für Weimar Goethe mit den Worten kennzeichnete: «Wenn ich mit ihm spreche, so ist mir's immer als käme ich erst von Rom» (an Schiller den 27. Nov. 1803). Fernow schreibt am Wendepunkte seines Lebens, vor seinem Eintritt in Weimar, indem er auf die bedeutenden Erlebnisse der letzten Jahre zurückblickt und dadurch wird sein langer Bericht zu einer aufschlußreichen biographischen Quellenschrift. Der Adressat des Briefes ist der preußische Ministerresident Wilhelm Otto Uhden (1763—1835)[89]), der als Wilhelm von Humboldts Vorgänger von 1798—1802 in Rom verweilte und hier mit Fernow verkehrte[90]). «Ich muß jetzt sehen — schreibt Fernow an Böttiger — wie ich den römischen Dante auftreibe; ich kenne keinen einzigen der ihn hat, als Uhden in Berlin. — Ich will an ihn schreiben[91])» und er wendet sich an seinen Freund in dem folgenden Brief:

Jena d. 17 Mai. 1804[92])

Schon öfter war ich im Begriff, Ihnen, wertgeschätzter Freund, nach meiner Rückkehr aus Italien zu schreiben, um das freundschaftliche Ver-

[87]) Heinrich Meyer.

[88]) Der Maler Antonio Zucchi war Angelikas Gatte.

[89]) Humboldt charakterisierte ihn in einem Briefe an Goethe (10. Dezember 1802). Vgl. Batranek: Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt. Leipzig 1876, Nr. 37.

[90]) Vgl. L. Gerhardt: Carl Ludwig Fernow. Leipzig 1908, S. 101, 113, 124.

[91]) Gerhardt S. 161.

hältniß, dessen ich mich in Rom zu erfreuen hatte, auch in Deutschland lebendig zu erhalten; aber immer kamen Hindernisse dazwischen, die mich wieder davon abbrachten[93]). Das stärkste derselben, welches seit jener Zeit meiner ganzen Thätigkeit sehr gestöhrt hat, so daß ich nur mit den größten Beschwerden meine nothwendigsten Geschäfte verrichten konnte, und selbst meine Correspondenzen in Rom, so wichtig sie mir waren, darüber vernachlässigen mußte, bestand in einer fortdauernden Unpäßlichkeit, seit den ersten Tagen, wo ich deutschen Boden betrat. In Chur, wo ich mit meiner Reisegesellschaft, die außer meiner eigenen kleinen Familie aus der Signora Keller[94]) mit ihrem jüngsten Kinde, und Hn. Riemer, dem Lehrer der Humboldtschen Kinder, bestand, drey Tage verweilte, und das Vergnügen hatte Madame Rascher kennen zu lernen, befand ich mich wohl; aber am Wallenstädter-See befiel mich ein Quartanfieber, welches ich aller angewandten Mittel ungeachtet die ganze Reise mit mir schleppen mußte und das mich auch den ganzen Winter hindurch nicht wieder verlassen hat. Erst seit 2 Monaten bin ich davon befreit, aber doch wohl nicht wiederhergestellt, denn statt seiner fand sich ein Gefolge anderer Übel, Leberverstopfung, Husten u. Rheumatismus ein, die mich noch mehrere Wochen lang geplagt haben, die aber nunmehr auch, bis auf das letztere, überwunden sind, so daß ich von dem Frühlinge und Sommer meine völlige Wiederherstellung erwarten darf. Glücklicher Weise werde ich mich auch während dieser Zeit in einer Lage befinden, von der ich den günstigsten Einfluß auf meine Genesung hoffe, und die ich in Jena unmöglich hätte haben können. Mein akademisches Leben, das ich unter diesen widerwärtigen Auspicien begonnen hatte, soll nur von kurzer Dauer seyn. Ich verlasse Jena in 14 Tagen um nach Weimar, als dem künftigen Orte meines Aufenthalts, zu gehen. Die verwittwete Herzogin daselbst hat mir, nach Jagemanns Tode[95]), die Bibliothekarstelle übertragen, die derselbe bei ihr bekleidete, eine Stelle, die fast gar keine Geschäfte mit sich führt, mir also fast alle Zeit zu eigenen Arbeiten frei läßt, und dabei mit mehr Gehalt verbunden ist, als ich je in Jena hätte erwarten können. Bei dem jetzigen Zustande der hiesigen Akademie, wo die Zahl der Studierenden, die sich sonst gegen 8—900 belief, auf 250 zusammengeschmolzen ist, habe ich um so weniger Bedenken getragen, die Stelle anzunehmen; und für den gegenwärtigen Augenblick war sie mir für meinen Gesundheitszustand besonders erwünscht; denn ich soll die Sommermonate bei der Herzogin in Tieffurth zubringen, wo ein gesunder ländlicher Aufenthalt, keine andere Beschäftigung, als die ich mir selbst auflege, und die tägliche Gesellschaft der Herzogin, Wielands, Einsiedels[96]) u. einiger anderer interessanter

[92]) Von Uhdens Hand hinzugefügt: »Beantw. d. 16. Jun. 4.«

[93]) Statt dessen schrieb Goethe an Uhden 17. September 1803: »Herr Fernow ist diese Tage angekommen mit einem Fieber, das er glücklicherweise in Weimar verlor. Ich wünsche daß dieser brave Mann sich bald bey uns völlig erholen und sich einer lebhaften Thätigkeit erfreuen möge.«

[94]) Gattin des Schweizer Malers Heinrich Keller. Vgl. A.D.B. XV, 1882, S. 580 bis 581 von Meyer von Knonau. Friedrich Wilhelm Riemer, Goethes Freund A.D.B. XXVIII, 1889, S. 559—564. Julius Wahle.

[95]) Christian Joseph Jagemann starb am 5. Februar 1804. Vgl. Allgemeine Literatur-Zeitung. Intelligenzblatt. Halle, Leipzig 1804, S. 248.

[96]) Friedrich Hildebrand von Einsiedel (1750—1828).

Menschen, die sich dort abwechselnd einfinden, mir eine sehr angenehme Existenz verschaffen werden, die auf meine Wiederherstellung nicht anders als wohlthätig wirken können. Meine Kräfte sind durch das lange anhaltende Fieber, und durch die anderen Unpäßlichkeiten so mitgenommen worden, daß ich jetzt nicht im Stande seyn würde, mich irgend einer anhaltenden Beschäftigung zu unterziehen. Sie sehen hieraus daß mir meine Zurückkunft ins theure Vaterland sehr übel bekommen ist, und wenn ich diesen Empfang vorhergeahnt hätte, würde ich mich schwerlich zur Rückkehr entschlossen haben. Indessen hoffe ich das Bessere von der Zukunft. Was ich in Jena zu finden hoffte, habe ich nicht gefunden. Die Reize des akademischen Lebens wirken nur auf die Jugend; sie sind verschwunden, wenn man in späteren Jahren und aus anderen Verhältnissen zu demselben zurückkehrt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß in diesen Centralpunkten aller wissentschaftlichen Kentnisse die Einseitigkeit und Beschränktheit eben so groß, und vielleicht noch größer sind, als unter anderen Ständen, die ausschließend nur einem Geschäfte leben und die alles nur in Bezug auf ihren engen Wirkungskreis beurtheilen. Wer sich gleich nach vollendeten Studienjahren dem akademischen Leben widmet und aus dem Stande der Lernenden sogleich in den des Lehrers übertritt, und Welt und Menschen nur in seinem Auditorium kennen lernt, wird sich in dieser Lage am besten befinden. Ich habe hier während meines halbjährigen Aufenthalts auch keine einzige nähere Bekanntschaft mit Lehrern der Akademie gemacht, weil mich kein einziger angezogen hat. Die einzige interessante Bekanntschaft und den einzigen Umgang habe ich in Voss[97]) u. dessen schätzbare Familie gefunden. Auch er lebt hier ganz von der akademischen Welt abgeschieden und hat mit niemand Umgang. Sein ältester Sohn[98]), ein junger Mann von etwa 20 bis 26 Jahren, ist jetzt nach Böttigers Abgang vom Weimarischen Gymnasium, als Professor bei demselben angestellt, Böttigers Stelle selbst aber ist noch unbesetzt[99]). Der junge Voss ist ein geschickter Philolog. Durch diese Anstellung wird der Vater, den man in Weimar sehr achtet, und an diese Gegenden zu fesseln wünscht, wahrscheinlich bewogen werden für immer hier zu bleiben. Er nimmt sehr thätigen Antheil an der hiesigen Allg. Lit. Zeitung, wie sie wohl bemerkt haben werden u. Göthe's Interesse an derselben wird dadurch zugleich mit rege erhalten und erhöht. Des letzteren Recension der Vossischen Gedichte ist selbst eine meisterhafte Dichtung[100]). — Vor 14 Tage habe ich Frau von Humboldt die kürzlich

---

[97]) Johann Heinrich Voss (1751—1826).

[98]) Johann Heinrich Voss der Jüngere (1779—1822). Das Goethe-Zimmer verwahrt einen hübschen Brief an Fouqué von seiner Hand (Heidelberg, 12. Jan. 1815). Der Satz: »Es geht mir mit Ihnen, wie mit den edlen Todten, Schiller, den ich 18 Monate, bis ich ihn mit zu Grabe trug, täglich sah; über den Menschen vergaß ich den Dichter«, ergänzt die Sammlung von Gräf: Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren (Reclam).

[99]) Vgl. Goethe an W. von Humboldt, 30. Juli 1804 (Weimarer Ausgabe IV, Bd. 17, S. 173).

[100]) Weimarer Ausgabe I, Bd. 40, S. 263—283. Diese Rezension ist auch eine gemeinsame Arbeit von Goethe und Voss dem Jüngeren.

aus Rom in diese Gegenden gekommen ist, u. gegenwärtig bei ihrem Vater in Erfurt aufhält, in Weimar, gesprochen. Es war mir äußerst interessant sie wieder zu sehen; sie war mir seit meiner Zurückkunft nach Deutschl. die erste Erscheinung aus Rom, u. war im Stande mir eine Menge Neuigkeiten zu erzählen, wodurch meine diesen Winter so sehr vernachläßigte Correspondenz mit römische Freunden mir einigermaßen ersetzt worden ist. Thorwaldsen fängt an Aufsehen in Rom zu erregen, u. Canova ahndet einen Nebenbuhler in ihm[101]). Er hat mehrere Bestellungen von Bedeutung erhalten, so daß er für 2 bis 3 Jahren mit Arbeit versorgt ist. Keller[102]) hat das Unglück gehabt, beim Einsteigen in das Fenster seiner Wohnung, zu der er den Schlüssel nicht bei sich hatte das Bein eines Schenkels oben nahe an der Hälfte durch einen Fall zu zerbrechen. Seine Frau hat ihm indessen in Zürich einen Sohn geboren, Reinhart[103]) befindet sich seit einiger Zeit in Neapel, wohin er zwei treffliche Landschaften für Heigelin verfertigt hatte, welche diesen veranlaßt haben, Reinhart selbst zu sich einzuladen; indessen hat seine Signora Nanna ihn gleichfalls zum Vater gemacht. Andere Neuigkeiten, die Sie vielleicht ehemaliger Verhältnisse wegen, interessieren könnten, werden Sie wahrscheinlich längst wissen. — Riemer, der ehemalige Lehrer der Humboldtschen Kinder, der mit mir zugleich aus Italien zurückkehrte, weil ihm das Klima in der Nähe der Fr. v. H. gefährlich zu werden drohte, ist seitdem als Lehrer bei Göthe's Sohn wo er eine sehr angenehme u. besonders für seine Individualität sehr lehrreiche u. nützliche Lage hat. Humboldts in Rom erlitten Unfälle daß er seinen ältesten Sohn in verwichenen Sommer verloren hat, werden Ihnen längst bekannt sein[104]). Fr. v. Humboldt geht in einigen Wochen nach Paris um dort ihre Niederkunft zu halten, die sie im Julius erwartet. Ein deutscher Arzt aus Hannover, Nahmens Kohlrausch[105]), der schon in Rom ein Jahr lang in Humboldts Hause gelebt u. sie jetzt auf ihre Reise nach Deutschland begleitet hat, wird sie auch nach Paris begleiten und dann im Herbst mit ihr nach Rom zurückkehren, wo er sich als ausübender Arzt niederlassen will[106]) . . .

. . . Göthe arbeitet jetzt seinen Götz von Berlichingen für die Bühne

---

[101]) Vgl. Just. Mathias Thiele: Thorwaldsens Leben (deutsch von Henrik Helms). Bd. I. Leipzig 1852, S. 82); Fernow: Über den Bildhauer Canova und dessen Werke. Römische Studien Bd. I. Zürich 1806, S. 11 ff. Antonio Canova (1757—1822) war zu dieser Zeit Verwalter aller Kunstsachen in Rom.

[102]) Der schon erwähnte Heinrich Keller. Vgl. Otto Harnack: Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Weimar 1896, S. 166 ff.

[103]) Johann Christian Reinhard (1761—1847). Vgl. Fernow: Sitten- und Kulturgemälde von Rom. Gotha 1802, S. 260. Goethe: Winkelmann, S. 344.

[103a]) Der dänische Konsul in Neapel.

[104]) Vgl. Goethe an Schiller, 17. September 1803, und R. Haym: Wilhelm von Humboldt. Berlin 1856, S. 214.

[105]) Den 1826 als Geheimer Obermedizinalrat verstorbenen Heinrich Kohlrausch charakterisiert W. von Humboldt in einem Briefe an Nicolovius: Briefe von W. von Humboldt an G. H. L. Nicolovius, hrsg. von R. Haym. Berlin 1894, S. 30—32, 76—77.

[106]) In einer längeren Briefstelle bittet jetzt Fernow: »die gütige Mittheilung ihres Dante auf 2 oder 3 Monathe«.

um[107]); ob die Originalität desselben dadurch gewinnen wird, werden wir zu seiner Zeit sehen; regelmäßiger wird er wohl werden; aber mancher kräftige derbe Zug wird dabei verloren gehen. Schillern haben Sie vielleicht in Berlin gesehen, wo er wahrscheinlich noch jetzt ist, wo ich dieß schreibe[108]). In Weimar habe ich zwei sehr interessante Menschen kennen gelernt, die Madame v. Stael u. Johannes Müller, die beide ebenfalls dort gewesen sind[109]). Auf der schnellen Rückreise der erstern nach dem Tode ihres Vaters habe ich auch den vielberühmten Hn. August Wilhelm Schlegel[110]), der sie als Lehrer ihrer Kinder begleitet, kennen gelernt, aber nur flüchtig. Ich sah ihn eine halbe Stunde bei Göthe im Garten.

Es würde mich außerordentlich freuen wenn mein jetziger Brief die glückliche Veranlassung zur Wiederherstellung der seit Ihrer Abreise von Rom unterbrochene Kommunikazion zwischen uns würde. Es kann dazu auch in Deutschland an Stoff nicht mangeln, und wenn auch bloß unsere nächsten Umgebungen ihn liefern müßten, so sind Berlin u. Weimar dazu allein schon interessant und ergiebig genug. Vor allem aber wünsche ich, wenn Sie mich mit einer Antwort erfreuen, von dem, was Sie Selbst zunächst betrifft von Ihrem und Ihrer lieben Frau Gemalin und der kleinen Carlotta Befinden Nachricht zu hören. Schon einigemal habe ich mich bei fremden die ich hier oder in Weimar aus Berlin zu sehen Gelegenheit hatte, nach Ihnen erkundigt, aber es waren zufällig Leute, die Sie bloß dem Namen nach kannten. Noch in Rom hörte schon daß auch Ihnen Ihr Aufenthalt in Berlin Anfangs nicht behagt habe; aber doch geht wohl jedem so der lange in Italien gelebt und dort das Glück einer völligen Unabhängigkeit so lange genossen hat, daß sie ihm zur Gewohnheit geworden ist. Diese findet er nirgends wieder. Nur die Gewohnheit kann uns endlich wieder in die zwangvollere deutsche Lebensweise uns fügen lehren; ich empfinde es auch noch oft genug, und habe es einmal der alten Herzogin frei herausgesagt, daß auch die geringste Abhängigkeit in Deutschland eine drückende Fessel für den ist, der lange in Italien ganz sich selbst gelebt hat; sie hat mir aber die Versicherung gegeben, ich solle bei ihr so frei als möglich seyn, und wenn wir nicht in Italien leben könnten, so wollten wir wenigstens recht viel von Italien sprechen und schon das ist eine Annehmlichkeit, daß mehrere derer Personen, die sie umgeben, in Italien gewesen sind. Ich wünsche zu hören, daß Sie jetzt zufriedener mit ihrer Veränderung sind, als im Anfange, wo die Kontraste immer hart auffallen. Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Frau Gemalin aufs beste und auch der kleinen Lotte, die sich vielleicht meiner noch erinnert. ich beharre mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit Ihr Fernow.

---

[107]) Vgl. G. Gräf: Goethe über seine Dichtungen II, 3, 1906, S. 51—63.

[108]) Schiller war seit 1. Mai in Berlin; am 17. Mai, als Fernow schrieb, wurden die Verhandlungen mit der preußischen Regierung entschieden.

[109]) Vgl. Goethe an Caroline von Humboldt, 25. Januar 1804 (Weimarer Ausgabe IV, Bd. 17, S. 32); an W. von Wolzogen, 4. Februar 1804.

[110]) A. W. Schlegel lernte durch Goethes Vermittlung Frau von Staël 1804 in Weimar kennen. Vgl. Goethe an A. W. Schlegel, 1. März 1804.

16. Der ungedruckte Wielandbrief des Goethe-Zimmers ist an jene «deutsche Fürstin» gerichtet, die wir zwar aus anderen Briefen Wielands kennen[111]), aber über deren Persönlichkeit noch nichts Genaueres bekannt geworden ist. Böttiger gab die Fürstin als eine verwitwete Fürstin von Neuwied zu erkennen[112]), doch Gotthold Klee berichtigte diese Angabe[113]), denn nach Seufferts unveröffentlichten Forschungen sei eine Prinzessin Solms-Ysenburg-Utphe die gesuchte Adressatin.

Weimar den 26. octob. 1807.

Gnädigste Fürstin,

Ihre Durchlaucht haben mein langes Stillschweigen mit so vieler zuvorkommender Güte und Nachsicht nicht nur entschuldigen, sondern sogar zu rechtfertigen gesucht, daß ich mich um so weniger scheue zu gestehen, die wahre Ursache desselben sey keine andere gewesen, als daß ich in Dero vorletzten gnädig. Handschreiben einen leisen Wink bemerkt zu haben wähnte, nicht wieder zu schreiben, bis ich entweder von Ihnen Selbst dazu aufgemuntert oder durch irgend eine bedeutende Veranlassung aufgefodert würde. Wie herzlich beklage ich, Verehrenswürdigste Fürstin, daß die erste Veranlassung, mich wieder mit einem Zeichen Ihres Andenkens zu begünstigen, ein Verlust seyn muste, den nichts in dieser Welt ersetzen kann, und der — auch nur nachdem, was Ih. Durchl. mir mit wenig Worten zu erkennen geben, zu urtheilen, jeden[114]) andern erlittnen Verlust unendlich überwiegt. Doch wohl Ihnen, daß selbst dieses schwerste aller Leiden Ihre große Seele nicht zu Boden drücken kann, und daß Sie, in einem Fall wo die wärmsten Freunde selbst nur leidige Tröster sind, in Sich Selbst finden, was nichts von Aussen kommende geben kann!

Es mögen, wenn ich nicht irre über 20 Jahre seyn, daß ich einen sehr liebenswürdigen, geistvollen und in seiner Classe sehr seltenen jungen Erbgrafen von Solms-Rödelheim und Assenheim persönlich kennen lernte. Wenn es eben derselbe ist, dem in der Folge das schöne Loos zugeteilt wurde, der Schwiegersohn Ihr. Durchl. zu werden, wie innig beklage ich den nun erfolgten traurigen Wechsel seines Glücks! Für Schmerzen dieser Art kenne ich nur ein einziges Linderungsmittel, wodurch sie erträglich, ja sogar zu einer Quelle der süßesten Gefühle werden können; und dies ist der Glaube — freylich ein enthusiastischer und begeisternder Glaube — daß die geliebte Person, die nun unsern äussern Sinnen auf ewig entzogen ist, in dem höherem Zustand, worin sie sich izt befinde, noch immer Theil an uns nehme, uns wiewohl unsichtbar, nahe sey, und sehe, höre, kurz noch immer in unmittelbarer geistiger Gemeinschaft mit uns stehe. Ich habe diese sonderbare, aber vermuth-

[111]) Die Briefe »an eine deutsche Fürstin« gab Wielands Sohn Ludwig heraus: Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Wien 1815, II, S. 82—227.

[112]) Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen. Leipzig 1819, S. 13.

[113]) Wielands Werke (Meyers Klassikerausgaben) Bd. II, S. 141.

[114]) Danach ein Wort gestrichen.

lich jeder zartfühlenden und eines gewissen Grades von sanfter Schwärmerey fähigen Seele natürliche Erfahrung — oder muß ich sie Selbsttäuschung nennen? — im Jahre 1801 u. 2 selbst gemacht[115]); und I. D. können das Nähere davon in der Euthanasia finden, wo das was Blandine und hernach Wilibald von S. 151 bis 159 erzählen[116]), meine eigene Geschichte ist. Ich halte es nicht für unmöglich, daß eine, dieser Art von Exaltation des Gemüths fähige Person, in einer großen Abgeschiedenheit von der Welt und einem gänzlichen Mangel an andern interessanten Verhältnißen, Zerstreuungen, Geschäften und zur Thätigkeit auffordernden Pflichten, sich mehrere Jahre lang in einer solchen innern Stimmung erhalten, und auf diesem Wege endlich zu einer glücklichen Art von Wahnsinn gelangen könnte. Mir, dem eine beständige und mit großer Aufmerksamkeit auf tausenderley andern Gegenstände des Denkens verbundene Geistestätigkeit Pflicht ist, war dies unmöglich. Die selige Täuschung verlor sich, nachdem sie über ein Jahr gedauert hatte, unvermerkt, und vielleicht war es hauptsächlich der Wunsch, mich selbst dieses Verlusts wegen zu trösten, was mich in der Folge zu den Vernünfteleyen antrieb, die[117]) ich im 2ten und 3ten Gespräch der Euthanasia meinem Repräsentanten Wilibald in den Mund legte, und welche freylich einer zärtlichen Mutter, die vor kurzem die liebenswürdigste Tochter verlor, eben so wenig wohlthätig seyn könnten, als Musik (und wenn es auch die schönste Sinfonie von Mozart wäre) einem von heftigen Schmerzen gepeinigten Ohr. Ich finde also sehr natürlich, Gnädigste Frau, daß Sie in Ihrer dermahligen Lage nichts mit der leidigen Euthanasia zu verkehren haben wollen; und doch kann ich mich nicht reuen lassen, meine Zweifel in dieser kleinen Schrift mit einer anscheinenden Selbstüberzeugung vorgetragen zu haben; wenn es auch nur die (wiewohl) schwache Hoffnung wäre, mich noch bey meinem Leibesleben gründlicher widerlegt zu sehen, als es von einem gewissen wackern und wohlmeinenden Landpfarrer im Durlachischen vor einiger Zeit geschehen ist[118]). Wäre ich nicht in einer langwierigen und eine beständige Anstrengung aller meiner noch übrigen Geisteskräfte erfordernden Arbeit begriffen, so könnte ich leicht versucht werden, mich in einem 2ten Theil der Euthanasia selbst zu widerlegen. Auch mich hat das traurige Loos der lange Lebenden betroffen, daß ich den Theil derer, die mir die liebsten in der Welt waren, überleben muste.

Wie sollte ich nicht wünschen, sie alle in einem reellen, nicht poetischen Elysium wiederzufinden, und die Verbindungen mit ihnen fortzusetzen, die das Glück meines Erdenlebens ausmachten? Wenn mir Jemand für das Gegentheil von Wilibalds Behauptungen nicht einmahl stärkere, sondern nur gleich starke Gründe vorlegen wollte, wie höchlich würde ich ihm verbunden seyn!!

Sie vermuthen, Gnädigste Fürstin, daß mir die Wiederverheurathung

---

[115]) Am 9. November 1801 starb Wielands Gattin.

[116]) Wieland zitiert nach der Erstausgabe: Euthanasia. Drey Gespräche über das Leben nach dem Tode. Leipzig 1805, bey Georg Joachim Göschen.

[117]) Vorher ein Wort gestrichen.

[118]) A. H. Schott: Disquisitio argumentorum de immortalitate animi in Wielandi Euthanasia expositorum. Tubingae 1807.

der Madame Mohn schon bekannt sey. Ich wuste kein Wort davon; denn durch den Tod meines Freundes Kraus[119]) habe ich den einzigen verloren, von dem ich von Zeit zu Zeit aus den dortigen Gegenden Nachricht erhielt. Was aus den Papieren u. der Correspondenz unsrer verewigten Sophie L. R.[120]) worden ist, weiß ich eben so wenig. Ich würde deßwegen an ihren Sohn Carl La Roche geschrieben haben, wenn ich wüßte wo und was er dermahlen wäre.

Unsre Herzogin Amalia war eine deutsche Fürstin wie es wenige gab. Sie hatte große Verdienste um Weimar, und auch ich habe viel an Ihr verloren. Sie hatte keine schwache Seele; aber ihr Körperbau war nicht stark genug, von so harten Schlägen, als das Schicksal in Ihrem lezten Jahre auf Sie that, nicht zertrümmert zu werden. Ihre Durchl. fragen, ob keine ähnliche Zeichnung von ihr zu haben sey? Ich weiß keine. Sie ist oft gemahlt, nie recht getroffen worden. Man hätte ihre Augen müssen mahlen können, und das hätte Titian selbst nicht gekonnt. Es waren die Augen von Friedrich dem Großen[121]). Werden Sie mir, Theuerste Fürstin, einen ähnlichen Wunsch zu Gnaden halten? Schon eine gute, d. i. scharf und wahr gezeichnete Silhouette von Ih. Durchl. würde mich sehr glücklich machen. In Ermanglung dessen hilft eine Stelle Ihres letzten Briefes meiner Einbildungskraft nach, um sich die Physionomie[122]) der Frau, die so denkt, so fühlt, so handelt und im schmerzlichsten Verlust Trost in den neuen Pflichten, die er Ihr auferlegt, findet, wo möglich zu idealisieren — Aber ich sehe daß mein Blatt voll ist und kaum noch Raum hat, um mich aus der Fülle des Herzens unterzeichnen zu können, Ihrer Durchlaucht

aufrichtiger Verehrer und gänzl.

zugeeigneten Diener

Wieland.

17. Im Sommer 1813 verweilte Goethe in Teplitz und vollendete in arbeitsfreudiger Stimmung größere Teile von «Dichtung und Wahrheit». Die fertigen Bogen sendete er an Riemer, der die Handschrift einer letzten stilistischen Feile unterzog[123]). In dem folgenden an Knebel gerichteten Briefe berichtet Riemer über das zuletzt empfangene Manuskript, das ihm Goethe den 20. Juni aus Teplitz sendete, daß er damit «nach grammatischen, synthaktischen, und rhetorischen Überzeugungen» verfahre.

---

[119]) Georg Melchior Kraus, schon von Böttiger erwähnt, starb 1806 in Bertuchs Hause. A.D.B. XVII (1888), S. 106.

[120]) Vgl. über La Rochens letzten Brief: Auswahl denkwürdiger Briefe S. 92. Sie starb den 18. Februar 1807.

[121]) Anna Amalia war bekanntlich die Nichte Friedrichs des Großen.

[122]) Das Wort ist unterstrichen, vorher ein Wort gestrichen.

[123]) Vgl. Kurt Jahn: Goethes Dichtung und Wahrheit. Halle 1908, S. 174 u. 221.

Weimar d 17 July 1813.

Ein paar so eben angekündigte Rasttage in unsern Schulgeschäften setzen mich in die erwünschte Stimmung, um Ihre freundliche Zuschrift, verehrtester Herr Major, mit mehr Heiterkeit zu erwidern.

Zuerst nehmen Sie den schönsten Dank von mir für das sehr antik gesinnte und gebildete Poem, und insbesondre für das neugewendete Oftgleichniss vom Regenbogen. In diesen Zeiten, wo es zwar Rhythmus genug, aber keine Poesie giebt, ist jede Erscheinung, worin beydes verbunden ist, ein Erquickliches. Möge die Muse Ihnen solche Xenien öfter zurücklassen, und Sie nur dieselben so freundlich mittheilen wie die Frau in Evangelio den gefundenen Groschen: denn es ist wirklich ein Gefundenes.

Leider verscheuchen die bösen Trommeln sehr viel; bey mir auch den Schlaf, da ich sie alle Morgen aus der ersten Hand habe, wenn sie um 4 Uhr aufwachen; und auch sonst vergeht mir die Lust, mich sehr im Freyen umzusehen. Denn die Allgegenwart dieser Herrn der Erde kündigt uns auf unsern Spaziergängen und Straßen auch noch einem Sinne an, der bisher beyden Sachen neutral geblieben war, und alle Linden- und Blumengerüche sind nicht im Stande diese Ankündigung zu überschreien. Man hält sich also zu Hause, so viel man kann und sucht in den Studien ein völliges Vergessen alles Aeussern, wenn auch nur auf kurze Zeit. Dazu kommt, dass ich wirklich viel zu thun habe, wiewohl ich mich deshalb glücklich preisen sollte: denn die meiste Hypochondrie der Zeit kommt doch aus der Unthätigkeit her, und daß man meynt man könne die Dinge durchs Reden gewältigen u. gleichsam besprechen. — —

Der Geheimrath ist sehr fleissig im Briefschreiben. Seine Familie erhält fast wöchentlich Briefe, u. mir selbst hat er zweymal geschrieben [124]). — Nun hat er auch zwey Bücher seines 3ten biographischen Bandes[125]) an mich geschickt, u. ich denke, dass wir bald mit dem Druck werden anfangen können. Ohne etwas von den Sachen zu verrathen kann ich doch sagen, dass sich die Daten immer mehr drängen u. häufen, u. dass eine grosse Catastrophe, die mir selbst noch nicht bekannt ist, diesen Band schliessen müsse. Ihre Grüsse u. das Gedicht werde ich mit erster Gelegenheit ihm übersenden.

Der Abschied Ihrer vortrefflichen Fräulein Schwester[126]) hat mich auch um Ihretwillen bewegt, da ich weiss, wie viel Sie Ihnen zu allen Zeiten und zumal in den jetzigen gewesen ist, wo immer einer nach dem andern sich weggeschlichen hat. Die jetzige Jugend weiss nicht was ihre Väter glücklich gemacht hat, u. was sie denn eigentlich vermissen, nur die Enkel werden erst inne werden und unsre Zeit bis 1800 wie eine vorweltliche und antinoachische in Mährchen besingen. Um so näher muss ein Verlust schmerzen der einen Theil unsers eigenen Lebens dahin nimmt.

Möchte nur der Geheimrath nicht allzulang in Töplitz verweilen u. sich wenigstens gegen Ende August in Jena einfinden. Es wäre schön, wenn

[124]) Vgl. Goethe an Riemer, 20. Juni 1813, 30. Juni 1813.

[125]) Nämlich das XI. und XII. Buch.

[126]) Henriette von Knebel starb den 19. Januar 1813. Vgl. Hugo von Knebel Doeberitz: Karl Ludwig von Knebel. Weimar 1890, S. 131.

wir in Erinnerung alter Zeiten uns dann gemeinschaftlich bey Ihnen einfinden und gegenseitig aus u. eintauschen könnten. Es waren anmuthige Zeiten, u. da sie mehr aus unsern Gesinnungen und Stimmungen denn aus der Umgebung resultierten, so müssten sie wieder herzustellen seyn, wenn wir wieder zusammen kämen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie in diesem Sommer zu besuchen, ob ich gleich nichts versprechen mag, da ich das Unglück habe durch versprechen zum Lügner zu werden.

Hier ist alles sehr leer: wer reisen konnte, ist verreist u. wer geblieben ist, sieht sich doch selten, da Weimar ohne Theater fast gar keinen Vereinigungspunkt hat. Von andern kann ich also so gut als gar nichts sagen. Dazu komt, das Masern u. Scharlachfieber grassieren, so daß man vor Ansteckung theils selbst theils andere bewahren muss. Der Himmel erhalte Ihnen die unschätzbare Gesundheit u. den guten Humor, der Sie auszeichnet. Empfehlen Sie mich den theuren Ihrigen u. erhalten mir Ihr freundliches Wohlwollen.

Ihr ganz ergebener

Riemer.

18. Goethe hielt durch häufige Besuche die Jugendfreundschaft, die ihn mit Knebel verband, auch im Alter aufrecht. Als er 1818 zum wiederholten Sommeraufenthalt nach Karlsbad fuhr, versäumte er nicht, sich bei Knebel zu verabschieden. Knebel berichtet darüber in einem Briefe, dessen Adressat, einer seiner Jenaer Freunde, nicht näher zu bestimmen war.

Dienstag früh den 16. Juli. [1818].

Tausend Dank, lieber Freund für alle Güte und Geduld die Sie mit mir haben! Ich hatte Sie schon jeden Tag in Ihrem schönen Garten besuchen wollen, aber die nasse widrige Witterung widerräth mir, mich vom trocknen Boden meines Zimmers zu weit zu entfernen. Ich sehne mich, etwas von Ihnen und Ihrer lieben Familie zu sehen.

Daß Sie Sich schon ein paarmal durch die Gesellschaft die mich besuchte von meiner Wohnung haben zurückschrecken lassen, bedauer ich sehr. Ich lebe so ziemlich einsam, aber die Umstände gebieten es doch zu weilen, die Menschen, die mich besuchen wollen, zu sehen.

Das zurückgelassene Scriptum von Minister W. übersende ich wieder mit dem verbindlichsten Dank.

Dieser Minister ist ein heller Kopf und er drückt sich auch, wie mich deucht wohl aus. Es ist gut, daß die Wahrheit durch solche Männer ans Licht kommt.

Indessen kommt es mir doch auch vor, daß er manche Sachen, z. B. mit Preussen, zu braun hingestellt hat: doch ist es dis gut für seinen Monarchen, dem man den Teufel nicht schwartz genug malen kann.

Eigentlich hat Göthe bei seinem Hiersein in dis Schreiben zu sehen gewünscht, doch da er nicht hier ist, und er auch, wie ich höre, in diesen Tagen nach dem Bad abreisen wird[127]), so würde ich es ihm ohne Ihre

[127]) Nach seinem Tagebuch war Goethe am 1. Juli 1818 in Jena und nahm von Knebel Abschied. Am 26. Juli kam er in Karlsbad an.

Erlaubniß, nicht schicken. Würdig ist indessen dieses Scriptum, daß es aufbewahrt würde.

Ich übersende Ihnen hier ein Stück Quarterley Reviews[128]), das viel Interessantes für mich gehabt hat. Man kann dergleichen in einer fremden Sprache nicht so schnell lesen, als gewöhnliche Dinge; deshalb hab ich auch das Stück länger zurückhalten müssen. Es ist viel gutes und verständiges darin.

Noch lege ich ein Gedicht von meinem jetzigen Freund den Prof. Meister in Breslau[129]), als Beilage bei. Sie werden darin den derben wackern Mann erkennen. Ich erbitte mir es wieder.

Sobald der Himmel den trüben Vorhang etwas längere Zeit zurückrückt, so komme ich zu meinem werthen Freunde, und erfreue mich an Ihm und den lieben Seinigen. Knebel.

19. Auch Frau von Stein blieb mit Knebel in freundschaftlichem Verkehr. Der folgende Brief ist ihr letzter an Knebel; sie schrieb ihn schon in schwerer Krankheit, kurz vor ihrem am 6. Jan. 1827 erfolgten Tode nieder und dankte darin für die «Lebensblüten», die ihr Knebel, selbst krank, mit Früchten aus seinem Garten übersandte.

den 16^{n} Sept: 1826

Verehrter Freund!

Tausend Dank für die Lebens Blüthen[130]), ich hatte schon lang zu meiner Erquickung aus der Schale genommen, mit der Großherzogin werde ichs besorgen. Für die süßen Trauben sage ich auch den schönsten Dank und freu mich besonders daß Sie sie selbst holen konten. Der lieben Frau und meinen lieben Pathen grüß ich freundlichst. Wen Sie unter die oracles doppelte nummern haben so bitte sie zurück zu senden.

leben Sie wohl verehrter Freund meine Kräfte sind erschöpft.

v. Stein.

20. Diesen Weimarer Briefen fügen sich noch zwei Schreiben von den Führern der älteren Romantik an, in deren Interessenkreis der alte Goethe getreten war. Ihre Briefe empfing der Vorstand jenes Heidelberger Verlagshauses «Mohr und Zimmer», bei dem die bedeutendsten Werke der älteren und jüngeren Romantik ans Licht getreten sind. Friedrich Schlegel schreibt aus Köln, kurz vor seiner am 16. April 1808 erfolgten Konversion, als sein Werk «Über die

---

[128]) Goethe rezensierte bekanntlich diese Zeitschrift: The Foreign Quarterly Review, Nr. 1. Juli 1827 (W. A. I, 42, 2, S. 86 ff.); Knebel erwähnt sie in dem Briefe an Charlotte von Schiller vom 10. Juni 1817. Vgl. Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Leipzig 1849, Bd. III, S. 379.

[129]) Johann Christ. Friedrich Meister (1758—1828), Rechtsgelehrter, war bis 1819 Professor in Breslau. Vgl. A.D.B. XXI, 1885, S. 260, Teichmann.

[130]) Lebensblüten. Erstes Heft. Jena 1826.

Sprache und Weisheit der Indier» im Erscheinen war, August Wilhelm Schlegel aus Paris über die zweite Auflage seiner Vorlesungen «Über dramatische Kunst und Literatur».

Kölln den 18ten Febr 1808.

Hochgeehrter Herr,

Mit dem größten Vergnügen empfing ich gestern den ersten Bogen von der Schrift über Indien[131]); der mir um so mehr Freude, da der Druck so geschmackvoll u. elegant ausgefallen ist.

Statten Sie dem Hn. Prof. Wilken[132]) meinen vorläufigen verbindlichsten Dank ab, daß er so gütig war die Bemühung der Correktur zu nehmen. In Rücksicht der persischen Worte wäre also meine Besorgniß nun gänzlich gehoben. Dagegen sind doch in diesem ersten noch einige andere u. zwar bedeutende Fehler. — Wollen Sie also hinführ mir keine Bogen zur Revision mehr schicken, so bitte ich wenigstens die Aufmerksamkeit der ersten Correktur zu verdoppeln. Können Sie mir aber, ohne daß dadurch Aufenthalt entsteht, noch einen Bogen zum Beweise daß meine Revision unnöthig sei, so soll es mir desto lieber sein.

Um das doppelte Porto zu ersparen schicke ich nicht den Bogen selbst sondern nur das Verzeichniß der Druckfehler, die ich zu verbessern bitte.

Die Vorrede wird noch heute abgeschrieben und dann gleich übersandt. Doch mag ich mit der Zurücksendung des Druckfehler Verzeichnißes des ersten Bogens nicht darauf warten. —

Die Sendung von 13ten Februar (Recens. von Müllers Vorlesung über Litteratur[133]) werden Sie hoffe ich richtig erhalten haben.

Die Recens. der Fichteschen Schriften[134]) ist zwar schon weit vorgerückt und wird bald erfolgen; daß das Mscrpt aber noch am 20ten abgehen sollte, ist nicht möglich. Ich war seit 3 Wochen mit Zahnweh, Kopfweh oder mit den Mitteln dagegen sehr unangenehm beschäftigt.

Lassen Sie die Ankündiung des Werkes über Indien doch gefälligst auch in das erste theolog. philosoph. Heft der Heidelberger Jahrbücher einrücken, nicht bloß in das aestetische[135]), da der Inhalt der

---

[131]) Ueber die Sprache und Weisheit der Indier . . . Heidelberg 1808, bei Mohr und Zimmer.

[132]) Der Geschichtschreiber nnd Orientalist Friedrich Wilken war 1808 Professor in Heidelberg. Vgl. Adolf Stoll: Der Historiker Friedrich Wilken (Progr. des Friedrich-Gymnasiums zu Cassel). 1894, S. 19 ff.

[133]) Vorlesungen über die Deutsche Wissenschaft und Literatur von Adam Müller. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage Dresden 1807. Die Rezension ist abgedruckt: Heidelberger Jahrbücher der Literatur. I. Fünfte Abth. 1808, S. 226—244.

[134]) Reden an die deutsche Nation. Die Rezension befindet sich ebd. II, 1809, S. 2—19.

[135]) Die Ankündigung steht Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher 1808, Nr. III, S. 26—30.

Schrift sich auf jene Gegenstände eben so sehr bezieht als auf Litteratur, und manche der theologischen Orientalisten viell. sich nur jenes Heft halten. Empfehlen Sie mich Herrn Hofr. Creuzer zu geneigten Andenken. Mit größter Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

Friedr. Schlegel.

Es versteht sich daß die Recension des Stollbergisch. Werks unmittelbar nach der des Fichte erfolgt; die letzte spätestens in acht Tagen. —

Sie vergessen doch nicht, mir ein Exemplar von dem ersten aesthetisch. Hefte so bald der Druck vollendet, zukommen zu lassen? —

P. S. Ich bat H. Mohr unterm 26ten Januar mir wenn es ein könnte noch irgend ein von Ihnen selbst zu bestimmende Summe bis auf weitere Berechnung zu übermachen. Es würde mir sehr angenehm sein wenn dieß nun geschehe. Ich denke die Masse meiner Beiträge zu den Heidelb. Blättern wird bis zur Ostermesse noch ganz beträchtlich anwachsen. — —

1808 Cölln

18. Febr. Fr. Schlegel.

Paris d. 24.ten Febr. 1817.

Ew. Wohlgebohren,

bitte ich gütigst zu entschuldigen daß ich so lange mit einer Antwort im Rückstande geblieben bin. Ich habe mir oft vorgenommen, Ihnen zu schreiben, aber unter so manchen Beschäftigungen und Zerstreuungen, welche der hiesige Aufenthalt mit sich führt, ist es immer von einer Woche zur anderen verschoben worden, u. ich hoffe um so eher Ihre Nachsicht, da ich eigentlich nichts dringendes zu schreiben hatte. Vor einigen Tagen habe ich die Probebogen von der neuen Ausgabe meiner Vorlesungen[136]) erhalten. Es muß im französischen Postwesen eine Änderung gemacht seyn, daß nämlich gedruckte Sachen eben so theures Porto bezahlen als Briefe von gleichem Gewicht. Die sieben Bogen haben mir 11 Franken Postgeld gekostet. Ich erinnere dieß nur für die Zukunft. Es war mir wichtig die Probebogen zu sehen, aber die Recension von Hrn. Müller so viel Verdienst sie auch an sich haben mag, hätte ich bis zu meiner Rückkehr in der Schweiz entrathen können. — Meine Beurtheilung des Niebuhrschen Werkes, deren Absendung mir Ew. Wohlgeb. längst meldeten, habe ich niemals erhalten. Vermuthlich ist sie an der Gränze liegen geblieben. Nun ist es zu spät, um einen neuen Versuch zu machen, u. ich bitte, die besonders abgezogenen Exemplare, wenn Ew. Wohlgeb. deren noch haben, mit der nächsten Büchersendung nach Coppet zu fördern.

Ich habe die erste Ausgabe meiner Vorlesungen nicht hier, um eine Vergleichung zwischen den Druck beyder anstellen zu können. Doch die Sorgfalt für das Äußere bleibt Ew. Wohlgeb. ganz überlassen.

[136]) Ueber dramatische Kunst und Litteratur . . . Zweyte Ausgabe. Heidelberg bey Mohr und Winter 1817.

Nur kann ich nicht umhin, genaue Correktur auf das dringenste zu empfehlen. Es haben sich ein paar kleine Druckfehler in die neue Vorrede, u. einer sogar in den Titel eingeschlichen. Ich bemerke sie auf einem besonderen Blättchen. Sollten Ew. Wohlgeb. in irgend einem Fall Kartons nöthig finden, so bitte ich immer Doppelblätter zu nehmen, da einzelne Blätter sich nur unbequem einsetzen lassen. Ich setze voraus, Ew. Wohlgeboren werden das Buch nur geheftet u. die drey Bände zusammen ausgeben.

Ich sehe mit Vergnügen, daß die Heidelb. Jahrbücher fortgehen. Wer wird sich in Zukunft der Herausgabe unterziehen, da Hr. Prof. Wilken[137]), wie ich höre, nach Berlin geht, oder vielleicht schon dahin abgegangen ist? Im nächsten Frühling werde ich Ihnen gewiß wieder Beyträge liefern. Unter andern wünsche ich die neue Ausgabe von Hrn. von Humboldts Monumens Américains[138]) anzuzeigen.

Ew. Wohlgeb. haben schon vorausgesetzt, daß Frau v. Staël auf Ihren letzten Vorschlag nicht eingegangen ist. Ein Buch in Commission zu geben, entschließt man sich meistens nur dann, wann es beträchtliche Auslagen fodert und nur einen langsamen Absatz verspricht; hier aber findet gerade das Gegenteil Statt. Frau von Staël wird sich wohl auf Verträge mit einem französischen Buchhändler beschränken, u. dem letzten die Verbreitung des Buches in Deutschland u. im Norden überlassen.

Die beyliegend verzeichneten Bücher bitte ich Ew. Wohlgeb. so fern sie nicht in Heidelberg vorräthig sind, mit Leipziger Meßgelegenheit kommen zu lassen, u. mir alsdann nebst dem, was etwa sonst für mich eingelaufen, oder was die Ostermesse an Fortsetzungen geliefert, auf die wohlfeilste Weise nach Coppet zu fördern. Ich werde vermuthlich bis gegen die Mitte Aprils hier bleiben, u. also kann eine Antwort von Ew. Wohlgeb. mich noch bequem hier erreichen. Alle etwaigen Vorschläge für die Zukunft und sonstige Geschäfte verspare ich bis zu meiner Rückkehr in der Schweiz.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

A W. v. Schlegel.

(Rue Royal No. 6.)

Meine Vorlesungen sind vortrefflich ins Englische übersetzt worden[139]), und jetzt kündigt man mir eine Italienische Übersetzung an.

Sollte wohl irgend ein deutscher Buchhändler geneigt seyn mein Bildniß im Kupferstich in Verlag zu nehmen? Ich könnte ein wohlgeratenes Oelgemälde dazu herleihen, der Stich würde durch einen hiesigen

---

[137]) Wilken, der die Herausgabe der Heidelberger Jahrbücher leitete, schied zu Ostern 1817 von Heidelberg. Vgl. Stoll a. a. O. S. 34.

[138]) Alexander de Humboldt: Vues de Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amerique. Paris 1816.

[139]) A Course of Lectures on Dramatic Art and Literatur . . . Translated from the Original German by John Black, London.

Kupferstecher am besten und zu einem billigen Preise unter den Augen des Mahlers besorgt werden[140]).

21. Anhangsweise füge ich ein Verzeichnis der bereits in Druck erschienenen Briefe an, deren Handschriften sich im Goethe-Zimmer befinden:

Einsiedl, Hildebrandt Freiherr v.: Zwei Briefe an Knebel, gedruckt: K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt: K. L. Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel B. I. Leipzig 1840, S. 236 bis 238, 253.

Goethe-Textor, Katharina Elisabeth an Unselmann; Albert Köster: Die Briefe der Frau Rath Goethe. B. I. Leipzig 1904, S. 165 bis 166.

Goethe-Vulpius, Christiane an Nicolaus Meyer. Aus Meyers Nachlaß wurde der Brief bereits abgedruckt; Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—1831. Leipzig 1856, S. 93—94. Mag die Publikation in sonsten unzuverlässig sein, die Mitteilung des Briefes ist richtig. In der neuen Sammlung: Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer, Straßburg 1887 (S. 1), konnte der Verbleib des Briefes nicht ermittelt werden.

Knebel, Carl Ludwig an K. A. Böttiger: K. L. Knebels literarischer Nachlaß III. Leipzig 1836, S. 36—37.

Körner, Christian Gottfr. an Schiller; Goedeke: Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers, Leipzig, 2. Ausgabe, II., 1874, S. 121. Zu berichtigen: Humbolden (zweimal); schreibe ich, Lebewohl Dein Körner (fehlt).

Richter, Jean Paul an Renate Otto; J. Fr. Täglichsbeck: Jean Pauls Briefe an eine Jugendfreundin, Brandenburg 1858, S. 62—64.

Schiller, Friedrich: Fritz Jonas: Schillers Briefe B. V., S. 390 bis 391; an Christ. G. Körner 15 Juni 1798: «Handschrift?» S. 561. Zu berichtigen: «Hie die letzten Horen, nebst dem Gelde für die Schuhe. Leb recht wohl. Herzlich umarmen wir euch alle» (fehlt). — B. VI., S. 335—336 an Christ. G. Körner 21. Januar 1802.

Schiller-Lengefeld, Charlotte an F. Stein; Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. B. II., Leipzig 1849, S. 183—185.

Wieland, Christoph Martin an Johann Heinrich Merck: Dr. Karl Wagner: «Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen». Darmstadt 1835, S. 119—121. Daraus sind Teile abgedruckt von Kurt Wolff: «Johann Heinrich Mercks Schriften und Briefwechsel.» Leipzig 1909, B. I., S. 100. Berichtigungen: W. 21 (statt Weimar den 21); Herr (st. Hr.); Eisenach, sichs (st. sich's); gedacht als, grossen (st. großen);

[140]) Von der Hand des Empfängers: »A. W. Schlegel in Paris d. 24. Feb. 1817.«

wenig! — Doch; Vorwürfe! — Der; allem; Anders; nichts; Merkurs (st. Merkur); euren (st. Euren); mirs (st. mir's); zurufen — mehr; Rezensionen. Das; sey (st. sei); izt (st. jezt); lieber Merck (st. l. M.); Mannheim; und izt diese (izt fehlt); kan (st. kann); übriges (st. Übriges); seh ich; Christliche; lieber Herr und Freund; möcht ich; schreyen; lieber Herr; niemand; ich — ich; ists, nachts; werden. Entschuldigen Sie dies schändliche Geschmiere ich kann izt nichts bessres von mir geben. Sie sehen was es für ein Effekt auf mich macht, daß mir die heutige Post wieder kein Wörtchen von Ihnen gebracht hat. Lassen (fehlt); Weimar den 21. 8br 77 Wieland (fehlt).

Die Goethebriefe der Sammlung gaben erst vor kurzem (1912) Ergänzungen für die Weimarer Ausgabe und darum sind es nur wenige Zeilen, ein ungedrucktes Konzept, das ich hier nachtragen kann:

Aufträge

Carus[141]) Lehrbuch.

No. 1. den 15ten Abends noch bei Walz bestellt
2. Prof. v. Münchow[142]) wegen Baulichkeit.
3. Prof. Hand[143]), wegen dem Collegen über Alterthümer.
4. Akademische Bibl. wegen Vollendung der Baulichkeiten
5. Akademische Bibl. wegen Vorseien der Baulichkeit.
6. Graben hinter der Brauerey.

Jena
den 15ten April G.
1816.

Das weitere wurde in der Weimarer Ausgabe veröffentlicht, und zwar W. A. T. B. 3., S. 121, 405. Vers.: «Wie aber kann sich Hans von Eyk...» unter den Titel: «Modernes» (Facsimile Jung-Ungarn I., 1911, S. 1224f.) — W. A. I. B. 49, S. 355. Anzeigen der «Tausend und Eine Nacht, Deutsch. Breslau 1827. Zweite Auflage». Diese Anzeige erschien Kunst und Altertum. B. IV, S. 413—414, daraus ist der Text in der W. A. abgedruckt, S. 306: «Handschrift fehlt.» Das Konzept des Goethe-Zimmers gibt folgende Textabweichungen: 1—5: Dem Kunstfreund merkwürdig durch (aus) merkwürdige Neigung des Verlägers hier zugefügte Titelblätter; 5: Schwindt aus Wien; 6: George Watts; 7: seyn; 9—13: die den Titel unterbrechen, dann aber an beyden Seiten herauf und herabgehen, um (ihn) wieder einzufassen; 18: Stoffe; 19: Ähnliches. — W. A. II. B. 13, S. 373. Konzept: Kobes Mühle, vorher abgedr. Goethe-Jb. IV, 1883, S. 347

[141]) Karl Gustav Carus (1789—1869).
[142]) Karl Dietrich Münchow, Professor der Astronomie in Jena.
[143]) Ferdinand Gotthelf Hand, Professor der Philologie in Jena.

bis 348 (G. Weisstein) und Chronik des Wiener Goethe-Vereins I, 1887, S. 44 (H. Rollet). — W. A. II, B. 13, S. 316—317, Konzept: Über den Granit, vorher Chronik des Wiener Goethe-Vereins II, 1888, S. 48 (H. Rollet). — Die IV. Abt. der Weimarer Ausgabe enthält folgende Briefe aus dem Goethe-Zimmer: B. 9, S. 263—264 (an Reichardt). — B. 9, S. 292 (an Herder), S. 378: «Handschrift fehlt.» — B. 14, S. 219—220 (an A. W. v. Wolzogen). — B. 16, S. 191—192 (an A. W. v. Wolzogen). — B. 23, S. 68—69 (an Caroline v. Wolzogen und Charlotte v. Schiller). — B. 23, S. 194—195: «Handschrift unbekannt», S. 476. Textabweichung: auch in Kunst. — B. 31, S. 94 (an Weller), S. 329: «Handschrift unbekannt.» — B. 31, S. 63 (an Weller), S. 313: «Handschrift unbekannt.» — B. 34, S. 179 (an Weller). — B. 35, S. 361 (an Weller). — B. 36, S. 37 (an Weller), S. 336: «Handschrift unbekannt.» — B. 42, S. 158—159 (an F. H. v. d. Hagen). — B. 44, S. 44 (an Weller), S. 266: «Handschrift unbekannt.» — B. 45, S. 247 (an Frege und Comp.), S. 420: «Handschrift unbekannt.» — B. 46, S. 168—71 (an Johannes Müller). — B. 46, S. 97—98 (an Weller), S. 333: «Handschrift unbekannt.» Zu berichtigen: 3. allgem., 5. Bibl., 13. gern noch einmal in Jena; ergebenst J. W. Goethe (fehlt). — B. 48, S. 250 (an Weller). — B. 50, S. 45 (an Weller). — B. 50, S. 52 (an Riemer). — Es wurde in die Weimarer Ausgabe nicht aufgenommen das Stammbuchblatt mit dem Rätselscherz: «Morgend rund..», denn es ist kein Originalgedicht Goethes, sondern ein volkstümlicher Spruch, den Goethe auch im Sanct Rochusfest zu Bingen zitiert, W. A. I, B. 34, S. 35. Es wurde als unveröffentlicht herausgegeben. Goethe-Jb. IX, 1888, S. 227 (G. Weisstein), Pester Lloyd 1895, Nr. 128; Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 115; Frankfurter Zeitung 1895, Nr. 157; Zeitschrift für Bücherfreunde VII, 1903, S. 379 (Kohut). Das Stammbuchblatt schenkte Goethe an Friedrich Förster, Förster an Brachvogel.

Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt.

Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1817. Von Prof. Dr. **Jakob Bleyer.**

(Fortsetzung.)

AUCH in seiner amtlichen Stellung setzte Schlegel seine Bemühungen um die Interessen der katholischen Kirche fort. Wiederum mengte er sich in einer Denkschrift in die inneren Angelegenheiten der Stadt Frankfurt ein, und zwar diesmal ausschließlich zu Gunsten der katho-

lischen Gemeinde und ihres Vorstandes. Am 18. Juli 1816 wurde endlich die von der Kommission der Dreizehn vorbereitete Konstitutions-Ergänzungsakte durch ein Plebiszit mit 2733 gegen 47 Stimmen angenommen[73]). Von allen Berechtigten gab nicht die Hälfte ihre Stimme ab und vornehmlich waren es die Katholiken, die sich der Abstimmung enthielten. Durch die neue Verfassung war die Zahl der katholischen Senatoren auf fünf festgesetzt, im übrigen aber waren die Katholiken dem Prinzip der Gleichberechtigung gemäß nicht besonders berücksichtigt, was natürlich gegebenen Falls infolge der großen Mehrheit der Lutheraner eine völlige Ausschließung der Katholiken aus den übrigen Verfassungsorganen zur Folge haben konnte. Der Vorstand der katholischen Gemeinde legte denn auch bereits am 12. Juli Verwahrung gegen die neue Verfassung ein[74]), worauf der Senat am 28. Juli eine Bekanntmachung erfolgen ließ, in welcher er erklärte, daß den Katholiken in der neuen Verfassung hinreichende Rechte eingeräumt worden seien; im übrigen deutete er dem Vorstand an, daß er sich infolge der neuen Konstitution in Zukunft lediglich auf kirchliche Angelegenheiten beschränken möge, da ihm kein Recht zustehe, in nicht kirchlichen Fragen Vorstellungen zu machen.

Gegen diese Bekanntmachung nimmt nun Schlegel in seiner Denkschrift mit Entschiedenheit Stellung und sucht nachzuweisen, daß einerseits die bloß mögliche Zulassung der Katholiken zu den bürgerlichen Vorrechten und Ämtern nicht dem Sinne des Art. 46 der Kongreßakte entspreche, andrerseits der Rat seine Machtbefugnis überschreite, wenn er den Vorstand der katholischen Gemeinde nicht anerkennen wolle, da er dadurch den Katholiken ein in Besitz habendes und wohlerworbenes Recht entreiße. Sowohl die authentische Erklärung der Kongreßbeschlüsse, wie auch die vollkommene Regelung und die Sanktion der Verfassung der Stadt Frankfurt sei Aufgabe des Bundestages, bis dahin aber könne das Bestehende nicht aufgehoben und auch das Recht, an den Bundestag zu appellieren, den Minoritäten, also auch der Vertretung der katholischen Gemeinde in Frankfurt, nicht entzogen werden. Aus diesen Gründen zieht Schlegel den Schluß, daß sowohl der Bundestag, wie auch die österreichische Regierung den katholischen Vorstand Frankfurts anerkennen müsse, um nicht die katholische Gemeinde zu kränken und durch die Nicht-Anerkennung die neue Frankfurter Konstitution im voraus zu sanktionieren.

---

[73]) Vgl. Schwemer a. o. a. O., I., S. 225 ff.
[74]) Ebenda S. 258.

Buol war diesmal mit den Ausführungen Schlegels nichts weniger als einverstanden, was er denn auch in seinem Begleitschreiben vom 4. Aug., dem ein von einer Deputation der Frankfurter katholischen Gemeinde überbrachter Auszug des Ratsprotokolles vom 25. Juli beigegeben war, umständlich zum Ausdruck bringt. Er vermöge — heißt es in dem Begleitschreiben — den «sonder Zweifel bestgemeinten Bemerkungen» des «Herrn Legations-Secretaires v. Schlegel» insofern nicht beizupflichten, als sie die Rechte des katholischen Vorstandes durchaus nicht auf die kirchlichen Verhältnisse allein beschränkt, sondern fortan auch auf die politischen ausgedehnt wissen wollen. Diese Ausdehnung könne aber im Sinne der von dem Wiener Kongresse und der Bundesakte vorgeschriebenen Gleichheit der politischen Rechte aller christlichen Glaubensgenossen weder beansprucht, noch vom Magistrate zugestanden werden. Er könne wohl nicht in Abrede stellen, daß die herrschende Mehrheit es nicht aufrichtig mit den Katholiken meine, trotzdem scheine ihm ganz klar zu sein, daß ihre Interessen darum gleichwohl keinen eigentlichen Vorstand in politischen Bezügen erheischen. Denn es bedürfe der Eigenschaft eines Vorstandes nicht, um gerechte Beschwerden an die Bundesversammlung, der der 46. Art. der Kongreßakte das Entscheidungsrecht über strittige Fragen sowohl der Konstitution selbst, wie auch ihrer Aufrechterhaltung (son maintien) einräume, bringen zu können. «Bey der traurigen Wahrnehmung des bei den Protestanten stets vorherrschenden Hanges zur Unduldsamkeit und der bey den Katholiken zum öftern an die Stelle kluger Mäßigung tretenden Überspannung — so schließt Buol seine kritischen Bemerkungen — kann es nur schwer halten, die beyden Theile gütlich zu vereinigen.»

Aber auch eine viel gewichtigere Stimme, als die Buols, sprach sich abfällig über die Bestrebungen der sich allmählich bildenden neukatholischen Partei aus. Schlegel hatte nämlich dem Freiherrn vom Stein[75]) Schriften übersandt[76]), in welchen (ganz wie in Schlegels Denkschrift) für die Katholiken Frankfurts Zwangsrechte gegen die übrige Einwohnerschaft gefordert wurden, so daß notwendigerweise aus ihnen gewisse, ihre

---

[75]) Vgl. G. H. Pertz, «Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein.» V. Bd., S. 63f.

[76]) Darunter gewiß die von Fr. Schlosser verfaßte Denkschrift, welche der katholische Vorstand am 12. März 1817 dem Bundestage überreichte und zu deren Verteilung unter die Glieder der katholischen Gemeinde und angesehenen Frankfurter Bürger er die Erlaubnis des Bundestages erbat. Vgl. Schwemer, a. a. O., I., 258. Vgl. auch «Protokolle der deutschen Bundesversammlung»(Quart-

verhältnismäßige Wichtigkeit und Zahl übersteigende Anteile an den öffentlichen Stellen besetzt werden müßten. Natürlich machten solche Forderungen auf Stein den unangenehmsten Eindruck und er antwortete Schlegel: «Euer Hochwohlgeboren danke ich für die gütige Mittheilung der Schriften — gestehe Ihnen aber, daß ich es mit Bedauern sehe, daß sich in Frankfurt ein Corpus Catholicorum et Evangelicorum in verjüngtem Maßstabe bilden will. Mir scheint diese Uebertragung religiöser Differenzen unter Christen in das politische Leben hätte uns in Deutschland genug geschadet, und daß die in vieler Hinsicht sehr schätzbaren Herren Schlosser nach ihrer Eigenschaft als Neophyten und ihrer sonstigen Individualität nicht geeignet sind, um als Friedensvermittelnde Anführer einer Partey aufzutreten. — Hierzu wären die alten Mitglieder der Gemeinde[77]) gewiß geeigneter, und nach meinem Gefühl liegt in dem Betragen etwas Unzartes gegen die Partey, in der man geboren und erzogen ist, als Koryphäen der Gegner aufzutreten. Euer etc. sehen gewiß meine Offenherzigkeit als einen Beweis meiner großen Achtung für Sie an.»

Schlegel scheint übrigens auch diesmal durch Zeitungsartikel, so namentlich im Oesterreichischen Beobachter[78]) gegen das Vorgehen des Frankfurter Senats und für ein Einschreiten des zu eröffnenden Bundestages Stimmung gemacht zu haben[79]).

Ende August erhielt Schlegel den Auftrag, «das in dem königl. baierischen Schlosse zu Aschaffenburg unter k. k. Siegel aufbewahrte ehemalige Reichs- und Kur-Erzkanzlerische Archiv zu entsiegeln, dasselbe nach Frankfurt abführen zu lassen und die etwa darin sich vorfindenden, das Fürstenthum Aschaffenburg oder andere königlich bayerische Besitzungen betreffenden Akten nach Maßgabe des Aschaffenburger Übergabe- Protokolls vom 26ten Juni 1814 abzusondern und an die königl. Baierischen Behörden auszuliefern; wegen der Kabinets- und Großherzoglich Frankfurtischen die Central-Verwaltung betreffenden Akten aber, insoweit sie für sämtliche höchste Theilhaber an dem vormaligen Großherzogthume Frankfurth als gemeinschaftlich zu betrachten sind, dessgleichen der-

ausgabe). Frankfurt 1871, II. Bd., S. 126 und 145. Mehrere von Schlosser verfaßte «Circulair-Schreiben des Vorstandes der katholischen Gemeinde an die Mitglieder» (vom 18. Februar, 8. und 12. Juli 1816) sind angeführt in dem «Regierungs-Kalender der freien Stadt Frankfurt am Main» (1817), S. XII und XIV. Steins anzuführender Brief an Schlegel ist bei Pertz nicht datiert.

[77]) Stein denkt an Männer, wie Senator Georg Fr. v. Guaita, vgl. Schwemer a. o. a. O., I., 260.

[78]) Vgl. die Nummern vom 2. und 8. Aug. 1816.

[79]) Schlegels «Bemerkungen», abgedruckt unten im «Anhang. — V.»

jenigen, welche den ganzen Kurstaat Mainz betreffen, Verzeichnisse herzustellen und hierüber weitere Vorsehung zu treffen.» Schlegel traf, nachdem ihm zu dieser Dienstreise ein Vorschuß von 600 fl. rh. angewiesen worden war, in Begleitung des bei dem Frankfurter Registraturwesen angestellten Rechtspraktikanten Heinrich v. Handel am 11. Sept. in Aschaffenburg ein. Er verbrachte hier etwa sechs Wochen, vermochte aber die ihm gestellte Aufgabe nur zum Teil zu erledigen: er besorgte genaue Inventarienverzeichnisse über den Besitzstand des Archivs, die Abführung desselben nach Frankfurt wurde jedoch durch die ablehnende Haltung der bayerischen Regierung unmöglich gemacht[80]). Der Aufenthalt in Aschaffenburg sagte ihm keineswegs zu und er war froh, als er die «alten Staubgeschichten» hinter sich hatte[81]) und am 19. Okt. Gattin und Freunde in Frankfurt wieder begrüßen konnte[82]).

Eine Woche nach seiner Rückkunft richtete Schlegel an den Staatsrat von Hudelist ein Schreiben, in welchem es sich um Geldangelegenheiten handelt, die für Schlegel immer dringend waren und ihn beständig beschäftigten. Denn es war so, wie Dorothea kurz vorher an Aug. Wilhelm geschrieben hatte: «Unsere Verhältnisse hier sind sehr ehrenvoll und könnten auch einträglich sein, wenn wir nicht noch immer bei der romantischen Methode blieben, alle Vortheile der Art, die uns zufließen sollten, königlich zu vernachlässigen und immer einen Thaler mehr zu brauchen, als wir haben. Darin sind wir unverbesserlich»[83]). Diese «romantische Methode» brachte Schlegel in Frankfurt trotz dem beträchtlichen Gehalte allmählich in eine recht unerquickliche Lage und daher die Ungeduld, mit welcher er in diesem, wie in fast allen folgenden Briefen an Hudelist und auch an Metternich, die Flüssigmachung seiner rückständigen Geldforderungen bei dem saumseligen Kameral-Zahlamte in Wien betreibt.

Seine Forderungen beziehen sich auf die Rückvergütung der Reise- und Übersiedlungskosten nach Frankfurt, weiterhin auf die Vergütung seiner Auslagen für die Dauer der Zeit, die er im Winter von 1815 auf 1816 in Frankfurt auf eigene Kosten gelebt hat, bevor die gesandtschaftliche Wohnung und Haushaltung noch eingerichtet

---

[80]) Sie erfolgte erst im Jahre 1818; vgl. F. Thudichum, «Die ehemaligen deutschen Reichsarchive und ihre Schicksale»: Arch. Zeitschrift, XII. Bd. (1887), S. 55.

[81]) «Briefw. zwischen Varnhagen und Rahel.» V. Bd., S. 138.

[82]) Unter den auf das Reichs- und Mainzer Archiv bezüglichen Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs befinden sich außer den Inventarienverzeichnissen drei amtliche Berichte Schlegels an den Hofrat v. Handel, deren Mitteilung ich aber wegen ihres rein geschäftlichen Inhaltes an diesem Orte unterließ.

[83]) «Dorothea v. Schlegels Briefwechsel.» II, 364.

war. Bereits am 3. Nov. 1815 hatte Gentz aus Paris an Pilat geschrieben: «Ich habe soeben mit dem Fürsten — in einem Augenblick, wo er sehr heiter war, und wo ich das Glück gehabt hatte, ihm einen wesentlichen Dienst zu leisten — über Schlegel gesprochen, und von ihm die angenehme Versicherung erhalten, daß er ihm 2 bis 3000 fl. Übersiedlungskosten anweisen wird. Theilen Sie ihm unterdessen diese Nachricht mit»[84]). Die Summe, die Schlegel schließlich angewiesen wurde, war jedoch bedeutend kleiner, als sie Gentz in Aussicht gestellt hatte. Wie aus den bezüglichen Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs hervorgeht, erhielt Schlegel vor seiner Abreise von Wien[85]) einen Vorschuß von 500 fl., der ihm in der Folge unter Berufung auf Adam Müller, dem bei seiner Ernennung zum Generalkonsul nach Leipzig 1000 fl. verabfolgt worden waren, als «Übersiedlungsbeitrag» erlassen wurde[86]). In bezug auf seine Reiseauslagen wurde Schlegel am 14. Januar 1816 von der Staatskanzlei aufgefordert, eine «dokumentarische Reise-Rechnung» einzusenden, «um nach erfolgter gewöhnlicher Liquidation die Vergütung des Betrags bei der Hofkammer zu erhalten»[87]). Nachdem Schlegel die gewünschte Rechnung eingesandt hatte, erließ die Staatskanzlei am 23. März 1816 eine Note an die Hofkammer, in welcher sie Schlegels Rechnung zur Liquidierung kommuniziert. Am 24. März aber wendete sich Graf Buol in einem längeren Schreiben an die Staatskanzlei, in welchem er unter anderem um Begleichung der 1000 fl. ansucht, die er Schlegel, «welcher sich seit dem 29ten November v. J. im Gasthofe verköstigen mußte», vorgestreckt hatte[88]). Endlich am 24. Juli erfolgte von der Staatskanzlei an Buol die Mitteilung: «Zufolge von der k. k. Hofkammer eingelangten Note ist die Rechnung des H. Legat. Raths Schlegel über die Kosten seiner im 9ber vor. Jahres von hier nach Frankfurt a. M. gemachten Dienstreise mit 294 fl. 30 X ESch. und 266 fl. 50 X CM. liquid befunden, und der diesfällige Betrag, da H. Schlegel keinen Reise-Vorschuß erhalten hatte[89]), beym M. C. Zahlamt angewiesen worden. — Ich habe demnach die Ehre Eure E. zu ersuchen, den H. Rechnungsleger von dieser

[84]) K. Mendelssohn-Bartholdy, «Briefe von Fr. v. Gentz an Pilat». I. Bd., S. 209.

[85]) Auf Verwendung Hudelists. Vgl. oben S. 662, Anm. 12.

[86]) Vgl. «Staatsk.: Vortrag vom 29. Nov. 1815», «Staatsrat 1815, Nr. 7377» und «Noten an die Hofkammer vom 11. und 24. Jan. 1815».

[87]) «Staatsk. Frankfurt. Fasc. 21» (Weisungen an Buol).

[88]) «Staatsk. Frankfurt 1816».

[89]) Die vorgestreckten 500 fl. waren, wie erwähnt, als Übersiedlungsbeitrag qualifiziert worden.

Verfügung mit dem Beisatze in Kenntniss zu setzen, dass sein hiesiger Bestellter bereits von hieraus zur Erhebung der in Frage stehenden Summe angewiesen worden ist»[90]). Einstweilen blieb also Schlegels Bitte um eine Entschädigung für seine Auslagen während der ersten Monate in Frankfurt, für welche er von Buol einen Vorschuß erhalten hatte, von seiten der Staatskanzlei unberücksichtigt[91]); aber auch die Erhebung der bereits angewiesenen Reisekosten stand trotz der Verständigung der Staatskanzlei, wie wir aus Schlegels Schreiben ersahen, Ende Oktober noch aus.

Der Schluß des Briefes über Schlegels «persönliches Anliegen» bezieht sich ohne Zweifel auf die bereits erwähnte Adelsangelegenheit[92]).

IX[93]).

Hochwohlgebohrner Herr!

Hochzuverehrender Herr Staatsrath!

Ich habe die Ehre Ewer Hochwohlgebohrnen nachstehendes gehorsamst vorzutragen:

In einem vom 24. July datirten Schreiben Sr. Durchlaucht des Fürsten von Metternich an unsern Herrn Gesandten, Grafen v. Buol war die Anzeige gemacht worden, daß die für meine im November v. J. hieher gemachte Dienstreise schon früher eingereichte Rechnung in dem Betrag von 293 fl. 43 × W. W. und 266 fl. 50 × Conv. geld, bey dem Cameral-Zahlamte zur Zahlung schon wirklich angewiesen sey. Gleichwohl ist die Zahlung noch am 7. Septemb., wie mich mein Beauftragter benachrichtigt, verweigert worden und auch seither nicht erfolgt; wahrscheinlich aus einem Versehen der Unterbeamten an der Casse. Meine gehorsamste Bitte ist nun dahin gerichtet, daß Ewer Hochwohlgebohrnen so geneigt seyn wollten, eine Nachfrage desfalls zu veranlaßen und die Anweisung bey dem Cameral-Zahlamte nochmals erinnern oder wiederhohlen zu lassen.

Ich nehme mir zugleich die Freyheit, sowohl für mich selbst als auch im Nahmen des Hrn. Legat. Secr. von Wolf und des Hrn. v. Buchholz gehorsamst anzufragen, ob wegen der für uns in Antrag gebrachten Entschädigung und Diäten auf die Dauer der Zeit, die wir vorigen Winter dahier auf eigne Kosten gelebt haben, bevor die gesandtschaftliche Wohnung und Haushaltung noch eingerichtet war, vielleicht schon eine geneigte Resolution erfolgt ist. So dankbar besonders auch ich alles das anerkenne, was Sr. Majestät für uns zu verwilligen geruht hat; so bleibt uns doch die hier herschende Theurung besonders auch bey der ersten Einrichtung sehr fühlbar und ich wage es daher jene An-

[90]) «Staatsk. Frankfurt. Fasc. 21» (Weisungen an Buol).

[91]) Trotzdem im Frühjahr 1816 auch Minister v. Wessenberg diesbezüglich einen Vortrag unterbreitet hatte; vgl. unten.

[92]) Vgl. Schlegels Nachschrift in Dorotheas unten folgendem Briefe an Széchényi vom 16. November.

[93]) «Staatsk. Frankfurt 1816».

gelegenheit Ewer Hochwohlgebohrnen zur geneigten Fürsorge gehorsamst zu empfehlen.

Ich bin erst vor kurzem von Aschaffenburg zurückgekehrt, wo ich von dem daselbst befindlichen Reichs- und Mainzer-Archiv ein vollständiges Inventarium aufgenommen habe; ich fand bey meiner Rückkehr manches verändert. Ich behalte mir vor, Ewer Hochwohlgebohrnen ein andres mich mehr persönlich angehendes Anliegen bey der nächsten Gelegenheit ausführlich vorzutragen, und empfehle mich Ewer Hochwohlgebohrnen ferneren Gewogenheit in schuldigster Hochachtung.

Frankfurt den 27. October, 1816.

Fr. v. Schlegel
k. k. Legationsrath.

Diesem Briefe Friedrichs an Hudelist war das folgende Schreiben Dorotheas an den Grafen Széchényi beigeschlossen[94]), in welchem wiederum Klage über die Feinde Schlegels und der von ihm vertretenen guten Sache laut werden. Der Feinde Schlegels waren in der Tat nicht wenige und sie ließen ihre Stimmen nunmehr nicht nur in vertraulichen Briefen und amtlichen Berichten vernehmen, sondern auch vor der großen Öffentlichkeit. Der Hamburger Deutsche Beobachter teilt z. B. in der Nr. vom 10. Aug. einen aus Frankfurt am 31. Juli datierten und zuerst in der Mainzer Zeitung erschienenen Artikel mit, in welchem Schlegel und seine konvertierten Parteigänger auf das schärfste angegriffen werden. In den letztverflossenen dreißig Jahren — heißt es — sei der Sektengeist bei Katholiken sowohl, wie bei Protestanten, so gut wie erloschen gewesen. Die Regierungen hätten ihn verabscheut, die gute Gesellschaft sich seiner geschämt, und die Geistlichkeit habe das Volk, durch Lehre und Beispiel, zu christlicher Verträglichkeit geleitet. Solchergestalt hätten sich die getrennten Religionsparteien mit gegenseitigem Vertrauen genähert und man habe das Gefühl gehabt, daß eine wahrhafte Kirchenvereinigung, wenn nicht der Form, doch der Sache nach, mehr und mehr eintreten werde. Doch es sei ein eitler Traum gewesen. «Wer ist gekommen, unsere Hoffnungen zu zerstören, die milde Eintracht der Gemüther zu verscheuchen, Zorn, Haß und Zwiespalt anzuzetteln? Einige protestantische Ueberläufer zur katholischen Kirche. Niemand glaube, daß wir hiermit Männer bezielen, die dem ehrwürdigen Grafen von Stollberg gleichen. Wie könnte man die Rechtschaffenheit, die Tugend solcher aufrichtig frommen Seelen in Zweifel ziehen?» Andere Neubekehrte seien nicht von solcher Wahrheitsliebe, nicht von gleich reinen Absichten in den

[94]) Vgl. Dorotheas unten folgenden Brief vom 16. Nov. 1816.

Schoß der katholischen Kirche geführt worden. Der Schritt, den sie taten, sei ein Kind des Ehrgeizes und der Eitelkeit gewesen. «Sie wollten der Vergessenheit entrinnen, Aufsehen erwecken, oder wünschten in dem Felde des Glaubens eine Herrschaft zu begründen, die sie vergebens im Felde der Literatur gesucht hatten. Wenn es denn gar noch Leute sind, welche in sittenlosen Werken ihren Ruhm suchten, so muß man billig fragen: Gewann die katholische Kirche durch den Uebertritt dieser Abentheurer? Zur Aufrechterhaltung ihrer Würde und ihres hohen Ansehens bedarf sie wohl schwerlich der weltlichen Hülfe romantischer Schöngeisterei. Ihr Zweck ist Sittlichkeit, ist Frömmigkeit, ist Gottesfurcht, nicht aber Dichtkunst, am wenigsten erotische. Die Spiele der Einbildungskraft können sie nur entheiligen, und sie überläßt sie gerne dem Heidenthum. Aber weil wir uns streng an die Vorschriften der Kirche halten, weil uns Opfer gnügen und Gebet, sind wir den Neubekehrten nicht katholisch genug. Wir sind ihnen zu tolerant, wir gehen ihnen zu offenherzig mit unsern protestantischen Mitbürgern um; es fehlt nicht viel, so werden sie uns als Katholiken verketzern. Wer kann sich Heil versprechen von der Jacob Böhm'schen Katholizität, die sie uns verleihen wollen? Gelingt es ihnen, eine Anzahl Jünger unter ihre Fahnen zu sammeln, so haben wir das Unwesen einer neuen Sekte, die bald katholischer wird seyn wollen, als der Papst und die Kirche. Vor der Hand aber möchten sie dem heiligen Vater gern eine recht große politische Gewalt zuschanzen. Ihrem Ermessen nach muß ein Kardinal-Legat beim künftigen Bundestage den Vorsitz haben, und ist keine ständische Verfassung gültig[95]), wofern sie nicht vom päpstlichen Hofe genehmigt worden.» Eben deshalb sei es Pflicht jedes Menschenfreundes, vor ihren Umtrieben zu warnen, und die Fürsten Deutschlands könne man nicht genug auf den ehemaligen Mißbrauch der päpstlichen Gewalt aufmerksam machen, wenn man auch wünsche, daß das moralische Ansehen des Oberhauptes der Kirche, das recht gut ohne das politische bestehen könne, befestigt werde. — Dieser Ausfall war auch für Gentz zu stark und er schrieb am 2. Sept. an Pilat: «Daß Schlegel in dem verdammten Deutschen Beobachter so gemißhandelt wird, thut mir wirklich recht leid. Ich glaube aber nicht, daß er es durch eine Amende honorable über die Lucinde vermieden hätte; Gegner von solcher Bosheit kehren sich an Vorreden etc. nicht»[96]).

Von besonderer Wichtigkeit ist in Dorotheas Brief die Äußerung

[95]) Vgl. das oben (S. 665) über Schlegels (?) Artikel gegen die Weimarer Verfassung Gesagte!

[96]) K. Mendelssohn-Bartholdy, «Briefe von Fr. v. Gentz an Pilat». I, 238.

über den Grafen Buol als «denjenigen, der leiten, der dirigiren sollte», der aber «geleitet wird». Dorothea hielt W. von Humboldt für den spiritus rector Buols, wie aus einem Briefe Rahel Varnhagens zweifellos hervorgeht[96*]). Humboldt selbst bezeichnet Buol als einen Menschen, «der niemals Ideen haben wird und schwer die Ideen anderer adoptiert»[97]). Es ist klar, daß eine solche Persönlichkeit einen Mann, wie Schlegel, nur wenig anziehen konnte. Schlegel war von den kühnsten Plänen erfüllt, deren Verwirklichung er weder die amtliche Befugnis, noch den nötigen diplomatischen Takt hatte herbeizuführen. So strebt er stets über den ihm angewiesenen bescheidenen Wirkungskreis selbstherrlich und unvorsichtig hinaus und Buol als Vorgesetzter, der nur Befehl und Gehorsam kennt, und als Diplomat, der jeder Initiative behutsam aus dem Wege geht, mußte Schlegels Gebahren als unerträglich empfinden. Namentlich mußte ihm Schlegels kirchenpolitischer Eifer ein Ärgernis sein, zumal er selbst in dieser Hinsicht einer josephinistisch-liberalen Auffassung huldigte, wie ja auch aus seinem Begleitschreiben erhellt, mit welchem er Schlegels Bemerkungen über die Bekanntmachung des Frankfurter Senats vom 25. Juli 1816 nach Wien einsandte, und dessen Inhalt er diesem gewiß nicht verhehlt haben wird. Es entwickelte sich auf diese Weise ein recht unerquickliches Verhältnis zwischen Buol und Schlegel, das anfangs jenen vielmehr, als diesen beunruhigte. Schlegel urteilte im Juli 1817 in einem Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm noch ganz glimpflich über Buol: «In Hinsicht auf diese (= Zeremonien) hat er recht angenehme Formen, auch mancherley Erfahrung, obwohl er sonst eins und das andere seyn könnte, was er wenigstens bis dato nicht ist»[98]). Dem Grafen Buol

[96*]) Rahel schreibt am 24. Sept. 1816: Dorothea habe ihr erzählt, «Mephistopheles (= Humboldt) habe so den Chef von Friedrich einzunehmen gewußt, in der Zeit, daß er nur durch ihn sähe: keinem mehr zuhöre, keinem mehr etwas vertraue, noch irgend einen etwas schreiben ließe vom ganzen Bureau . . . Es sei ein Unglück, daß Friedrich nicht hier sei (er war damals in Aschaffenburg!), der könne ihm doch erwidern, und einwerfen, wenn auch die Anderen nicht klug genug wären . . .; ihren Chef hätte der Mephistopheles ganz unter sich, jener hätte sich sonst mit ihnen berathen, aber nun spräche er gar nicht mehr mit ihnen . . . und Friedrich müsste da sitzen!!!» «Briefw. zwischen Varnhagen und Rahel.» V. Bd., S. 153 f. Varnhagen meint dagegen richtig: «Haben diese vielleicht, indem sie die Wirkung abseiten des Vorgesetzten empfinden mußten, die Ursache in der Ungewißheit zu schnell bei Mephistopheles' Einflüsterungen gesucht?» Ebenda, S. 156.

[97]) Vgl. Br. Gebhardt, «Wilhelm von Humboldt als Staatsmann». Stuttgart 1899, II. Bd., S. 198.

[98]) «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder». S. 569. Später wurde freilich — wie wir noch sehen werden — Schlegels Urteil ein viel unduldsameres und feindlicheres.

hingegen ging Schlegel bereits im Sommer 1816 sehr auf die Nerven, wie wir aus einem Schreiben Wessenbergs — wohl an den Staatsrat v. Hudelist — vom 22. Juli 1816 ersehen können. Buol — heißt es — befinde sich in einer sehr gereizten Stimmung und Wessenberg meint, «la meilleure mesure pour tranquilliser Buol et pour rendre son esprit plus calme serait d'en éloigner Schlegel qui malgré tous ses talens n'a pas celui de mettre la mesure convenable dans les affaires et d'en écarter son imagination, il n'est bon que dans un athenée — il se mêle ici de constitution de catholicisme, de gazettes et de tous les tripotages politiques — cela le rend vraiment nuisible. Buol croit qu'il a des instructions secrètes de Votre part et l'écoute en tremblant — c'est d'ailleurs un meuble superflu; un bon copiste lui est bien plus nécessaire. Je vous parle de conviction en Vous prévenant que le zèle malentendu de ce savant d'ailleurs estimable pourra nous causer plus d'un chagrin — j'ai déjà été plus d'une fois dans le cas de réparer ses sottises. N'auriez vous pas de place à l'académie pour lui? Vous vous ferez à vous même un grand bien en le rappelant avant l'ouverture de la diète»[99]).

Im übrigen handelt Dorotheas Brief von Familienangelegenheiten, so namentlich von der Ankunft der nach London reisenden Söhne[100]) Széchényis, Pauls und Stephans, in Frankfurt und ihrem kurzen Besuche bei den Schlegels. Nicht ohne Reiz ist, wie Dorothea das übersprudelnde, edle Wesen Stephans in ihrem Schreiben fühlen läßt. Die Schwester der beiden Grafen war die Gräfin Franziska, der Dorothea in ihrem Briefe ein Gesangbuch Jos. Weinzierls zu schicken verspricht, damit sie einige darin enthaltene Lieder in Musik setze. Sie war eine künstlerisch vielseitig begabte Dame, die samt ihrem Gatten, dem Grafen Nik. Batthyány, zu Zach. Werner in freundschaftlichen Beziehungen stand. Dorothea schreibt im Mai 1816 an die Gräfin Zichy: «Hätte ich nur den hundertsten Theil des Zeichentalents der Gräfin Fanny, ich würde Ihnen so hübsche Ansichten aus unsern Fenstern (nämlich: ihres Gartenhauses in Frankfurt) zeichnen können, daß Sie ihnen gewiß einen Platz in Ihrem Cabinet anweisen würden»[101]). Auch dichterisch war sie tätig, natürlich in kirchlich-frommer Richtung[102]).

---

[99]) «Deutsche Akten. Präsidial-Gesandtschaft».

[100]) Vgl. Zichy Antal, «Gróf Széchényi István életrajza» (= Graf St. Széchényis Biographie). Budapest 1896, I. Bd., S. 111.

[101]) «Dorothea v. Schlegels Briefwechsel.» II., 349.

[102]) Vgl. Wurzbach, «Biogr. Lexikon.» XLI. Bd. (1880), S. 242 ff.

X.

Frankfurt 28. 8br 1816.

Hochverehrter Herr Graf!

Ew. Exellenz und meiner innigst verehrten Frau Gräfin Szechenyi, meine besten Wünsche und Grüße! — Welch eine Freude mir die überraschende Ankunft der Grafen Paul und Steffi war, werden Sie sich leicht denken können! sie waren beyde gesund und so heiter, wie ich vorzüglich den Grafen Paul noch nie gesehen hatte. Eine einzige halbe Stunde hielten sie sich bey mir auf; alle mein Bitten und Zureden wollte nichts helfen daß sie ihre Abreise noch verschieben möchten. Schlegel war grade abwesend, und bedauert es sehr die Bekanntschaft nicht gemacht zu haben. Was mussten sie mir aber nicht alles erzählen in dieser halben Stunde! und wie habe ich sie nicht bis auf den kleinsten Umstand über alles ausgefragt, was das ganze Haus, und alle seine Bewohner betrifft! Gottlob daß alle die Fieberkranken es so glücklich überstanden haben! Gottlob daß der gute Doktor Kiß[103]) hergestellt ist! Gottlob daß die theuren Häupter der Familie verschont geblieben, und dadurch um so mehr im Stande blieben ihre Vorsorge für Alle zu verbreiten. Graf Steffi hat mir wieder die rührendsten Beyspiele erzählt wie Sie bey dieser Gelegenheit wieder überall gegenwärtig waren, mit Rath und Hülfe. «Es ist das Element meiner Eltern» sagte Graf Steffi mit freudig glänzenden Augen «die Liebe für die ihrigen und für alles was sie abreichen können, ist ihr eigentliches Leben» — ich habe ihm nicht widersprochen, und war wieder aufs Neue Ihnen gegenwärtig, und aufs Neue ergeben. — Ich habe auch am 24. d. den Tag gefeyert an welchem wir das Glück hatten Ihre liebe Bekanntschaft zu machen[104]); er ist mir auf immer unvergeßlich. Ihre Söhne haben mir versprochen wenn sie wieder über Frankf[urt] zurück kommen, länger bey uns zu verweilen, möchte es doch geschehen! Von Andor[105]) hat der Vater mir Wunder erzählt von seinem Wachsen, und seiner Liebenswürdigkeit; dies Letzte setzte Stephi hinzu, denn in der Welt giebt es keinen bescheidenern Vater als G. Paul. —

E. E. müßen den rheinischen Merkur nun längst schon haben, er ist bereits im September, durch den Buchhändler Reinerz an die Geroldsche Buchhandlung, für E. E. abgeschickt worden. Auch werden allerley andre Sachen durch den Baron Penkler hoffentlich richtig zu Ihrer Einsicht abgegeben worden seyn[106]). Wir sind unaufhörlich aufmerksam,

[103]) Er war Széchényis Hausarzt, an den sich auch Dorothea während ihres Aufenthaltes im Széchényischen Hause wegen ihrer schwankenden Gesundheit um ärztlichen Rat gewendet hatte. Vgl. «Dorothea v. Schlegels Briefw.» II., 348.

[104]) Vgl. oben S. 650.

[105]) Pauls ältester Sohn, geb. 1812.

[106]) Helfferich schreibt in dem bereits angeführten Briefe vom 20. Sept. 1816 an den Grafen Széchényi: «Euer Hochgräflichen Excellenz werden aus meinem jüngst nach Rom erstatteten Berichte, den ich in einer Sendung an Se. Eminenz den Herrn Kardinal Grafen Severolli, sub volanti durch Herrn Baron von Penkler Hochdenselben ad statum legendi unterlege, manche Aufklärung über den Zustand der Dinge erhalten. Auch glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich die consignation der Anlagen des Berichts und das crimomenon causae näher betreffende Schriften — nebst einigen der neuesten — hiermit anschließe».

auf alles was Neues erscheint und Sie interessieren könnte. — Ich werde mit nächster Gelegenheit Ihnen eine Liedersammlung schicken die hier erschienen ist, unter dem Titel: «Das Gesangbuch der heiligen römisch-katholischen Kirche. Aus ihrer Sprache in gereimten Versen übersetzt von Franz Joseph Weinzierl, Dompredigter in Regensburg[107]).» Das Exemplar bestimme ich für die Gräfin Fanny Bathiany, mit der Bitte sie möchte es von mir annehmen, und einige dieser Lieder, oder so viel ihr davon gefallen, für die häusliche Andacht, beym Klavier, oder auch zur Orgel, in Musik setzen; einstimmig, oder auch mehrstimmig, nach ihrem eignen Wohlgefallen, und nach ihrer Beurtheilung. Die Gräfin wird durch diese Verwendung ihres ihr von Gott verliehenen Talents, sehr viel Gutes thun. Meynen E. E. nicht daß es bey Erziehung, und der Bildung der Jugend nicht allein darauf ankommt, daß die lectüre wohl gewählt sey, sondern daß auch alle die Künste welche man der Jugend zur Ausschmückung des Lebens lehrt, wieder anfangen müßen, geheiligt zu seyn und die Gemüther zu Gott zu lenken. Man kann dies mit den bildenden Künsten eben so wohl wie mit der Musik. — Anstatt der oft nichts bedeutenden Ariettchen, oder höchstens Lieder einer gewissen Natur vergötternden Empfindsamkeit, kann man ja den Kindern solche schöne fromme Lieder zu singen geben, die sie auch zugleich mit den Gebräuchen des Gottesdienstes in der Kirche bekannt machen. Auch für Erwachsene wird dies ernsthaftere genre der Musik gewiß etwas angenehmes haben. Die Lieder sind zum Theil recht fließend übersetzt, und recht leicht sangbar. —

Schlegel der seit acht Tagen wieder hier ist, — er wahr ungefähr 6 Wochen in Geschäfften in Aschaffenburg — empfiehlt sich Ihrer Wohlgewogenheit, und bittet Sie sehr, bey vorkommender Gelegenheit, seiner bey dem Staatsrath Hudelist eingedenk zu seyn; es könnte sich vielleicht bald die Nothwendigkeit zeigen für ihn, die thätige Hülfe seiner wohlwollenden Freunde in Wien in Anspruch zu nehmen. Persönliche Feinde hat er, so viel uns bewusst ist, hier Gottlob nicht, die Feinde Oesterreichs aber, richten wie geschickte Schützen alle ihre Pfeile mit großer Anstrengung gegen ihn; und was sehr schlimm ist: Derjenige der leiten, der dirigiren sollte, der **wird geleitet!** — Ich darf E. E. wohl nichts mehr hinzufügen, um Sie mit der ganzen Schwierigkeit und Unannehmlichkeit seiner Lage hier bekannt zu machen, und bitte nur um Verzeihung, Sie mit unsern Angelegenheiten zu beschweren.

Verzeihen E. E. die Unordnung dieses Schreibens, es geschieht in großer Eil, um nicht den Kurier zu versäumen.

Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst und bitte Sie um die Fortdauer Ihrer uns unschätzbaren Freundschaft. — Gott erhalte Sie.

Ihre ergebenste
Dorothea v. Schlegel.

Viele Empfehlungen und Grüße an Grafen Louis, Gr. Louise[108]), die Gräfinnen Fanny und Sophie[109]), und die liebe Marie Mesnil.

[107]) Augsburg 1816.

[108]) Gräfin Aloisia Clam-Gallas, Gattin des vorigen.

[109]) Széchényis jüngere Tochter, vermählt mit dem Grafen Ferdinand Zichy, einem Sohne des Staatsministers Karl Zichy; sie war wie ihre Cousine und Schwägerin, Gräfin Julie Zichy, eine gefeierte Schönheit.

III. Schlegel in Frankfurt von der Eröffnung des Bundestages bis zu seiner Abberufung.

Der Bundestag wurde endlich nach wiederholtem Aufschub am 5. Nov. 1816 in dem Thurn- und Taxis'schen Palast auf der Eschenheimer Gasse eröffnet. Die Eröffnung fand ohne religiöse Feierlichkeit statt, da W. v. Humboldt als Vertreter der protestantischen Hauptmacht sich weigerte, einem Hochamte in dem alten Kaiserdome beizuwohnen, oder es zu tun doch nur bereit war, wenn auch die katholischen Gesandten an einem protestantischen Gottesdienste teilnähmen, worauf jedoch Buol nicht einging[1]). Dorothea Schlegel gibt in dem folgenden Schreiben an den Grafen Széchényi ihrer Entrüstung Ausdruck, daß man es nicht einmal dahin habe bringen können, die Eröffnung des Bundes durch eine Messe zu heiligen, und an ihre Freundin Rahel schreibt sie über Humboldt: «Humboldt hat verhindert, daß man den Bundestag nicht mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei allen andern durchgesetzt, sich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch sehr anregende Toasts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden sollten etc. Kurzum, unser Freund hat seine heidnische Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewiesen. Möge es ihm wohl bekommen»[2]). Die große Rede, mit welcher Buol den Bundestag eröffnete, war ihm von Metternich zugeschickt worden und machte mit ihrem hochtrabenden Wortschwall überall einen schlechten Eindruck. Die Allgemeine Zeitung erwies Schlegel einen guten Dienst, als sie in ihrer Nr. vom 15. Januar 1815 schrieb: «Man hat in öffentlichen Blättern[3]) als zweifelhaft aufgestellt, ob die Eröffnungsrede des Bundestags von dem Legationsrath Schlegel, von dem Hofrath v. Gentz, oder von dem Senator Schmidt[3a]) abgefaßt worden sey. Sie ist von Keinem der genannten drei Männer; wer die Schreibart der beiden Ersten aus ihren früheren Schriften kennt, hätte unsers Erachtens diese Vermuthung nie äußern sollen.» Auch war das Gerücht verbreitet, daß Schlegel mit der Führung des Protokolls bei den Verhandlungen des Bundestages werde betraut werden[4]); doch wurde dieses wichtige Amt dem Hofrat v. Handel übertragen. Humboldt fand die von Handel geführten Registraturen allerdings

---

[1]) Vgl. Br. Gebhardt, «Wilhelm von Humboldt als Staatsmann». II. Bd., S. 200.

[2]) «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 385.

[3]) z. B. im Deutschen Beobachter, 24. Dez. 1816.

[3a]) Johann Smidt, Vertreter der freien Stadt Bremen beim Bundestage.

[4]) Vgl. Allgemeine Zeitung, 5. Dez. 1815.

schlecht und undeutlich, wollte aber keine Änderung fordern, da sonst Handel durch Schlegel ersetzt werden könnte, «dessen allerdings tadelfreier Stil durch manche andere sehr bedeutende Nachteile, die seine Anstellung beim Protokoll haben dürfte, erkauft würde»[5]).

Natürlich ist die Stimmung, die in dem folgenden, gemeinsamen Schreiben der Schlegels herrscht, eine sehr gedrückte: Dorotheas Ton ist, wie immer, heftig, der Friedrichs mehr resigniert. Bei Dorothea zeigt sich bereits die Furcht, daß Friedrich unterliegen müsse, wenn man ihm von Wien aus nicht zu Hilfe komme, denn — wie nun auch Friedrich klagt — diejenigen, die für ihn in Frankfurt die wichtigsten wären, seien von den Schlechtgesinnten mißbraucht und irre geleitet. Dorothea wünscht, daß Friedrich im Interesse seiner Wirksamkeit von Wien aus mit mehr Autorität bekleidet werde und denkt dabei gewiß an eine auszeichnende Erledigung der Adelsangelegenheit[6]). Friedrich erhofft diese von dem Wohlwollen des Staatsrats von Hudelist, auf dessen günstige Meinung er das größte Gewicht legt. Über diese, wie auch über andere Angelegenheiten Schlegels sollten dem Grafen seine Söhne, die sich auf ihrer Rückreise von London abermals mehrere Tage in Frankfurt aufhielten, mündlich nähere Aufschlüsse geben.

Trotzdem Schlegels Lage bereits anfing eine bedenkliche zu werden, fuhr er ganz unbekümmert fort, die Rolle eines eifrigen Vermittlers zwischen dem Grafen Széchényi und Helfferich zu spielen. Wie Schlegels, ließ auch Helfferich durch die beiden jungen Grafen außer einer Broschürensendung einen Brief[7]) nebst mehreren Beilagen dem Grafen zukommen. In seinem Briefe bietet Helfferich dem Grafen seine Dienste an, ihm regelmäßig eine Auswahl von Broschüren kirchenpolitischen und ähnlichen Inhalts, die damals massenhaft auf den Büchermarkt geworfen wurden, zu übersenden. Denn

---

[5]) Vgl. Br. Gebhardt a. a. O., S. 199 und H. v. Treitschke, «Deutsche Geschichte». II[5], 145; wie Humboldt in dieser Zeit über Schlegel urteilte, s. bei Treitschke a. a. O., S. 95 f.

[6]) Vgl. auch, was Dorothea von der Notwendigkeit einer Auszeichnung in ihrem unten folgenden Briefe vom 16. Febr. 1817 sagt.

[7]) Er ist vom 20. Nov. 1816 datiert und befindet sich im Széchényi-Archiv: «T. I., Fasc. III., Nr. 56, Tit. b.» Die Söhne Széchényis kamen am 26. Nov. in Wien an, vgl. Zichy Antal a. o. a. O. I., 111. Daß Helfferich nicht nur die Broschüren, sondern auch den Brief nebst den Beilagen dem Grafen durch seine Söhne übersandte, beweist u. a. der erste Satz des Briefes: «Eine der schönsten Gelegenheiten, die sich eben darbeuth, macht mich so glücklich, den gnädigen Wink Eurer Hochgräflichen Excellenz vom 3ten Dieses durch die Anlagen einigermaßen sogleich befolgen zu können».

dieses Geschäft könne von niemand geschickter, leichter und lieber verrichtet werden, als von ihm, dem die Leitung der Defensive in diesem Federkriege übertragen sei. «Alle Montag geht von hier — so orientiert er den Grafen über die Postverhältnisse — ein Courir nach Wien ab; allein, nach der Erfahrung des Herrn Legations-Rathes von Schlegel sind die Besorgungen durch dergleichen Gelegenheiten sehr unzuverlässig. Alle Sonntage geht von hier der Postwagen direkt und zwar in 9 Tagen nach Wien. Dieses wäre allerdings der sicherste Weeg, wenn die Büchersendung keinen Weitläufigkeiten an der Mauth unterliegt. In dem widrigen Falle werde ich mir angelegen sein lassen, die Gelegenheiten durch Reisende sorgfältig zu benutzen.» Die Beilagen bestehen aus der Abschrift eines lateinischen Schreibens des Kardinal-Staatssekretärs Consalvi an Helfferich vom 5. Okt. 1816, in welchem er diesen wegen seines Eifers lobt und ihm mitteilt, daß der heilige Stuhl, da für den Abschluß eines Gesamtkonkordates mit Deutschland keine Aussicht vorhanden sei, einzeln mit den deutschen Fürsten über die Angelegenheiten der katholischen Kirche verhandeln werde[8]); weiterhin aus einer «Note» Helfferichs «zu der Klüberischen Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses. Dritte Abtheilung, pag. 449 bis 456», in welcher er die Darstellung des protestantischen Verfassers, als ob die Ergebnislosigkeit der kirchenpolitischen Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß durch den Eigensinn der Katholiken und ihrer Vertreter verschuldet worden wäre, als unwahr und sich selbst widersprechend zurückweist[9]); und schließlich aus einigen in lateinischer Sprache abgefaßten «Materialien zu einem nächsten Berichte nach Rom», mit welchen er die Geschichte der kirchenpolitischen Verhandlungen und die

[8]) «Cum autem — heißt es wörtlich — omnia suaserint sperandum non esse, ut conjunctim Germaniae principes de catholicae Ecclesiae rebus vellent agere, imo pluribus certisque indiciis palam factum sit velle singulos cum S. Sede separatim agere, hinc S^mus^ Dominus, ne miser Dioecesium Germanicarum status cum tanto animorum damno in longius tempus protrahatur cum singulis Principibus per eorum Legatos Romae tractare singillatim decrevit, paratamque de se ad hoc esse palam significavit, imo etiam cum aliquibus jam negotiationes instituit.» Auch diese Stelle beweist, daß H. Brück («Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland». I[2], 308) im Rechte ist, wenn er bestreitet, daß die Kurie die einzelnen Fürsten habe isolieren wollen, um durch Separatverhandlungen möglichst viele Konzessionen zu erlangen.

[9]) Er fügt hinzu: «Dies wäre so was zu einer bescheidenen Rüge — vielleicht — für Herrn von Pilat in seinem Beobachter?» — Daß übrigens J. L. Klüber's «Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses» (Drei Abt., Frankfurt 1816) im Sinne der Wessenbergschen Partei abgefaßt war, vgl. O. Mejer, «Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage». II, S. 51f.

Haltung des Generalvikars v. Wessenberg beleuchtet und über das Unterbleiben einer kirchlichen Feier bei der Eröffnung des Bundestages und über die Rolle, die W. v. Humboldt und Buol dabei spielten, berichtet. In bezug auf diese Materialien schreibt Helfferich in seinem Briefe: «Es wird entscheidend viel davon abhängen, ob und wie weit der heilige Vater für gut findet, sie zu benutzen, um dem religiösen Gemüthe des Kaisers ein Argument über alle Ausnahme erhaben im Vertrauen zu insinuiren, was manche Herren, die sich so viele Mühe geben, ihre Principien zur Wiederherstellung der Kirche an dem Bundestage dahier geltend zu machen, selbst mit Christus vorhaben.»

XI.

Frankfurt 16ten Nov. 1816.

Hochzuverehrender Herr Graf!

Verehrungswürdige Frau Gräfin!

Der Tag an welchem dieser Brief von hier abgehen wird, ist zwar noch ungewiß, da Ihre lieben Söhne die Güte haben wollen ihn mitzunehmen und ihre Abreise noch unbestimmt ist; ich will aber dem ungeachtet ihn immer bereit halten, damit er auf jeden Fall geschrieben ist. Ich kann Ihnen theure verehrte Freunde! nicht genug sagen wie sehr erfreulich uns die Gegenwart der Grafen Paul und Steffi hier ist, könnte sie doch nur länger währen! aber freilich ohne auf lange Zeit dem theuern Kreise der ihrigen entzogen zu seyn. Mit einem Worte wären wir doch nicht so lange von unsern so lieben lieben Freunden in Wien, getrennt! — Wie oft habe ich jetzt nicht Gelegenheit und Ursache der prophezeyenden Worte mich zu erinnern, die Sie verehrter Freund mir einigemal wiederhohlten; daß nemlich Schlegel sehr viel Schwierigkeiten in seiner gewünschten Thätigkeit und Wirksamkeit finden würde! Ihre lieben Söhne, gegen die wir im Vertrauen auf ihre Freundschaft sehr offen gewesen sind, werden Ihnen über Schlegels hiesige Lage, Aufschlüße geben, wofern E. E., wie ich immer hoffe, sich dafür genug interessieren wollen. Die Feinde sind zu mächtig. Das Gute auszuführen wird nicht allein erschwert, sondern ganz unmöglich gemacht. Daß man es nicht einmal dahin bringen konnte die Eröffnung des Bundes durch die Kirche zu heiligen, werden E. E. gewiß zu ihrem Leidwesen schon erfahren haben! — Welch einen Seegen darf man sich von einem Werke wohl vorhersehen, das ohne Gottes unmittelbare Hülfe unmöglich hätte so weit geführt werden können, (denn welch ein Miracle ist nicht diese Zusammenstimmung der so lange feindlich gewesenen Mächte?) und das man nun ohne ihm zu danken, und ohne seinen Geist, und seine Gnade zu erflehen, im entsetzlichsten Eigendünkel aus eigner Kraft und Willkühr weiter zu führen gedenkt? — Unser guter Schlegel wird unterliegen, wenn man ihm von Wien aus nicht zu Hülfe kömmt, und ihm mit etwas mehr Autorität bekleidet; er selbst ist zu bescheiden, um es sich zu erzwingen bey seinem hiesigen Chef! — Ew. Excellenz erhalten hiermit wieder eine Sendung von Bro-

chüren und kleinen Schriften vom Canonikus Helffrich. Meinen letzten Brief vom 28ten 8 br der in einem Schreiben von Schlegel an dem Staatsrath Hudelist beygeschlossen war, werden E. E. wohl hoffentlich erhalten haben, eben so die drey Jahrgänge des rheinischen Merkurs, die schon Anfangs September durch die Hermannische Buchhandlung nach Wien abgeschickt worden sind.

Gott erhalte Sie hochverehrte Freunde bis in das spätste Alter glücklich und fröhlich im schönen Kreiß der Ihrigen. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst, und bitte um die Fortdauer Ihrer Wohlwollenden Gesinnung.

Ewig Ihre ergebene
Dorothea Schlegel.

Erlauben Sie mir, hochzuverehrender Herr Graf, auch meine besten Wünsche und die Bitte um Ihr fortdauerndes Wohlwollen denen meiner Frau anzuschließen. — Wir sind zufrieden hier, was uns selbst anbetrifft, mit dem wie es nun eben geht; wir hoffen und vertrauen und haben auch einmal Geduld, wenn es erfordert wird. — Es ist hier jetzt ein wichtiger Vereinigungspunkt, und das ist schon viel werth, wenn auch sehr vieles nicht so geht, wie man es wünscht. In Wien hat man die besten Absichten; hier ist freylich vieles ganz anders, als man es sich in Wien denkt und wie man es in der Art auch schwerlich weiß. Wenn i c h von vielen angefeindet werde, so habe ich dabey die Genugthuung, daß es nur von solchen geschieht, die anerkannt weder für Oesterreich noch für Deutschland gut denken. Die bessern sind mir wohl hie und da geneigt, allein sie vermögen Weniges, und grade die für mich die wichtigsten wären, sind von den Schlechtgesinnten mißbraucht und irre geleitet. Nur das Eine wünsche ich; wenigstens in Wien nicht mißkannt zu werden und dort das Vertrauen zu behalten. Ich werde eine andere officielle Gelegenheit benutzen, um an den Hrn StaatsRath v. Hudelist durch E. Excellenz wegen der AdelsSache zu schreiben[10]); ich lege einen ganz besondern Werth darauf, daß Hudelist günstig von mir urtheilen und gut von mir denken möge. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrer Familie

zum gütigsten Andenken —
Schlegel.

Am 16. Sept. 1816 erließ Metternich an den Grafen Buol die Weisung[11]), daß er sich auf Druckschriften und Zeitungen in Deutschland einigen Einfluß zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung zu verschaffen suche. Ihm, Metternich, scheine die literarisch-politische Tätigkeit gutgesinnter oder doch gutgeleiteter Schriftsteller nicht gleichgültig, da die Erfahrung lehre, wie sehr auch selbst unrichtige Ansichten oft und abermals wiederholt entweder Grund fassen, oder aber wenigstens die öffentliche Meinung teilen und irreleiten

[10]) Geschah erst am 20. Jan. 1817; vgl. Dorotheas unten folgenden Brief vom 2. April 1817.

[11]) «Deutsche Akten 146a».

könnten. Vorzüglich verdiene diese Einwirkung große Aufmerksamkeit gerade im ersten Anfange der Entstehung des deutschen Bundes, wo die Ideen noch nicht gehörig fixiert und die Ansichten noch schwankend seien und wo so manche entgegengesetzten Interessen zum Gesamtbesten in das Gleichgewicht einer wahrhaft deutschen Verbrüderung gesetzt werden sollten. «In diesem Augenblicke der wirksamen geheimen Rüstungen der deutschen Ministerien scheint es mir würdig unserem Standpunct, würdig unserer heiligen Verpflichtung für des deutschen Bundes hohe Bestimmung, würdig endlich unserer aufrichtigen Achtung für Deutschlands Volk, daß wir auch Einfluß nehmen auf die Masse der Gelehrten und Schriftsteller, deren mehrere jetzt aus Triebfedern der Selbstsucht, vielleicht auch der Verirrung, wie Lips, Arretin, Lang[12]) usw. gegen den guten Geist des deutschen Bundes ihre literarische Thätigkeit richten.» Er empfiehlt daher Buol diesen Gesichtspunkt recht angelegentlich und weist ihn an, sich in dieser Hinsicht unter anderen auch mit dem Regierungsrat und Generalkonsul Adam Müller in fortwährender Korrespondenz zu erhalten. Auch macht er ihn auf die in der historisch-politischen Literatur bekannten Nik. Vogt[13]), Saalfeld in Göttingen[14]) usw. aufmerksam, deren literarische Tätigkeit in Beziehung auf die verschiedenen Richtungen der deutschen Fürstenhäuser, sowie auf die allein wünschbare Richtung und auf das wahrhaft wohlverstandene Interesse des deutschen Bundes und endlich auf des k. k. Hofes reinste Absichten zu wünschen wäre. Eine eigene Klasse von Gelehrten bildeten diejenigen, welche diplomatische Aktensammlungen herausgäben, z. B. Klüber[15]); diese könnten auch durch interessante Mitteilungen für den k. k. Hof gestimmt und zu nützlichen Publikationen veranlaßt werden, so wie auch namentlich Klüber in Hinsicht seiner Gesinnungen seither nicht gegen Österreich gerichtet gewesen sei. «Ich kann E. E. nicht genug bemerken: wir haben einen gebahnten, daher leichten Weg, denn wir folgen nur unverrückt der Stimme und dem Wunsche der gutgesinnten Masse, so wie den Wünschen der gleichartig gesinnten deutschen Regierungen.»

Trotzdem Schlegel in Metternichs Reskript — auffallender

---

[12]) Mich. Al. Lips, Joh. Christ. Freih. von Aretin und K. Heinr. von Lang, alle drei bayerische Gelehrte und Schriftsteller.

[13]) Vgl. unten «Anhang. — I.»

[14]) Friedr. Saalfeld, Professor an der Universität Göttingen.

[15]) Joh. Ludw. Klüber, der bereits oben erwähnte bekannte Herausgeber der «Akten des Wiener Kongresses» und Verfasser verschiedener historischer und juristischer Werke.

Weise — nicht erwähnt ist, betraute ihn Buol mit der Ausarbeitung einer auf die Wünsche des Fürsten bezüglichen Denkschrift, welche er diesem am 25. Nov. 1816 einsandte. In dem Begleitschreiben begründet er dieses sein Vorgehen auf eine Weise, die uns — wie bereits Wessenbergs oben angeführtes Schreiben — zeigt, daß Schlegel bei der Gesandtschaft eigentlich gar keinen Wirkungskreis hatte: «Ich habe um so mehr geglaubet, diesen allerdings sehr wichtigen Gegenstand mit erneuerter Angelegenheit dem Herrn Legations-Rath v. Schlegel empfehlen zu sollen, als derselbe sein eigentliches Fach ist und er mit Ausnahme der von ihm freiwillig übernommenen Correktur der Bundestags-Protokolls-Abdrücke[16]) seine ganze Zeit darauf verwenden und sich hiernächst auch nach eigenem Wohlgefallen des Legations-Commis Herrn v. Bucholz dazu bedienen kann, indem ich mich in der Regel keiner andern Aushülfe als der des sehr gewandten Herrn Legations-Sekretärs v. Wolff und der noch gewohnteren meines Sohnes[17]) bediene»[18]).

Schlegel verfolgt in seiner Denkschrift eine zweifache Absicht: teils berichtet er, was bisher — vorzüglich durch ihn — auf literarisch-politischem Gebiete im Interesse Österreichs geleistet worden sei; teils legt er einige allgemeine Ideen vor, wie der literarisch-politische Einfluß den Zielen der österreichischen Regierung gemäß erweitert werden könnte und wie er, Schlegel, an dieser Erweiterung teilzunehmen beabsichtige. In ersterer Hinsicht hebt er besonders seine, seit einem Jahre entfaltete Tätigkeit in dem Hamburger Un-

---

[16]) Auch diese wurde ihm alsbald entzogen, wie aus einem Schreiben Buols an Metternich vom 24. Dez. 1816 erhellt. Er, Buol — heißt es — habe sich durch den Wunsch mehrerer Gesandten veranlaßt gefunden, auf die Anstellung eines eignen Korrektors der zum Druck bestimmten Piècen, welcher mit der dazu erforderlichen Fähigkeit eine gleiche Tauglichkeit für die Verrichtungen eines Kanzellisten verbindet, anzutragen und dafür den bisherigen ausnehmend empfohlenen Korrektor des bekannten Staatsrats Klüber vorzuschlagen. Sein Vorschlag sei von den Gesandten einhellig angenommen worden. «Ich kann nicht bergen — so schließt Buol sein Schreiben — daß die bisher von Herrn Legationsrath Schlegel besorgte Korrektur in der That manches zu wünschen übrig gelassen habe». «Deutsche Akten. Frankfurt 26.»

[17]) Karl Graf von Buol-Schauenstein, der als Legations-Kommis bei der Gesandtschaft angestellt war. Rahel Varnhagen berichtet denn auch nach der Erzählung Dorotheas in dem oben (S. 867) angeführten Briefe, daß «die Herren (in Buols Bureau) alle wüthend gewesen, und gesagt hätten, sie *wollten* es nicht dulden . . ., sie dienten dem Monarchen wie der Graf; aber nicht ihm, und er könne seinem Sohn, der gar nicht angestellt wäre, nicht *ihre* Arbeiten geben.»

[18]) Auf die Rückseite des Begleitschreibens ist notiert: «Praes. am 2ten Xber 816. Einstweilen zu den Acten. J[üstel?].»

partheyischen Correspondenten und der Augsburger Allgemeinen Zeitung hervor und stellt — zur Charakterisierung dieser seiner Tätigkeit — als Norm für politische Zeitungsartikel eines österreichischen Publizisten auf, daß sie in einem gemäßigten, rechtlichen und allgemeinen deutschen Geiste abgefaßt sein müßten, ohne daß eine irgend ausschließend oder einseitig österreichische oder sonst besondere Ansicht darin allzu merklich würde. In letzterer Hinsicht erklärt er, daß er seine Kräfte vorzüglich der richtigen Darstellung und Beurteilung der deutschen Nationalangelegenheiten widmen wolle und daß er in dieser Richtung eine politische Schrift abfasse, die bereits der Vollendung nahe sei[19]). Auch für solche politische Werke stellt er die Forderung auf, daß sie in einem allgemein deutschen Geiste geschrieben seien und man sich vor absichtlicher Lobpreisung des österreichischen Staatsystems hüten solle. In bezug auf die Herausgabe von Staatsschriften und Aktenstücken zeigt er seine Bereitwilligkeit an, eine gut geordnete Sammlung der Bundes-Protokolle herauszugeben, für welche er schon alles vorbereitet habe und die er den wahren Staatsinteressen der gesamten deutschen Nation anpassen wolle. Er verspricht weiterhin, daß er die schon bestehende politisch-literarische Korrespondenz mit Adam Müller fortsetzen und ihm für seine Zeitschrift entsprechende Beiträge liefern werde. Auch teilt er mit, daß eine Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrter aus der Rheingegend eine Zeitschrift unter dem Titel Concordia herauszugeben beabsichtige und daß er an derselben mitwirken zu müssen glaube[20]). Er bezeichnet es als höchst wünschenswert, daß zur Kräftigung des österreichischen Einflusses auf die deutsche Literatur und dadurch auf die öffentliche Meinung in Wien eine deutsche Akademie gegründet werde; da aber eine solche Stiftung wegen finanzieller Rücksichten einstweilen nicht möglich sei, empfiehlt er die Errichtung eines vaterländisch gesinnten deutschen Gelehrten-Vereins, der unter Österreichs Schutz stehen sollte.

Charakteristisch ist Schlegels Stellungnahme in seiner Denkschrift gegen die verschiedenen Publikationen des für Wessenbergs Ideen ein-

[19]) Im Drucke ist sie nicht erschienen, wie denn Schlegel überhaupt keine von den vielen Zusagen, die er in dieser Denkschrift macht, eingelöst hat.

[20]) Sie wird identisch sein mit der Zeitschrift, zu deren Herausgabe sich Helfferich mit Schlegel, den beiden Schlosser und einigen Geistlichen verband, um den von den Wessenbergianern allenthalben veröffentlichten Broschüren entgegenzuwirken. Auch dieser Plan blieb unausgeführt. Vgl. «Pastoral-Blatt des Bisthums Eichstädt». XII., 299. Die Anregung ging jedenfalls von Schlegel aus, der bereits in seinem ersten Bericht an Metternich (vgl. oben S. 660) außer einer Bundeszeitung auch einer «politischen Zeitschrift» Erwähnung tut.

genommenen Klüber, wodurch er der Anerkennung des Metternichschen Reskripts direkt widerspricht und sich ganz zu der Auffasung Helfferichs bekennt, die dieser in seiner oben erwähnten «Note» für den Grafen Széchényi dargelegt hatte. Bezeichnend ist auch Schlegels besondere Neigung für den jungen Buchholtz, der allein von allen seinen Kollegen seine kirchliche Gesinnung teilte und den er — eben deshalb — am Schlusse seiner Denkschrift sich als Beihilfe für seine literarisch-politische Tätigkeit erbittet[21]).

Einige Wochen später, am 4. Dez. 1816, richtete Metternich eine neue Weisung an den Grafen Buol, das Fach der Presse betreffend[22]). Er weist darauf hin, wie sehr die öffentlichen Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse seit einiger Zeit die verschiedensten, zum Teil in entgegengesetzter Richtung wirksamen Federn beschäftigten. Sichtbar sei hierbei nicht selten auch der Einfluß dieses oder jenes Hofes. Nach der Eröffnung des Bundestages, bei dem dringend gefühlten und fortwährend lebhaft zu erhaltenden Bedürfnisse, eine — dem richtig erkannten Zeichen der Zeit — entsprechende öffentliche Gesamtordnung zu begründen, um gleiches Nationalungemach für die kommenden Geschlechter zu entfernen, wodurch sich die erlebten fünfundzwanzig Jahre höchst herbe ausgezeichnet hätten, kurz, bei der zu günstigen Hoffnungen berechtigenden Stimmung und Tätigkeit sei zu erwarten, daß sich die Gegenstände der literarischen Erörterungen auch in dieser Beziehung noch mehren würden. «Es ist mir aber wesentlich daran gelegen — fährt Metternich fort — in Kenntnis aller solcher Schriften zu kommen und mich um so mehr bleibend darin zu erhalten, da mir auf solche Art am verlässigsten Hoffnungen, Besorgnisse, Wünsche und Vorschläge zur Kenntnis kommen.» Er ersucht daher den Grafen Buol, von den in Frankfurt erscheinenden Schriften, welche in solcher Art von Interesse seien, ohne Rücksicht auf die in ihnen ausgesprochene Meinung und Ansicht selbst, ihm bei sehr gehaltvollen Schriften drei Exemplare, bei Schriften von geringerem Gehalte sowie bei gehaltlosen ein Exemplar zu übersenden.

Buol übertrug auch diesen Auftrag Schlegel, dem dieser mit großem Eifer nachkam. Es befinden sich nämlich in den «Deutschen Akten 146a» des Haus-, Hof- und Staatsarchivs vom 16. Dez. 1816 bis zum 22. Sept. 1817 sechzehn Stück «Kurze Inhalts-Anzeigen», welche den Büchersendungen ursprünglich beigeschlossen waren und in welchen der Inhalt der einzelnen Druckschriften ganz kurz

---

[21]) Die Denkschrift abgedruckt unten im «Anhang. — VI.»

[22]) «Bundespräsidial-Gesandtschaft in Frankfurt. Fasc. I.»

und sachlich skizziert ist. Von Schlegels Hand ist nur eine dieser Anzeigen geschrieben, welche von Hofrat v. Handel mit der Bemerkung versehen ist: «Eurer Durchlaucht habe ich die Gnade, die neuesten von Herrn Legationsrath von Schlegel gesammelten Schriften sammt kurzer Inhalts-Anzeige zu übersenden.» Und nur noch in dem Begleitschreiben zu den beiden letzten Stücken ist Schlegels Name erwähnt: «Die von dem Herrn Legationsrath von Schlegel gesammelten neuesten politischen Schriften mit einer kurzen Anzeige derselben, lege ich den Fortsetzungen 15 und 16 unterthänig hier an.» Trotzdem ist es zweifellos, daß alle 16 Anzeigen von Schlegel — wahrscheinlich unter Mitwirkung Buchholtz' — verfertigt sind[23]).

Der folgende Brief Dorotheas vom 28. Nov. 1816 ist ein Beileidschreiben an die Széchényische Familie. Am 18. Nov. war nämlich die kaum 28jährige Gräfin Julie Zichy gestorben —, «wie eine Heilige», versichert P. Hofbauer, der ihr als Beichtvater im Tode beigestanden hatte[24]). Es war ein herber Schlag für Schlegels, und Hofbauer selbst suchte sie brieflich und dann mittelbar auch durch das Fr. Schlossersche Ehepaar zu trösten[25]). Noch am 28. Juli hatte Dorothea der Gräfin geschrieben: «Wie kann es anders sein, als daß der Vater im Himmel ein Wohlgefallen an den Bemühungen seines Kindes haben und sie durch sein Gelingen segnen wird — denn nur bei ihm allein ist das Gelingen»[26]). Schlegel fühlt ihren Hintritt als persönlichen Verlust und schreibt am 30. Nov. an Ph. Veit nach Rom: «Geliebter Philipp, was sagst Du nur zu dem unerwarteten, großen Verlust, den wir erlitten haben? Ich bedaure nicht blos die Kinder und Familie, es ist ein Verlust für ganz Oesterreich, das in ihr eine seiner schönsten Zierden verlor. Für uns ist nun auch Wien der schönsten Erinnerungen beraubt; und wenn wir einmal dahin

---

[23]) Die Anzeigen wurden in der Folge — vom 13. Juni bis Ende 1818 — fortgesetzt, doch rühren sie nicht mehr von Schlegel her, der damals bereits seines Amtes in Frankfurt enthoben war. Am 25. Oktober 1819 erging in dieser Sache abermals eine Weisung Metternichs an Buol («Deutsche Akten 146a»): «E. E. haben mir auf meine Zuschrift vom 4ten December 1816 von Zeit zu Zeit, nebst der Anzeige über die erschienenen und wichtigsten politischen Schriften, auch kurze Auszüge derselben übersendet, welche in mancher Beziehung zweckmäßig und oft von besonderem Interesse waren.» Da ihm aber im laufenden Jahre deren keine mehr zugekommen seien, spricht er den Wunsch aus, daß ihm diese nebst kurzen Anzeigen in Zukunft wieder eingesandt werden.

[24]) Vgl. M. Haringer, «Leben des ehrwürd. Dieners Gottes Cl. Maria Hofbauer». S. 228 f.

[25]) Ebenda S. 229 und 255.

[26]) «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 368.

zurückkehren, so werden wir von neuem das Oede fühlen, was ihr Entbehren dort in unserem Leben machen würde. Gott erhalte uns den alten Hofbauer und Széchényi noch lange!»[27]) Dorothea griff der Tod der Gräfin unendlich an und beugte sie tief, sie dachte aber in ihrer Trauer mehr an die armen Kinder, an ihre Zurückgelassenen, an die Greuel der Verwüstung in dem Hause, dessen Seele und Leben sie war, als an sich und ihren Schmerz. «Ach — schreibt sie weiter ihrem Sohn Philipp — sie selbst ist ja besser dort, in dem hohen Lohn ihrer Tugend, als hier in der Prüfung! Was verlor denn sie am Leben? Auch Deine Gedanken werden das sein, darum sage ich nichts mehr darüber»[28]). Die Gräfin gedachte in ihrem Testament (vom 23. Aug. 1816) auch Dorotheas mit rührender Anhänglichkeit und vermachte ihr nebst einem schön gefaßten Ring ein Gebetbuch mit den Worten: «Gott lohne ihr das Gute, welches sie meiner Seele erwies, ich will für sie beten, um meine Dankbarkeit ihr getreu und beständig zu beweisen. Auch sie möge mir fortwährend diese christliche edle Freundin bleiben, die sie im Leben mir war, und mich in ihr Gebet einschließen.» Und Ende Dezember teilte Dorothea Philipp mit: «Das Vermächtnis habe ich schon erhalten und alle meine und Friedrichs Briefe in größter Ordnung zurück. In allem offenbarte sich ihre wohlgeordnete, in Gott ruhende Seele»[29]). Ihr Tod wurde in weiten Kreisen tief beklagt und viele deutsche Zeitungen widmeten ihrem Andenken eigene Artikel[30]).

Am Schlusse ihres Briefes berichtet Dorothea dem Grafen, daß Helfferich am Tage des Briefdatums seine Reise nach Wien angetreten habe.

XII.

Frankfurt den 28ten Nov. 1816.

Theurer, verehrungswürdiger Herr Graf!
Innigst verehrte Frau Gräfin!

Indem ich mich niedersetze Ihnen wo möglich einige Worte des Trostes zuzurufen, fühle ich es lebhaft, wie arm ich selbst des Trostes wäre, wenn ich nicht mit Ihnen der großen Tröstung mich erfreuen dürfte, die Uns in den Glauben an ein ewiges Leben, in den Glauben an die ewigen Verheißungen Jesu Christi vereinigt. Was kann ich größeres hinzufügen? Die Seelige war den ihrigen aus der Fülle der Güte Gottes als Muster und Vorbild aller Schönheit und Tugend, als

[27]) Ebenda, S. 394.

[28]) Vgl. ebenda S. 403 und 392 f.

[29]) Ebenda S. 400. Vgl. auch den folgenden Brief Dorotheas.

[30]) So der Österreichische Beobachter (20. Nov. 1816), die Allgemeine Zeitung (30. Nov. 1816), der Hamb. Unpartheyische Korrespondent (10. Dez. 1816).

ein wahres Abbild der himmlischen Vollkommenheit, — so weit es Menschen erreichen können — geliehen; wer darf mit ihm rechten wollen, daß er seinen Liebling in ewiger Jugend wieder den Leiden des Erdenlebens entnimmt, und sie wieder bey sich aufnimmt! — Sie ist im wahren Helden Muthe einer Christin, uns Armen die wir ihr nachweinen, voran gegangen, und wird als Siegerin mit der Palme des Friedens uns früh oder spät, aber gewiß, uns in ewiger Schönheit, wieder entgegen kommen, wenn wir uns würdig machen mit ihr aufgenommen zu werden, im Licht des ewigen Lebens! — Gelobt sey der sie Uns gab, gelobt sey der sie uns nahm; der Nahme des Herrn sey gelobt in Ewigkeit Amen! —

Ich hoffe Sie meine edlen theuren Freunde, befinden sich wohl und haben nach Ihrer bekannten Seelengröße, den harten Schlag der Sie betroffen, mit der Hülfe Gottes überstanden. Dennoch sehnen wir uns sehr darnach, nähere Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden, und von der glücklichen Ankunft Ihrer Söhne bey Ihnen, zu erhalten. Von E. E. ein eigenhändiges Schreiben zu verlangen, wäre zu viel verlangt, der gute Canonikus Helfrich wird, wo nicht früher als dieser Brief, doch wenigstens zu gleicher Zeit mit ihm in Wien eintreffen, er ist diesen Morgen von hier abgereißt. Dieser wird das Glück haben Sie zu sehen, und uns dann gleich Nachricht über Ihr Wohlbefinden mittheilen.

Leben Sie wohl verehrungswürdige Freunde, Gott sey mit Ihnen, und ersetze Ihren Kummer durch seinen Frieden den er nur denen giebt die ihn lieben. —

Mit der größten Verehrung, und innigsten Theilnahme, empfehle ich mich, und Schlegel der Fortdauer Ihres Wohlwollens, und verbleibe

Ihre ergebenste

Dorothea Schlegel.

Darf ich gehorsamst bitten, um die Erwähnung meiner innigen Theilnahme und Empfehlung an die Gräfin Esterhazy —

Der nächste Brief an den Grafen Széchényi ist wieder ein gemeinsames Schreiben Dorotheas und Friedrichs. Er handelt über das Vermächtnis der Gräfin Julie, über die noch immer nicht erfolgte Zustellung des «Rheinischen Merkurs» und über die Adelsangelegenheit. Außerdem erfahren wir, daß Széchényi Helfferich in sein Haus gastfreundlich aufgenommen hatte. Helfferich war nach Wien geeilt, um dort den Bestrebungen Wessenbergs, die Metternich gewaltig förderte, entgegenzuwirken. Metternich hatte Wessenberg am 23. Sept. 1816 mitgeteilt, daß der päpstliche Stuhl den beiden Agenten von Bayern und Württemberg seine Bereitwilligkeit eröffnet habe, Nuntien nach München und Stuttgart zur Verabredung von Spezialkonkordaten abzusenden. «Ew. Hochwürden-Hochwohlgeboren ist es bekannt, — fährt Metternich in seinem Schreiben fort —, daß ich dergleichen voreilige Specialconcordate dem wahren Besten unserer deutschen Kirchenverhältnisse widerstreitend halte

und wenigstens von dem Gesichtspunkte ausgehe, daß ein allgemeines Concordat als Grundlage vorausgehen müsse.» Er ersucht also Wessenberg, um bei den Beratungen des Bundesrats einen leitenden Anhaltspunkt zu haben, ihm seine gutachtliche Meinung darüber zu erstatten: welche Gegenstände der Kirchenverfassung und der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland zu dem allgemeinen deutschen Konkordat geeignet, welche aber den einzelnen Regierungen zur weiteren Bestimmung und etwaigen Spezialkonkordaten zu überlassen seien. Zugleich bittet er ihn, «sich mit dem Herrn Grafen v. Buol und Freih. v. Wessenberg (nämlich: dem Minister) zwar in Ansehung dieses Geschäftes zu besprechen, übrigens aber solches nur als eine ganz vertrauliche Eröffnung zu betrachten»[31]).

Um diese Zeit ließ nun Wessenberg dem Kaiser in Wien einen Aufsatz überreichen, in welchem er ausführt, daß die Angelegenheiten der Kirche vor dem Bundestage in Frankfurt behandelt werden müßten[32]). Wahrscheinlich (Helfferich konnte den Aufsatz nicht bekommen, vermutete es aber) berührte er darin auch die Seite, daß der Kaiser durch Partikularkonkordate allen Einfluß auf die deutsche Kirche sich entwunden sehen würde. Auf den Kaiser machte der Aufsatz einen solchen Eindruck, daß er die Neigung zu erkennen gab, solche Partikularkonkordate nicht anerkennen zu wollen. Helfferich war nun entschlossen, wenn er die Bemühungen Wessenbergs in Wien nicht vereiteln könnte und Einzelkonkordate unmöglich gemacht würden, in Rom auf die Entfernung des Fürstenprimas v. Dalberg zu dringen und den Entwurf eines allgemeinen deutschen Konkordates von dort aus vorlegen zu lassen. Er setzte in Wien alle Hebel in Bewegung und seine Wirkung reichte bis hinauf zu Kaiserin Charlotte, die religiösen Einflüssen leicht zugänglich war. Graf Széchényi leistete Helfferichs Tätigkeit überall Vorschub und suchte für seine Ideen und Pläne auch die Führer des ungarischen Katholizismus zu interessieren. Das beweisen zahlreiche Briefe, so von Kardinal Severoli, Baron Penkler, von dem Egerer (Erlauer) Erzbischof Baron Stephan Fischer, dem Nyitraer (Neutraer) Domherrn Al. Jordánszky u. a., die an den Grafen Széchényi gerichtet sind und sich in dem Széchényi-Archiv befinden[33]). Es tauchte sogar

---

[31]) W. Schirmer, «Aus dem Briefwechsel J. H. von Wessenbergs». Konstanz 1912, S. 131 f.

[32]) Vgl. — auch für das folgende —: «Pastoral-Blatt des Bisthums Eichstädt». XII, 230 f.

[33]) «T. I., Fasc. III., Nr. 54—56». Auf Grund dieser und ähnlicher Briefe (z. B. Jos. Weinhofers, des Pfarrers zu Pinkafeld, über Sailer) ließe sich ein eigenes Kapitel zur Kirchengeschichte in Ungarn am Anfange des XIX. Jahrhunderts

der Plan auf, daß Helfferich bei Gelegenheit der Exequien für den verstorbenen Erzbischof von Kalocsa, wo sich außer dem ansehnlichen Kapitel des Orts viele fremde Bischöfe, Äbte und andere kirchliche Würdenträger einfanden, erscheinen möge.

XIII [34]).

Frankfurt 6ten Januar 1817.

Verehrungswürdiger Herr, und Freund!

Ew. Excellenz sind mir mit beispielloser Güte zuvorgekommen mit dem Ausdruck Ihrer guten Wünsche für das neuangetretene Jahr! ich würde aufs äußerste beschämt darüber seyn wenn ich nicht gerade in der letzten Zeit etwas unpäßlich gewesen und an aller nur irgend anstrengenden Thätigkeit durchaus gehindert worden wäre. Es ist Gottlob wieder vorüber, und ich benütze die erste heitre Stunde dazu das versäumte bey Ihnen meine hochverehrte Freunde! wieder einzubringen. Meine ganze Dankbarkeit und alle Gefühle der Liebe, der Verehrung, und des schwesterlichsten innigsten Vertrauens sind in diesen Tagen, wo ich fast ununterbrochen, mich Ihrer Güte erinnernd, in Gedanken in ihrem Kreise lebte, sind aufs Neue dadurch wieder erregt worden, und alle meine herzlichen Wünsche für Ihr zeitliches und ewiges Wohl, habe ich, da ich unvermögend war sie Ihnen auszudrücken, zu den Füßen unsers himmlischen Vaters dargelegt. Er seegne Sie und alle die Ihnen lieb sind mit seinem reichsten Seegen, mit der Fülle seiner göttlichen Gaben und Gnaden, und mit der fortdauernden freudigen Ergebung in seinen unerforschlichen Wegen. Lassen Sie uns in Ihrem fernern Wohlwollen empfohlen seyn, so wie Sie unwandelbar auf unsre innigste Liebe rechnen können.

Ueber die Angelegenheit des von Ew. Ex. zurück verlangten Empfangscheins, so wie über den Rheinischen Merkur wird Schlegel diesem Blatte selbst etwas beifügen, er wird von dem hiesigen Buchhändler, der die Versendung bereits im Monat September des verflossenen Jahrs übernahm, eine schriftliche Aufforderung an den Wiener Buchhändler zu erhalten suchen, und diese dann gleich beilegen. Unter allen eigennützigen Kaufleuten, gehört die Klasse der Buchhändler gewiß zu den eigennützigsten; sie mögen nicht gerne die mindeste Kleinigkeit thun wobey sie keinen persönlichen Vortheil haben.

Für das mir gütigst übersandte rührende Vermächtniß der seeligen Julie, sage ich Ew. Ex. noch besondern Dank. Sehr tief hat es mich bewegt, daß sie meiner in jenen feyerlichen ahndungsvollen Momente wo sie ihren letzten Willen niederlegte, gedachte, jedes Wort zeigt von ihrer liebevollen Seele, und ihren ruhigen, lichten, ordnungsvollen Geist. Auch Ihre Liebe meine innigst verehrten Freunde, muß ich mit zu dem Vermächtniß der Verklärten Freundin rechnen, und so rechne ich mit

---

schreiben, in dessen Mittelpunkt Graf Széchényi stünde und das reich an ausländischen Beziehungen wäre.

[34]) Von fremder Hand ist auf die erste Seite des Briefes notiert: «Schlegel wegen Revers ueber seine Schriften.»

festem in Gott ruhendem Vertrauen für dieses Leben, und für die ganze Ewigkeit darauf.

Ihrem neuen Hausfreund, den Sie so viel wir merken bey sich aufgenommen haben, werde ich selber schreiben. Ihre Güte verleugnet sich auch hier wieder nicht — wir sind recht begierig, ihn wieder hier zu sehen, um von ihm zu hören, was er nicht schreiben will und kann. Ich bin unter andern auch recht begierig zu wissen, ob er sich über sein Ciceronianisches Latein wird etwas haben sagen lassen. Ew. Exc. kennen nun den Mann, und werden einsehen, daß es nicht leicht ist irgend etwas an ihn zu ändern; man muß den vortrefflichen Mann so genießen wie er ist, er läßt nicht leicht etwas an sich ändern.

Leben Sie wohl, ich empfehle mich Ihnen und allen den Ihrigen aufs herzlichste.

Ew. Ex. ergebenste

Dorothea v. Schlegel.

den 20ten Januar.

Ewer Excellenz werden entschuldigen, daß der Brief verspätet worden; es ist bey dem letzten Courier versäumt. Auch wollten wir noch gern den Revers finden, wegen der an Hrn. StaatsRath v. Hudelist übergebenen AdelsPapiere. Es ist aber alles Suchen vergeblich gewesen; meine Frau hat ihn verlohren oder er ist sonst verlegt worden. Eigentlich ist es aber auch nicht nothwendig, da dieser Brief ja statt dessen gelten kann. — Ueberdem wünschte ich vielmehr, daß Ewer Excellenz diese Papiere, welche der StaatsRath v. Hudelist ohne Zweifel Ihnen wieder zurückstellen wird, wenn er seine Meynung darüber gefaßt hat, von neuem an sich nehmen und mir etwa durch den Hrn. Canon. Helferich bey dessen Rückreise zusenden möchten; da ich sie doch, wenn ich auf was immer für eine Art, eine Petition desfalls entwerfen soll, dazu brauchen würde.

Wegen des Rheinischen Merkur, der schon vor 4 Monathen von hier nach Leipzig zur Besorgung an Ewer Excellenz abgesandt worden, lege ich einen Zettel von der hiesigen Hermannischen Buchhandlung bey, an den Buchhändler Gerold zu Wien, am DominikanerPlatz, an welchen derselbe abgesandt worden. Ich kann mir gar nicht denken, was die Ursache der Verzögerung gewesen seyn mag; vielleicht liegt das Packet auf der Mauth. Sollte es nun endlich richtig angekommen seyn, wie ich hoffe, so bitte ich die Auslage dafür mit 6 Ducaten nur dem Canon. Helf[erich] gefälligst einzuhändigen. Ich bin mit Geschäften sehr überhäuft, wobey oft das Unwichtigste am dringendsten und zunächst besorgt werden und das Wesentliche, was es eigentlich wäre, auf den glücklichen, freyen Augenblick verschoben bleiben muß.

Was die Angelegenheit meines Adels betrifft, so kommt alles darauf an, den Hrn. StaatsRath v. Hudelist dafür zu gewinnen, daß die Sache auf irgend eine Art, mittelst einer Empfehlung der Staatskanzley, ganz kurz auf dem Wege der Gnade und Gunst entschieden und bewilligt werde; da der Weg einer förmlichen Erneuerung so weitläufig und auch so kostbar ist.

Behalten uns Ihro Excellenz Ihre uns über alles theure Gewogenheit

und empfehlen Sie uns auch dem Andenken der gnädigen Frau Gemahlin und den Herrn Grafen Stephan und Paul, gehorsamst

Fr. v. Schlegel.

Vielbedeutend ist in Dorotheas nächstem Briefe die Bemerkung: «Ew. Excellenz schreiben mir: es dürfte unsere Rückkehr nach Wien vielleicht nicht lange mehr ausgesetzt bleiben.» Széchényis Anspielung ist für uns — nach den Äußerungen Wessenbergs und Buols über Schlegel — keine Überraschung. Dorothea vermag sie aber nicht zu fassen und bezieht sie ganz allgemein auf das Weiterbestehen der österreichischen Gesandtschaft und des deutschen Bundestages, indem sie antwortet: «Davon haben wir hier aber noch keine Spur, da wir im Gegenteil täglich erwarten, daß die Geschäfte erst recht thätig in Gang kommen werden.» Tatsächlich berichten die Mitteilungen aus dieser Zeit mit einer gewissen Vergnügtheit und Zuversicht von einer großen Überbürdung Friedrichs mit verschiedenen für den Bundestag zu leistenden Arbeiten. Dorothea schreibt z. B. am 18. Dez. 1816 an Aug. Wilhelm nach Paris: «Friedrich ist sehr beschäftigt; ... Sie kennen das an ihm, wie jede Sache, die er ergreift, ihn ganz hinnimmt, und so gehört seine Thätigkeit jetzt ganz ausschließlich der Bundesversammlung, zu dessen Verächtern und Verspöttern Sie, lieber Wilhelm, sich doch eigentlich nicht gesellen müßten[35]). Hat man der Feinde nicht genug, und kann es einem edlen Gemüth genügen, sich auf die Seite der Stärkern zu schlagen? Treue Anhänglichkeit überwindet zuletzt dennoch; das sehen wir an Friedrich, dessen angestrengteste Thätigkeit dem großen Zutrauen und den Aufträgen der ehrenvollsten Art gar nicht erschöpfend zu begegnen im Stande ist. Was sind dagegen leere Lobpreisungen und sogenannte Ehrenbezeugungen der großen Welt»[36])! Und an ihre Söhne in Rom am 13. Febr. 1817: «Friedrich schreibt Constitutionen, Stände, Bundestag, lauter Sachen, die Euch gar nichts angehen, als so Gott will in ihrer künftigen Wirkung»[37]). Was für Arbeiten Schlegel Ende 1816 und anfangs 1817 für den Bundestag — doch wohl nur — plante, vermag ich nicht näher zu bestimmen; wahrscheinlich waren sie — wenigstens zum Teil — identisch mit jenen, welche er in seiner Denkschrift vom 20. Nov.

---

[35]) Aug. Wilhelms Auffassung vom Bundestage gibt ein Epigramm aus dem Jahre 1819 wieder: «Aug. Wilh. v. Schlegels Sämmtl. Werke.» Herausg. von Ed. Böcking. II., 164.

[36]) «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 397 f.

[37]) Ebenda, S. 407.

1816 im Interesse Österreichs zu unternehmen sich bereit erklärte, die er aber nie ausführte[38]).

XIV.

Frankfurt 16ten Febr. 1817.

Hochverehrter Herr Graf!

Theure verehrte Frau Gräfin!

Ew. Excellenz sage ich mit gerührtem Herzen Dank für Ihr geneigtes Andenken am Dorotheen Tage[39])! ich war ganz davon überzeugt noch ehe Sie mir in Ihrem gütigen Schreiben den Beweis gaben, denn ich kann ja nicht einen Augenblick an Ihre wohlwollende Theilnahme zweiflen, wovon ich so viele Beweise erhielt, und deren Andenken ich im dankbarsten Herzen stets verehren werde. — An dem heutigen Tage, den ich voriges Jahr so glücklich war, im Kreise Ihrer Familie gütig aufgenommen, feyerlich begehen zu dürfen, bringe ich Ihnen meine Theuerste Frau Gräfin meinen innigsten Glückwunsch dar[40]), für ihr zeitliches und ewiges Wohl in der Erfüllung Ihrer eignen Wünsche, die ich diesen Morgen, wo möglich inniger noch als gewöhnlich vor dem Throne dessen niedergelegt habe, von dem allein die Erfüllung der ihm wohlgefälligen Wünsche kommt. Im Herzen haben wir alle wohl noch das Andenken einer uns so früh Entrissenen, mit gerührter Andacht gefeyert! Welch eine tröstende Vereinigung ist das Gebet! in welchem

[38]) Es fehlte ihm — wie er selbst bekennt — «an Muth und dem nothwendigen Leichtsinn»; vgl. unten. Einen auf den Bundestag bezüglichen Aufsatz wird aber Schlegel doch abgefaßt haben. In einem Billet Gentz' an Pilat (siehe Mendelssohn-Bartholdy, «Briefe von Fr. v. Gentz an Pilat». II., 397 f.), das leider undatiert ist, wird nämlich ein derartiger Aufsatz besprochen, der nur von Schlegel herrühren kann, wie der Schluß der Besprechung beweist: «Gott behüte uns aber, Schlegel dabei (nämlich bei dem Benehmen Österreichs dem Bundestag gegenüber) zum Führer zu wählen.» Gentz spricht über diesen Aufsatz «eines gutmüthigen Schwärmers» sehr geringschätzend: er verwirft die Ansicht des Verfassers, daß der Bundestag zu einem Corps législatif gemacht werde (daß Schlegel dies wünschte, vgl. seinen Brief vom 29. Juni 1819 an seine Gattin: Spahn «Hochland». 1905, Juliheft, S. 445), will von einer Verhandlung der kirchlichen Angelegenheiten auf dem Bundestage nichts wissen und hält das, was in dem Aufsatz über Preßfreiheit und Landstände gesagt wird, für unzulänglich. «Ich sehe überhaupt in dem Ganzen nichts als einen leidenschaftlichen Katholiken, einen leidenschaftlichen Oesterreicher und einen leidenschaftlichen Anti-Preußen. Aus solchen Elementen können wir kein vernünftiges System bauen.» Diese Kritik Gentz' paßt jedenfalls auf keine der hier mitgeteilten Denkschriften Schlegels, eine andere aber vermochte ich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv nicht aufzufinden. Es ist übrigens möglich, daß Schlegel diesen Aufsatz zuerst seinem Freunde Pilat, mit dem er in regem Briefwechsel stand, einschickte und — nach der Kritik Gentz' — keinen weiteren Gebrauch davon machte.

[39]) am 6. Febr.

[40]) am 16. Febr.: Julianna.

wir uns treulich beystehen und versammeln wollen, bis wir einst da vereinigt seyn werden wo keine Trennung seyn wird! —

Ew. Excellenz schreiben mir: es dürfte unsre Rückkehr nach Wien vielleicht nicht lange mehr ausgesetzt bleiben; davon haben wir hier aber noch keine Spur, da wir im Gegentheil täglich erwarten, daß die Geschäfte erst recht thätig im Gang kommen werden.

Recht begierig sind wir das Resultat Ihrer Unterhandlungen mit dem Staatsrath v. Hudelist zu erfahren, an deren günstigen Ausgang wir gar nicht zweifeln, da Sie es sind verehrungswürdiger Freund, der sich darum annimmt. Eine solche Auszeichnung würde in jedem Fall höchst erfreulich und erwünscht seyn doppelt nothwendig aber in der von manchen Seiten dornigen Lage hier, von welcher unser Freund H.-[elfferich] sowohl als die Grafen Paul und Stephi, die davon unterrichtet sind, Ihnen Zeugniß ablegen können.

Wir sind recht froh daß der Rheinische Merkur endlich in Ihre Hände gekommen ist, in welchen er schon vor einem halben Jahr hätte seyn müßen. Die Quittung des Herrn Helffrich für die empfangenen 6 ‡‡ in Gold, als Erstattung der Auslage für diesen rheinischen Merkur, zeige ich E. E. hiemit an, richtig erhalten zu haben.

Wir haben hier das mildeste Wetter dessen die ältesten Leute in dieser Jahreszeit sich erinnern, und mit Bangigkeit muß man täglich erwarten die Bäume ausschlagen zu sehen, deren Knospen wie sonst im April vorgerückt sind. Ob es gut oder übel ist, wagt niemand zu entscheiden. Möchte nur diese Aengstlichkeit, die wahre Furcht Gottes in alle Gemüther erwecken, welche die Vorgängerin der Liebe zu Gott ist, in welcher allein der Frieden der Seele zu finden ist. Ich hoffe der Vater im Himmel wird die Welt noch verschonen um des vielen Gutes willen welches von Allen Seiten an die Armen geschieht, so wie einst verhieß um zehn Gerechten willen einer verderbten Stadt zu verschonen.

Was sagt unser Freund H[elfferich] zum Tode des Primas[41])? — Ich wünsche ihm Glück unter Ihrem Schutze aufgenommen zu seyn, und bitte Ew. Excellenz uns seinem freundschaftlichen Andenken zu empfehlen; so wie Ihrer ganzen mir ewig geliebten Familie.

Graf Stephi versprach mir wieder einmal zu schreiben; bis jetzt hat er nicht Wort gehalten. Sind die beyden Grafen nicht neugierig den Verfolg der Geschichte von der schönen Fräulein und dem langen Baron zu vernehmen? — Verzeihen Ew. E. diese Kinderey die ich blos in der Absicht den Grafen sagen lasse, um unser Andenken bey ihnen aufzufrischen. Die angenehme Erscheinung welche diese beyden jungen Herrn hier machten, ist noch nicht vergessen, und Graf Paul als trefflicher Tänzer noch berühmt hier.

Gott erhalte Sie Theure verehrte Freunde, viele Jahre zur Freude aller Ihrigen, zum Trost aller deren die sich Ihrer Wohlthaten erfreuen. Lassen Sie uns in Ihrer Freundschaft empfohlen bleiben, so wie wir bis an das Ende unsers Lebens Ihnen ergeben bleiben.

Ew. Excellenz

Gehorsamste Dorothea v. Schlegel.

---

[41]) Fürstprimas v. Dalberg starb am 10. Febr. 1817.

Das folgende Schreiben rührt von Friedrich her und ist an den Fürsten Metternich gerichtet. Er betreibt darin abermals die Vergütung der Auslagen, die er im Winter 1815/16 vor der Einrichtung des gesandtschaftlichen Hauses hatte und zu deren Bestreitung ihm von Buol 1000 fl. vorgeschossen worden waren[42]). Doch auch diesmal blieb die Bitte Schlegels erfolglos und er mußte sie — wie wir sehen werden — noch des öfteren wiederholen, bis sie ihm endlich im Juli 1818 bewilligt wurde und zwar ganz genau in dem Betrage, der in der folgenden «Berechnung» angegeben und in den «Anmerkungen» begründet ist.

XV[43]).

Durchlauchtig Hochgeborner Fürst!

Ewer Fürstl. Durchlaucht überreiche ich hiebey gehorsamst die Berechnung der Entschädigungs-Diäten für meinen hiesigen vor der Einrichtung des k. k. Gesandtschaftlichen Hauses statt gehabten und mit außerordentlichen eignen Unkosten verbunden gewesenen Aufenthalt, von dem Tage meiner Ankunft in Frankfurt, am 27. November 1815 bis zur Eröffnung des k. k. Gesandtschaftlichen Hauses, am 24. Mai 1816; mit der unterthänigen Bitte um die geneigte Berücksichtigung dieses Gesuchs.

Die baldige Erfüllung desselben würde mir vorzüglich wünschenswerth seyn, um auch Sr. Exzellenz, dem Hrn. Grafen von Buol-Schauenstein den mir schon am 12. März 1816 zum Behuf dieser außerordentlichen Ausgaben, gemachten Vorschuß von 1000 fl. Rheinl. wieder erstatten und die wirklich gehabten sehr großen Unkosten durch die gehoffte Entschädigung ausgleichen zu können; wozu ich Ewer Durchlaucht geneigte Berücksichtigung nochmals unterthänigst erbitte.

Frankfurt am Mayn, den 22ten Februar 1817.

Fr. v. Schlegel.

Anmerkungen.

Nach meiner Ankunft zu Frankfurt am 27. November 1815 habe ich während die gesandtschaftliche Wohnung noch gar nicht eingerichtet war vier Monathe in einem der theuren Gasthöfe Frankfurts zubringen müßen, wovon ich die Kosten gar nicht zu tragen im Stande gewesen seyn würde, wenn nicht Sr. Exc. der Herr Gesandte, Graf von Buol-Schauenstein mir am 12. März 1816 einen Vorschuß von 1000 fl. Rheinländisch vorgestreckt hätte.

Nachdem der Herr Gesandte am 24. May von Cassel eingetroffen war, wurde zwar sofort das gesandtschaftliche Haus und Tafel eröffnet. Ich für meine Person hatte jedoch auch noch die folgenden Monathe hindurch besondre Ausgaben, weil meine Wohnung erst am 10.

[42]) Vgl. oben S. 863.

[43]) «Staatsk. Frankfurt 1817».

September 1816. ganz zur Bewohnung eingerichtet war. Früherhin war nur ein einziges von den mir angewiesenen Zimmern wohnbar eingerichtet; da ich gleichwohl für meine häusliche Einrichtung nöthig fand, meine Frau, nachdem sie den Winter hindurch noch in Wien zurückgeblieben war, im Frühjahr 1816 hieher kommen zu laßen, so mußte ich eine kleine Wohnung vor dem Thore miethen, welche mich den Sommer hindurch 600 fl. Rheinl. gekostet hat, bis endlich am 10. September 1816 meine Wohnung im Palais eingerichtet war.

Ich führe diesen Umstand nur an, zum Belege, daß die normalmäßige Summe der Diäten vom Tage der Ankunft bis zum Tage der Einrichtung des K. K. Gesandtschaftlichen Hauses, wenn sie gleich an sich bedeutend ist, doch nur den Ersatz der wirklich gehabten außerordentlich großen Unkosten gewährt.

Schlegel.

Berechnung.

der mir als Entschädigung vom Tage meiner Ankunft zu Frankfurt am Mayn, den 27ten November 1815, bis zur Eröffnung und Einrichtung des k. k. Gesandtschaftlichen Hauses, am 24ten May 1816 zustehenden Diäten.

1815	Vom 28ten November bis 30ten . .	3 Tage	
1815	Für den Monath Dezember . . .	31 . . .	Conventionsgeld
1816	Monath Januar	31 . . .	
—	Februar	29 . . .	
—	März	31 . . .	
—	April	30 . . .	
1816	Monath May bis zum 24ten d. inclus.	24 . . .	
	Zusammen	179 Tage	
	Welche betragen nach den normalmäßigen Diäten von 8 fl. Convent. per Tag	1611	fl.
	Summa 1611 fl. sage		
	Sechszehnhundert, Eilf Gulden		Conventionsgeld

Friedrich v. Schlegel
k. k. Legationsrath.

Dorotheas folgender Brief ist ein Gratulationsschreiben zu dem Namenstage des Grafen Széchényi (am 2. April: Franz Paul.), dem sie wiederum die Adelsangelegenheit ans Herz legt. Die Stimmung Dorotheas ist eine gehobene, da sie dünkt, daß das Wesen, was man den Geist der Zeit nennt, sehr zu sinken anfange. Aus den Briefen, die sie von Helfferich erhalten, schließt sie, daß der Fortgang seiner Angelegenheiten ein hoffnungsvoller sei, und von einem Werke mit

dem Titel «Sarsena»[44]), das Friedrich fälschlich dem Hofprediger Joh. Aug. Starck zuschreibt[45]), erwartet sie, daß es dem Freimaurerwesen den Todesstoß geben werde. Sie läßt weiterhin den Kardinal Severoli durch den Grafen Széchényi auf einen Artikel in dem Weimarer Oppositions-Blatt[46] aufmerksam machen, in welchem unter der Aufschrift «Merkwürdige Eidesformel!» ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Zeugnis des Kardinals über die Rückkehr Karl Biesters[47]), eines Sohnes des Berliner Schriftstellers Joh. Er. Biester, in die katholische Kirche mitgeteilt ist. Tatsächlich erfolgte — wie Dorothea in ihrem Briefe wünscht — eine Gegenerklärung auf den Artikel des Oppositions-Blattes und zwar in der Allgemeinen Zeitung[48]) mit der Datierung «Wien, am 16. April». Hierauf antwortete aber das Oppositions-Blatt[48a])unter anderem: «Sollen wir ... schweigen zu dem Thun und Treiben der Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner, Karl von Haller[49]) etc., die öffentlich und geradezu uns predigen: Daß nur im blinden Glauben an die Römische Kirche irdisches und ewiges Heil zu finden sey; woraus denn natürlich folgt, daß man nicht schnell genug jeden anders Glaubenden zu seinem Seelenheile rädern, hängen, ersäufen und verbrennen könne.»

XVI.

Frankfurt, 2ten April 1817.

Hochgebohrner Herr Graf!

Hoch Verehrter Herr und Freund!

Ohne alle Aussicht daß mein Schreiben noch heute abgesendet werden wird, (da es auf Gelegenheit erwartet in Ew. Excellenz Hände ge-

[44]) Der genaue Titel lautet — nach einer Ankündigung in der Beilage des Hamb. unparth. Correspondenten vom 21. Dez. 1816 —: «Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend: die Geschichte und Entstehung des Freymaurer-Ordens und die verschiedenen Meynungen darüber, was er in unseren Zeiten seyn könnte, was eine Loge ist ... Frey und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freymaurer. Aus dessen hinterlassenen Papieren gezogen und unverändert zum Druck befördert.»

[45]) Der Verfasser ist Carl Friedr. Ebers; vgl. Holzmann und Bohatta, «Deutsches Anonymen-Lexikon». IV. Bd., S. 24.

[46]) Nr. 63 vom 14. März 1817.

[47]) Vgl. D. Aug. Rosenthal, «Konvertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert». 1866, I. Bd., S. 190 ff. Der Übertritt war am 8. Sept. 1812 zu Wien erfolgt; vgl. «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 114.

[48]) 3. Mai 1817, Beilage Nr. 56.

[48a]) Nr. 113 vom 13. Mai 1817. Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Dr. Th. Thienemann.

[49]) Staatswissenschaftlicher Schriftsteller, damals Professor an der Akademie zu Bern, der bereits vor seiner im Okt. 1820 erfolgten Konversion von einer katholisch-konservativen Gesinnung erfüllt war.

bracht zu werden) kann ich mir selber doch die Genugthuung nicht versagen Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zu bringen, und den Ausdruck meiner immer währenden Dankbarkeit und innigen Verehrung, wenn auch nur mit ein paar armen Worten an den Tag zu legen! Wäre es mir doch ja vergönnt meine Anhänglichkeit für Ew. Ex. und meine treuen Wünsche für Ihr Wohl je auf eine triftigere Art zu beweisen! In Gottes Hand allein kann ich mein Anliegen in dieser wie in jeder anderen Hinsicht stellen; dieser gute Gott wolle Sie verehrungswürdiger Freund und alle die Ihnen lieb sind, mit der Fülle seiner Gaben und Gnaden seegnen, und Sie bis ins späteste Alter in immer neuverjüngter Kraft, zum Trost aller, die Sie zu kennen das Glück haben, erhalten. Schlegel vereinigt seine Wünsche mit den meinigen, und wir bitten gemeinschaftlich um die Fortdauer Ihrer Wohlgewogenheit.

An Staatsrath v. Hudelist, hat Schlegel bereits am 20ten Jänner in der bewussten Adels-Angelegenheit geschrieben, und obgleich noch keine Antwort des Herrn Staatsraths erfolgt ist, so zweifeln wir keinen Augenblick an den günstigen Erfolg einer Sache die sich der Fürsprache Ew. Excellenz zu erfreuen hat; auch soll, wie wir erfahren haben der Herr Staatsrath keine ungünstige Meynung von Schlegel haben; das ist schon sehr erfreulich und gut. Uebrigens haben wir unser ganzes Schicksal aufs neue dem Vater im Himmel anheim gestellt, der uns ja bis jetzt so herrlich führte. In der Ergebung in seinem hohen Willen, und gestärkt und getröstet in der Liebe so vortreflicher ehrenvoller Freunde — — — was kann uns da wohl fehlen? — Es wird gewiß noch alles gut; nur eins bitte ich Ew. Ex. — hier, oder in Wien, oder wo es immer sey — erhalten Sie uns nur Ihre unschätzbare Freundschaft, und rechnen Sie in Ewigkeit auf unsre treueste Anhänglichkeit.

Von Ihren jetzigen Hausgenossen H[elfferich] der nicht aufhören kann sich Ihrer Wohlthaten, und der vielen Güte die er in Ihrem Hause genießt, zu rühmen (worüber er mir aber Nichts Neues sagte, denn wer hätte diese besser kennen gelernt als ich?) haben wir kürzlich Briefe, über dem hoffnungsvollen Fortgang seiner Angelegenheiten, wofür wir Gott danken. Das Beste dünkt mich ist: 1) daß das Wesen was man den Geist der Zeit nennt, sehr zu sinken anfängt, und daß ununterbrochen viele Gemüther anfangen den rechten Weg zu suchen, und 2) daß so manches wirklich vor den Augen der ganzen Welt entlarvt wird, was unter der Maske des Lichts, die Finsterniß verbreitete. Haben Ew. Ex. den Sarsena gelesen? Schlegel meynt es müße vom verstorbenen Hofprediger Stark (Verse von Theobuls Gastmahl) [50] seyn, und würde dem Freymaurer Wesen ein Todesstoß werden. — Wird der Herr Cardinal S[everoli] seine Stimme nicht erheben zur wiederlegung und Verständigung des abgeschmackten Artikels in der Weimarischen Oppositions Zeitung, über das Glaubensbekenntniß eines gewissen, jetzt verstorbenen Biesters[51] aus Berlin?

[50]) Eines der Werke Starcks führt den Titel: «Theoduls Gastmahl oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten». Frankfurt a. M. 1809. Starck († 3. März 1816) stand, trotzdem er Protestant war, dem Kreise der Eichstätter Konföderierten nahe; vgl. «Pastoral-Blatt des Bisthums Eichstätt». XII., 223 und 227.

[51]) Der junge Biester starb 1853, der Vater aber am 20. Febr. 1816.

Ich hoffe Ew. Exellenz und Ihre ganze liebe Familie genießen in diesen Frühlingstagen einer guten Gesundheit; ich denke mir Sie mit großem Vergnügen aufs thätigste in Ihren Garten beschäfftigt, abwechselnd mit der Andacht und den heiligen Betrachtungen dieser Tage. Hat etwa unser frommer P. Bernardinus[52]) wieder die Exercitien in Ihrer Pfarrkirche gehalten, und gepredigt? An allen diesen frommen Uebungen haben wir hier in diesem Jahre großen Unterschied mit denen in Wien gespürt, wie oft war ich im Geiste bey Ihnen, oder in der Ursulianerinnen-Kirche, wo, wie ich hörte, unser geliebter P. Hofb[auer] so vortrefflich gepredigt haben soll. Doch muß ich mir leider auch gestehen, daß ich, wäre auch hier mehr Andacht in der Kirche gewesen, ich vielleicht dennoch nicht hätte Theil daran nehmen können, weil meine Gesundheit mich an öfterm Ausgehen verhindert. Ich leide mit unter viel an rheumatischen Schmerzen in beyden Armen, und muß daher Ew. Ex. gehorsamst um Verzeihung bitten wegen der vernachläßigten Schrift in diesem Briefe.

Erlauben Ew. Exc. daß ich hier auch meine besten Wünsche und Empfehlungen für die theure Gräfin Fanny anfüge, und sie um die Fortdauer ihrer gütigen Gesinnung für uns bitte.

Leben Sie wohl verehrter Herr und Freund! Gott erhalte Sie, und gebe Ihnen ein fröhliches Osterfest. —

Lassen Sie uns Ihrem, so wie dem wohlwollenden Andenken der Frau Gräfin Szechenyi, meiner verehrten Freundin, und Alle den Ihrigen empfohlen bleiben.

Ihre ganz gehorsamst

ergebenste

Dorothea v. Schlegel.

Am 20. Sept. ergingen von Schlegels zwei Briefe an den Grafen, einer von Dorothea und der andere von Friedrich. Die Gelegenheit, mit der die Briefe abgingen, war eine zuverlässige, und darum ist auch ihr Schreiben diesmal «recht offen und vertraulich». Schlegel legt seine Wünsche, für die er die Fürsprache des Grafen bei dem Staatsrat von Hudelist erbittet, ganz freimütig dar; sie beziehen sich auf die Gewogenheit und Teilnahme Hudelists im allgemeinen und auf Schlegels Adelsangelegenheit und Entschädigungsansprüche im besonderen. Am wichtigsten ist jener Teil des Briefes, aus welchem wir ersehen, daß Széchényi in einem vorhergehenden Schreiben abermals[53]) darauf angespielt haben muß, daß ihre Rückkehr nach Wien nicht lange mehr ausgesetzt bleiben dürfte. Schlegel ist dieser Gedanke — wie seine Antwort zeigt — etwas ganz Fremdes: er legt zwar auf seinen Posten beim Bundestage kein beson-

[52]) Ein hervorragender Kanzelredner des Serviten-Ordens in Wien. Schlegel über ihn an Stolberg: J. Janssen, «Fr. L. Graf zu Stolberg». Freiburg i. Br., 1877, II. Bd., S. 444.

[53]) Vgl. oben S. 886.

deres Gewicht, doch Deutschland will er noch einige Jahre nicht verlassen und bliebe am liebsten in Frankfurt in einer Stellung, wie sie Adam Müller als Generalkonsul in Leipzig innehatte[54]). Schlegels Sträuben, und später die Erbitterung, mit welcher er gegen diese Wendung seines Schicksals ankämpft, ist leicht verständlich: denn die Aussichten, die sich ihm in Wien für seine weitere Karriere eröffneten, waren und blieben höchst unsicher und fast nirgends in Deutschland konnte er innigere Beziehungen zum deutschen Geistesleben, von dessen Wonnen und Wehen er sich nun einmal nicht losreißen konnte, unterhalten, als in Frankfurt, das durch den Bundestag so manchen bedeutenden und führenden Mann auf kürzere oder längere Zeit in seine Mauern zog. — Viel erbitterter als Schlegel ist Dorothea in ihrem Schreiben wegen der Zurücksetzung ihres Gatten in einem Zeitpunkt, wo so vieles zu tun wäre. Ihre Sehnsucht ist nach Rom zu ihren Söhnen gerichtet; doch wäre sie ihrerseits gewiß lieber im katholischen Österreich, als im protestantischen Deutschland, das mit «unsinnigem Lärm» die dritte Jahrhundertswende der Reformation feierte. Zu erwähnen ist noch, daß den Briefen einige Ankündigungen einer Zeitschrift beigeschlossen waren, über welche wir in dem nächsten Briefe — an Metternich — genauer unterrichtet werden.

XVII.

Frankfurth 20ten Sept. 1817.

Hochverehrter Herr Graf!

Verehrter Herr und Freund!

Ew. Excellenz nehme ich mir die Freyheit die Kerne einer Melone zu senden, die ich mich nicht erinnern kann in Wien gefunden zu haben, und die Ew. Excellenz daher vielleicht Vergnügen finden in Ihren Garten zu verpflanzen. Es ist eine Astracanische Frucht; wir fanden sie hier bey einen Particulier in Offenbach, und fanden sie wohlschmeckend und dabey so leicht verdaulich, daß ich mir so gleich die Kerne davon erbat, mit dem Vorsatz sie meinem verehrten Grafen Szechenyi, bey der ersten Gelegenheit zu übersenden; die sich nun erst durch Herrn Biedermann[55]) findet.

Es ist recht lange her, daß wir von allem was in Wien uns theuer ist, gar keine sichre Nachricht erhalten haben; und auch Herr Biedermann brachte uns Nichts von unserm Freund Helffrich; worüber wir uns sehr verwunderten, da er doch sonst der Mann nicht ist, eine Gelegenheit zum offnen vertraulichen Briefe, ungenützt vorübergehen zu

[54]) Zum Ministerresidenten bei der Stadt Frankfurt wurde aber im März 1818 Hofrat v. Handel ernannt.

[55]) Ist wahrscheinlich identisch mit Laz. Biedermann (1769—1843), der jüdischer Großhändler und k. k. Hofjuwelier in Wien war und mit den höchsten Kreisen in Verbindung stand. Vgl. Wurzbach, «Biogr. Lexikon». I. Bd. (1857), S. 386 f.

lassen, und da es jetzt so gar vieles giebt, worüber man unter tausend Besorgnissen in Kenntniß gesetzt zu seyn wünscht, worüber man durch den gewöhnlichen Weg der Posten und Kuriere, nicht deutlich sich mitzutheilen wagt. Wir haben uns beynah zwey Monathe in den Bädern der hiesigen Gegend aufgehalten, größtentheils meiner Gesundheit wegen, da ich viel an rheumatischen Schmerzen leide; auch Schlegel war den größten Theil des vergangenen Winters und Frühjahrs leidend. Die Bäder haben ziemlich gute Dienste geleistet; das Beste wird uns von den Aerzten als noch nachkommend verheißen[56]).

Ich hoffe Ew. Excellenz befinden sich fortdauernd wohl, und auch meine theure Frau Gräfin, und alle die Angehörigen. Durch die öffentlichen Blätter erfuhr ich daß die Frau Gräfin Esterhazy die Freude hatte ihren Sohn[57]) mit der jungen Fürstin Lichtenstein[58]) vermählt zu sehen, wozu wir unsern ergebensten Glückwunsch abstatten. Schlegel, der das Glück hat die Fürstin Sophie persönlich zu kennen, kann nicht genug die Liebenswürdigkeit und den Geist dieser jungen Dame rühmen, und alles was der allgemeine Ruf vortheilhaftes von ihr sagt, wird durch sein Urtheil noch übertroffen. Wie angenehm ist es mir zu denken, daß der Glanz Ihres Familienkreises, jetzt wieder eine neue Zierde in sich aufgenommen hat! — Ich bitte Gott täglich daß er seine Huld und seinen reichsten Seegen, auf Ihr Haus auf ewige Zeiten ausströmen lassen wolle. —

Schlegel empfiehlt sich Ihrer Wohlgewogenheit, er legt hier einige Ankündigungen[58a]) einer Zeitschrift bey, welche er nach langem Zögern endlich herauszugeben sich entschlossen hat, und die er hiemit Ihrer und der angehörigen Freunde Theilnahme empfiehlt.

Die Lage ist fortwährend immer dieselbe beschränkte, und Einflußlose als sie im Anfange war, und so sehr man auch sich bestrebt, in den Willen Gottes mit freudiger Ergebung sich gefangen zu geben, so kann man doch sich der tiefsten Betrübniß nicht erwehren, in einem Zeitpunkt wo so vieles zu thun ist, sich von aller Thätigkeit zurück gedrängt zu sehen. Oft kann man sich des Gedankens nicht erwehren, ob es nicht gegen Ehre, wie gegen Gewissen sey, auf einen Posten zu bleiben, wo man so sehr zurückgesetzt wird? — Dieser nächster Wunsch wäre, da man doch an den öffentlichen Angelegenheiten weder etwas ändern, noch helfen kann und darf, unsre lieben Söhne in Rom einmal besuchen zu können, um an irgend einen Gegenstand das Gemüth zu erfrischen, da wir von allen Seiten, so viel Gutes und Liebes von den Arbeiten wie von der Aufführung der jungen Leute hören. — Aber zu einer solchen erquickenden Reise ist keine Aussicht! — Was das unangenehme unsers hiesigen Aufenthalts für dieses Jahr nicht wenig vermehrt, das sind die Anstalten und das unsinnige Lärmen der Protestanten bey Gelegenheit ihres Jubiläums. Glücklich sind Ew. Excellenz im katholischen

---

[56]) Vgl. «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 440 und «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm». S. 570.

[57]) Graf Vinzenz Esterházy.

[58]) Maria Sophie Fürstin von Liechtenstein, Tochter des Feldmarschalls Fürsten Joh. Jos. von Liechtenstein.

[58a]) Liegen dem Briefe nicht bei.

Vaterlande, wo denn doch jener Lärm nicht so gar beschwerlich seyn darf? Und werden dann die Kinder der Kirche kein Dankfest, für die Erhaltung des alten Glaubens feyern[59]), während jene einen solchen Jubel über ihren Abfall erheben?

Verzeihen Ew. Excellenz mein Schwatzen, ich bin noch immer gewohnt mich Ihnen mit dem größten Vertrauen zu nahen, und alles zu bereden, was mir am Herzen liegt.

Mit der innigsten Verehrung
Ihre gehorsamste Dienerin
Dorothea v. Schlegel.

Ich bitte gehorsamst mich dem Wohlwollen Sr. Excellenz der Frau Gräfin, und Allen theuern Personen Ihrer Familie mich zu empfehlen.

XVIII.

Hochgebohrner Graf!

Hochzuverehrender Gönner!

Ich vereinige meine Wünsche mit denen meiner Frau, uns in Ihrem geneigten und gütigen Andenken zu erhalten. Da ich die Anwesenheit des Hrn. Biedermann erst so spät erfahren habe, so muß ich für diesesmal mich auf das Wesentlichste beschränken, was ich grade mit dieser Gelegenheit Ewer Excellenz am liebsten vorlegen möchte, und wodurch ich zugleich die gütige Theilnahme und Verwendung Ewer Excellenz in Anspruch nehme.

Der StaatsRath Hudelist ist nun nach Wien zurückgekehrt, bey dem Ihre Fürsprache so vieles gilt und bewirken kann. Je weniger Gerechtigkeit mir oft andre wiederfahren laßen, je mehr Feinde und Uebelwollende, bekannte und unbekannte ich wohl haben mag; einen je höheren Werth setze ich auf die gute Meynung und die Gewogenheit dieses Staatsmannes, für den ich selbst im Herzen die tiefste Achtung hege. — Ich setze nun meine verschiedenen Bitten und Wünsche ganz grade und mit dem vollen Vertrauen hieher, was Ewer Excellenz große Güte gegen uns mir einflößen muß. Möchten Ewer Excellenz zuerst im Allgemeinen und überhaupt Ihren ganzen Einfluß bey dem Staatsrath Hudelist anwenden, um mir seine Gewogenheit und seine Theilnahme, sein Vertrauen und seine gute Meynung im Allgemeinen und für alle vorkommenden Fälle zu erhalten.

Meine Adels Angelegenheit überlasse ich unbedingt der gütigen Verwendung Ewer Excellenz und der entscheidenden Bestimmung und Beurtheilung des Herrn StaatsRaths: in Hinsicht auf den schicklichsten Zeitpunkt und auf die Art und Weise, wie das Gesuch einzurichten ist. Meine Entschädigung für den Aufenthalt im Winter 1815—1816 dahier, vor Einrichtung der Gesandtschaft und auf eigne sehr große Unkosten habe ich immer noch nicht erhalten; obwohl diese Entschä-

[59]) Das taten die Katholiken Frankfurts in den ersten Tagen des Novembers. Vgl. A. Fr. Ludwig, «Weihbischof Zirkel von Würzburg». Paderborn 1906, II. Bd., S. 365.

digung ganz normalmäßig ist und meine Collegen sie schon erhalten haben. Ich fange an, durch diesen bedeutenden Rückstand sehr in Verlegenheit zu gerathen, da es ohnehin so theuer hier ist. Ich wende mich deshalb mit dem morgenden Courier noch einmal an den Staatsrath Hudelist, und setze mein ganzes Vertrauen, daß die Sache endlich erledigt werde, vorzüglich auf ihn. Ergäbe sich eine schickliche Gelegenheit, auch diesen Punkt bey dem Hrn. Staatsrath in Anregung zu bringen und seiner Theilnahme zu empfehlen, so wäre dieß ungemein glücklich für mich, da ich die Erledigung jener Sache so dringend zu wünschen Ursache habe. —

Meine Lage ist immer noch die alte; doch weiß ich nicht, ob ich eine Veränderung wünschen soll und glaube auch noch gar nicht berechtigt zu seyn, eine solche zu suchen, was mir leicht auch verübelt werden könnte. So sehr ich mich freuen würde[60]), wenn ich einmal auf einige Wochen (als Courier) nach Wien geschickt oder verlangt würde, dann auch meine Freunde und Gönner daselbst wiederzusehen; so kann ich doch für jetzt noch nicht wünschen, wieder dort zu bleiben, es müßte denn seyn, daß der Fürst M[etternich] mich selbst aus Vertrauen zu einer wesentlichen Wirksamkeit zurück beriefe. — Soll ich bey der hiesigen Gesandtschaft nicht bleiben, so wäre mir eine kleine Stelle als Chargé d'affaires noch einige Jahre in Deutschland das liebste; ein Glück wäre es, wenn man bey der Besetzung aller der kleinen noch nicht besetzten Stellen für die Stadt Frankfurt einen eignen Residenten bestimmte, und mir (wie Adam Müller in Leipzig) diese Stelle zu Theil würde; wozu es weder einer Erhöhung des Charakters noch auch der permanenten Besoldung bedürfte. Doch werfe ich dieses nur so als einen ungefähren Gedanken hin, der nur mit großer Behutsamkeit berührt werden dürfte, damit man es nicht etwa anmaßend von mir findet. Zu brauchen wäre ich freylich, wie ich glaube, auch wohl noch an andern Orten und zu andern Sendungen; indessen davon will ich schweigen. Wo ließe sich mehr wirken als hier und wo wird gleichwohl das Interesse unsres Kaisers und des deutschen Vaterlandes doch so gar ungeschickt vernachläßigt und verhunzt? — Verzeihen Ewer Excellenz mein hingeworfenes, ungeordnetes Schreiben, und rechnen Sie solches der Eil zu, mit welcher ich genöthigt war, mich zu fassen, um die mir erst spät bekannt gewordne Gelegenheit nicht zu versäumen.

Mit der Bitte, mich dero Frau Gemahlin, den beyden Herren Söhnen, die wir das Glück hatten, hier zu sehen, und allen Ihren verehrten Angehörigen zu empfehlen, bitte ich um die Fortdauer Ihrer gütigen Gesinnung und Gewogenheit gegen uns und bin,

Frankfurt, den 20ten September 1817.

Ewer Excellenz
unterthänig gehorsamster
Schlegel.

[60]) Am Rande des Briefes: und so glücklich es wäre, wenn daher bewirkt werden könnte.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Graf Stephan Széchenyi in der Völkerschlacht.

Von **Ignaz Peisner.**

KAUM 17 Jahre alt, trat Graf Stefan Széchenyi, der damals noch keine Ahnung davon hatte, welche Rolle ihm dereinst im politischen und wirtschaftlichen Leben Ungarns zufallen sollte, in die Armee ein, in welcher er rasch Karriere machte und sich wiederholt hervorzutun Gelegenheit fand. Er schien im Militärdienst gänzlich aufzugehn, nichts anderes flößte ihm — nach den Briefen, die er häufig an seine Eltern schrieb, zu schließen — Interesse ein. Der spätere Staatsmann, Nationalökonom und feuereifrige Reformer war mit Leib und Seele Soldat, und die Heldentaten, die er vollführte, und welche ihm eine Reihe hoher Auszeichnungen eintrugen, stellten ihm, im Verein mit seiner vornehmen Abstammung, einen glänzenden Aufstieg in der militärischen Hierarchie in Aussicht. Es sollte jedoch — zum Heile seines Vaterlandes — anders kommen. Jäh brach seine Soldatenlaufbahn ab, und als er sich, vielleicht zum letzten Mal in der kleidsamen Uniform eines Husarenrittmeisters, in der Öffentlichkeit auf dem die Wiedergeburt Ungarns einleitenden 1825er Reichstag, zeigte, da war der Regenerator Ungarns in ihm erwacht. Angeeifert durch die Rede, welche Paul Nagy von Felsőbük im Interesse der Errichtung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften hielt, trat Széchenyi vor, bat um die Erlaubnis, zu sprechen, und bot sein Jahreseinkommen, 60 000 Gulden, für die Errichtung des wissenschaftlichen Instituts an. Die Akademie war damit begründet; Graf Széchenyi aber hatte Geschmack gefunden an den Landesangelegenheiten, und am 15. Februar 1826 trat er endgültig aus dem Armeeverband aus, um sich fortan der öffentlichen Laufbahn zu widmen, auf welcher er es zum Neubegründer seines Vaterlandes, zum «größten Ungar» bringen sollte.

Der ungarische Reichstag hatte auf das gefahrdrohende Nahen der napoleonischen Heerscharen hin im Jahre 1808 25000 Rekruten bewilligt und die «adelige Insurrektion», dieses avitische Surrogat für die ständige Armee, aufgeboten. Obgleich das Gesetz für diesen Fall nur anordnete, daß jede Familie ein Mitglied beizustellen habe, sandte Graf Franz Széchenyi, der hochherzige Begründer des Nationalmuseums, alle drei Söhne aufs Schlachtfeld. Im Jahre 1809 war Stephan bereits Oberleutnant und genoß das Vertrauen seiner Vorgesetzten in dem Maße, daß er auch mit der Verwaltung der Regimentskasse betraut wurde. Nach der Raaber Schlacht, welche mit dem Débacle der Insurrektionsarmee endete, zeichnete sich Graf

Széchenyi durch eine bravouröse Tat aus. Die Donau in finsterer Nacht auf einem Kahne übersetzend, brachte er dem am andern Ufer befehligenden FML. Chasteler eine Botschaft, welche die Vereinigung der beiden kaiserlichen Armeen und die Zurückdrängung des Vizekönigs Eugen ermöglichte. In den Jahren 1809—13 diente Széchenyi in verschiedenen Garnisonen und kam im Oktober des Jahres 1813 mit dem österreichischen Heere unter Schwarzenberg nach Leipzig, wo die große Völkerschlacht geschlagen wurde. Am Vorabend der Hauptschlacht, am 17. Oktober, erhielt Rittmeister Graf Széchenyi vom Generalissimus Fürsten Schwarzenberg den wichtigen Auftrag, dem General Blücher die letzten Dispositionen des Oberkommandierenden für den morgigen entscheidenden Tag zu überbringen. Unter tausend Gefahren passierte Széchenyi die feindlichen Linien und langte nach furchtbar ermüdendem Ritt im Lager des «Marschall Vorwärts» an. Nach Erledigung seines Auftrages erklärte sich Széchenyi Blücher gegenüber bereit, auch dessen Befehle an den schwedischen Kronprinzen Bernadotte zu übermitteln. Dem alten Haudegen gefiel der Wagemut des jungen Husarenrittmeisters und er trug ihm auf, Bernadotte im Namen der Kaiser von Österreich und Rußland und des Königs von Preußen die Aufforderung zu überbringen, daß er sich unverzüglich der Hauptarmee anschließe. Bernadotte zögerte zunächst, der Ordre Folge zu leisten. Rittmeister Graf Széchenyi verlangte nun eine Bescheinigung darüber, daß er den Befehl zweier Kaiser und eines Königs übergeben habe. Die Kaltblütigkeit des Rittmeisters machte Bernadotte stutzig und er gab schließlich seiner Armee den Befehl zum Aufbruch. Die Armee Bernadottes traf denn auch rechtzeitig vor Leipzig ein und trug das Ihrige zur Entscheidung der Völkerschlacht bei. Für seine vortrefflichen militärischen Dienste wurde Széchenyi zum Rittmeister I. Klasse befördert und Zar Alexander verlieh ihm den Wladimirorden.

Graf Stephan Széchenyi war ein guter Sohn und fleißiger Briefschreiber. Mit väterlichem Stolze und Pietät hatte sein Vater die aus dem Kriegslager eingetroffenen Briefe seines Stephan gesammelt und zu einem Bündel vereinigt, das er mit folgender Aufschrift versah: «Briefe meines Sohnes Stephan, als er in dem für ganz Europa entscheidenden Kriege das Jahr 1813 u. 1814 an der Seite des damahls die Truppen aller Alliirten Commandirenden Carl Fürsten v. Schwarzenberg gedient, u. mit Ruhm und Ehre gefochten hat. Széchenyi.» Das Bündel umfaßt 57 zum Teil recht umfangreiche Briefe, deren einer hier zur Charakteristik der damaligen Schreibweise Széchenyis getreu wiedergegeben sei:

Geschrieben in Teplitz den 21. September 1813.

Lieber guter Vater, wie wohl sich die ganze Welt erstaunen wird, die combinirte Armée noch immer in Teplitz zu sehen, so wird die Zeit lehren, wie nützlich und vorteilhaft unser still steh'n für die allgemeine gute Sache sey, indessen Napoleon mit seiner Schaar so viel marchirt, und so viel Bewegungen macht, dass er nächstens gar keine mehr haben wird. — Das Wetter ist noch immer rasend schlecht, die Wege beynahe inpracticable, unsere Armée aber in der grössten Ruhe und mit hinlänglichen Lebensmitteln versehen — das heisst, der grösste Teil der Armée, denn 40 bis 80 000 m. sind doch immer beschäftigt, und es vergeht kein einziger Tag, dass wir nicht ein kleines Scharmützel mit unsern Feinden hätten. — Die Franzosen hingegen haben garnichts mehr zu leben, und ihre Pferde fallen alle auf den Strassen um — so dass unsere schöne Hoffnungen, einen allgemeinen Frieden wieder herzustellen, vielleicht erfüllt werden. Überhaupt ist das die einzige Art, mit den Franzosen Krieg zu führen, die in rangirten Schlachten, das muss man ihnen schon lassen, eine viel richtigere und schnellere Übersicht haben, als wir, die in kleinen Affairen und Überfällen wieder die Avantage gegen sie haben. — Auch sehen wir aber den glücklichen Erfolg unserer angenommenen Art, Krieg zu führen, so ein, und sind von der Idée so durchdrungen, dass blos dieser Weg uns zu unserm Ziele führt; dass ich überzeugt bin, dass wir nicht so bald wieder eine grosse Schlacht (wie z. B. bey Dresden) eingehen werden. Da ist noch ein Mensch, den ich jetzt erst kennen gelernt habe, auf den ich meine gänzliche Zuversicht des seeligsten Erfolges stütze, und das ist „Schwarzenberg" — der wirklich zu bewundern ist, und dem ich, und jeder, der von dem Gang der Dinge, so wie ich instruirt ist, alle bisherigen Dinge des Blüchers so wohl als des Kronprinzen zuschreibe. — Euer Gnaden wundern sich hierüber ganz gewiess, so wie beynahe alle übrigen Menschen, die ihn nicht kennen. Ich frage aber nur eins: „was ist wohl schwerer? Eine grosse Armée festzuhalten, oder ein Corps mit Übermacht zu schlagen." Und das geschah bis jetzt, und so wohl der Kronprinz als der Blücher existirten nicht mehr, wenn nicht Schwarzenberg, durch seine allmählichen Bewegungen, den Bonaparte so getäuscht hätte, dass er unthätig gegen jene beyden blieb. — Ebenso kann ja ein Kind den stärksten Mann schlagen, wenn ihn ein anderer gebunden hällt. — — Die Affaire p. ex. von Culm wer hat sie gewonnen? Ich gebe Euer Gnaden mein heiliges Wort, dass wenn der Feldmarschall nicht gewesen wäre, dass wir nicht viel mehr von unserer Armée gesehen hätten. Denn diese Ruhe, und diese Kaltblütigkeit die er besitzt ist wirklich unerhört. — — Und übrigens macht sich jeder Mensch die Idée von einem Feldmarschall, so wie einstens Wallenstein und Laudon waren. — Alles dies ist recht schön gesagt, aber so wenig wie Wallenstein und Laudon nicht nach zu ahmen sind, als Feldherrn einer einzigen Armée, eben so wenig ist's Schwarzenberg als Commandant, eines grenzenlos Ehrgeizigen Barclay's, Wittgenstein's — und allen übrigen, die au fond ungern unter einem österreichischen Feldmarschall stehen, und blos durch seine Güte gezwungen werden, seinen Wunsch zu thun. — Wie schwer ist's mit dem Kaiser von Russland, den König von Preussen, und allen denen Engländern,

die alle ein Wörtchen sprechen wollen, auszukommen, — und wie Edel ist's allen aufopfern zu können, um die Einigkeit zu erhalten: und das kann er, wie wohl Barclay an dem so fatalen Ausgang der Bataille vor Dresden allein Ursache war, so überliess er ihm doch den ganzen Ruhm von der Bataille von Culm. — 3 Tage nacheinander war ich jetzt beynahe nicht zu Hause, und stets an denen Vorposten — Nachmittag werde ich wieder verschickt; und so geht ein Tag nach dem andern ziemlich gleichförmig ab. — Vor 4 Tage sahen wir alle den Bonaparte, der mit seiner ganzen Suite auf denen Anhöhen von Nallendorf war, um da die passage zu forcieren, — allein es ging nicht, und wir bleiben wie die Steine — unbeweglich —. Es ist doch spassig, was der kleine Ehrgeiz macht, „man sieht den Todt vor neben und hinter sich, und man bleibt stehen." — Mit meiner Gesundheit will's noch nicht recht gehen, da ich so schwach bin, dass ich beynahe nicht gehen kann, und alle Tage, die Gott giebt, en règle, bis auf die Haut nass werde: übrigens schone ich mich soviel's möglich ist. Lieber guter Vater, hier sende ich wieder einige Neuigkeiten, — und bitte um den Segen — meiner lieben Mutter küsse ich die Hände. Stepherl.

Angesichts des Fleißes, den Graf Stephan Széchenyi im Briefschreiben entfaltete, muß es auffallen, daß er sich über die Hauptschlacht selbst, in welcher er sich überdies Lorbeeren zu holen Gelegenheit hatte, seinen geliebten Eltern gegenüber vollständig ausschwieg. Alles in allem findet sich ein vom 22. Oktober aus Nauenburg datierter, kurzer Brief — wohl der kürzeste der Sammlung — vor, der folgendermaßen lautet:

„Lieber Vater, Gottlob, viele Gefahren sind vorüber, u. auch diese Probe der Vorsicht [Sz. meint wohl: Prüfung der Vorsehung] hielt ich glücklich u. froh aus. — Nun gehts immer vorwärts, auch habe ich in hinsicht meiner Person eine glückliche Schlacht gehabt, da mir nichts geschah, u. die ganze Suite um einen Grad avancirte, folglich ich nun 1-ter Rittmeister bin."

Das ist alles. Aber was Széchenyi verabsäumte, hat sein Schwager, Graf Ferdinand Zichy, gutgemacht. In einem, dem erwähnten Faszikel beigefügten Briefe teilt er über die Rolle Graf Stephan Széchenyis in der Völkerschlacht folgendes mit:

Lampertheim am Rhein nächst Mannheim, den 15. November 1813.

Liebes gutes Weib! Deinen lieben Brief vom 3-ten Nov. hab ich vorgestern erhalten und bin schnell bereit Antwort zu leisten. Ich hoffe Du wirst mein Schreiben von Braunshardt erhalten haben. Seitdem wir die Gegend von Mainz und Cassel verlassen, sind wir einquartiert und stehen den Franzmännern gegenüber, doch der grosse graben Rhein trennt uns. Es ist mir unbegreiflich, dass Stepherl nichts erzählte, ergo werde ich es thun, Neiperg konnte es nicht, denn er wusste es nicht. —

Stepherl wurde von Fürst Schwarzenberg den 16-ten auf den 17-ten Nachts zum F.M. Blücher gesendet um selben zur Schlacht am 18-ten zu laden /dies ist die Art bey uns die Herrn politisch zum Dinee zu bitten/, er entledigte sich seines Auftrages, und hatte den Befehl an Blücher gebracht auch den Kronprinzen von Schweden dazu zu invitieren. — Blücher und noch mehr Kreisenau verzweifelte an der Möglichkeit diesen unentschlossenen Halbnarren /der alles thut nur nicht was er soll/ zu diesen Schritt zu bewegen; da fasste Stepherl seinen Entschluss und sprach zu Blücher: Geben mir Ew. Excellenz ein Pferd: die Antwort war: Was wollen Sie machen junger Mensch? Ant. Ich bewege den Kronprinzen zu dem Marsche koste was es wolle. Dies gefiel dem alten Krieger, er gab ihm ein Pferd und seinen Seegen zu dieser nötigen Unternehmung. Stepherl reitet zu den Kronprintzen und findet vor den Quartier desselben mehrere Preussische Officiers, er eröffnet ihnen seine Absicht, den Kronprintzen im Nahmen der beyden Kaisers und des Königs von Preussen gegen Leipzig zu laden, der eine dieser Officiers der ihm befragte, ob er den Auftrag dazu hätte, welches Stepherl ihm gestand, dass er ihm nicht hatte, sondern höchstens seinen Kopf riskiere, der ihm für das allgemeine Wohl nicht feil wäre, erwiederte darauf: Junger Mann, Sie wagen viel, ich werde Sie selbst anmelden. Der Anmelder war ein Printz von Preussen, dessen Zunahme ich vergessen. Stepherl spricht unerschrocken den Kronprintzen an, — der Kronprintz schlägt den Marsch ab, entschuldigt sich und macht alle art von Seitensprünge. Stepherl verliert die Contenance nicht und bittet sich schriftlich aus, dass er ihm die Einladung der 3 Monarchen nach Laipzig gebracht, der Kronprintz giebt sie, fängt später an zu stutzen, ruft Stepherl zurück, beruft einige Generäle, Stepherl schreibt ihm den Weg an, der Kronprinz marschiert, trifft noch zu rechter Zeit ein und entscheidet die Schlacht von Leipzig, die unwiederbringlich verloren gewesen wäre. Verzeihe, daß ich die Sache nicht so beschreiben kann, wie ich sie weiß, aber das ganze Hauptquartier Schwarzenberg kann Dir die Geschichte bestätigen. Diese That ist mehr werth als alle, die in diesen Krieg geschehen. Lebe wohl, Dein Ferd. Jch bin müde, gute Nacht.

Daß das Zusammenwirken mit Blücher für Széchenyi eine Erinnerung fürs Leben war, läßt sich denken. In seinen Briefen, Reden und Tagebüchern gedachte er seiner oft, und in besonders eklatanter Weise in der Rede, in welcher er am 28. Oktober 1843 für die Steuerleistung der Adeligen eintrat. Graf Stephan Széchenyi erschien in jener denkwürdigen Reichstagssitzung in Galatracht, mit Orden geschmückt, und sagte folgendes:

«Elf Tage und dreißig Jahre sind es heute — ich gestehe, daß mir diese dreißig Jahre viel unangenehmer sind, denn um die elf Tage würde ich mich nicht viel scheren —, daß ich am zweiten Tage der Leipziger Schlacht in das Lager des Helden Blücher geschickt wurde. Ich langte im Morgengrauen dort an, und als ich eintrat, fand ich im Vorzimmer seinen Soldaten vor dem Spiegel, wie er sich gerade

das Haar ordnete und puderte: ich wunderte mich darüber. Ich geh weiter und finde seinen Pagen, der sich ebenfalls mit seinem Haare zu schaffen macht; schließlich trete ich beim alten Haudegen ein, der sich gleichfalls vor dem Spiegel die Haare ordnete und puderte. «Mein Herr,» — ich erinnere mich, den Helden so angesprochen zu haben — «ich glaubte, daß Ihr Euch mit Säbel und Pulver befassen werdet, ich sehe aber, daß auch der Puder bei Euch eine Rolle spielt.» Worauf der greise Held erwiderte: «Wir hoffen, daß wir ein Fest begehen werden; es gibt viele, die ihr schönstes Kleid zur Parade anlegen, wir aber wollen in der heutigen Schlacht im besten Anzuge und möglichst adrett erscheinen.» Und am selben Tage gelangten die Siegesfahnen des preußischen Generals vor die Mauern Leipzigs. Viele wundern sich, daß ich heute im Festkleide hier erscheine. Viele halten mich für einen Sonderling, und es ist wahr, ich wandle nicht in allem, besonders in Ungarn, gebahnte Wege; viele legen an Namenstagen, bei Prozessionen, auch dann, wenn sie sollizitieren oder informieren, das Festgewand an; ich aber lege es an, wenn ich glaube, daß die Nation ein Fest feiern wird. Dies vorausgeschickt, habe auch ich mich wohl als geringes Mitglied der ungarischen Nation und der ungarischen Gesetzgebung in dieser Hauptfrage redlich bemüht, damit endlich jener Tag über uns hereinbreche, an welchem wir uns nicht nur mit Privilegien und mit großen Phrasen brüsten, sondern beweisen, daß wir auch mit Opfern durch die Tat zum Aufblühen unseres Vaterlandes beitragen.» (Später, am 29. Juni 1829, äußerte sich Széchenyi dem Standbilde Blüchers gegenüber weniger günstig über den großen Feldherrn.)

Auch an dem Einzug der Verbündeten in Paris am 1. April 1814 nahm Graf Széchenyi teil. Im Jahre 1815 zersprengte er bei Tollentino mit seiner Schwadron ein Grenadierregiment des Königs Murat, welche Waffentat ihm wieder Ordensauszeichnungen eintrug. Nach dem Feldzuge ließ er sich zum Husarenregiment Hessen-Homburg übersetzen, wo er bis zum Jahre 1826, da er seinen Abschied nahm, verblieb.

Die Mitglieder der Familie Héderváry in deutscher Gefangenschaft.

Mit dem König Mathias war die nationale Größe Ungarns ins Grab gesunken. Getreu dem letzten Willen des großen Königs scharten sich auf dem zur Königswahl einberufenen Reichstage um seinen Sohn, Johannes Corvinus, die aufrichtigen Getreuen des Hauses Hunyady und des ruhmreichen nationalen Königtums, darunter auch die von Héderváry. Ihre Sache drang nicht durch; die Familie mußte sogar den Zorn des in der Minorität gebliebenen Kaisers Maximilian mit der Zerstörung ihrer Burg Ozora bezahlen. Wladislaus II. und Maximilian versöhnten sich zwar und befestigten ihre Verbindungen durch Familienverträge, aber ein bedeutender Teil der Nation verwarf die fremde Herrschaft und erwiderte im Jahre 1505 auf ihre Pläne mit dem Prinzip des nationalen Königtums. Bei der darauf folgenden Verlobung (zwischen Ferdinand und Anna) regt sich die Nation und am 14. Juni 1506 schreibt Maximilian bekümmert aus Ferrara an Wladislaus II., daß nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen seine Feinde Stephan Héderváry mit zahlreichen Söldnern an die Grenze geschickt haben, damit er seine Burgen, sowie Land und Leute vernichte. Durch die Geburt Ludwigs II. am 1. Juli wurde für eine Zeit die Frage der Thronfolge aufgeschoben, um nach der Schlacht bei Mohács umso brennender aufzutauchen.

Die Spaltung des Reiches in zwei Parteien wiederholte sich im kleinen auch in der Familie Héderváry. Franz — der nach der Eroberung von Belgrad als früherer Ban zum Sündenbock gestempelt und seiner Güter beraubt wurde — gehörte zur Johannes-Partei, während Stephan mit seinen Söhnen Laurentius und Georg Ferdinands Anhänger wurde, aber die beständige Abwesenheit des Königs und das zügellos alles verwüstende königliche Heer — «welches mit dem Volk bei weitem brutaler umging als der Feind» — machten ihn wankelmütig. Übrigens heiratete Franz — obwohl ihn die Gicht sehr plagte — zum zweiten Male, und, indem er den zur Gegenpartei gehörigen Stephan ganz außer acht ließ, verschrieb er sein ganzes Vermögen seiner Frau[1]). Es war daher ratsam für Stephan, nach dem Tode des kinderlosen Franz — der ohnehin bald eintreten mußte — zur Partei des Königs Johann überzutreten, damit der Familienbesitz nicht in fremde Hände gerate. Wir dürfen uns nicht wundern über die plötzliche Bekehrung Stephans im Jahre 1529[2]), denn auch der Reichstag der treu gebliebenen Stände vom Jahre 1530 klagt bitterlich: Wo immer Euer Majestät Heer umhergezogen ist oder sein Lager aufgeschlagen hat, überall hat es wie der grausamste Feind gewütet ohne Unterschied zwischen treu gebliebenen und abtrünnigen Ständen. Zahlreiche Städte und Ortschaften sind eingeäschert, viele Unschuldige, Geistliche und Weltliche umgebracht, das Volk ist völlig ausgeraubt, Getreide, Vieh, Möbel und Kleidungsstücke sind verschwunden.

---

[1]) 30. Sept. 1529; — sein Tod fällt in die Zeit vom 13.—27. Dez. 1531.

[2]) Sie geschah nach der Belagerung Wiens und dem Abzug der Türken. Siehe Archiv der Familie Héderváry Fasz. 9, Nr. 28. — Suleiman beschloß am 14. Okt., die Belagerung Wiens aufzulassen und empfing am 25. den König Johann in Altofen.

Sein Beginnen war jedoch nicht glücklich; Johann Katzianer, königlicher Oberhauptmann, nahm Stephan und seinen jüngeren Sohn Georg gefangen und internierte den Vater 1529 zuerst im Csejte-er, dann 1530 im Laibacher, den Sohn dagegen im Trencsiner Burgverließ. Laurentius, der ältere Sohn — der wahrscheinlich noch treu zu Ferdinand hielt — blieb daheim in Sziget.

In der Gefangenschaft erbauten sie sich an der Hoffnung. Voll Zuversicht schreibt Stephan seiner Tochter Sophie: «Seid nicht bekümmert, denn der Herr wird wieder alles zum Besten wenden. Füget euch in des Herrn Willen. Vergesset nicht, ihm zu dienen, ihn zu bitten, daß er uns unsere Sünden vergebe. Darum werden wir uns, so Gott will, in kurzer Zeit alle wiedersehen. Bittet die Jungfrau Maria, daß sie bei Gott für uns bitte und uns von unserem Übel befreie. Gott erhalte euch allesamt. Verlaßt eure kleinen Brüder nicht[3]).»

Umsonst hatte er vom baldigen Wiedersehen geschrieben; das sollte nicht so bald in Erfüllung gehen. Er bat seinen Sohn Laurentius dringend, er solle um ihn kommen. Ein weiter Weg von mehreren Tagereisen trennte Sziget von der Festung Laibach, wo er endlich am 18. Sept. anlangte. Da er seinen Vater nicht auslösen konnte, blieb er an seiner Stelle im Gefängnis, um ihm damit die Freiheit zu erkaufen.

Die beiden Brüder warteten vergebens auf die Freudenstunde ihrer Erlösung. Ihr Vater, Stephan, des Aufenthaltes in deutschen Landen überdrüssig, kehrte Wien den Rücken und ging zu König Johann über. Laurentius, der freiwillig Gefangene, drang in seinen lieben Herrn Vater und bat ihn um Gottes Willen, er solle den Briefboten sofort zurückschicken und ihn keine Stunde zurückhalten, denn Kochány (Katzianer) habe vierzehn Tage Frist gegeben. «Komme auch du selbst bald nach und verkünde mir den Tag, wann du das Lösegeld deponiren willst. Zu mir wird schon niemand mehr zugelassen. Es geht mir nicht viel besser, wie wenn man einen Mühlstein an einem dünnen Faden über meinem Haupte aufgehängt hätte, sodaß ich nicht wissen kann, in welcher Stunde mir derselbe auf den Kopf fällt. — Er hat sagen lassen, er wolle uns bei Gott die Hände abhacken lassen, mir und meinem Bruder. Darum beschwöre ich dich um Gottes Willen, beeile dich[4]).»

Vielleicht hatte ihn der Brief nicht einmal erreicht, oder wenngleich er ihn in Empfang genommen hatte, war es für Stephan nicht ratsam, nach Laibach zu gehen. Laurentius klagt in seiner Verlassenheit seinem ebenfalls gefangenen Bruder Georg sein trauriges Los. Seit sein Vater fort sei, habe er fortwährend das Krankenbett gehütet. Auch jetzt gehe er nur in seinem Zimmerchen auf und ab. Das Fieber quäle ihn, er habe verdorbenen Magen, sein ganzer Körper sei geschwollen. Zu Weihnachten habe ihn August Fanchy besucht, seither habe sich in fünf langen Monaten niemand bei ihm gezeigt. Der Vater schicke niemanden zu seiner Pflege, und die hiesigen Frauen verstünden seine Muttersprache nicht. Der allmächtige Gott, unser aller Schöpfer, sucht uns noch immer heim um unserer

---

[3]) Stephan Hédervárys Brief aus Laibach, August 1539. Archiv der Familie Héderváry Fasz. M. 1, Nr. 2.

[4]) Brief des Laurentius H. aus Laibach, Anfang März 1531. Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 3.

Missetat und Undankbarkeit willen; er hat noch nicht genug an der bisherigen Strafe, daß wir unsere Güter eingebüßt, unser Vermögen und vor allem unser Vaterland verloren haben und verbannt und verstreut leben müssen weit voneinander in verschiedenen Ländern. So hat es Gott gefallen, ertragen wir unser Schicksal in Geduld, denn Gott zahlt alles heim[5]).

Georg, der gute Bruder, tröstet ihn in seinem Leiden. Er führt ihm Hiobs Fall als Beispiel an und beruhigt ihn mit vielen schönen Zitaten der wohlbekannten heiligen Schrift: Gott versuche die Seinigen, um sie dann zu belohnen. Sein eigenes Los sei übrigens nicht einmal so unerträglich. Burján habe ihm aus Böhmen Bücher geschickt, in denen er jetzt zu lesen pflege. Der Burghauptmann von Trencsin sei ein anständiger Mensch. Im vorigen Jahr habe er dem Hauptmann einen gut abgerichteten Bussard geschenkt, mit dem sein jüngerer Bruder viele Wachteln gefangen habe. Gegenwärtig habe er dem Katzianer durch den Hauptmann einen Fischaar und drei sehr schöne Jagdfalken schicken lassen. Derselbe sei im Begriff, zu ihm (Katzianer) zu gehen, um in ihrem (der Brüder) Interesse zu sprechen und ihn zu überzeugen; denn «nicht wir hatten die Provinz Österreich in Brand gesteckt»[6]). Auch diese unbegründete Anklage scheint zu ihrer Gefangennahme und Internierung beigetragen zu haben; denn «das ist keine Kleinigkeit, noch Scherz, wenn es dem Menschen an den Hals geht».

Von den Lippen der freien Bewohner des Landes ertönt Klage auf Klage. Vergebens macht der Landesrichter, Graf Alexius Thurzó, den König auf die Gefahr aufmerksam. Ferdinands Partei verkommt, die schrankenlosen Plünderungen der Soldaten werden unerträglich und treiben die Leute zu König Johann hinüber. Darunter auch Stephan Héderváry, auf dessen Güter von Szigetköz Ferdinand durch das Preßburger Kapitel den Husarenhauptmann Paul Bakych, seine Frau Dorothea, seine Töchter Maria und Angelika, seinen rechten Bruder Michael und seinen Stiefbruder Péter einschreiben ließ[7]), während ihm König Johann die in Somodar (Komitat Somogy) gelegenen königlichen Rechte schenkt, ferner die Güter des treulosen Peter Kozáry von Keresztúr und des Michael Ispan von Torva, weil sie während des Waffenstillstandes die Burg des Franz Héderváry Ozora bestürmt hatten, ebenso die Schlösser des Michael Imreffy von Szerdahely, nämlich Wytha im Stuhlweißenburger Komitat und das slowakische Krapina mit Pata im Komitat Somogy[8]).

Der treffliche Trencsiner Hauptmann hatte nicht erfolglos Schritte getan. Georg erhielt seine Freiheit wieder. Schon am 27. Juni kam er als Gesandter nach Ofen zu Valentin Török — wie er seinem Vater schreibt — im Interesse des armen Volkes, dem Podversky (Podmaniczky) den Wein und alles Vieh weggenommen hatte, aber Herr Valentin war schon fort. «Nichtsdestoweniger seien Sie sein Fürsprecher bei Herrn Valentin und damit zugleich bei seiner Majestät dem König».

---

[5]) Lateinischer Brief des Laurentius H. nach dem 29. April 1531. Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 18.

[6]) Georgs Brief aus Treuctin, 30. Juni 1531. (Lateinisch, außer einigen Worten.) Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 4.

[7]) Preßburg, 15. Mai 1532. Fasz. 9, Nr. 28.

[8]) 4., 9. Febr. und 26. Juni 1532. Ebenda Fasz. 5, Nr. 30, 28, 29.

Seit der Zeit zog er aus «sein Amt anzutreten». «Es hatte ihm Herr Bebek Rozsnyóbánya samt Provinz überlassen, aber dann, als er zum König übertrat, sagte er zu ihm: Mein lieber Vetter, meine Sache steht schlecht. Da König Ferdinandus meine Dienste nicht belohnte und mich in meinem Besitz nicht schützte, — du siehst ja den Feind, wie nahe er an mir ist, dem ich nicht widerstehen kann — so war ich gezwungen zu König Johann überzugehen.» Obwohl er das Amt vom König bekommen hatte, wollte er sich jetzt nicht vom Besitz trennen. «Dann gelangte er unter großen Entbehrungen und Gefahren von Polen aus nach Hause, weil man ihm überall den Weg versperrte, denn sonst hätte er nicht kommen können».

Da es ihm nicht gelang, ein Amt zu bekommen, wandte er sich an seinen Vater. «Darum bitte ich Euer Gnaden, mir einen Herrn zu verschaffen, den Euer Gnaden für geeigneter halten, sei es bei dem König oder meinem Herrn, dem Wojwoden[9]), denn mein Herr ist sehr arm; er hat selbst nichts, uns kann er auch nichts geben; und ich mag ihm ohne Lohn nicht dienen»[10]).

Stephan Héderváry tat auch wirklich Schritte bei dem Könige, und zwar nicht vergebens, denn er bekam das Ofener Steinhaus des Michael Gazon[11]), aber das Lösegeld für Laurentius konnte man nicht aufbringen, und Georg geriet im folgenden Jahre 1533 wieder in Gefangenschaft auf Schloß Trencsin. In seiner Verzweiflung griff Laurentius zur Feder:

«Mein lieber Herr und Vater! Ich sehe es wohl ein, daß du uns nicht nur nicht auslösen kannst, sondern auch derart auf uns vergessen hast, daß du auch gar nicht mehr an uns denkst. Ich sehe wohl, daß wir deinethalben hier in der Gefangenschaft umkommen müssen, denn deine Liebe zu mir hat blos so lange gedauert, bis ich dich von hier erlöst habe. In der Charwoche waren es zwei Jahre, daß du niemanden zu mir geschickt hast. So lange du hier auf Schloß Lúblyán (Laibach) warst, und ich draußen, schriebst du soviele Briefe, daß ein Pferd daran zu schleppen gehabt hätte, auch einen Menschen fandest du, der sie mir nach Ungarn hinausbrachte; aber da du jetzt frei bist, schreibst du weder, noch sendest du einen Boten, denn unser Elend rührt dich nicht, du siehst nicht die Eisenfesseln an unsern Füßen, und hörst nicht unser Jammern Tag und Nacht, unser Flehen im dumpfen Kerker, unsere Qual, Pein, Schmach und Leiden, das alles wir deinetwegen erdulden; wenn du es auch nicht siehst, lieber Herr Vater, der große Gott sieht es wohl, vor dessen Augen alles offenbar ist. Du kannst uns nicht auslösen, willst auch nicht für uns bitten, auch nicht zu mir schicken. Du siehst wohl ein mein großes Elend, meine Not, Entbehrung und Krankheit. Du hast mich vergessen, wie einen herrenlosen, räudigen Hund; du läßt mich vor Hunger und Durst umkommen, du fütterst mich mit Würmern, so vergiltst du mir, daß ich deine Last auf mich nahm, daß ich deine Fesseln trage und daß ich für dich hier schmachte im Kerker, daß du mir nicht einmal einen Brief schreibst, woraus ich erfahren hätte, wie es euch dort draußen geht. Du wartest noch immer auf den Frieden, der nie kommen wird. Wahrlich ich hätte ihn auch da

---

[9]) König Johann Szapolyai.

[10]) Georgs Brief an seinen Vater von Ofen, 27. Juni 1532. Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 5.

[11]) 30. Iuli 1532. Fasz. 5, Nr. 31.

draußen erwarten können, viel lieber als hier in Lublyán, aber Gott hätte mich gestraft, wenn ich das getan hätte. — Darum, lieber Herr und guter Vater, bitte ich dich um Gottes Willen, wenn nur möglich, laß es genug sein an unserem bisherigen Elend; — wenn du uns nicht auslösen kannst, so bitte wenigstens für uns.»

Mit dem Brief schickt er den Schreiber Lukács (Lukas), der auch Stephan in der Gefangenschaft bedient hatte. Er bat ihn, er solle demselben (Lukács) einen guten Herrn verschaffen, «denn er könne die Deutschen nicht lieb gewinnen. — Er ist ein sehr guter Schreiber; in ganz Kroatien ist niemand, der besser verstünde, was für einen Brief man dem türkischen Kaiser schreiben müsse. Das haben mir die Türken gesagt, die zu meinem Kameraden herausgekommen waren. Er kann in vier oder fünf Sprachen schreiben. — Er ist fromm, stammt von vornehmen Eltern, spricht gut ungarisch, lateinisch, deutsch, kroatisch, türkisch, italienisch, so tüchtig ist der Mann. — Ich weiß wohl, daß du ihm eine Stelle verschaffen kannst, denn einen solchen Menschen müßte ein Fürst mit Gold erwerben. Er hat acht Pferde. Er wollte zwar jetzt mit all seinen Pferden ausziehen, aber ich halte es nicht für ratsam.» Er bittet seinen Vater, er solle ihn anwerben und wieder zu ihm zurückschicken. Voll Freuden schreibt er, daß sie der Hauptmann auf Verwendung seiner Gattin und einer ungarischen Dame viel milder behandle. «Wahrlich nicht einmal unsere rechte Mutter könnte uns liebreicher entgegenkommen, als diese beiden Frauen. Gott möge es ihnen vergelten, was sie an mir getan haben.»

Aber das bittere Schicksal beneidete ihn auch um dieses kleine Glück. Die Gattin des Hauptmanns starb und er «will, wie ich vernehme, länger als bis Michaelis (29. Sept.) nicht hier bleiben; er will abdanken, denn er ist sehr betrübt um seine Frau. Darum schicke jemanden her, denn sobald er aus dem Schloß abzieht, wird man uns wieder schlecht behandeln, denn Kocán (Katzianer) schreibt ihm jetzt jeden Tag, er solle uns strenge halten; aber er in seiner Gutmütigkeit tut es nicht. — Der Hauptmann kümmert sich jetzt um niemand, er läßt jedermann zu uns kommen und behandelt uns sehr gut; ob er Gäste hat, oder nicht, wir speisen immer mit ihm zusammen. Um der ungarischen Frau willen behandelt er uns so freundlich.»

Er bittet seinen Vater, er solle anstatt Lösegeld für die ungarische Dame ein schönes junges Pferd, wenn nicht, ein siebenbürgisches oder türkisches Pferd schicken, für Ansperger zwei Windhunde und zwei apfelgraue Stuten; wenn du drei schicken kannst, umso besser und das Hemd, worum ich schon öfter geschrieben habe, wie ich eins dem Schaffner mitgebracht hatte — ferner für Raumberger — die Schulden, denn er ist sehr zornig». Mit dem Schreiber Lukács solle er den Gregor Angos oder Hegedűs oder Dégy schicken und ihn von seiner Lage sowie vom Tode Franz Hédervárys verständigen. «Darum, lieber guter Herr und Vater, erbarme dich unser um Gottes Willen und wenn nur möglich, laß uns nicht hier verderben. Sollten wir aber noch hier bleiben müssen, schicke uns Geld und Kleider, einen langen neuen Dolman, einen kurzen Pelz, einen deutschen Mantel, denn sonst gehe ich nackt herum[12]).»

Der Brief, den sein Bruder ihm von Trencsin sandte, rief die Hoffnung

---

[12]) Brief des Laurentius H. aus Laibach, 13. April — 30. Mai 1533. Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 6.

auf Befreiung in ihm wach. «Barbara Fanchy habe ihm geschrieben, daß wir jetzt endlich erlöst werden,» Georg hatte sich sogar neue Reisekleider machen lassen. Sein Bruder verständigte ihn auch davon, daß Paul Bakyth für ihn bei Katzianer gebeten habe; ferner daß er im Fasching bei ihm gewesen sei und ihn gebeten habe, er solle ihm sagen, wohin sein Vater in Hédervár die Goldgulden habe einmauern lassen und er werde ihn dann auslösen.

Er wiederholt seine Bitte, sein Vater solle ihm doch schreiben, daß er eine Nachricht habe von zu Hause, und solle den Schreiber Lukács in seinen Dienst aufnehmen und zurückschicken, denn wie Bakyth seinem Bruder sagte, «du wärest siebenbürgischer Kammerherr» und er solle die verlangten Gegenstände schicken, umsomehr, als die ungarische Frau ihm in drei Jahren 37 Gulden rheinischer Währung geborgt habe. Seit dem dritten Pfingsttage sei er anderthalb Wochen lang sehr krank gewesen und man habe gefürchtet, er werde sterben. Er bitte daher, daß man die Ärzte nicht vergessen möge. «Der Apotheker hat für Arzneien, die man in zwei Jahren auf mich geschmiert und mir jeden Tag zu trinken gegeben hat, fünfzig Gulden aufgekreidet.» Solange er all dies nicht begleiche, werde er nicht entlassen. Dann klagt er auch: «Du hattest mich an Raumberger empfohlen, daß er für mich sorge. Niemand hat mir hier weniger gutes erwiesen als er, ja, wie ich höre, war er die Ursache meines Elends. Wenn er gewollt hätte, so hätte er bewirken können, daß ich dein armer, vergessener, elender Sohn, — wie er sich nennt — kein Elend erduldet hätte.»

Vergebens wartet er auf den Boten mit der Freudennachricht, d. h. den Schreiber Lukács; es kommt niemand; trotzdem verzagt er nicht, sondern er ist es, der sogar seinen armen gefangenen Bruder Georg tröstet. Es sind schon fast fünf Jahre[13]), seit sie sich nicht gesehen haben und ebendarum, welche Sorge und Unruhe bemächtigt sich ihrer Seelen! Mit Berufung auf Christi Leiden bittet er ihn, er solle nicht verzagen, die Traurigkeit und Bekümmernis möge ihn nicht niederschlagen, auf daß er nicht, wie bisher, Tag und Nacht Tränen vergießend, sein junges Leben verkürze. Er möge bedenken, daß sie Gott nicht unschuldig verderben lasse, und vergebens wütet die Welt, sie werden darum nicht untergehen. Auch er sucht aus der Bibel zu beweisen, wie oft der Herr seine Getreuen auf die Probe stellt. Er möge sich trösten und ihm schreiben, denn es sei nahezu ein Jahr, seit er von ihm keinen Brief erhalten habe[14]).

Der Hoffnungsstrahl der Befreiung erschien wieder für Georg. Nachdem er sich bedankt hat, empfiehlt er sich mit Freuden seiner Schwester Katharina. «Liebe Schwester, siehe ich habe Euch von meinem Mitgefangenen eine schöne italienische Stickerei für ein Hemd schicken lassen. Ich bitte dich, liebe Schwester, nimm diese Kleinigkeit gefällig an als von einem armen Gefangenen. Ferner bitte ich dich, sei nicht bekümmert, denn ich hoffe zu Gott, daß ich in kurzer Zeit erlöst werde, dann bringe ich euch allen genug, denn ich habe nie schönere Stickereien gesehen, als man aus Italien bringt.» Indem er die Verwandten grüßen läßt und auch die Grüße der Barbara Fanchy übermittelt, bittet er seine Schwester, sie

---

[13]) Ihre Gefangennahme geschah demgemäß Ende 1529 oder Anfang 1530.

[14]) Lateinischer Brief des Laurentius H. an Georg aus Laibach, 2. Febr. 1534. Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 8.

solle sich über sein Schicksal bei seinem Mitgefangenen, dem Überbringer des Briefes, erkundigen; man möge ihn auch freundlich empfangen und «etwa ein Hemd zum Geschenke geben»[15]).

Georg wurde vom Glück wenigstens belächelt, aber gegen Laurentius blieb es auch fernerhin kalt. Im Gefängnis hörte er vom Zustandekommen des Friedens, und nahm es auch schon für bare Münze, und doch kam es nicht dazu. Er macht seinem Vater Vorwürfe: «Es sind heute zwei volle Jahre, daß zwischen den beiden Königen Friede und Vertrag herrscht; seither habe ich unzählige Briefe an dich geschrieben, in denen ich dich flehentlich bat —, wenn du mich schon nicht auslösen könnest, solltest du mir wenigstens die Gefälligkeit erweisen und jemanden zu mir schicken, bevor dieser Vertrag abläuft. — Wahrlich, ich kann mir nicht vorstellen, mein lieber Herr, was für ein hartes, verstocktes Herz du hast —, daß du dich über meine harte Gefangenschaft, mein Elend und meine Krankheit nicht erbarmst, worein ich mich freiwillig für dich begeben habe. — Ich bat und flehte unter Klagen und Weinen, du mögest als guter, gnädiger Vater das Flehen deines Sohnes erhören, der sich selbst um deinetwillen in so großes Elend gestürzt hat.»

Sogar ein türkischer Mitgefangener entsetzte sich über die Hartherzigkeit seines Vaters und machte ihm den Vorwurf, daß «wir eine Hundereligion haben». «In der langen, schweren Gefangenschaft wie ist er grau geworden.» «Du hättest besser für mich sorgen müssen, wenn du an die Krankheit dächtest, aus der ich dich errettet habe. Aber das Sprichwort hat Recht: Undank ist der Welt Lohn. Nun, mein lieber Herr und Vater, wo hätte ich gegen dich so sehr gesündigt, daß du mich so vergessen hast, oder wo hätte ich nicht deinen Befehl erfüllt, daß du mich den besten Teil meiner Jugend in solchem Elend verbringen läßt. Warum hast du mich in meiner Kindheit am Leben gelassen, wenn du mich im Mannesalter so großer Qual überantworten und mein Leben mit solch schwerer Kerkerhaft beschließen lassen wolltest? Es wäre besser gewesen, uns an dem Tage ins Wasser zu werfen oder tot zu schlagen, an welchem wir geboren sind, als uns jetzt dieses Elend erdulden lassen. Darum, lieber Vater, bitte ich dich um des allmächtigen Gottes des Vaters und um seines heiligen Sohnes teuren Blutes willen, das er für uns am Kreuze vergossen hat, besinne dich und nimm dich unser an.

Wenn König Johann bisher nicht geholfen hat, wird er auch fernerhin nicht mehr helfen, denn er behauptet, daß du ihm weder helfen, noch schaden könntest; darum hat er dich aus Ozora vertrieben .. . . samt den armen Waisen. Wenn Seine Majestät uns geneigt gewesen wäre, wenn auch Franz Héderváry nicht unser Verwandter gewesen wäre, hätten wir von Sr. Majestät so viel Güte erwartet, als die des Franz Héderváry gewesen wäre. Aber ich habe stets gehört, daß der Teufel seinen Dienern mit Pein heimzahlt. Wenn wir Se. Majestät auch so oft verraten hätten, ginge es uns jetzt auch besser; nun aber geschehe Sr. Majestät Wille».

Raumberger versprach, ihn zu befreien, wenn er «für sein Geld einen guten Paßgänger, oder ein siebenbürgisches, oder türkisches, oder ungarisches Pferd bekäme». Wenn der Paßgänger ankomme, wolle er uns sofort in sein Haus bringen und dort behalten, bis er auch beim König

[15]) Trencsin, 3. Mai 1534. Fasz. M. 1, Nr. 9.

unsere Befreiung erwirke. «Herr Raumberger hat im Rat die Herrn aller drei Länder gebeten, sie möchten gleichzeitig mit ihm dem König und Kochán (Katzianer) schreiben in Sachen meiner unschuldigen Gefangenschaft.» Man habe auch bereits zwei Gesandte gewählt, von denen der eine der Mann der ungarischen Dame sei, für die er das Pferd verlangt habe. Er solle also ein schönes Füllen im Wert von hundert Gulden für die ungarische Dame und eins für Lamberg (vielleicht ihr Mann?) schicken. Für Raumberger den Paßgänger, für Ansperger die Windhunde und drei Stuten, sechs Stück weiße Kranichfedern und ein Hemd. Er band ihm auf die Seele, nicht auf die ungarische Frau zu vergessen, denn sie habe das Ganze bewerkstelligt und auch jetzt gehe ihr Mann auf eigene Kosten als Gesandter. — Er habe schon einen Brief an König Johann geschrieben, warum er seine Schwestern aus Ozora vertrieben habe, wage aber nicht, ihn abzuschicken. — «Hier geht die Kunde, du hättest dem Schreiber Lukács die Augen ausstechen und die Hände abhauen lassen, — aber ich kann es nicht glauben.» Er dringt darauf, daß er ihn samt den Geschenken zurücksende[16]).

Er wiederholt noch an demselben Tage seine Bitte in einem Briefe und fügt noch einen an seine Schwestern hinzu. Er bittet sie, wieder Taschentücher zu schicken, denn von den erhaltenen habe er eins dem Hauptmann, das andere der ungarischen Frau gegeben, die sie mit Freuden entgegengenommen und sich sehr gewundert hätten, daß sie so schön nähen könnten. «Lasset ein sehr schönes Taschentuch von den Ozoraer Nonnen machen, wie meine Mutter eins hat machen lassen — — mit feuerroter Naht — näht es so schön als möglich und schickt es mir — für die Frau um der Wohltaten willen, die sie an mir getan hat[17]).»

Den guten Rat des Laurentius befolgte jedoch sein Vater nicht. Er blieb auch ferner dem König Johann treu; von seinem Vater konnte er also nichts hoffen.

Georg wurde von der guten Hoffnung und vom Glück doch nicht ganz im Stiche gelassen. Er entkam glücklich und trat in den Dienst des Erzbischofs Paul Várday, der als Mitglied des Statthaltereirates bei Ferdinand gut angeschrieben war und auf dem Reichstag von 1535 die Beratungen leitete; der verwendete sich für den König, dann trat er als Vermittler zwischen König und Nation auf. Die Friedensverhandlungen begannen und mit Freuden schreibt Georg aus Wien seinem Bruder, daß sowohl er, als auch ihre Güter frei werden, weil gewisse Punkte des Friedensschlusses darüber verfügen. Er habe auch seinen Vater gebeten, er solle mit den Gesandten zu König Johann gehen und er glaube auch, daß er es tue. «Nun so verstehst du mich und weißt, lieber Bruder und Herr, wonach du dich zu richten hast; sei nicht traurig, ich bitte dich um Gottes willen.

Noch vor der Melonenernte (d. i. zu Laurentii Namenstag) hole ich dich ab nach Som, dann können wir auch schon guten Wein trinken. — Die Verwandten sind wohlauf. Sie warten sehr auf deine Heimkunft, das glaube ich gerne und plusquam gerne. —, auch das wird uns der liebe Gott, unsere süße Hoffnung, erleben lassen. Ich selbst komme zu dir, sobald man

---

[16]) Laibach, 30. Juli 1534. Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 10.

[17]) Brief des Laurentius H. an seinen Vater. Laibach, 30. Juli 1534. Fasz. M. 1, Nr. 11.

dich entläßt. — — Wahrlich, wenn ich jemand hätte, würde ich dir gerne irgend ein Buch schicken».

Die trügerische Hoffnung trieb abermals ihr böses Spiel mit dem armen, vergessenen Laurentius. Die Friedensverhandlungen wurden vereitelt, und erst nach drei Jahren kam der langersehnte Großwardeiner Friede zustande. Stephan ist unterdessen auf Seiten König Johanns, sein Sohn Georg dagegen gewinnt aus Ferdinands Gnaden den ihnen mit Gewalt entrissenen Pluemelln benannten Preßburg-Skt. Georger Weinberg wieder zurück. Damit sein Bruder nicht länger im Kerker schmachte, nimmt er 1537 von Franz Batthyányi 500 Gulden als Darlehen auf und, indem er für ihn das Lösegeld erlegte, erwarb er ihm so nach siebenjähriger Gefangenschaft die Freiheit wieder.

Auch der Friede brachte nicht die ganze Familie in ein Lager zusammen. Die Brüder hatten im Elend zusammengehalten, in der Freiheit begriffen sie, warum ihr Vater zu Johann gehalten hatte, und vergaßen die ausgestandenen Leiden. Auf ihren Gütern, weit voneinander, verständigten sie sich gegenseitig mit ängstlicher Sorgfalt und ebneten ihrem Vater den Weg zu Ferdinand. Laurentius verständigt von Som, im Komitat Somogy, aus seinen Bruder vom Herannahen der Türken und teilt ihm mit, daß sein Vater jetzt bei Valentin Török weile; aber Georg meldet bereits den Herrn, daß ihr Vater sehr gerne zu ihnen gekommen wäre, wenn ihn die vor Szegzárd lagernden 60 000 Türken nicht zurückgeschreckt hätten. Laurentius vergaß die traurigen Erinnerungen an die Gefangenschaft und ergötzte sich gern am Vortrag guter Sänger. Gleich den zeitgenössischen ungarischen Herren hielt er sich solche am Hofe. Als er an Georg schreibt, er solle ihm einen schwarzen Hut kaufen — aber ja nicht einen zu kleinen — fügt er hinzu: «Sodann sende mir das ‚Sternlied', wenn du es hast; wenn du außerdem noch einige Lieder verschaffen kannst, so tue es, denn ich habe hier einen tüchtigen Sänger mit prächtiger Stimme; wenn ich ihn etwa nicht behalten sollte, schicke ich ihn dir hinauf[18]).»

Dr. Levente Závodszky.

Neuere ungarische Forschungen zur Sylvesterbulle.

Schon im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift wurde dem deutschen Publikum Gelegenheit geboten, die Forschungen Johann Karácsonyis, dieses gediegenen Historikers, bezüglich der ungarisch-kroatischen Beziehungen kennenzulernen. Ein anderes wichtiges Resultat seiner Forschungen betrifft die sogenannte Sylvesterbulle. Die Wichtigkeit dieser Urkunde besteht in dem innigen Zusammenhange, in dem sie mit dem apostolischen Königtume der ungarischen Könige und mit ihrem Rechte, Bistümer einzurichten, dieselben zu besetzen und über sie Patronatsrechte auszuüben, steht. Die Forschungen Karácsonyis bezüglich der Echtheit dieser Bulle sind in drei ungarischen Abhandlungen niedergelegt. Die erste ist in seinem Werke: «Die Urkunden König Stefans des Heiligen und die Sylvesterbulle», 1891, enthalten. Die zweite Abhandlung erschien unter dem

[18]) Brief des Laurentius H. an Georg. Som, 3. Nov. 1540. Ebenda Fasz. M. 1, Nr. 13.

Titel: «Wer hat die Sylvesterbulle gefälscht?» 1909. Die dritte endlich unter dem Titel: «Der Welt-betörende Johann Tomkó», 1913, beide in der Zeitschrift «Századok» (Jahrhunderte).

Die Sylvesterbulle veröffentlichte zuerst Melchior Inchoffer in Rom im Jahre 1644 in seinem Werke «Annales Ecclesiastici Regni Hungariae», welches bald zur Rarität ward und darum in den Jahren 1795—97 in Preßburg in neuer Auflage erschien. In diesem Werke erzählt Inchoffer nach den Angaben des Franziskaners Rafael Levaković, daß die Bulle im Jahre 1550 durch den berühmten Gelehrten und Diplomaten Anton Vrančić im Archive der Kirche von Trau aufgefunden und daselbst durch ihn in seinem Werke «Memorialis» eigenhändig kopiert wurde. Nach dem Tode des Vrančić kam die Bulle in den Besitz des auch in diplomatischen Diensten tätigen Athanasius Georgiceo, der sie kurz vor 1644 in Wien dem Levaković übergab, der sie wieder dem Inchoffer mitteilte.

Die Bulle ist vom 27. März des Jahres 1000 datiert. (Data Romae VI. Kal. April. Indictione decima tertia.) In ihr nimmt Papst Sylvester II. die ihm durch Astricus, den Bischof von Kalocsa, überbrachte Huldigung des Herzogs der Ungarn entgegen; betraut diesen und seine durch die Nobeln des Landes zu erwählenden und durch den Papst zu bestätigenden rechtmäßigen Nachfolger als Könige von Ungarn mit der Regierung des Landes unter der Bedingung, daß sie der römischen Kirche und dem katholischen Glauben treu bleiben. Indem er ihm ferner die zur Königskrönung zu verwendende Krone übersendet und alle seine bis dahin getroffenen kirchlichen Einrichtungen gutheißt, überträgt er zugleich ihm und seinen rechtmäßigen Nachfolgern das Recht, das apostolische Kreuz vor sich tragen zu lassen und über die errichteten und noch zu errichtenden Bistümer des Landes an Stelle des Papstes selbst zu verfügen.

Es entbrannte ein anderthalb Jahrhundert währender Streit über die Echtheit dieser Bulle. Der Streit scheint nunmehr durch Karácsonyi entschieden, die Bulle als gefälscht erwiesen zu sein.

Schon die Geschichte der Entdeckung der Bulle, so wie sie uns Inchoffer erzählt, muß das größte Mißtrauen erwecken. Vor allem wissen wir nun sicher, daß Anton Vrančić im Jahre 1550 nicht in Trau weilte, also die Bulle daselbst auch nicht kopieren konnte. Ferner ist das Schicksal des schriftlichen Nachlasses von Anton Vrančić wohl bekannt, aber von einem «Memorialis» betitelten Werke und von einem Georgiceo unter den Besitzern dieses Nachlasses hören wir sonst nirgends. Was über die Entdeckung der Bulle gesagt wird, ist also eitel Trug und Lüge.

Ist also schon diese erlogene Entdeckungsgeschichte geeignet, Zweifel an der Echtheit der Bulle zu erwecken, als einfache Fälschung wird die Bulle dadurch erwiesen, daß ihre Form von derjenigen der päpstlichen Urkunden dieses Zeitraumes, so wie dieselbe uns aus erhaltenen Urkunden und in Formelbüchern überlieferten Formularen bekannt ist, vollständig abweicht. Die Bulle ist nämlich ihrem Wesen nach ein Privilegialbrief, ihre Form aber ist, besonders was die Inscription und Datierung betrifft, die einer gewöhnlichen päpstlichen Epistola, und zwar nicht einer aus dem Zeitalter Sylvesters II., sondern einer aus der Zeit Gregors VII. stammenden Epistola.

Auch finden sich in der Bulle selbst Ausdrücke, aus denen sich die Zeit bestimmen läßt, in der die Fälschung verfertigt wurde. Es war immer

üblich, in den Text der päpstlichen Bullen Stellen aus der heiligen Schrift einzuflechten; aber in jedem Zeitalter wurden der Geistesrichtung und den herrschenden theologischen Fragen entsprechend andere Stellen zu diesem Zwecke verwendet. Nun aber wurden die Worte der Bulle «Vere non volentis, neque currentis, sed miserentis est dei» nicht um das Jahr 1000, sondern an der Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts, als über die Praedestination gestritten ward, als Devise gebraucht. Auch die den ungarischen Königen auferlegte Bedingung, dem katholischen Glauben treu zu bleiben, weist auf die Zeit nach der Reformation als die Entstehungszeit der Fälschung hin.

Ja, Karácsonyi gelang es, selbst die Quellen nachzuweisen, aus denen die Bulle verfertigt wurde. Als Hauptargument für die Echtheit der Bulle galt bis dahin die auffallende Übereinstimmung, sowohl was den Inhalt, als auch was die Ausdrucksweise betrifft, mit den Briefen Gregors VII., besonders mit demjenigen an Geysa I. vom 23. März 1075, in dem sich einzelne in der Bulle vorkommende Wendungen sogar wörtlich wiederholt finden. Nun machte Karácsonyi die Gelehrtenwelt darauf aufmerksam, daß die Briefe Gregors VII. um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts allgemein bekannt waren. Schon Augustinus Steuchus Eugubinus, dessen Werke nach dem Tode des Verfassers im Jahre 1578 in Paris veröffentlicht wurden und später in den Jahren 1591 und 1601 in Venedig in neuen Auflagen erschienen, hat sie in seinen «Libri duo contra Laurentium Valla de falsa donatione Constantini» benützt, wo er auch den erwähnten Brief vom 23. März 1075 mitteilte. Dann aber wurden diese Briefe durch Caesar Baroni in seinen «Annales Ecclesiastici» im Jahre 1588 bis 1607 in Rom herausgegeben und auch dies Werk erlebte im Jahre 1618 in Antwerpen eine neue Auflage. So waren die Briefe Gregors VII. dazumal schon allgemein zugänglich. Ihre Übereinstimmung mit der Sylvesterbulle beweist also nicht, daß Gregor VII. die Sylvesterbulle kannte und ihr einzelne Wendungen entlehnte, sondern daß der Fälscher der Bulle am Anfang des XVII. Jahrhunderts die Briefe Gregors VII. kannte und sie bei der Zusammenstellung seines Machwerkes als Quelle benützte. So ist es dann leicht erklärlich, daß die Form der Bulle nicht mit den Privilegialbriefen der Zeit Sylvesters II., sondern mit den gewöhnlichen Episteln Gregors VII., die ihr als Quelle dienten, übereinstimmt.

Dasjenige in der Sylvesterbulle nun, was nicht aus den Briefen Gregors VII. herrührt, ist fast vollständig in der durch Hartwicus um das Jahr 1100 verfaßten Lebensbeschreibung Stefans des Heiligen enthalten. Diese durch Hartwicus verfaßte oder eigentlich aus der sogenannten «legenda major» und «minor» kompilierte Stefanslegende erschien schon im Jahre 1511 in Krakau, dann später im Jahre 1576 in Köln mit einigen durch Laurentius Surius vorgenommenen stilistischen Änderungen in dessen Werke: «Vitae sanctorum». Dieser von der ursprünglichen Fassung abweichende Text des Surius wurde im Jahre 1600 durch Jakob Bongars in seiner «Collectio Scriptorum rerum Hungaricarum», und im Jahre 1631 durch Tomkó Marnavić in seinem noch zu erwähnenden Werke neu abgedruckt. Nun findet sich in der Sylvesterbulle die durch Surius an der Stefanslegende vorgenommene Textänderung wieder, woraus mit Sicherheit hervorgeht, daß nicht Hartwicus die Sylvesterbulle, sondern der Verfasser der Sylvesterbulle das Werk des Hartwicus, und zwar nicht dessen

ursprünglichen, sondern den durch Surius umgeänderten Text als Quelle benützt hat. Die Sylvesterbulle ist also eine Kompilation aus der Stefanslegende und den Briefen Gregors VII. Vom Kompilator rühren nur einige willkürliche Erweiterungen und die schon erwähnten, die Entstehungszeit verratenden Phrasen her.

Zwei Jahrzehnte nachdem Karácsonyi auf diese Weise die Bulle als Fälschung erwiesen, warf er die Frage auf, wer der Fälscher war. Man wäre geneigt, diesen in einem der in der Entdeckungsgeschichte genannten Männer zu vermuten. Nun fand aber Karácsonyi, daß keiner der dort erwähnten das zur Verfertigung einer solchen Fälschung nötige Wissen und die dazu nötige Gewissenlosigkeit besaß. Es gehörte wirklich umfangreiches Wissen und genialer Blick dazu, den Fälscher gleich anfangs in einem Manne zu suchen, dessen Beziehungen zur Sylvesterbulle, da er in der Auffindungsgeschichte gar nicht genannt wird, erst entdeckt werden mußten. Der Mann, in dem Karácsonyi gleich anfangs den Fälscher vermutete, ist Tomko Marnavić, Bischof von Bosnien, dessen Leben und Wirken durch den Universitätsprofessor Ferdinand Šišić in Zágráb nunmehr gänzlich aufgehellt wurde.

Dieser Tomko Marnavić war ein berüchtigter Urkundenfälscher. Schon Karácsonyi und auch Šišić zeigten, daß er in sein zur Verherrlichung seiner Familie geschriebenes Werk «Indicia vetustitatis et nobilitatis familiae Marciae vulgo Marnavitiae», das im Jahre 1632 in Rom erschien, eine ganze Reihe von gefälschten Urkunden aufnahm. Zugleich stellte sich heraus, daß er um 1619 eine durch ihn einem gewissen Abt, späterem Bischof Theophil, slawisch Bogomil, einem Zeitgenossen des Kaisers Justinian zugeschriebene Lebensbeschreibung dieses Kaisers verfaßte, in der behauptet ward, daß Justinian slawischer Abstammung war. Endlich erwies V. Jagić im Jahrgange 1912 des Archivs für Slawische Philologie ihn als den Fälscher einer angeblich aus dem Jahre 1222 stammenden Abschrift eines um die Mitte des VII. Jahrhunderts verfaßten glagolitischen Psalters.

Wie geschickt er manipulierte, zeigt der Umstand, daß diese Fälschungen jahrhundertelang als echt galten und der Betrug erst in jüngster Zeit entdeckt wurde. Die Art, wie er seine Fälschungen in Umlauf setzte, zeigt die Geschichte der von ihm verfaßten «Vita Justiniani». Diese angeblich aus dem Slawischen übersetzte und von Theophil herrührende «Vita» wurde von dem berühmten Gelehrten Nicolaus Alemanni in seiner in Lyon im Jahre 1623 erschienenen Ausgabe der «Historia arcana» des Prokopios, und zwar in der Einleitung und in den Notizen benützt und die in ihr enthaltenen Angaben fanden auf diese Weise Verbreitung und Glauben. Man forschte jahrhundertelang nach der Handschrift dieser «Vita» in der Vatikanischen Bibliothek, wo Alemanni angestellt war, konnte ihr aber nicht auf die Spur kommen. Dies gelang endlich in unserer Zeit dem englischen Gelehrten James Bryce, der davon ausgehend, daß Alemanni in inniger Freundschaft mit der Familie der Barberini stand, in der Bibliothek dieser Familie die lang gesuchte Handschrift auffand, und zwar zusammengebunden mit den Schriften eines gewissen Josef Suares, den der Kardinal Franz Barberini im Jahre 1622 zum Bibliothekar der von ihm gegründeten Bibliothek ernannte. Da stellte sich nun heraus, daß die «Vita» keineswegs von einem Zeitgenossen Justinians herrührte, sondern am Anfang des XVII. Jahrhunderts verfaßt wurde, und da Tomko Marnavić sie in dem

Werke «De Illyrico Caesaribusque Illyricis» als in seinem Besitze befindlich erwähnt, muß sie von ihm herstammen und dann durch ihn dem Suares und durch diesen dem Alemanni zur Benützung übergeben worden sein, der über die Gelegenheit, eine bis dahin gänzlich unbekannte Quelle benützen zu können, so große Freude empfand, daß er es versäumte, sich von der Echtheit dieser Quelle zu überzeugen. Die Autorität des Alemanni verursachte dann wieder, daß diese seine Quelle allgemein für echt gehalten wurde. Wie zielbewußt und schlau Tomko dabei vorging, zeigt, daß er selbst bei der Benützung der «Vita Justiniani» sich auf Alemanni berief und diesem nach seinem Tode sogar solche Aussprüche zuschrieb, die derselbe niemals getan hat.

Ebenso geschickt ging er mit der Sylvesterbulle vor, und darum war es so schwer, ihm auf die Spur zu kommen. Nun aber gelang es Karácsonyi, den Schleier zu lüften, der über seine Beziehungen zu der Sylvesterbulle schwebte.

Wie oben bemerkt, soll nach der Angabe des Levaković die Sylvesterbulle durch Anton Vrančić kopiert worden sein. Nun aber zeigte Karácsonyi, daß die Manuskripte des Anton und Faustus Vrančić von Tomko Marnavić in seiner im Jahre 1620 in Venedig erschienenen Biographie des tapfern Banus von Kroatien, Peter Berislavić de Grabarja, benützt, ja teilweise wörtlich abgeschrieben wurden, wobei sich der Verfasser natürlich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, außer verschiedenen Ungenauigkeiten auch einige Lügen einzuflechten.

Dann kam Karácsonyi auch einer anderen Beziehung auf die Spur. Die eine Quelle der Sylvesterbulle war, wie oben ausgeführt wurde, die Stefanslegende des Hartwicus, und zwar der Suriussche Text derselben. Nun wurde dieser Text, wie schon bemerkt, im Jahre 1631 in Rom von Tomko Marnavić in seinem Werke «Regiae sanctitatis Illyricanae foecunditas a Joanne Tomko Marnavitio Bosnensi edita» neu abgedruckt. Die Betonung des Rechtes der freien Königswahl und des apostolischen Königstitels der Könige von Ungarn in der Einleitung zu diesem Werke verrät dann auch den Zusammenhang der Gedankenrichtung des Verfassers mit dem Bestreben, dem die mehr als verdächtige Sylvesterbulle ihre Entstehung verdankte.

Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang aus einem andern Werke des Tomko Marnavić, nämlich aus der Biographie des Bischofs von Zágráb August Gazotti, die unter dem Titel «Vita beati Augustini Ordinis Praedicatorum ex Zagrabiensi Lucerini episcopi per Johannem Tomcum Marnavitium, Bosnensem episcopum, lectorem et Coadjutorem Zagrabiensem fideliter collecta» im Jahre 1637 erschien, aber, wie dies die durch Tomko bekleideten Würden zeigen, schon im Jahre 1634 verfaßt wurde. In diesem Werke verficht nämlich Tomko alles das, was die Sylvesterbulle beweisen soll, daß nämlich die ungarische Nation das Recht hat, ihre Könige zu wählen, der päpstliche Stuhl aber sie in ihrer Würde zu bestätigen, daß die Krönung, um rechtsgültig zu sein, mit der von Papst Sylvester II. Stefan dem Heiligen übersandten Krone zu geschehen hat, daß endlich die ungarischen Könige als Nachfolger Stefans des Heiligen das Recht haben, ähnlich den päpstlichen Legaten «a latere», in kirchlichen Angelegenheiten zu verfügen, vor allem Bistümer zu organisieren und zu besetzen.

Was nun das letztere, nämlich die Besetzung der Bistümer, betrifft, so hatte Tomko selbst Interesse daran, daß das diesbezügliche Recht der ungarischen Könige allgemein anerkannt werde. Tomko war nämlich, als in Sebenico geboren, Untertan der Republik Venedig. Als solcher trachtete er im Jahre 1626 darnach, Bischof von Sebenico zu werden, und er hätte dies auch erreicht, wenn die Regierung der Republik ihn beim päpstlichen Stuhle nicht angeschwärzt hätte. Aus Rache trat er aus dem Verbande der Republik und wurde Untertan Ferdinands II., des Königs von Ungarn, der ihn im Jahre 1631 zum Bischof von Bosnien ernannte. Es war also sein eigenstes Interesse, daß diese Ernennung nicht allenfalls durch die päpstliche Kurie auf venezianischen Einfluß rückgängig gemacht werden könne. Aber auch so konnte er nicht erreichen, daß er imstande gewesen wäre, seine Diözese zu betreten, so daß er im April 1635 auf diese seine Würde zugunsten seines Neffen Thomas Marnavić verzichtete. Das Ende seines Lebens verbrachte er in Wien, wo er im Jahre 1637 aus dem Leben schied.

Endlich hat die Entdeckung des Prof. Jagić auch gezeigt, daß Tomko Marnavić mit Levaković in enger Beziehung stand. In diesem Falle handelte es sich nämlich um eine angeblich von einem gewissen Nicolaus Arbensis im Jahre 1222 verfertigte Abschrift eines aus der Mitte des VII. Jahrhunderts stammenden glagolitischen Psalters, die Tomko dem Levaković übergab, der sie ganz oder teilweise abschrieb. Aus dieser Abschrift übernahm Karaman in seine «Considerazioni» sieben Psalmen. Jagić erwies aus dem Texte der uns bei Karaman erhaltenen Psalmen, daß dieser angeblich aus dem Jahre 1222 oder eigentlich noch aus dem siebenten Jahrhundert stammende Psalter einfach eine im Sinne der Bestrebungen Tomkos, also sicherlich auch durch ihn verfertigte Umänderung des gewöhnlichen glagolitischen Psalters ist, der dann dem Nicolaus Arbensis unterschoben wurde. Raphael Levaković hat also auch in diesem Falle ebenso wie in dem der Sylvesterbulle, und so wie Suares und Alemanni im Falle der «Vita Justiniani», die Rolle eines leichtgläubigen Vermittlers gespielt, der die Fälschungen Tomkos in Umlauf setzte.

Die Sylvesterbulle ist also eine gewöhnliche Fälschung, alle aus ihr gezogenen rechtshistorischen Folgerungen sind null und nichtig. Die in der Bulle vorkommenden Äußerungen haben, insofern sie aus den oben angeführten Quellen stammen, nur soviel Gewicht, wie diese Quellen selbst, insofern sie aber ihnen hinzugefügt sind, gar keines. Was die freie Königswahl und die päpstliche Bestätigung betrifft, haben wir infolgedessen kein gleichzeitiges urkundliches Zeugnis, und die Briefe Gregors VII. zeigen in dieser Beziehung doch nur die Auffassung der päpstlichen Kurie in der Zeit dieses Papstes. Was aber die Stefan dem Heiligen und seinen Nachfolgern gewährten Privilegien bezüglich der Verfügung in kirchlichen Angelegenheiten betrifft, zeigen die echten Urkunden den Sachverhalt in ganz anderem Lichte.

Nach einer unzweifelhaft echten Urkunde aus dem Jahre 1009 gründete Stefan der Heilige nämlich das Pécser Bistum und bestimmte die Grenzen der Diözese mit Einwilligung des Papstes. Nach der ebenfalls echten Gründungsurkunde der pécsvárader Abtei aus dem Jahre 1015 verfügte der König über den dem Bischofe weggenommenen und der Abtei verliehenen Zehnten mit Einwilligung und Konfirmation des päpstlichen

Stuhles. Dazumal hat also nach diesen Zeugnissen Stefan der Heilige kein Recht gehabt, an Stelle des Papstes Bistümer zu gründen und über sie zu verfügen.

Hingegen behauptete er in dem um 1030 geschriebenen Privilegialbriefe von Pannonhalma, daß, wenn er das Recht habe, Bistümer und Abteien zu gründen, ihm auch das Recht zukomme, den Zehnten des Somogyer Komitates dem Bischofe von Veszprém wegzunehmen und dem Abte von Pannonhalma zu verleihen. Daraus geht also hervor, daß er in dem Zeitraume zwischen 1015 und 1030 von einem Nachkommen Sylvesters II., entweder von Benedikt VIII. oder Johann XIX. das Privilegium bekam, bezüglich der Einrichtung von Bistümern und Abteien selbständig zu verfügen, daß aber das Privileg so allgemein gehalten war, daß das Recht, das Einkommen der errichteten Bistümer und Abteien zu bestimmen, darin nicht besonders namhaft gemacht war, sondern daraus nur als selbstverständlich gefolgert werden konnte.

Noch wichtiger ist, was Papst Urban II. im Jahre 1096 dem König Koloman von Ungarn schreibt: «Porro de nobis ita Excellentiam tuam confidere volumus, ut quidquid honoris, quidquid dignitatis predecessor tuus, Stephanus ab Apostolica nostra Ecclesia promeruisse dignoscitur, certe devotione exquiras, plena liberalitatis benignitate percipias.» Aus diesen Worten geht nämlich klar hervor, daß die dem Heiligen Stefan erteilten Privilegien nur seiner Person galten, sich aber auf seine Nachfolger nicht vererbten, sondern von diesen in jedem einzelnen Falle neu erworben werden mußten.

Um die dem König Stefan zuerkannten Privilegien genauer zu bestimmen, müssen wir noch viel spätere Urkunden zu Rate ziehen. Hierher gehört der Brief Bélas IV. an den Papst aus dem Jahre 1238, in dem der ungarische König schreibt: «Petimus, ut officium Legationis non alii sed nobis in terra Assoani committatur, ut habeamus potestatem limitandi dioeceses, distinguendi parochias, et in hac prima institutione potestatem habeamus ibi ponendi episcopos . . . . quia haec omnia beate memorie autecessori nostro sancto Stephano sunt concessa» (Theiner: Mon. Hung. s. ill. I. 171). Dann spricht die Konfession des Graner Kapitels vom Jahre 1397 von Stefan dem Heiligen, als «qui fungebatur Legatione Sedis Apostolicae de latere» (Batthyány: Leges eccl. III. 302). Endlich sagt Leo X. im Jahre 1513: «Beatus Stephanus, primus regni Hungariae rex, qui munere legationis de latere functus fuisse dicitur».

Aus allen diesen späteren Urkunden ist ersichtlich, daß man allgemein der Überzeugung war, Stefan der Heilige habe alle jene Rechte erhalten, die einem päpstlichen Legaten «a latere» zukamen. Stefan der Heilige hat also zwischen 1015 und 1030 das Recht erhalten, die Grenzen der Diözesen zu bestimmen und sie in Parochien einzuteilen, Exemptionen von der bischöflichen und erzbischöflichen Jurisdiktion zu gewähren, die kirchlichen Einkommen zu fixieren, kirchliche Auszeichnungen zu verleihen, endlich bei der Errichtung eines neuen Bistumes im ersten Falle den Bischof zu ernennen. Aber diese Rechte bekam Stefan der Heilige nur für seine Person, und sie vererbten sich nicht auf seine Nachfolger. Die Ernennungs- und Patronalrechte der ungarischen Könige stammen also nicht aus dieser Quelle, sondern beruhen auf Jahrhunderte währendem Usus.

Ob er das apostolische Kreuz vor sich tragen lassen durfte, ist zweifel-

haft. In das ungarische Wappen kam das Doppelkreuz erst später; der Titel eines apostolischen Königs wurde erst im Jahre 1758 verliehen.

Stefan Heinlein.

Siebenbürgische Geschichtsquellen[1]).

Der vorliegende erste Band, welcher Briefschaften und Akten der siebenbürgischen Jesuiten und sonstiges Material zur Geschichte der Gegenreformation zur Zeit der Báthorys in Siebenbürgen enthält, ist als Erstlingsgabe eines großgeplanten Editionsunternehmens erschienen. Der um die Geschichte Ungarns und Siebenbürgens bereits verdiente Herausgeber, Dr. Andreas Vereß, hat in einem viel Gutes versprechenden Vorwort über Plan und Anlage dieses Unternehmens orientiert, das in nicht weniger als fünfzig Bänden eine viel, wenn nicht alles umfassende Sammlung zum größten Teil noch unveröffentlichter Quellen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte Siebenbürgens werden soll. Das Material dieses Riesenunternehmens befindet sich, wie das Vorwort versichert, als Ergebnis einer jahrelangen Forschungsarbeit in den Archiven aller Länder, abschriftlich und zur Ausgabe gesichtet, in dem Besitz des Herausgebers. Die sukzessive Edition soll dem ersten Band bald nachfolgen, und die Kosten werden teils durch private Opferwilligkeit, teils durch die Einnahmen der Subskription gedeckt. Tatsächlich hat Prälat Dr. Josef Hirschler, Pfarrer in Kolozsvár (Klausenburg), die Druckkosten des ersten Bandes getragen und somit die Ausführung des Gesamtplanes in der angedeuteten Weise inauguriert. So herzlich willkommen jede gute Edition der vaterländischen Geschichtswissenschaft sein müßte, so viel Interesse das geplante Sammelwerk gewiß auch in ausländischen wissenschaftlichen Kreisen erwecken würde, und so nachahmungswert das schöne Beispiel der hier angestrebten und auch teilweise erzielten Opferwilligkeit am Altar der Wissenschaft ist: die überwältigende Fülle des für fünfzig Druckbände angehäuften Abschriftenmaterials, die Mannigfaltigkeit der geplanten Editionen und der skrupellose Optimismus des erwähnten Vorwortes, das über alle Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens kein Wort verliert, mußten jeden halbwegs Verständigen stutzig, wenn nicht mißtrauisch machen.

Leider, wir stellen es mit aufrichtigem Bedauern im Interesse der Sache fest, nachdem wir mit unserem Urteil lange überlegend zurückgehalten haben, leider ist das in dem vorliegenden ersten Band Gebotene nicht geeignet, das mangelnde Vertrauen dem Vereßchen Unternehmen gegenüber zu festigen. Was der Herausgeber in dem Vorwort seines Unternehmens über gut redigierte Editionen, Prinzipien der wissenschaftlichen Editionstechnik, die gebotene Berücksichtigung der gesamten europäischen historischen Literatur und für Ausländer bestimmte eingehende Hinweise auf die einschlägigen ungarischen Werke Schönes sagt, das erweist sich in der Praxis, die er in diesem ersten Band befolgt, als schönes

[1]) Fontes rerum Transsylvanicarum (Erdélyi Történelmi Források) Tomus I. Epistolae et acta Jesuitarum Transsylvaniae temporibus principum Báthory (1571 bis 1613). Collegit et edidit Dr. Andreas Veress. Vol. I, 1571—1583. Budapest 1911. 10 u. 32 S. Gr. Okt. Preis 10 Kr.

Versprechen. Es genügt ein flüchtiger Blick des Sachkundigen, um feststellen zu können, daß die gelehrten Prinzipien der Editionstechnik, wie sie von Anderen auch in Ungarn bereits allgemein beobachtet werden, in dieser Quellensammlung durchaus nicht zur Geltung gekommen sind. Dr. Andreas Vereß versäumt es, den Leser, wie üblich, in einem Vorwort über das eigene Vorgehen bei seiner Editionsarbeit zu unterrichten. Es bleibt infolgedessen, um sich über die Verläßlichkeit der Ausgabe durch Stichproben zu überzeugen, nichts übrig, als die gedruckten Texte mit dem Wortlaut der wenigen, leider stark verkleinert veröffentlichten Facsimilia zu kollationieren. Man überzeugt sich auf diese Weise leicht, daß die Abschriften, die im Druck veröffentlicht wurden, in keiner Weise geeignet sind, ein möglichst getreues Bild des Originals zu bieten. Es sind durchaus inkonsequent gefertigte Arbeiten, wie man sie in italienischen und wohl auch in anderen Archiven von Soldkopisten geliefert bekommt. In eine kritische Edition von wissenschaftlichem Wert dürften solche Abschriften in keinem Fall ohne vorhergehende, gründliche Kollationierung mit dem Original aufgenommen werden. Peinliche Sorgfalt ist in solchem Falle unumgänglich notwendig, wenn der wissenschaftliche Wert der Mühe des Herausgebers nicht arg beeinträchtigt werden soll. Neben Flüchtigkeiten in den Abschriften fallen in dem ersten Band der «Fontes», übrigens auch andere Mängel auf, die wenigstens in der Folge dringend abzustellen wären. Abgesehen davon, daß die Texte nicht durch Anwendung der üblichen Klammern von verschiedener Form usw. eine Übersicht von Änderungen, Zutaten, Auflösung von Abkürzungen des Verfassers (!) bieten, sind auch die beigefügten Anmerkungen zum Teil nichtssagend und überflüssig, teilweise aber, insbesondere was die literarischen Nachweise anbelangt, durchaus unzulänglich. Wenn wir in einem Schreiben des Fürsten Stephan Báthory an den Jesuitenpater Szántó im Text Erwähnung darüber finden, daß sich die beiden zurzeit noch nicht persönlich bekannt waren, wird unser Verständnis der Sachlage in einer Anmerkung erläutert, die besagt: «Folglich haben sie sich damals noch nicht gekannt, wie wir es bisher gewußt haben». Da nicht einmal ein Hinweis auf die Fundstelle angegeben ist, deren Irrtum hier richtiggestellt worden sein soll, trägt die Anmerkung wenig dazu bei, als Erklärung des Schriftstückes zu dienen. Anmerkungen, die neben dem Namen eines Kaisers, Königs oder Papstes nichts weiter, als die dürren Jahreszahlen der respektiven Regierungsdauer enthalten, erinnern an ein System des Geschichtsunterrichts in den Mittelschulen, das jedes historische Studium verhaßt zu machen und jedes Verständnis dafür zu ersticken imstande ist. Auch dem wissenschaftlichen Verständnis dienen solche Fußnoten nicht; dagegen macht sich der Mangel an literarischen Angaben und Hinweisen entschieden fühlbar. Besonders bedauernswert erscheint dieser Mangel, wo eine ausführliche Bibliographie und sogar eine kurze Inhaltsangabe einschlägiger magyarischer Werke für das Verständnis ausländischer Forscher erwünscht gewesen wäre. Da der Herausgeber alle seine Anmerkungen, Regesten und Erläuterungen in ungarischer Sprache verfaßt hat, erweist sich deren Benützung im Ausland allerdings ohnehin illusorisch. Daß den Forschern, die der magyarischen Sprache unkundig sind, durch diese Unkenntnis in diesem einen Falle nicht viel entgangen sein wird, ist nur für die Betreffenden ein Trost, rechtfertigt aber das Vorgehen des Herausgebers nicht, der seine Quellensammlung der

Natur der Sache entsprechend möglichst allgemein zugänglich machen mußte, was durch Anwendung der lateinischen Sprache ehestens hätte ermöglicht werden können.

Inhaltlich bietet der erste Band, neben einzelnen interessanten Detailangaben zur siebenbürgischen Geschichte, besonders das Material für die eingehende Schilderung der ersten Ansiedelung der Jesuiten in Siebenbürgen und der vorhergehenden Verhandlungen. Zum größten Teil entstammen die meisten bisher unedierten Schriftstücke dem Ordensarchiv der Jesuiten in Rom. Man ist dem Herausgeber in dankenswerter Weise entgegengekommen, indem ihm photographische Abbildungen der zur Edition ausersehenen Schriften zur Verfügung gestellt wurden. Auch aus dem vatikanischen Geheimarchiv wurde bedeutendes Material zutage gefördert und das Gewonnene mit wichtigen Stücken aus den Archiven von Krakau, Budapest, Kolozsvár und Gyulafehérvár ergänzt. Die Sammlung enthält rund 100 Nummern, darunter 36 Briefe von Stefan Báthory, von denen 25 dem vollständigen Wortlaute nach veröffentlicht sind. Sie bieten ein anschauliches Bild der andauernden Bemühungen dieses Fürsten um die Erhaltung und Kräftigung des Katholizismus in Siebenbürgen, für die er von der Einführung der Jesuiten besonders Ersprießliches erwartete. Bereits im Sommer 1567 gedachte Stefan Báthory den heimatslos gewordenen Insassen des durch Feuersbrunst zerstörten Jesuitenkollegiums in Nagyszombat (Tyrnau) in Siebenbürgen ein neues Feld ihrer Wirksamkeit zu eröffnen. Die Verwirklichung dieser Absicht mußte damals verschoben werden, aber der Plan bestand weiter, und kurz nach seiner Thronbesteigung (am 14. Dezember 1571) richtete der Fürst an den ungarischen Jesuitenpater Stephan Szántó (Arator) ein dringendes Einladungsschreiben, in dem er ihn aufforderte, der bedrängten Sache der katholischen Religion in Siebenbürgen zu Hilfe zu kommen, und dem Pater und seinen Ordensbrüdern sein Familiengut Szilágysomlyó als Wohnstätte anbot. Gleichzeitig trat der Fürst auch an den Wiener Provinzial der Jesuiten wiederholt mit der Bitte um Entsendung tüchtiger Seelsorger nach Siebenbürgen, heran. Die frommen Bemühungen des Fürsten belobte damals (am 23. Januar 1572) zwar der eifrige Papst Pius V. in einem an ihn gerichteten Schreiben, seinem Wunsche konnte jedoch noch nicht entsprochen werden.

Der erste ungarische Jesuit, Johann Leleszi, konnte seine Tätigkeit erst im Frühjahr 1579 am Fürstenhofe zu Gyulafehérvár aufnehmen, und erst im Herbst desselben Jahres trafen zwölf Ordensmitglieder unter Leitung des Spaniers Franz Sunieri aus Polen in Siebenbürgen ein. Christoph Báthory, der die Herrschaft des Landes nach der Thronbesteigung des Polenkönigs Stephan Báthory übernommen hatte, überließ den Jesuiten die einstige Abtei von Kolozsmonostor. Die Briefe des Rektors Jakob Wujek und seiner Patres entrollen ein anschauliches Bild der Enstehungsgeschichte des neugegründeten Kollegiums. Die näheren Umstände der letzten Stunden und des Ablebens ihres opferwilligen Gönners Christoph Báthory hat der Jesuit Leleszi als Augenzeuge in seinen Briefen geschildert, deren quellenmäßige Bedeutung der Herausgeber mit Recht hervorhebt. Weniger Bedeutung dürfte dem sechs Druckseiten umfassenden Fragment einer Leichenrede des Paters über den Fürsten beizumessen sein, die der Herausgeber als Anhang veröffentlichen zu sollen vermeinte. Es ist ein schablonenhafter Panegyrikus, dessen geschichtlich bedeutender Inhalt in

wenigen Zeilen hätte registriert werden können. Auch die für alle Jesuitenkollegien und von Jesuiten geleiteten Seminarien fast wörtlich gleichlautenden Statuten sind Schablonen, deren Berücksichtigung eine kritischere Auswahl des zum Abdruck vorbereiteten Materials bedingt hätte. Andererseits dürfte es mit Bedauern erfüllen, bis eine vollständige Briefsammlung des vielgereisten und vielgenannten Jesuiten Anton Possevino vorliegt, daß Dr. Vereß aus dessen ihm bekannten unveröffentlichten Berichten lediglich nur die auf Siebenbürgen bezughabenden Stellen veröffentlicht hat, ohne den weiteren Inhalt auch nur andeutungsweise zu erwähnen.

Es sei schließlich ausdrücklich betont, daß durch Ausstellungen, die lediglich im Interesse der wissenschaftlichen Brauchbarkeit der «Fontes rerum Transsylvanicarum» unerläßlich erscheinen mußten, der Verdienstlichkeit des mit viel Fleiß, Ausdauer und Unternehmungslust inaugurierten Unternehmens im allgemeinen kein Abbruch geschehen soll. Es hat uns beim Anlegen eines wissenschaftlich-kritischen Maßstabes an das Gebotene im Gegenteil gerade die Überzeugung geleitet, daß ein wissenschaftliches Unternehmen von der Großzügigkeit in Plan und Anlage, wie es das mit vorliegendem Band eingeleitete sein soll, auch in allen Einzelheiten den Anforderungen der modernen wissenschaftlichen Kritik und Editionstechnik gerecht werden muß, um ernst genommen und wertvoll befunden zu werden.

Ludwig Molnár.

König Sigmund und die Johanniter [1]).

Als nach dem Tode Ludwigs des Großen — 11. September 1382 — seine Tochter Maria den Thron Ungarns bestieg, stand an der Spitze der ungarisch-slavonischen Provinz des Johanniterordens Johann v. Palisnai, der Abkömmling einer adeligen Familie aus dem Komitat Kreuz. Über seine Herkunft waren Legenden im Umlauf — unter anderem, daß in seinen Adern Anjou-Blut fließe —, die keinen anderen Zweck hatten, als seine durch zähe Ausdauer und zügellose Gewalttätigkeit erworbene Macht mit dem Nimbus der vornehmen Abkunft zu umgeben. Nach dem Rücktritt Raymund Belmontes im Jahre 1378 zum Prior von Vrana gewählt, machte Palisnai seinen Namen in wenigen Jahren an den dalmatinischen Küsten gefürchtet. Beim Tode Ludwigs des Großen hielt er sich gerade in Ofen auf, wo er die Gelegenheit benützte, um mit den Magnaten des Landes bekannt zu werden. Am 29. September 1382 finden wir ihn in Stuhlweißenburg, wo er mit Einwilligung der Königin Maria das dem Orden gehörige Gut Ujudvar in der Zalaer Gespanschaft den Söhnen Lorenz Kanizsais um 4000 Goldgulden verpfändete. Diesen Betrag sollte er zu kirchlichen Zwecken verwenden, in Wirklichkeit verbrauchte er ihn für Kriegsvorbereitungen. Im Süden des Reiches herrschte nämlich ob der «Weiberherrschaft» — für die minderjährige Maria regierte ihre Mutter Elisabeth — große Unzufriedenheit, hauptsächlich deshalb, weil man das von Türken und der Republik Venedig bedrängte Litorale gefährdet sah, und von der jungen Königin kein wirksamer Schutz zu erwarten stand.

[1]) Auszugsweise Übersetzung aus den von der kriegswissenschaftlichen Kommission der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen «Hadtörténelmi Közlemények» (Kriegsgeschichtliche Zeitschrift).

Der Erste, der im Interesse Venedigs die Fahne des Aufruhrs aufrollte, war Palisnai, und Vrana war ein Jahrzehnt hindurch der Hauptsitz des Aufstandes im Süden. Ihm schlossen sich alsbald Stephan Laczkfi, der Agramer Bischof Paul Horváthi, dessen Bruder Johann, Banus von Macsó und Obergespan von Syrmien und Pozsega, Graf Stephan Frangepan, der gewesene Judex curiae Nikolaus Szécsi, der Tavernikus Nikolaus Szamobor und viele andere an. Die Unzufriedenen wollten Karl v. Durazzo auf den Thron erheben und dieser Plan wurde auch vom bosnischen König Tvartko I., einem Verwandten der Königin-Mutter, im geheimen unterstützt. Karl selbst zögerte anfangs, seine Gemahlin war sogar entschieden gegen das ungarische Abenteuer, und deshalb entschloß er sich zu einem zweideutigen Spiel. Er tat, als würde er sich den Verschwörern anschließen, wandte sich aber zugleich an die Königin Elisabeth, damit sie ihm gegen den Thronprätendenten Ludwig von Anjou Hilfe leiste. Elisabeth entsandte den Banus Johann Horváthi und den Vranaer Prior Johann Palisnai nach Neapel, damit sie Karl die erbetene Geldunterstützung überbringen. Wer von den beiden sich nach Neapel begab, ist nicht bekannt, sicher ist nur, daß, welcher immer es war, er das Geld nicht dem angegebenen Zwecke zuführte.

Die Rüstungen des Königs Tvartko lenkten die Aufmerksamkeit des Ofener Hofes wieder auf Dalmatien. Zum dalmatinischen Banus wurde der energische Stephan Laczkfi ernannt; zugleich stellte Königin Elisabeth ihren Besuch in Dalmatien in Aussicht. Tatsächlich begaben sich die beiden Königinnen im Herbste des Jahres 1383 mit geringem Gefolge, in welchem sich nebst dem Palatin der slavonische Banus Stephan Lendvai, Stephan Laczkfi und Kardinal Valentin Alesavic befanden, nach dem Süden. Auf die Kunde von ihrem Kommen ergab sich ein großer Teil der Malkontenten, bloß Palisnai schloß sich in Vrana ein. Die Königinnen wurden überall mit den größten Ehren empfangen; am 24. Oktober waren sie bereits in Zara. Palisnai, der keine Zeit gehabt hatte, um sich zum Widerstand vorzubereiten, verließ Vrana, das nach viertägiger Belagerung von Laczkfi eingenommen wurde. Nach siebentägigem Aufenthalt in Zara begaben sich die Königinnen nach Vrana, wo sie von den Johannitern gastfreundschaftlich aufgenommen wurden. Königin Elisabeth erklärte Palisnai, der zum König Tvartko geflüchtet war, des Priorats für verlustig und ernannte neuerlich Raymund Belmonte zum Prior von Vrana. Palisnai, der sich trotzdem auch weiterhin Prior von Vrana nannte, entsandte noch im Jahre 1384 einen Neffen und den Banus Johann Horváthi nach Neapel, um dem König Karl die ungarische Krone anzubieten. Inzwischen währten die Friedensverhandlungen zwischen den Königinnen und den Verschwörern fort, was diese indes nicht hinderte, den König von Neapel neuerlich nach Ungarn zu berufen. Tatsächlich schiffte sich Karl am 14. September 1385 nach Ungarn ein. Anfangs Dezember weilte er in Gesellschaft Palisnais in Ofen, und am 31. Dezember ließ er sich zum König von Ungarn krönen. Nach der Krönung ernannte Karl Johann Palisnai zum Banus von Kroatien - Slavonien - Dalmatien. Nach dem Attentat auf Karl — 7. Februar 1386 — konnte Johann Horváthi mit seinen Bewaffneten nur schwer von Ofen flüchten, von wo er nach dem Süden eilte, um Palisnai die Schreckenskunde zu überbringen. Nun machte sich Palisnai energisch an die Organisierung des Widerstands. Fast ein halbes Jahr dauerten die

Kämpfe, ohne daß sei es die Königinnen oder die Aufständischen einen Erfolg hätten erzielen können. Da beschlossen die Königinnen, abermals nach dem Süden zu reisen, in der Hoffnung, derart den Aufstand leichter bewältigen zu können. Am 4. September 1386 finden wir die Königinnen in Kopreinitz, von wo sie nach Diakovar fuhren. Nachdem sie sich hier ausgeruht hatten, zogen sie nach Gorjan, dem Stammsitz der Garais. Als Palisnai hiervon erfuhr, lauerte er im Verein mit Johann und Ladislaus Horváthi an der Spitze einer bewaffneten Schar den Königinnen unterwegs auf. Ahnungslos näherten sich diese Gorjan, als aus dem Dickicht plötzlich das Geknatter von Gewehren vernehmbar wurde und die Verschwörer den Zug überfielen. Mehrere Mitglieder des Gefolges, so Palatin Nikolaus Garai, wurden niedergemacht, die Königinnen aber erst nach Ivanics, dann nach Gumnik, schließlich nach Novigrad nächst Vrana gebracht, wo man sie einkerkerte. Dasselbe Schicksal ereilte die am Leben gebliebenen Herren des Gefolges.

Am 16. Januar 1387 wurde die Königin-Mutter Elisabeth erdrosselt. Palisnai entsandte seinen Neffen Thomas Palisnai und Paul Horváthi nach Neapel zur Königin Margarethe mit dem Versprechen, daß er ihr die Königin Maria ausliefern werde. Der jungen Königin drohte das Schicksal ihrer Mutter, inzwischen aber waren aus allen Teilen des Landes Hilfstruppen eingetroffen, um die Königin zu befreien. Wohl hatte Palisnai in Dalmatien, Kroatien und Slavonien große Erfolge aufzuweisen, ja seine Truppen waren bis Fünfkirchen vorgedrungen, das sie einäscherten. Aber das Kriegsglück blieb ihm nicht hold. Nikolaus Garai, der Sohn des ermordeten Palatins, Johann Frangepan und Stephan Kanizsai bestürmten die Burgen der Anhänger Palisnais und nahmen eine nach der andern ein, die venetianische Flotte aber bewachte die dalmatinische Küste, damit die Verschwörer nicht Dalmatien dem König von Neapel in die Hände spielen könnten. So scheiterte der Plan Palisnais, die Königin Maria an Neapel auszuliefern. Nachdem Sigmund am 31. März 1387 zum König gekrönt worden war, nahm er die Kriegsoperationen gegen die Verschwörer auf. Kroatien war rasch gesäubert, von den Aufständischen hielt sich nur noch Palisnai. Er zog sich vorerst nach Pocsitelj zurück, wo die bei Gorján verhafteten ungarischen Herren eingesperrt waren, die er in das größere Sicherheit bietende Novigrad überführen lassen wollte. Diese Absicht wurde jedoch von Johann Frangepan und dem Grafen von Korbava vereitelt, welche Pocsitelj mit ihren Truppen umzingelten. Palisnai war genötigt, die Festung aufzugeben und die ungarischen Häftlinge freizulassen, er selbst zog nach Novigrad, wo er die Königin Maria gefangen hielt. Novigrad, das vom Meere her seitens Venedigs blockiert war, wurde alsbald von Frangepan und dem Grafen von Korbava bestürmt, und Palisnai, der sich zwischen zwei Feuern befand, übergab die Festung am 9. Juni dem Admiral Johann Barbadigo und begab sich mit seinen Reisigen nach Vrana, das er tunlichst befestigte. Am selben Tage öffnete sich das Gefängnis der Königin Maria. Als König Sigmund von der Befreiung der Königin Kunde erhielt, erklärte er Palisnai aller seiner Würden verlustig und ernannte Ladislaus Losonczi zum Banus von Kroatien, und dessen Bruder Albert, nach anderen Quellen aber Albert Laczkfi zum Prior von Vrana. Die Johanniter indes, die das Ernennungsrecht Sigmunds nicht anerkannten, hielten auch weiter treu zu Palisnai und wehrten die Belagerung

des neuen Priors mit Erfolg ab. Inzwischen sammelte Palisnai in Bosnien ein beträchtliches Heer, mit dem er zum Entsatz Vranas eilte. Als die Belagerer hiervon erfuhren, zogen sie am 11. November von Vrana ab. Palisnai setzte nun den Kampf gegen König Sigmund fort und nahm eine dalmatinische Stadt nach der anderen in Besitz. Nachdem er Vrana in Sicherheit wußte, verlegte er seinen Sitz nach Klissa, wo er förmlich Hof hielt. Hier wurden Beratungen gepflogen, welche die Absetzung Sigmunds und die Erwählung des Sohnes Karls von Durazzo, Ladislaus, zum Ziele hatten. Zu diesem Behufe wurde der Agramer Bischof Paul Horváthi nach Neapel entsendet, er erlitt aber auf der Heimkehr Schiffbruch, und die auf die Unterhandlungen bezüglichen Schriften gerieten in die Hände Venedigs, das sich beeilte, Abschriften der Dokumente an König Sigmund gelangen zu lassen.

Im selben Jahre noch fielen Berislo Palisnai, Johann Horváthi und Genossen in die Komitate Syrmien und Valkó ein, wo sie die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten. Diesmal sollte es ihnen jedoch übel ergehen. Nikolaus Garai und seine Getreuen fielen über die Aufrührer her, die zum größten Teil niedergemetzelt, zum Teil gefangen genommen wurden, so Berislo Palisnai, der mit mehreren seiner Genossen hingerichtet wurde; nur wenigen gelang es, zu flüchten, darunter Johann Horváthi. Palisnai indes setzte die Kämpfe unverdrossen fort. Im Sommer 1389 wurde er derart bedrängt, daß er sich neuerlich auf Vrana zurückzuziehen bemüßigt sah, da kam ihm aber Tvartko, der König von Bosnien, zu Hilfe, der im November die Belagerung Zaras in Angriff nahm. Diesem indes kam Johann Frangepan zu Hilfe, der nach der Befreiung Zaras den Johannitern, unter Führung Palisnais, am 24. November eine empfindliche Niederlage bereitete. Bei dieser Gelegenheit wurde Palisnai an der Hüfte so schwer verletzt, daß er kampfunfähig ward. Er lebte darnach noch drei Monate; am 16. Februar 1390 hauchte er seine Seele aus.

Der Tod Palisnais änderte indes nichts an der Situation. Die Johanniter erkannten den von Sigmund ernannten Prior nicht an, sondern wählten den gleichnamigen Neffen Palisnais zu dessen Nachfolger und zugleich zum Haupt der ungarisch-slavonischen Ordensprovinz. Dieser Wahl hatte König Tvartko zugestimmt, in der Hoffnung, daß er nun über Vrana frei werde verfügen können. Tatsächlich forderte er die Übergabe von Vrana und Ostrovicza, welchem Verlangen sich die Johanniter widersetzten. Obgleich Tvartko bald darauf starb, währten die Zwistigkeiten mit Bosnien noch ein volles Jahr, und im März 1392 schleppte der bosnische Ban Vuk Vukesis Johann Palisnai II. und dessen Bruder in die Gefangenschaft. Wohl entließ der Nachfolger Tvartkos, Stephan Dabisc, die Palisnais nach einmonatiger Haft, aber die Johanniter hatten nun das Bündnis mit Bosnien satt. König Sigmund hatte inzwischen seinen Zorn an den ungarländischen Ordenshäusern der Johanniter ausgelassen, trotzdem diese in keinerlei Verbindung mit Palisnai standen. Während des fast zehnjährigen Bürgerkrieges waren die Besitzungen des Ordens fortwährenden Verwüstungen ausgesetzt. Dem Beispiele Sigmunds folgten die Großen des Landes, die einen Besitz des Ordens nach dem andern an sich rissen. Endlich im Jahre 1394 kamen die Johanniter zur Einsicht, wie verhängnisvoll das bosnische Bündnis für sie sei. Johann Palisnai II. dankte von dem Vranaer Priorat ab und zog sich nach Belovár zurück; sein Nachfolger wurde Emerich Bubek, der Sohn des Banus Detre Bubek.

Dies bedeutete einen Wandel in dem Verhältnisse des Ordens zu König Sigmund. Sigmund, der schon seit Jahren einen Feldzug gegen die Türkei vorbereitete, wußte, daß er allein dem mächtigen Feinde nicht beikommen könne. Auf seine Bitte verkündete Papst Bonifaz IX. am 3. Juni 1394 in Bosnien, Kroatien, Dalmatien und Slavonien den Kreuzzug gegen den Halbmond, jedoch ohne Erfolg. — König Sigmund wandte sich nun an den deutschen Ritterorden und an die Johanniter in Rhodus um Hilfe, auch entsandte er den Tavernikus Nikolaus Kanizsai nach Frankreich, um den französischen Adel für den Krieg gegen die Türkei zu gewinnen. Im März 1396 starb in Avignon der Großmeister der Johanniter, Johann Ferd. Heredia, an den Sigmund sich gleichfalls um Unterstützung gewendet hatte. Die Johanniter beeilten sich mit der Großmeisterwahl, schon mit Rücksicht darauf, daß Rhodus im höchsten Grade gefährdet war. Die Wahl fiel auf den Großprior von Aquitanien, Philibert Naillac, in dem sich das Feldherrntalent mit dem Scharfsinn des Staatsmanns vereinte. Bei seiner Inthronisation forderte Naillac die Ordensritter zur Teilnahme an dem türkischen Feldzuge auf.

Im Frühjahr 1396 widerhallte bereits ganz Europa von den Kriegsvorbereitungen. Die Franzosen trafen, vereint mit den Deutschen, die sich ihnen unterwegs anschlossen, im Juni in Ofen ein. An der Spitze der Deutschen stand der damals schon achtzigjährige Bailli, Graf Friedrich Hohenzollern. Der Großmeister Philibert Naillac hatte sich inzwischen mit Venedig verbunden, und aus den rhodischen Galeeren der Johanniter und aus venezianischen Schiffen eine 44 Galeeren umfassende Flotte organisiert, die er dem Kommando des venezianischen Admirals Thomas Moncenigo anvertraute. Die Flotte faßte auf dem Schwarzen Meere Posto, während der Großmeister mit seinem Gefolge sich zu Schiffe nach Ofen begab. Am 28. September stand die vereinigte christliche Armee bei Nikopolis dem Heere Bajazids gegenüber. Der Kampf war lange zweifelhaft, als aber der serbische Despot Stephan Lazarevics zu den Türken überging, war die Niederlage der christlichen Armee besiegelt.

* * *

Die freundschaftlichen Beziehungen Sigmunds zu den Johannitern sollten nicht lange währen. Die Begünstigung fremder Abenteurer durch den König, seine verschwenderische Lebensweise riefen allgemeine Unzufriedenheit hervor, und der Verschwörung, die alsbald ausbrach, schloß sich der Vranaer Prior Emerich Bubek an. Die Malkontenten, unter ihnen der Palatin, der Vranaer Prior, Erzbischof Johann Kanizsai, Simon Szécsényi, begaben sich in die Ofener königliche Burg, brachten Sigmund zur Kenntnis, daß sie ihm nicht mehr Gehorsam leisten, und setzten ihn in Gefangenschaft. Die Stände machten Emerich Bubek zum Banus von Kroatien, sobald der König jedoch frei wurde, setzte er den Agramer Bischof Albert Eberhard zum Mitbanus ein. Die beiden, obgleich verschiedener Parteistellung, vertrugen sich anfangs ganz gut. Mit vereinten Kräften eroberten sie das Komitat Dubicza von Hervoja zurück, was für das Vranaer Priorat von großer Bedeutung war, da der größte Teil des Komitats den Johannitern gehörte. Eben aber, als der Prior seine wertvollsten Besitzungen wiedererlangte, belagerte Hervoja Vrana. Bubek

jedoch, der sich auf die Befestigung Vranas verließ, kümmerte sich um den Angriff nicht, sondern erschien auf dem Preßburger Reichstage, wo auch er das Dokument unterschrieb, wonach nach dem Tode Sigmunds der Thron auf Albert von Österreich übergehen sollte.

Während dieses Reichstages noch beraubte ihn Sigmund der kroatischen Banalwürde, die er Paul Bessenyei übertrug. Dies erbitterte Bubek derart, daß er nach Vrana eilte und die Festung am 11. Oktober dem Heerführer Ladislaus' von Neapel, Alois Aldemarischo, übergab. Seinem Beispiele folgten die Johanniter der Ordenshäuser jenseits der Drau, indem sie sich gleichfalls der wiedererstandenen neapolitanischen Partei anschlossen. Der Aufruhr im Süden griff rasch um sich, und am 5. August 1403 wurde Ladislaus von Neapel in Zara zum ungarischen König gekrönt. Die Erfolge Ladislaus' währten indes nicht lange. Nikolaus Garai und der Woiwode Stibor schlugen seine Truppen aufs Haupt, die Aufständischen ergaben sich, nur Prior Bubek blieb Ladislaus treu und mobilisierte die Johanniter gegen Sigmund. Sie erlitten jedoch eine Niederlage nach der anderen, und mehrere ihrer Festungen mußten sich ergeben. Sigmund indes ließ Gnade für Recht ergehen; er nahm die Bubeks wieder in seine Huld auf und gab dem Priorat die ihm weggenommenen Festungen zurück.

Emerich Bubek hielt aber nicht lange Treue. Immer wieder zettelte er Verschwörungen an, und am 28. November 1405 nahm Sigmund ihm das Priorat, dessen Güter nun von Simon Pécsi und Tavernikus Paul Bessenyei verwaltet wurden. Als der Papst dagegen protestierte, daß Weltliche die Güter des Vranaer Priorats administrieren, wurde erst das Ordensmitglied Bartholomäus Caraffa, dann Propst Johann Farkasics mit der Verwaltung betraut. Der Großmeister, der das gute Verhältnis zu Sigmund aufrechtzuerhalten bestrebt war, wollte den Zwist derart schlichten, daß er im Jahre 1410 Michael Ferando zum Prior von Vrana ernannte. Inzwischen jedoch hatte Ladislaus von Neapel seine Rechte auf Dalmatien um 100 000 Goldstücke an Venedig verkauft und der Signoria auch Vrana überlassen, von dem die Venezianer sofort Besitz ergriffen. Infolgedessen machte der neue Prior nicht einmal den Versuch, seine Würde anzutreten, ja er verzichtete auf den ohnehin leeren Titel. Vrana blieb im Besitze Venedigs, die Ritter verließen größtenteils die Ordenshäuser, ihre Besitzungen gerieten in fremde Hände, und wieder schien es, daß die ungarisch-slavonische Ordensprovinz aufgehört habe.

Das Konstanzer Konzil, an welchem auch der Großmeister der Johanniter teilnahm, gab der Sache des Vranaer Priorats eine neue Wendung. Sigmund hatte noch im Jahre 1415 die Pfründen des Vranaer Priorats dem Sohne Gregor Nagymihályis, Albert, verliehen. Dieser hatte stets treu zu Sigmund gehalten und besaß sein Vertrauen im vollsten Maße. Er hatte 1411—12 unter Philipp Scolari (Pipo von Ozora) siegreich gegen die Venezianer gekämpft und war nach dem Ableben seiner Gemahlin in den Johanniterorden eingetreten. Schon als Johanniter begleitete er Sigmund aufs Konzil. Nagymihályis Hauptbestreben war, den Sitz des Ordenshauses, Vrana, wiederzuerlangen, aber seine Bemühungen scheiterten an der Weigerung Venedigs, das im Kaufwege erworbene Vrana abzutreten. Sigmund entschädigte Nagymihályi mit Sztára und ernannte ihn 1419 zum kroatisch-slavonischen Ban. Nagymihályi erwies sich der Gunstbezeugungen Sigmunds würdig; wiederholt kämpfte er in der Folge an seiner

Seite. Zur Belohnung seiner Verdienste verlieh ihm der König später die Nagylaker Herrschaft im Komitat Csanád, sowie die Szentgyörgyer im K. Krassó. Von Konstanz heimgekehrt, schritt Nagymihályi an die Regelung der Vermögensverhältnisse des Ritterordens. Sein energisches, erfolgreiches Auftreten wirkte auch auf die einzelnen Ordenshäuser aneifernd, deren Priore fürderhin der Okkupierung der Besitztümer des Ritterordens nicht mehr untätig zusahen.

Nach dem Tode des Großmeisters Philibert Naillac wurde das Verhältnis zwischen König Sigmund und den Johannitern wieder gespannt. Sigmund nahm mehrere Besitzungen des Ordens in Beschlag und verlieh sie an kirchliche oder weltliche Herren. Seine Gunst wendete sich dem deutschen Ritterorden zu; er trat sogar als Konfrater in diesen Orden ein und nahm das Mitglied des Ordens Nikolaus Redwitz als Berater an seine Seite. Er beabsichtigte, in Syrmien ein Militärgrenzgebiet gegen die Türkei zu errichten und den deutschen Ritterorden in Syrmien anzusiedeln. Infolge verschiedener Hindernisse jedoch hielten sich die Ritter nur kurze Zeit in Syrmien auf, und die Organisierung des Grenzgebietes ward vereitelt. Aber Sigmund ließ seinen Plan, den Orden in Ungarn anzusiedeln, nicht fallen. Der Großmeister des deutschen Ritterordens, Paul Russdorf, entsandte im Jahre 1429, unter Führung des Nikolaus Redwitz sieben Ritter mit den notwendigen Kriegsausrüstungen nach Syrmien, und Sigmund ernannte Redwitz zum Szörényer Banus. Aber die Erwartungen, die der König an den Ritterorden geknüpft hatte, erfüllten sich nicht. Sämtliche Ritter fielen im Jahre 1432 bei der Verteidigung der Szörényer Festung. Inzwischen führte Prior Nagymihályi eine Reihe von Besitzprozessen gegen die Inhaber der früheren Güter der Johanniter. Nach dem Tode Nagymihályis wurde der Belgrader Kapitän Mathias Thallóczi zum Verwalter des Vranaer Priorats bestellt. Thallóczi, der 1436 auch Banus von Kroatien wurde, war einer der mächtigsten Magnaten Südungarns, und im Kampfe gegen die Türken fiel ihm eine bedeutsame Rolle zu. Die Johanniter besaßen damals in den Landesteilen jenseits der Drau — außer Vrana, das noch immer Venedig gehörte — die Festungen Bélavár, Csáktornya, Velika usw.; Sigmund überließ ihnen außerdem Gyurgyevácz und Klissa. Im Jahre 1439 dankte Thallóczi von der Verwaltung des Vranaer Priorats ab, an seine Stelle trat sein jüngerer Bruder Johann.

Damit begann eine neue Periode in der Geschichte der ungarländischen Johanniter. Vier Jahrzehnte hindurch finden wir die Vranaer Priore im Kampfe gegen die Türken stets an der Seite der Hunyadis. Johann Thallóczi spielte als Kommandant von Belgrad eine bedeutende Rolle in den Feldzügen der Jahre 1440—46; sein Nachfolger, Johann Székely, war einer der treuesten Waffengefährten Johann Hunyadis, und zeichnete sich besonders bei der heldenmütigen Verteidigung Jajczas im Jahre 1464 aus.

Dr. Eduard Reiszig.

Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

Heinrich Becks Dramen auf der ungarischen Bühne.

Von Berthold Litzmanns «Theatergeschichtlichen Forschungen» ist seit 1891 nunmehr der 24. Band erschienen, welcher uns das Privatleben und die literarische Laufbahn, sowie die Bühnentätigkeit einer, wenn auch nicht großangelegten, so doch immerhin interessanten Schauspielerpersönlichkeit darstellt: Heinrich Beck, ein Schauspieler aus der Blütezeit des Mannheimer Theaters im 18-ten Jahrhundert. Von Hans Knudsen. Mit 4 Tafeln. Leipzig und Hamburg, L. Voss, 1912.

Besonderes Interesse erweckte in mir das zweite Kapitel des Werkes: Becks literarische Tätigkeit (S. 45—55). In meiner Geschichte des ungarischen Theaters erwähne ich des öfteren die ungarischen Übersetzungen der Dramen Becks, und nun forschte ich gespannt, ob sich auch hier eine Spur davon findet, daß Beck'sche Dramen einmal auch auf der alten ungarischen Bühne erschienen sind? Knudsen stellt ja im Anhang II mit großem Fleiß die «Bibliographie der ermittelten Theaterstücke Heinr. Becks» zusammen und führt die holländischen, dänischen und italienischen Übersetzungen an, von den ungarischen aber hat er leider keine Kenntnis. Ich ergänze den Mangel mit größter Bereitwilligkeit, um einesteils zur internationalen Verbreitung der Beckschen Dramen auch die bisher unbekannten ungarischen Daten zu liefern, andernteils aber auch neuerdings zu dokumentieren, wie gerne die ungarische Bühne schon im 18. Jahrhundert alles, was sie im deutschen Bühnenrepertoire bühnenfähig und wirkungsvoll fand, übernommen hat.

Nach Knudsen war Becks erstes Originaldrama «Verirrung ohne Laster», welches 1789 unter dem Titel «Natur und Heucheley» in Hamburg zur Aufführung gelangte, in Mannheim am 2. Mai 1790 zum erstenmale gegeben wurde und 1793 in Prag-Leipzig auf dem Büchermarkte erschien. Der Ruf des Stückes gelangte alsbald auch nach Ungarn, denn schon am 4. Februar 1795 wurde es in Ofen ungarisch aufgeführt, und zwar in der Übersetzung des hochgebildeten Magnaten Alexander Mérey v. Kaposmére. Die Aufführung wurde am 6. März desselben Jahres wiederholt, der Titel erfuhr geringe Änderungen, das Stück aber wurde weiter aufgeführt, u. a. am 24. November 1804 in Kolozsvár, sowie in Pest am 3. Juni 1808, am 25. März 1809 und am 13. Oktober 1810. Wann es vom Repertoire der ungarischen Bühne verschwunden ist, konnte ich nicht feststellen.

H. Becks zweites Werk auf der ungarischen Bühne war «Die Schachmaschine». Der älteste, uns erhaltene Theaterzettel, datiert Kolozsvár, am 26. Januar 1803, dürfte kaum von der ersten Vorstellung herrühren, da keine Andeutung einer «Première» sichtbar ist, welche sonst nie zu fehlen pflegte. Das Stück war in Kolozsvár beliebt, denn wir haben auch von späteren Aufführungen Kenntnis, so: 13. Februar 1805, 7. April 1806, 10. Mai 1823 und 8. März 1829. Es wurde auch unter anderem Titel und auf anderen Bühnen gegeben, so in Marosvásárhely am 30. August 1804 und am 22. Mai 1806. Die aus Siebenbürgen nach Ungarn wandernde

Schauspielergarde brachte es mit sich und führte es in Pest zum erstenmale am 12. August 1807 auf; auch hier muß es gefallen haben, denn wir begegnen ihm am 5. Mai 1808, am 21. Juni 1809, am 4. März und am 21. November 1810. Die Übersetzung stammte von Johann Jóry, den wir hier zum ersten und gleichzeitig zum letzten Male als Übersetzer finden. — «Die Schachmaschine» gelangte zur ersten Aufführung in Mannheim am 16. April 1795, und wenn das Stück auch nicht so rasch, wie «Verirrung ohne Laster» zu uns kam, so hat es sich doch bei uns ebenso lange auf der Bühne erhalten, wie in Deutschland.

«Die Quälgeister» waren (unter dem Titel «Die sich gegenseitig Ärgernden») das dritte Beck'sche Drama auf der ungarischen Bühne. Bekanntlich ist das Stück nichts anderes, als eine deutsche Umarbeitung von «Viel Lärm um nichts». Die erste Spur einer ungarischen Übersetzung findet sich im Kolozsvárer Theaterverzeichnis vom Jahre 1803; die erste, uns bekannte Aufführung fand in Pest am 17. August 1807 statt. Übersetzer war der Schauspieler Josef Benke. Die erste deutsche Aufführung war in Mannheim am 18. Oktober 1792, und so ist das Stück noch später, als die «Schachmaschine» zu uns gekommen, hat sich aber ebenfalls sehr lange gehalten, denn es erscheint im ungarischen Repertoire noch am Ende der dreißiger Jahre. In der Provinz wurde es aber schon von 1832 an durch eine ungarische Übersetzung von «Viel Lärm um nichts» (nach Beßlers Bearbeitung) verdrängt.

Also haben die Werke Becks, welche sich auf der deutschen Bühne behaupteten, auch auf der ungarischen Bühne prosperiert. Wie die Übersetzungen waren, wissen wir nicht, da keine derselben im Druck erschienen ist; die alten Souffliérbücher sind vielleicht in der Bibliothek eines Provinztheaters erhalten; ich konnte eines solchen nicht habhaft werden.

Ich erwähne noch, daß ein Theaterstück infolge eines simplen Druckfehlers als Becks Werk galt: «Hanno oder das vertauschte Kind», zuerst in Debreczen am 5. Mai 1799 aufgeführt. Der Verfasser hieß jedoch nicht Beck, sondern J. Ch. Bock. Das Stück wurde unter dem Titel «Hanno, der Fürst in Norden» am 25. September 1780 zuerst in Berlin gegeben (Vgl. A. C. Brachvogel, Das alte Berliner Theaterwesen, Brl. 1877. S. 300).

Becks Dramen waren mehr als vier Jahrzehnte hindurch auf der ungarischen Bühne heimisch, was jedenfalls ein interessantes Datum zur internationalen Verbreitung seiner spärlichen Dramen ist.

Josef Bayer.

Schleifer und Lenau.

Zu allen Zeiten großzügiger geistiger Ereignisse und geistiger Bewegungen ist deren Widerhall in der Literatur ersichtlich. Nicht nur die Hauptrichtungen, sondern auch die verschiedenen Abtönungen und Färbungen der Gefühlsinhalte finden in den Dichtungen ihre Offenbarung; man denke nur z. B. an die radikalen, klobigen Dichtungen, Flugschriften der dreißiger Jahre, die sich der großen Menge zu bemächtigen suchen und deren Gefühle zum Ausdruck bringen, und an die zu gleicher Zeit an den Kreis der Gebildeten sich wendenden Dichtungen des «jungen Deutschland». Solche geistige Bewegungen bekommen dann individuelle Färbung

von einer starken Persönlichkeit, die sie, oft vorahnend, ausdrückt. Die vertiefte Gefühlsauffassung des 18. Jahrhunderts, die zum Pietismus und zur Empfindsamkeit führte, fand ihren Widerhall in der Dichtkunst eines Hagedorn, der durch die Betonung der Gefühlselemente ein neues, mannigfaltiges Gefühlsleben in die Dichtung hineinbringt. Am stärksten ist dieser Widerhall der Zeitströmung beim typischen Repräsentanten des «filiströsen Bürgertums», bei Gellert ersichtlich. Dieselbe Rührseligkeit, Empfindsamkeit wird dann durch eine Persönlichkeit, wie Klopstock, zum erhabenen Gefühl geläutert. Der Geist dieser Dichter, denen sich noch einige Züge Rammlers paaren, ist in den Dichtungen des österreichischen Dichters Leop. Matthias Schleifer vorhanden; er las diese Dichter, er war mit diesen Ideen vertraut, es lag ja alldies in der Zeit; er ist ein Ausläufer dieser Richtung, nur gesellt sich noch etwas Neues dazu: der Enthusiasmus des Krieges, der Franzosenhaß, starker Patriotismus. Der Gefühlsinhalt der Zeit der Empfindsamkeit in ein späteres Zeitalter vorgerückt, durch neu hinzutretende Elemente gefärbt, kommt zum Ausdruck in seiner Lyrik. Ein Typus des am Ende des 18. Jahrhunderts lebenden Österreichers steht vor uns, mit tiefer Religiosität, großer Loyalität, starkem Lokalpatriotismus; zu alldem gesellt sich innige Naturliebe, unbedingtes Vertrauen auf Gott, und als spezifische Merkmale: Gemüt und Humor. Er ist kein «großer» Dichter, auch zu seiner Zeit war er nicht zu vielen bekannt; aber sein Kreis schätzte, liebte, ehrte ihn als Dichter, wie dies all die taten, die ihn bloß als Menschen kennen lernten. In Oberösterreich geboren, im Jahre 1771, besuchte er die Schulen in Wien; seine Eltern, arme Leute, konnten seine Studien nur mit großer Mühe unterstützen, und so war es ein Lichtstrahl für die Familie, als die Gunst des Kaisers Joseph ihm ein Stipendium verschaffte. Er studierte Jus und war dann an verschiedenen Orten, in mannigfaltigen Wirkungskreisen als Beamter tätig; so wurde er im Jahre 1805 «Pfleger» des Ulmerfelder Spitals; mehr als zwei Jahrzehnte darauf kam er nach Ort bei Gmunden, und im Jahre 1837 nach Gmunden selbst. An diesen Stellen besuchte ihn einigemale Lenau, auch Anast. Grün, J. Vogl, Fürst Schwarzenberg und andere mehr. Als Bergrat starb er 1842. — Seine ersten Dichtungen erschienen in seinem 21. Lebensjahre, dann vergeht eine lange Reihe von Jahren, und der bereits 60 Jahre alte Dichter gibt einen zweiten Band Dichtungen heraus; 1841 folgt ein dritter. Diese Bände wurden zur Kenntnis genommen, der letzte in der Wiener Zeitung[1]) besonders warm empfohlen und gepriesen, aber, abgesehen von Kaltenbrunners Ausgabe (1847), nicht viel von Schleifer gesprochen. Erst 1909 wird er sozusagen neu entdeckt, und zwar als patriotischer Dichter; die Grillparzer-Gesellschaft in Wien hatte nämlich in diesem Jahre einen Vortragsabend, an welchem Dichtungen aus dem Kriegsjahre 1809 vorgetragen wurden, und da hörte man auch Schleifersche Gedichte. Zur selben Zeit erschien eine Abhandlung über ihn im Jahrbuch der Gesellschaft (Bd. XIX) von H. Badstüber, dem sich dann 1911 die verdienstliche Arbeit Badstübers «Schleifers sämtliche Werke» anschließt.

In seinen Dichtungen sind religiöse Lieder, patriotische Gedichte, Balladen, anakreontische Lieder zu finden. «Geistig frisch bis in sein hohes

[1]) 15. August 1842, Nr. 224. Besprechung der Gedichtsammlung von 1841 von L. G. Neumann.

Alter, voll kräftiger Männlichkeit auch im Schmerz, zugleich aber auch voll Milde, Zartheit und Tiefe der Empfindung, umfaßt er eine reiche Stufenleiter menschlicher Gefühle,» sagt Lambel[2]). Die bedeutendsten sind seine patriotischen Lieder; durch diese ist er mit Collin und Castelli in eine Reihe zu stellen. Collins Lieder sind echte Wehrmanns-Lieder, er steht mitten in der Menge; Castelli zeigt trotz seines «Kriegsliedes», trotz seiner Proskribierung mehr Gemüt als Mut; aus Schleifers derartigen Liedern tönt eine männliche, gefühlsvolle Sprache uns entgegen, er miterlebte diese Zeiten, aber das Abgeklärte seines Wesens kommt auch da zum Durchschein. In den Liedern vom Anfange des Jahrhunderts ist tiefe Entrüstung, Erbitterung; im März 1809 ruft er mit großer Sprachgewandtheit: Kommet, greift zum Schwert, kündigt ihm, dem Tyrannen, an, daß «die Menschheit frei und kein Spielzeug für Tyrannen sei!» in Donnern schreit es ihm zu, daß er es höre, mit Blut schreibt ihm es, das liest er. Der größte Egoist sei Napoleon, sagt Schleifer, er hätte können der erste unter den Sterblichen sein, aber nein, er wählte lieber «ein kleinlich Diadem dafür». Aber auf jenem Schlachtfeld bei Leipzig, da wurde das schmähliche Joch entzwei geschlagen, seine Stunde nahte; er nahm es nicht wahr, er wollte es nicht wissen, daß:

Im Leben lebt was Göttliches, das müsse
Auch Überwindern heilig sein!

In einem Gedichte, «Schönbrunn» betitelt, stellt er die Jahre 1809 und 1832 einander gegenüber: Napoleon, der mit Pracht und Herrlichkeit einzieht, und der römische König, der sterbend darniederliegt. Aber nicht nur Napoleon ist es, den er haßt, sondern auch den Dichter brandmarkt er, der der entsetzlichen Zeit, da «Zucht, Sitte, Sprache, Treue und Ehre» zum Spott wurde, vergessend, wie ein Hund, von seinem Herrn mißhandelt, zu dessen Füßen zurückkriecht, um den Staub von seinen Stiefeln zu küssen. Sein engerer Lokalpatriotismus bekommt Fittige, und deutsche National-Gesinnung flößt ihm das schöne Gedicht ein vom «Vater Rhein», der sich mit wuchtiger Stimme dagegen wehrt, daß er von den Germanen weggerissen werde, und in seinem Zorne keck hinüberruft:

«Le rhin! — Der Teufel hole, die so sprechen!
Le rhin? — Auf ewig: nein!
Das Näseln haß' ich und das Radebrechen!
Ich bin der deutsche Rhein!»

Den Grundton von Schleifers Wesen bildet sein Humor. Es ist dieser der «Gspaßigkeit» Castellis ähnlich, aber hat eine geläuterte Abtönung erfahren. Dies «Gemütliche» in seinem Wesen war es, was auch Lenau zu ihm zog; auf seine Seele wirkte diese heitere Lebensauffassung, diese innige Harmonie ganz besonders wohltuend. Schurz, Lenaus Schwager, machte sie miteinander bekannt im August 1828 in Wien. «Sich kennen und lieben lernen, war, ungeachtet des Altersunterschiedes von 31 Jahren, eins bei ihnen.» Dieser flüchtigen Bekanntschaft folgte dann das Zusammensein am Traunsee im Jahre 1830. Lenau hatte im Juni dieses Jahres zwei Rigorosen

---

[2]) H. Lambel, in «Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild». Band Oberösterreich. S. 214. Wien 1889.

abgelegt und bereitete sich zum dritten vor; das viele Lernen aber griff seine Gesundheit an. Die Prüfung war auf die zweite Hälfte Juli festgesetzt; Lenau verschob das Examen und reiste am 8. August 1830 mit Schurz nach Ort ab. Schurz hatte nämlich vorher schon seinem Freunde über Lenau berichtet und fragte an, ob sie beide kommen könnten. Schleifer erwartet sie mit tausend Freuden und schreibt in bezug auf Lenaus Lernen: «Niembsch' dämonisches Studium ist mir gar nicht spaßhaft; denn es hat sich schon mancher zu Schanden gelernt. Das Überarbeiten im Schweiße seines Angesichtes mag der Körper des Pflügers erdulden, doch auch dieser nicht übermäßig, nicht ohne Rast und Labung. Wenn ich aber sehe, daß ein wackerer Junge wie Niembsch den Geist einspannt, einjocht und hetzt wie ein Fiakerroß, so ist das vom Übel. Und was wird dabei gewonnen? Makulatur für das Gedächtnis. Fluch über die Stubenhocker, die unsere Studienpläne ausbrüten. Aber die Kerls wissen und berechnen gar gut, daß dieses das sicherste Mittel ist, die Blumen des Genies, den Dorn in ihrem Auge, im Keime zu ersticken, zu zertreten[3]).» — Der Empfang ist recht herzlich. Schleifer begrüßt den «deutschen Byron», seine Frau, die gute «Frau Nani» bemerkt mit Sachkenntnis: «Ich seh' schon, ich muß Ihnen a bissel hinauffüttern.»

Bis Anfang September blieb Lenau in diesem lieben, gemütlichen Kreise; in der Gesellschaft dieser guten Leute konnte er sich nur wohl fühlen. «In Ort und Gmunden vertrieben sich die Dichterfreunde die Zeit mit Musik und mit Gesprächen über Poesie. Die gebildete und anmutige Tochter des Gmundener Schuldirektors verstand die damals erst recht in Schwung gekommenen Lieder Schuberts meisterhaft zu singen, wobei sie sich auch selbst begleitete. Einmal, so lesen wir im Briefwechsel (den Schurz samt Tagebuchblättern zu einer Biographie Schleifers sammelte; dies Manuskript ist im Besitze der Gattin des Herrn v. Radics, eines Urenkels Schleifers), verschwanden uns dabei die Stunden so schnell, daß lange schon die Mittagsstunde vorbei war, ohne daß wir es merkten, bis der obschon auch sehr musikalische und ohnehin freundlich nachsichtige Herr Papa endlich doch in komischer Verzweiflung hereintrat und seiner Frau zurief: Ich bin schon hungrig![4])» Eine andere Episode wird noch aus dieser frohen Zeit erzählt: «Einst waren ich und Lenau, fährt Schurz in seinem Tagebuche fort, in Streit, welche Gestalt auf einem von ihm (Lenau) aus Kremsmünster mitgebrachten Bilde die vorzüglichste sei. Er (Lenau) für das Maßlose im Schmerz eingenommen, zog Magdalena, ich für Erhebung und Ergebung, darin Maria vor. Wir beide forderten die uns aufmerksam zuhörende, edle Frau Nani zur Schiedsrichterin auf: Sie, sprach sie lächelnd, wählen Magdalena, Sie, Maria; so wähl' ich denn — Johannes[5]).»

Außer diesem gemütlichen Kreise, war auch die Natur von großer, wohltuender Wirkung auf Lenau. In seinen «Wanderungen im Gebirge» bekommen die Gefühle, Eindrücke, die diese Gegenden auf ihn übten, poetischen Ausdruck. Es war am 13. August, eben am Geburtstage Lenaus,

---

[3]) Badstüber, Schleifers Werke S. 25.

[4]) Lenau in Gmunden. Von P. von Radics. Reichswehr, 13. Aug. 1902, Nr. 3057.

[5]) Reichswehr, daselbst. — Vgl. auch A. Schurz: Lenaus Leben I, S. 101. Stuttgart 1855.

daß ein Ausflug auf den Traunstein stattfand; als die Gesellschaft den Laudachsee erreichte, entzückte sie alle der Gesang einer Sennin, die den vielfachen Widerhall der Berge dazu benützte, um ihren Gesang in eigenartiger Weise mehrstimmig zu machen. Auf diese Szene bezieht sich Lenaus Gedicht «Die Sennin», in dem es heißt, daß selbst die Felsenzinnen traurig auf ihre Lieder sinnen werden, wenn sie einst sie verlassen wird. (Schurz I, S. 104.)

Die Beziehungen zwischen Lenau und Schleifer, als Menschen, waren von großer Wichtigkeit; eine innige Freundschaft, eine ganz besondere Sympathie verband sie. In literarischer Beziehung konnten sie auf einander nicht wirken; nur einige Gedichte bezeugen die gegenseitigen herzlichen Beziehungen. Schleifer schreibt sein Gedicht «Zuversicht» an Niembsch und sein längeres Gedicht «Fragmente» ist eine «Erwiderung an Lenau» auf sein sinniges, witziges Gedicht «An die Biologen», in welchem über die «Kunde vom tiefen Lebensgrunde» recht skeptisch gesprochen wird. Dem gegenüber weist Schleifer in seinen angeführten Gedichten, mit reicher Bildersprache und mit Symbolen stark vermengt, auf Gott, auf die Seele, auf das Jenseits hin. Bemerkenswert ist es, daß in beiden Gedichten tief religiöse Probleme auftauchen. Es dürfte während der Spaziergänge am Traunsee des öfteren über solche und ähnliche Themen die Rede gewesen sein; als Kern dieser schwergewichtigen Ideen, könnte man diese Strophe anführen («Zuversicht»):

«Drei tiefe Spiegel, Mensch! sind dir gegeben!
Die Weltgeschichte, die Natur, dein Herz!
Sie zeugen treu, sie winken himmelwärts:
Ein Gott ist, und unsterblich ist das Leben.»

Zwei Zeilen aus Schleifers Gedicht «Der Hirsch» finden wir dem Gedichte Lenaus «Der Gefangene» als Motto vorangestellt. Eine ideelle Beeinflussung ist ersichtlich. Schleifers «Hirsch» stellt den Edlen dar, der nach Höherem strebt, aber zu Tode gehetzt wird, denn:

«Was trug er auch das Haupt so frei, so stolz!
Wollt' edler sich, als seine Treiber fühlen!»

In Lenaus «Gefangenem» strömt der Duft, die Wonne des allbelebenden Lenzes uns entgegen; nur einer darf diese Pracht nicht genießen, der Gefangene; vergebens brennt in seinem Herzen die Sehnsucht nach Freiheit; zu groß ist sein Vergehen: «er hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen, er wollte Menschenliebe wagen», deshalb muß er, «der edle, kühne Tor», wie der gehetzte Hirsch, vergehen.

Dreimal noch war Lenau bei dem «Dichterpatriarchen» zu Besuch, und im Jahre 1839 wollte er noch von Ischl aus hinübergehen, doch «Frau Nani» starb kurz vorher, und er wollte nicht traurige Eindrücke dort empfangen, wo er so liebe Stunden verbracht hatte. Wie sehr er an Gmunden und an seinem Freunde gehangen, bezeugt eine Stelle eines an Schurz geschriebenen Briefes[6]). Es war im Jahre 1833, daß er im September von Eßlingen aus nach Gmunden kam. Er besuchte in Eßlingen den ihm befreundeten Grafen Alexander von Württemberg und dessen Gemahlin, seine «Lands-

[6]) Reichswehr, wie oben.

männin», eine geborene Fürstin Festetics; mit dem «ganz fidelen» Freunde und der «jungen, schönen, geistreichen Hausfrau» genoß er «alle Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens». Und dennoch, fügt er dann hinzu: «aber besser behagt es mir doch in unserem paradiesischen Gmunden». Auf die Freundschaft der Dichter lassen sich die Strophen Lenaus wohl anwenden («Einem Freunde»):

«Spät hab' ich dich gefunden,
Und muß das Los beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an deins gebunden.
— — — — — — — —
Der Luft entblätternd' Wehen,
Der Himmel kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.»

Ihre Freundschaft blieb bis zu Schleifers Tod eine herzliche, innige. Im Briefwechsel Lenaus kommt sein Name oft vor; mit aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit erwähnt er ihn, gedenkt er seiner. Interessant und charakteristisch ist ein Brief, den Lenau an Schleifer schrieb, im Frühling 1831, knapp nach seiner Genesung von einer Gelbsucht[7]). Sein Herz ist voll freundlicher Empfindungen, und freut sich der aura vernalis. «Oh, der Frühling! heißt es, wer sieht nicht in ihm seine Jugendträume wiederkommen und blühend und singend an ihm vorüberziehen. Und in dieser schönen Zeit, wo die Stimme der Liebe täglich lauter ruft und seliger überall in der Natur, gerade jetzt rüsten die Menschen sich zum Kriege, und lauter werden die Stimmen des Hasses und drohender immer. Man ist hier in der gespanntesten Erwartung, was da geschehen werde. Wird Österreich in Italien intervenieren oder nicht? Und wird es, wie werden es die Franzosen aufnehmen? Diese Franzosen sind doch verflucht arrogante Kerls, daß sie sich zu Gesetzgebern des Völkerrechtes aufwerfen! Elendes Prinzip der Nichtintervention! Ich sage elend und habe dazu folgende Gründe, vielleicht sind sie auch die deinigen.

Erstens ist dieses Prinzip ein rein negatives, aus welchem sich durchaus nichts Positives ableiten läßt. Haben aber ganze Völker wie einzelne Menschen nur negative Pflichten gegeneinander? Muß ein völkerrechtliches Prinzip nicht vielmehr ein Satz sein, aus welchem sich alle einzelnen Rechtsverhältnisse der Völker ableiten lassen? Dann ist dieses Prinzip offenbar ein Hut, um das Recht und das Unrecht zugleich darunter zu stecken. Ich darf dem Tyrannisierten so wenig helfen, als dem Tyrannen. Ich glaube demnach, es muß ein höheres Rechtskriterium geben, nach welchem zu entscheiden ist, wann die Intervention erlaubt sei, wann nicht. Dieses höhere Kriterium aber soll nun eben durch das völkerrechtliche Prinzip kundgemacht werden; also setzt das Prinzip der Nichtintervention ein höheres Prinzip voraus, das heißt, es ist selbst kein Prinzip.

Ferner kann ich mir nicht vorstellen, Gott habe die einzelnen Nationen hingestellt, auf daß eine jede für sich und unbekümmert um alle übrigen ihr Separatpensum von Rechtsrealisierung durcharbeite, ihr Elaborat ihm

[7]) A. Grefe, Ein vergessener Dichter und dessen Beziehungen zu Lenau. Neue Freie Presse, 8. Febr. 1894, Nr. 10582 (Abendblatt).

vorlege, damit er sie gewissenhaft, als ein wahrer Paedagogus mundi, klassifizieren könne. Ich glaube vielmehr, alle Völker der Erde sollen gemeinschaftlich arbeiten an der großen Idee des Rechtes. Wie trennend, wie lieblos, wie egoistisch erscheint mir da das besagte Prinzip! Doch der Teufel hole das Prinzip!»

Dann schreibt er weiter über die Tagesgespräche, Neuigkeiten, Möglichkeiten: «Also man rüstet sich. Sechsunddreißig Millionen Gulden mußte unser Staat aufnehmen, um sein Heer auf den Kriegsfuß zu stellen. Radetzky soll nach Italien gehen .... Aber das alles macht mich nicht an einen Krieg glauben, sondern mir scheint es nur zu sein: si vis pacem, para bellum. — Viel erzählt man sich von den Heldentaten der Polen; bis jetzt sollen sie noch im Vorteile sein. Die allgemeine Stimmung ist hier sehr für sie, und auffallend ist es, wie man an öffentlichen Orten, Kaffeehäusern, Gasthäusern so laut und unverhohlen Glückwünsche erschallen hört für das Wohl dieser edlen Nation. Doch man fürchtet den Elefantentritt des Kolosses. Bald muß sich vieles entscheiden.» Sehr interessant ist das Darauffolgende: «An zuverlässigen Nachrichten gebricht es hier sehr. Börsengerüchte laufen täglich neue durch die Stadt, darunter manche, die man sich schon früher bestellt und durch bezahlte Kouriere hat bringen lassen. Das war vor zwei Tagen der Fall mit der Nachricht, Warschau sei bereits über, worauf die Papiere sogleich gewaltig stiegen, aber bald wieder fielen, nachdem man erfahren hatte, woher der Wind kam.» Bezeichnend für ihr Verhältnis ist der Schluß des Briefes an den «treuen Freund»: «Nein, Schleifer, du bist mir nicht weniger teuer, wenn ich dir auch seltener schreibe. Du kennst mich. Diese Worte von dir in deinem Briefe an Schurz, wo du schon verzichtest auf meine Briefe, aber dir doch den festen Glauben nicht nehmen lässest, daß du von mir geliebt bist, so lange ich lebe, haben mich sehr bewegt.»

«Der allgemein menschliche Gehalt ist es ganz vorzüglich, der die Schleiferschen Dichtungen belebt,» sagt der Kritiker Neumann[8]). Der Geist der Versöhnung durchdringt seine Dichtungen, «der mit dem Wesen aller Kunst so sehr im Einklang steht, und an und für sich erfreut, aber heutzutage umso mehr, da jetzt manche Dichter aus falscher Scham diesen Geist hintanhalten, um nur ja eigentümlich zu erscheinen[9])». Dieser Geist, diese Harmonie kennzeichnet ihn auch als Menschen. Wenn man Klopstock den Dichter der Stimmungen nannte, so gebührt Schleifer der Name: Dichter des Gemütes.

Lenau nannte seinen Freund: die österreichische Lerche; Schleifer begrüßte ihn als den: deutschen Byron. Das sind zwei sehr bezeichnende Worte. «Lenaus rasches, heftiges Erfassen eines Gedankens, seine wechselnden Stimmungen, seine oft unbezwingbare Melancholie, standen in einem glücklichen Gegensatz zu Schleifers gleichmäßigem, abgeklärtem Wesen, seiner heiteren, milden Lebensauffassung[10]).»

Die Gegensätze ergänzten sich, dies ist der Schlüssel zu ihrer Freundschaft.

Prof. Anton Laban.

[8]) Wiener Zeitung, s. oben.

[9]) Wiener Zeitung, wie oben. — Vgl. auch den sehr guten Nekrolog Johann Mailáths in Iris. Taschenbuch für das Jahr 1844, S. 381—393.

[10]) Grefe, s. oben.

Bohuslav Lobkovic v. Hasištein unter den Humanisten Ungarns.

Von Prof. Joseph Fógel.

Die Zierde der ungarischen Humanisten war Janus Pannonius, die der böhmischen Bohuslav Lobkowic von Hasištein[1]). In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts wurde jener von den Gelehrten Mitteleuropas gerade so hochgeschätzt wie über diesen in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von den gelehrten Mitarbeitern der Zeit mit Anerkennung geschrieben. Wenn wir uns an den Markstein der beiden Jahrhunderte stellen und das literarische Gebiet der sich neu belebenden klassischen Welt überblicken, erscheint uns die Gestalt dieser beiden Männer in demselben Glanze. Beide sind wahre Kinder ihrer Zeit, beide Humanisten mit Leib und Seele. Mit Klassikern erwachten sie und gingen sie zu Bette. Mit kindlicher Liebe genossen sie die fremde Welt der Renaissance. Fast sich selbst vergessend, weilten sie bei den Erinnerungen vergangener Zeiten, sich hineinlebend in die mannigfaltigen Gestalten einer goldumsponnenen Mythologie. Mit künstlerischer Eleganz flochten sie die Blumen zum Kranz, die im Garten der Poesie erwuchsen. Es ist wahr und richtig, daß sie die Humanisten der Humanisten auf ungarischem und böhmischem Boden waren. Ich will jetzt zwischen beiden Männern keine Parallele ziehen, auch will ich nicht entscheiden, wessen Verdienst größer sei, nur einige Bausteine will ich zusammentragen zur Ausbauung jenes mühsamen Weges, der zum Abfassen einer Geschichte des vaterländischen Humanismus führt. Ein kleines Bild male ich aus der Vergangenheit, ein kleines Licht will ich anzünden zur Veranschaulichung des literarischen Lebens der am Anfang des XVI. Jahrhunderts lebenden ungarischen Gelehrten.

* * *

Die warme Empfindung der Freundschaftsliebe, die Pflicht des Untertans und verschiedene andere Gefühle haben die junge Seele des alternden Bohuslav im Monate Mai des Jahres 1502 aus seinem böhmischen Schlosse herausgelockt[2]). Die Kraft des neues Leben erweckenden Frühlings-

[1]) Das Maß dieser Wertschätzung wendet er in seinem »Comparatio Bohemiae et Pannoniae« betitelten Gedichte auf Šlechta an: »Nos dedimus Sslechtam, Janum dedit illa poëtam.« (Farrago Poëmatum Bohuslai Hasisteynii etc., ed. Thomas Mitis. Pragae 1570, S. 156.)

[2]) 1460 oder 1461 wurde er aus einer Magnatenfamilie geboren. Sein Vater war Mikulaš Hasišteinsky († 1462), seine Mutter Žofie z Žirotina. Es waren vier Geschwister: Jan, Mikulaš, Jaroslav und Bohuslav. In ihrem Kadaň genannten Schlosse wurde er erzogen. Noch nicht 15 Jahre alt, bezog er die Universität zu Bologna. Hier war, nach Truhlář, ein Priester von Veszprém, namens Ladislaus z Boskóvic († 1520), sein Wohnungsgenosse, vermutlich sein »praeceptor«. In Bologna befreundete er sich mit Peter Scott von Straßburg, der von der Pariser Universität hierher kam. Sie lasen ihre poetischen Erstlinge einander vor. Im Jahre 1478 kehrte er wegen der Pest in sein Vaterland zurück. Im folgenden Jahre finden wir ihn wieder in Bologna. 1481 studiert er auf der Universität zu Ferrara. Hier wurde er mit seinem stets treuen Freunde Bernhard Adelmann, dem späteren Domherrn von Aichstädt, bekannt. 1482 kehrte er nach Böhmen zurück. 1484 ist er Propst von Vyšehrad. Am Ende des Jahres 1487 tritt er in den Hofdienst: er wird königlicher

sonnenscheins erfüllte seine hoffnungsvolle Seele mit frischem Mut. Er brach auf und kam nach Ofen (Buda); hier tauschte er sein den humanistischen Studien geweihtes Leben für das rauschende Hofleben ein. Mehrmals schon befaßte sich die böhmische Literatur mit der Frage, warum er gerade in dieser Zeit wieder in Hofdienst getreten sei, und welches Amt er in Ofen bekleidet habe?

Einige nennen ihn Oberkämmerer. Andere nennen ihn Oberhofmeister. Es sind auch solche, die ihn mit anderen hohen Würden bekleiden. Er selbst schreibt nicht klar, welches Amt er versehen hätte. 1502 schreibt er aus Ofen an seinen Freund Bernhard Adelmann: «Was mich betrifft, so beweg' und reg' ich mich unter sammetgekleideten Hofleuten; einige ehre ich, man ehrt auch mich; ich verlache andere, man lacht auch über mich. Ob sie schließlich nach meinem Geschmack sind, kannst Du Dir leicht erklären; wahrlich, nur sehr wenig zu Billigendes finde ich hier . . .»[3]). Aus diesen Zeilen kann man die Wahrheit schwer entscheiden.

Blicken wir schärfer umher!

Das Jahr 1502 bildet im Leben des ungarischen und böhmischen Königs Vladislaus des II. einen Wendepunkt. In diesem Jahre gelang es nämlich

---

Sekretär. Sein Chef ist Johann Schellenberg (Jan z Šelnberka), böhmischer Kanzler. 1490 bereiste er Italien, die griechischen Inseln, Kleinasien, das Heilige Land, Ägypten und Nordafrika. Nach seiner Heimkehr wurde er gleich einem Ulysses II. empfangen. Obzwar er den einstimmigen Enthusiasmus des Volkes und eine Anempfehlung des Königs und Kaisers (Friedrichs III.) auf seiner Seite hatte, wurde er dennoch nicht Bischof von Olmütz. Das Konsistorium hatte schon zweimal ihren Kandidaten in den Bischofstuhl gesetzt. Er wurde darob erbittert. 1497, als Vladislaus nach Prag kam, machte er durch seinen Freund Šlechta die Bekanntschaft des königlichen Sekretärs Doktor August von Olmütz. 1499 war er in Familienangelegenheiten in Ofen. Auf dem Heimwege schloß er in Wien Bekanntschaft mit Hieronymus Balbi und Konrad Celtes. 1502—3 hielt er sich in Ofen (Buda) auf. Am Ende des Frühlings 1503 kehrte er in sein Schloß Hasištein zurück; er lebte nur für seine Bücher und verließ nur selten seine Burg. 1500 war er bei der Krönung des Königssohnes Ludwig zum letzten Male in Prag. Er starb am 13. April 1503 und wurde in Prišečnick begraben. Vielen leuchtete er, so lange er lebte, noch mehreren ward er durch seine Werke zur Triebfeder und zum Vorbilde, nachdem er heimgegangen. Er beherrschte mehrere Sprachen und war der einzige unter den Böhmen, der griechisch wußte. Er war Humanist in jeder Hinsicht, aber in der Tiefe seiner Seele leuchtete auch die Fackel der Scholastik. Mit seinem Freunde Peter Scott wollte er einst Mönch werden. Er heiratete auch nie. Er schätzte das »otium litterarium« höher als das Familienleben. Seine Seele war von melancholischer, sentimentaler Stimmung. Ein geborener Dichter: Verfasser von didaktischen, lyrischen Dichtungen und idyllischen Epen. Er schrieb vorzügliche Epigramme. Seine während 25 Jahren hindurch mit unendlichen Opfern und außerordentlichem Fleiße gesammelte Bibliothek stand einzig und allein. Mit Recht schrieb Šlechta an Sturnus, daß so oft ihm dieser vorzügliche Mann in den Sinn kommt: »toties a lacrimis temperare nequit.« Seine Werke wurden von Thomas Mitis herausgegeben: Farrago Poëmatum etc. Pragae 1570. (Josef Truhlář: Listář Bohuslava Hasisteinského z Lobkovic. V Praze 1893; Josef Truhlář: Humanismus a Humanisté V Čecháchza Krále Vladislava II. V Praze 1894; Ignaz Cornova: Der große Böhme Bohuslav von Lobkowicz und zu Hassenstein. Prag 1803.)

[3]) Josef Truhlář: Listář Bohuslava etc. S. 135.

dem 46 jährigen, kränklichen König, die Verwandte des französischen Königs Ludwigs des XII., Anna von Kandal, zur Frau zu bekommen. Von ihrem siebenten Jahre an wurde die neue Königin am französischen Hofe erzogen. Sie war anmutig, lieblich, anziehend, und eine geistreiche Frau[4]). Sie liebte die Pracht, war jedoch auch sparsam. Sie beschäftigte sich viel mit Wissenschaften und huldigte den Sitten ihrer Zeit in jeder Hinsicht[5]). Vladislaus wußte dies wohl. Er war daher bestrebt, seinen Hof nach dem Muster der ausländischen Höfe einzurichten, damit der ankommenden Königin in keiner Weise etwas ermangle. Der Glanz und Ruf der ausländischen Höfe wurde zumeist durch die an ihnen lebenden Humanisten gehoben. Vladislaus war genötigt, für Humanisten Sorge zu tragen. Hierin müssen wir jene Gründe suchen, warum Bohuslav, der Janus Pannonius der Böhmen, gerade zu dieser Zeit an den Ofener königlichen Hof kam.

Wahrscheinlich wurde der böhmische Kanzler Johann Schellenberg vom Könige Vladislaus damit betraut, den Hof mit Humanisten zu versehen[6]). Der Kanzler selbst war ja auch ein Mäcen. Auf den Ruf Schellenbergs und des königlichen Sekretärs Johann Šlechta, wie auch auf den seiner Freunde, beschloß Bohuslav in Hofdienste zu treten. Ihr Briefwechsel beweist, daß er nicht gerne gekommen, er wollte sich nicht «ex tranquillo portu in vastum pelagus coniicere»[7]). Die Anziehungskraft der Freundschaftsliebe, die Pflicht des Untertans, die Hoffnung und Sehnsucht nach neuem Leben haben ihn dennoch nach Ofen geführt.

An dem Königlichen Hof zu Buda (Ofen) durfte Bohuslav, das Haupt der mitteleuropäischen Humanisten, nicht fehlen. — Hierin liegt die Bedeutung seines Ofener Aufenthaltes.

Er kam ungern. Umso besser fühlte er sich nach seiner Ankunft. Es gefiel ihm, wie er schrieb, daß er hier viel wissenschaftenliebende, allgemein gebildete Männer fand, und ihre Freundschaft bereitete ihm viel Freude[8]).

Es ist wahr, daß zur Zeit, als die Königin Anna ankam (im Herbste 1502), und der Hof zu Ofen mit den ausländischen Höfen wetteiferte, es an Gelehrten dort nicht fehlte. Königin Anna las ja auch gerne die Klassiker. Die

---

[4]) Gustav Wenzel: Das Familienleben des ungarischen und böhmischen Königs Vladislaus des II. 1501—1506. Századok 1877, S. 630 ff. (Ungarische Zeitschrift für Geschichte).

[5]) Marino Sanuto: I Diarii. IV. Bd., S. 287.

[6]) Ein interessantes Licht wirft auf solcherlei Bemühungen des Kanzlers der Brief, in welchem Balbi jenem seine Dienste anbietet: »Is (Bohuslaus) proculdubio mihi videtur esse, cui ex Italis (facessat adulatio) unus aut alter, ne dicam nemo, conferri possit: ita enim velim, mi patrone, tibi persuadeas, Bohuslaus hac praesertim tempestate facundia, eruditione, ingenuitate, candore nulli ex primo loco cessurum ... Extremo, quod te rogem, illud est, ut quando apud Regiam Mtem de nobis inciderit mentio, incidet autem, cum volueris me his, si videtur, verbis commendes: Balbus hic noster, homo nec malus nec plane indoctus, omnia sua studia omnesque animi nervos in tuas laudes convertit et in hoc totus incubuit, ut ea de te praeconia faciat etc. ... (J. Truhlář etc. S. 114—118.)

[7]) J. Truhlář: Listář etc. S. 130.

[8]) Ebenda S. 136.

begeisterten Anhänger und Freunde des Humanismus kamen besonders aus der königlichen Kanzlei heraus.

Fassen wir ins Auge diejenigen in der königlichen Kanzlei, die die Klassiker studierten, die der Geist des Humanismus erfüllte, zurzeit, als Bohuslav sich in Ofen aufhielt.

Wenden wir unsern Blick in die in Ofen residierende böhmische Kanzlei. Hervorragend ist hier der Baccalaureat der Prager Universität und königliche Sekretär Johann Šlechta, der vorzüglichste lateinische Prosaiker[9]). Neben ihm sehen wir den ebenfalls königlichen Sekretär: Doktor August von Olmütz[9a]). Der dritte im Bunde ist der sie liebende Oberkanzler Johann Schellenberg[10]).

In der ungarischen Kanzlei tat sich besonders der königliche Sekretär und bekannte Ultramontan-Rektor der Universität zu Bologna, Georg von Neideck[11]), hervor. Ihm folgt der königliche Kanzler Georg von Szatmár[12]), der, ebenso wie der Oberkanzler Tomas Bakócz von Erdöd[13]), mehr Mäcen, als Humanist war. Ein eifriger Mitarbeiter war der königliche Sekretär, Bischof von Raab (Györ): Franz Bakócz (Meister von Szatmár)[14]), der jüngere Bruder des Oberkanzlers Tomas, nach Ransano ein ausgezeichneter Kenner der lateinischen Poesie. Bescheiden steht im Hintergrund ein bejahrter Mann, der königliche Sekretär und Propst von Fehérvár: Siegmund Thurzó von Bethlenfalva[15]), der Jugendfreund und Landsmann des Vizekanzlers Georg von Szatmár. Er gehörte zu denjenigen, die ihr ganzes Leben der Literatur weihten, von dem, als er 1512 starb, Aldus Manutius mit Recht schrieb: «humanissimus sane ac doctissimus et studiosissimus Ciceronis erat».

[9—9a]) Dr. Eugen Ábel: Humanisten von Ungarn und die gelehrte Gesellschaft an der Donau. Budapest 1880, S. 94 u. 21.

[10]) Interessant charakterisiert ihn Bohuslav im Epistolarum Appendix des Farrago Poematum.

[11]) Acta nationis Germanicae Universitatis Bononiensis etc. edidit Ernestus Friedlaender et Carolus Malagola. Berolini 1887, S. 241—43.

[12]) Dr. Paul Tóth-Szabó: Primas Georg Szatmári 1457—1524. Budapest 1906 (Ung. Hist. Biogr.)

[13]) Wilhelm Fraknói: Das Leben Tomas Bakócz's von Erdöd. Budapest 1859. (Ung. Hist. Biogr.)

[14]) Er studierte mit Tomas zusammen an den Universitäten zu Krakau, Ferrara und Padua; 1482: Domherr von Vácz (Waitzen); 1489: Königlicher Sekretär; 1490: Königlicher Sekretär und Propst an der Altofner, nach dem Heil. Petrus benannten Kirche; 1492: Vize-Kronenhüter; Ende 1495 Bischof von Raab (Györ); er starb 1509. (Ung. Landesarchiv, Dipl.-Abt. mit Bezeichnung: M.O.D.L.: 34933, 19958, 20089, 34540, 33002. — Emil Békesi: Ung. Schriftsteller aus Matthias Hunyadis Zeit. Kath. Revue, Jahrg. 1902, S. 448—449.)

[15]) 1500: Lektor, Domherr von Gran (Esztergom) und Königlicher Sekretär; Ende 1501: Bischof von Syrmien (Szerém); Ende 1501: Propst von Fehérvár; anfangs 1503: Bischof von Neutra; Ende 1504: Bischof von Siebenbürgen; 1505: Bischof von Várad; er starb 1512. (M.O.D.L.: 21058, 21064, 21068, 21077, 29901, 21110, 21132, 21135, 36049, 21178, 21179, 33066, 21197, 21257, 21290, 33901, 22666 usw.) Graf Alexander Apponyi: Hungarica I. Bd., S. 67—69. — Gustav Wenzel: Siegmund, Johann, Stanislaus und Franz Thurzó, vier Bischöfe gleichen Zeitalters, 1497—1540. Budapest 1878. Akademie (ungarisch).

Ihm zur Seite können wir den bescheidenen und hochgelehrten königlichen Sekretär Johann Gosztonyi von Szeleste und von Kövesszaru[16]) aus dem Komitate Vas stellen, dessen Bibliothek auch von seinen Pariser Freunden hochgeschätzt wurde. Er war Thurzó ähnlich und schätzte eine ruhige Beschäftigung mit den Klassikern über alles. Noch ein junger Mann lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sich: der glatte, diplomatische Philipp Móre von Csula[17]), Propst von Bács, königlicher Sekretär, ein vorzüglicher Schüler des großen Beroald. Die Reihe schließt der königliche Sekretär und Bischof von Bosnien Michael Kesserü von Gibárt[18]), der Sohn des Vizepalatins Stephan, ein Zögling der Bologneser Hochschule.

Gehen wir nun in die Kanzlei der Königin!

Die wissenschaftenliebende Königin ist von humanistisch gebildeten Männern umgeben. Ihr Kanzler ist der Veszprémer Bischof Gregor Frangepán von Cetina. Diesem widmete Tubero[19]) seine wertvolle und in schönem Latein verfaßte Geschichte. Die Sekretariatsgeschäfte versah der aus Szeben (Hermannstadt) gebürtige, in vielen Sprachen bewanderte Johann Polner. Er hatte die Universität zu Bologna bezogen[20]). Der Geistliche der Königin, namens Johann, besuchte fleißig die Ofener Bibliothek[21]).

Zur Zierde des Hofes gehörten noch einige gelehrte Oberpriester, wie Nicolaus Báthori, der Bischof von Waitzen (Vácz), Nicolaus Csáki, der Bischof von Csanád, Nicolaus Bácskai, der Bischof von Neutra (Nyitra), und der später durch seinen gelehrten Hof berühmte Paul Várdai, Propst von Ofen, königlicher Sekretär, und noch andere, die sich durch ihre humanistische Bildung auszeichneten. Eine ganze Reihe der Humanisten!

Wie und womit verbrachte Bohuslav seine Zeit in Ofen? Wer waren seine Freunde unter diesen Gelehrten? Was war die Ursache, daß er unser Vaterland nach so kurzem Aufenthalt verließ?

[16]) 1502 arbeitet er schon in der königlichen Kanzlei; 1506: Sekretär der Königin und Kustos-Domherr von Gran, bald Propst von Ofen; Ende 1506: Bischof von Vácz (Waitzen); 1503: Königlicher Vizekanzler; 1509, in der zweiten Hälfte des Jahres: Bischof von Raab; 1524: Bischof von Siebenbürgen. (Turul. Anzeiger der ung. herald. u. genealog. Gesellschaft. Budapest 1891, S. 195 ff. — M.O.D.L.: 21 640, 21 728, 25 427, 34 322, 22 058 usw. — Marino Sanuto: I Diarii Bd. 35, S. 111. — Apponyi: Hungarica S. 79, 81, 86, 87, 105, 107, 108 usw.)

[17]) 1496: Beroalds Schüler in Bologna; 1502: Propst von Bács und Königlicher Sekretär; 1504: Oberpropst von Ofen; 1506: Hofmeister der Königin Anna; 1509: Propst von Erlau (Eger); 1513: Oberpropst von Erlau; 1519: Propst von Fehérvár; 1524: Bischof von Fünfkirchen (Pécs). Er fiel bei Mohács. (M.O.D.L.: 21 332, 33 698, 21 324, 30 252, 37 561, 21 704, 21 756, 21 797, 37 813, 21 814, 21 842, 21 848, 22 106, 28 104, 22 743 usw. — Stamm-Material des Ung. Nat.-Museums: 1504, III/19; 1508, V/25; 1514, XI/6 usw. Ábel-Hegedüs: Analecta nova S. 1. — Apponyi: Hungarica I. Bd., S. 117 usw.)

[18]) M.O.D.L.: 24 349, 22 117, 22 159 usw. — Graf Josef Kemény: Kalászatok (Ährenlese). S. 62.

[19]) Man verwechselt ihn mit Szatmári; den Namen Georgius verwechselt man mit Gregorius. 1493: Lektor und Domherr von Kalocsa und Bács; 1495: Propst von Fehérvár; Ende 1501: Bischof von Veszprém; 1503: Erzbischof von Kalocsa; er starb 1522. (Archivum Secretum Apostolicum Vaticanum: Arma XIV, Caps. VI, Nr. 44, 45, 46, 53, 56 usw. Diplome. — St. Katona: Hist. Metr. Coloc. Bd. 1.)

[20]) Friedländer und Malagola: id. m. S. 247.

[21]) Ábel-Hegedüs: Analecta nova S. 106.

Obzwar wir keine Daten darüber haben, was die Aufgabe Bohuslavs bei der im Herbste 1502 stattgefundenen Hochzeitsfeierlichkeit des königlichen Paares war, und obzwar diesbezüglich weder Gedichte noch Schriften vorhanden sind, so ist es dennoch zweifellos, daß er bei den Feierlichkeiten eine Rolle hatte. Wir schließen dies daraus, daß er im Auftrag des Königs einem spanischen Dichter, namens Peter, mit einem Gedichte antwortete, als dieser Wanderhumanist das junge Paar anläßlich der Hochzeitsfeierlichkeiten verherrlichte[22]).

Es ist gewiß, daß Königin Anna, die eine begeisterte Freundin der Kunst und Wissenschaft war und die lateinische Sprache mit großem Fleiße studierte[23]), Bohuslavs Wert schätzte und kannte. Sie hielt ihn darum hoch, weil sie in ihm keinen bezahlten Wanderhumanisten sah, der für klingendes Gold seine ciceronischen Phrasen schnitzt und seine mit klassischen Zitaten verzierten, schallenden Reime deklamiert. Sie sah in ihm einen reichen, vornehmen Mann der böhmischen Stände, der nach den Worten Victorin z Všehrdts «nobilium eruditissimus et eruditorum nobilissimus» war[24]).

So huldigend sich Bohuslav gegen seinen König und seine Königin benahm, so dienstbereit und anhänglich er ihnen war, mit ebenso warmer und wahrer Liebe war er unter den leitenden Männern des Hofes und den Gelehrten eben jenen anhänglich, die sich am meisten aus dem nach Interesse haschenden Getriebe des alltäglichen Lebens emporhoben und sich in die Schönheiten der klassischen Welt vertiefen konnten.

Diese eigentümliche Welt des Seelenlebens, diese edlen Töne der Gefühlsverwandtschaft fanden ihren Widerhall aus der Individualität seines alten Freundes, Johann Šlechtas, zu allererst und am reinsten im einsamkeitsliebenden Herzen Bohuslavs. Šlechta war sein innigster wahrhaftigster Freund. Sie wohnten nebeneinander, sozusagen zusammen, und in kurzer Zeit entwickelte sich zwischen ihnen eine wirklich heiße Freundschaft, welche sie noch stärker als Geschwisterliebe verband. In die edle Welt ihrer Liebe führten sie alsbald einen dritten ein: August von Olmütz, den doppelten Doktor der paduanischen Universität. Die Freundschaft aller drei wurde durch ihre Liebe zu Johann Schellenberg bekräftigt.

Eine kleine Insel des böhmischen Patriotismus im kosmopolitischen Meere des Humanismus!

Die zusammenhaltende Kraft der Triade wirbt allmählich neue Freunde. Das Haupt der ungarisch-königlichen Kanzlei[25]), Georg Szatmári, Bischof von Várad (Wardein), königlicher Vizekanzler, und sein Landsmann und vertrauter Freund Siegmund Thurzó von Bethlenfalva, Propst von Fehérvár (Weißenburg), königlicher Sekretär, sind diejenigen, die zuerst mit Bohuslav und seinem Kreise Freundschaft schlossen. Für alle ist die Korrespondenz Szatmáris und Thurzós gerade aus dieser Zeit mit Aldus Manutius von Venedig charakteristisch. Es geschah nämlich im Dezember des Jahres 1501, daß Szatmári und Thurzó eine Aldine in Enchiridion-Format zu Händen bekamen. Ihre leichte Handhabung gefiel ihnen ungemein. Sie faßten

[22]) Tomas Mitis: Farrago Poëmatum etc. Poëmatum Appendix S. 257.

[23]) Ábel-Hegedüs: Analecta nova . . . S. 106.

[24]) J. Truhlár: Humanismus usw. S. 45.

[25]) In dieser Zeit war der Vizekanzler das Haupt der Kanzlei. Der Oberkanzler spielte nämlich nur selten, nur bei wichtigen Veranlassungen, eine Rolle.

sogleich den Entschluß, ihrem gemeinschaftlichen Freunde, Manutius, nach Venedig zu schreiben, und ihn, mit Hinweis auf ihre alte Freundschaft, zu bitten, ihnen auch Ciceros Briefe und übrige Werke in ähnlichem Format zur Verfügung zu stellen. Ihrer Kanzleigeschäfte wegen können sie sich nämlich keine längere Zeit für die Literatur gönnen, in solchem Format aber können sie ihren Lieblingsautor immer zur Hand haben und zu jeder Zeit, sobald sie während ihres Hofdienstes freie Zeit gewinnen, ja sogar während ihres Spazierganges, ihn ruhig lesen. Aldus beeilt sich, ihre Bitte zu erfüllen, und im folgenden Jahre gab er auch Ciceros: «Epistolae Familiares» heraus. Er widmete sie Siegmund Turzó, der stets «Studiosissimus Ciceronis» blieb[26]).

Durch seine ähnlichen Geistesfähigkeiten geriet in ihre Gesellschaft auch Georg von Neideck. So bildet sich die Triade nach und nach zu einer kleinen Akademie heraus. Bald nachher befreundet sich nämlich Bohuslav mit Gregor Frangepán, dem Bischof von Veszprém, dem Kanzler der Königin. Dieser, ebenso wie Bohuslav, gehörte nicht nur durch Geburt, sondern auch durch seine hervorragenden Fähigkeiten zu den besten seiner Zeit. Auch Philipp Móre von Csula, Propst von Bács, königlicher Sekretär, machte der Gesellschaft keine Schande. Sein hervorragendes Talent, seine geistreiche Individualität machten auch ihn zum Freunde Bohuslavs.

In einem seiner Briefe erinnert sich Bohuslav eines seiner Freunde mit Namen Nikolaus, der auch Mitglied der um ihn entstandenen Akademie war. Wer dieser Nicolaus sei, wissen wir nicht. Möglich ist es, daß es der gelehrte Waitzner Bischof Nikolaus Báthori war. Es ist aber auch nicht unmöglich, daß es der Diplomat Nikolaus Bácskai, Bischof von Neutra, der französische Botschafter des Königs Vladislaus war, der in seinem Namen «per procura» die Ehe schloß. Er erfreute sich in dieser Zeit am Hofe eines hohen Ansehens. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß es der humanistisch begeisterte Nikolaus Csáki, Bischof von Csanád war. Einen andern an dem Hof verkehrenden Humanisten, namens Nikolaus, kennen wir aus dieser Zeit nicht.

Außer den Genannten, hatte die Akademie noch andere Mitglieder, aber diese waren es, an welche er am angenehmsten zurückdachte, nachdem er Ofen verlassen. Diesen sandte er meistens seine Grüße, ihnen, den lieben Gestalten der Ofener unvergeßlichen Zeiten.

Daß Bohuslav hier seine Tage angenehm verbrachte, das ist gewiß.

Dort war die noch nicht ausgeplünderte Ofener Bibliothek[27]), deren wunderbare Kodexe alle seine Freunde wurden. Häufig verkehrte er hier mit Šlechta, und es ist gewiß, daß er alle Bände gründlich kannte[28]). Er untersuchte sie alle einzeln, er, der für einen einzigen Plato 2000 (?) Dukaten zahlte[29]). Ihm waren die Kodexe vor allem immer die besten Freunde, da

[26]) Siehe die Korrespondenz bei Ábel-Hegedüs: Analecta nova etc. S. 5 u. 452.

[27]) Im Programmbericht des Jahres 1910—1911 vom Staatsobergymnasium des X. Bezirks (Köbánya) zu Budapest teilte ich ein Diplom aus dem Archiv zu Florenz mit, in welchem Vladislaus II. im Jahre 1498 an den städtischen Magistrat in Angelegenheit einer Ergänzung der Ofner Bibliothek schrieb. Bezüglich der «Bibliotheca Corvina» s. Jos. Fógel, Die Hofhaltung Wladislaus II. Budapest, 1913. Akademie (ungarisch).

[28]) J. Truhlář: Listář etc. S. 142.

[29]) J. Truhlář: Humanismus usw. S. 162.

sie selbst unter den anhänglichsten und besten die aufrichtigsten waren, von denen er wohl wußte, daß sie ihn nicht verlassen würden, und mit denen er Freude und Leid so oft teilte.

Dort waren die häufigsten Zusammenkünfte. Einmal war Bohuslav, das anderemal Šlechta der Wirt[30]). Besonders gelungen waren die durch Paul Várdai, Propst von Ofen und königlichen Vizeschatzmeister veranstalteten Zusammenkünfte[31]). Da wurden die Privatangelegenheiten wie auch das Gemeinwesen besprochen; dann die Ereignisse des Hoflebens; es wurde über die neueren Produkte der Literatur und noch über vieles andere disputiert, und bei gutem Weine wurden sie nicht nur die Gefangenen des Bacchus, sondern auch die der Lais[32]). Da fanden einen guten Absatz die verschiedensten klassischen Floskeln, sie stichelten einander mit witzigen Bemerkungen, sie trugen den Reichtum ihres Geistes zur Schau und beim guten Syrmier konnte man selbst das Waffengeklirr der Rhetorik hören. Derlei Zeitvertreib finden wir in Bohuslavs Gedichten interessant geschildert[33]).

Die Ofener Tage vergingen zumeist mit Vergnügungen. Durch die oft abgehaltenen «Symposione» wurde aber die ohnehin schwache Gesundheit Bohuslavs sehr untergraben. Im Anfang des Jahres 1503 verfiel er in großes Fieber[34]). Bald plagte ihn sehr häufig die Schlaflosigkeit[35]). Die Zeiten haben sich auch verändert. Die Königin, einer nahen Mutterschaft entgegensehend, blieb nun den wissenschaftlichen Zusammenkünften fern, wodurch die humanistische Kultur am Hofe einen verhängnisvollen Schlag erlitt. Infolge einer Mißwirtschaft wurde die Armut des Hofes immer auffallender. «Am Karneval des Jahres 1503 sah die Königin nur mehr acht Hühner in ihrem Hof[36])», bemerkt der sich in Ofen aufhaltende Botschafter von Venedig. Der königliche Hofhalt war in seinem Grunde erschüttert. Durch den Pomp und die unnütze Brüstung der Reichtümer der am Hof verkehrenden hohen Geistlichkeit und Aristokratie wurde der Hofdienst unerträglich[37]). Vor dem anziehenden Gewitter war es ratsam, zu fliehen[38]). Auch Bohuslav hatte es für gut gefunden, die Segel noch zur rechten Zeit einzuziehen und sich aus den Gewässern des Hoflebens[39]) in einen stillen und sicheren Hafen zurückzuziehen.

Dies wären die Ursachen[40]), weshalb sich Bohuslav im Frühling 1503

[30]) Farrago Poëmatum . . . S. 132.

[31]) «De Cana Pauli» etc. beginnendes Gedicht in Farrago Poëmatum . . . S. 132.

[32]) «. . . plura nempe — schreibt Bohuslav seinem Freunde Adelmann — tum, cum plus otii nactus fuero, ad te scribam; nam haec, quod mihi velim credas, inter choros puellarum saltusque dictavi . . .» (J. Truhlář: Listář S. 139.)

[33]) Farrago Poëmatum . . . S. 132—133.

[34]) J. Truhlár: Listář etc. S. 139.

[35]) Farrago Poëmatum . . . S. 128.

[36]) Marino Sanuto: I Diarii Bd. IV, S. 861.

[37]) J. Truhlář: Listář etc. S. 135.

[38]) «Nubilus est aër» etc. beginnendes Gedicht in Farrago Poëmatum . . . S. 132.

[39]) Im folgenden Jahre verließ auch Šlechta den Hof. Bevor er sich entfernt hatte, schrieb er an Bohuslav: «Gratulor tibi plurimum, quod te istis curiae molestiis vel potius miseriis tempestive eripuiste et quietae simul et honestarum litterarum studiis tradidisti . . .» (J. Truhlář: Listář ete. S. 141.)

[40]) Sehr dunkel spricht Bohuslav über diese Gründe in seinem Gedichte: «Ecloga, sive Idyllion Budae». (Farrago Poëmatum etc. S. 18.)

auf den Weg machte und unser Vaterland gänzlich verließ. Der Abschied war sehr betrübt.

Es ging schon zum Frühjahr. Die Ofener Berge grünen auch jetzt so, wie im Frühjahr 1502, als er ankam. Aber wie anders war seine Stimmung zu jener Zeit, und wie anders ist sie jetzt! Von Hoffnungen und Wünschen schlug damals das junge Herz des alternden Bohuslav, die Liebe der Freunde und Bekannten wartete da seiner, Ideen und Pläne erfüllten seine Seele und nun begleiten ihn die Enttäuschungen auf seinem Wege. Zum Abschied sagt er in folgenden schönen Zeilen Lebewohl seinen Freunden[41]):

«Cultores Phoebi, castaeque, valete Minervae,
Est animus patrios quippe redire lares.
Corpus abit longe, gelidumque revertit ad Albim,
At mens in vestro est tota sodalitio.
Scilicet in mediis habitare videbar Athenis,
Inter Socratici nomina magna chori.
Delectant mores, delectant mellea verba,
Delectat vestri simplicitas animi.
Tales convivas ausim praeponere Serum,
Lydorum et rubri divitiis pelagi.
Este tamen memores nostri: Sic vester Apollo,
Sic vos Pierides, vestraque Pallas amet.»

Karl M. Kertbeny im Briefwechsel mit deutschen Schriftstellern.

Von Professor Josef Trostler.

Der Name Karl Kertbenys ist heute fast völlig vergessen. Wird der Übersetzer gelegentlich auch erwähnt, dem Menschen und Schriftsteller gegenüber nimmt die Literaturgeschichte eine entschieden ablehnende Stellung ein. Man kann nicht leugnen: es findet sich in seinem Wesen und in seinen Schriften vieles, was schon im ersten Augenblick befremdend, oft abstoßend wirken muß. Vor allem: seine Art sich den Menschen aufzudrängen, sich von allen die unbedingte Anerkennung seiner Verdienste zu erzwingen, seine Großsprechereien, sein Mangel an kritischer Einsicht und Konzentration, dann seine zersplitternde Vielseitigkeit, die ihn oft zu einer fast unglaublichen Oberflächlichkeit geführt hat, und an der er auch schließlich zugrunde gegangen ist. Und trotzdem: faßt man seine Tätigkeit in ihrer Gesamtheit ins Auge, denkt man an die unermüdliche Energie, mit der er sein großes Ziel, die bedeutendsten Produkte der ungarischen Kultur und ungarischen Geisteslebens dem Ausland, vor allem Deutschland zugänglich zu machen, verfolgte, so kann man seine Bedeutung keineswegs unterschätzen.

Die Zerfahrenheit seines Wesens und seiner literarischen Tätigkeit hängt mit seinem romantisch-abenteuerlichen Lebenslauf zusammen. Es fehlt uns nicht an Nachrichten und Daten über dieses Leben. Er selbst hat in seine Schriften und Vorreden eine große Zahl biographischer Einzelheiten verwoben. Doch ist da die größte Vorsicht geboten, und mit Recht spricht er in einem Brief an Varnhagen von seinem schlechten Gedächtnis. Manche

[41]) Farrago Poëmatum etc. S. 137. «Ad contubernales in recessu».

Irrtümer, Ungenauigkeiten laufen ihm unter die Feder, und hat man schließlich die Daten gesichtet und eingeordnet, so ergibt sich trotzdem nur ein buntes Durcheinander von Zahlen, Ländern, Städten und Namen.

Er heißt eigentlich Benkert, und nur später, als er mit den ersten Versuchen auftrat, hat er diesen Namen, mit dem daraus durch Umstellung gebildeten, wie Varnhagen sagt, «magyarischer klingenden» Kertbeny vertauscht[1]).

Die Familie Benkert stammte aus Bayern, doch hatte sie einige Zweige auch in Italien und Newyork[2]). Der Begründer der ungarischen Linie war Sebastian Benkert, Sohn des Bürgermeisters zu Bamberg, der 1770 nach Ungarn kam, sich in Pest niederließ, und nachdem er ein armes adeliges Fräulein, Anna von Szalay, geheiratet hatte, das Gasthaus «Zum König von Ungarn» gründete. Der Ehe entsproß ein Sohn, Anton, der sich später auch literarisch betätigt und es als Novellist und Dramatiker zu einem gewissen Ruhm gebracht hat. Anton Benkert übersiedelte nach Wien, wo er sich mit dem Import von Korallen beschäftigte. Hier wurde am 28. Februar 1824 Karl Maria geboren. Doch schon 1827 kehrte die Familie nach Pest zurück. Der Vater übernahm das Hotel der Großeltern, Karl besuchte mit dem jüngeren Bruder Emerich, dem späteren Maler, die Normalschule und die ersten lateinischen Klassen in Pest, um seine Studien dann in Eger (Erlau), in der Schule des Zisterzienserordens fortzusetzen[3]). Für eine Reise, die er im Jahre 1837, wie bei Wurzbach zu lesen ist, nach dem Orient unternommen haben soll, fehlen uns die Belege[4]). 1838 tritt er in Györ (Rab) als Lehrling in das Geschäft eines Buchhändlers, Andreas Schwaiger, ein, doch scheint ihm sein neuer Beruf nicht besonders zu behagen. Er liest ohne Wahl und Kritik Bücher aus der Leihbibliothek und legt hier den Grund zu seiner vielseitigen Belesenheit. In diese Zeit fällt das erste bedeutende Ereignis seines Lebens, eine Begegnung mit dem berühmten Fürsten von Pückler-Muskau.

In Pest überwirft er sich mit seinem Vater, verläßt Ungarn und reist plan- und mittellos über Wien, Prag nach Dresden[5]). Im Sommer 1842 sucht er dort den Fürsten von Pückler-Muskau auf, der sich eben auf der Rückreise befindet und ihm alle träumerischen Pläne ausredet[6]). Es scheint aber, daß es mehr seine Mittellosigkeit, als die Ermahnung Pücklers ist, die ihn zur Rückkehr in die Heimat bewegt. Nun wird er Kadett im k. und k. 5. Feldartillerieregiment, nimmt aber schon 1843 seinen Abschied[7]), lebt

[1]) Vgl. Silhouetten und Reliquien. Erinnerungen ... von K. M. Kertbeny. Wien u. Prag 1861, I, 30 ff. — Varnhagens Notiz — wohl für die Tagebücher bestimmt — liegt den Briefen Kertbenys in der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek in Berlin bei.

[2]) Vgl. für die folgende biographische Skizze: Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. Bd. I, S. 274, 275. Einige Daten enthält auch Varnhagens Notiz, die Hauptquelle jedoch sind die Silhouetten und Reliquien. Herangezogen werden Briefe und Erinnerungen der Zeitgenossen. Vgl. noch Szinnyei, Magyar Írók, VI, 133, mit reicher Bibliographie.

[3]) Kertbenry, Silhouetten und Reliquien II, S. 69.

[4]) Wurzbach, Biographisches Lexikon Bd. I, S. 275.

[5]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 218 ff.

[6]) Vgl. den Brief Kertbenys an Pückler-Muskau (Genf, den 4. März 1861.)

[7]) Vgl. Kertbeny a. a. O. II, S. 22 ff.

abwechselnd in Pest und Wien, bereist aber auch die Provinz und die österreichischen Kronländer. Er verkehrt in den literarischen, und wohl durch die Vermittlung seiner Mutter, einer begabten Schülerin des Malers Leiboldt, auch in den Künstlerkreisen Wiens und Pests, kommt mit dem Grafen Széchenyi in Berührung und weiß dessen Interesse für sein «Jahrbuch des deutschen Elements in Ungarn» zu gewinnen[8]). Im Jahre 1845 liest er in Frankls «Wiener Sonntagsblättern» die deutsche Übersetzung eines Petőfischen Gedichtes von A. Dux, setzt sich sogleich mit dem Übersetzer und mit Petőfi in Verbindung, spornt den ersteren zu neuer Tätigkeit an, so daß Dux seine Übersetzung schon 1846 herausgeben kann[9]).

Am 12. Oktober 1846 stirbt der alte Benkert, nachdem er durch Familienverhältnisse und Spekulationen den größten Teil seines Vermögens eingebüßt hatte. Um so unbegreiflicher ist es, daß Kertbeny eben jetzt seine Mutter und Ungarn verläßt und seine wunderlichen Abenteuerfahrten antritt, die ihn fast ganz Europa durchstreifen lassen. Ohne Paß, ohne einen bestimmten Plan, ohne Empfehlung und fast ohne Reisegeld wandert er über Budaörs, Veszprém, Füred, Pápa, Sopron nach Wien, von Baden über den Semmering nach Laibach[10]). In Triest findet er bei G. Steinacker, dem unter dem Pseudonym G. Treumund bekannten Übersetzer und Dichter und Geistlichen der Triester protestantischen Gemeinde, freundliche Aufnahme[11]). In Venedig begegnet er dem Schriftsteller Heinrich Stieglitz, dem er durch den Triester Prediger Buchholz empfohlen ward[12]). Dann durchzieht er Italien bis in den Süden, bewundert überall Bilder und Altertümer, wir wissen aber nicht, was er während dieser Zeit eigentlich getan hat. Er selbst beruft sich auf ein Ehrenwort, das ihm Schweigen gebietet, und hüllt seine Reise in ein mystisches Dunkel[13]). Im Dezember des Jahres 1846 verläßt er Italien[14]), hält sich einige Wochen in Zürich auf und kommt am 25. Januar 1847 in Aarau, der Stadt des auch in Ungarn viel gelesenen, übersetzten und nachgeahmten Heinrich Zschokke, an[15]). Zschokke ist krank und gebrechlich, nichtsdestoweniger wird der Ungar Kertbeny freundlich empfangen und ungarisch begrüßt: «Jó napot uram öcsém.» . . . éljen Magyarország[16])!«. Der Dichter hatte in seiner Jugend die Bekanntschaft ungarischer Studenten gemacht (wenn auch nicht in Heidelberg, wie Kertbeny glaubt, sondern wohl in den Jahren 1790 bis 1795, die er als Theologe und Privatdozent in Frankfurt an der Oder ver-

[8]) Vgl. Kertbeny a. a. O. II, S. 158.

[9]) Vgl. Kertbeny a. a. O. II, S. 57. Brief von A. Dux an Kertbeny (26. Novbr. 1845). — Die Duxsche Übersetzung erschien unter dem Titel: Alexander Petőfi. Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Adolf Dux. Wien 1846. Neue Ausgabe 1846 bis 1867.

[10]) Kertbeny a. a. O. II, S. 143.

[11]) Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon Bd. XXXVIII, 1879, S. 45, und Kertbeny a. a. O. II, S. 150.

[12]) Vgl. Kertbeny a. a. O. II, S. 147 ff., und Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen versehen von L. Curtze. Gotha 1865, S. 381.

[13]) Kertbeny a. a. O. II, S. 233.

[14]) Kertbeny a. a. O. II, S. 233.

[15]) Kertbeny a. a. O. II, S. 234.

[16]) Kertbeny a. a. O. II, S. 235.

lebte), und so sind ihm diese Worte im Gedächtnis haften geblieben[17]). Er nimmt auch in seiner Novelle «Addrich im Moos» auf Ungarn Bezug und sein «Pascha von Buda» behandelt einen in der deutschen Literatur oft bearbeiteten Stoff aus der ungarischen Geschichte[18]). Er läßt Kertbeny von Eötvös, den er persönlich zu kennen angibt, und von Széchenyi erzählen.

Der unermüdliche Kertbeny hält sich aber nicht lange auf, sondern setzt seine Reise fort und gelangt im Februar 1847 nach Paris[19]). Die Erinnerungen Alfred Meißners machen eine Kontrolle der von Kertbeny angeführten Daten möglich[20]). Er sucht Heine auf, weiß ihn durch die Erzählung von seiner Popularität in Ungarn gleich für sich zu gewinnen, und wird durch den Publizisten Venedey auch bei Béranger eingeführt. Allerdings glaubt der französische Dichter einen Slawen vor sich zu haben[21]), wie er einige Tage vorher Meißner für einen Ungarn und Prag für die Hauptstadt Ungarns gehalten hatte[22]). Der Gegenstand der Unterhaltung ist natürlich die ungarische Literatur, vor allem Petöfi, dessen Lob Kertbeny überall hoch erklingen läßt. Aber auch Paris vermag ihn nur auf kurze Zeit zu fesseln. Er wendet sich über Hamburg, indem er für Ungarn überall Interesse zu erwecken vermag, nach London, wo er an dem ungarnfreundlichen John Bowring einen wohlwollenden Gönner findet[23]). Er dilettiert einige Zeit in der Bibliothek des British Museums, begegnet auch Freiligrath, der nach langen Irrfahrten im Warenhause von Huth & Co. endlich eine ruhige Unterkunft gefunden hatte[24]). Doch Freiligrath benimmt sich kühl-ablehnend und in einem Brief an R. G. Spillert hat er sich später sehr scharf über Kertbeny geäußert[25]).

Eine neue Periode im Leben Kertbenys beginnt mit seiner Ankunft in Berlin im Herbst des Jahres 1847[26]). Er hatte von Carlyle ein Empfehlungsschreiben an Varnhagen von Ense erhalten, und die Berufung auf sein Ungarntum verfehlt auch diesmal die Wirkung nicht. Ungarn ist in die Mode gekommen, wie Griechenland in der Zeit der Griechenlyrik[27]). Man schreibt Ungarnlieder, wie man etwa Griechen- oder Polenlieder geschrieben hatte. Doch Varnhagens Sympathie für Ungarn floß aus tieferen Quellen, als die Schwärmerei der zeitgenössischen Dichter, denen Ungarn

[17]) Vgl. Eine Selbstschau. Von Heinrich Zschokke. Erster Teil: Das Schicksal und der Mensch. Aarau 1842, S. 36 f. u. S. 52. Er kennt wohl auch Bowring und sein Buch über Ungarn. Vgl. Selbstschau I, S. 277.

[18]) Vgl. Sämtliche ausgewählte Schriften. Aarau 1824—1828, Bd. XVII, XXVII bis XXVIII.

[19]) Kertbeny a. a. O. I, S. 230.

[20]) Vgl. Geschichte meines Lebens. Von A. Meißner. Wien und Teschen 1884, I. Bd., 2, S. 202 f.

[21]) Kertbeny a. a. O. I, S. 230 f.; I, S. 44 f.

[22]) Vgl. Alfred Meißner, Mein Leben. I. Bd., 2, S. 261 f.

[23]) Vgl. Kertbeny a. a. O. I, S. 249, und II, S. 200.

[24]) Vgl. Kertbeny a. a. O. und F. Freiligrath, Ein Dichterleben in Briefen von W. Buchner. Lahr 1882, II, S. 185 f.

[25]) Vgl. Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Th. Kerner. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1894, S. 213.

[26]) Vgl. Kertbeny a. a. O. II, S. 200, und I, S. 93.

[27]) Vgl. R. F. Arnold, Der deutsche Philhellenismus. Euphorion. Ergänzungsheft 2 1896, S. 117 f.

persönlich zumeist fern liegt. Varnhagen kennt Land und Leute aus eigener Anschauung. Nach unvollendeten medizinischen Studien war er 1808 aus Berlin mit einer Anzahl gleichgesinnter Genossen nach Wagram gekommen, und hatte sich in das von dem Grafen Bentheim kommandierte Regiment aufnehmen lassen. In der Wagramer Schlacht verwundet, wurde er als Kriegsgefangener nach Wien gebracht. Ende September durfte er endlich zu seinem Regiment nach Ungarn abreisen. Er hat seine Erlebnisse in dem achten Band seiner Denkwürdigkeiten später ausführlich beschrieben[28]). Er hat hier den Schönheiten des Wagtals schwärmerische Zeilen gewidmet; er begeistert sich an der Musik des ungarischen Volksliedes, lauscht den Klängen des Rákoczyliedes, das er allerdings für einen Nationalgesang der Zigeuner hält. «Eindringlich und aufregend klang ihr Nationalgesang, der Rakoczy genannt, der ihren Wohltäter, einen Fürsten von Siebenbürgen dieses Namens, mit rührenden Klagelauten feierte. Dieser hatte sie aus ihrer schmachvollen Niedrigkeit zu erheben gesucht, ihnen bleibende Wohnstätten anweisen, sie zu Waffenehren befördern wollen, aber sein eigener Untergang ließ sie nur um so tiefer in das eigene Elend zurückfallen, und das rätselhafte Volk schloß sich wieder um so mehr in sich selber ab»[29]). In Nagy-Szombat (Tyrnau), wohin das Hauptquartier verlegt wird, in Wien, wo er in den besten und vornehmsten Kreisen der Gesellschaft verkehrt, kommt er mit ungarischen Aristokraten, dem Fürsten Paul Esterházy, den Grafen Zichy und Pálffy in Berührung[30]). In Berlin geht er dem Dichter J. L. Klein vielfach an die Hand und in einer Notiz, die er den Briefen Kleins beigefügt hat, hebt er dessen Ungarntum ganz besonders hervor[31]). Er sieht der Entwicklung Ungarns mit lebhaftem Interesse entgegen, nimmt Kenntnis von seiner aufblühenden Literatur. Und so wird auch Kertbeny freundlich empfangen. Varnhagen hatte zwar von jener literarischen Machtstellung, die er zu Rahels Lebzeiten oder im jungdeutschen Sturm und Drang innegehabt, viel eingebüßt, immerhin besaß er Einfluß genug, um seine Freundschaft in Kertbenys Augen als heißersehntes Ziel erscheinen zu lassen, er hatte noch immer Beziehungen zu dem preußischen Adel, der Kunst und Literatur und war Mitarbeiter der vornehmsten deutschen, französischen, englischen Journale. Und wir sehen, wie Kertbeny unter dem Einfluß des Varnhagenschen Kreises an die Verwirklichung seiner Pläne geht, mit denen er sich so lange träumerisch getragen hatte. Er hatte sich in Paris journalistisch betätigt, liefert nun Beiträge für die Allgemeine Zeitung und für die Berliner Zeitungshalle [32]), wird durch Varnhagen den deutschen Schriftstellern bekannt, und kann bei seinen literarischen Unternehmungen auf weitgehende Unterstützung hoffen. Er weiß sich bei Varnhagen schnell in Gunst zu setzen. Seine Briefe an den alten Diplomaten sind Bekenntnisse persönlichster Natur. Varnhagen muß oft eine wahre Flut von Großsprechereien, Schmeicheleien und Philosophemen, die aus dem Munde eines Dreiundzwanzigjährigen ganz sonderbar klingen, über sich ergehen lassen.

[28]) Vgl. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Bd. 8 (Neue Folge 4). Leipzig 1859, S. 2 f.

[29]) Vgl. Denkwürdigkeiten 8, S. 12—13.

[30]) Vgl. Denkwürdigkeiten 8, S. 47 f.

[31]) Die interessanten Briefe Kleins an Varnhagen befinden sich in der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek in Berlin.

[32]) Vgl. Kertbeny, Silhouetten und Reliquien I, S. 98.

Man muß bei diesen Bekenntnissen die Jugend des Schreibers berücksichtigen, der außer einigen Journalartikeln, keinerlei literarische Leistungen aufzuweisen hatte, um die Wichtigkeit und die Bedeutung zu verstehen, die er sich und seinen Plänen beilegt. Kertbeny erinnert hier an die Briefe aus dem Kreise des jungen Deutschland[33]). Es ist dieselbe Überschwänglichkeit, wie dort. Schon der erste Brief gibt gewissermaßen den Grundton an. Er knüpft an Heines Krankheit an, geht auf allgemeine, nicht eben tiefe Betrachtungen über das Leben, Heroenschicksal über, weist geschickt auf Rahel hin und schließt mit einer literarischen Bemerkung über Alfred Meißner. Die Antwort Varnhagens ist nicht auf uns geblieben. Kertbeny sagt, er habe die Briefe Varnhagens auf seinen Ahasveruszügen verloren, und nur zwei der späteren sind in seinem Aufsatz über Varnhagen abgedruckt[34]). — Wir können aber annehmen, daß er auch in diesen Briefen ganz so erscheint, wie in seinem Verhältnis zum jungen Deutschland, zur jüngeren literarischen Generation überhaupt: bald freundlich-mitteilsam, bald kühl und vornehm abwehrend, als ein Mann, der überall im Leben, in der Politik, bei seinem literarischen Auftreten die peinlichste Höflichkeit und Etikette berücksichtigt, der «sich nie unangemeldet in Gesellschaft begibt, und dafür auch dieser gern gönnte, sich ihm gegenüber in Positur zu setzen[35])». Am Neujahrstag 1848 stattet er Kertbeny, der nach einer in der Gesellschaft von Max Stirner, Friedrich Saß durchzechten Nacht noch im Bette liegt, einem Besuch ab. Es wird gepocht, die Türe geht auf und es erscheint der . . . . «geheime Legationsrat Varnhagen von Ense, in hocheigener Person, die linke Brust mit einer Garnitur von Orden geschmückt, ganz in Wichse, wie die Berliner sagen. Ihm fror aber sichtbar das huldvolle Lächeln sogleich ein, als er die Wirtschaft in der Stube ersah . . . Als ich Tags darauf dem lieben alten Diplomaten meinen demutvollsten Gegenbesuch machte, lächelte er bloß fein, berührte aber das sonderbare Zusammentreffen mit keiner Silbe»[36]). So Kertbeny. Und für Schmeicheleien ist Varnhagen auch nicht unempfindlich, vernimmt er dazu noch das Lob der vergötterten Rahel, so kann er sogar die größten Schwächen verzeihen. Man darf aber doch nicht an die spöttische, oft gehässige Schilderung seines Charakters bei Treitschke[37]) denken, sondern etwa an das Bild, das Haym[38]) oder H. H. Houben[39]) von ihm entworfen hat.

Kertbenys erster Brief an Varnhagen, datiert vom 30. Dezember 1847.

Berlin 18 . . . vor Sylvester, Nachts 4 Uhr 1847.

Mein sehr edler Herr.

Ich lag da schon im Bette, und allerlei Gedanken fuhren mir kaleidoskopartig durch den Kopf; unter vielen lustigen, auch der traurig weh-

[33]) Vgl. H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang. Studien und Ergebnisse. Leipzig 1911, besonders S. 549—584.

[34]) Kertbeny a. a. O. II, S. 204—208.

[35]) Vgl. Rudolf Haym, Gesammelte Aufsätze. Berlin 1903, S. 166.

[36]) Vgl. Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 202—203.

[37]) Vgl. Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Leipzig 1907 [5], S. 427 ff.

[38]) Vgl. Rudolf Haym, Gesammelte Aufsätze. S. 164 f.

[39]) Vgl. H. H. Houben, Gutzkow-Funde. Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1901, S. 41 f. — Varnhagens Briefe befinden sich in der kgl. Bibliothek zu Berlin.

müthige, daß Sie mich vielleicht in Folge meiner ausgesprochenen Gleichgültigkeit gegen Heines Zustand[40]), für sehr hart- und strohherzig halten dürften, und da mich diese Vorstellung unangenehm quälte, so stand ich wieder auf, setzte mich ans Pult, um Ihnen zu schreiben. Somit, begehe ich schon eine unverzeihliche Keckheit durch das Absenden des Briefes, so muß ich nun consequent bleiben und selbst voraussehen, Sie werden mir nicht zürnen, zu welcher Annahme mich Ihre elastische Güte und Leutseligkeit vielleicht scheinbar berechtigt.

Ich bin wirklich hartherzig, insofern ich jene, so sich auf irgend eine Art aus sich selbst zu den Wortführern der Masse aufwerfen, für die gerechten und zu jedem andern Los unberechtigten Märtyrer zum Besten ihrer Mitbrüder halte. In der Natur und in dem Leben sehe ich die Gutheissung dieser meiner Ansicht. Um geboren zu werden, muß sich ein schon geborenes Geschöpf opfern. Heine zb. mußte mit seinem besten Blute das erzeugen, was ihn nothwendig aufrieb, tausend und tausend Nachkommen aber beglückt. Er gleicht nun der ausgesogenen Orange-Schale, hat sie ihren Saft gegeben, wirft man sie stets weg, ihr besserer und einziger Teil, der Saft lebt doch weiter, der geht nicht zu Grunde, sondern wandelt in allerlei Verkleidungen als Fluidum durch das Zellengewebe der Atome. Wie gesagt, diese Ansicht mag schroff und hart klingen, sobald ich sie nur als Geniessender gegenüber denen auch für mich verblutenden Opfern ausspreche, — da ich jedoch auch für mich, der ich mich freiwillig aus der Schaar der Consumirenden in die Schaar der Opfer reihte — nichts anders erwarten, und mit diesem Los vollkommen beglückt zu sein glaube, so kann man (mich) für einen Narren aber für keinen gefühllosen Egoisten halten.

Diese Ansicht hat bei mir aber noch einen Grundsatz erzeugt: nämlich, dort wo noch die geringste Hoffnung vorhanden, verschwestert mit der geringsten Möglichkeit — unbedingt zu helfen oder Hilfe zu versuchen, dem Unmöglichen gegenüber aber nie weichherzig zu werden. Da giebt es aber Leute, die bei fremden Hühneraugenleiden schon in Thränen ausbrechen, doch es scheuen, durch irgend eine Unbequemlichkeit Hülfe zu schaffen. Wenn ich reich gewesen und dann geholfen habe, so sah ich dies nie als ein Verdienst, sondern nach alter guter Art als Schuldigkeit an; aber eben in einer Lage, wo es mir schlecht ging, habe ich es verabscheut, dieselbe nur durch eine Bewegung zu verbessern, jedoch das fremde Elend fand mich immer bereit, für Fremde das zu thun, was ich für mich nimmer gethan. Und in diesem Maassstab halte ich es im Ganzen mit der Empfindsamkeit, die als Schilfrohr aus dem Thränensee emporzuwachsen scheint. Grünlügend und hoch biegsam vom Windzug. Würde es in meiner Macht stehn, Heines Odem mit dem meinen zu verlängern, ich würde mich freudig opfern, ja selbst, wenn damit nicht der ganzen Menschheit (wie bei Heine), sondern blos einem schlichtem bedeutungslosen Wesen geholfen wäre. Ich bin nur für die That, nie für den nackten Willen. Die Rahel z. B. hat dies tief verstanden, als sie einmal bei Kleists Tod und durch andere Veranlassung sagte: «Jetzt, wo nicht mehr zu helfen, trauern die Leute und empfindsameln: warum ist er nicht zu mir gekommen, ich hätte ihm herzlich

[40]) Vgl. H. Heines Sämtliche Werke. Hamburg 1876, XX, S. 127 f.

gerne geholfen; aber würde er es gethan haben, gewiß würde man ihm keine 5 Thaler geliehen haben, ihm Nächte gewidmet, und Pflege geschenkt haben, oder wenn auch, so wäre dann des Fragens kein Ende gewesen, ob er zu dieser Tasse Kaffé mehr Recht oder Unrecht habe.» Und mit diesen Worten hat eine, jene weibliche Meisterhand das Portrait einer empfindsamen Seele entworfen. Zwischen dieser Empfindsamkeit, — deren Mangel ich mir als Vorwurf von Ihnen vorstelle, — und jener Herzensgüte, die Sie, mein edler Herr, in der Literatur, und gewiss auch im Leben auszeichnet, ist nun der gewaltige Unterschied, ist das eine Sentimentalität, ist das andere Humanität, und mit dieser warmen innigen Versicherung, werden Sie auch vorliegende Zeilen nur als versuchte Apologie meines Charakters, gegen jenen Vorwurf annehmen, den ich mir vielleicht düsterer und kantiger vorstellte, als er in Wirklichkeit gemeint war.

Damit jedoch dieser Brief nicht bloß von meiner uninteressanten, jedenfalls aber bescheidenen Persönlichkeit angefüllt ist, so glaube ich noch eine mir eben brieflich zugekommene Nachricht beischließen zu dürfen: Der junge Dichter Alfred Meißner ist in seiner Heimat Prag durch oesterreichische Gerichte arretirt worden, und die Anklage lautet: wegen im Ausland publizirter hochverräterischer Schriften[41]).

Endlich erlauben Sie mir, mein würdiger Herr, Sie zu versichern, daß ich wohl nicht so verdorben bin, als ich Ihre gedankenvolle deutsche Sprache verdorben habe, indem ich dieselbe zu schreiben wage.

Als freundlichen guten Morgen Ihnen meine tiefe warme Achtung und Verehrung sagend, bin ich, mein sehr edler Herr,

Ihr ergebener

Kertbeny.

Der zweite Brief setzt den Ton, den der erste angeschlagen hat, schon um vieles herab. Kertbeny hatte leicht, mitunter leichtsinnig gelebt, wohl auch Schulden gemacht; er hatte sich mit seiner Familie überworfen, und in Berlin blieben auch jene Gelduntersützungen aus, die ihm ein reicher Onkel gelegentlich hatte zukommen lassen. Von seiner Mutter, die selbst auf fremde Hilfe angewiesen, in kümmerlichen Verhältnissen lebt, hat er wenig zu erwarten, das Honorar für seine Zeitungsartikel fließt recht spärlich, und in dieser gedrückten Stimmung wendet er sich an Varnhagen. Er fällt freilich durch einen übermütigen Ton aus der Rolle des Bittstellers, und weiß es nicht genug zu betonen, daß es ihm nur um einen guten Rat zu tun sei. — Im Jahre 1846 war der siebente Band der Varnhagenschen Denkwürdigkeiten erschienen[42]), und hatte durch die für Varnhagen so charakteristische Kunst der Darstellung, vor allem aber durch die zahlreichen Beziehungen politischer und literarischer Natur großes Aufsehen erregt. Man kann nun Kertbeny eine gewisse Geschicklichkeit nicht ab-

[41]) Vgl. Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlaß M. Hartmanns. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. O. Wittner. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen Bd. XXX.) Prag 1911, S. XXXVI der Einleitung. Es handelt sich nur um eine gegen Meißner eingeleitete Untersuchung.

[42]) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig 1846, Bd. VII. Neue Folge.

sprechen, mit der er im Anschluß an die Denkwürdigkeiten auf seine eigene Lage zu sprechen kommt. Wir können aus den späteren Briefen darauf schließen, daß Varnhagen ihm nicht nur Rat erteilt, sondern ihn auch auf andere Weise unterstützt hat.

Berlin 9. I. 1848.

Mein Edler Herr!

Ich wollte Sie gestern besuchen, um Ihnen für die Freude, welche mir Ihr Buch gemacht, zu danken; doch wenige Stunden, bevor ich mich dazu anschickte, erhielt ich Briefe, die mir nicht nur alle Lust benahmen, auszugehen, sondern es auch vermochten, daß ich heute noch an meinem Schreibtisch sitze, die Feder kaue und in jener Katzenjämmerlichkeit der Seele schon einige Papiercajées verdorben habe. — *Μίσῳ σοφιστὴν ὅστις ἐν αὐτῷ σοφὸς* — fällt mir stets in Sinn, denn ich glaube auch als Weiser mir nicht genug gethan zu haben.

Schmerz und Herzensweh hat doch etwas Süßes, Wollüstiges für sich — nur die Wuth und der Ärger sind unerträglich, weil sie so gemeine Trübungen des Gemüthes sind. Und ärgerlich bin ich, daß meine Seele grün und blau werden möchte. Sie werden die nicht zu harte Bemerkung machen, daß wenn man in solcher Stimmung es wagt an Jemand zu schreiben, man gering gesagt eine unverzeihliche Sottise begeht, denn so wenig man im Negligée unter Menschen und in Gesellschaft geht, eben so wenig soll man im geistigen Negligée sich einem gebildeten Mann zeigen; aber mein edler Herr! Sie haben mich bereits ohne meine Schuld vor wenigen Tagen in ernsterer Situation überrascht[43]), verzeihen Sie nun, daß ich in Zweitgenannter zu Ihnen komme. Bei allen aufgeregten Zuständen herrscht eine fixe Idee vor, in meinen gegenwärtigen die etwas unbescheidene Sehnsucht mich gegen irgend jemanden auszusprechen, und die Hoffnung: dann werde es mir gleich leichter werden. Ich folge also hiemit mehr einem natürlichen Instinkt, als daß man meine Vernunft dafür verantwortlich machen dürfte, aber der erfahrene Juvenal sagt: Nunquam aliud Natura, aliud sapientia dixit, und so sei's gewagt. — (Nach einigen, ähnlichen Reflexionen heißt es dann weiter:) —Selten hat mich etwas so betroffen gemacht, als wie Ihre im 7-ten Bande Ihrer Denkwürdigkeiten ausgesprochene Ansicht über Rousseau[44]). Einer richtigen Empfindung, die lebhaft seit Langem in mir wogte, die ich aber nie auszusprechen vermochte, gaben Sie Worte, und sagten diese in einem feingeschliffenen, sturmfesten Satz. Wir harmonieren somit bis in die Nuance: Son pui che fratelli quei che unisce lo stesso pensiero. Ebenso erfreuten mich Ihre Notizen über Wilhelm Meyern[45]), der mir von Jugend an ein interessantes Incognito war, da er Freund meiner seligen Großmutter — mit der auch im Briefwechsel stand —

[43]) Vgl. Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 202 f.

[44]) Vgl. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense Bd. VII.

[45]) Friedrich Wilhelm Meyern (auch Mayer) 1762—1829, Offizier in österreichischen Diensten; Varnhagen wurde in Prag mit ihm bekannt. Er starb als bayerischer Geschäftsträger in Frankfurt a. M. Sein Roman: Dya-Na-Sore (neue Ausgabe in 5 Teilen 1800) wurde viel gelesen. Vgl. J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland. VI. Bd. S. 695.

und sein Buch fast das erste deutsche gewesen, was mir in die Hände gerieth. Übrigens Ihr Porträt[46]) spricht mehr für seine berühmte Originalität und Schroffheit, während ich besonders im intimen Leben mehr Lieblichkeit und Elastizität des Geistes erwartet hätte. Aber die traumähnliche Weichheit seines Gemüths hat — trotz ihrer Kränklichkeit — etwas die Sympathie erregendes, er ist ein kahler, düsterer Fels, in dessen steinernen Busen ungeahnt eine Quelle rieselt. Klaproths Gestalt aus Koth, Licht, Unschlitt und Scheidewasser interessirt mich und gab mir die Idee zu einen Novellencharakter, denn dies sind ächte Menschen zu solchen Zwecken, weder ganz gut, noch ganz schlecht, wie unsere modernen Schriftsteller schaffen, und das braune muß da sein um das blaue zu heben, und Chamforts Phrase: Quiconque n'a pas un caractère n'est pas un homme, c'est une chose, ist halb ein Pleonasmus, denn selbst das Chameleon hat einen Charakter: die Umwandelbarkeit. Wenn Sie übrigens ein getreues Bildnis von Meyern besitzen, so würde es mich sehr freuen, es kennen zu lernen.

Abends. (5 Uhr.) Ich habe bis jetzt zur Zerstreuung in Moore's Life and Journals of Lord Byron[47]) gelesen und finde darin den Satz von Swift: «He who tells a lie is not sensible how great a task he undertakes for he must be forced to invent twenty more to maintain that one.»

Das ist nur zu wahr und um nicht etwa in gleiche Lage verflochten zu werden, so will ich so viel Zutrauen und durch dasselbe vielleicht so viel Zudringlichkeit haben, die Ursache meines eben blos angedeuteten Ärgers gegen Sie offen auszusprechen. Ich kenne hier Niemand, und Sie mein edler Herr! kamen mir so väterlich, freundschaftlich entgegen, daß es schroff sein hieße, von Ihnen nicht wenigstens Rath zu erbitten, da ich auf einen mir ganz unbekannten Boden stehe. Als Fremder aber, und nicht Willens, Sie im geringsten zu incommodiren, versteht es sich von selbst, daß ich nur Ihren gütigen Rath beanspruche.

Ich glaube Ihnen gesagt zu haben, wie ich mit meiner Familie stehe. Ich sah aber trotzdem keinen Grund ein, um das mir ausgeworfene geringe Monatsgeld nicht einkassieren zu lassen. So auch kurz vor Neujahr; ich sende meinen Wechsel an unseren Wiener Banquier, und warte und zwar auffallend lange; vor einigen Tagen bekomme ich endlich die leere Antwort: Mein liebenswürdiger Onkel hat den Befehl gegeben, mir ferner nichts mehr auszahlen zu lassen, bis ich nicht nach Hause komme. Dieses kann ich nun schon wegen meiner Stellung gegen Oesterreich nicht, und will es auch nicht. Meiner Mutter mag ich davon noch nichts schreiben, denn ich weiß nicht, ob sie von dieser neuen Chikane schon unterrichtet ist. Und so, obgleich mich die Sache eigentlich wenig kränkt, da ich am ersten nächsten Monat so mit meinen Interessen gedeckt bin, zugleich auch bis dahin Zeit finde den Werth meines halben Vermögens aufzunehmen —, muß ich doch gestehen, daß mir der Vorfall im Augenblick äußerst unangenehm. Zu dem rechnete ich so harmlos sicher auf den mir gewohnten Gang der Dinge, lebte nach meiner Gelehrten Weise still fort, und habe überhaupt von jeher einen merk-

---

[46]) Vgl. Denkwürdigkeiten VII, S. 9, und IV, S. 619 f.

[47]) Letters and Journals of Lord Byron, with notices of his Life, by Thomas Moore. 1830 (2 vols).

würdigen Widerwillen gegen alle Geldangelegenheiten gehabt, ich sah dies blos für eine nothwendige Lebensverrichtung an, von der man sich immer je schneller je besser abwendet,— und somit bin ich da, wo sich ein mehr öffentlicher, praktischer Charakter selbst zu helfen weiß, selbst rathlos und verblüfft. Ich bitte Sie nun, mein sehr edler Herr, mir zu sagen, auf welche Art man in Berlin auf kurze Zeit etwa ein oder 2 hundert Thaler verschafft. In meiner Heimat, wo eine Art von «Polenwirtschaft» den Menschen wohl öfters aus seinem Geleise bringt, hat man da eine Menge von Juden, welche sich darum reißen, einem auf den Namen Geld, freilich zu hohen Prozenten vorzustrecken. In der Fremde — dem Himmel sei Dank, war ich noch nie bemüßigt zu solchen Fragen und Schritten.

Wohl besitze ich auch ein paar Manuscripte, die gewiß ein Verleger kaufte, aber sie sind noch nicht so vollendet, wie sie meinem Geist vorschweben, und wie sie mein Talent und mein moralisches Ehrgefühl wünscht, und so halbheitlich gebe ich nichts her, da will ich eher darben; beifolgend eine Probe des einen[48]).

Und nun mein lieber edler Herr! mögen Sie diese Zeilen aufnehmen, wie ich sie offen dachte, und nicht anders; wohl mag der ganze Schritt ein Verstoß sein, der sich nur durch eines entschuldigen läßt: There are some feelings which perhaps ane to tender to be suffered by the world. Und aufrichtig gesagt, mein Kopf ist so leer, als wäre mir der Verstand herausgefallen, das zur Genüge der Styl dieses Briefes beweist. Aurum fortuna invenitur, natura ingenium bona. Beantworten Sie mir diese in nächster Gelegenheit, so wie ich sie gestellt: kurz, offen und geben Sie noch etwas von Ihrer angeborenen Freundlichkeit dazu, so soll mich keinerlei Aussicht und Antwort mißstimmen. Und nun noch zu ein paar anderen, feineren, besseren, wichtigeren Sachen: Il faut rire avant que d'être heureux de peur de mourir, sans avoir rire, sagt La Bruyere. Die lustigste Geschichte ist jetzt die des Abdel-Kader, ich glaube aber, die Geschichte ist schon lange abgekartelt gewesen zwischen den zwei alten Spitzbuben dies- und jenseits der Canarischen Inseln[49]). Jedenfalls trägt die Sache den Parisern wenigstens 20 Millionen ein, denn nun wird Europa hinströmen den Wüstenlöwen zu sehen; die Engländer allein wandern gleich den zwölf Stämmen dahin. Wegen den besprochenen Autographen habe ich schon meine Anordnung getroffen, und hoffe das Packette baldigst mit Ihnen durchsehen zu können. Auch schrieb ich an meinen Bruder, der eine Menge Originalbriefe der jüngsten politischen und literärischen Landsleute besitzt. Eben so lasse ich für Sie «Rahel levelei, németbül forditotta Pongrácz Nina» bringen. Könnten Sie mir dafür, nicht als ein Exemplar jenes Kupferstiches ablassen, der als Bildniß Rahels Ihren Briefen vorgedruckt ist.

---

[48]) Es ist die Übersetzung von zwei ungarischen Volksliedern.

[49]) Abdel-Kader, Sidi el-Hadsch Abd-el-Kader Uled Muhijjedin, Führer der arabischen Stämme in Algerien im Kampfe gegen Frankreich, wurde am 22. Dez. 1847 gefangen genommen und nach Paris gebracht; von Napoleon III. wurde ihm eine Pension ausgesetzt. Er starb 1883 in Damaskus. Vgl. Laménaire, Vie, aventures, combats, amours, et pris d'Abdel-Kader. Paris 1848.

Es bittet Sie, mein edler Herr! um tausend Entschuldigung für alle diese hintaumelnden Linien, Ihr warmer Verehrer und ergebener

Kertbeny.

Dr. Sachs' Buch: Die religiöse Poesie der Juden in Spanien[50]) habe ich mir gekauft und finde besonders an Ibn Gabirol[51]) einen bedeutenden Dichter, den ich aber schon aus Saphirs Anmerkungen zum Pentateuch besonders als Spruchpoet kennen lernte.

Der dritte Brief ist einem ungarischen Gedicht des späteren Ministers Bartholomäus von Szemere beigelegt und enthält außer einigen Bemerkungen über den Verfasser die deutsche Übersetzung des Gedichtes. Varnhagen war bekanntlich ein leidenschaftlicher Autographensammler und benutzte seinen ausgedehnten Bekanntenkreis, um seine Sammlung zu bereichern[52]). Ungarn ist durch zahlreiche Politiker, Gelehrte und Schriftsteller vertreten.

Mein edler Herr! Berlin

Durch Zufall kam ich diese Tage bei einem Landsmann auf die Handschrift Bartholomäus von Szemere's, von der ich mir ein Blatt erbat, um Ihnen damit ein Vergnügen zu machen. Szemere Bertalan ist Deputirter des Borsoder Comitats beim diesjährigen Landtag, woselbst er in den Reihen der Opposition nebst Kossuth, Szentkirályi die hervorragendste Rolle spielt. Szemere war derjenige, welcher zuerst die Preßfreiheit, sowie die Besteuerung des Adels an der unteren Tafel beantragte und damals jene merkwürdigen Worte sprach, die Sie recht aus den Zeitungen kennen[53]). Szemere ist ferner der Untergespann seines Comitats, welches durch ihn zu jeder Reform die erste Hand bietet; dann ist Szemere als Dichter vielgelesen, und endlich durch seine Utazások Külföldön (Reisen im Auslande) 3 Bde.[54]) — welche in zweiter Auflage seiner Majestät dem König von Preußen gewidmet sind — weithin berühmt. Das beifolgende Gedicht-Autograph lautet deutsch:

An das Schiff, welches um Napoleons Asche ging.

Eines Volkes Seele fleugt mit dir,
Schwellt deine Segel,
Und neben seinen tiefen Seufzern
Ladet es noch seinen Segen dazu.

Mit diesen vielen Schätzen führe der Himmel,
Zu dem großen Toten dich hin,
Knüpfe daran die Flagge,
Die in drei Farben flattert.

---

[50]) Michel Sachs, Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Berlin 1845 (Neue Ausgabe 1901).

[51]) Ibn Gabirol, neben dem von Heine besungenen Juda Halevi, der bedeutendste Dichter der spanischen Blütenperiode der jüdischen Literatur (1020—1070).

[52]) Vgl. Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, geordnet und verzeichnet von Ludwig Stern. Berlin 1911, S. IV der Einleitung.

[53]) Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon 42, 1881, S. 56 f.

[54]) Szemere Bertalan. Utazás Külföldön. Budapest 1840, zweite Auflage 1845, jedoch nicht in 3, wie bei Kertbeny zu lesen ist, sondern in 2 Bänden.

Doch sobald du aus ihren Felsengrab
Die Asche aufnimmst,
Lege dafür hin das Dunkel,
Welches es (das Grab) glücklich macht.

Nicht liege seine schwere Brust
Mehr unter Akazien,
Wirf ihn vom Felsengipfel
Hinein ins nasse Meer.

Geh unter mit der Asche,
Die du trägst auf dir,
Die wilden Wellen
Mögen auf ewig euch bedecken.

O Asche! lieg' wie in der Totentiefe
In der ganzen Erdenweite
Mög' dich bedecken wie ein Leichentuch
Der Weltozean.

Um dein Grab mag die Dichtung schweben,
Und wir mögen nirgend ein Grab seh'n,
Grabstein mag dir die Erde selbst sein,
Zudeckend die Schmerzen.

Und wie in des Himmels reinem Blau,
Gott unsichtbar thronet,
Sei du in des Meeres Unermeßlichkeit
Eingewiegt für die Ewigkeit.

Sei und vergehe auch, wie du gewesen,
Durchrüttle die Erde,
Geh' wie du gekommen,
Man weißt nicht woher, wohin[55]).

Das Gedicht scheint selbst keinen bedeutenden Werth zu haben, immerhin mag es Sie interessiren, und ich hoffe in Bälde, mit einer größeren Menge Autographen Ihnen zu bezeugen, daß ich stets bin Ihr mit Verehrung und Hochachtung bereitwilliger

Kertbeny.

Die Märzrevolution des Jahres 1848, die Varnhagen in den Tagebüchern so meisterhaft geschildert hat[56]), machte dem Aufenthalte Kertbenys in Berlin ein jähes Ende[57]). Das literarische Interesse muß dem politischen weichen, und er tritt nun wieder seine Wanderungen an, nur sind diese jetzt auf ein viel engeres Gebiet beschränkt. Von Berlin wendet er sich über Halle[58]), wo dem Philologen F. A. Pott ein Besuch abgestattet wird, nach Weimar[59]). Hier verkehrt er zumeist in der Gesellschaft von Franz Liszt und begleitet ihn auch nach Jena, wo er mit O. L. B. Wolff, dem letzten Sekretär Goethes, und Herausgeber der populären «Hausschätze», bekannt wird[60]). Im Sommer weilt er kürzere Zeit in Leipzig, um nach einer flüchtigen Begegnung mit Karl Herlossohn wieder nach Weimar zurückzukehren[61]). Im Oktober 1848 verläßt er Weimar und trifft um die Mitte des Monats in Frankfurt a. M. ein[62]), in der Zeit, da sich die Erregung des Parlaments nach der Ermordung Lichnowskys und nach der Debatte über den italienischen Feldzug auf das höchste steigerte[63]). Alles, was

[55]) Das Manuskript des Originals (»A hajóhoz, mely Napoleon hamvaiért ment«) befindet sich in der Varnhagenschen Autographensammlung.

[56]) Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig 1862, IV, S. 172 ff.

[57]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien I, S. 98; II, S. 80, 203.

[58]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 82.

[59]) Ebd. I, S. 179.

[60]) Ebd. II, S. 228 ff.

[61]) Ebd. I, S. 256.

[62]) Ebd. I, S. 6 ff., 96, 187.

[63]) Vgl. Alfred Meißner, Geschichte meines Lebens. II, S. 94 ff., und Haym, Die deutsche Nationalversammlung 1848, S. 144 f.

Deutschland an populären Namen besaß, hatte sich in Frankfurt versammelt: Aristokraten, Politiker, Juristen und Schriftsteller[64]). Wir sehen Kertbeny im Verkehr mit den Mitgliedern sowohl der Linken als auch der Rechten. Johann Herm. Detmold, der spätere Minister, E. M. Arndt, Jakob Grimm, den er von Berlin her aus der Gesellschaft Varnhagens kannte, zogen ihn in ihren Kreis[65]). Auch alte Bekannte traf er hier, z. B. Alfred Meißner[66]), und seine Bekanntschaft mit Uhland mag auch in diese Zeit zurückgehen. Im Frühjahr 1849 verläßt er Frankfurt und begibt sich nach Homburg vor der Höhe[67]). Wie aus einem Briefe des Barons Louis Splényi zu schließen, muß Kertbeny Ende März schon in Homburg angekommen sein[68]). Er lebt anfangs mit einigen Landsleuten und dann ganz allein in einem Landhause vor der Stadt, ununterbrochen an seinen Übersetzungen arbeitend. 1848 waren die «Gedichte aus fremden Sprachen»[69]), im Sommer 1849 in Frankfurt nach langem Zögern die Gedichte Petőfis erschienen[70]). Kertbeny selbst nennt diese Übersetzung — einen milden Ausdruck gebrauchend — holprig[71]), und es spricht nur für die große lyrische Kraft Petőfis, dem übrigens auch der revolutionär erregte Geist der Zeit besonders günstig entgegenkam, wenn er eben mit dieser Übersetzung seinen Triumphzug durch die europäischen Literaturen antritt. Heine schreibt an Kertbeny[72]), Béranger[73]) später an Thalès Bernard Briefe voll von der größten Anerkennung für Petőfis Genie. Und als Saint-René Taillandier 1851 in der Revue des deux Mondes den «Held János»[74]), Gottschall 1858 in den Blättern für literarische Unterhaltung[75]) eine neue Übersetzung der Gedichte bespricht, wird die Lyrik Petőfis als völlig bekannt angenommen. Die Urteile anderer Schriftsteller und Kritiker sind bekannt und oft zitiert worden[76]). Man muß aber Bettinas Briefe an Kertbeny lesen, um sich von der Begeisterung für Petőfi ein richtiges Bild zu machen. Kertbeny hatte sich in Berlin vergebens bemüht, bei Bettina eingeführt zu werden, jetzt wird ihm ohne jede Empfehlung durch die Vermittlung Petőfis ihre Freundschaft zu teil. Er hat von ihr bis zum Dezember 1850 gegen sechzig Briefe erhalten[77]). Die Verfasserin von «Goethes Briefwechsel mit einem Kinde» kann sich auch diesmal nicht verleugnen. Sie schwärmt nun Kertbeny und Petőfi an, wie sie früher Goethe oder die

---

[64]) Karl Biedermann, Das erste deutsche Parlament. Breslau, 1898, S. 33 f.

[65]) Kertbeny a. a. O. I, S. 6 f., 170 f.

[66]) Vgl Meißner a. a. O. II, S. 65 f.

[67]) Kertbeny a. a. O. I, S. 98; II, S. 145 f.

[68]) Vgl. Kertbeny a. a. O. II, S. 145. Brief des Barons Louis Splényi vom 5. März 1849

[69]) Gedichte aus fremden Sprachen. Jena 1848, XX, S. 122.

[70]) Alexander Petőfi, Gedichte. Nebst Anhang: Gedichte anderer ungarischer Dichter. Deutsch von K. M. Kertbeny. Frankfurt 1849.

[71]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien I, S. 98.

[72]) Kertbeny a. a. O. I, S. 240.

[73]) Kertbeny a. a. O. I, S. 50—51. Brief Bérangers. Paris, 1. Sept. 1855.

[74]) Revue des deux mondes 1851, I, 5, S. 769 f. Allerdings wird hier Kertbeny konsequent Kertheny und Petőfi Petosi genannt.

[75]) Blätter für literarische Unterhaltung. 1852, Nr. 23, S. 543 ff.

[76]) Vgl. Kertbeny, Die ungarische Literatur in der Weltliteratur, S. 19—22.

[77]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien I, S. 93 f., 99.

Günderode angeschwärmt hatte[78]). «Das Buch deiner Übersetzungen hat mich in deine Heimath geführt», schreibt sie in einem der Briefe . . . Der Schmelz all der Perlen, die es vor mir ausstreut, blendet mein Aug' und rührt meine Seele, und gesellt mich ihm auf alleinigen Wegen, und du und Er sind mir ganz Eins . . .»[79]). Gelegentlich wird auch zeitgenössischer Schriftsteller Erwähnung getan, doch im Überschwang der Gefühle verschwinden alle festen Umrisse. — Durch den Erfolg ermutigt, trägt sich Kertbeny mit neuen Plänen. Manches, das er früher begonnen, wird nun herbeigezogen, umgearbeitet oder vollendet, wie der Held János von Petőfi und die «Ungrischen Volkslieder», er liefert für den Nürnberger Courier, für das Frankfurter Conversationsblatt, die Weser-Zeitung, für den Bremer Beobachter und das Magazin für die Literatur des Auslandes in den Jahren 1849—51 eine Reihe literarischer Aufsätze[80]). Von bedeutenderen Schriftstellern kommt er jetzt nur mit Eduard von Bülow in nähere Brührung[81]). Seine Pläne, und vor allem die alte Wanderlust machen ihm das Leben in Homburg unerträglich. So reist er schon am 17. oder 18. Dezember 1850 ab[82]). Er kehrt zunächst nach Frankfurt zurück, verbringt den Winter 1851 in Leipzig (was aber nicht ganz sicher ist), wandert im Frühling desselben Jahres nach Heidelberg, wo er bei Gervinus vorspricht, und besucht im Sommer das Kernerhaus in Weinsberg[83]). Theobald Kerner hat in seinem Buche vom Kernerhaus auch Kertbeny einige Seiten gewidmet[84]). «Im Jahre 1851, heißt es da, bekam mein Vater einen seltsamen Brief, derselbe war ‚Kertbeny' unterzeichnet, und dieser schrieb in den beweglichsten Worten, er sei Schriftsteller, Übersetzer von den Gedichten Petőfis, ein Landsmann Lenaus, und er fühle, daß ihm dasselbe Los, wie Lenau bevorstehe, wenn er nicht im Kernerhaus ein stilles Asyl finde, nur dadurch könne er vor dem hereinbrechenden Wahnsinn und Selbstmord bewahrt werden. Mein Vater war durchaus nicht in der Laune, einen solchen trüben Gast aufzunehmen, und schrieb an einige Stuttgarter Freunde, ob sie etwas Näheres von einem Kertbeny wüßten. Doch ehe er Antwort bekam, fuhr abends eine Postkutsche vor, der ein junger, eleganter Herr, hochgewachsen, mit gewinnenden Manieren, entstieg, und sich als Kertbeny vorstellte . . . Das Gartenhaus wurde ihm als Logis eingeräumt. Von der signalisierten Melancholie hatte sich nichts gezeigt. Auch die andern Tage sah man nichts von ihr[85])». Kertbeny scheint den ungünstigen Eindruck, den er namentlich auf den jungen Kerner machte, bald zu bemerken, denn er läßt seine Sachen eines Tages in den nahen Gasthof bringen und reist bald darauf, wie Th. Kerner berichtet, ohne Abschied zu nehmen, nach

---

[78]) Vgl. Bettina von Arnim. Von Moriz Carriere. Deutsche Bücherei. Breslau, S. 12 f.

[79]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien I, S. 106.

[80]) Kertbeny a. a. O. S. 99 und das Flugblatt: Kertbenys Deutsche Schriften. Wien 1856, S. 4.

[81]) Kertbeny a. a. O. I, S. 123. Ahlefeldt, Bülow. A.D.B. Bd. III, 1876, S. 517.

[82]) Kertbeny a. a. O. I, S. 121.

[83]) Kertbeny a. a. O. I, S. 1; II, S. 213 f.

[84]) Vgl. Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1894, S. 212—214.

[85]) Theobald Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste, S. 212—213.

Stuttgart[86]). Inzwischen schreibt auch R. G. Spiller, der unter dem Pseudonym Max Waldau bekannte Dichter der fünfziger Jahre, einen warnenden Brief an Kerner. Und eben mit diesem Waldau sucht Kertbeny in nähere literarische Beziehungen zu treten, wird aber kaum einer kurzen höhnisch abweisenden Antwort gewürdigt[87]). Über Kerner hat er sich an mehreren Orten geäußert. In den Silhouetten kann er kaum Worte genug finden, um seinen Dank für die liebevolle Aufnahme auszudrücken[88]), während er in den Briefen an Varnhagen bald Theobald, bald Justinus Kerner in ein ungünstiges Licht zu stellen versucht.

1850 erscheint in Stuttgart der Held János von Petőfi[89]), «Die ungrischen Volkslieder»[90]) in Darmstadt, und seinem nächsten Briefe aus Leipzig an Varnhagen vom 4. März 1851 kann er schon seine Übertragung der Aranyschen Dichtungen[91]) beifügen.

Leipzig. 4. 3. 51.

Hochwohlgeboren H. Varnhagen von Ense in Berlin.

Euer Hochwohlgeboren haben hoffentlich meine bisherigen Übersetzungen:

Der Held János von Petőfi,
Ungarische Volkslieder

richtig erhalten, und ich erlaube mir Ihnen anbei auch meine neueste Übertragung: Aranys erzählende Dichtungen. 2 Bde. als Zeichen der hochachtungsvollen Ergebenheit einzusenden.

Kertbeny.

Es scheint, daß die erwähnten Bücher niemals in die Hände Varnhagens gelangten, und das gleiche Schicksal wurde auch den meisten der späteren Sendungen zu teil. Kertbeny muß sich immer wieder mit dem Hinweis auf die Fahrlässigkeit und Gewissenlosigkeit seiner Verleger entschuldigen. — In Leipzig wird er wider Willen zu einem längeren Aufenthalt gezwungen. Er hatte sich während der ungarischen Revolution ziemlich passiv verhalten, und nur gelegentlich in Gesprächen oder in Journalartikeln war er für die Sache Ungarns eingetreten, trotzdem mußte er als ungarischer Schriftsteller, der seine Werke im Ausland drucken ließ, und mit politisch verfolgten Dichtern, wie Georg Herwegh, verkehrte, verdächtig erscheinen. Nach Österreich oder Ungarn konnte er also nicht, ebensowenig nach Frankreich und England, da er ohne Paß in jenen unsicheren Zeiten eine Reise dahin nicht wagen konnte. — Varnhagen weiß seine trostlose Lage umsomehr zu würdigen, da er selbst an den Ereignissen in Ungarn von den An-

---

[86]) Theobald Kerner a. a. O. S. 214.

[87]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 216, und Robert Prutz, Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848—1858, II, S. 115—134.

[88]) Vgl. Silhouetten und Reliquien II, S. 214.

[89]) Alexander Petőfi, Held János. Ein Bauernmärchen. Deutsch von K. M. Kertbeny. Nebst Bildnis des Dichters nach N. Barabás. Stuttgart 1850.

[90]) Ausgewählte ungarische Volkslieder. Übersetzt von K. M. Kertbeny. Darmstadt 1851.

[91]) Joh. Arany, Erzählende Dichtungen. I. Toldy. II. Die Belagerung von Murány. Deutsch von K. M. Kertbeny. Leipzig 1851.

fängen bis zu der letzten Katastrophe lebhaft Anteil genommen hatte. Auf fast jeder Seite seiner Tagebücher aus den Jahren 1849—50 begegnet man einer flüchtigen Bemerkung oder ausführlicheren Notizen über Ungarn[92]). Er hält Ungarn mit Heine für das letzte Bollwerk der Freiheit, und jubelt förmlich auf, wenn er von den Siegen der ungarischen Honvéds liest. «Fortschritte der Ungarn, sie stehen bei Pest und Waitzen in großer Macht. Windischgrätz vom Oberbefehl abgerufen; ein guter Städteverwüster, aber ein jämmerlicher General, dieser Feldmarschall!» schreibt er am 16. April 1849. — «Wie uns diese Magyaren beschämen,» heißt es einige Tage später, unsre deutschen Großmäuler in Frankfurt am Main wollten den Freiheitsdrang der Magyaren nicht anerkennen, sie sollten sich unterordnen; jetzt sind diese unsre Hoffnung und die Stütze unsrer Sache. Sollten sie unterliegen, dann werden wir es sehen; dann wendet sich alle Macht Österreichs gegen Deutschland.» — Das Einrücken der Russen nach Ungarn hält er für das größte Unglück, und bei der Nachricht von der Waffenstreckung des ungarischen Heeres bei Világos kann er sich kaum fassen. «Ich glaubte auf dergleichen gefaßt zu sein, aber der Schlag war zu hart, in jener Stimmung konnt' ich ihn nicht aushalten. Ich mußte bitterlich weinen, ich rief laut den Himmel an, fragte, ob denn schlecht gut sein soll? . . . ich verbrachte einen schrecklichen Nachmittag.» (19. August 1849). — Über die ungeheuerlichen Maßregeln der österreichischen Regierung kann er sich nicht genug entrüsten, und er ist auch von der Organisation der Emigranten gut unterrichtet. Er steht mit Franz Pulszky und dessen Frau, Therese, im Briefwechsel, und seine Jugendfreundin Henriette Walter, die Schwiegermutter Pulszkys, schreibt ihm einen erschütternden ausführlichen Bericht über das Schicksal und die Leiden der Flüchtlinge[93]). Kertbenys Briefe an Varnhagen sind nicht nur in dieser Hinsicht interessant, sondern sie bieten auch eine reiche psychologische und literarische Ausbeute. — Varnhagen hatte schon am 28. August 1849 die Übersetzung der Petőfischen Gedichte von Kertbeny gelesen[94]) und unter dem frischen Eindruck der Gedichte einen anerkennenden Brief an Kertbeny geschrieben. Doch Kertbeny konnte erst am 10. April 1851 aus Leipzig antworten, indem er zu gleicher Zeit in diesem Brief gewissermaßen das Programm seines Lebens gab. Der ungarischen Kultur werde im Ausland nicht nur große Verständnislosigkeit, sondern auch das größte Mißvertrauen entgegengebracht. An dieser herkömmlichen Auffassung soll nun geändert werden. Die bedeutendsten Produkte der ungarischen Literatur sollen in einer Reihe von Übersetzungen vorgeführt werden, als überzeugende Beweise für die Existenz einer ungarischen Kultur. Müssen wir es auch für Übertreibung halten, wenn er in einem Brief an Pückler-Muskau (1861) von einer täglich 14 Stunden lang währenden Arbeit spricht, so ist anderseits nicht zu leugnen, daß er Zeit seines Lebens unermüdlich an der Verwirklichung dieses Programms ge-

[92]) Vgl. besonders: Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense V, 1862, S. 34, 197, 213 usw., und VI, von S. 43—343.

[93]) Die Briefe befinden sich mit anderen ung. Emigrantenbriefen in der Varnhagenschen Autographensammlung der Königl. Bibliothek in Berlin. (Fr. Pulszky an Varnhagen, 10. Juli 1851; Henriette Valter, Mutter der Frau Pulszky, an Varnhagen, 20. Nov. 1850.)

[94]) Vgl. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense VI, S. 338. (Gedichte von Petőfi, aus dem Ungarischen von Kertbeny.)

arbeitet hat. Nehmen wir dazu noch seine journalistische Tätigkeit und die, was bei dieser Vielseitigkeit nicht anders möglich, oft oberflächlichen Versuche auf den verschiedensten Gebieten der Literatur und Wissenschaft, so können wir ihm unsere Bewunderung nicht vorenthalten. Er weiß es nicht genug zu betonen, daß es ihm nur auf die Anerkennung der übersetzten Dichter ankomme, für sich aber beanspruche er keinen Ruhm. Er wolle lieber ein guter Übersetzer, als ein Originaldichter zweiten oder dritten Ranges sein, hätte auch er mit Franz Kazinczy sagen können. Dabei zeigt er sich auch in der Befolgung einer geschickten Literaturpolitik erfolgreich. Petőfis Gedichte sind Heinrich Heine, der Held János H. Kestner, die Ungrischen Volkslieder Bettina v. Arnim, Aranys Dichtungen A. Meißner gewidmet, und auch die späteren Übersetzungen sind mit Widmungen an Dichter, wie Uhland, Bodenstedt, Paul Heyse, an Künstler, wie Fr. Liszt, W. von Kaulbach versehen, wodurch ihnen von vornherein eine größere Bedeutung beigemessen wird. Demselben Zwecke soll es dienen, wenn er in seinem Freundeskreise auf Rezensionen dringt und sie dann in späteren Werken als Anhang abdrucken läßt[95]).

Leipzig 10. 4. 51.

Ihre eben heute erhaltene liebe Zuschrift hat mich überrascht, aber noch mehr, sie erfreute mich tief und innig, und brachte mir gerade in meiner jetzigen Lage Trost und Versöhnung in das vielverletzte Gemüth, denn erlauben Sie mir nur Ihnen nebst meinen Dank die Klage mitzuteilen, daß ich bereits seit 81 Tagen Gefangener bin, und zwar freiwilliger, um nicht unfreiwillig an meine Stiefmutter Austria ausgeliefert zu werden, und ich befinde mich in einer Situation, die um so peinigender ist, weil mir vorerst jede Aussicht abgeschnitten ist; vorwärts kann ich natürlich nicht, da mir für Deutschland ein Paß, für Frankreich, England und das übrige Ausland, nebst diesem, jeder denkbare Weg des Lebenserwerbes fehlt; zurück kann ich noch weniger, denn, obgleich meine Rolle während der Revolution mehr in pia desiderias, und leider wenig verwendeter Bereitwilligkeit, als in eigentlichen Thaten bestand, und auf diese Weise schwerlich Incriminirendes vorliegen dürfte, so beeilt sich die Restauration umso mehr selbst in dem Einfältigsten ein Gespenst zu sehen, und ist sogar auf mich Unbedeutendheit mit rasender Phantasie verfallen, rein aus der Luft mir andichtend, ich wäre insgeheim doch nicht so ungefährlich, als meine leidende Brust und meine hektischen Wangen mir das Aussehen gäben, vielmehr empfänge ich eine Pension von den Demokratenclubs, sei also unverzüglich auszuliefern, und wenigstens zur Vorsorge — wie rührend väterlich — auf ein paar Jährchen unters Militär zu stecken u. s. w. Wenn man dabei die Geduld nicht verliert, denn gestatten Sie mir, Shakespeare glaube ich zu interpretiren — hat man gar keine zu verlieren.

Sehr unangenehm war mir die Nachricht, daß Sie Hochgeehrter Herr alle bisher für Sie bestimmten Exemplare meiner Arbeiten nicht erhalten haben, und Sie entschuldigen mich ebenso freundlich als richtig, indem Sie die Vermuthung aufstellen, daß die richtige Abgabe nur durch meinen Verleger, nicht durch meinen Willen, sondern ihm strickt entgegen, unter-

[95]) Vgl. Namensliste ungarischer Emigration, 1848—1864. Namensverzeichnis, 1—1950. Brüssel 1864, Anhang S. 97 f.

blieben. Aber ich bin schon einmal so ein Stück Ahasverus, wodurch ich in allen Angelegenheiten Verdruß ernte, die ich nicht selbst beende, sondern deren Ausführung ich anderen überlassen muß. Ich bitte Sie daher nur, mir wann es Ihnen beliebt, zu schreiben, welche meiner Schriften Sie bis dato nicht erhalten haben, denn ich zweifle einstweilen noch nicht daran, daß Sie meine Übersetzungen der «Vierhundert ungrischen Volkslieder» und der «Ungrischen Revolutionslieder»[96]) — erstere von Darmstadt, letztere von Leipzig noch in diesem Monat erhalten werden, und ich will zur Vorsorge gleich heute nochmals urgiren.

Es würde mir nun gar lieb sein, wenn Sie, hochgeehrter Herr, seiner Zeit sich bewogen fühlen sollten, mir ein kurzes, doch eingehendes Urtheil über die Poesien meines Volkes und seiner Dichter brieflich mitzutheilen, als Ihre wirkliche ungeschminkte Meinung, nicht vis à vis meiner, der sich so unverdient Ihrer Gunst erfreut, sondern gegen den Übersetzer, der angibt, seine Nation zu vertreten. Denn mein ganzes Vorhaben, auf das ich durch fort und fort zu liefernde Arbeiten consequent lossteuere, concentrirt sich einentheils in der Absicht, dem Auslande zu zeigen, daß wir ein Recht zum Leben haben, da wir dessen Bedignisse und dazu nöthigen Elemente ureigen besitzen und aus uns selbst entwickeln; anderentheils aber in der Bemühung, jene Gegner zu widerlegen, die, wenn sie selbst zugeben müssen, daß der Ungar ein guter Hussar, oder daß er wenigstens am meisten unter den Raçen, über die er sich eine Hegemonie erschlichen soll haben, intelligenzfähig ist, als letzten Trumpf die hämische Anklage ausspielen: «eben diese Intelligenz sei nur ein äußerer vom Ausland erkaufter Firnis, wie es auch nur bedingnißweise in Rußland und Polen der Fall, die Masse aber lebe nicht nur roh, sondern sei sich selbst innerlich noch nicht bewußt». Diese einentheils auf feindlicher Negierung von vornhinein, größtentheils aber auf systhematisch erzeugter Unwissenheit alles dessen, wer, wie, wo und was der Osten ist, beruhende falsche Ansicht, will ich durch eine Vorführungen von Genre's widerlegen, die aus unserem innersten Wesen selbst entsprungen sind, und nicht als Nachahmungen bezeichnet werden können. Ich eröffnete diesen Reigen also, und vertrat durch Petöfis Gedichte die Lyrik, durch dessen Held János die Komik (?), durch Arany die Epik — durch die Volkslieder die Poesie des unbewußten Volks, durch die Revolutionslieder die Didaktik in jenem Sinn der politischen Ode. Von jedem Genre einstweilen nur eine, womöglich die beste Probe gebend, werde ich das Drama, das Märchen, die Sage und die Novelle folgen lassen, und diesen ersten Cyklus, mit einer eingehenden Literaturgeschichte in zwei Bänden[97]) — an welcher bereits gedruckt wird — schließen, dagegen den Roman, als ein in Ungarn, wie bei allen primitiven und nicht zentralisirten Völkern wirklich nur ein exotisches Gewächs, keiner Vertretung[98]) würdigen. Sie sehen also Hochgeehrter Herr,

[96]) Ungarische Nationallieder. Übersetzt von Vasfi (Eisler) und Benkö (Kertbeny). Enthält 212 Lieder und politische Gedichte. Die Sammlung erschien erst 1852.

[97]) Die Literaturgeschichte ist nicht erschienen.

[98]) Kertbeny hat trotzdem die Romane Jókais übersetzt und ist in Deutschland mit Erfolg für dessen dichterische Größe eingetreten. Vgl. Petöfis Tod vor dreißig Jahren, 1849. Jókais Erinnerungen an Petöfi, 1879. Zusammengestellt von K. M. Kertbeny. Leipzig 1880, S. 62 ff.

daß ich auf den Beifall oder Mißfallen, welchen die einzelnen Dichter ihrer selbst willen finden dürften, weniger Werth zu legen gesonnen bin, wenn sie nur in ihrer Gesammtheit den Eindruck derart zu machen im Stande sind, daß man bei jedem einzelnen Genre, welches sie repräsäntiren: anerkennt «obgleich mir Petöfi, Arany oder ein dritter im Vergleich mit unseren Dichtern nicht gefällt, so muß ich doch gestehen, daß sie von Kopf bis zum Fuße wirkliche Ungarn sind, also das ungarische Volk einen Charakter für sich hat.» Damit will ich natürlich nicht gesagt haben, daß ich für Lob und Tadel gleichgültig wäre, vielmehr will ich meinem Streben sogar zwei Seiten abgewinnen, und alle Stimmen aus dem Auslande über uns unserer eigenen Literatur einverleiben, damit diese sowohl ermuthigt, als hauptsächlich gezügelt werde, denn der unparteiische Fremde wird eher Flecken sehen, die unser leicht übertriebenes Bewußtsein und Sich-fühlen gerne sich selbst verleugnet. Somit können Sie hochverehrter Herr, sich vorstellen, daß mir die vier Seiten lange Besprechung des Helden János durch Taillandier im 4-ten Februarheft der Revue des deux Mondes 1851[99]) nicht wenig Freude machte, und werden Sie Ihre Meinung den bereits erhaltenen Heines, Uhlands, Bettinas[100]) u. s. w. anreihen, so wird meine Nation alle Ursache haben, auf die brüderliche Huld des deutschen Volks stolz und dafür dankbar zu sein . . . [Nach einigen ähnlichen Stellen und nach einer Bitte Kertbeny's, Varnhagen möge ihm die Quellen, in denen er Erschöpfendes über ihn, Rahel's und Rosa Maries Leben finden könne, da er darüber in das ungarische Conversations-Lexikon: Ujabkori ismeretek tára. Pest. 1851—ff. schreiben wolle, — angeben, heißt es dann weiter:] . . Ferner habe ich, wie es mir ganz recht geschieht, jetzt keinerlei weitere Correspondenz mit Berlin, muß daher auch die Frage an Sie wagen, ob Radowitz gegenwärtig in Ihrer Stadt wohnt, oder sonst wo? da ich ihm, der sich in letzterer Zeit mit fast herausfordernder Vorliebe wieder zur ungarischen Abstammung bekannt hat, meine Arbeiten als Huldigung gegen den Gelehrten, doch beileibe nicht gegen den Politiker, einzusenden vorhabe[101]).

Wie sehr ich Ihre wahren Worte über mein und Ihr Volk und deren Brüder in Ihrem gütigen Briefe nachfühle, ja immer mit inniger Zuneigung und Hochachtung die Jahre hindurch an Sie dachte, und keine Gelegenheit übersah, Ihren milden Geist zu bewundern, mögen Sie aus dem Geständniß entnehmen, daß ich auch Ihre Broschüre, die, ich glaube, im Oktober 1848 erschienen ist, und irre ich nicht den Titel führt: An

---

[99]) Revue des deux Mondes a. a. O.

[100]) Vgl. Bibliographie ungarischer nationaler und internationaler Literatur, 1441 bis 1876. In zwölf Fachheften redigiert von K. M. Kertbeny. I. Die ungarische Literatur in der Weltliteratur. Budapest 1876, S. 19 ff.

[101]) Joseph M. E. Ch. W. von Radowitz (1797—1853), der von Varnhagen in den Tagebüchern oft erwähnte preußische General und Staatsmann, stammt aus einer ursprünglich in Ungarn ansässigen katholischen Adelsfamilie, wo die Kenntnis von ihrer Existenz bis in die Mitte des XV. Jahrhunderts reicht. Sein Vater wurde noch in Ungarn geboren. Vgl. R. von Liliencron, Radowitz. A.D.B. Bd. XXVII, 1888, S. 141 ff., und Gesammelte Schriften von J. von Radowitz. Berlin 1852. II, S. 194 ff. (über Ungarn).

das deutsche Volk, seiner Zeit mit warmer Theilnahme und voller Zustimmung gelesen habe. Eine noch erfreulichere Gelegenheit bot sich mir aber, meine Erinnerung an Sie wach zu halten, als ich im Herbst 1850 die Gastfreundschaft des edlen Kerner genoß[102]), und der halbblinde Greis auf einsamen Spaziergängen mir gar vieles und liebes von Ihnen erzählte. Kerner ist leider nicht nur von Alter und Krankheit gedrückt, er muß auch noch viel Kummer um seinen Sohn tragen, der ihm wenigstens im Geist des Friedens wenig nachgerathet, und selbst elend verließ ich des Dichters Schwellen mit dem Seufzer, daß sogar die Guten ihr Übermaß von Übel tragen müssen.

Mein all. letztes Project ist nun, mit dem geringen Rest meiner Habe, die der Verlust an Kossuthnoten schließlich noch unter Null herabgebracht hat, dieses Frühjahr nach dem Orient, am liebsten nach Trebesonde, zu wandern, um wenigstens in einem freundlichen Klima, und am Busen einer üppigen Natur, meine Tage, die schon gezählt sind, hinzuleben; erlauben Sie mir daher schließlich noch die Bitte, die kurze Zeit, die ich noch in Ihrer Nähe verweile, zeitweise, wenn es Sie nicht zu arg stört, dahin zu verwenden, mir von Ihnen Belehrung und Ermuthigung zu holen, und Sie diesmal versichern zu dürfen, daß ich mit redlicher Hochachtung bleiben werde Ihr innig und dankbar ergebener

Kertbeny.

Briefe mit meiner Adresse nimmt stets F. L. Herbig an.

Varnhagen läßt weder mit seiner Antwort, noch mit der gewünschten, und wie zu erwarten war, liebenswürdigen und anerkennenden Äußerung über ungarische Dichtung und ihren Übersetzer, lange auf sich warten. Kertbeny glaubt der ihm als Übersetzer gespendeten Anerkennung gegenüber sich entschuldigen zu müssen, und erörtert noch einmal die in seinem vorigen Brief an Varnhagen gestellte Bitte:

Leipzig den 24. 4. 51. Donnerstag.

Hochgeehrter Herr.

Ich wage es Ihre letzten gütigen Zeilen nur in der Absicht sogleich zu beantworten, um mich gegen einige anscheinende Vorwürfe zu rechtfertigen, nicht in der Zudringlichkeit während Ihres jetzigen, von mir tief bedauerten Gesundheitszustandes, eine neue Gegenantwort zu beanspruchen.

Meine gestellte Bitte bezog sich allein darauf, in Ihrem verehrlichen Freundeskreis eine Bekanntmachung meiner bescheidenen Arbeiten zu vermitteln, aber nicht eine Anerkennung zu erzwingen, die sie sich nur selbst erwerben müssen; eine solche Bitte ist nur im Munde eines Übersetzers keine selbstgefällige und eitle, wie sie es im Munde eines Originalautors wäre, und der Übersetzer ergreift gerne jede Gelegenheit, seine Arbeiten bekannt zu machen, weil er in selben nicht sich, sondern mit großer Selbstverläugnung seinen Liebling anpreist und ihm huldigt, den er gar nicht übersetzt hätte, wäre es nicht eben einer seiner Lieblinge. Ihre Worte, hochverehrter Herr, über die schwierige Stellung,

[102]) Vgl. Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 214 f.

die ein Kritiker gegenüber einer Übersetzung einnimmt sind ebenso wahr als schön, und ich rekrutire nur gerne unter der Kritik, soweit sie zur Bekanntmachung nützt, das subjektive sympathetische Gefallen an dem von mir wiedergegebenen Gedichte, im stillen Privatleben aber ist es mir tausend mal höherstehend und lieber als das maßloseste Lob der Öffentlichkeit. Mein höchster Wunsch ist und bleibt es daher, daß Ihrem so fein und richtig consumirenden Geist Productionen behagen mögen, die einfach nur das Herz ansprechen, und deren etwaige störende Flecke einzig und allein die täppische Hand des Übersetzers verschuldet. Um nun aber eine, freilich nicht im Entferntsten erschöpfende Entschuldigung auch für mich anzuführen, habe ich mir das letzte mal erlaubt, so ausführlich zu sein, und bitte diese Ausführlichkeit nur in diesem Sinne zu deuten.

Ich bin durch meine Jugend zu unberechtigt gewesen, um meine nackte Meinung über einen Mann[103]) auszusprechen, dessen gastfreundliches Brod ich gebrochen, nachdem aber Sie selbst als Kerners Jugendfreund und berechtigter Richter Ihrem Unwillen über ihn die treffendsten Worte geben, darf ich Ihnen wohl unter vier Augen gestehen, daß alle die von Ihnen angeführten Mißlichkeiten die Ursache waren, weshalb ich wieder einmal enttäuscht eine Schwelle verließ, die für ihre Gastfreundschaft zu viel Geduld in Anspruch nimmt.

Ich habe bereits alle Anstalten getroffen, daß Ihnen die Gedichte Petőfis, sowie dessen Held János nachträglich baldigst zukommen werden, und bitte mir nur zu gestatten, Ihnen auch fernerhin meine späteren Arbeiten einsenden zu dürfen, die ich im Vorhinein Ihrer bekannten Nachsicht empfehle.

So Gott will, werde ich nächstes Monat nach Trepesonde reisen können um im Orient während ein paar Jahren den Jammer und die Eitelkeiten vergessen zu können, die den Occident immer mehr und mehr anfüllen, daß selbst die Jugend die Hoffnung zu hegen müde wird.

Mit dem innigsten wärmsten Wunsch für Ihr ferneres und noch langes Wohlergehen, zeichne ich mich hochachtungsvoll ergebenst als Ihr stets

dankbarer Kertbeny.

Mag der Plan einer Reise nach dem Orient noch so sehr der phantastischen Abenteuerlust Kertbenys entsprechen, so scheint er doch nicht im Ernst an seine Ausführung zu denken. Er verbringt den ganzen Sommer 1851 in Leipzig, lebt in seiner Abgeschlossenheit von den politischen Ereignissen sorglos und unbekümmert, empfängt und schreibt viele Briefe, liest Bücher, Wissenschaftliches und Belletristisches, und faßt endlich im Herbst den Entschluß, sich den österreichischen Behörden zu stellen[104]).

---

[103]) »Justinus Kerner.« Varnhagens Bemerkung. Uber V.s Verhältnis zu J. Kerner vgl. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen, VIII, S. 53 ff. Ihre Briefe aus den Jahren 1850—1857 lassen keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit und Innigkeit dieses Verhältnisses aufkommen. Vgl. J. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Hrsg. von seinem Sohn Th. Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Stuttgart und Leipzig 1897, Bd. II, S. 337, 459, 487, 490 f.

[104]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien I, S. X—XI der Einleitung.

Er kann es mit ruhigem Gewissen tun, doch läßt er die Gelegenheit nicht vorbei gehn, sich zu gleicher Zeit mit der Gloriole des Märtyrers zu schmücken. . . . «von Dresden aus, erzählt er selbst, lief ich noch ein paar Tage wie zur Erfrischung in der sächischen Schweiz umher, bis ich mich endlich zu Bodenbach freiwillig meiner Regierung stellte. Nun gabs von Bodenbach über Prag nach Wien eine hübsche Reise unter Eskorte eines ‚Vertrauten', und dort angekommen, war die Romantik fast zu stark für meine Nerven, als in der Flur des Gefängnisses der erste Posten den Hahn spannte... Endlich purifiziert, wie das bei den österreichischen Kriegsgerichten hieß — kam ich wieder in Freiheit, aber auf hartem, sandigem Boden mir fremd gewordener Zustände . . .»[105]). Erst in Pest scheint seine Unternehmungslust und Schaffensfreude wieder zurückzukehren[106]). Hier beginnt die ungarische Literatur nach der Revolution wieder aufzuleben, zaghaft und mutlos zwar, doch zeigt sie jedenfalls ein reicher-bewegtes Leben, als es die matten, meist unvollständigen literarhistorischen Darstellungen vermuten lassen. Keine Epoche der neueren ungarischen Literatur ist so reich an aufstrebenden jungen Talenten. Die meisten können sich freilich von dem herrschenden Einfluß Petőfis nicht befreien, und haben es auch später zu keiner Selbständigkeit gebracht. Kertbeny[107]) muß sich in diesem kleinen Sturm und Drang bald heimisch fühlen. Sein Ansehen, das er infolge seiner Übersetzungen und sonstigen Tätigkeit bei der jüngeren Generation genießt, und der freundliche Empfang in Pest, von dem er an Bettina berichtet, wissen ihn über seine Lage hinweg zu trösten. Er sucht die alten Beziehungen zu erneuern und nimmt den früheren Briefwechsel wieder auf. Bettina von Arnim und Varnhagen sind die ersten, deren er sich wieder erinnert. Der Brief an Bettina vom 17. September 1852 ist trotz seiner, bei Kertbeny ungewohnten Kürze und einer gewissen Zurückhaltung im Ton, sehr charakteristisch. Kertbeny träumt von einer Zeit ruhigen und ungestörten Arbeitens, die er auf dem Landgute seines Freundes, des übrigens mittelmäßigen Dichters Szelestey, zu verleben hofft. Er kündigt die Erscheinung einer neuen Übersetzung, des «Albums hundert ungrischer Dichter»[108]) an, und legt dem Briefe das erste Heft der Volksliedersammlung Gabriel Mátrays[109]) bei.

Pest 17. 9. 52. Freitag.

Im Auftrage meines verehrten Landsmannes, G. von Mátray Custos der Bibliothek unseres Nationalmuseums sende ich beiliegendes erstes Heft seiner verdienstvollen allgemeinen Sammlung ungrischer Volkslieder; zugleich benütze ich die Gelegenheit, um anzuzeigen, daß ich seit 6 Wochen nach siebenjähriger Abwesenheit, wieder in der Heimat

---

[105]) Vgl. Kertbeny a. a. O. ebenda.

[106]) Vgl. Kertbeny a. a. O. I, S. XIII.

[107]) Vgl. Kertbeny, Silhouetten und Reliquien I, S. XI, XII.

[108]) Album hundert ungarischer Dichter. In eigenen wie fremden Übersetzungen hrsg. von K. M. Kertbeny. Dresden 1854. Miniaturprachtausgabe. XX, 559 S.

[109]) Allgemeine Sammlung ungarischer Volkslieder. Hrsg. und geordnet von Gabr. von Mátray. Für Gesang und Pianoforte. Übersetzt von J. Czanyuga. I. Bd., Heft 1—3. Ofen 1853—54, k. Universitätsdruckerei.

weile, überraschend herzlich von meinen Landsleuten empfangen wurde, und die Zeit über auf der reichen Museumsbibliothek mit der Beendigung von Arbeiten beschäftigt bin, mit denen ich mich seit Jahren im Auslande ohne Quellen, ohne Ruhe, ohne Unterstützung vergeblich abmühte.

Doch werde ich nur noch einen Monat hier verweilen, und dann auf das Landgut meines Freundes, des Dichters Szelestey, nach Szt. Iványa, letzte Station Sárvár im Eisenburger Comitate, gehen, und den Winter über endlich jene Ruhe und Muße genießen, nach denen ich mich seit Jahren fast krankhaft und so vergeblich sehnte. Ich hoffe dort mehrere und gewissenhaftere Pläne in Ausführung bringen zu können, und zugleich eine neue Übersetzung, welche bis Neujahr im Verlag von Rob. Schäfer in Dresden unter dem Titel «Album hundert ungrischer Dichter. Zweihundert ungrische Gedichte von Graf Balassa (1572) bis Gyulai (1852)» erscheinen wird.

Durch dritte Hand erfuhr ich unlängst, daß die Verfasserin der Gespräche mit Dämonen[110]) neuestens von einem Krankheitsanfalle heimgesucht wurde[111]); nebst dem Gefühle der Trauer und innigster Besorgniß befiel mich noch ein eigenthümlicheres Gefühl bei dem Gedanken, daß ein Wesen, welches bisher so göttlich unabhängig von körperlichen Schwächen durchs Leben zog, die Fesseln irdischen Seins fühlen sollte. Hoffentlich ist die Irritation nicht so ernstlich, als das moderne, schwache Geschlecht in seiner freilich würdigen und warmen Besorgniß sie auffaßt. Der Himmel möge es wenigstens geben!

Ich wohne hier bei meinem Cousin, dem ehem. ungr. Obersten Bayer abgestiegen: Alte Postgasse Nro. 3, 3 Treppen Thür Nr. 11. Bis heute erhielt ich noch kein Exemplar der «Gespräche»; leider ist das Buch hier nirgend aufzutreiben.

Kertbeny.

Ähnlich und gleichfalls kurz gehalten ist der folgende Brief an Varnhagen, der mit einer militärisch historischen Abhandlung über die Belagerungen Ofens in den Jahren 1686 und 1849[112]) übersendet wird.

Budapest 22. 4. 53. Freitag.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Der Verfasser beifolgender Arbeit über die Belagerungen der Festung Ofen, ersuchte mich Ihnen sein Buch mit der Bitte zu übersenden, sich für Bekanntmachung desselben in Ihren ausgebreiteten Kreisen gütigst verwenden zu wollen. Indem ich mich mit großer Genugthuung Ihres ehrenden Interesses für unser Land und unser Volk wohl erinnere,

---

[110]) Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuchs zweiter Band. Berlin 1852.

[111]) »Bettina hat vor acht Tagen«, berichtet Varnhagen am 20. Juli 1852, »einen Unfall gehabt, als sie Morgens aufstand, fühlte sie die Rechte Seite wie gelähmt, der Fuß schleppte, die Hand konnte nicht festhalten . . . Bettina krank, gebrechlich, das will nicht passen. Aber wer bleibt verschont? es kommt an jeden!« (Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense IX, S. 299—300.)

[112]) Weder über den Verfasser noch über den genannten Titel des Buches war Näheres zu ermitteln.

glaube ich, daß Sie Genuß sowohl an dem ganz klar und objektiv gehaltenen Text, wie an den höchst seltenen Plänen finden werden, und ich vereinige diese meine Bitte mit der des Autors.

Was mich persönlich, mein hochverehrter Herr und Freund! betrifft, so erhalten Sie im Laufe nächsten Monats schon meine neueste Übersetzung «Album hundert ungrischer Dichter» Dresden, Schäfer, und mit derselben eine Erklärung sowohl über mein bisheriges Schweigen wie über meine Rückkehr, Schicksale und Erlebnisse in der Heimat, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube. Nehmen Sie bis dahin wohlwollend dies kurze und eilige Lebenszeichen hin, und gestatten Sie mir, mein hochverehrtester Herr und Freund, daß ich mich mit dem wärmsten Wunsche für Ihr Wohlbefinden zeichne als Ihr hochachtungsvollst treu ergebener

Kertbeny.

Goldene Hand Gasse No. 5 2 Treppen Thür No. 14.

Die von Kertbeny in Aussicht gestellte Schilderung seiner Erlebnisse an Varnhagen sollte nur später nachfolgen, da inzwischen sein Interesse nach ganz anderen Richtungen hin in Anspruch genommen wird. — — Im Mai 1854 kam Hoffmann von Fallersleben nach Weimar, um dort mit Unterstützung des Großherzogs das «Weimarische Jahrbuch für Deutsche Sprache, Litteratur und Kunst» herauszugeben[113]). Franz Liszt und Bettina hatten ihm den Weg geebnet und der Germanist Oskar Schade sollte ihm als nicht sehr erwünschter Mitarbeiter und Mitredakteur zur Seite stehen[114]). Das Jahrbuch sollte Aufsätze literarhistorischen und kulturhistorischen Inhalts, unveröffentlichte Werke und Briefe deutscher Dichter und Schriftsteller bringen, und jährlich zwei Bände oder vier Hefte, im ganzen 60 Bogen, umfassen. Trotz den Intrigen der Weimarischen Literaten, die den pensionierten, politisch geächteten und ausgewiesenen Professor ungern in ihrer Gesellschaft sahen, und trotz den Schwierigkeiten, die Schade selbst verursachte, indem er sich für das Jahrbuch «ein Publikum von hochgelehrten Germanisten dachte, die alles mit Kußhand aufnehmen würden, was nur irgend in den Bereich deutschphilologischer Studien gehörte»[115]), kann der erste Band am 28. August 1854 erscheinen. Kertbeny erfährt durch Franz Liszt, der dem Unternehmen nahe steht, und durch die Zeitungen noch vor der Herausgabe des ersten Bandes, von dem Vorhaben Hoffmanns v. Fallersleben, und trägt sich gleich als Mitarbeiter an, obwohl er von der Richtung des Jahrbuches noch nichts Näheres und Bestimmtes weiß. Sein Brief an Fallersleben ist beachtenswert, vor allem wegen der genauen Angaben und Daten, die er über seine literarische Tätigkeit anführt:

---

[113]) Vgl. Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von H. von Fallersleben. Hannover 1868, Bd. V, S. 232, und F. Muncker, H. von Fallersleben. A.D.B. Bd. XII, 1880, 615.

[114]) Vgl. H. von Fallersleben, Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Bd. V, S. 246.

[115]) H. von Fallersleben, Mein Leben. Bd. VI, S. 21. Vgl. zu der Vorgeschichte: Blätter für lit. Unterhaltung 1851, S. 497—501.

Pest, 14. 7, 54. Freitag Hotel Jägerhorn No. 85.

Geehrtester Herr!

Aus so eben erhaltenem Briefe meines sehr wehrten Freundes und Landsmannes Dr. Franz Liszt, erfahre ich, daß Sie mit Oskar Schade am 28t August d. J. das erste Heft Ihrer, mir schon durch Journalnotitzen signalisirten «Weimarischen Jahrbücher» von Stapel werden laufen lassen[116]).

Ich weiß nun nicht, welche Tendenz dies Unternehmen haben dürfte; ob es direkt nur darauf beschränkt sein soll, den Interessen der vier großen Dichter Weimars zu dienen, ähnlich wie die Shakespeare-Papers, oder ob diese Jahrbücher eine neue allgemeine Wochenschrift werden, wie das Museum von Prutz und Aehnliches? das ist die Frage.

Wollen Sie die Güte haben, mir nähere Mittheilung des Programms machen zu lassen.

Im zweiten Falle trage ich mich Ihnen als Mitarbeiter an; mein Name ist bis jetzt meist blos nur als Übersetzer aus dem Ungrischen bekannt, und da ich diese Richtung als Mission betrachte, so habe ich mir in der That noch wenig Zeit genommen, als Originalschriftsteller aufzutreten. Uebrigens neuestens begann ich doch schon, ungarisch meine reichen Erfahrungen und Erinnerungen achtjähriger Reisen selbstständig auszuarbeiten, und bei Manchem wäre es mir lieb, es auch vor das deutsche Publikum zu bringen.

Theils fertig, theils entworfen sind folgende Artikel:

«Die fünf Sinne der Engländer,» Beweis ihres großen geistigen und ihres Mangels alles sinnlichen Verständnisses.
«Über die Bulldogmanie.»
«Die Juden und die Zivilisation.»
«Die vier Dichter von Weimar in der ungrischen Literatur.»
«Die deutsche Literatur Ungarns.»
«Proben einer Volksliederkonkordanz.»
«Josef Emanuel Hilschers Grab in Mailand.»
«Edgar Alfred Bowring[116a]).»
«Ein Besuch bei Zschockke[117]).»
«Alexander Petöfi[118]).»
«Die ungrischen Dialekte.»
«Die finnische Sprachfrage in Ungarn.»
«Erinnerungen an Heinrich Stieglitz[119]).»
«Die Gälischen Sagenkreise in Ungarn.»
«Der Priester Johannes.»

---

[116]) Der erste Band des »Jahrbuches« erschien mit der Zueignung an den Großherzog »Zum 28. August 1854« und enthielt von Schade einen, von Fallersleben sieben Aufsätze literarischen und philologischen Inhalts, darunter der wertvolle über die Weimarische Liederhandschrift vom Jahre 1537 (S. 100—132) und über A. Silesius (S. 267—295). Vgl. auch H. von Fallersleben, Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. S. 21—23.

[116a]) Erschien in der Leipziger Illustrierten Zeitung.

[117]) Vgl. Silhouetten und Reliquien II, S. 234 ff.

[118]) Ebd. II, S. 50 ff. [119]) Ebd. II, S. 147 ff.

«Ungrische Maler.»
«Goethe und die Ungarn.»
«Erinnerungen an O. L. B. Wolf[120]).»
«Die Zigeunerfrage in Ungarn.»
«Pariser Fremdengeheimnisse[121]).»
«Budapest.»
«Über Volksmärchen.»
«Über Blumenmärchen.»
«Ungrische Kirchen: — Gran, Erlau, Fóth.»
«Bilder aus Florenz.»
«Konsul Kestner in Rom.» (?)
«Rhätoromanische Volkslieder.» u. s. w.

Der Stoff soll nicht ausgehen. — Meine Natur ist gegen alles improvisierende journalistische Schaffen, ich bin zu schwerfällig und tief denkend, und arbeite mühsam und langsam. Ich könnte daher nur für eine Wochenschrift arbeiten, mit der Garantie, mir an einem Orte nach und nach ein Nest schaffen zu können. Zu solcher Thätigkeit besäße ich dann aber eine Fülle von Stoffen und Ideen. Jedoch muß ich im Vorhinein bemerken, daß Sie sich eher erkundigen mögen, ob man eben in Weimar es gerne sieht, daß ich in einem daselbst erscheinenden Werke mitarbeite. Liszt könnte Ihnen darüber den besten und ehrlichsten Aufschluß geben, da er aber gerade von dort abwesend und mich an Sie verwies, so bitte ich Sie zugleich, gelegentlich direkte Nachfrage anzustellen, ob Se. K. Hoheit der Großherzog mein «Album hundert ungrischer Dichter» erhielt und der Aufmerksamkeit würdigte. Mir selbst dem Übersetzer, ist es gleichgültig, welch Schicksal das Buch hat, jedoch meinen Landsleuten würde es nicht geringe Freude machen, wenn von einem hier so verehrten Hofe wenigstens ein Wort der Befriedigung käme.

Ich habe so eben Anordnung getroffen, daß auch Ihnen ein Exemplar meines «Album's» zugestellt werde, und Sie würden mich erst recht entzücken, wollten Sie mir dafür, unter Kreutzkouvert mit umgehender Post Ihre, Franz Liszt gewidmeten «Lieder aus Weimar» zusenden[122]).

Für diesmal vermag ich nicht mehr zu schreiben, bis ich weiß, welcher Aufnahme ich bei Ihnen gewärtig sein darf; im günstigen Falle habe ich mich aber noch speziell an Sie, als den gewiegten Kenner der Volksliederfrage zu wenden, da ich eben eine neue Auflage meiner «Volksliederquellen in der deutschen Literatur» Halle 1852, vorbereite, und außerdem seit Jahren bereits an einem eigenthümlichen Werke, «Versuch einer Volksliederkonkordanz» arbeite.

In der deutschen Literatur erschienen bereits von mir und werden Sie bei Liszt vorfinden: 1. «Gedichte aus (52) fremden Sprachen». Jena 1848. — 2. «Gedichte von Alexander Petöfi.» Frankfurt a. M. 1849. —

---

[120]) Ebd. II, S. 228 f.

[121]) Erschienen in: Spiegelbilder der Erinnerung. Erlebtes, Erschautes, Erdachtes. Aus den Papieren eines Fünfzigers. Vom Verfasser der »Modernen Imperatoren«. Eingeleitet und hrsg. von Alfred Meißner. 2 Bde. Leipzig 1869.

[122]) Lieder aus Weimar. Von Hoffmanu von Fallersleben. Hannover, C. Rümpler. 1854. Freundesgabe für Franz Liszt. Vgl. von Fallersleben, Mein Leben. 6, S. 9.

3. «Der Held János, Märchen von Petöfi.» Stuttgart 1850. — 4. «Ungrische Volkslieder.» Darmstadt 1850. — 5. Erzählende Dichtungen von J. Arany. 2 Bde. Leipzig 1851. N. A. 1853. — 6. Der Strick des Henkers. Roman von Petöfi. Halle 1851. — 7. Hangok a múltból. Revolutionslieder. Leipzig 1852. — 8. Nationallieder der Magyaren» übersetzt von Vasfi u. Benkö. Braunschweig 1852. — 7. Volksliederquellen in der deutschen Literatur. Halle 1852. — 10. Album hundert ungrischer Dichter. Dresden 1853. — 10. Das Echo von Tihany. Dichtung von J. Pompéry. Pest 1853. — 12. Lieder u. Balladen von J. Garay.» Pest 1854.

Indem ich baldigst eine gütige Antwort erwarte, zeichne ich mich mit besonderer Hochachtung und langjähriger Verehrung als Ihr

ergebener

Kertbeny.

Es war vorauszusehen, daß keiner der im Briefe Kertbenys angeführten Aufsätze dem scharf umschriebenen Programme des Weimarischen Jahrbuches entsprechen würde. Und in der Tat finden wir in den sechs Jahrgängen des Jahrbuches keinen Beitrag aus der Feder Kertbenys[123]). Trotzdem verdienen die Aufsätze Beachtung. Zunächst in stofflicher Hinsicht sind sie charakteristisch für die Lektüre Kertbenys während dieser Zeit, denn wir können annehmen, daß zwischen dem, was er lesend in sich aufnimmt, und dem, was er in seinen Arbeiten wiedergibt, gewisse Zusammenhänge bestehen, die manches erklären. Auffallend ist die Beschäftigung mit rein wissenschaftlichen Fragen, wie wir ihnen bisher bei Kertbeny nicht begegnen konnten. Auf wissenschaftliche, namentlich literarhistorische Studien weist auch der Umstand hin, daß er sich mit dem Plane einer ungarischen Bibliographie trägt. Wenn Theodor Mundt von Laube sagt, er sei mit weit mehr Mut als Kenntnissen in die Literatur hineingesprungen[124]), so kann man in diesem Falle von Kertbeny das Gleiche behaupten. Ein solches Unternehmen erfordert notgedrungen eine langjährige, oft beschwerliche Sammelarbeit, der dann die nicht minder schwierige Sichtung und Einordnung der Daten folgen mußte. Dies alles setzte zugleich eine ganze Reihe literarischer und historischer Studien, eine Konzentration und Beharrlichkeit im Arbeiten voraus, die bei Kertbeny kaum zu erwarten waren. Doch für ihn scheint es überhaupt keine Schwierigkeiten zu geben, oder er glaubt sie leicht aus dem Wege schaffen zu können. Aus Briefen und späteren Äußerungen geht hervor[125]), daß er es schon im Ausland an gewissen Vorarbeiten nicht hat fehlen lassen.

---

[123]) Wir finden aber drei Abhandlungen, die mit Ungarn in Zusammenhang stehen: Ein Weihnachtsspiel aus Ungarn. Nach der Handschrift der Sternspielbruderschaft zu Kremnitz. Mitgeteilt von K. J. Schröer. Bd. 3, S. 391—419; Ein Paradeisspiel aus Oberufer in Ungarn. Mitgeteilt von demselben. Bd. 4, S. 383 bis 398; Zeitungen des 16. Jahrhunderts von T. Sickel. Bd. I, S. 345 f.

[124]) Vgl. H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang, S. 330.

[125]) Vgl. den Brief an Bettina vom 17. Sept. 1852 und Bibliographie ungarischer nationaler und internationaler Literatur 1441—1876. In zwölf Fachheften, redigiert von K. M. Kertbeny. Erstes Heft. Die Übersetzung aus dem Ungarischen in Fremdsprachen. Budapest 1876. Nachwort S. 69 ff.

Er kennt die deutschen bibliographischen Werke, selbst Gesners Bibliotheca universalis (1545—1555), und die einschlägigen ungarischen Sammelwerke von Bod, Czwittinger, Schmeizel, Horányi, Haner, die Kataloge der Széchenyi-Bibliothek des Nationalmuseums, u. a. m.[126]), doch sein Plan geht weit über die stofflich enge Begrenzung seiner Vorgänger hinaus. In seiner Bibliographie sollen nicht nur Werke ungarischer Schriftsteller, sondern alle deutschen Schriften, die auf Ungarn, auf ungarische Geschichte oder Verhältnisse bezug nehmen, Aufnahme finden, es soll eine Literatur- und Kulturgeschichte in sich vereinigen, ein anschauliches Bild der deutsch-ungarischen Beziehungen entwerfen und so das ganze ungarische Geistesleben in seinem engen und organischen Zusammenhange mit der großen europäischen Kultur darstellen. Am 22. Februar 1855 kann er Varnhagen bereits den Prospekt der Bibliographie übersenden[127]). Er berücksichtigt jedes Mittel, das ihm förderlich sein könnte. Er bittet Varnhagen um Beistand, und um Rat, wie er deutsche Gelehrte, wie A. von Humboldt, Jakob Grimm, den Historiker Pertz, die Künstler Kaulbach, Cornelius, Meyerbeer und vor allem den König von Preußen für sein Unternehmen gewinnen könnte.

Pest 22. 2. 55. Donnerstag, Sebastiani Gäßchen
Nr. 3. 2 Treppen Thür Nr. 8.

Der Himmel gebe es, das es für Sie eine angenehme Überraschung ist, wieder einmal die Zuschrift eines Menschen zu erhalten, dessen Hochachtung gegen Sie fortwährend wach und frisch ist, dem Sie selbst aber seit lange keine Aufforderung mehr zukommen ließen, Ihnen dieselbe wiederholt auszusprechen.

Ich hoffe wenigstens, daß Sie, hochverehrter Herr, alle meine neueren Produkte seiner Zeit in den Ihnen bestimmten Exemplaren richtig zugestellt erhielten, besonders das «Album hundert ungrischer Dichter» Dresden. 1854. K. Schäfer. 35 Bogen. Miniatur-Prachtausgabe (2te Ausgabe 1855)? Freilich wenn ich mich Ihres besonderen Wohlwollens und der ehrenden Güte erinnere, mit denen Sie sonst meine unbedeutenden, doch wohlgemeinten Gaben aufnahmen, so zweifle ich wohl manchmal an der ohnehin ziemlich in Verdacht stehenden Gewissenlosigkeit meines Verlegers, und wage daher diese Anfrage mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß Sie, im Falle dieser Verdacht sich bestätigt, mir schnellstens gestatten, den von jener Seite gegen mich begangenen Unterschleif, Ihnen gegenüber als ungeschehen zu machen.

Ich denke so oft an Sie, und den milden vermittelnden Geist Ihres ganzen Wesens im Leben, wie in der Literatur, daß ich emsig nach Mittheilungen über Ihr geistiges und seelisches Wohlbefinden ausluge, jedoch seit Jahren vergeblich, da ich direkt mit Berlin keinerlei Correspondenz habe. Sie würden mich daher, hochverehrter Herr! ganz glücklich machen, wenn Sie mir nur durch ein paar Zeilen den Trost zu-

---

[126]) Vgl. Ungarn betreffende deutsche Erstlingsdrucke 1454—1600. Mitgeteilt von K. M. Kertbeny. Budapest 1880. S. XXX, CIII ff., und Petrik, Magyarorszag bibliographiája 1712—1860. Budapest 1888. I, S. I, II.

[127]) Pränumerations-Aufforderung der ungrischen Bibliographie (deutsch und ungarisch). Erster bis sechster Jahrgang. Pest, Verlag von Gustav Heckenast. 1855.

kommen ließen, daß Ihnen meine herzliche Theilnahme und Hochachtung nicht ganz gleichgiltig ist.

Und diesmal liegt es mir besonders daran, Ihr Interesse einem Unternehmen zu gewinnen, für dessen Verwirklichung ich seit Jahren strebe, und dessen erstes nun mehr schon überholtes Programm als Couvert dieser meiner Zuschrift dient. Leider daß mir nicht die Mittel geboten sind, dies Projekt in der ganzen Ausdehnung des Feldes in Angriff zu nehmen und mein Inventarium gleich von der Erfindung des Buchdrucks an beginnen zu können; da würde denn das gelehrte Europa staunen! Es ist mir aber wenigstens die Hülfe meine Bibliographie nicht blos nur auf die letzten 8 Jahre zu beschränken, sondern immerhin die ganze ungrische Literatur des gegenwärtigen Jahrhunderts von 1800—1855 einer endlichen Ordnung und Übersichtlichkeit zu unterwerfen. Trotzdem nun aber das Werk auf 12—15 000 Nummern im kleinsten Lexikaldruck sich belaufen wird, ist dafür gesorgt, daß der Pränumerationspreis auf blos 17 (d. i. Guld.) verbleibt, ein wohl in der Literatur unerhörter Preis, und obendrein für das Ausland nur Subscription. Das ist es nun aber, wobei ich Ihres gütigen und weisen Rathes bedarf. Das Unternehmen hat zwei Seiten, die eine praktische für das Innland, und die literaturhistorische für das Ausland. Wie ich bei allen meinen Arbeiten hauptsächlich dahin strebe, unser exklusives nationales Dichten und Denken und Streben in Wechselwirkung mit der europäischen Bildung zu bringen, und so in unserem Literaturstaat gewissermaßen den Minister des Auswärtigen zu spielen, so ist es Hauptprinzip auch dieses Unternehmens es zu einem deutsch-ungrisch-europäischen zu machen. Aber es ist dies zugleich auch ein wichtiger Schritt zur immer mehr anwachsenden Verwirklichung der Idee einer Weltliteratur in der deutschen, und hier erscheint der erste Versuch eine ganze sekundäre Literatur in den Fokus der allgemeinen Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit zu bringen, daß all ihr Geäder jedem so deutlich erkennbar wird, als wenn man durch das Schiebfenster eines Bienenkorbes in dessen Mikrokosmos hinein blickt. Folgen meinem Beispiele die übrigen kleineren, besonders die in allgemein unzugänglichen Sprachen existierenden Literaturen Europas, so beherrscht der deutsche Geist bald ein größeres Reich der wissenschaftlichen Welt, als je ein materieller Eroberer materiell unter seinem Szepter vereinigt sah. Und in diesem Sinne hat sich Deutschland lebhaft für dieses Unternehmen zu interessiren.

Es fehlt nun auch vom Ausland her nicht an ehrender Theilnahme. Fast die meisten Bibliotheken haben sich schon als Subscribenten eingefunden, und viele Fachgelehrte denen es speziell um die ungrische Literatur zu thun ist. Es gilt nun aber das beizudruckende Pränumerantenverzeichniß mit einigen glänzenden Namen zu schmücken. Ich bin diese Genugthuung und Aufmunterung unseren armen heimathlichen, so sehr entmuthigten und pessimistischen Publikum schuld, um es durch den Nachweis zu erfreuen, daß sich in der That das Ausland um die Wehen und Schmerzen des ungrischen Geistes bekümmere, und wir nicht eine völlig übersehene Nation sind. Bisher haben seine Majestät der König von Sachsen und s. königliche Hoheit der Großherzog von Weimar subscribirt. Es läge mir nun sehr daran auch s. Maj. den König von Preußen und einige Prinzen des Hauses Hohenzollern als Subscri-

benten anführen zu können, sowie besonders, Sie mein hochverehrter Herr! Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, Pertz[128]), welcher ohne hin Mitglied der ungrischen Akademie ist, Bettina von Arnim, Kaulbach[129]), Cornelius[130]), Meyerbeer[131]), und ähnliche in Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Bei Ihrem kunstsinnigen gelehrten König, dürfte es denn nicht schwer sein, sein hohes Interesse für diese an sich so wichtige Sache zu gewinnen, wenn ich nur wüßte an wen ich mich schicklicher und rathsamer Weise dieser Verwendung wegen zu wenden hätte. Auch möchte ich ihm mein Album einsenden dürfen.

Dagegen ist es Ihnen vielleicht möglich, und im Kreise Ihres Behagens gelegen, einen oder den andern der genannten Herren für dies Projekt zu gewinnen, wo ich dann ergebenst darum gebeten haben möchte. Ich bedarf blos der Subscription, die Einkassirung des Betrages erfolgt bei frankirter Übersendung des Werkes.

Besonders würde ich Sie, hochverehrter Herr bitten, wenn es sonst Ihre Stimmung erlaubt, diesen meinen Brief, der Fr. Baronin von Arnim vollständig lesen zu lassen, und sie in meinem Namen mit achtungsvollstem Gruße zu ersuchen, ob sie vielleicht Rath in der Sache weiß? Ihr ist die Übersetzung der ungrischen Volkslieder gewidmet, und sie hat damals sich lebhaft für den Geist meiner Nation interessirt, man weiß das hier allgemein —, steht es doch sogar nebst ihrer, Varnhagens und Rahels Biographie in dem soeben geschlossenen weitbreiteten Conversationslexikon der Neuzeit, und es dürfte ihr nur ein paar Worte kosten, um dem Unternehmen schockweise Subscribenten zuzuführen.

Entschuldigen Sie mir das lange Präambule in einer Frage, die Sie vielleicht gar nicht interessirt, aber ich weiß mich im Augenblick wirklich an Niemanden sonst in Berlin auch nur um gütigen Rath zu wenden. Überhaupt lebe ich hier, was die geistige Verbindung mit der Civilisation in Europa betrifft, als wäre ich in einen tiefen Brunnen gefallen, in dem ich mitten im Dunkel liege und nur die Lichtung oben sehe, und nun die verhallenden Schritte der oben vorbeiziehenden höre. — Und wie ich sonst lebe? Das Gotterbarm! Abgesehn von allem widerlichen Kampf um die tägliche Existenz, scheint mich auch das Schicksal auserlesen zu haben, um als langgezogenes Objekt zu dienen, nach dem es sein Pech verspritzen könne. Nur innerhalb der letzten sechs Monate betrafen mich nicht weniger als vier Todesfälle in der Familie —, darunter mein jüngerer und einziger Bruder, ein ungewöhnliches Malertalent[132]), sodann ein Hausbrand und eine Unzahl anderer Kleinigkeiten, die man allgemein zu nennen sich genirt. Und doch bin ich nicht zu beugen, und doch strebe ich im dichten Kugelregen der Malheure geistig vorwärts, und meinen hohen, edlen Zielen zu, wie schwach und halb auch die Schritte immerhin sein mögen, und wie sehr auch das Ziel selbst außer aller

[128]) Georg Heinrich Pertz (1813—1876), Herausgeber der Monumenta Germaniae historica, Mitglied der ung. Akademie der Wissenschaften.

[129]) Wilhelm von Kaulbach (1804—1874), Maler. Vgl. Silhouetten und Reliquien II, S. 147 f.

[130]) Peter von Cornelius (1783—1867), Maler.

[131]) Giacomo Meyerbeer (1791—1864), der bekannte Komponist.

[132]) Emerich Benkert (1825—1855). Vgl. Silhouetten und Reliquien I, S. 24 ff.

Hoffnung liegen dürfte. Mir ist das Arbeiten geistiger Branntwein, um im Versunkensein in die Welt der Ideen, auf Monate die Welt der Thatsachen zu vergessen.

Möge der Himmel Sie gesund und wohlauf, und wie immer auch fort anregend und angeregt, mir aber Ihre gütige Erinnerung erhalten haben.

In bester Hoffnung einer wohlwollenden, hoch erfreulichen Antwort, und mit den innigsten Wünschen für Ihr Heil zeichne ich mich hochachtungsvoll als Ihr treu ergebener

Kertbeny.

Varnhagen legt in seiner liebenswürdigen Antwort vom 6. März 1855, für Kertbenys Bibliographie, deren Prospekt ihm durch seinen Berliner Buchhändler schon früher zugekommen ist, ein großes Interesse an den Tag[133]). Er findet jedoch die Zeit, in der die politische Spannung die Aufmerksamkeit aller Menschen gefangen hält, für ein solches Unternehmen nicht sehr günstig. «Ich erwähne dieses Übelstandes mit Bedacht, damit Sie die Beschränktheit der deutschen Beeiferung für Ihre Sache nicht etwa dem Mangel an Verständniß oder der Gesinnung, sondern den Umständen zuschreiben, in denen wir uns befinden. Lassen Sie daher sich nicht abschrecken, sondern hoffen Sie mit mir, daß bald wieder günstigere Zeitläufe eintreten mögen, welche für Ihren Zweck ergiebigere Wirksamkeit gestatten.» Mit Bettina könne er auch nicht über die Sache sprechen, denn sie halte sich in Bonn auf; von deutschen Gelehrten sei ihm nur Alexander Flegler in Zürich bekannt, der sich mit magyarischer Sprache und Literatur beschäftige. «Ich erstaune über den Umfang und Reichtum der literarischen Thätigkeit in Ungarn; — setzt er dann hinzu, gewiß haben wir und die anderen gebildeten Völker von dort in allen Fächern die schätzbarsten Gewinne einzuwechseln, wie wir solche im poetischen Fach, Dank vorzugsweise Ihren glücklichen Bemühungen, schon reichlich bezogen haben, und freudig in ihrem hohen Werth anerkennen. Mögen Sie Ihren vaterländischen Eifer durch den schönsten Erfolg belohnt sehen, und meiner wärmsten Theilnahme an Ihrem Streben und Gedeihen unwandelbar versichert bleiben.» Kertbenys Album hat er nicht erhalten, doch bestätigt er den Empfang des Buches über die Belagerungen Ofens, das ihm eine große Freude bereitet, da eine seiner frühen Novellen mit der Erstürmung Ofens (1686) im Zusammenhange steht[134]). Kertbenys Brief, der auf die Antwort Varnhagens folgt, ist unzweifelhaft der Ausdruck geistiger Depression. Er gewährt uns einen tiefen Einblick in die Stimmung seines Schreibers und entwirft, wenn wir von einzelnen Übertreibungen absehn, ein ziemlich treues Bild seines Charakters. Kertbeny geht alle Züge seines Wesens

---

[133]) Vgl. Silhouetten und Reliquien II, S. 204.

[134]) Varnhagens Novelle hat die belagerte Festung Ofen und das kaiserliche Lager zum Schauplatz und zeigt in den Namen, in der Handlung eine auffallende Übereinstimmung mit Zschokkes Erzählung »Der Pascha von Buda«. Nur hat Varnhagen die Vorgeschichte nicht in die Schweiz, wie Zschokke, sondern in eine kleine Stadt an der Elbe verlegt. Vgl. Deutsche Erzählungen von K. A. Varnhagen von Ense. Stuttgart und Tübingen 1815, S. 267—297. (Kriegsabentheuer); den gleichen Stoff behandelt auch Karoline Pichler in »Die Wiedereroberung von Ofen« (Sämtliche Werke. Wien 1828—1844, Bd. 42—44).

durch, schildert seine ganze Entwicklung mit ihren Mängeln und Schiefheiten, und das Schicksal, von dem er sich und seine Familie verfolgt glaubt. Er kann aber auch von der Fortsetzung seiner Arbeit berichten, und sein unbesiegbarer Optimismus läßt schließlich auch diesen Brief in einen Ton voller Hoffnung und Zuversicht ausklingen.

Pest 28. 7. 55. Sebastianigäßchen Nr. 3.

Hochgeehrter Herr!

Erst heute komme ich dazu, Ihre überaus erfreuliche und ehrende Antwort vom 6. 3. 55 meinerseits wärmsten Dankes zu beantworten; aber ich wollte abwarten, irgend eine Novität zugleich einsenden zu können. Der leidige Zufall will es, daß ich eben nichts als ein lokales Oppositionsschriftchen von all dem sonst Vorbereiteten aus der Presse erhielt, an dem Sie wahrscheinlich wenig Interesse und noch weniger Erquickung finden werden, nehmen Sie es jedoch in Huld hin, einfach schon um meinen guten Willen anzuerkennen.

Daß Ihnen mein «Album hundert ungrischer Dichter» nicht zugestellt wurde, gab Anlaß hinter eine Anzahl Unterschleife meines Verlegers in Bezug auf das Expedit zu kommen, in Folge dessen ich mich arg mit demselben zerkriegte. Aber es ist denn doch stark, daß ich die letzten Jahre hindurch 6 Werke bei sechs verschiedenen Verlegern herausgab, und mir jedesmal gegen Einbuße eines hübschen Theils des Honorars, 50 Freiexemplare im Interesse der durch diese Arbeiten erstrebten Tendenzen kontraktlich ausbedingte, und zu Ende alle sechsmal darauf komme, daß nicht einmal die Hälfte der Exemplare richtig an ihre Adressen gelangten. Da nunmehr die zweite Auflage meines Albums zur Versendung bereit ist[135]), so werde ich diesmal die Exemplare selbst und von hier aus expedieren, und erbitte mir dann auch von Ihrer Seite eine kurze Empfangsbestätigung darüber aus, wollen Sie jedoch das der Malerrevue[136]) beigedruckte Verzeichniß meiner deutschen Schriften überblicken, und gelegentlich mir gütigst zu wissen machen, was Ihnen überhaupt aus dieser Zahl seiner Zeit nicht überkommen, während ich Ihnen jedes dieser Werke zugedacht. Besonders aber würden Sie mich hochverehrter Herr! verbinden, benützten Sie etwaige Zeit und Gelegenheit dieselbe Frage auch an Frau Bettina von Arnim zu stellen, und mir ihre Antwort gefälligst wissen zu lassen. Und nun erlauben Sie mir die Hoffnung, daß Ihr körperliches Wohlbefinden nun mehr schon ein andauerndes geworden. Es ist in ähnlichen Fällen ebenso schwer als unzureichend, mit Worten eine wirklich aus dem Herzen kommende Theilnahme auszudrücken, die ohnedem nur auf dem Wege vorausgesetzten Vertrauens einigen Werth hat. Daß meine Worte dieses Vertrauen verdienen, kann ich Ihnen nur beweisen, wenn ich Sie versichere, keinen Zug Ihrer vielen Güte gegen mich vergessen zu haben. Mein Herz fühlt die innigste Dankbarkeit allein schon um kurz zu sein, deshalb gegen

---

[135]) 2. Auflage. Dresden 1856, R. Schäfer.

[136]) Ungarische Malerrevue. Heft I. Pest 1857, Lampel. 71 S. Vgl. auch das Flugblatt: Kertbenys Deutsche Schriften. 1856. Wien, Druck von L. C. Zamarski, Univ.-Buchdruckerei in Wien.

Sie, hochgeehrter Herr! weil Sie einer der wenigen sind, die an mir nie irre werden, oder wenigstens dies Mißtrauen weder durch Wort noch That merken ließen. Es ist diese Wahrnehmung für Sie um so ehrenvoller, und für mich um so tief befriedigender, als ich mich in dem Bezug, nicht nur in den verehrtesten und für klarsehend gehaltenen Charakteren — ich will nicht direkt auf Jüterbog (?) hinweisen —, bitterlich täuschte, sondern in der That auch viel eigene Schuld einzugestehen — habe. Es gibt Naturen im Gegensatze zu vielen glücklicher begabten, welche das Schicksal so recht zu Gegenständen mitleidswerther Lächerlichkeit in Hinsicht des abnormen Abstandes zwischen ihrem Wollen und Können anlegt, mit dem Stempel des Schlemihlthums auf der Stirne, und leider daß ich ein Prachtexemplar dieser Sorte sein muß! Von der lieben Mutter-Natur mit sehr schwerem und sprödem Fassungsvermögen ausgestattet, ohne jene Elastizität, die jedes Ei fast sogleich auf den Tisch hinstellt, und dazu der Erziehung nicht einmal die irgend gründliche Kenntniß der Elementarfragen verdankend, blieb ich einem ganz ungemessenen und in Rücksicht auf die kargen Mittel und Anlagen dazu, lächerlichen Trieb in allen Fragen nur das Höchste zu wollen, überlassen, und daher das Zerrissene, Unverhältnismäßige, Buntscheckige all meiner Productionen und Thaten und Strebnisse. Rechnet man hinzu noch ein ebenso tragikomödienhaftes Schicksal ewiger, und nie eine Minute lang aussetzender, äußerer, ganz brutaler Hindernisse, so ist das Bild fertig, welches einen geborenen Hektiker zeigt, der es sich in den Kopf gesetzt einige Thürme von ihrer Stelle zu rücken. Bei solchem Schicksale ergiebt sich eben aus der Erfahrung nur ein Trost, ein großer, erquickender, daß man nämlich sehr viel, wenn auch gerade nicht alles erreichen kann, wenn man nur wirklich und so recht ernsthaft will. Diese feste Überzeugung, welche ich im unsäglich schweren Kampfe mit dem Leben erzwungen, ist es, welche mich noch immer über dem Wasser erhält, und doch allmählich und fühlbar immer wieder einige Faden fortbringt, und dabei ist es denn innigst wohlthuend, und ermuthigend, daß es unter den Zuschauern am Strande doch einige Wenige giebt, welche liebevollen Auges den guten Willen, die Schwierigkeiten, und die wenn noch so geringen Fortschritte deutlich ersehen, statt nur die Ohnmacht des Schwimmers. Es ist ein bitteres Los die Weihe des Priesters in der Seele zu fühlen, dabei aber mit dem Fluche eines schwachen Gedächtnisses, schielender Augen, des Stotterns und der Schwerhörigkeit geschlagen zu sein. Da kostet es viel des Schweißes und der Thränen, bis man nur die Vortheile erreicht, die der nächstbeste gesund geborene Bauernbursche von selbst hat, und da geht denn die schönste Begeisterung schon bei dem langwierigen Einschulen darauf, daß meist wenig mehr für die eigentliche Aufgabe übrig bleibt. Und dann giebt es noch einen Fluch, den ärgstlächerlichsten, der so manchem anhaftet, und den ganzen Pathos seines Wesens stets komisch erscheinen läßt[137]) . . . So ergeht es mir von Kindesbeinen an. Solange noch die übermüthige Jugendkraft das Gefühl des Rechtes unterstützte, gings mit dem Kopf gen' die Wand, und wurde kein Kampf und keine List gescheut, das tölpelhafte Geschub zu übertölpeln, und da fielen denn manche Streiche vor, die das gerechte Miß-

[137]) Die Fortsetzung ergeht sich in ähnlichen Reflexionen.

behagen der kurzsichtigen Wohlwollenden erregte, um deren Meinung man sich wenig kümmerte, hatte man doch im ärgsten Falle nur sich selbst der Gefahr auszusetzen. Jetzt ist die Sache mit den reiferen Jahren und mit der sich immer mehr fühlbar machenden Müdigkeit anders, und zudem, wenn man eine arme kranke Mutter zur Seite hat, und schon alles begrub, was sonst dem Blute näher stand, und noch dazu, wenn man an ihren Gräbern es stets ins Gedächtniß bekömmt, daß sie alle, eine ganze Familie mit dem Pechzeichen, gerade demselben Geschicke der Ohnmacht erlagen, unter dem man selbst leidet, da giebt es dann Augenblicke in denen man glühenden Kopfes und Herzens bedenkt, ob es denn nicht redlicher sei Kohl anzubauen, als imaginären Unsterblichkeitssamen? — Übrigens es ist mein Glück, daß ich einer unglücklichen Nation angehöre, da erträgt man denn im tiefen Schmerze über so großes Geschick, das eigene kleine doch noch geduldig, und all den Indifferentism, die Verkennung und das Unverstandensein.

Ich arbeite fleißig an meiner Bibliographie fort, und habe schon derart an 16—18 000 Nummern inventirt, wenn es mir auch manchmal schwindelt, wenn es mir deutlich wird, daß die Aufgabe über 50 000 Nummern übersteigen dürfte, daß zudem bei der fürchterlichen polnischen Wirtschaft des technischen und merkantilischen Betriebs unserer Literaturzustände eine möglichst befriedigende Ärnte schwer abzusehen ist, und daß endlich eine solche Gleichgültigkeit dafür rings um mich herrscht, als ginge die Sache China an, nicht aber eine Lebensfrage Ungarns, und eine höchst wichtige der allgemeinen Kulturinteressen.

Zudem arbeite ich auch sehr viel ungrisch in unserer Journalistik und sonstigen Sammelorten, meist oppositionell, da ich zur Ligue junger Kräfte gehöre, welche nun in verschiedenen Richtungen unseres nationellen Geisteslebens mit ernsthafter Kritik auftreten und die pessimistischen Jeremiaden aus ihrer Erschlaffung aufrütteln, oder wenigstens die heranwachsenden wieder um die Fahne hoffnungsfroher Thatkraft versammeln.

Doch verzeihen Sie, hochverehrter Herr! diesen langen Brief, der mir so unter den Händen ganz unbemerkt zur ellenlangen Elegie wurde, während ich bloß die Absicht hatte, Ihnen meinen innigsten Dank für Ihre tieferfreulichen Zeilen auszusprechen, und Nachfrage um Ihr Wohlbefinden, an dem ich wärmsten, kindlichsten Antheil nehme, anzustellen. Aber von was das Herz voll, das tritt auf die Lippen, daher nochmals Vergebung und lassen Sie nur gütigst wisen, ob ich mich Ihrer vollen Herstellung und Ihres nunmehrigen ungestörten Wohlbefindens freuen kann. Das sind übrigens auch hier schwere Zeitläufe: Papiergeld, Krieg, Hagel, und Cholera — entschuldigen Sie daher, daß ich von keinen sogenannten allgemeinen Neuigkeiten schreibe. Hochachtungsvollst ergeben

Kertbeny.

Es hieße Kertbeny verkennen, wollte man seiner Unbeständigkeit keine Rechnung tragen und ihn einer langdauernden konsequenten Arbeit fähig halten. Trotzdem er das Gegenteil behauptet, so scheint er über die ersten Ansätze gar nicht hinausgekommen zu sein. Seine Begeisterung erlischt und die Schätze der Bibliothek können ihn nicht mehr fesseln. Hat man

außerdem die Gleichgültigkeit vor Augen, der er überall begegnet, so findet man es für begreiflich, wenn er sich bald anderen, leichteren Arbeiten zuwendet, von denen er sich einen größeren materiellen Erfolg versprechen kann. Der «junge Gelehrte» geht wieder völlig im Journalisten auf. Am 31. August 1856 sollte die 1821 nach dem Plane des Architekten Kühnel von Pak begonnene Basilika in Gran vom Kardinal Szitowsky feierlichst eingeweiht werden. Kertbeny wurde mit der Beschreibung und Erklärung des Baues betraut[138]), und ging im Januar 1856 nach Wien, um mit Franz Liszt, dessen Messe bei der Einweihung zur Aufführung gelangen sollte, Rücksprache zu nehmen. Es ist die Zeit, wo die Verhandlungen über das österreichische Konkordat in vollem Gange sind[139]). Es fehlt auch nicht an Sensationen in Literatur, Journalistik und Kunst, und Kertbeny weiß über alles kurz und lebhaft zu berichten. Er ergreift zugleich die Gelegenheit, den Dichter und Kritiker Paul Gyulai dem Wohlwollen Varnhagens zu empfehlen, und ein englischer Geistlicher, Haller, dem er bei dem päpstlichen Nuntius Kardinal Viale Préla[140]) begegnet, soll den Brief Varnhagen überbringen.

Wien, 3, 4. 56. Donnerstag, Stadt. Bognergasse 315.
II Treppen Nr. 15.

Vor einigen Wochen war ich so frei, Ihnen mein lith. Porträt zuzusenden, heute überreicht Ihnen Rev. Dr. Haller, Domherr der katholischen Kirche Englands, Bevollmächtigter des berühmten Cardinal Wiseman[141]), diese Zeilen, jedoch nicht in irgend welcher seine sonstige Mission betreffenden Absicht, sondern einfach sowohl als Stellvertreter meiner, um sich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen, als auch um den berühmten und hochverehrten Mann von nie alterndem und über der Höhe aller kleinlichen Vorurtheile stehenden Geist persönlich kennen zu lernen, und ihm mündlich seine Hochachtung bezeugen zu können. Sie werden entgegengesetzt auch von dem Herrn Abbé eine erfreuliche und durchaus unabhängige Ansprache finden, und ich glaube daher durch Anempfehlung desselben, die Grenze nicht überschritten zu haben, die mir Ihre so ehrende Zuneigung huldvollst zugestanden.

Ich selbst befinde mich bereits seit Januar d. J. hier in Wien, indem ich im Auftrage des Cardinal Fürst Primas von Ungarn eine Festschrift für die im Sommer dieses J. stattfindende Einweihung des prachtvollen Dombaues von Gran wobei Franz Liszt seine Messe zur Aufführung bringen wird —, drucken lasse; zugleich habe ich aber auch noch an 8 andere Werke unter der Presse, darunter «Wiener Besuchstage eines Nicht-Wiener Schriftstellers»[142]), welche ich sogleich nach Erscheinen Ihnen zuzusenden mir die Freiheit nehmen werde. Bodenstedt giebt

---

[138]) Vgl. Silhouetten und Reliquien II, S. 65 f.

[139]) Abschluß des Konkordats 18. August 1855. Vgl. H. Fr. Jacobson, Über das österreichische Konkordat vom 18. August 1855. Leipzig 1856, S. 129 f.

[140]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 65.

[141]) Nickolas Patrick Stephen Wiseman (1802—1865), Kardinal, Erzbischof von Westminster. Auf seine Anregung wurde durch die päpstliche Bulle vom 24. Sept. 1850 die katholische Hierarchie in England wiederhergestellt.

[142]) Das angezeigte Buch ist nicht erschienen.

meinen völlig neu übersetzten Petöfi heraus[143]), dann erscheinen auch die Gedichte Vörösmartys[144]) und Ähnliches, und an meiner Riesenaufgabe, der «Ungrischen Bibliographie des 19. Jahrhunderts» arbeite ich langsam und unausgesetzt, sodaß ich bereits achtzehntausend von den wohl mehr denn 50,000 Nummern bereits inventirte, und sobald ich im Mai wieder nach Pest zurückkehre, wird es wohl rascher gehen. Hier sind wir durch die Bacherl-Halmschen[145]) und Saphir-Waldeckschen[146]) Krakehlereien ziemlich außer Athem, wie den überhaupt die letzten drei Monate viel des Interessanten und Interessellen boten: Liszt[147]), Mozartfest[148]), Concordat, die Ristori[149]), Heines Tod[150]), die Akademiewirren, Winterhalters Bilder[151]), Französische Erbfolge, Frieden[152]), Levassor[153]), Medozi u. s. w. Meine «Erinnerungen an Heine»[154]), welche 42 deutsche Journale nachdruckten, kamen Ihnen wohl zu Gesichte. Einen weiteren Artikel lege ich hierbei[155]).

In Berlin weilt gegenwärtig der Begleiter des Grafen Thomas Nádasdy, eines unserer bedeutendsten Literaturtalente, jedenfalls der erste Kritiker im wirklichen Sinne des Wortes, den Ungarn bisher erhielt, mein Freund und Landsmann Paul Gyulai (spr.: Dyulaii), dem ich wohl gerne ein paar herzlich empfehlende Zeilen an Sie, hochverehrter Herr! mitgegeben hätte, wäre ich bei seiner jäh erfolgten Abreise in Pest anwesend gewesen. Und nun kann ich seine Berliner Adresse nicht erfragen. Doch vielleicht wird ihm durch Zufall das Glück zu Theil, mit Ihnen irgendwo zusammen zu treffen, dann sei Ihnen der geistreiche junge Mann bestens empfohlen.

---

[143]) Alexander Petöfi, Dichtungen. Deutsch von K. M. Kertbeny. Mit Vorwort von Friedrich Bodenstedt. Leipzig 1857.

[144]) Michael Vörösmarty, Gedichte. In eigenen und fremden Übersetzungen hrsg. von K. M. Kertbeny. Pest und Leipzig 1857.

[145]) Die Streitfrage über die Autorschaft des Halmschen »Fechters von Ravenna«, die der Schulmeister Franz Bacherl aufgeworfen hatte, indem er Halm des Plagiats an seinem Drama »Die Cherusker in Rom« beschuldigte, wurde besonders durch Eingreifen der Allgemeinen Zeitung zu einem großen Literaturskandal aufgebauscht, an dem sich auch die englische und französische Presse beteiligte. Vgl. O. von Schorn, Die Autorschaft des Fechters von Ravenna. Düsseldorf 1856, S. 34 f., Wurzbach, Biographisches Lexikon Bd. XIX, 1868, S. 432 und Zeitschrift für Bücherfreunde 1913.

[146]) Über das schmutzige Journalistengeplänkel M. G. Saphirs mit dem Kritiker der Wiener »Ostdeutschen Post«, Waldeck, vgl. Wurzbach a. a. O. Bd. XXVIII, S. 220, 226.

[147]) Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon XV, S. 259.

[148]) Die Mozart-Säkularfeier in Wien (27. Januar 1856). Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon XIX, S. 235.

[149]) Adelaide Ristori, italienische Schauspielerin (1822—1906).

[150]) Heines Tod, 17. Februar 1856.

[151]) Franz Xaver Winterhalter (1805—1873), Maler; Ausstellung seiner Bilder in Wien Februar 1856.

[152]) Vgl. Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte IV, S. 380 f.

[153]) P. Thomas Levassor (1808—1870), französischer Schauspieler.

[154]) Die »Erinnerungen an H.« erschienen in der »Wiener Ost-Deutschen Post« Nr. 43, 21. Februar 1856.

[155]) Heine in der »Ungarischen Literatur« Nr. 74, 29. März 1856 (Zeitungsausschnitt in der Varnhagenschen Autographensammlung).

Meinerseits stelle ich alle Versuche an, um über Bettinens Befinden Neueres zu erfahren, doch direkte Briefe bleiben ohne Antwort, und indirekte Anfragen wag ich nicht an wirklich Eingeweihte zu richten. Ich erfuhr bloß, daß Gisela[156]), die Gattin meines berühmten Landsmannes Joachim[157]) geworden. Nun lassen Sie aber auch, hochverehrter Herr! wieder einmal von Ihrem Befinden Erfreuliches hören, und seien Sie versichert, daß Niemand herzlicheren und innigeren Antheil an Ihrem Wohlergehen nimmt, als Ihr Sie hochverehrender und hochachtungsvollst ergebener Kertbeny.

Da Haller auf seiner Rückreise Berlin gar nicht berührte, wird der Brief, ohne an seine Adresse zu gelangen, wieder an Kertbeny zurückgestellt. Doch dieser scheint sich jetzt in seine Rolle als Gönner jüngerer Dichter ganz hineingelebt zu haben; nun empfiehlt er den Dramatiker Eduard Tempeltey (geb. in Berlin 1832) und der begönnerte Dichter selbst soll den vorhergehenden Brief und das nachstehende Empfehlungsschreiben bei Varnhagen abgeben.

Wien. 31, 5. Sonnabend.

Hochgeehrter Herr!

Nachdem dieser Brief seit nicht weniger denn 58 Tagen in der Welt umherirrte, und ich ihn schon längst in Ihren werthen Händen glaubte, erhalte ich ihn plötzlich wieder zurück mit dem Bemerken, daß der Abbé, zu dessen Empfehlung ich ihn geschrieben, gar nicht nach Preußen, sondern direkt schon zurück nach England sei.

Goethe macht irgendwo die Bemerkung, das einmal abgeschickte Briefe, gelangen sie wieder zurück in die Hand des Absenders, den Eindruck eines Fremden, von sich Abgelösten hervorbringen und eine Existenz für sich haben, die ohne vorherige Nutznießung zu vernichten man wohl absteht. Ich sende daher den nun einmal Ihnen, hochverehrter Herr! zugedachten Brief wiederholt an Ihre Adresse, und diesmal dürfte er nicht nur sicher anlangen, sondern auch für sein Dasein durch die Hand entschädigen, welche ihn diesmal überreicht. Mein werther Freund, der junge Dramatiker Tempeltey, erbat sich nämlich die Gunst, durch diese Gelegenheit mit Ihnen persönlich bekannt zu werden, und Ihnen seine tiefe Verehrung darbringen zu können. Es hat etwas Komisches an sich, daß ein ungarischer Schriftsteller einen Berliner Musensohn einer Berliner Zelebrität empfehlen soll, aber das ist ja der durchgängige Zug im Schicksal Tempeltey's, war es doch auch Wien, das zuerst auf dies ungewöhnliche Talent aufmerksam wurde und das ihm durch die Aufführung seines Dramas Klytemnästra[158]) im K. u. K. Burgtheater und dessen enthusiastische Aufnahme von Seiten des Publikums den literarischen Freibrief ausfertigte, ihm, dem jungen Berliner, den man in der Heimat kaum dem Namen nach kannte.

[156]) Gisela von Arnim, Tochter Bettinens, die Frau Hermann Grimms (1827—1889).

[157]) Josef Joachim, der berühmte Violinkünstler, 1856 Konzertdirektor bei der Hofkapelle in Hannover.

[158]) Klytämnestra. Tragödie von Eduard Tempeltey. Berlin 1857; zu Tempeltey vgl. Jahresberichte für neuere d. Literaturgeschichte Bd. XII, 1905, S. 4, 37, und XIII, S. 147.

Soweit ich Tempeltey persönlich kennen lernte, glaube ich annehmen zu können, daß sich seine Bekanntschaft auch für Sie als eine erfreuliche herausstellen dürfte, und habe ich davon Gewißheit, so will ich dann nicht mehr drängen, durch Ihre eigene Feder beruhigende Referate über Ihr geistiges und leibliches Wohlbefinden zu erhalten, Tempeltey versäumt es wohl fürder nicht, gewissenhaft über Ihr Behagen in dieser etwas gräulichen Welt zu berichten. Mögen Sie diese wiederholte Ergreifung der Gelegenheit, Ihnen durch eine neue gute Bekanntschaft vielleicht Vergnügen zu machen, als Beleg ansehen, wie unveränderlich verehrend mein Gemüth Ihrer gedenkt. Gestatten Sie, hochverehrter Herr, die Versicherung meiner steten und innigen Hochachtung mit der ich mich zeichne als Ihr treu ergebener Kertbeny.

Varnhagen antwortet in einem flüchtig gehaltenen Brief vom 28. Juli 1856[159]). Eine längere Reise habe ihn an der Begegnung mit Tempeltey verhindert, und Gyulai habe er auch noch nicht auffinden können. Einige Bemerkungen über Bettina und den eigenen Zustand werden eingeflochten und schließlich die Nachricht von der Vermählung Gisela von Arnims mit Joachim in Abrede gestellt.

Am 10. Oktober 1858 starb Varnhagen, und zwei Jahre später gab seine Nichte Ludmilla Assing, seinen Briefwechsel mit Alexander von Humboldt und einen Teil der Tagebücher unter dem Beifall von links und der Entrüstung von rechts, heraus[160]). Die Herausgeberin hatte zwar manches unterdrückt, das den Zeitgenossen besonders peinlich sein mußte, trotzdem hatten diese «Auszüge» eine fast unbeschreibliche Wirkung. Es waren sensationelle Enthüllungen. Varnhagen sieht hier von jener kühlen Zurückhaltung, die er sonst im Leben zu beobachten pflegte, völlig ab, spricht Ansichten aus, über die er sich nur wenigen geäußert hatte. Die konservativen Politiker werden unerbittlich gerichtet, und der König selbst kommt nicht unbehelligt davon. Die konservativen Blätter brachten eine Flut von Artikeln, in denen man die Glaubwürdigkeit der Varnhagenschen Tagebücher bezweifelte und seine scharfen Bemerkungen auf die verletzte Eitelkeit des in den Hintergrund gedrängten Diplomaten zurückführen wollte. Auch L. Assing wurde nicht geschont, so daß sie sich gezwungen sah, in der Kölnischen Zeitung eine «Abwehr» zu veröffentlichen. — Kertbeny traf die Nachricht von Varnhagens Tod in Wien, doch im Erscheinungsjahre der Tagebücher finden wir ihn bereits in München, wohin er nach einer Reihe von gescheiterten Plänen gekommen war[161]). Am 16. März 1860 schreibt er an die Nichte seines verstorbenen Gönners einen Brief:

München. 16. 3. 60 Sonntag. Hôtel zur Traube.

Mein hochgeehrtes Fräulein!

Wenn Sie Ihres großen und liebenswürdigen Onkels Papiere schon völlig genau durchsahen — was bei dem riesigen Hauf des Aufgestapel-

[159]) Kertbeny, Silhouetten und Reliquien II, S. 206—208.

[160]) Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827—1858. Nebst Auszügen aus Varnhagens Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und anderen an Humboldt. Leipzig 1860. Der ersten Ausgabe folgten in demselben Jahre vier weitere Auflagen.

[161]) Kertbeny a. a. O. S. XIII, XIV und I, S. 29; II, S. 47, 102.

ten wohl noch in Frage zu ziehen ist, so fanden Sie wahrscheinlich auch einige Briefe von mir, aus denen zu entnehmen wie sehr ich zu seinen Bewunderern und Verehrern gehörte, und wie sehr es mich glücklich machte, daß er mich mancher Antwort, und noch kurz vor seinem Hinscheiden, würdigte. Da meine Briefe in seinem Nachlasse völlig werthlos sein dürften, so möchte ich Sie gerne um gütige Zurückerstattung derselben bitten, ausgenommen, Sie hätten irgendwelchen Grund und bereits die Absicht, sie mit anderen zu veröffentlichen, wozu ich sie jedoch für zu unbedeutend halte, demnach nochmals meine Bitte wiederhole[162]). Daß meine Bücher mit der ganzen Bibliothek zur Auction gelangten, erfuhr ich zu spät, sonst hätte ich sie erstehen lassen. Ich selbst gebe demnächst ein paar Bändchen «Silhouetten u. Reliquien»[163]), persönliche Erinnerungen heraus, an Bettina, Bem, Dannhauser, Paul Delaroche, Eckermann, Garay, Hammer-Purgstall, H. Heine, Lablache, Lenau, Mailáth, Petőfi, Pyrker, Saphyr, Schröder-Devrient, Varnhagen, Vörösmarty, Wild, O. L. B. Wolff, Heinrich Zschokke u. s. w., in welchem Werke ich alle die Stellen aus Briefen abdrucken lasse, die keine persönlichen Bezügnisse haben. In den leider nicht vielen von mir noch aufgehobenen Briefen Varnhagens war kaum eine Zeile wegzulassen, während ich seine früheren Briefe bei meinem Ahasverleben leider mit vielen anderen auf Umherzügen verlor. Sein von Ihnen so ähnlich getroffenes und so schön behandeltes Porträt, besitze ich natürlich, und zeigte es auch hier überall umher, namentlich bei Kaulbach, dem es sehr gefiel. Kaulbach war auch ganz entzückt von dem Briefwechsel, umsoweniger jedoch die neupreußische Partei, Sybel[164]) und Bluntschli[165]). Das thut denn freilich nichts, und nebst dem, daß Sie, hochverehrtes Fräulein Ihre Pflicht erfüllten, verdienen Sie obendrein, ganz besonderen Dank für diese Veröffentlichung und Ihre Erklärung in der Köln. Zeitung ist in jeder Zeile klar und richtig[166]). Da ich Ihre Adresse nicht kenne und daher diesen Brief auf geradewohl auf die Post legen muß, so warte ich Ihre gütige Mittheilung desselben ab, und bitte mir dann zu gestatten, Ihnen meine neuesten Übersetzungen und mein Porträt einsenden zu dürfen, letzteres eben nur, weil es das fotographische Facsimile der Originalzeichnung Kaulbachs ist. Auf vielbewegtestem und an Vielseitigkeit der Bekanntschaften nur zu reichem Lebenswege, fand ich noch keine Persönlichkeit, an der ich mit so eigenthümlicher und tief befriedigender Sympathie hing, wie an Ihrem seeligen Onkel, gestatten Sie mir daher, wie man in Oesterreich zu sagen pflegt, daß diese Theilnahme in der Familie verbleibe, und auch Sie, mein hochverehrtes Fräulein, mich würdigen mögen, zu der Zahl Ihrer Freunde gezählt zu werden, mit welcher Bitte ich mich zeichne als Ihr stets hochachtungsvollst ergebener

Kertbeny.

---

[162]) L. Assing dachte weder an die Zurückstellung noch an die Veröffentlichung der Briefe.

[163]) Es ist das oft zitierte Buch.

[164]) Heinrich von Sybel, Historiker (1817—1895), seit 1856 Professor in München.

[165]) Joh. Kaspar Bluntschli (1808—1881), Rechtsgelehrter, seit 1848 Professor an der Universität in München. Vgl. Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte. Berlin 1907. X, S. 510.

[166]) Vgl. Kölnische Zeitung 1860, 29. Februar, Nr. 60, und 5. März, Nr. 65.

Am Ende des Jahres 1860 ging Kertbeny nach Genf mit der Absicht, nach Abschluß der Silhouetten und Reliquien eine Geschichte der Stadt zu schreiben. Die Kühnheit eines solchen Unternehmens darf uns bei Kertbeny nicht in Erstaunen versetzen. Die Begeisterung, mit der er früher von der Bibliographie geschrieben und gesprochen hat, wird jetzt auf den neuen Plan übertragen, und dem er darüber ausführlich berichtet, ist kein geringerer, als der Fürst Hermann von Pückler-Muskau, der berühmte Semilasso oder der Verstorbene, wie er sich als Schriftsteller zu nennen pflegte, eine Varnhagen in mancher Hinsicht verwandte Persönlichkeit[167]). Ohne eigentlich dichterisch veranlagt zu sein, hatte er sich, wie Varnhagen, auf den verschiedensten Gebieten versucht, und gleich ihm überlebte er eine Reihe von Generationen. Ähnlich gestaltete sich auch sein Verhältnis zum Jungen Deutschland, und wenn Varnhagen Mundt, Kühne, Schlesier und Konsorten unterstützte, so hat Pückler auf seinem Jagdschloß zu Muskau dem verurteilten Laube freundliche Zuflucht gewährt. Im Jahre 1828 beginnt die Reiseepoche seines Lebens, die kühnen Weltfahrten, durch die er den Satz der romantischen Philosophie von der Oszillation zwischen den zwei Polen zu verwirklichen scheint, und die ihn durch England und Frankreich, 1833 durch Algerien und Nordafrika, 1837 durch Ägypten, Griechenland und Kleinasien führen[168]). Erst am 25. Aug. 1839 tritt er seine Rückreise an[169]), und kommt anfangs Oktober nach Pest[170]), wo er u. a. mit den Grafen Stefan Széchenyi, Leo Festetich und Károlyi in brieflichem und persönlichem Verkehr steht. Er wohnt im Nationaltheater in der Loge des Gr. Stefan Széchenyi der Aufführung einiger ungarischer Stücke bei und genießt in Preßburg die Gastfreundschaft des Fürsten Paul Esterházy[171]). Er hat seine Eindrücke in den, ganz den Reisebildern Heines nachgebildeten Briefen aus Pesth, geschildert. Für ihn bedeutet Wien die Grenzstation europäischer Kultur, und er sieht in Ungarn das Land einer primitiven oder werdenden Bildung, mit reichen Magnaten und einer geistreichen Opposition, das Land, das «nachdem es volle Jahrhunderte sozusagen verschlafen hat, plötzlich von den allerneuesten Ideen der neuen Zeit geweckt wird, in die es sich sehr begreiflich nicht so schnell zu finden weiß, weil ihm zwischen Anfang und Ende der nöthige Übergang, die ganze dazwischen liegende Mitte fehlt.» Nikolaus Jósika hält er für den bedeutendsten Schriftsteller, da ihm außer dessen Romanen keine anderen Produkte der ungarischen Literatur bekannt sind. «Graf Széchenyi, schreibt er im Zusammenhange damit, . . . der Unermüdliche, hat trotz seines vielen Handelns auch noch die Muße gefunden, als bedeutender Schriftsteller aufzutreten. Er soll eine ungemein scharfe Feder führen. Ich habe nur die Übersetzung eines seiner Werke (das über die Pferdezucht) lesen können und dieses sehr humoristisch gefunden . . .»[172]).

[167]) Vgl. J. Mähly, Fürst von Pückler-Muskau. A.D.B. Bd. XXVI, 1888, S. 692 f.

[168]) Vgl. Fürst H. von Pückler-Muskau. Eine Biographie von Ludm. Assing. Hamburg 1873. I, S. 238 f.; II, S. 50 f., 87 f.

[169]) Vgl. L. Assing a. a. O. II, S. 159.

[170]) Vgl. L. Assing a. a. O. II, S. 161 f.

[171]) Die Briefe von Széchenyi, Festetich, Esterházy befinden sich in der Varnhagenschen Autographensammlung.

[172]) Reisetagebücher und verm. Aufsätze des Fürsten H. von Pückler-Muskau. Hrsg. von L. Assing. Hamburg 1873, S. 460 f.

Kertbeny begegnete dem Fürsten zuerst in Györ (Raab) im Jahre 1839, zum zweiten Male in Dresden im Juni 1842, und da er in dem für die Silhouetten und Reliquien bestimmten Aufsatz über Haugwitz auch dieser ersten Begegnung einige Seiten widmen wollte, wandte er sich um einige Daten an den Fürsten, der ihm — wie es scheint wider Erwarten — eine Antwort zukommen ließ. Der unermüdliche Briefschreiber Kertbeny ließ sich die Gelegenheit nicht nehmen und antwortete nun in einem langen Brief. Der Briefwechsel wurde aber nicht fortgesetzt.

Genf. 4. 3. 61. Montag, Hôtel de la Balance.

Euer Durchlaucht!

Eben von Vevey zurückkehrend finde ich mich durch Euer Durchlaucht so gütige und huldvolle Zeilen angenehmst und tiefbefriedigt überrascht, schon in sofern, daß sich dies Knäul von Mißverständnissen endlich zu entwirren scheint. Aber umso mehr betrübte mich die Nachricht von Euer Durchlaucht Unwohlsein, umso mehr, als ich selbst zwei Monate in qualvoller Stimmung zubrachte, da meine inniggeliebte Mutter, so fern von mir in Wien auf dem Tode darnieder lag, und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Ich bin daher gerade jetzo, mehr als je, in der Gemüthsverfassung, bei dem bloßen Worte weh aufzuzucken, wie nicht erst wird mir solche Kunde über einen Mann, dessen Name meiner Erinnerung seit einem Vierteljahrhundert in vielfacher Beziehung so tief werth ist. Ja in vielfacher Beziehung, denn nicht nur bei jener, durch Euer Durchlaucht Bemerkung mir nun selbst fast problematisch scheinender Szene in Raab, auch später hatte ich noch die Ehre, Euer Durchlaucht persönlich zu begegnen, darf ich immerhin nicht annehmen, daß Euer Durchlaucht so viel Notiz von der Begegnung nahmen, um sich meines Namens zu entsinnen. Der Vorfall in Raab muß 1838—39 gewesen sein[173]). Im Juni 1842 war ich in Dresden, und zwar in einer eigenthümlichen Lage. Ich war in Folge von Zerwürfnissen aus dem Vaterhause in Pest direkt durchgegangen, und mit der mir eigenthümlichen Energie und Zähigkeit, der nur immer der gesunde Menschenverstand fehlte, um statt dummer Streiche, wirklich Bedeutendes auszuführen, paßlos, mittellos, von Pest bis Dresden durchgegangen, ohne klar zu wissen, was ich eigentlich wollte, blos dem dunklen Instinkt folgend irgend was zu wollen. Damals stellte ich mich E. Durchlaucht im Hôtel de Saxe vor, und als ich offen gebeichtet, sprachen Eure Durchlaucht so ruhig überweisende, ruhige Worte, das selbe sogar dem leidenschaftlich erregten achtzehnjährigen Jungen überzeugend einleuchteten, und ein rasches Verständniß mit seiner Familie ermöglichten. Also dies eine Mal hatte ich jedenfalls die Ehre, Euer Durchlaucht persönlich gegenüberzustehen. Seit Jahren arbeite ich täglich 14 volle Stunden ununterbrochen, besonders, da ich meine arme, alte Mutter, und einige Verwandte pflichtschuldigst zu versorgen habe, und, Gott sei Dank noch immer meiner Pflicht entsprechen konnte. Diesmal jedoch arbeite ich, sofern dies möglich noch mehr, als je, wenigstens beinahe in seit Wochen dauernder, fieberhafter Aufregung, da mich diesmal eine nicht gewöhnliche

[173]) Vgl. Silhouetten und Reliquien I, S. 219 f.

Ambition beherrscht. In allen Kreisen der hiesigen republicanischen Aristokratie seit meinem Hiersein ungewöhnlich zuvorkommend aufgenommen, studiere ich seit zehn Monaten die hiesige Geschichte und schreibe nun an einem großen Werke «Genf und die Genfer in neunzehn Jahrhunderten», das deutsch, englisch, schwedisch, holländisch, französisch und ungrisch zugleich erscheinen soll, und mit welcher Arbeit mir vielleicht der glückliche Wurf gelingt, etwas Tüchtiges geschaffen zu haben[174]). Ich vermag daher jetzt kaum noch eine ausführliche Correspondenz zu führen, und E. Durchlaucht Rekonvalescenz verpflichtet mich zudem, taktvollste Bescheidenheit zu beobachten, demnach ich mich diesmal, so sehr Anlaß und Anreiz zu Eingehenderem vorhanden, beschränken muß, nur ein paar Punkte zu berühren, um E. Durchlaucht nicht zu ermüden, und zugleich erwägend, daß E. D. vielleicht mehr Befriedigung gewähren mag, statt Briefen bald das bemerkte Buch selbst zu erhalten, als Beleg, wie sehr E. Durchlaucht huldvolle Theilnahme von anregendstem Einfluß auf mein Streben ist.

Ich erlaube mir unter Kreuzband, anbei E. Durchlaucht, meine letzten beiden Publikationen, einzusenden, die Übersetzung des ungrischen Dichters Arany und den 1-ten Band der «Silhouetten und Reliquien» darin der Artikel über Haugwitz steht[175]). Letzteres Buch, eine Espece von Memoiren schrieb ich vor 3 Jahren höchst flüchtig und bloß einer Dame zu lieb[176]), nieder, ohne nur das Manuscript nochmals durchgelesen zu haben, daher das Buch von Druckfehlern, noch mehr von anderen wimmelt. Wollen mir E. Durchlaucht huldvollst gestatten, im 2-ten Bande die hierauf bezügliche Stelle aus E. Durchlaucht heute erhaltenem Briefe als Rectificierung der Thatsache zum Abdruck zu bringen. Diese Bitte ist zugleich ein starker Beweis, daß ich selbst auf Kosten einer gewissen dem Literaten leicht verzeihlichen Eitelkeit nie schwanke, gilt es der Wahrheit ihr Recht widerfahren zu lassen.

An Arany werden E. Durchlaucht, würdigen Sie die Bücher überhaupt der Beachtung, nicht sehr starke Befriedigung finden, da E. Durchlaucht nicht vorher mit Aranys Dioskuren, Alex. Petöfi bekannt wurden — dessen Werke in Schloß Branitz[177]) liegen —, der einer der größten Dichter der Weltliteratur ist, und in dessen Nachhall nur Arany ganz begreiflich und werthbar ist. Zugleich erlaube ich mir E. Durchlaucht ein leeres Blatt aus meinem Album mit der ergebenen Bitte zuzusenden es einiger Gedenkzeilen huldvollst würdigen zu wollen. Ich würde in Privatinteresse eine solche Bitte nicht wagen, jedoch ich sammle schon seit Jahren an einem Album, das ich einst dem ungrischen Nationalmuseum als Resultat meiner Reisen schenken will[178]), und ich war so glücklich dafür Gedenkzeilen und Zeichnungen von Kaulbach, Schwind,

---

[174]) Von dem Werke erschien nur das erste Heft: Genf und die Genfer seit zwei Jahrtausenden. Lexikalwerk in fünf Büchern. Programmheft. Genf 1862. (VI, 54 S.)

[175]) Vgl. Silhouetten und Reliquien I, S. 218 ff.

[176]) Vgl. Silhouetten und Reliquien. An Frau M... D... in Frankfurt a. M.

[177]) Im Jahre 1845 verkaufte Pückler das Rittergut Muskau an den Grafen von Nostiz und übersiedelte nach Branitz. Vgl. L. Assing a. a. O. II, S. 210 f.

[178]) Einiges daraus ist veröffentlicht in Silhouetten und Reliquien II, S. 247 f.

Piloty, Cornelius, Uhland, Béranger, Macaulay, Zedlitz[179]), An. Grün, der Ristory[180]) u. s. w. so zahlreich zu erhalten, daß die Sammlung schon über einige hundert Blatt geht, und ich mich gar sehr glücklich fühlen würde, einen geheim längst gesetzten Wunsch erfüllt zu sehen, und auch E. Durchlaucht gefeierten Namen jener Collection beizählen zu dürfen. Das Blatt, wie überhaupt jede weitere Zuschrift, mit der E. Durchl. mich zu beehren etwa noch die Gnade haben, erbitte ich mir ausdrücklich unfrankirt, weil sich so allein, bei dem höchst inkorrekten Schweizer Postgang Garantie bietet, daß ich Sendungen richtig erhalte, wie mir denn schon 11 werthvolle Briefe verloren gingen, darüber ich eben mit dem Berner Centralpostamt im Processe stehe.

Tag und Nacht eingenommen von dem Gedanken an mein über Genf projektirtes Werk, das Julius Cäsar, die Burgunder, Karl den Großen, Konrad den Salier, die Strättlingen, das unglückliche Geschlecht der Grafen von Genf, die Bischöfe, und die beiden Gegenpäpste Bonifaz und Felix, die 7 Amadeus von Savoyen, den grünen Grafen, die Liberatoren Genfs, namentlich Besançon Huguues, dann Calvin und seine Rotte, neben ihnen die Mameluken, Péneysyten, Ratischocken, Libertiner, die zahlreichen Großen Litteratoren, Juristen, Historiker, die zahlreichen Militärs in fremden Diensten, Diplomaten und Politiker, dann die Hauptgruppe der Empiriker, Rousseau als Erscheinung für sich nebenbei die großartigen Künstler, Petitot[181]) und Liotard[182]) bis zu St. Ours[183]) und Töpffer[184]), weiters die Nationalökonomen, die Reise der Staël, Napoleon I. Auftreten, u. s. w. in möglichst interessanten Bildern aus 19 Jahrhunderten bis zu James Fazy[185]) vorführen soll, so wie ein eigenes Fremdenbuch von Milton, Bayle, bis Voltaire und Byron, und die Lolla Montez[186]), — wie gesagt Tag und Nacht von Gedanken an diese Arbeit eingenommen, gerate ich nebenbei auf noch allerlei andere Ideen, so z. B. nachdem der Prinz von Wales huldvollst bereits die Dedikation der englischen Ausgabe akceptirte, ob und wie die deutsche Ausgabe König Wilhelm I. zu widmen wäre, da gerade Preußen seit Jahrhunderten im engsten Zusammenhange mit Genf stand? Nun kenne ich aber seit Humboldts Tode leider Niemanden am Berliner Hofe, weiß auch nicht unter welchen Formalitäten, und an welche Person oder Stelle eine solche Anfrage zu richten wäre? Darf ich erwarten, daß vielleicht Euer Durchl. gewogen wären, mir hierin ein Wort gütigen Rathes zu sagen?

Ich würde mir erlauben das fotographische Faksimile meines von Kaulbach gemalten Porträts einzusenden, doch ist es zu unförmlich, um per post expediert zu werden, daher ich lieber eine fotographische Visitkarte

---

[179]) Vgl. Silhouetten und Reliquien II, S. 249.

[180]) Vgl. Silhouetten und Reliquien II, S. 88 f. u. 247. Adelaide Ristori, italienische Schauspielerin.

[181]) Jean Petitot (1607—1691), Maler.

[182]) Jean Etienne Liotard (1702—1790), Maler und Stecher.

[183]) Jean Pierre St. Ours (1752—1809), Maler.

[184]) Rud. Töpffer (1799—1846), Maler und Novellist.

[185]) Vgl. Kertbeny, Genf und James Fazy. Enthüllungen. Leipzig 1864.

[186]) Lola Montez (1818—1861), Tänzerin, Geliebte Ludwigs I. von Bayern.

beifüge, da es bei einer Correspondenz mit einem persönlich Unbekannten, willkommen sein dürfte, sich eine Vorstellung von der Person machen zu können. Ich fühlte mich unendlich glücklich, käme mir gelegentlich ein gleiches Porträt von Euer Durchlaucht zu, das ich gar hoch in Ehren halten würde. Mein Album besitzt jenes Porträt Euerer Durchlaucht, das etwa 1840 als Beilage zum Bilderconversationslexikon erschien.

Und nun muß ich schließen, um Euer Durchlaucht ja nicht zu ermüden. Wäre nicht der heimtückische Zufall dazwischen getreten, es verhindernd, daß ich E. Durchlaucht bei Dero hiersein hätte sprechen können, so wäre wohl mündlich in ein paar Worten mehr gesagt gewesen, als durch noch so viele Seiten ermöglicht wird, und E. Durchlaucht fänden mehr, als ich schriftlich auszudrücken vermag, es erklärt, wie sehr ich tiefsten Antheil an E. Durchlaucht Wohlergehen nehme, wie sehr ich daher durch letzte Nachricht, schmerzlich berührt, der gegenüber nur die Hoffnung und der tiefinnige Wunsch bleiben, daß die glücklich eingetretene Rekonvaleszenz eine dauernde und stärkende sei, deren Verlauf es vielleicht möglich macht, Euer Durchlaucht des Sommers wieder an den Ufern des Leman zu sehen, was ich umsomehr zu hoffen wage, als ich in Gesellschaftskreisen in Lausanne erfuhr, es befinde sich in dortiger Pension eine Verwandte E. Durchlaucht, eine Comtesse Pückler. Gelegentlich dieser Bemerkung gestatten mir Euer Durchlaucht die weitere, daß wenn meine ergebene Bereitwilligkeit je befähigt ist, irgendwie eines Dienstes beansprucht zu werden, ich mich höchstens glücklich fühlen würde, eines Auftrages gewürdigt zu sein.

Auch einige literärische Anfragen schweben mir schon lange in der Feder, aber ich bescheide mich pflichtschuldigst, und füge diesen Zeilen nichts mehr hinzu, als den recht innigst gefühlten Dank für Euer Durchlaucht huldvolle Gewogenheit mit dem tief aus dem Herzen kommenden Wunsch für Euer Durchlaucht Wohlergehen, mit welchen Versicherungen ich mich zeichne als

Euer Durchlaucht tiefergebener
Kertbeny.

Kertbeny hat die letzten Jahre seines Lebens in Budapest verbracht, wo er am 23. Januar 1882, noch nicht 60 Jahre alt, unvermutet einem Schlaganfall erlag.

Berichtigung. Oben S. 512, Z. 9 von unten ist statt «Italienern» — Russen zu lesen.

M. KIR. FERENCZ JÓZSEF TUDOMÁNY EGYETEM KÖNYVTÁRA

Aus dem Verlage von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Jahrbuch des Völkerrechts.

Herausgegeben in Verbindung mit

Staatsminister **Asser** (Haag), Prof. v. **Bar** (Göttingen) (†), Dr. **Barrios** (London), Gesandter **Itiberê da Cunha** (Berlin) (†), Prof. **Fiore** (Neapel), Prof. **Fleischmann** (Königsberg), Gesandter **Hagerup** (Kopenhagen), Prof. **Huber** (Zürich), Prof. **Kohler** (Berlin), Prof. v. **Korff** (Helsingfors), Prof. **Lammasch** (Wien), Prof. v. **Liszt** (Berlin), Prof. v. **Martitz** (Berlin), Prof. **Meurer** (Würzburg), Prof. **Nys** (Brüssel), Prof. **Okamatsu** (Kyōto), Prof. Marquès **de Olivart** (Madrid), Prof. **Oppenheim** (Cambridge), Prof. **Renault** (Paris), Prof. **Sá Vianna** (Rio de Janeiro), Prof. **Schücking** (Marburg), Gesandter Prof. v. **Streit** (Wien), Prof. **Wilson** (Harvard University), Prof. **Zorn** (Bonn)

von

Geh. Justizrat Professor Dr. Th. Niemeyer in Kiel

und

Dr. K. Strupp in Frankfurt a. M.

Band I.

Preis geheftet M. 38.—, in gediegenem Halbfranzband M. 41.—.
Für Abonnenten der Zeitschrift für Internationales Recht geheftet M. 32.—,
in gediegenem Halbfranzband M. 35.—.

Ausführliche Prospekte mit Inhaltsverzeichnis stehen kostenlos zu Diensten.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

DB
901
U532
Jg.2

Ungarische Rundschau für
historische und soziale
Wissenschaften

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY